I. Jahrgang. № 1.

# Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

**Alexander Eggers.**

№ 122139

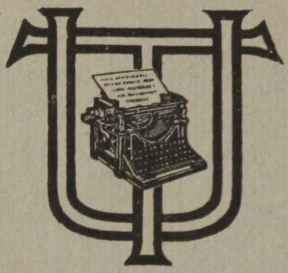
Inhalt:

Axel v. Gernet: Die Deutschen in Rußland. (S. 1). — Prof. Joseph Lezius: Nachwirkungen des Römischen Kaiserreichs. (S. 7). — Pastor Artur Malmgren: Der „Fall Jatho". (S. 18). — Prof. M. Witlich: Über die Reform unserer Ernährung nach Dr. Hindhede. (S. 31). — Carl v. Kügelgen: Baron Alexander Meyendorff. (S. 36). — Arthur Luther: Gerhard Ouckama Knoop. (S. 45). — Briefe aus Deutschland. 1. (S. 53). — Pastor Hans Büttner: Die deutschen Kolonieen der Wolgabergseite. (S. 58). — Von der Lehranstalt des Deutschen Gymnasial- und Realschulvereins in Lodz. (S. 64). — Herm. Anders Krüger: Zwölf Gebote für den jungen Bruder Studio. (S. 65). — Die Bücherei des deutschen Hauses. 1. Zur Mädchenlektüre. (S. 66). — Otto v. Schilling: Gedichte. (S. 70.) — Martha Willkomm-Schneider: Leben! (S. 75). — Inserate. (S. 86).

Reval 1912.

Verlag der Deutschen Monatsschrift für Rußland.

Niederlagen: in St. Petersburg: die Bücherei des Deutschen Vereins, Gr. Stallhofstraße 8.;
in Riga: die Buchhandlung G. Löffler, Gr. Sandstraße 20.



**Das Original steht immer höher als die Kopie!**

# UNDERWOOD allen voran!

## Der Allerwelts-Siegeslauf

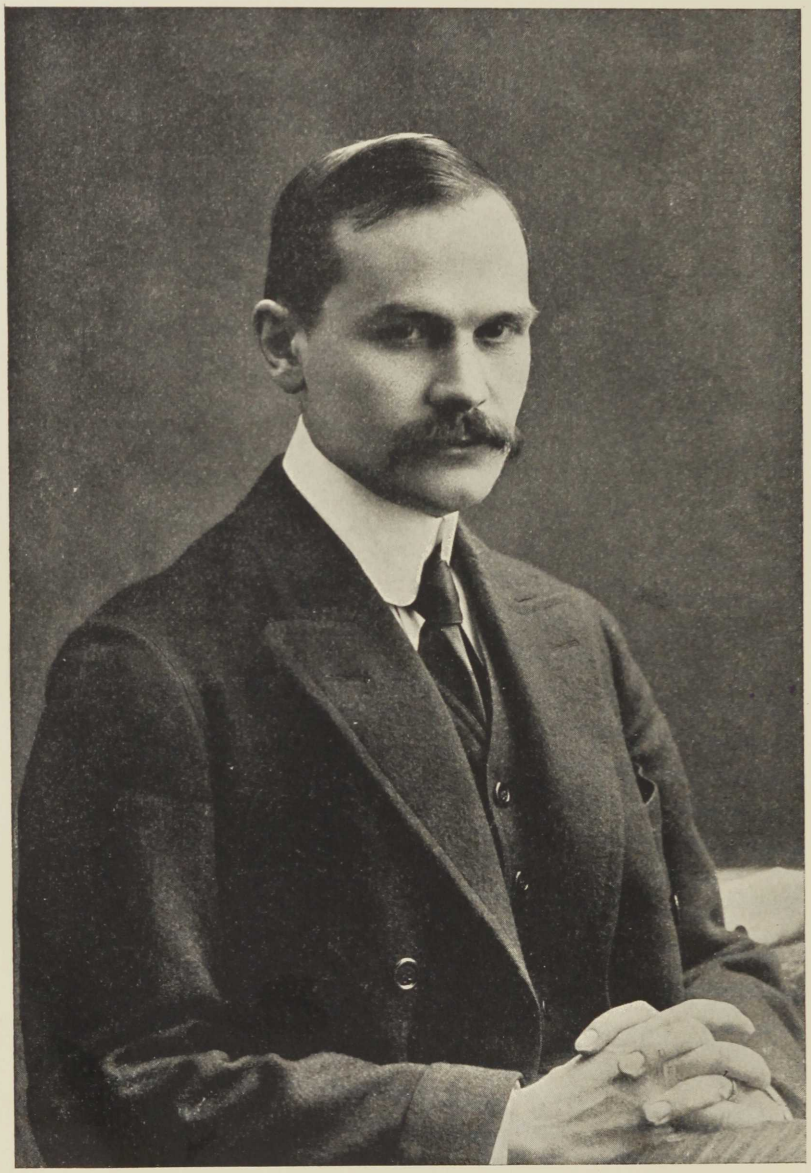
der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 11 Jahren 500.000 „Underwood"-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (3000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

## G. Gerlach,

**St. Petersburg,** Karawannaja 11.
**Warschau,** Czysta 4.
**Moskau,** Große Lubjanka 14.

**Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.**



Alexander Baron Meyendorff.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.

Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 Reval, 15. (28.) Januar. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Deutschen in Rußland.

Von Axel v. Gernet. (St. Petersburg.)

Nach der Reichsvolkszählung vom 28. Januar 1897 lebten in Rußland (ohne Finnland) 1.790.489 Deutsche. Davon entfielen auf das Europäische Rußland 1.312.188 (Ostseeprovinzen 165.727), auf das Zartum Polen 407.274, auf Kaukasien 56.729, auf Sibirien 5.424 und auf Zentral-Asien 8.874. 76,01% der Deutschen waren Lutheraner, 3,57% Reformierte, 3,68% Mennoniten, 1,12% sonstige Protestanten, 13,53% Katholiken, 0,75% Orthodoxe, 0,07% sonstige Christen und 1,27% Juden.

Unter den das russische Reich bewohnenden Völkerschaften nahmen die Deutschen in numerischer Hinsicht den achten Platz ein. Nach den Daten der Reichsvolkszählung können wir folgende Reihenfolge feststellen: Großrussen (55.667.000), Kleinrussen (22.380.000), Polen (7.931.000), Weißrussen (5.885.000), Hebräer (5.063.000), Kirgis-Kaisaken (4.084.000), Tataren (3.738.000), Deutsche (1.790.000), Litauer und Shmuden (1.658.000), Letten (1.436.000), Baschkiren (1.321.000), Armenier (1.173.000), Moldauer und Rumänen (1.122.000), Mordwinen (1.024.000), Esten (1.003.000) u. s. w.

Hinsichtlich der Bildung gehen die Deutschen an der Spitze der Rußland bewohnenden Völkerschaften. In der Kenntnis des Lesens und Schreibens folgen sich die einzelnen Nationalitäten: Deutsche 59,91%, (Männer) bezw. 58,57% (Frauen), Litauer und Letten 52,01%, bezw. 52,53%, Hebräer 48,93%, bezw. 28,23%, Finnen und Esten 35,24%, bezw. 26,94%, Polen 34,78%, bezw. 29,40% und schließlich Russen 29,58%, bezw. 9,34%.

Nach Ständen verteilt, gehörten 1,39% der Deutschen dem erblichen Adel an, 0,96 dem persönlichen Adel bezw. dem nicht adeligen Beamtenstande, 0,14% dem geistlichen Stande, 0,83% dem Stande der Ehrenbürger, 0,66% dem Kaufmannstande, 18,12% dem Kleinbürgerstande, 70,71% dem Bauerstande und 0,47% den übrigen Ständen, während 6,72% fremde Reichsangehörige waren. Gegen zwei Drittel aller Deutschen (57%) lebten von der Landwirtschaft. Im übrigen gibt es keinen Berufszweig, in dem die Deutschen nicht vertreten wären.

Von den 1.790.489 Deutschen lebten 418.533, also fast ein Viertel, in Städten und 1.371.956 auf dem flachen Lande.

Wenden wir uns zunächst der städtischen Bevölkerung zu. Dabei schicken wir voraus, daß wir bei der näheren Darstellung von den Kernlanden des Deutschtums, den Ostseeprovinzen, absehen, die eine eingehendere Behandlung erheischen, als sie auf den nachfolgenden Blättern gegeben werden kann.

Es giebt wohl kaum eine Stadt in Rußland, jedenfalls keine Gouvernements- oder Kreisstadt, in denen nicht Deutsche leben. Die Verteilung ist nur eine sehr ungleichmäßige. Während in der Stadt St. Petersburg im Jahre 1897 etwa 50.900 und in Lodz 70.000 Deutsche gezählt wurden, gab es eine ganze Reihe von Gouvernements, in denen die städtische deutsche Bevölkerung die Ziffer 100 nicht erreichte: Olonez 89, Amurgebiet 96, Transbaikalien 62, Jakutsk 9, Semipalatinsk 71, Semiretschensk 29, Turgai 35. Mehr als 10.000 deutsche Städter gab es außer in Liv-, Est- und Kurland in den Gouvernements Petersburg (55.369), Moskau (18.018), Saratow (12.963), Cherssón (12.810), Warschau (15.578) und Piotrkow mit Lodz (81.850). Zwischen 5.000 und 10.000 Deutschen wurden gezählt in den Städten des Gouvernements Kalisch (8.393), zwischen 1.000 und 5.000 in Astrachan, Bessarabien, Wilna, Witebsk, Wolhynien, Grodno, Dongebiet, Jekaterinoslaw, Kasan, Kiew, Kowno, Minsk, Poltawa, Pskow, Samara, Plozk, Suwalki, Baku, Kubangebiet, Terekgebiet und Tiflis.

Unter den Städten mit stärkerer deutscher Bevölkerung wären vor allem zu nennen: St. Petersburg, Moskau, Odessa, Saratow, Lodz und Warschau.

Petersburg zählte nach der Reichsvolkszählung von 1897 — 50.780 und nach der lokalen Volkszählung vom 15. Dezember 1900 — 48.465 Deutsche. Das waren 3,4% der Gesamtbevölkerung. Ein Menschenalter früher, im Jahre 1869 waren es noch 6,9% (45.512 Personen) und ein Jahrhundert

früher, zu Ausgang des 18. Jahrhunderts, 7,8% (17.600 Personen). Die Zahl der Deutschen wächst zur Zeit nicht mehr. Ja es scheint, daß sie im Rückgange begriffen ist. Wenigstens scheint sich das aus dem statistischen Material der Kirchengemeinden zu ergeben. Die Gründe dieser Erscheinung liegen in der Abnahme der Zuwanderung, in dem geringen natürlichen Zuwachs und in der Verrussung.

Von den 48.485 Deutschen, die 1900 in Petersburg gezählt wurden, waren 45.116 protestantisch, 2.454 römisch-katholisch, 568 griechisch-katholisch und 409 jüdisch. Petersburg hat 8 deutsche und 4 gemischte evangelisch-lutherische Gemeinden, von welch letzteren ein Teil deutsch ist; zudem hat auch die schwedische Gemeinde einen kleinen deutschen Bestandteil; ferner besitzt Petersburg eine deutsch-reformierte und eine deutsch-katholische Gemeinde. Die ältesten lutherischen Gemeinden sind die St. Petrigemeinde (gegründet 1710), die St. Annengemeinde (gegr. 1719) und die St. Katharinengemeinde (gegr. 1728). Dieses sind auch die größten lutherischen Gemeinden Petersburgs. Die übrigen Gemeinden, die meist sehr klein sind, sind erst im 19. Jahrhundert entstanden.

Ihrer Herkunft nach scheiden sich die Petersburger Deutschen in 3 Gruppen: die Alteingesessenen, die Balten und die Reichsdeutschen. Am meisten nationale Widerstandskraft zeigt die zweite Gruppe, am wenigsten die erste.

Das Deutschtum hat in der Residenz in fast allen Berufszweigen mehr oder weniger tief Wurzel geschlagen. Nur in einem einzigen Beruf ist es so gut wie gar nicht vertreten: es gibt keine deutschen Schwarz- und Fabrikarbeiter. Bei Hofe, im Militär und im Beamtentum, im Gelehrtenstande, im Handel, in der Industrie und im Handwerk ist der Deutsche stets von Bedeutung gewesen. Seit den letzten 30 Jahren macht sich aber überall ein starker Rückgang geltend, namentlich im Militär und im Beamtentum, und zwar hier veranlaßt durch die nationalistische Politik der Regierung. Das deutsche Handwerk ist völlig im Niedergange, wenn es auch noch heute ein ausländisches Handwerkeramt gibt, zu dem hauptsächlich deutsche Handwerker gehören. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, auf dem das Deutschtum in Rußland ganz besonderes Ansehen erworben hat, ist es heute im Rückgange: die Akademie der Wissenschaften, in der noch vor einem halben Jahrhundert die Zahl der Deutschen eine sehr bedeutende war, hat heute nur noch 2 deutsche Akademiker. Recht bedeutend ist die Zahl der deutschen Ärzte, während auf dem Gebiet des Apothekenwesens das Deutschtum durch das Judentum verdrängt wird. Von sehr großer Bedeutung ist aber das Deutschtum auch heute noch auf dem Gebiet des Handels und der Industrie. Zahlreiche und dabei die besten Handlungshäuser gehören Deutschen, einige Banken haben einen mehr oder weniger deutschen Charakter, Petersburg besitzt 7 deutsche Buchhandlungen; zahlreiche industrielle Etablissements gehören Deutschen und in vielen anderen ist das deutsche Beamtenpersonal ein sehr zahlreiches.

Den Sammelpunkt der Interessen der Petersburger deutschen Gesellschaft

bildet die deutsche Presse. Die deutsche Gesellschaft besitzt in der „St. Petersburger Zeitung" das älteste Preßorgan Rußlands; im Januar 1912 vollenden sich 185 Jahre seit der Gründung dieses Blattes. Außerdem erscheinen in Petersburg der „St. Petersburger Herold" (gegr. 1875), das St. Petersburger evangelische Sonntagsblatt" (gegr. 1858), die „Evangelischen Blätter für junge Männer" (gegr. 1897), die „Wöchentlichen Predigten" und die „St. Petersburger medizinische Wochenschrift (gegr. 1876).

Von hervorragender Bedeutung sind die Kirchenschulen der deutschen Gemeinden, insofern das Unterrichtswesen in ihnen sehr hoch steht, was ihnen einen starken Zuspruch auch seitens der russischen Gesellschaft sichert, obgleich die Unterrichtssprache deutsch ist. Deutsche Mittelschulen mit Gymnasium, Realschule und Töchterschule unterhalten die St. Petri-, die St. Annen-, die St. Katharinen- und die reformierten Gemeinden; dazu kommen noch die Elementarschulen der Gemeinden.

Ein großes ständiges deutsches Theater besitzt Petersburg seit 1890 nicht mehr, nachdem in diesem Jahre das deutsche Hoftheater, das seit 1799 bestanden hatte, aufgehoben wurde. Seitdem mußte sich die deutsche Kolonie der Residenz mit dem kleinen deutschen Privattheater im Handwerkerverein „Palme", dem vom letzten Oberregisseur des deutschen Hoftheaters Ph. Bock alljährlich in der Fastenzeit im Alexandra-Theater veranstalteten Gesamtgastspiel und einem in jedem Winter auftretenden Wiener Operettenensemble begnügen. Vor etwa einem Jahrzehnt trat eine deutsche „Gesellschaft von Liebhabern dramatischer Literatur" an die Öffentlichkeit, und im Jahre 1909 konstituierte der neubegründete „Deutsche Bildungs- und Hilfsverein" eine literarisch-dramatische Sektion. Der vor einigen Jahren von einem Theaterverein gemachte Versuch, eine größere ständige deutsche Bühne zu schaffen, mißlang.

Ganz außerordentlich entwickelt ist das deutsche Vereinsleben in Petersburg. Das Vereinswesen ist eine starke Seite des Deutschtums überhaupt, durch die es sich vor anderen Nationen auszeichnet. Die deutschen Vereine dienen den allerverschiedenartigsten Zwecken, der Wissenschaft und der Kunst, der Politik und der Geselligkeit, ganz besonders aber der Wohltätigkeit. Unter den wissenschaftlichen Vereinen nennen wir die beiden Petersburger deutschen Aerztevereine und den polytechnischen Verein; der Kunst dienen die Gesangvereine, unter denen die Liedertafel und der Sängerkreis die größten sind, der Geselligkeit die beiden deutschen Klubs, die „St. Petersburger Deutsche Gesellschaft" (gegr. 1772) und der Handwerkerverein „Palme" (gegr. 1862). Im Jahre 1906 konstituierte sich die politische Vereinigung „Deutsche Gruppe des Verbandes vom 17. Oktober". Aus der deutsch-nationalen Bewegung, die sich in den letzten Jahren in Rußland geltend macht, ist 1907 der „Petersburger Deutsche Bildungs- und Hilfsverein" hervorgegangen, der sich in zahlreichen Sektionen betätigt, eine außerordentlich reichhaltige Bibliothek besitzt und zwei Elementarschulen unterhält. Das Wohltätigkeitswesen ist eine Do-

mäne der Kirche, und die Petersburger Deutschen besitzen eine sehr stattliche Anzahl von Wohltätigkeitsanstalten der verschiedensten Typen. Unter den Wohltätigkeitsvereinen wären zunächst die in den fremden Kolonien bestehenden zu nennen: die deutschen Reichsangehörigen haben drei solcher Vereine, die Österreicher und die Schweizer je einen. Das Gros der übrigen Vereine trägt einen kirchlichen Charakter; die meisten derselben unterhalten eigene Anstalten, unter denen das Evangelische Hospital und Diakonissenhaus die größte ist.

Einen anderen Charakter, als in Petersburg, trägt das Deutschtum in der zweiten Residenz des Reiches, in Moskau, wo im Jahre 1897 — 17.717 Deutsche gezählt wurden.

Moskau ist in erster Linie Handels- und Industriestadt. Das macht sich auch im Bestande der deutschen Bevölkerung der Stadt geltend. Ihrem Berufe nach gehören die Deutschen Moskaus hauptsächlich dem Handel und der Industrie an. Die freien Berufe und das Handwerk sind nur schwach vertreten. Einen deutschen Arbeiterstand gibt es nicht.

Diese Eigentümlichkeit hat dazu geführt, daß unter den Deutschen Moskaus der Reichsdeutsche prävaliert. Ein alteingesessenes Deutschtum gibt es in Moskau kaum. Das baltische Element ist nur schwach vertreten. Da nun der Reichsdeutsche ganz besonders zum Aufgeben seiner Nationalität neigt, hat die Verrussung der Deutschen in Moskau bedeutend weitere Fortschritte gemacht, als in Petersburg. Eine numerische Zunahme der deutschen Bevölkerung Moskaus läßt sich nicht feststellen.

Die Deutschen Moskaus sind fast ausschließlich Lutheraner. Die wenigen Reformierten und Katholiken müssen sich mit anderen Nationen in Kirche und Pfarre teilen. Moskau hat drei lutherische Gemeinden, von denen zwei große Kirchenschulen, wie die Petersburger Gemeinden, besitzen; in einer dieser Schulen ist allerdings die russische Unterrichtssprache eingeführt worden.

Moskau besitzt eine deutsche Zeitung. Der „Deutsche Klub" in Moskau aber ist nur noch seinem Namen nach deutsch. Das Vereinswesen hat nicht die großartige Entwickelung genommen, wie in Petersburg. Es macht sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Wohltätigkeit geltend.

Einen ähnlichen Charakter, wie das Deutschtum Moskaus, trägt das Deutschtum in Odessa, wo im Jahre 1897 — 10.248 Deutsche gezählt wurden. Unter den Berufen, denen die Deutschen Odessas angehören, prävaliert der Handel. Die übrigen Berufszweige treten stark zurück. Das reichsdeutsche und österreichische Element ist sehr stark vertreten. Daneben macht sich in stets wachsender Proportion ein anderes Element geltend: ehemalige Kolonisten und deren Nachkommen. Im übrigen scheint das Deutschtum hier im numerischen Rückgange zu sein.

Odessa hat eine lutherische und eine reformierte deutsche Kirche. Die lutherische Gemeinde ist größer als die reformierte und unterhält eine eigene Kirchenschule. In der Stadt erscheinen zwei deutsche Zeitungen, die „Odessasche

Zeitung" und die katholische „Deutsche Rundschau"; doch ist das Vereinswesen nur schwach entwickelt.

Auch Saratow ist in erster Linie Handelsstadt. Die Zahl der Deutschen beträgt hier über 10.000. Den Nährboden für das Deutschtum Saratows bilden in erster Linie die Wolgakolonien. So erklärt es sich, daß sich hier ein numerisch starker Schwarzarbeiterstand ausgebildet hat. Die deutsche Bevölkerung Saratows ist im Wachsen begriffen.

Da die Zahl der Reformierten in den Wolgakolonien keine geringe ist, ist auch in Saratow das reformierte Element recht stark vertreten. Wie aber dort, so ist auch hier eine kirchliche Scheidung der Lutheraner und Reformierten nicht durchgeführt. Saratow besitzt nur eine evangelische Kirche.

Die evangelische Gemeinde der Stadt unterhält nur Elementarschulen. Das Vereins- und Wohltätigkeitswesen ist schwach entwickelt. In der Stadt erscheint eine deutsche Zeitung.

Die stärkste deutsche Bevölkerung hat Lodz, wo die Zahl der Deutschen schon 1897 etwa 70.000 betrug und in steter Zunahme ist. Lodz verdankt sein Entstehen und seine Blüte der Industrie, die hier durch Deutsche und zwar durch Reichsdeutsche geschaffen worden ist. Der wesentlichste Berufszweig der Deutschen in Lodz ist daher das Fabrikgewerbe, vom Fabrikanten herab bis zum Fabrikarbeiter. Daneben kommen auch der deutsche Kaufmann und der deutsche Handwerker zur Geltung. Die Arbeiterbevölkerung wächst hauptsächlich durch Zuzug aus den deutschen Kolonien. In den höheren Schichten prävaliert der Reichsdeutsche und der Österreicher.

Etwa 5/6 der Deutschen in Lodz sind protestantisch und 1/6 katholisch. Lodz hat zwei lutherische (St. Trinitatis und St. Johannis) und eine reformierte Kirche.

Es herrscht in der Stadt ein reges deutsches Leben. Ein deutsches Realgymnasium und gegen 30 Elementarschulen werden von der deutschen Gesellschaft unterhalten, ebenso viele große Wohltätigkeitsanstalten. Es erscheinen in der Stadt drei deutsche Zeitungen. Von Bedeutung ist der Verein der Reichsdeutschen.

Nicht unbedeutend ist auch die deutsche Bevölkerung in den kleinen Städten des Lodzer Fabrikrayons: Pabianice, Tomaszow, Zdunska Wola, Zgierz, Ozorkow, Konstantynow, Alexandrow u. a. m. Überall hier ist die Zusammensetzung des Deutschtums die gleiche, wie in Lodz. Auch hier ist die deutsche Bevölkerung in der Zunahme.

Anders liegen die Verhältnisse in Warschau, wo die deutsche Bevölkerung abnimmt, da sich kein Zuzug geltend macht und die Alteingesessenen im Polentum aufgehen. Immerhin zählt Warschau auch heute noch über 10.000 Deutsche.

Die deutsche Bevölkerung setzt sich hier hauptsächlich aus Fabrikanten, Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern zusammen; die Zahl der Beamten deutscher Nationalität aus den Ostseeprovinzen und dem Reichsinnern ist gering.

Es besteht in Warschau eine lutherische und eine reformierte Kirche. Die Gemeinden unterhalten eigene Kirchenschulen.

Von sonstigen Städten mit stärkerer deutscher Bevölkerung wären zu nennen: Kiew, Baku mit Vororten und Bjelostok mit je 4.000, Charkow mit 3.000, Dünaburg mit 2.500 und Wilna, Kowno, Rostow a. D. und Tiflis mit je 2.000 Deutschen.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Nachwirkungen des Römischen Kaiserreichs.

Von Prof. Joseph Lezius. (Reval.)

Wenn wir die heutigen monarchischen Staaten Europas betrachten, so gewahren wir in ihren Benennungen einen Unterschied: die Beherrscher einiger Länder heißen Kaiser, während die der meisten anderen den Königstitel führen. Wir haben einen Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, einen Kaiser von Österreich, endlich einen deutschen Kaiser, — denn so lautet sein Titel, nicht etwa „Kaiser von Deutschland". Andererseits reden wir von einem Könige von Großbritannien und Irland, oder auch einfach von England, einem Könige von Schweden, Dänemark, Spanien, Italien. Wir brauchen sie nicht alle aufzuzählen. Natürlich fragen wir: Warum ist das so? Worin besteht der Unterschied zwischen einem Könige und einem Kaiser? Wenn wir nach einer Antwort auf diese Frage suchen, so müssen wir, wie bei so vielen anderen Dingen, bis zu den alten Römern zurückgehen, denselben Römern, von denen viele Leute jetzt nichts mehr wissen wollen, — denn wir haben es ja im 20. Jahrhundert so herrlich weit gebracht! — von denen wir aber noch sehr viel lernen können, besonders im Gebiete des Staates und der Rechtspflege. Eine besondere Eigentümlichkeit der Europäischen Kaiserreiche besteht nun darin, daß sie alle in ihrem Wappen den Adler führen, und zwar das russische Reich und Österreich den doppelköpfigen, während sich das Deutsche Reich mit dem einköpfigen begnügt. Von den gegenwärtig bestehenden Königreichen führt wiederum nur Preußen den Adler im Wappen, und zwar ebenfalls den einköpfigen. Warum ist das so? Wir müssen abermals zu den Römern zurückgreifen, und da die Antwort kurz ist und die Beantwortung der ersten Frage vorbereitet, können wir sie gleich geben.

Der römische Himmelsgott Jupiter war auch der Gott, der den Sieg verlieh. Sein heiliger Vogel war der Adler, der königliche Vogel; er war ebenso Jupiters steter Begleiter, wie Wodan, der Gott der alten Germanen, niemals ohne seine beiden Raben erscheint. Da nun der Adler die Nähe des Siegesgottes ankündigte, führten die Regimenter des römischen Heeres, die berühmten Legionen, etwa seit dem Jahre 100 vor unserer Zeitrechnung auf

der Spitze ihrer Regimentsfahnen einen anfangs versilberten, später vergoldeten Adler. Auf dem Marsche schritt der Adlerträger seiner Legion voraus: Jupiters Adler sollte den Kriegern vorausflattern und den bevorstehenden Sieg ankünden. Wo Roms Macht und Herrschaft hinkamen, da kam auch der Adler hin, und unter Augustus wurde er zum amtlichen Wappen des römischen Reiches. Er blieb es auch, nachdem das Reich christlich geworden und Jupiter zum Schemen verblaßt war. Da das Reich in gleicher Weise den Westen und Osten umfaßte, später sich in diese seine beiden natürlichen Hälften teilte, wenngleich es der Idee nach immer das eine Reich blieb, wurde der Adler doppelköpfig. Die westliche Hälfte ging zuerst in den Stürmen der Völkerwanderung als römisches Reich zu Grunde: die einzelnen Länder, — England, Frankreich, Spanien, Nordwestafrika, die Alpenländer und schließlich auch Italien — wurden der Reihe nach von germanischen Stämmen in Besitz genommen. Übrig blieb nur die östliche Hälfte, aber die Kaiser dieses Reiches führten nach wie vor den doppelköpfigen Adler, zum Zeichen, daß sie von Rechts wegen Herrscher des ganzen Reiches seien, dessen westliche Provinzen sich nur zeitweilig in den Händen fremder Völker befänden. Diese Anschauung wurde sogar von den germanischen Stämmen anerkannt, die sich in den westlichen Ländern niedergelassen hatten. Ihre Heerkönige ließen sich vom römischen Kaiser in Konstantinopel einen klangvollen Titel geben, sie ließen sich von ihm bestätigen und regierten ihre römischen Untertanen nach römischem Rechte, während das angestammte germanische Recht nur für ihre germanischen Volksgenossen Geltung hatte.

Dieser Zustand dauerte einige Jahrhunderte: es gab nur den Kaiser in Konstantinopel, und er allein führte den Adler im Wappen. Als darauf Karl der Große den Titel eines römischen Kaisers im Westen erneuerte, nahm er natürlich den doppelköpfigen Adler als Wappen wieder auf. So hatte man wieder zwei römische Reiche, aber wirklich römisch war keines von ihnen. Das östliche war damals schon tatsächlich griechisch, denn Griechisch war die allgemeine Umgangssprache, und Griechisch wurde auch die Sprache der kaiserlichen Regierung. Aber diese Griechen des oströmischen Reiches nannten sich niemals Griechen oder Hellenen, sondern Römer, denn ihr Reich war das römische, und sie selbst waren römische Bürger. Den Namen haben sie bis auf den heutigen Tag auch als türkische Untertanen beibehalten, und nur für das vor 80 Jahren neugeschaffene Königreich Griechenland, das nichts mit den alten Traditionen zu tun hatte, wurde der hellenische Name erneuert. Hellenen heißen jetzt die Griechen, soweit sie zum Königreiche gehören, während die unter türkischer Herrschaft verbliebenen nach wie vor den ehrwürdigen römischen Namen führen. Das oströmische Reich ging 1453 endgiltig zu Grunde, nachdem es schon längst dem Gesichtskreise der westeuropäischen Völker entrückt worden war: Konstantinopel wurde die Hauptstadt des türkischen Sultans und ist es bis heute geblieben.

Das neue weströmische Reich Karls des Großen erhob den Anspruch, die ganze abendländische Christenheit zu umfassen, ohne daß es auf einem bestimmten Volkstum beruht hätte, doch war die Amtssprache lateinisch. Tatsächlich gehörten auch fast alle christlichen Länder des Westens zum Reiche: abseits stand nur England, war aber ganz unbedeutend. Den Grundstock des Reiches bildeten Italien, Frankreich und Deutschland bis zur Elbe, — das war die abendländische Christenheit. Denn Nordafrika und Spanien waren in die Hände der mohamedanischen Araber gefallen, Skandinavien, Ostdeutschland, Polen, Westrußland und Ungarn waren noch von heidnischen Stämmen bewohnt. So war der Kreis der Völker viel enger als zu unserer Zeit, und Karls des Großen Reich war wirklich universal. Nach seinem Zerfalle haftete der Titel eines römischen Kaisers an den deutschen Königen, die zu Zeiten auch die Oberherrschaft über Italien hatten. Als Kaiser führten sie nach wie vor den ehrwürdigen Doppeladler der römischen Imperatoren im Wappen, denn als deren Rechtsnachfolger betrachteten sie sich. Dies heilige römische Reich deutscher Nation hat bis zum Jahre 1806 bestanden. Der letzte römische Kaiser Franz II. legte den inhaltslos gewordenen Titel nieder und nahm für seine Erblande — die heutige österreichisch-ungarische Monarchie — den Titel eines Kaisers von Österreich an. Da nun seine Vorgänger auf dem Thron seit Jahrhunderten den Adler geführt hatten, behielt ihn Franz II. auch als Kaiser in seinem Wappen bei, umsomehr als nach der allgemeinen Vorstellung der Adler mit dem Kaisertitel untrennbar verbunden war. So hat Österreich sein heutiges Wappen erhalten.

Die Vorstellung saß so fest, daß auch Napoleon I., als er sich 1804 zum Kaiser der Franzosen erklärte, sofort den Adler zum Wappen seines Reiches machte, allerdings den einköpfigen in der ursprünglichen römischen Form. Seine Regimenter führten ebenfalls den Adler, wie einst die römischen Legionen. Und als sein Neffe Napoleon III. das französische Kaiserreich erneuerte, ließ er sogleich den Adler wieder aufleben, obgleich ihm jeder Gedanke an die Gründung einer wirklichen Universalmonarchie fernlag.

Wie sind aber Rußland und das neue deutsche Reich sowie Preußen zu ihrem Adler gekommen? Der Grund liegt ebenso wie bei Österreich in der Weiterführung alter Überlieferungen. Nach dem Untergange des oströmischen Reiches traten die Großfürsten von Moskau als seine Erben auf. Rußland hatte das Christentum von Konstantinopel erhalten, hatte sich Jahrhunderte lang unter dem Einflusse byzantinischer Kultur befunden, seine höhere Geistlichkeit war lange Zeit überwiegend griechisch gewesen, und noch jetzt finden wir in russischen Kirchen vielfach griechische Inschriften. Da noch verwandtschaftliche Beziehungen zum Kaiserhause der Paläologen hinzukamen, lag es gewissermaßen in der Luft, daß Moskaus Großfürsten den Zaren- d. h. Kaisertitel annahmen und den römischen doppelköpfigen Adler zu ihrem Wappenzeichen erhoben. Sie wollten die Nachfolger der oströmischen Kaiser und als solche

die Schirmherren der morgenländischen Christenheit sein, wie es die westlichen Kaiser für das Abendland wenigstens der Idee nach waren. Es ist bekannt, wie ernst das russische Reich zu Zeiten diesen Beruf aufgefaßt und immer wieder den Versuch gemacht hat, bis zur alten Kaiserstadt am goldenen Horne vorzustoßen. Katharina II. sah sogar in ihrem zweiten Enkel bereits den zukünftigen Beherrscher Konstantinopels und gab ihm daher den bedeutungsvollen Namen Konstantin, denselben Namen, den der letzte unglückliche Kaiser des oströmischen Reiches geführt hatte. So ist der russische Kaiseradler die mittelbare Fortsetzung des Adlers der Kaiser von Ost-Rom.

Derselbe Zusammenhang läßt sich auch für Preußen und das neue Deutsche Reich nachweisen. Bevor die Grafen von Hohenzollern in die Mark Brandenburg kamen, waren sie Burggrafen von Nürnberg und führten auf Grund besonderer Verleihung in den Kämpfen der Kaiser die Reichssturmfahne; mit anderen Worten: das Amt eines Reichsfahnenträgers war in ihrer Familie erblich. Daher gaben ihnen die Kaiser den Adler ins Familienwappen, natürlich den einköpfigen, da der doppelköpfige nur den Kaisern selbst zukam. Die Burggrafen von Nürnberg wurden darauf Kurfürsten von Brandenburg, später Könige von Preußen, und das Familienwappen der Herrscher wurde Staatswappen. Das neue Deutsche Reich ist nun aus dem Königreiche Preußen hervorgegangen, indem verschiedene kleinere deutsche Staaten mit Preußen zu einem ewigen Bunde zusammentraten und der König von Preußen den Titel eines deutschen Kaisers annahm. In dieser neuen Würde behielt er natürlich den Adler bei, den seine Vorfahren seit Jahrhunderten geführt hatten, zumal da nach altem Herkommen einem Kaiser durchaus der Adler zustand. Der Adler des neuen Deutschen Reiches ist also, wenngleich in etwas anderer Linienführung, die Fortsetzung des Adlers der preußischen Könige. Er ist einköpfig, weil das Reich von Anfang an ein völlig neues Staatengebilde sein und nicht an alte Überlieferungen anknüpfen wollte. Dagegen haben Österreich und das russische Reich den doppelköpfigen, weil dieses die Traditionen des oströmischen Reiches bewußt fortsetzen wollte und wohl auch noch will, während jenes wenigstens in seinem Herrscherhause mit dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation und dadurch mit dem alten Westreiche zusammenhängt.

So führt uns die Betrachtung der ein- und zweiköpfigen Adler in den Wappen jetzt bestehender Staaten aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit und aus dieser wieder zurück in die Gegenwart. Gegenwart und Vergangenheit lassen sich nicht von einander trennen. Wir verstehen die Gegenwart nicht, wenn wir die Vergangenheit nicht kennen, und um uns in dieser zurechtzufinden, müssen wir über die Gegenwart Bescheid wissen. Deshalb muß ein klassischer Philologe, der nach einem weitverbreiteten Vorurteile kein anderes Interesse hat, als die angeblich trockene Grammatik, ein durchaus moderner Mensch sein. Der richtige moderne Mensch muß aber auch seine

Vergangenheit kennen und immer dessen eingedenk sein, daß unsere Väter und Großväter auch ganz kluge Menschen gewesen sind, in jedem Falle nicht weniger klug als wir.

Wir haben aus unserer bisherigen Betrachtung aber noch etwas anderes ersehen: der ganze Kaisertitel, wie ihn jetzt die Beherrscher dreier Staaten führen, stammt von den Römern. Schon das Wort selbst bezeugt diesen Zusammenhang. Der russische Kaiser heißt amtlich Imperator, — das ist ein lateinisches Wort, dasselbe, aus dem das französische empereur entstanden ist. Die römischen Kaiser nannten sich Imperatoren d. h. Gebieter. Es war ursprünglich ein Ehrentitel, den die Soldaten ihrem siegreichen Feldherrn verliehen. Die Deutschen sagen „Kaiser", das ist der Familienname des römischen Staatsmannes und Feldherrn, der zuerst auf den Trümmern der Republik seine Alleinherrschaft begründete. Wir sprechen seinen Namen zwar jetzt „Zesar" aus, aber die Römer sagten „Käësar", — daher das deutsche „Kaiser". Der Name wurde zum Nebentitel der römischen Imperatoren: sie waren die Erben der Macht und auch des Namens des großen Diktators. Aus der mittelalterlichen provinzialen Aussprache entstand dann durch Verkürzung das slavische Wort Zar, das sich auch im Russischen findet.

Was ist nun ein Kaiser im Unterschiede von einem Könige? — denn die Römer hatten auch ein Wort für den Begriff „König". Es war offenbar ein neuer Begriff aufgekommen, und für ihn mußte ein neues Wort geprägt werden. König ist ursprünglich der Führer eines einzelnen Volksstammes oder der Beherrscher eines beschränkten Gebietes, das nicht größer ist als das Gebiet eines Volkes. Dagegen ist der römische Kaiser Beherrscher eines Weltreiches, das viele stammfremde Völker und ehemals selbständige Länder zu einem Ganzen zusammenfaßte. Die römischen Kaiser hatten Könige zu Untertanen. Solch ein Vasallenkönig war z. B. der dem Statthalter von Syrien unterstellte jüdische König Herodes, und derartiger Könige gab es im römischen Reiche eine ganze Anzahl; sie waren eigentlich nur erbliche Statthalter ihrer Länder und sind den indischen Radschas in Britisch-Ostindien gleichzustellen. Der Kaiser war tatsächlich Beherrscher einer ganzen Welt und wurde von allen als solcher angesehen. Als darauf diese Welt christlich wurde, war er der Herr der Christenheit, da alle christlichen Völker als eine große Familie angesehen wurden. Diese Auffassung vom Kaiser als einem Universalherrscher wirkte auch nach dem Zerfalle des römischen Weltreiches noch viele Jahrhunderte nach und lebt in unserer jetzigen Vorstellung weiter. So war der römisch-deutsche Kaiser als erster Monarch der abendländischen Christenheit anerkannt, denn sein Reich bestand aus den drei Königreichen Germanien, Italien und Burgund, — die Könige von Polen und Ungarn hatten eine Zeit lang ihre Länder von ihm zu Lehn, und der König von Böhmen war Kurfürst des Reiches. Der Kaiser hatte den Vorrang vor allen Königen, auch als es schon längst selbständige Könige neben ihm gab. Aber diese

Fortsetzung des römischen Reiches hörte auf Weltreich zu sein: sie wurde zum Deutschen Reiche. Wenn der Kaiser auch amtlich für die Deutschen nur der König von Germanien war, so gewöhnten sie sich doch daran, im Kaiser den eigenen obersten Herrn zu sehen. Doch auch in diesem eingeengten Bereiche war er noch immer der Vertreter der alten Kaiseridee. Denn da Deutschland schließlich in eine Menge fast selbständiger kleiner Staaten zerfiel, war der Kaiser die einzige Person, in der sich die in der Idee wenigstens vorhandene politische Einheit der Nation einigermaßen verkörperte. Als auch der Kaiser verschwand und die einzelnen Staaten sich selbst überlassen waren, begeisterte man sich wenigstens an der Kaiseridee, und nach langen inneren und äußeren Kämpfen gibt es wieder einen deutschen Kaiser. Als es dazu kam, hat man mit gutem Bedacht diesen Titel für ihn gewählt und nicht den eines Kaisers von Deutschland. Denn während das alte Reich wirklich das ganze Deutschland umfaßt hat, schließt das neue höchstens $^2/_3$ des geographischen und historischen Deutschlands in sich. Große Absplitterungen haben im Nordwesten und Südwesten stattgefunden, und im Jahre 1866 ist sogar fast ganz Südostdeutschland in eine besondere Stellung verwiesen worden und hängt mit den übrigen deutschen Landen politisch überhaupt nicht mehr zusammen. Aber selbst trotz dieser großen Verringerung des äußeren Umfanges hat sich im neuen Reiche die Kaiseridee wenigstens insofern erhalten, als der Kaiser über den übrigen Fürsten steht: sein Einfluß geht über die Grenzen seines angestammten preußischen Königreiches hinaus, und im Kriegsfalle befehligt er die Truppen, die in Friedenszeiten unter den Königen von Bayern, Sachsen und Würtemberg stehen, um von den kleineren Staaten ganz zu schweigen.

Wirksam ist die Kaiseridee auch in Österreich. Österreich im alten Sinne besteht aus einer ganzen Reihe ehemals selbständiger politischer Gebilde und umfaßt über ein Dutzend verschiedener Völker oder Volksteile. So haben wir ein Königreich Böhmen, ein Königreich Ungarn, ein Königreich Kroatien. Alle diese Gebiete waren an die Kaiser aus dem Habsburgischen Hause gefallen, die anfangs nur Erzherzöge von Österreich gewesen waren. So lange das alte Reich bestand, führte der Kaiser die Titel einzeln und hatte für seine Hausmacht keine gemeinsame Bezeichnung: er nannte sich Erzherzog von Österreich, König von Böhmen, König von Ungarn, König von Kroatien u. s. w. Das änderte sich, als der letzte römisch-deutsche Kaiser die römische Kaiserkrone niederlegte. Jetzt brauchte er für seine Erbländer einen besonderen Namen, der auch äußerlich bekunden sollte, daß sie zusammen nur einen Staat bildeten. Es bot sich ihm nur der Kaisertitel dar, der ja seit Alters einen Herrscher bezeichnete, dessen Machtbereich viele ehemals selbständige Länder mit Bevölkerungen verschiedenen Stammes umfaßte. Franz II. schuf daher aus allen seinen Königreichen und Ländern ein Kaisertum Österreich. Der Staat hat unter diesem Namen freilich nur wenig über 60 Jahre be-

standen. Seitdem die ganze östliche Hälfte der Monarchie im Jahre 1867 als besonderes Königtum Ungarn ausgeschieden worden ist, führt der in Wien residierende Herrscher den Kaisertitel nur noch für die Länder, die nicht zum alten Reiche gehört hatten, sowie in dem dazu gezogenen polnisch-kleinrussischen Galizien. Doch ist der Zusammenhang mit der alten Vorstellung, wonach ein Kaiser nicht nur über ein Land, sondern über viele Länder gebietet, in der buntscheckigen österreichischen Ländermasse bis heute gewahrt.

Denselben Zusammenhang können wir auch bei der Entstehung des russischen Kaiserreiches wahrnehmen. Das alte moskauische Großfürstentum umfaßte nur das Gebiet des großrussischen Stammes, hielt sich also durchaus in den Grenzen eines bestimmten Volkstumes. Als die Großfürsten den Zarentitel annahmen, bedeutete das ein ganzes politisches Programm. Man betrat die Bahn der Eroberung, um aus dem national geschlossenen Staate ein Weltreich zu schaffen, wie das römische es gewesen war. Die tatarischen Chanate von Kasan und Astrachan und im Anschlusse daran ganz Sibirien wurden erobert. Unter Katharina II. kamen auch die krimschen Tataren an die Reihe, darauf der Kaukasus und ganz Turkestan. Auch nach Westen ging der Zug der Eroberung: Finnland und die Ostseeprovinzen, Litauen und Weißrußland, Kleinrußland und der größte Teil Polens, endlich Bessarabien wurden gewonnen. So ist das jetzige russische Kaiserreich entstanden: es ist ein Weltreich und erstreckt sich über viele Länder, die einst selbständig gewesen sind oder zu anderen Staaten gehört haben, und umfaßt eine Menge von Stämmen und Völkerschaften, die den eigentlichen großrussischen Stamm an Zahl sogar übertreffen.

Wir sehen also, daß bei allen Staaten, an deren Spitze ein Kaiser steht, noch jetzt ein Zusammenhang mit der altrömischen Vorstellung erkennbar ist und daß sie sogar in ihrem Wesen Züge aufweisen, die der ursprünglichen Vorstellung entsprechen. Im Gegensatze zu ihnen sind alle Königreiche national und politisch völlig einheitlich und geschlossen. Das gilt von Schweden, Norwegen und Dänemark, von Spanien, Italien und Griechenland. Sie alle umfassen nur ein Volkstum ganz oder zum Teile. Fremde Volkssplitter in ihren Grenzen sind so geringfügig, daß sie neben der großen Masse garnicht in Betracht kommen. Ein Kaiserreich greift dagegen, seinem Urbilde entsprechend, über die Grenzen eines Volkstums hinaus, es ist ein Nationalitätenstaat, wenn auch eine Nation die Vorherrschaft hat, und umschließt viele Volkstümer ganz oder zum Teile. Von allen 3 europäischen Kaiserreichen entspricht das russische am ehesten dieser Bedingung und erinnert auch durch seine räumliche Ausdehnung am meisten an das römische Urbild. Ein weitausgedehnter Nationalitätenstaat ist auch die Türkei, in der den eigentlichen osmanischen Türken eine noch größere Zahl von Arabern, Syriern und Kurden, von Armeniern, Griechen und Bulgaren, von Serben, Rumänen, Albanesen und Juden gegenübersteht. Die Diplomaten sprechen

daher auch von einer Kaiserlich Ottomanischen Regierung, indem sie das Wesen des buntscheckigen türkischen Nationalitätenstaates auf europäische Weise bezeichnen wollen. Dasselbe tun wir, wenn wir von einem chinesischen Kaiserreiche sprechen, denn zu diesem Reiche gehören außer dem eigentlichen China noch der südliche Teil der Mandschurei, die Mongolei, Tibet und Ostturkestan. Dasselbe ist auch in Indien geschehen, als Königin Viktoria von England für ihr indisches Kolonialreich den Kaisertitel annahm. In allen diesen Fällen sind europäische Benennungen auf asiatische Verhältnisse übertragen worden.

Die Idee eines Weltreiches, das viele Länder und Völker zu einem Staatswesen vereinigt, lag auch dem kurzlebigen Reiche Napoleons I. zu Grunde. Er wollte als Nachfolger der weströmischen Imperatoren Westeuropa ebenso zu einem großen Reiche zusammenballen, wie es die russischen Kaiser als Nachfolger der oströmischen mit Osteuropa getan hatten. Sein Ziel hatte er auch im Jahre 1811 fast erreicht: er gebot über ganz Westeuropa bis zur Weichsellinie, und selbst die Staaten, die noch übrig geblieben waren, waren doch von ihm abhängig oder mit ihm „verbündet". Es war ein entschlossener Versuch, das alte weströmische Imperium in neuen Formen wiederherzustellen, und seinem Sohne gab er bezeichnender Weise den Titel eines Königs von Rom, denn Rom sollte die zweite Hauptstadt des neuen Weltreiches sein. Napoleons Versuch scheiterte. Das Nationalgefühl war zu rege, als daß sich die Völker auf die Dauer die Herrschaft eines anderen Volkstums hätten gefallen lassen können. Als sich Napoleon III. später ebenfalls zum Kaiser der Franzosen erklärte, war das nur eine durch Familienüberlieferung hervorgerufene Titelerneuerung, denn das zweite Kaiserreich umfaßte nur Frankreich und war nicht größer als das Herrschaftsgebiet der alten Könige. Napoleon III. war seiner Stellung nach nur König, nicht Kaiser. Aber der Königstitel befand sich gewissermaßen im Erbbesitze der entthronten Bourbonen, er selbst pflegte aber die Erinnerungen an seinen großen Oheim und war ein Sohn der Revolution wie der große Diktator Cäsar.

In Österreich entspricht der durch dynastische Überlieferungen bedingte Kaisertitel zwar nicht dem Umfange, wohl aber dem Wesen des Staates. Denn Österreich ist ein ausgesprochener Nationalitätenstaat und besitzt sogar nicht mehr ein führendes Volkstum, obgleich die deutsche Sprache noch immer in den Zentralbehörden herrscht. Anders liegt die Sache in dem neuen Deutschen Reiche. Wenn wir von den 4 Millionen Polen, den wenigen Franzosen und Dänen und den nicht zahlreichen Juden absehen, ist es nur von Deutschen bewohnt, und dabei gehört ein Drittel des deutschen Volkes nicht einmal dazu. Es ist also seinem Wesen nach eher ein einfacher Nationalstaat wie Italien oder Spanien, und an seine Spitze gehört nicht ein Kaiser, sondern ein König, umsomehr als dieser junge Staat keinerlei Neigung zeigt, seine Grenzen zu erweitern und in der Weltpolitik eine Rolle zu spielen. Wären die kleineren

Staaten alle verschwunden und in Preußen aufgegangen, so hätte der König von Preußen wahrscheinlich seinen alten Titel beibehalten oder hätte den eines deutschen Königs angenommen, ebenso wie sich in Italien der König von Sardinien König von Italien nannte, nachdem die anderen Herrscher entthront worden waren. Die Annahme des Kaisertitels hatte ihren Grund einerseits in der Macht der Volksüberlieferung, andererseits in dem föderativen Charakter des Reiches. Wenn schon der Monarch des führenden Staates einen besonderen Titel haben sollte, der ihn über seine Verbündeten emporheben und gleichzeitig die Einheit des neuen Bundesstaates ausdrücken sollte, so konnte man nur zum Kaisertitel greifen, der seit der römischen Zeit einen Herrscher bezeichnete, dem selbst Könige unterstellt sein konnten.

Wir haben uns bisher mit äußeren Nachwirkungen des römischen Kaiserreiches beschäftigt. Betrachten wir noch eine andere, die viel tiefer ins Geistesleben, ja ins praktische Leben eingreift. Wir leben hier im russischen Reiche und wissen, daß es in Rußland anders aussieht und auch anders hergeht als in Westeuropa. Jeder empfindet das wohl am stärksten, wenn er aus Rußland ins Ausland fährt oder bei der Rückkehr wieder die russische Grenze überschreitet. Ich selbst habe viele Jahre im Inneren des Reiches gelebt und habe unter den Russen viele nahe Freunde, Menschen, die ich hochschätze und mit denen ich meine Arbeit und meine Interessen geteilt habe. Und dennoch gingen beim Verkehr mit manchen von ihnen in gewissen Dingen Denken und Fühlen oft dermaßen auseinander, daß jedes gegenseitige Verständnis aufhörte. Ich verstand die Leute nicht, und sie verstanden mich nicht, ohne daß irgend jemanden ein Vorwurf treffen konnte. Denn daß das nicht anders sein kann, begreift jeder, der die Geschichte kennt. Germanen und Slaven, also auch Deutsche und Russen, sind ja allerdings nahe Vettern, aber sie sind durch ihre Geschichte in zwei verschiedene Kulturkreise hineingeraten, und daher hat sich bei ihnen eine verschiedene Denkweise ausgebildet. Man hat diese Verschiedenheit dadurch erklären wollen, daß die Russen Jahrhunderte lang unter tatarischer Herrschaft gestanden hätten und dadurch den übrigen europäischen Völkern äußerlich und innerlich entfremdet worden seien. Das ist gewiß richtig. Zwar kamen Klein- und Weißrußland früh aus der tatarischen Umklammerung heraus: sie wurden von den Litauern erobert und bildeten mit dem litauischen Stammlande zusammen einen besonderen westrussischen Staat, das sogenannte Großfürstentum Litauen, das erst 1569 mit Polen zu einem Doppelstaate vereinigt wurde, aber die großrussischen Gebiete mußten lange Zeit das tatarische Joch ertragen und waren gegen das übrige Europa fast hermetisch abgeschlossen. Doch reicht die Erklärung nicht aus. Eine Fremdherrschaft von Jahrhunderten kann ein bereits entwickeltes Volkstum nicht dermaßen verändern, daß alle Überlieferungen abreißen und sein ganzes Denken und Fühlen ein anderes wird. Wir müssen vielmehr annehmen, daß auf das russische Volkstum, als es seinen Typus noch nicht ausgebildet hatte, Einflüsse eingewirkt haben, die denen geradezu

entgegengesetzt waren, unter denen die Geisteskultur der westeuropäischen Völker entstanden ist. Wir müssen also, wenn wir die Gegenwart verstehen wollen, bei der Vergangenheit nachfragen, und bei unseren Nachforschungen langen wir wieder beim römischen Kaiserreiche an. Hier finden wir die wohl richtige Erklärung für die Eigenartigkeit des altrussischen Wesens.

Wir haben schon oben gesehen, daß das römische Weltreich in eine westliche und östliche Hälfte zerfiel. Beide trennten sich ganz natürlich von einander. Im Westen herrschten die lateinische Sprache und der vom Griechentum befruchtete Geist des römischen Volkes, der Geist der freien Persönlichkeit. In diesem Westen sind durch Mischung mit eingewanderten germanischen Stämmen die heutigen romanischen Nationen entstanden, und in diesen Kulturkreis sind auch die in der Heimat gebliebenen germanischen Völker und mit ihnen die Westslaven eingetreten, wobei sie bei sich und auch bei den Romanen das Recht der freien Persönlichkeit noch mehr zur Geltung gebracht haben. Auf diesem Geiste baut sich die ganze Kultur der europäischen Völker auf. Einen ganz anderen Charakter hatte das östliche Reich. Zwar herrschte in ihm die griechische Sprache, nicht aber der griechische Geist; der war vielmehr auf das westliche Reich übergegangen. Der Osten umfaßte in Europa die ganze Balkanhalbinsel, ferner Kleinasien und Syrien, endlich Ägypten. Der Schwerpunkt des Reiches lag also nicht in Europa, und dieser Umstand erklärt uns das Schwinden des griechischen Elements im Osten. Denn der größere Teil des griechischen Volkes lebte damals gar nicht mehr in Griechenland, sondern in den asiatischen und afrikanischen Kolonialländern: eine so riesige Auswanderung hatte seit den Zeiten Alexanders des Großen in die eroberten weiten Gebiete stattgefunden. Dort hatten sich die Griechen mit den eingeborenen orientalischen Völkern vermischt, und schließlich nahmen Tausende und Abertausende von stamm- und rassefremden Kleinasiaten, Syriern und Ägyptern die griechische Sprache als Umgangssprache an, ohne doch deswegen in ihrem Wesen zu Griechen zu werden und den freien hellenischen Geist in sich aufzunehmen. Im Gegenteil: diese Orientalen waren nicht weiches Material, das sich nach Belieben formen ließ, sondern zum großen Teile alte Kulturvölker mit festen Überlieferungen, — aber ihre Kultur war eine andere, als die der griechisch-römischen Welt. Sie hatten niemals das Recht der freien Selbstbestimmung für die Einzelpersönlichkeit gekannt, sondern die Persönlichkeit war in die Bande starrer religiöser, politischer und sozialer Überlieferungen eingeschnürt. Diese Orientalen hatten z. B. niemals eine andere Staatsform als die unumschränkte Monarchie gekannt, in der der Monarch entweder Gott oder Eigentümer des Staates war und wo sein alleiniger Wille als einziges Gesetz galt, eine Staatsform, die Griechen und Römern, Germanen und Slaven von Hause aus ganz fremd gewesen war. Ebenso hatten sie nicht das Recht des einzelnen Menschen gekannt, sich mit der Gottheit auseinanderzusetzen, und von freiem philosophischen Denken war bei ihnen erst recht nicht die Rede.

Diese Orientalen mit gebundenem Geiste bildeten nun die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung des oströmischen Reiches, einerlei ob sie noch an ihren ursprünglichen Mundarten festhielten oder schon die griechische Umgangssprache angenommen und sich äußerlich gräzisiert hatten. Da aber beim Durcheinanderwogen der Völker schließlich immer die größere Masse den Ausschlag gibt, konnte es nicht ausbleiben, daß bei diesem Mischungsprozesse das reine Griechentum der schwächere Teil war und nicht nur in Asien, sondern auch in Europa von diesem nur scheinbar griechischen Orientalentum überflutet wurde: das oströmische Reich wurde zum byzantinischen. Das Byzantinertum ist nicht die Fortsetzung des alten Griechentums, sondern vielmehr eine Weiterentwickelung des alten Orientalentumes in griechischem Gewande und mit äußeren griechischen Lebensformen. Von hellenischem Geiste ist nichts darin, sondern es ist Geist vom Geiste und oft genug auch Fleisch vom Fleische des alten Babylonier- und Ägyptertums. Es ist uralte und durch die Berührung mit den Griechen verfeinerte Kultur, aber unserem Wesen kaum weniger fremd als das Wesen der Inder und Chinesen. So fühlten sich auch die Byzantiner oder Rhomäer, wie sie sich selbst nannten, den westeuropäischen Völkern gegenüber als etwas Fremdes und wurden von ihnen als fremd empfunden. Auch die christliche Kirche hatte bei ihnen eine ganz besondere Form angenommen: sie besaß keine autonome Organisation, sondern war, wie bei allen Orientalen, mit dem Staate untrennbar verbunden und bildete einen Zweig der allgemeinen Staatsverwaltung. Diese byzantinische Verquickung von Staat und Religion drang auch in die westliche Kirche ein, und es hat jahrhundertelanger Kämpfe bedurft, bis man sich in Westeuropa wieder zu dem Maße von Geistesfreiheit hindurchgerungen hat, das den Hellenen eigentümlich war. Der Byzantiner verabscheute den nicht rechtgläubigen Lateiner oder Franken, schaute mit Verachtung auf ihn als einen Emporkömmling hinab und kam sich im Besitze seiner uralten Kultur und Zivilisation als etwas unendlich viel besseres vor.

Das Byzantinertum wurde schließlich von den Arabern und Türken überwältigt: Kleinasien ist aus einem griechischen zu einem türkischen Lande geworden; aber eine Fortsetzung hat Byzanz doch gefunden: es ist Moskau, nachdem ihm Kiew vorangegangen war. Als sich Großfürst Wladimir entschloß, das Christentum nicht von Rom, sondern von Byzanz entgegenzunehmen, entschieden sich die Geschicke des russischen Volkes für viele Jahrhunderte. Die byzantinische Kirche mit ihrer kirchlichen Gelehrsamkeit war die echteste Verkörperung byzantinischen Wesens, und mit ihr hielt auch dieses seinen Einzug in Alt-Rußland. Das russische Volk war damals als Nation erst im Werden begriffen, es besaß noch keine eigene ausgebildete Kultur, keine selbständig geschaffenen Geisteswerte: es mußte unter byzantinischen Einfluß geraten, und was es sich an Kultur erwarb, trug den Stempel des Byzantinertums an sich. So wurde das altrussische Wesen, soweit es Kulturwesen war, zu einem auf

Neuland verpflanzten und etwas wilder wuchernden Ableger des Byzantinertums. Damit nahm es aber zugleich in sich die Anlage auf, sich zu etwas dem übrigen Europa Fremdem zu entwickeln, und die Tatarenherrschaft hat die Entfremdung nur vollendet, die im Keime bereits vorhanden war. So entstand der moskowitische Staat, dies merkwürdige Gemisch von Byzantinertum und Tatarentum. Seitdem darauf Peter der Große mit gewaltigem Herrscherwillen in dies Staatswesen Bresche geschlagen und die Annäherung an Westeuropa zum Grundsatze der Regierungspolitik erhoben hat, bemerken wir eine ausgesprochene Zwiespältigkeit des russischen Wesens. Einerseits gewahren wir die Empfindung, daß die Russen als Slaven zur europäischen Völkerfamilie gehören und daher berufen sind, an der gemeinsamen Kulturarbeit teilzunehmen und denselben Geist unter sich walten zu lassen, andererseits zeigt sich das Bestreben, den Unterschied vom Westeuropäertum zu betonen, eine Welt für sich zu bilden und als christlicher Osten im Gegensatz zum christlichen Westen eine selbständige Kultur zu entwickeln. Beide Richtungen ringen mit einander, und in ihnen ringt im letzten Grunde der byzantinisch-orientalische Geist des alten oströmischen Kaiserreiches mit dem griechisch-römischen und stark germanisch gefärbten Geiste, der in den Ländern des alten weströmischen Kaiserreiches schließlich doch die Herrschaft behauptet hat. Wenn also Europa in zwei Hälften zerfällt, in eine westliche mit einer im ganzen gleichmäßigen Geisteskultur und in eine östliche mit manchen Eigentümlichkeiten, so liegen die Wurzeln dieser Erscheinung in dem zwiespältigen Charakter des alten römischen Kaisertums. Auf dieses sind wir bei unseren Betrachtungen wieder hinausgekommen.

Jedes Geschlecht steht auf den Schultern der vorigen. Wir ahnen oft garnicht, in wie ferne Vorzeiten Fertigkeiten, Erkenntnisse, Vorstellungen und Ordnungen zurückgehen, die uns umgeben und die uns als charakteristisch gerade für unsere jetzige Kultur vorkommen. Es ist eine lockende Aufgabe festzustellen, was jede Zeit zu dem gemeinsamen Besitze beigesteuert hat, bis er zu seiner jetzigen Fülle gelangt ist. Bei dieser Arbeit werden wir aber besonders oft bei dem griechisch-römischen Altertume anlangen und werden finden, daß die Zeit, wo die einzelnen Einflüsse am stärksten in einander übergriffen und der gemeinsame breite Boden der heutigen europäischen Kultur geschaffen wurde, eben die Zeit ist, der diese Ausführungen galten, die Zeit des römischen Kaiserreiches.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Der „Fall Jatho".

Von Pastor Artur Malmgren. (St. Petersburg.)

Der „Fall Jatho" hat weithin in der protestantischen Welt Aufsehen gemacht und Unruhe bereitet.

Dies ist ein neuer Erweis für die alte Wahrheit, daß im Grunde genommen die Menschen für nichts mehr sich interessieren, als für die Religion. Nichts hat je und je solche Gewalt über die Gemüter gewonnen, als wenn sie im Namen Gottes angesprochen wurden. Denn „Gott" ist die Antwort auf das Rätsel, das im Worte „Mensch" liegt.

Ein weiterer Grund für die allgemeine Erregung liegt aber offenbar darin, daß das Urteil des Spruchkollegiums vielen gegen den protestantischen Grundsatz zu verstoßen schien, an dem wir doch vor allem festhalten wollen, daß nämlich „ein Christenmensch in seinem Glauben frei ist und niemandem untertan."

Es liegt in der Einrichtung des Spruchkollegiums insofern ja durchaus ein Fortschritt gegen früher, als jetzt Fälle von Irrlehre in Deutschland nicht mehr allein nur vor einer staatlichen Behörde erledigt werden können; — aber haben nicht alle solche Glaubensgerichte etwas Bedenkliches und Gefährliches an sich?! Ihre Wirksamkeit sollte darum beschränkt bleiben auf die allerschreiendsten Notstände! Liegt in dem Fall des Kölner Pfarrers ein solcher vor? Warum wurde er abgesetzt? Und wie kam es zu seiner Absetzung?

* * *

Pfarrer Jatho ist ein charaktervoller und geistig hochragender Mann. Es ist ein ästhetischer Genuß, dem Vortrage dieses glänzenden und geistvollen Redners zu lauschen. Und niemand wird ihm auch eine warme Religiösität, sittlichen Ernst und edle Menschenliebe absprechen dürfen. Daß er viele dem kirchlichen Christentum Entfremdete wieder zu seinen Gottesdiensten herbeigezogen, sie zum Nachdenken über religiöse Fragen angeregt und ihnen neuen Mut zum Leben und Arbeiten gegeben hat, dies Verdienst sollten ihm auch seine Gegner nicht schmälern. Sie sollten sich wahrlich hüten, leicht über seine Absetzung hinwegzugehen. Bei der unbestrittenen Lauterkeit der Person Jathos bleibt sein „Fall" für alle eine ernste, tieftragische Sache.

Und dennoch, — war denn ein anderer Ausgang überhaupt möglich?!

Schon im Jahre 1905 sind ernste Beschwerden gegen den Inhalt der Predigten Jathos aus der Kölner Gemeinde erhoben worden. Damals führte der frühere Generalsuperintendent Umbeck den Beschwerdeprozeß, und Jatho wurde aufgefordert, sich einer Prüfung zu unterziehen, wie weit noch seine Predigten mit dem Worte Gottes übereinstimmten. Dieser Prozeß fand einen vorläufigen Abschluß durch die im Verlauf der mündlichen Unterredungen von Jatho gemachten entgegenkommenden Erklärungen.

Aber schon im Jahre darauf, also 1906, mußte ihm auf Grund einer Ansprache über das Abendmahl durch das Konsistorium in Koblenz eine Warnung erteilt werden. Und seitdem hörten die Kundgebungen und Eingaben gegen ihn — insbesonders veranlaßt durch seine gedruckten Andachten — nicht mehr auf.

Im Jahre 1910 hielt dann Jatho in Barmen jenen Ostervortrag, auf den hin ihn die Synode Barmens, welche sämtliche evangelischen Gemeinden Barmens vertritt, bei dem Ober-Kirchenrat in Berlin wegen Irrlehre anzeigte. Dieser leitete nunmehr ein vorläufiges Ermittelungsverfahren ein und legte dem Kölner Pfarrer, unter dem 7. Januar 1911, sechs Fragen vor, von deren Beantwortung es abhängig sein sollte, ob seine Angelegenheit überhaupt vor das obenerwähnte Spruchkollegium zu kommen habe, das bekanntlich seit dem 16. März 1910 in Deutschland allein noch über eine Anklage wegen Irrlehre zu entscheiden hat.

Diese sechs Fragen und die zum Teil sehr ausführlichen Antworten Jathos lauten kurz zusammengefaßt folgendermaßen:

Frage 1. Sie reden von einem Gott, der das „ewige Werden" ist und als die „unendliche Entwicklung des Weltalls" begriffen werden muß, der das „Allsein" ist und erst im menschlichen Ich sich „personifiziert" hat. Ist dies die Lehre von Gott, die Sie Ihrer Verkündigung an die Gemeinde zugrunde legen?

Jatho: Das biblische Weltbild ist für mich zerstört. Den altkirchlichen Gottesglauben kann ich nicht mehr teilen. Bezeichnungen wie „ewiges Werden", „unendliche Entwicklung des Alls" und ähnliche dienen mir dazu, die Vorstellung eines außerweltlichen Gottes zurückzuweisen.

Frage 2. Behaupten Sie eine „Gleichberechtigung aller Religionen" gegenüber dem Anspruch des Christentums, die Religion zu sein, die auf der in die Geschichte eingetretenen und in Christus vollendeten Offenbarung Gottes beruht?

Jatho: Jede geschichtliche Religion ist mir eine in die Geschichte eingetretene Offenbarung Gottes. Warum nicht auch das Christentum? Was ich aber bestreite, ist die Anschauung, daß die christliche Religion die in Christus vollendete Offenbarung Gottes sei. Ich bin der Meinung, daß diese Offenbarung in Christus ihren Anfang genommen hat und bis heute noch nicht vollendet ist. Ich halte das Christentum für diejenige Religion, welche bis jetzt im großen und ganzen die übrigen historischen Religionen an religiöser, sittlicher und kultureller Lebenskraft übertroffen hat. Dies schließt aber nicht ein, daß es die allein wahre oder die allein berechtigte Religion sei.

Frage 3. Lehren Sie, daß wir nicht als arme Sünder, sondern als „Gotteskinder voll göttlicher Schönheit der Lebensfülle" geboren werden?

Jatho: Ich leugne weder des Menschen Sünde noch seine Schuld, aber ich glaube nicht, daß der Mensch in Sünden geboren ist und daß er von Natur untüchtig ist zum Guten. Und ich bin überzeugt,

daß diese Anschauung dem sittlichen Ernst des Gewissens ganz anders gerecht wird als die Lehre von der absoluten Erlösungsbedürftigkeit der Menschennatur.

Frage 4. Ist Jesus für Sie die „fließende Größe, die tausendmal sich im Laufe der Zeiten gewandelt hat", belastet mit „Gegenwartsinteressen", von denen er selbst erst erlöst werden muß, an seiner Sache verzweifelnd gestorben und erst durch seinen Fall von dem befreit, „was etwa noch von Regungen niederer Art in ihm lebte?"

Jatho: Das geschichtliche Lebensbild Jesu hat keine andere Bedeutung für uns Heutigen, als eine pädagogische. Soll die Person Jesu eine religiöse Wirkung ausüben, so muß sie aus dem Rahmen der Geschichtlichkeit herausgehoben und vergeistigt werden. Aus der Person Jesu muß die Idee des Christus herauswachsen. Darum predige ich den Christus als „Idee". Von Jesus behaupte ich, daß er nicht der Erlöser ist und daß er an seiner Sache verzweifelnd gestorben ist.

Frage 5. Lehren Sie, daß wir „aus Gott erzeugt, von ihm auch wieder verschlungen werden, um seine Zeugungskraft zu vermehren und zu vertiefen", daß also ein ewiges Leben in Gestalt einer persönlichen Fortdauer ausgeschlossen ist?

Jatho: Über die persönliche Fortdauer des Einzelnen nach dem Tode habe ich mir, wie wohl jeder nachdenkliche Mensch, vielfach und ernstlich Gedanken gemacht, bin aber nie zu einer Gewißheit gekommen. Ich lasse einem jeden seine Gedanken über diese Dinge und freue mich, wenn sie ihn zufriedenstellen. Wir wollen unter allen Umständen und vor allem dafür sorgen, daß wir uns in denen überleben, welchen wir von unserem gegenwärtigen Leben etwas mitteilen durften, sei es körperlich oder geistig. Dann kehren wir im realsten Sinne des Wortes zu Gott zurück, um seine Zeugungskraft zu vermehren oder zu vertiefen.

Frage 6. Wenn Sie mit allen diesen Ausführungen im Widerspruch stehen mit den grundliegenden Gedanken des Christentums, so müssen wir die bestimmte Erklärung von Ihnen fordern, ob Sie an Ihrer Lehre festzuhalten gesonnen sind?

Jatho: Wäre Ihnen für die protestantische Kirche mit Männern gedient, welche widerrufen? Nimmermehr! So will auch ich meine Überzeugungen weiter vertreten und weiter verkündigen. — Ich bin gewiß, daß ich mich im Widerspruch befinde mit einzelnen Stücken der Kirchenlehre. Aber dies ist ja gerade die zu lösende Frage, ob diese von mir abgelehnten Stücke wirklich die grundliegenden Gedanken der christlichen Religion sind. Ich behaupte: nein. Sie, hochverehrte Herren, werden wahrscheinlich sagen: ja. Wer

von uns beiden recht hat, kann nicht entschieden werden, weil es dazu in einer protestantischen Kirche keine maßgebende Instanz gibt.

* * *

Die Nachricht, daß gegen Jatho das Ermittelungsverfahren eingeleitet sei und daß ihm eventuell der Prozeß gemacht werden könnte, erregte die öffentliche Meinung in hohem Grade. Der Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit erklärte unter dem 20. Januar in der Kölner Zeitung: „es bedarf kaum einer öffentlichen Versicherung, daß der Verband jetzt und immer, mag kommen was will, geschlossen zu Pfarrer Jatho stehen wird." Und selbst ein gemäßigtes Blatt, wie die Magdeburger Zeitung, sprach die Hoffnung aus, daß „uns drei Wochen nach der allgemeinen Bewegung gegen den Antimodernisteneid der katholischen Priester das Schauspiel eines evangelischen Ketzergerichtes erspart bleiben werde."

Nun liegt ja wohl der Unterschied zwischen „Irrlehrgesetz" und „Antimodernisteneid" auf der Hand. Es klafft ja beides bis in die letzte Faser der zugrundeliegenden Gedanken auseinander. Beim Antimodernisteneid ist die eidliche Verpflichtung auf den Buchstaben alles, es soll der Einzelne glauben, was die Kirche lehrt, und in seiner amtlichen Betätigung auch um keines Haares Breite davon abweichen. Beim Irrlehrgesetz aber handelt es sich nur um eine Sicherung gegen den bewußten oder unbewußten Mißbrauch der Freiheit und des Vertrauens, die uns gegeben sind.

Aber es war das Wort „Ketzergericht" ein Schlagwort, mit dem auf die Unkenntnis und Urteilslosigkeit der Masse zu spekulieren war, mit dem die Aufmerksamkeit von dem Kern der Sache abgelenkt werden konnte, darum wurde es in der gesamten liberalen Presse mit Lebhaftigkeit aufgegriffen.

Am selben 20. Januar gaben dann auch in der Sitzung der größeren Gemeindevertretung der Kölner evangelischen Gemeinde sämtliche anwesenden liberalen Mitglieder des Presbyteriums und der Repräsentation eine Erklärung zu Protokoll, in der sie dem Pfarrer Jatho, „ohne zu den Einzelheiten seiner Lehre Stellung zu nehmen," ihr Vertrauen bekundeten und bezeugten, daß er in seiner 20jährigen Wirksamkeit in der Gemeinde sich stets als ein Mann erwiesen habe, welcher mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit die Erbauung der Gemeinde sich habe angelegen sein lassen und der überwiegenden Mehrheit der Gemeinde diese Erbauung in Predigt, Unterricht und Seelsorge tatsächlich gewähre.

Diese Erklärung wurde dem Oberkirchenrat übermittelt. Ähnliche Erklärungen wurden im selben Monat Januar in Köln noch in zwei größeren Versammlungen beschlossen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Agitation nach der Landeshauptstadt übergriff. Der Protestantenverein und die entsprechenden Organisationen kündigten eine öffentliche Versammlung am 28. März an und das Publikum wurde durch Zeitungsnachrichten dafür interessiert.

Unmittelbar nach dieser Agitationsversammlung, die unter großem Zulauf stattfand, wurde bekannt, daß der evangelische Oberkirchenrat die Verhandlung gegen Jatho auf Grund seiner Antwort tatsächlich an das Spruchkollegium abgegeben habe. Und dieses erteilte nunmehr dem Beklagten den Auftrag, den Bericht vom Januar durch eine ausführliche Darlegung der Auffassung vom lebendigen Christus und des von ihm verfaßten Konfirmationsbekenntnisses zu ergänzen.

Jatho übersandte diese Ergänzung unter dem 16. Mai in Form einer längeren Abhandlung, in der er, wie schon in der ersten programmatischen Erklärung an den Oberkirchenrat, betonte: er predige Christus nur als Idee. Im Konfirmandenunterricht behandle er zwei Jahre hindurch keinen anderen Lehrstoff als die Worte Jesu nach den Synoptikern und gebe zum Abschluß den Kindern jenes Bekenntnis mit auf den Weg, das er vor zwölf Jahren niedergeschrieben habe. Das Apostolikum lasse er ganz weg, das sei ihm zu mythologisch. Am Ende dieser Erklärung heißt es: „was (im Rede stehenden Bekenntnis) über Christus gesagt ist, beziehen manche Kinder — ich ermittele dies im Unterricht durch Fragen — auf den historischen Jesus, andere auf den idealen Christus. Ich lasse beide Auffassungen gelten und alles frei wachsen, betone auch immer, daß hier nur ein Versuch gemacht wird, gewisse Grundgedanken des Christentums in Worte zu fassen und daß diese Gedanken und inneren Erfahrungen die Hauptsache, — die Worte Nebensache sind. Es melden sich denn auch immer einzelne Kinder, die es anders ausdrücken, weil sie es anders empfinden, und dies freut mich ganz besonders. Ich wünsche ihnen sogar, daß sie dahin kommen möchten, sich ein eigenes Bekenntnis ihres Glaubens zu schaffen und daß sie das gegenwärtige als Ausgangspunkt für selbständige Wege und Entdeckungsfahrten betrachten sollten."

Diese Darlegungen Jatho's wurden bei weitem nicht so lebhaft in der Presse kommentiert, wie seine Januarantwort an den Oberkirchenrat. Seine Freunde wußten nicht recht, was sie damit anfangen sollten. Einige Zeitungen machten allerdings den Versuch, aus dem überraschend christlich redigierten Konfirmationsbekenntnis die ganze Gegenstandslosigkeit des Verfahrens gegen Jatho ihren Lesern plausibel zu machen. Aber mehrfach wurde es doch als bedenklich betont, daß Jatho in symbolischer Redeweise seinen Konfirmanden ungefähr das Gegenteil von dem nahebringe, was er begrifflich meine. So führte das „Naumburger Kreisblatt" unter anderem aus: „Als ich das Glaubensbekenntnis las, das Pfarrer Jatho seinen Konfirmanden lehrt, war mein erster Gedanke: das ist doch alles sehr schön gesagt. Und diesen Mann klagt man wegen Irrlehre an?! Als ich aber dann seine Antwort an den Oberkirchenrat las, fand ich auffallende Verschiedenheiten zwischen beiden. Die Konfirmanden läßt er bekennen: „ich glaube an den lebendigen Gott, den allmächtigen Schöpfer", — und dem Oberkirchenrat bekennt er: „ich glaube nicht an einen Gott außerhalb der Welt." Weiter läßt er die Konfirmanden

bekennen: „ich glaube an den Herrn Christus, den Sohn Gottes," — dem Oberkirchenrat aber bekennt er: „Jesus war ein Mensch und starb als Märtyrer für eine Sache, an der er verzweifelte." Vom ewigen Leben läßt Jatho seine Konfirmanden bekennen: „ich will Gott bitten, daß er meine Seele erlöse von allem Übel und mir in Gnaden aushelfe zu seinem ewigen himmlischen Reich", — dem Oberkirchenrat jedoch schreibt er: „über die persönliche Fortdauer nach dem Tode bin ich nie zu einer Gewißheit gekommen." —

Und in einem Aufsatz der Schlesischen Zeitung heißt es: „dies ist das Bedenkliche, daß auch das von ihm dem Apostolikum untergeschobene Bekenntnis sein Bekenntnis nur durch fortgesetzte Umdeutungen werden kann. Durch dies Verfahren belastet er das evangelische Predigtamt mit dem für dieses unerträglichen Verdacht der Zweideutigkeit."

* * *

Inzwischen trat das Spruchkollegium zum erstenmal zusammen, um sich seine Geschäftsordnung zu geben und anberaumte die Hauptverhandlung auf den 23. Juni.

Die Spannung war eine allgemeine. Von beiden Seiten suchte man sowohl in der kirchlichen wie in der politischen Presse für oder wider den Kölner Pfarrer Stimmung zu machen. Sehr richtig gab der „Reichsbote" einem seiner Artikel die bezeichnende Überschrift: „Kein Tag ohne Jatho." Am würdigsten äußerte sich unter den vielen, die sich zum Wort meldeten, Prof. Dr. Baumgarten-Kiel, einer der beiden erwählten Beistände Jathos. Die maßvolle und gerecht abwägende Betrachtung, von der man nur gewünscht hätte, daß sie gleich zu Anfang des Streites auf die Jathofreunde hätte beruhigend und aufklärend einwirken können, schloß mit folgenden Sätzen: „Wie aber auch der so überaus schwere Entschluß der 13 Männer ausfallen möge, so ist es unsere Pflicht, statt in die große Trompete der Entrüstung zu stoßen und über Dunkelmänner und Ketzerrichterei und ähnliches zu klagen, — die ungeheure Not anzuerkennen, in die unsere geschichtlich gewordene Landeskirche durch diesen Fall gesetzt ist. Andrerseits sollten wir aber solche Not als ungemein heilsam begrüßen, da sie uns nötigen wird, das Problem der einheitlichen Volkskirche und der Freikirche, das Problem der Trennung von Kirche und Staat und das Problem der Weiterbildung der Religion in Gebundenheit und Freiheit gegenüber ihren Ursprüngen durchzuarbeiten." —

Am 23. und 24. Juni fand der Prozeß statt.

Die Verhandlungen wurden eingeleitet durch ein fünfstündiges Aktenreferat. Dann begann das Verhör, das etwa drei Stunden dauerte. Es fragte zum Anfang der Präsident, ob Jatho das Ordinationsgelübde noch kenne, das er nach der alten preußischen Agende abgelegt habe und ob ihm

der Inhalt seiner Kölner Berufungsurkunde gegenwärtig sei. Jatho verneinte beides, ganz verwundert, daß man ihn darnach fragen konnte.

Die Berechtigung dieser Fragestellung wird man aber wohl nicht bestreiten dürfen, da diese beiden Gelübde, das Ordinations- und das Introduktionsgelübde, die rechtlichen Grundlagen des pastoralen Amtes sind. Und doch hat die liberale Presse gerade wegen dieser Fragestellung Lärm geschlagen, indem sie entrüstet darauf hinwies: man hätte auch ohne Nachfrage wissen sollen, daß ein Jatho sich nach solchen formal-rechtlichen Gesichtspunkten nicht richten kann, er, der ja überhaupt keine Instanz anerkannte für seine Lehre, als den Gott in ihm und das Bedürfnis seiner Gemeinde.

Noch unverständliher freilich ist die andere Erklärung der Jathofreunde, daß es als eine unzulässige Zumutung anzusehen sei, wenn darauf der Vorsitzende den Angeklagten aufgefordert habe, nicht sowohl über den eigenen subjektiven Glauben als über die amtliche Lehre sich zu äußern. Es sollte ja doch gerade festgestellt werden, nicht so sehr, was Jatho glaube, sondern was er lehre und ob er mit seiner Lehre noch auf dem Bekenntnis der evangelischen Kirche stehe.

Der Verteidiger Lic. Traub rollte wohl die Frage auf nach dem Maßstab, an dem man die Abweichungen messen wolle. Jedoch der Vizepräsident Dryander lehnte solchen Maßstab — und zwar mit Recht — ab, da das Spruchkollegium seinerseits keine Norm der Lehre festzulegen, noch in ein Religionsgespräch sich einzulassen habe, sondern lediglich die Lehre des Geistlichen klarzustellen und darnach festzustellen habe, ob sie noch mit der allgemeinen evangelischen Anschauung übereinstimme oder ob die Abweichungen so bedeutend seien, daß er nicht weiter im Dienste der Kirche belassen werden könne.

Und nun ging man nochmals jene Punkte durch, die in dem Erlaß des Oberkirchenrats hervorgehoben waren und von denen schon die Rede gewesen ist.

In seiner Antwort hat Jatho rücksichtsloser noch und offener als früher den Gegensatz, in dem er sich zum Spruchkollegium wußte, formuliert und die gespannte Situation damit noch unlösbarer verwirrt. Er erklärte unumwunden: Gott sei nur so weit persönlich, als er persönlich im Menschen wird; die dogmatische Christologie lehne er durchaus ab; für ihn existiere nicht Vermittlung, nicht Versöhnung; böse und gut sei ihm nur ein Erzeugnis unseres Planeten, wenn der zu Grunde gehe, sei es aus, was dann weiter komme, wisse niemand; Christenhoffnung könne er am allerwenigsten lehren.

Damit war im Grunde die Vernehmung zu Ende. Dr. Hausleiter, eines der Glieder des Spruchkollegiums, ehemals Professor in Dorpat, fragte ihn nur abschließend noch, ob ihm nie der Gedanke gekommen wäre: stehe ich noch mit meiner Lehre im Rahmen der Kirche? kann ich evangelischer Pfarrer bleiben? oder soll ich nicht austreten und eine neue Religion gründen?

Und Jatho sagte: meine einzige Antwort darauf ist meine Kölner Gemeinde. — —

Überdenken wir die ganze Vernehmung, so ist nicht zu leugnen, und auch die Verteidiger des Angeklagten, so namentlich Prof. Baumgarten, geben es offen zu, daß wirklich ernsthafte zentralreligiöse Interessen und nicht, wie die liberale Presse behauptet, dogmatische Spitzfindigkeiten, auch nicht konfessionelle Sondermeinungen zur Sprache kamen.

Um 8 Uhr abends war die Verhandlung am Freitag erledigt. Am anderen Tage, am Sonnabend den 24. Juni, hielten dann die von Jatho erwählten Beistände ihre Verteidigungsreden. Leichten Herzens taten sie es nicht, denn es schien ihnen selbst, wie Prof. Baumgarten hernach eingestand, die Sache ihres Freundes fast aussichtslos.

Prof. Baumgarten bekannte zunächst mit Bedauern, daß er mit der Theologie seines Klienten nichts anzufangen wisse. Diese Art, lediglich sein eigenes Gefühlsleben rhapsodisch darzustellen, könne er sich nicht aneignen. Es sei offen zuzugeben, daß diese Bekundungen nicht bloß vom Standpunkt des Dogmatismus äußerst anstößig erscheinen. Der Oberkirchenrat habe damit Recht, daß die Differenz die grundliegenden Gedanken des Evangeliums betreffe. Auch ihm erscheine der christliche Glaube durch diese Symbolisierung erheblich alteriert und er habe mit großer Betrübnis die Kluft, die die Jathosche religiöse Anschauung von der seinigen trenne, noch tiefer gefühlt wie zuvor. Er müsse offen erklären, Jatho lebe eben in einer anderen Welt, in einer anderen Wirklichkeit, in einer anderen Gotteswelt als wir.

Und doch! —, hätte er sich anders geben und darstellen können!? Er habe mit Recht gesagt, die Gemeinde sei sein Brief. Lesen wir in diesem Brief. Und nun verlas Prof. Baumgarten etwa 30 z. T. ergreifende Zeugnisse aus Briefen von Jathos Zuhörern, und knüpfte daran die Bemerkung, er würde es tief beklagen, wenn solche Kraft, die nicht zerstören will, sondern zum Bauen berufen ist, brachgelegt werde. Zum Schluß wies dann der Verteidiger noch auf die Wirkung hin, die die Absetzung haben müsse. Gewiß könne es das Spruchkollegium ablehnen, mit den römischen Ketzerrichtern auf dieselbe Bank verwiesen zu werden, er wolle geradezu protestieren gegen diese Verschiebung der Streitfrage. Aber er fürchte doch, die ohnehin so große Entfremdung von Kirche und Religion werde durch eine Absetzung nur gesteigert werden.

Auf diese 1½-stündige eindrucksvolle Rede folgte dann noch eine ebensolange vom Lic. Traub, der zunächst die formell-rechtliche Seite des Verfahrens bemängelte, auch das Aktenmaterial als unzulänglich hinstellte, — und dann — zur sachlichen Seite übergehend — den Vorwurf der Irrlehre deswegen gegenstandslos fand, weil es doch ein Gemeinchristentum in der evangelischen Kirche so wenig gebe, wie eine Gesamtgemeinde. Die Kirche sei ja jetzt schon nur ein großer Sprechsaal.

Der Eindruck dieser, in ihrer präzisen, knappen Form glänzenden Rede mochte verstärkt gewesen sein durch die jedem Hörer gewiß gegenwärtige Wahrscheinlichkeit, die inzwischen schon zur Wirklichkeit geworden ist, daß aus diesem Verteidiger leicht einer der nächsten Angeklagten vor diesem Gerichtshof werden könne.

Das letzte Wort hatte Jatho.

Ich spreche nicht für mich, sagte er. Mit Gleichmut sehe ich dem Urteil entgegen. Ich kann als festgestellt nicht ansehen, daß meine Wirksamkeit mit der Lehre der Kirche unvereinbar ist. Ich weiß, daß ich geeignet bin, das Pfarramt zu führen. Man macht mir den Vorwurf, daß ich nach subjektivem Ermessen meine Lehrtätigkeit ausübe, aber — ein objektiver Maßstab existiert doch nicht.

Machen Sie Ihren Spruch mit Ihrem Gewissen ab. Ich bin vor einigen Tagen in den Meistersingern gewesen, ich mußte es tun, um mich durch die Musik und durch die Poesie zu beruhigen. Da urteilt Beckmesser über das Preislied Walters von der Vogelweide: „kein Absatz wo, kein Koloratur, von Melodei auch nicht eine Spur." Hans Sachs aber erwidert:

Halt, Meister! Nicht so geeilt.
Nicht jeder eure Meinung teilt.
Des Ritters Lied und Weise
Sie fand ich neu, doch nicht verwirrt.
Verließ er unsre Gleise
Schritt er doch fest und unbeirrt.
Wollt ihr nach Regeln messen,
Was nicht nach eurer Regeln Lauf,
Der eigenen Spur vergessen:
Sucht davon erst die Regeln auf!

Suchen Sie, meine Herren, die Regeln, nach denen ich werden mußte, was ich geworden bin. —

Nach $2^1/_2$-stündiger Beratung wurde um $5^3/_4$ Uhr abends das Feststellungsurteil verkündigt. Es lautete: eine fernere Wirksamkeit des Pfarrers Jatho in Köln innerhalb der evangelischen Landeskirche ist unvereinbar mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt.

* * *

Die liberale, vielfach jüdisch-demokratische Presse nahm diesen Spruch mit einem Entrüstungsschrei auf. Auch der Kreis der Freunde evangelischer Freiheit konnte sich nicht genug tun in maßlosen Angriffen und in Verdächtigungen. Zur Charakteristik nur einige Stichproben aus der äußerst zahlreichen Menge der Artikel und Broschüren. Zunächst einige Überschriften. „Nach Jathos Verdammung" (Hamburger Fremdenblatt); „Pfarrer Jatho aus der Landeskirche ausgestoßen" (Breslauer Zeitung); „das Ketzergericht gegen

Jatho", „die Fragen des Inquisitionsgerichts" (Berliner Tageblatt); „ein Unglückstag für die evangelische Kirche" (Hannoverscher Courier); „Kettenschmiede der Kultur" (Straßburger Post); „die Zeloten in Preußen", „die preußische Inquisition" (das kleine Journal); „das steinerne Kreuz" (Vossische Zeitung) und viele, viele andere dem ähnliche.

Wie in diesen Überschriften, so kommt auch in den Artikeln selbst ein keine Grenzen mehr kennender Ingrimm, überschäumender Unwille und leidenschaftliche Übertreibung zum Ausdruck. Die „Nationalzeitung" schrieb: „der Tag des auf Absetzung lautenden Urteils ist ein Trauer- und Unglückstag in der jüngsten Geschichte der evangelischen Landeskirche Preußens, ein Tag der Kriegserklärung gegen das freie, voraussetzungslose Suchen und Forschen im Protestantismus, gegen das persönliche Christentum und Bekennertum, das einst die Reformation ins Leben gerufen hat. — Unsere Nachkommen werden unwillig ihre Köpfe schütteln und uns zornig fragen: war dies Jesu und Luthers Geist?"

Der Charlottenburger Schuldirektor Schmidt dekretierte in einem Berliner Blatt: „die gebildeten Kreise der Nation werden sich die Unterwerfung unter eine veraltete Form des kirchlichen Lebens nicht mehr länger gefallen lassen wollen." Und der Bremer Pfarrer Burggraf fällte in einem rheinischen Blatt das erregte Urteil: „seit dem 24. Juni 1911 hat die preußische Landeskirche aufgehört, eine echt evangelische, eine wirklich protestantische Kirche zu sein, weil der Hauptgrundsatz der evangelischen Freiheit, mit der die evangelische Kirche steht und fällt, verleugnet, ja tödlich getroffen worden." Und Friedrich Naumann versteigt sich in der „Hilfe" zu folgendem Urteil: „was Jatho erschüttert, ist dasselbe, was uns andere auch durchrüttelt, die tiefe und unheimliche Gottlosigkeit des gegen ihn ergangenen Urteils." Er nennt weiter das Spruchkollegium den „neuen geistlichen Tötungsapparat" und meint: „es wurde dieser Mann ausgesucht nach dem alten Spruch der Pharisäer und Hohenpriester: es ist besser, daß ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe."

Dazu kamen bald eine Reihe von Protestversammlungen. Als erste die sog. akademische Protestversammlung in Zürich, zu der ein junger Schweizer Theologe die Studentenschaft beider Hochschulen, der Universität und des Polytechnikums, geladen hatte. Und endlich eine Flut von Predigten, die alle auch eine Stellungnahme zu dem Kirchenstreit herbeiführen wollten.

Als Stichprobe für den Ton, der von liberaler Seite vielfach angeschlagen wurde, biete ich nachstehende Sätze aus einer gedruckten Predigt des Bremer Pfarrers Burggraf mit dem Thema: „los von Berlin, heraus aus dem alten Kirchentum." Es heißt da u. a. „Wenn ich Jatho gegenüber dieses traurige Schriftgelehrtentum beobachte, so bringt mich diese dogmatische Arroganz in Harnisch. Wenn ich dies erbärmliche Pharisäertum überdenke, so kann ich — empört über eine kirchliche Roheit, die alle evangelische

Geistesart verleugnet — nur sagen: gegen solche Orthodoxie jetzt rücksichtslosen Kampf. Es gilt diesen „Steh-im-Wege" mit allem, was seine Art ist, zu beseitigen. Es gilt den ganzen alten Kirchenbegriff mit seinem Anspruch auf Bekenntnismäßigkeit niederzuringen, dieses für unser Geschlecht zu einem Zwing-Uri gewordene Gebilde der Vergangenheit zu überwältigen." — Und dann weiter: „ja, was aber uns entgegensteht — dürfte mancher einwenden — ist eben auch eine Glaube; ein fester, trotziger Glaube, von dem Marmorkreuz auf dem Spruchgerichtstisch genährt. O, naiver Gedanke, diese Berliner Spruchgerichtssitzung ein Bild des Glaubens!! Man muß doch wirklich sagen, da saßen Männer zu Gericht, die keinerlei Zusammenhang mit dem lebendigen Gott haben. Sie leben in der Bibel, sie leben in alten Dogmatiken und Bekenntnisschriften und träumen von dort aus mit verschlossenem Herzen über die Gegenwart hinweg. Sie sind Jahrhunderte alt und noch älter. Sie sind reich an dem Gott der Vergangenheit, — aber sie verstehen nichts, rein gar nichts von seinem schöpferischen Heute."

Doch genug, übergenug davon!

Es ist dem allem gegenüber erfreulich, feststellen zu können, daß auf liberaler Seite doch auch andere Stimmen laut wurden!

Jener selbe Prof. Baumgarten, der Beistand Jatho's, schrieb in der „Kieler Zeitung" einen durchaus würdigen und versöhnlichen Epilog zu dem Prozeß und betonte, das Irrlehregesetz könne in keiner Weise verglichen werden mit den romanistischen Vergewaltigungen der Gewissen. Und in der Antwort Jatho's sei für jeden, der sich auf dem Boden des geschichtlichen Christentums stehend wußte, ein sehr schwieriges Problem geboten: ob tatsächlich die evangelische Kirche solche Predigt vertragen könne; denn Pfarrer Jatho gehe unzweifelhaft über die Linien der Abweichung, die so ziemlich die ganze moderne, historisch-kritisch orientierte Theologie einhält, — weit hinaus. Sein poetisch-enthusiastisches Wesen verschmähe alle festen Begriffe und geschichtlichen Orientierungen.

Und in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" stand zu lesen: „ob dem Pfarrer Jatho nicht doch Zweifel daran aufsteigen werden, ob er dem Christentum und der evangelischen Kirche einen Dienst erwiesen hat, als er den Konflikt heraufbeschwor und durch die Übertreibung des im Protestantismus ruhenden Rechts der Persönlichkeit gegen die Mauern anstieß, die doch immer den innersten Burghof des kirchlich-religiösen Lebens umgeben müssen?"

Ja selbst sozialdemokratische Blätter, wie die „Leipziger Volks-Zeitung" und der „Vorwärts", die in der christlichen Religion nichts anderes sehen als ein aus bestimmten gesellschaftlichen Zuständen herausgewachsenes menschliches Entwicklungsprodukt, haben die sachliche Berechtigung des gefällten Spruches anerkannt.

* * *

Doch nun zum Schluß die Frage: Wo liegt denn nun der Nerv der ganzen Jathobewegung?

Im Angesicht dieser Frage darf man der Presse des bürgerlichen und kirchlichen Liberalismus einen schweren Vorwurf nicht ersparen. Sie hat — ohne das Erscheinen eines zuverlässigen Berichtes über die Lage der Dinge abzuwarten, und ohne sich um sachliche Gründe sonderlich zu mühen, — ohne weiteres lauten Lärm geschlagen und durch reklamhafte Agitation, durch systematische Übertreibung und Verschleierung die öffentliche Meinung beunruhigt und irre geführt. Sie hat an ihrem Teil dadurch mitgewirkt, daß weite Kreise bis zur Stunde noch nicht klar sind, warum sich's denn eigentlich bei dem ganzen Streit gehandelt hat.

Es hat sich nicht gehandelt um die Person Jatho's.

Wohl sind anfangs vereinzelte Versuche gemacht worden, sowohl den angeblichen Denunziationen aus der Kölner Gemeinde, wie auch dem Vorgehen des Oberkirchenrates persönliche Motive unterzulegen. Doch verstummten solche Stimmen bald, mit Recht. Und das Spruchkollegium hat bei Begründung seines Urteils den vorbildlichen Wandel und die warmherzige, opferwillige Persönlichkeit des Angeklagten ausdrücklich gewürdigt.

Also nicht um die Person Jatho's ging der Streit. Er ging auch nicht um seine religiöse Überzeugung.

Dies würde niemand von uns mehr vertragen können, daß jemand um seiner abweichenden Auffassung willen gerichtet würde. Wir vertragen keinen Zwang mehr in Glaubenssachen und dulden keinen Druck mehr auf unser Persönlichkeitsleben. Wir protestieren gegen alle Majorisierung in religiösen Dingen. Über aller Überlieferung steht uns die Wahrheit, und über aller Rücksicht auf Menschen die Wahrhaftigkeit. In dieser Forderung stimmen wir durchaus überein mit den Freunden der evangelischen Freiheit. Wir haben Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung, auch wenn sie mit der unsrigen nicht übereinstimmt.

Und auch das Spruchkollegium hat den Kölner Pfarrer durchaus nicht wegen seiner religiösen Überzeugung zur Verantwortung gezogen. Es hat dies so wenig getan, daß es bei den Verhandlungen geflissentlich alles vermied, was auch nur von Ferne den Anschein hätte wecken können, als wollte es ihn zum Ketzer stempeln und dann als solchen verdammen.

Nein, weder um die Person Jatho's, noch um dessen persönliche Glaubensstellung ging der Streit, — wohl aber ging er um dessen Amt.

So gewiß auch ein Pastor hinsichtlich seiner religiösen Überzeugung „frei ist und niemanden untertan", so gewiß ist doch andrerseits, daß er hinsichtlich seiner Wirksamkeit auf und unter der Kanzel verantwortlich bleibt der Gemeinschaft, deren Auftrag er zu erfüllen übernommen hat. Und Jatho war mit seiner Verkündigung in offenen Widerspruch getreten zu dem Bekenntnis der Kirche. Dies gab er selbst zu und seine Freunde leugneten es nicht. Ja, von

ihnen allen hat kaum ein einziger seine Theologie teilen wollen. Sein Beistand, Professor Baumgarten, nannte die Lehre seines Klienten inkommensurabel für eine theologische Beurteilung. Das eingeforderte Gutachten der liberalen Mehrheit seines eigenen Presbyteriums erklärt: „seine Anhängerschaft besteht nicht aus Leuten, die sich auf Einzelheiten seiner Vorstellungen von Religion, Gott, Jesus, Menschentum, Sünde, Erlösung und ewigem Leben festlegen wollen." Prof. Herrmann-Marburg bezeichnete in einem ausführlichen Votum dessen Theologie als eine „bodenlose", mit der er nichts anzufangen wisse. Prof. Natorp fand, daß er sich bedenklich dem Naturalismus nähere, und Prof. Köhler nahm ihn sogar für den Monismus in Anspruch. Am schärfsten aber von allen sprach sich sein warmer Freund Prof. Rade aus, als er schrieb: „es ist, wie wenn das Spruchkollegium eigens ad absurdum geführt werden sollte durch einen solchen Angeklagten, der sich so wenig dazu eignet, dogmatisch ernst genommen zu werden."

Und doch — hielt sich Jatho für geeignet, das Pfarramt zu führen?! Und seine Freunde protestierten mit Entrüstung gegen seine Entfernung vom Amt und redeten von Intoleranz und mittelalterlicher Ketzerrichterei.

Da liegt der Nerv des Streites offen vor uns. Er liegt in der individualistischen Auffassung von der Kirche, und im Zusammenhang damit in der Stellung des Pfarrers Jatho zum Bekenntnis seiner Kirche, er liegt in den Worten des Anwaltes Lic. Traub, der da sprach: „die Gesamtkirche hat kein Recht über die Lehre des Pfarrers."

Wer aber nicht den grundsätzlichen Verzicht auf eine Gemeinschaft des Glaubens mitmachen kann, wer die Kanzel nicht zu einem Ort werden lassen will, wo jeder das Recht hat jedes, zu lehren, und jeder das Recht hat, jedes zu bestreiten, der sagt sich:

Sunt certi denique fines, es gibt endlich gewisse Grenzen!

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Über die Reform unserer Ernährung nach Dr. Hindhede.

Von Prof. M. Witlich. (Riga.)

Wenn wir die mannigfaltigen sozialen Probleme auf ihren Ursprung hin untersuchen, so finden wir, daß die Ernährungsfrage fast in jedem Falle als Ursache zu Konflikten innerhalb der menschlichen Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielt.

Prüfen wir die Abhängigkeit unseres körperlichen und geistigen Befindens von kontrollierbaren Einflüssen, so sehen wir, daß sie in hohem Maße durch die Art und Weise der Ernährung beeinflußt werden. Der Kostenpunkt der

Ernährung und ihre Zusammensetzung sind erfahrungsgemäß zwei Dinge, denen im Leben des Einzelnen und im Zusammenleben der Menschen eine ungemein wichtige Bedeutung zukommt.

In früheren Zeiten unterlag die Lebenshaltung der verschiedenen Bevölkerungsschichten verhältnismäßig langsamen Veränderungen, in neuerer Zeit beobachtet man ein rasches Wachsen der Ansprüche und zugleich eine außerordentliche Verteuerung der Haushaltung durch die gesteigerte Nachfrage nach den für besonders wertvoll geltenden Nahrungsmitteln, zu denen man in Europa vorzüglich die animalischen Nahrungsmittel rechnet.

Unsere hohe Meinung von der Bedeutung der animalischen Nahrungsmittel gründet sich auf die Autorität des berühmten Justus von Liebig und empfing eine weitere Unterstützung durch die Fütterungsversuche des bekannten Münchner Physiologen Prof. Voit im 6. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Für die regelrechte Ernährung eines Erwachsenen beanspruchte Voit neben anderen Nährstoffen 118 gr. Eiweiß, oder allgemeinverständlich gesprochen ca. 1 Pfund Fleisch. Mit seiner Formel — 118 gr. Eiweiß, 56 gr. Fett und 500 gr. Kohlenhydrate — schuf er für den Speisezettel die Grundlage, die wohl auch heute noch in weitesten Kreisen für maßgehend anerkannt wird. Wohl erfuhr seine Lehre mehrfach lebhaften Widerspruch, indessen die Einwände Andersgläubiger hatten nicht die erforderliche Durchschlagskraft und gar der extreme Vegetarismus diente zur Stärkung des Glaubens an die Trefflichkeit der Voit'schen Lehrsätze.

Erst die Arbeiten und Erfahrungen der neuesten Zeit, unter anderem der Japanische Krieg, der die Welt mit der erstaunlichen Leistungsfähigkeit des japanischen Soldaten überraschte, der doch vom ernährungswissenschaftlichen Standpunkt beurteilt ganz unzureichend ernährt wurde, erschütterten das Vertrauen in die traditionellen Anschauungen und forderten eine Revision ihrer Grundlagen. Unter den Leuten, die sich schon lange eine eigene abweichende Ansicht geschaffen hatten, gebührt dem Kopenhagener Dr. med. Hindhede eine besondere Stellung. Er hat in 20-jähriger stiller Arbeit überzeugende Beweise für die Unzulänglichkeit der Voit'schen Lehre erbracht und hat in jüngster Zeit die Genugtuung gehabt, daß seine Versuchsergebnisse in vollem Umfange durch andere, in großem Maßstabe ausgeführte Untersuchungen bestätigt wurden.

Das Lebensbild dieser eigenartigen Persönlichkeit spiegelt sich wohl am anschaulichsten in einer kurzen Wiedergabe seiner eigenen Schilderung der Erfahrungen, die er mit den verschiedenen Ernährungssystemen machte.

Als Student wird er in den 90-ger Jahren mit den Grundlagen der Voit'schen Ernährungslehre bekannt gemacht und erfährt, daß er, um gesund zu bleiben, täglich 118 gr. Eiweiß verspeisen müsse, wovon die Hälfte aus dem Tierreich zu stammen habe.

Die Kunde kommt ihm sehr überraschend, denn er hat bisher äußerst selten Fleisch gegessen und fühlt sich doch seiner Ansicht nach völlig normal und

gesund. Er weiß, daß auf dem Speisezettel seiner jütischen Landsleute Fleisch ein sehr rarer Artikel ist, kennt ihre respektable körperliche Leistungsfähigkeit und beugt sich doch vor der Autorität seines Professors und hält sich von da ab an die von Voit verordnete tägliche Eiweißnorm. Doch die neue Kost bekommt ihm schlecht, er wird körperlich schwächer, ist häufig verstimmt und übellaunig und verwirft sie nach kurzer Zeit, um mit der Rückkehr zu seiner gewohnten Kost bald auch wieder seine frühere körperliche und geistige Verfassung wiederzuerlangen.

Aber sein Glaube an die zünftige Ernährungslehre ist dahin. Wie das in solchen Fällen häufig der Fall, er gerät in's andere Extrem und wird strenger Vegetarier, um sehr bald zur Überzeugung zu kommen, daß ausschließliche Pflanzenkost für unser rauheres Klima wohl ganz unzureichend sei.

Das Resultat der zweifachen Prüfung ist für Hindhede die feste Überzeugung, daß die gültige Eiweißnorm nicht richtig sein könne, und der Entschluß, nun sein Teil Arbeit zur Klärung der offenbaren Widersprüche zwischen Theorie und gemeinem Leben beizutragen.

Da ihm keine Mittel zu großen und wissenschaftlich verfolgten Versuchen zur Verfügung standen, so begann er mit den Untersuchungen an seiner eigenen Person als Versuchsobjekt und an seiner Familie, und beurteilte die Brauchbarkeit der angewandten Ernährungsmethoden einfach nach dem Zustand des Körpergewichts sowie der Arbeitsfähigkeit und Gemütsverfassung. Mit der Zeit dehnte er seine Versuche auf eine größere Zahl außenstehender Personen aus, — meist junge Leute der Kopenhagener Hochschulen, — und erzielte endlich ganz unglaubwürdig günstige Resultate. Dr. Hindhede und seine Familienangehörigen sind während der fast 20-jährigen Beobachtungszeit nie krank gewesen und erfreuen sich der denkbar günstigsten Verfassung, und die jungen Leute, die auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung die Trefflichkeit seiner Methode als lebende Beweisstücke zu erhärten hatten, erfreuten sich einer fürtrefflichen körperlichen und geistigen Frische, obschon sie nach der landläufigen Ernährungslehre überhaupt nicht mehr leben dürften. Neben seiner Versuchstätigkeit durchforschte und studierte Hindhede die gesamte Fachliteratur, soweit sie Beziehungen zu seinen Arbeiten hatte, und beleuchtete vor allem auch die Mängel der grundlegenden Versuche des Münchner Professors, der wohl etwas gar zu unbedenklich die Ergebnisse seiner Ernährungs- und Stoffwechsel-Untersuchungen an Hunden auch auf Menschen angewandt hatte. Das überaus wertvolle Resultat seiner Arbeiten läßt sich kurz in folgenden Worten aussprechen: die bisherige Eiweißnorm ist viel zu hoch, die Hälfte ist noch reichlich genug, und ein Überschuß bedeutet eine schädliche Überlastung des menschlichen Organismus, die sich früher oder später in ungünstiger Weise äußern muß. Brot, Butter, Kartoffeln, Mehlspeisen, Obst und Gemüse in richtiger und schmackhafter Zubereitung sind im allgemeinen die geeignetsten Nahrungsmittel für den gesunden Menschen und in vielen Fällen auch das zweckmäßigste Essen für Kranke.

In Dänemark fanden seine Ansichten und Reform-Vorschläge Anklang und Verbreitung, doch hätten seine Lehren ohne Unterstützung und Bestätigung von anderer Seite wahrscheinlich, wie das so gang und gäbe, — nur sehr allmählich die Beachtung weiterer Kreise auf sich gezogen. Die Unterstützung kam ihm zur rechten Zeit aus Amerika, wo Prof. Chittenden von der Yale Universität im Jahre 1905 seine Arbeiten über dasselbe Thema publizierte. Die Publikation beschreibt Versuche, die während der Dauer eines Jahres nach allen Regeln und Forderungen der Wissenschaft durchgeführt worden waren, und in einem Stil, wie ihn sich nur Amerika leisten kann. Das Kriegsministerium hatte die Versuchsobjekte — Soldaten — gestellt, die Akademie, das Carnegie-Institut und reiche Privatleute die erforderlichen Mittel, und an der Spitze der wissenschaftlichen Arbeitskommission stand Chittenden.

Es sei hier eingeschaltet, daß die Versuche durch einen Dollarfürsten, Mr. H. Fletcher, angeregt wurden, der seinen gänzlich zerrütteten Körper durch eine der Hindhedeschen Methode ganz ähnliche Ernährung wieder hoch gebracht hatte.

Während der Versuchsdauer wurden die Soldaten körperlich gehörig angestrengt, ihre Leistungen waren gut und ihr Wohlbefinden durchweg ausgezeichnet und besser als bei der üblichen fleischreichen Kost. Es ergab sich, daß 45 gr. Eiweiß in diesem Fall für alle Bedürfnisse des Organismus vollkommen genügten, also weniger als die Hälfte der üblichen Ration (118 nach Voit). Gegen die Verallgemeinerung des Resultats dieser Versuche konnte nun von gegnerischer Seite der Einwand gemacht werden, daß wohl Menschen aus der sozialen Schicht des amerikanischen Soldaten bei der angewandten Ernährungsweise gedeihen können, — nicht aber Personen der höheren Gesellschaftsklassen. Um auch in diesem Sinne Klarheit zu schaffen, veranlaßte Chittenden 7 Personen aus dem Bestande der Yale-Universität zu einem analogen Versuch. Es waren unter ihnen erstklassige Sportsleute, und am Ende des Versuches, der bei einem Eiweißkonsum von täglich 52 gr. durchgeführt wurde, ergab sich beim besten Wohlsein der Versuchsobjekte überraschenderweise sogar eine erhebliche Steigerung der Körperkraft.

Die Veröffentlichung dieser Versuche, an deren objektiver und rechtschaffener Durchführung kein Zweifel ist, war natürlicherweise für Hindhede ungemein wichtig und veranlaßte ihn zum Hinaustreten an die breiteste Öffentlichkeit. Im Jahre 1908 erschien in deutscher Sprache sein Buch „Eine Reform unserer Ernährung“ *) und erregte berechtigtes Aufsehen. Das Buch ist sehr anregend geschrieben und ohne weiteres für jedermann verständlich. Es gibt dem Leser die feste Überzeugung, daß die Grundlagen unserer

*) Eine neue deutsche Ausgabe ist 1911 erschienen unter dem Titel: „Mein Ernährungssystem“, Leipzig, W. Vobach u. Ko., Preis geb. Mark 2.60. Die Red.

Ernährungslehre geändert werden müssen, und flößt ihm volles Vertrauen ein zu der Methode oder dem System Hindhede, das den Luxus und die Schädlichkeit des übermäßigen Eiweißkonsums ausschaltet.

Ein Überfluß an Eiweiß oder Fleischnahrung ist Luxus, weil es unser teuerstes Nahrungsmittel ist, er ist schädlich, weil der Teil, der nicht zum Ersatz verbrauchter Zellsubstanz Verwendung findet, vom Körper auf verhältnismäßig umständliche Weise verarbeitet werden muß, wobei häufig gewissermaßen Schlacken zurückbleiben, deren Einflüsse nachteilig wirken. Mit der bloßen Erkenntnis der Mängel der bisherigen Ernährungsweise und der Vorzüge der neuen ist nun leider wenig erreicht. Es müssen sich viele bereit finden, die Erkenntnis in's praktische Leben umzusetzen und durch ihr Beispiel zu wirken. Unsere Küchenrezepte sind in Bezug auf Fleischspeisen vorzüglich durchgearbeitet, sie sind schmackhaft und reizvoll, und ganz allgemein identifiziert man reichliches Fleischessen mit Wohlhabenheit und Wohlleben. Nur wenige sind imstande, auch mit wenig Fleisch einen schmackhaften und lockenden Speisezettel bei reichlicher Abwechselung zusammenzustellen. Hier haben wir freilich eine arge Lücke in der Küchenliteratur. Dr. Hindhede hat Ende vorigen Jahres eine Sammlung von ihm erprobter und zum Teil neuer Rezepte herausgegeben*), die Referent aus eigener Erfahrung bestens empfehlen kann. Das größte Hindernis ist vielleicht der konservative Sinn unserer Hausfrauen, — da gilt es behutsam vorgehen, um die Herrin des Hauses sanft und unmerklich in's neue Gleise hinüberzulenken. Hotels und Gasthäuser werden noch lange an der alten Form festhalten, viel Fleischessen schafft viel Durst und für sie ist ja der durstigste Gast der liebste.

Die Nahrungsmittelteuerung ist zum größten Teil eine Folge des starken Fleischkonsums; schon allein aus diesem Grunde ist jeder Weg, der uns eine Milderung der für viele unerträglichen Spannung verheißt, mit Freuden zu begrüßen, vor allem auch als eine Erleichterung der Lebensbedingungen der jungen Generation. Was Hindhede mit seinem Ernährungssystem sicher zu erreichen hofft, spricht er klar in den folgenden drei Sätzen aus:

1. Ich will dem Mann mit 800—1000 M. Einkommen lehren, daß er nicht zu hungern braucht, wenn er täglich auch nur 30—35 Pf. für sein Essen anwenden kann.
2. Ich will dem Mann mit 3000 M. Einkommen lehren, daß er weit billiger leben kann, als er es tut; daß er nicht 1—1½ M. für Essen auszugeben braucht, sondern ebenso gut und besser für 50 bis 70 Pf. leben kann.
3. Ich will dem Mann, der 10,000 M. Einkommen hat, lehren, daß er weit gesunder und billiger leben kann, als bisher.

*) Enthalten in dem erwähnten Buche. Die Red.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Baron Alexander Meyendorff.

Ein politisches Charakterbild.

Von Carl v. Kügelgen. (St. Petersburg.)

Feste politische Persönlichkeiten, die den Maßstab, den sie an die Ereignisse legen, nicht außer sich, in der Partei, bei der Regierung oder der Stimmung des Landes suchen, sondern die ihn in sich tragen, gehören in aller Herren Ländern zu den Ausnahmen. Bei uns in Rußland ist das parlamentarische Leben so jung, daß man billiger Weise keine großen Ansprüche stellen darf. Zudem wurde die erste und die zweite Reichsduma, vor allem die an „Köpfen" reiche erste, zu schnell aufgelöst. Die politischen Charaktere hatten nicht Zeit, sich im Strom der politischen Welt zu bilden... Einige traten zwar hervor, so der unvergeßliche Graf Heyden, Muromzew, der erste und der beste russische Reichsdumapräsident. Doch die feste Stetigkeit, die Vertrauen erweckende Unerschütterlichkeit der Grundsätze, diese Elemente einer Persönlichkeit, die ihr Charakter verleihen, bedürfen der Zeit und der Prüfung. Die dritte Reichsduma hat freilich ausgedauert; sie ist aber leider überhaupt arm an hervorragenden Köpfen, — und hat sich von vornherein durch überraschende Geschmeidigkeit, Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit gekennzeichnet. Der allgemeinen Charakterlosigkeit entspricht die vieler ihrer meistgenannten Mitglieder... So sind wir denn in Rußland im parlamentarischen Leben noch hinter den bescheidensten Erwartungen, was politische Charaktere anlangt, zurückgeblieben.

Baron Meyendorff, der als hinreißender Redner, scharfer Dialektiker, vorzüglicher Jurist eine der hervorstechendsten und zugleich populärsten Erscheinungen unserer Duma ist, nimmt doch in erster Linie seine ehrenvolle und abgesonderte Stellung ein — als ausgesprochener politischer Charakter. Als solcher genießt er auch die Achtung seiner politischen Gegner, wie kaum ein anderer. Wenn er spricht, versetzt er die Duma stets, was den wenigsten gelingt, in lautlose Stille. Die Nationalisten und Rechten hatten einmal die Losung ausgegeben, Baron Meyendorff durch Gespräch und Geräusch zu stören, doch der Versuch mißlang, sie gerieten bald in den Bann der ebenso ehrlich wie klar vorgetragenen Überzeugung des Redners. Und wohl kein anderer Redner hat verhältnismäßig so häufig das gesamte Haus gezwungen, seine Worte durch Beifall zu bekräftigen. Während seine Wahl zum zweiten Vizepräses gleich zu Beginn der ersten Session ein ehrender Beweis des Vertrauens seiner Fraktion, des Verbandes vom 17. Oktober war, gab sein bald darauf erfolgter Rücktritt der ganzen Duma Gelegenheit, ihm ihre Sympathie zu beweisen. Baron Meyendorff hatte in seiner Eigenschaft als Vorsitzender gegen den bekannten nationalistischen Minsker „Oktobristen", den einstigen

Landesverräter Gustav Karlowitsch Schmidt, einen Ausfall gemacht. Dieser beklagte sich, drohte mit einem Duell, ließ aber seinen Gegner vergeblich auf die Sekundanten warten. Um nun das Präsidium in keiner Weise mit seinem „Fehler" zu belasten, trat Baron Meyendorff zu allgemeiner Überraschung am 1. Februar 1908 von seinem Amt zurück. Dieser feine politische Takt wurde ihm allgemein hoch angerechnet, z. T. für „übertrieben deutsch" gehalten. Am 5. Februar wurde Schmidt mit 355 gegen 25 Stimmen ausgeschlossen; am 8. Februar Meyendorff mit 273 von 308 Stimmen wiedergewählt. Selbst die äußersten Linken, die sich der Wahlen wie meist enthielten, äußerten, daß sie gegen die Person des Kandidaten nichts einzuwenden hätten.

Doch hat M. als Versammlungsleiter nicht die Erwartungen erfüllt, die man vielfach in ihn setzte. Gerade seine außerordentliche Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit hinderten ihn daran, ein guter Vorsitzender zu sein. Er war nicht schnell genug, wurde am strengen Eingreifen durch zu viel Bedenken und Erwägungen gehindert, war zu kompliziert, vielleicht auch zu nervös, um stets Ruhe und Ordnung bei den Verhandlungen aufrecht zu erhalten. Beim schwersten Zusammenstoß, den er als Vorsitzender zu bestehen hatte, ist ihm volle Genugtung geworden. Es war am 23. Mai 1909, als Meyendorff den Bischof Jewlogij nach dessen leidenschaftlicher Rede gegen den hochgeachteten einstigen Sträfling Karaulow zur Ordnung rief. Kaum waren die Worte gefallen: „Zu meinem großen Bedauern bin ich gezwungen Sie, Eminenz, zur Ordnung zu rufen", so ertönte eine Stimme von rechts: „Darf ein Andersgläubiger einen orthodoxen Bischof zur Ordnung rufen?" und es brach im Lager der Rechten ein Höllenspektakel los, aus dem Worte wie: „Deutscher Affe!" „Schuft!" u. s. w. herausklangen. Die Sitzung wurde von Meyendorff unterbrochen und die nächste vom Präsidenten Chomjakow mit einer ernsten und eindringlichen Ansprache eröffnet, die der allgemeinen Empörung über den häßlichen Auftritt entsprach, — ganz abgesehen davon, daß ihm die Grundlage fehlte, da Baron Meyendorff griechisch-orthodoxer Konfession, also kein Andersgläubiger ist. Zu Beginn der 3. Session lehnte Meyendorff eine Wiederwahl zu dem Amt ab, zu dem er selber weder Neigung noch Beruf fühlte.

Die eigentliche Aufgabe der Abgeordneten, die gesetzgeberische Arbeit, entzieht sich während ihrer wichtigsten Anfangsphasen in den zahlreichen Kommissionen den Blicken der Öffentlichkeit. Doch auch die Plenarsitzungen geben vielfach Gelegenheit, Rückschlüsse auf die Arbeitsleistung der einzelnen zu machen. — Wenn man sich die Reden vergegenwärtigt, die Baron Meyendorff im Laufe der 4½ Jahre seiner bisherigen Tätigkeit als Abgeordneter gehalten hat, wird man vor allem feststellen, daß keine Verschiebung in den Gesichtspunkten, keine Abweichung im Ton und der Stimmung seiner Reden vor sich gegangen ist. Ihr Grundmotiv bleibt die Verfechtung strenger Ge-

setzlichkeit und humaner Gerechtigkeit. Daß er in letzter Zeit nicht mehr so oft als Sprecher der Oktoberfraktion aufgetreten ist, sondern sogar in schneidendem Gegensatz zu ihr seinen politischen Standpunkt verfochten hat, liegt daran, daß hier ein Mann ruhig auf einer einst feierlich proklamierten Stellung verharrt, die von seiner ganzen Partei aus Opportunitätsgründen verlassen worden ist.....

Vorangestellt seien die Gegenstände, in denen Baron Meyendorff Initiative entwickelt, die er zu seiner Sache gemacht hat. Hier ist vor allen Dingen der Kampf gegen die Trunksucht zu nennen. Seine erste politische Rede am 7. Dezember 1907 setzte die Gründung einer Kommission zur Bekämpfung der Trunksucht durch. Damals war der feurige, aber ungebildete und eitele Mäßigkeitsapostel Tschelyschew schon auf dem besten Wege, die gute Sache lächerlich zu machen. Auch die Kadetten waren gegen seine Vorschläge. Da sprang Baron Meyendorff ein, wandte sich scharf gegen die Kadetten, die er „hochschätze", und erklärte die Gefahr der Trunksucht, auf die Tschelyschew hinweise, für weit größer, als alle andern, von denen so oft gesprochen wurde, wie die der Deutschen, Juden u. s. w. Er riß die ganze Duma fort und es wurde die Kommission eingesetzt. Das Projekt, das sie unter nächster Beteiligung Baron Meyendorffs ausgearbeitet hat, gelangte erst im Januar 1911 zur Verhandlung. Da es mit der Beibehaltung des Monopols rechnet, indem es sich vor allem gegen den Geheimhandel wendet und nur die Trunksucht zu verhindern sucht, war ein großer Teil der Duma gegen den Übergang zur artikelweisen Lesung. Wiederum griff Baron Meyendorff ein, und auf seine Rede hin wurde das Gesetz in erster Lesung fast einstimmig angenommen. Bei der folgenden artikelweisen Lesung wurden freilich von seiten der Regierung und der Volksvertretung verschiedene Bestimmungen hineingebracht, denen Meyendorff widersprach, so die Verletzung von Privateigentum in den Ostseeprovinzen (Amendement Terras). Nach der Annahme des Entwurfes bereitete die Duma Baron Meyendorff Ovationen. Kürzlich ist der Entwurf auch in der 3. Lesung angenommen worden, hat also Aussicht Gesetz zu werden.

Maßgebend ist gleichfalls Baron Meyendorff für eine andere wichtige Vorlage geworden: „über die Unantastbarkeit der Person". Die Kommission, die dieses wichtige Gesetz zu beraten hatte, bestand durch schlimmen Zufall vorherrschend aus nationalistisch-reaktionären Elementen, zu denen auch die damaligen Vertreter des Oktoberverbandes, u. a. Gololobow, gehörten. Der Entwurf dieser Kommission wurde im November 1909 von der Opposition, aber auch in nachdrücklichster Weise von Baron Meyendorff zerpflückt und als untauglich, durch Amendements nicht zu verbessern, bezeichnet. Es setzte einen großen Kampf mit den lärmenden Rechten, die den Gololobowschen Entwurf durchzudrücken versuchten. Er wurde aber abgelehnt und an eine neuzuwählende Kommission zurückverwiesen, in der Baron Meyendorff das Referat über-

nahm. Leider ist nach der Abwehr des Untauglichen nicht die positive Leistung erfolgt und das Gesetz nicht mehr auf der Tagesordnung erschienen. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich den Grund hierzu in der peinlich genauen, wissenschaftlich gründlichen Gelehrtennatur Baron Meyendorffs suche, die eine Abschließung der schwierigen Arbeit verhindert hat.

Ein Initiativvorschlag Baron Meyendorffs für die Justizreform lief darauf hinaus, neben dem Friedensrichter Volksgerichte für kleine Prozesse einzuführen, deren Beschlüsse nur bindend sind, wenn beide Parteien sie anerkennen. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Vielleicht hätte die Regierung nicht das von ihr in der Duma bekämpfte Dorfgericht im Reichsrat wieder aufzunehmen brauchen, wenn Meyendorffs Amendement zur Annahme gelangt wäre.

Von größter politischer Bedeutung ist die Stellungnahme Baron Meyendorffs in der Finnlandfrage; sie ist zugleich außerordentlich charakteristisch für ihn. Als im Mai 1910 das spätere Gesetz vom 17. Juni 1910 in der Duma beraten wurde, setzte P. A. Stolypin seine ganze Persönlichkeit ein und fachte mächtig die nationalen Leidenschaften an, um das schwankende Zentrum zu gewinnen. Er schloß mit den charakteristischen Worten: „Am schlimmsten beleidigt Rußland die Verachtung der Ausländer und Finnländer! Rußland muß sich Achtung verschaffen!“ Meyendorff begann seine Entgegnung mit der Widerlegung eines Grundsatzes, der immer wieder aufgestellt wird. Die Liebe zu Rußland biete nicht Schutz gegen die Einbringung falscher Gesetze; und daher dürfe deren Bekämpfung nicht als Haß gegen Rußland ausgelegt werden. Er sprach kühn über den Wert des Monarchenwortes, an dem nicht gedeutelt werden dürfe, und nannte die Grenzmarkenpolitik Stolypins „die Theorie des Sklavenhalters“. Das Gesetz wurde in unwürdiger Hast angenommen. A. J. Gutschkow's schlimmem Einfluß unterlag das Zentrum, das die ganze Vorlage hätte ablehnen müssen. Die vom Oktoberverband geplanten Verbesserungen fielen durch, das pompöse, aber schädliche Ausscheiden der Opposition fiel in's Wasser. Meyendorff blieb im Saal und kämpfte bis zum Schluß, da Purischkewitsch sein: „Finis Finlandiae!“ schrie. — Die beiden ersten Vorlagen, die das im Gesetz vom 17. Juni 1910 enthaltene Programm entwickeln: über die Gleichberechtigung der Russen in Finnland und die Ablösung der Wehrpflicht durch eine Kontributionszahlung sind erst nach dem Tode P. A. Stolypins auf Grund des Einvernehmens zwischen Nationalisten und Oktobristen auf die Tagesordnung der Duma gelangt. Der nationalistische Einfluß war jetzt so stark, daß im Zentrum kaum Schwankungen zu verspüren waren, die kleine Zahl der dem ursprünglichen liberalen Oktoberstandpunkt treuen Oktobristen war stumm oder verließ schweigend den Saal. Baron Meyendorff war der einzige Vertreter des Zentrums, der die Fahne nationaler Toleranz hochgehalten und mannhaft für gerechte Behandlung des kleinen Volkes jenseit des Schwesterflusses gestritten hat. Es ist bezeichnend

für seine Stellung im Zentrum, daß ihm die vollste Redefreiheit gewährt wurde. Ja, als er sich während der Verhandlungen einmal kurz nach Schluß der Rednerliste zum Wort meldete, setzte seine Partei es durch, daß ihm das Wort dennoch erteilt wurde. Freilich mußte die unerbittliche Logik des bekannten Meyendorffschen Amendements zur „Gleichberechtigung" das Zentrum zwingen, die Ungesetzlichkeit der Vorlage und die Unredlichkeit seiner Verfechter einzusehen und das die Grundgesetze verletzende Gesetz zu verwerfen, — oder aber auch ihren Parteigenossen, wie die Opposition, zu brutalisieren, da er nicht zu widerlegen war. Der letzte Weg wurde vorgezogen.

Baron Meyendorff hat besonders in den ersten Sessionen mehrfach im Namen seiner Fraktion gesprochen. Es seien hier, um eine Aufzählung verschiedenartigster politischer, rechtlicher und Geschäftsordnungsfragen zu vermeiden, einzelne bedeutsame Gegenstände hervorgehoben. In der ersten Session hat Meyendorff das Kadettenprojekt zur Erweiterung der Budgetregeln der Duma behandelt, dabei sich mit der gleichen Schärfe gegen Sätze der Antragsteller wie des Ministers Kokowzow gewandt und die Überweisung des Initiativantrages an die Kommission befürwortet. Die Kadetten zogen darauf ihren Antrag zurück, der von den Oktobristen aufrecht erhalten wurde. — Kürzlich motivierte der nunmehrige Ministerpräsident Kokowzow im Reichsrat seine ablehnende Haltung gegen das Projekt u. a. damit, daß es von den Kadetten stamme. Als Sprecher des Oktoberverbandes ist Meyendorff bei der Behandlung des Verkehrsressorts und des Innenministeriums während der ersten Budgetverhandlung aufgetreten, hat bei Interpellationen die Übergangsformel des Zentrums eingebracht und bisweilen mit schneidender Schärfe verteidigt.

Meyendorff selber sieht sein eigentliches Betätigungsfeld in der Agrarfrage und hat es öffentlich in seiner Rede zur Aufhebung der Feldgemeinde bekannt, daß er viele Jahre lang die russischen Agrarverhältnisse studiert habe. Doch ist dies meines Wissens sein einziges Auftreten in der Agrarfrage gewesen. Er beantwortete hierbei P. A. Stolypins bekannte Rede über „die Starken", auf die man sich zu stützen habe, mit einer Aufforderung zur Vorsicht, zur Einhaltung rechtlicher Normen und zu Schutzmaßregeln gegen Landspekulation. Meyendorff hat seine Anschauungen über russische Agrarverhältnisse z. T. in einer Schrift niedergelegt, die er zum 3. Kongreß des Oktoberverbandes verteilte: крестьянскій дворъ въ системѣ русскаго крестьянскаго законодательства и общиннаго права. Спб. 1909. (Der Familienbesitz im System der russischen Agrargesetzgebung und der Feldgemeinschaft.)

Selbst in einem so einschneidenden Gesetz, wie der großen Toleranzvorlage „über den Glaubenswechsel" ist Meyendorff Sprecher des Oktoberverbandes gewesen und hat als solcher das von wahrer religiöser Duldsamkeit getragene Gesetz durchbringen helfen. Bekanntlich ist diese Vorlage, die ein großes Plus der 3. Reichsduma darstellt, kürzlich im Reichsrat bis

zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden. Meyendorff erkannte in einer seiner Reden zum „Glaubenswechsel" prinzipiell auch die Notwendigkeit der Konfessionslosigkeit an, hielt es aber für verfrüht, sie gesetzlich in Rußland einzuführen.

Mit der religiösen Toleranz gelangen wir schon auf das Gebiet, dem sich zu widmen Meyendorff als Vertreter seiner Wähler: des livländischen Adels, der deutschen und lutherischen Balten ihm besonders nahelag. Er ist dabei nie der Versuchung unterlegen, der Bevölkerung, die er vertrat, auf Kosten anderer Klassen oder Nationalitäten Vorteile erringen zu lassen. Er hat stets das Prinzip religiöser und nationaler Toleranz und der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz im Rahmen des Erreichbaren angestrebt und die Befolgung dieses vernünftigen, humanen und dem Staate nützlichen Prinzips gefordert. Gleich in der ersten Session (18. März 08) kam dieser Standpunkt klar zum Ausdruck, als Meyendorff im Namen „einer Gruppe" zur Volksschulfrage sprach und ausrief: „Die Muttersprache ist ein Schatz. Wer sie ehrt, ehrt sich selber". Die Deutschen aber, fuhr er fort, die jetzt so gelobt würden, hätten noch vor 10 Jahren schwer zu leiden gehabt. — Bei der Behandlung der Elementarschulvorlage unternahm er es, die Muttersprache in der Volkschule vom Standpunkt des russischen Staates zu verteidigen (5. Nov. 1910). Er ging hierbei von dem allgemein beklagten Mangel an guten russischen Lehrern aus. Diese schwankten zwischen Tolstoi und Wostorgow. Die Fremdvölker hätten dagegen zum Teil ausgezeichnete, staatlich gesinnte Lehrkräfte. So liege es im Interesse des russischen Staates, die gesunden Elemente der Fremdvölker, deren Zuverlässigkeit und Staatlichkeit sicher sei, heranzuziehen. „Achtet die Muttersprache!" war der Grundton dieser schönen Rede, die einen stürmischen Beifall und — eine Entgegnung v. Anreps hervorrief. Bekanntlich hat die Duma die Frage in höchst tolerantem Sinn entschieden. — Den obligatorischen Religionsunterricht für Andersgläubige gelang es Meyendorff bei der Behandlung der höheren Volksschule (Mai 1911) durch ein widerspruchslos angenommenes Amendement für alle Lehranstalten, die entsprechende Rechte genießen, zu sichern. Er wies dabei auf Stuttgart hin, wo er das Gymnasium besucht habe und wo für 7 orthodoxe Schüler der griechisch-orthodoxe Priester angestellt war.

Es wären noch verschiedene, für Meyendorffs politischen Charakter bedeutsame Momente anzuführen. Wie charakteristisch war es für seine Stellung über den Partien, als er in der ersten Session die von rechts eingebrachte Forderung, für die Opfer der Revolution zu sorgen, freudig begrüßte, den Terror scharf verurteilte, sich aber dann gegen die unsittlichen Kampfesmittel der Regierung wandte und Herrschaft des Gesetzes statt der Willkür forderte. Ebenso trat er feurig gegen die Gesetzesverletzung seitens der Regierungsorgane auf, als er seinem Fraktionsgenossen Godnew bei der Aufdeckung der Fehler in der Kodifikationsarbeit beisprang (1. März 1910). Charakteristisch für Meyendorff ist

ferner sein Einstehen für die Beibehaltung der griechisch-orthodoxen Kirchenschulen (29. Nov. 1910), denn hier hat er eine vollkommene Selbständigkeit, der es auf Popularität nicht ankommt, dargetan.

Ein weiteres Eingehen auf die verschiedenen Reden Meyendorff's könnte wohl seine vielseitigen juristischen Kenntnisse und die scharfe Klinge, die er schlägt, beweisen, nicht aber wesentlich neue Züge offenbaren. Ich will statt dessen ihn selber zu Worte kommen lassen und habe die für ihn besonders kennzeichnende Rede vom 27. April 1911 gewählt. Vorauszuschicken wäre, daß zwischen Meyendorff und P. A. Stolypin ein nahes verwandschaftliches und persönliches Freundschaftsverhältnis bestand. An jenem denkwürdigen Dumatage hatte Stolypin seine Verteidigungsrede wegen Unterbrechung der Parlamentssession und Anwendung des § 87 gehalten; er war von Maklakow unter Beifallsrauschen widerlegt worden, andere Redner waren aufgetreten und erst um 1/2 2 Uhr nachts bestieg Meyendorff das Katheder. Wir können hier nicht auf die überzeugenden Widerlegungen der Stolypinschen Rechts- und Staatsauffassung eingehen, sondern begnügen uns mit der Einleitung und einigen allgemeinpolitischen Sätzen, in denen der politische Charakter Meyendorffs klar zum Ausdruck kommt:

„Einer der erfahrenen politischen Redner, einer allerdings wenig zahlreichen Fraktion, hat erklärt, daß der Kernpunkt der ganzen Interpellation im feindseligen Verhalten des Zentrums und der Linken zum Ministerpräsidenten liege. Ich muß erklären, daß ich den Ministerpräsidenten wahrscheinlich wohl mehr liebe als jener Abgeordnete, der von diesem feindseligen Verhalten gesprochen hat, aber ich bin der Ansicht, daß persönliche Achtung und Anhänglichkeit einen der Erfüllung seiner Pflichten nicht entbinden können; und wenn einige Abgeordnete sich nicht vorstellen können, daß man Reden auch aus anderen Beweggründen als aus Sympathie oder Feindschaft halten kann, so ist das ihre Sache.

Es ist hier erwähnt worden, es sei merkwürdig, daß die Oktoberfraktion, welche hier nur dank dem Ukas vom 3. Juni tagt, es wage, gegen den Akt vom 14. März zu protestieren, d. h. in einen Fall auf Gesetzlosigkeit hinzuweisen, wo sie in einem anderen Fall einem Nutzen aus derselben ziehen werde; jedoch nicht alle Dumamitglieder befinden sich hier infolge des Aktes vom 3. Juni und nicht alle, die dank ihm gewählt worden, sind auch Teilhaber an ihm.

Ich habe bereits erklärt, daß die historische Notwendigkeit des Aktes vom 3. Juni durch unsere Tätigkeit bewiesen werden müsse, und zu diesen Beweisen muß auch die Kontrolle über die Gesetzmäßigkeit aller weiteren Handlungen der Regierung gehören...

Der Ministerpräsident hat erklärt, daß man den circulus vitiosus der Untätigkeit verlassen und sich auf den Weg der Reformen begeben müsse. Es kann leicht sein, daß die Gesetze, welche wir angenommen haben, auch wirklich gut sind, aber ich glaube nicht, daß von ihnen die Rettung Rußlands abhängt. Die Existenz Rußlands hängt von etwas anderem ab, und zwar davon, wie weit die Staatsidee innerlich mit dem Volke verwachsen ist. Man muß die Staatsidee in weite Kreise verpflanzen, in ihnen den Glauben an das Gesetz entfachen und den Glauben daran, daß die Verwirklichung der Wohlfahrt auf Erden unter normalen Verhältnissen möglich ist. Man muß die vernichtende

Idee aus der Welt schaffen, daß die Verwirklichung der irdischen Wohlfahrt durch normale Gesetze nicht möglich sei und daß allüberall nur Wirrnisse, Meuterei, Aufruhr und Revolution existierten. Die Erschütterung des Gesetzlichkeitsgefühls ist eine unserer Hauptgefahren, da dieses Gefühl bei uns so gering ist. Wenn sie heute Maßnahmen verwirklichen werden, weil sie 6 Millionen gefallen, so werden sie morgen 6 Millionen vernichten, weil es den 120 Millionen so genehm sein wird; und werden auf diese Weise dieses Spiel bis in die Unendlichkeit treiben...

Ich muß sagen, daß der erste Eindruck von der Unterbrechung der Sitzungen auf drei Tage und das erste Gerücht von der Anwendung des § 87 in mir ein entsetzliches Gefühl des Abscheus hervorriefen, — als ich aber sah, wie die russische Gesellschaft auf diesen Akt reagierte, erfüllte mich ein Gefühl der Freude. Mir schien es, als ob die Vorsehung einen merkwürdigen Weg eingeschlagen habe, indem sie den Vertreter der Regierung zu einer ungesetzlichen Maßregel veranlaßte, um ein grelles Zeichen dafür zu bieten, daß in Rußland ein Fortschritt ohne Revolution möglich ist. Mir schien es, als ob die Rechtsidee, die Achtung vor dem Gesetz sich immer breiter auswüchsen, und ich dachte, daß die Studenten, welche auf Verfügung des Ministers — man weiß nicht auf Grund welchen Gesetzes — aus der Universität ausgeschlossen worden sind, welche sich jetzt in Verzweiflung verzehren und sich sagen — es gibt kein freies Wort in Rußland —, ich dachte, daß diese Studenten, nachdem sie erfahren, daß sogar die Greise des Reichsrats sich erhoben und ihre gebeugten Rücken aufgerichtet und sich ein freies Wort erlaubt haben, hierin Hoffnung und Versöhnung finden werden. In dem Moment, wo die Bürger, nachdem sie in allem enttäuscht worden, der Möglichkeit beraubt sind, Zeuge des Triumphes des Gesetzes zu sein, in diesem Moment droht dem Staate der Untergang; in den Moment aber, wo diese Hoffnung von neuem aufflackert, wo sogar eine erstarrte Institution ein richtiges Verständnis für das Gesetz offenbart, in diesem Moment wird ein neuer Eckstein der staatlichen Ordnung und des Friedens gelegt, und von diesem Gesichtspunkt aus begrüße ich diese Tat, denn sie hat gezeigt, daß in Rußland ein Fortschritt ohne Umwälzungen und Umsturz möglich ist.

Der Ministerpräsident hat zum Schluß erklärt, die Deutschen in den Ostseeprovinzen verlangten die Einführung der nationalen Kurien. Ich kann der Duma im voraus mitteilen, daß, falls in den Ostseeprovinzen die Landschaft mit nationalen Kurien auf dem Wege des § 87 eingeführt werden sollte, dieses ohne jegliche Teilnahme unsererseits geschehen wird." (Beifall im Zentrum und links.)

Diese Zitate werden vielleicht eine Ahnung von der Kraft und dem Zauber der Meyendorffschen Beredsamkeit geben. Ihre hinreißende Kraft erklärt sich nicht nur durch das brillante Rednertalent, die klarste Diktion und das klangvolle Organ des Sprechenden, nicht nur durch die Logik und Sachlichkeit seiner stets wohlüberlegten, bis auf den einzelnen Ausdruck abgewogenen Reden, sondern hat ihren Ursprung in der tiefen Überzeugtheit und reinen Ehrlichkeit Meyendorffs.

Zum Schluß sei hier in kurzen Zügen der Lebensgang dieses Mannes angegeben. Ich will vorausschicken, daß ich die Angaben der Freundlichkeit Baron Meyendorffs zu verdanken habe und sie daher autobiographischen Wert besitzen.

Alexander Meyendorff ist als Sohn Baron Felix Meyendorffs, des russischen Geschäftsträgers in Karlsruhe am 29. März (10. April) 1869 geboren. Er hat seinen Vater sehr früh (1871) verloren. Seine Mutter, Baronin Olga Meyendorff, ist eine geborene Fürstin Gortschakow. Hierdurch läßt sich der Passus in einer seiner Reden erklären, er habe seiner Mutter Sprache in Privatstunden erlernen müssen. Dies geschah, während er das Gymnasium in Weimar und Stuttgart (1879—1888) besuchte und im Laufe mehrerer Winter „in der Familie des vortrefflichen Psalmisten Rosanow lebte, welcher in Weimar ein Pensionat für russische Knaben hatte." 1888 bestand Meyendorff das russische Ergänzungsexamen beim Gouvernements-Gymnasium in Riga und trat in die juristische Fakultät der St. Petersburger Universität ein, die er bis 1892 absolvierte. Darauf trat er als einjährig Freiwilliger in das 1. Leibgarde-Dragonerregiment in Twer ein, das er „mit den besten Eindrücken" als Reservefähnrich verließ.

In den Jahren 93—96 arbeitete Meyendorff als Kandidat in der Kanzlei des 2. Departements des Senats, bereitete sich zugleich zum Magisterexamen vor und machte sich mit der Arbeitergesetzgebung und Justizverfassung Deutschlands bekannt. Das Jahr 1896 diente ihm dazu, sich näher mit den baltischen Verhältnissen bekannt zu machen und die lettische Sprache zu erlernen. Er ließ sich zu diesem Zweck als Kandidat an das Rigasche Bezirksgericht abkommandieren und war bis zum Mai dieses Jahres beim Untersuchungsrichter beschäftigt. Im Mai noch bestand er das Magisterexamen in Petersburg und hierauf die Prüfung zum älteren Kandidaten.

Mit seiner Berufung nach Mitau (1897) zum permanenten Gliede der kurländischen Bauernsession begann „die erste Zeit selbständiger verantwortungsvoller Arbeit". Neben der laufenden Tätigkeit bemühte Meyendorff sich um die Registrierung der Entscheidungen und gab heraus: „Выписки изъ рѣшеній Прав. Сената по крестьянскимъ дѣламъ" und ein Handbuch für Gemeindeschreiber „Руководство для волостныхъ писарей Курляндской губерніи" „dank der Beihilfe des Herrn Komissar Witte und zweier bewährter Schreiber". Auf eigene Bitte wurde er 1899 nach St. Petersburg in die Abteilung für Bauernangelegenheiten des Ministeriums des Innern (земскій отдѣлъ) versetzt. Hier beschäftigten ihn hauptsächlich die administrativen Angelegenheiten der baltischen Landgemeinden und er arbeitete ein Gutachten über die Quoten- und Sechstelfrage aus. Gleichzeitig las er als Privatdozent der St. Petersburger Universität von 1902—1905 „ziemlich unbeachtete Vorlesungen über die Agrargesetzgebung". — Im Frühjahre 1903 verließ Meyendorff das Ministerium des Innern und wurde der Reichskanzlei zugezählt, wo er jedoch keine amtliche Verwendung fand. In die Jahre 1903—1906 fällt die Übersetzung eines Pandektenbandes von H. Dernburg (Sachenrecht) und der Preußischen Verfassungsurkunde mit Kommentar nach Arndt; die Arbeit geschah mit Hilfe von Studenten.

Am 16. Oktober 1906 gab Meyendorff seine Privatdozentur auf, „da er die extreme Richtung seiner Kollegen nicht teilen und auf die Studenten keine günstige Wirkung beanspruchen konnte. Nach einem schweren Verlust entschloß er sich, die Stelle als Inspektor der Rechtsschule anzunehmen." — Meyendorff ist in einer seiner Dumareden gleichfalls auf seine Tätigkeit an der Universität zu sprechen gekommen. Indem er sich gegen die ungesetzlichen Eingriffe des Ministerrats in die Hochschule und gegen die jetzige Akademistenbewegung wandte, erwähnte er einen studentischen akademischen Verband, den er als Privatdozent zusammen mit Kollegen gegründet habe. Ihre Losung sei gewesen: Die Politik gehört nicht in die Schule!

In das Jahr 1906 fallen auch Meyendorffs erste politische Reden in den Wahlversammlungen der Petersburger deutschen Gruppe des Verbandes vom 17. Oktober, deren Vizepräsident er war, des russischen Oktober-Verbandes, aber auch gegnerischer Parteien. Meyendorff erregte sogleich durch sein Rednertalent Aufsehen und Begeisterung, wie vorsichtig er auch in seinen Thesen und Versprechungen war. Ich werde nie den Eindruck der Bewunderung vergessen, den seine erste Rede im russischen Oktoberverbande auf mich machte. Der riesige Adelssaal war gefüllt, die Stimmung flau und die Versammlung noch gänzlich kühl, als Meyendorff sich als Vertreter der deutschen Gruppe vorstellte und einen Beifallssturm nach dem andern hervorrief.....

In Petersburg unterlag bekanntlich der Oktoberverband der Kadetten-Partei. — Nach der Veränderung des Wahlrechts vom 3. Juni 1907 nahm Meyendorff das Abgeordnetenmandat für Livland an, wo er als Besitzer des Rittergutes Klein-Roop wahlberechtigt ist.

---

Nachdruck verboten.

# Gerhard Ouckama Knoop.

Von Arthur Luther. (Moskau; z. Zt. Leipzig.)

Einer, der das Leben in all seinen Höhen und Tiefen genau kennt, aber so hoch darüber steht, daß er nur ein müdes Staunen für die Seltsamkeiten der Menschen und eine weiche lächelnde Ironie für ihre Torheiten hat, — so erscheint Gerhard Ouckama Knoop in seinen Dichtungen.

Zwei Bücher vor allem sind es, die ihn uns so zeigen, und es sind die zwei besten Bücher, die er geschrieben: „Sebald Soekers Vollendung" und „Prinz Hamlets Briefe," die ursprünglich anonym erschienen. Hier hat Knoop auch die Form gefunden, die seinem Wesen am besten entspricht. Ein sogenannter „guter Erzähler" war er nie; das Technische hat ihm immer Schwierigkeiten gemacht; in diesen Büchern aber verzichtet er auf das, was man „Aufbau" und „Fabel" nennt. Er gibt Tagebuchblätter und Briefe. Er läßt den alternden Sebald Soeker, den heimge-

kehrten Weltwanderer, und den Prinzen Hamlet, der zum Regenten verdorben ist, weil er zu klug ist und zu fein empfindet, sich aussprechen über alles, was im Augenblicke ihr Herz bewegt. Aphorismus reiht sich an Aphorismus, Betrachtung an Betrachtung; über Staat und Gesellschaft, über Liebe und Ehe, Kunst und Wissenschaft hören wir feine und kluge Gedanken. Ab und zu wird wohl auch etwas erzählt, wenn dem Brief oder Tagebuchschreiber etwas Bemerkenswertes begegnet. Aber die eigentliche Bedeutung dieser kleinen Erlebnisse liegt doch darin, daß sie Anlaß zu neuen Betrachtungen geben, neue allgemeine Gedanken wecken. Und doch ist weder das eine, noch das andere Buch eine bloße Aphorismensammlung. Es sind einheitliche Kunstwerke, Schöpfungen eines Dichters, der wie jeder echte Dichter auch Gestalter ist. Je weiter man liest, desto deutlicher sieht man das Gesicht Sebald Soekers, die ganz individuell ausgeprägten Züge Prinz Hamlets. Beide sind sie Wesen für sich, einzig in ihrer Art, mögen ihre Gedanken in noch so vielen Fällen auch die Gedanken Gerhard Ouckama Knoops sein. In „Sebald Soekers Vollendung" ist dann noch ein künstlerisches Problem gelöst: diese Tagebuchaufzeichnungen eines Weltfremden und Weltfernen erstrecken sich über eine lange Reihe von Jahren; was sich mit Sebald Soeker in all der Zeit begeben hat, erfahren wir kaum. Und doch führt das Buch uns eine innere Entwickelung vor; Sebald Soeker ist am Schluß des Buches ein anderer, als er es im Anfang war; wir sehen ihn langsam, Schritt für Schritt, zu immer lichtern Höhen emporsteigen, bis er endlich den Gipfel erreicht hat und in voller Klarheit dasteht, um sich die Unendlichkeit. Ich wüßte kein zweites Dichterwerk zu nennen, das uns ein ähnlich ergreifendes Bild der allmählichen Läuterung und Befreiung einer Menschenseele gäbe — nicht durch erschütternde äußere Erlebnisse, nicht durch die sogenannte „Schule des Lebens", sondern einfach durch immer größere Verinnerlichung, immer größere Vertiefung in sich selbst. An ein Buch freilich habe ich bei der Lektüre von „Sebald Soekers Vollendung" oft denken müssen, das ist aber kein Dichtwerk, wenn auch das Werk eines Dichters. Es sind die Bekenntnisse eines, der wirklich gelebt, gestrebt, gerungen und sich gesehnt hat, — Friedrich Hebbels Tagebücher.

„Prinz Hamlet" ist anders geartet, als Sebald Soeker. Er stammt aus einer andern Welt, und wir hören mehr von dem Wesen und Treiben dieser Welt, als von der, die Sebald Soeker umgibt. Aber er selbst hat sich in dieser Welt immer als Fremder gefühlt, — was ihr wichtig und erhaben scheint, hat für ihn einen Anflug von Lächerlichkeit; seine völlige Loslösung von dieser Welt ist das Thema des Buches. Von den Erlebnissen Prinz Hamlets erfahren wir mehr, als von denen Sebald Soekers; aber auch hier ist nicht das Erlebnis die Hauptsache, sondern sein Wiederhall in der Seele des Briefschreibers. „Prinz Hamlets Briefe" erschienen, wenn ich ch nicht irre, gleichzeitig mit Thomas Manns „Königlicher Hoheit". Die Fülle realistischen

Details machte Manns Roman bald beliebt; man las ihn, weil er in einem Milieu spielte, das wie wenige heutzutage die Neugier reizt. Inmitten unserer modernen Welt sind die kleinen Fürstenhöfe ein übriggebliebenes Stück Mittelalter; man kann aber nicht in zwei Zeiten zugleich leben; es müssen notwendigerweise Widersprüche und Konflikte entstehen, die die dichterische Behandlung geradezu herausfordern; Mann hat sie richtig erkannt und lebhaft, farbig dargestellt; alles ist bei ihm Handlung und Bewegung. Knoops Buch ermangelt des äußern Glanzes, aber es schürft tiefer; das Höfische steigert sich von selbst zum Allgemein-Menschlichen; Prinz Hamlet und sein Dichter stehen auf einer höhern Warte und blicken weiter hinaus; vieles von dem, was Thomas Manns Helden erregt und quält, erscheint Knoops Prinzen kleinlich und unbedeutend; das Gesellschaftsbild erweitert sich zum Weltbild, wie es ein ernster, stiller, tiefer, innerlich freier Mensch sieht. Und wieder ein Meisterstück des gestaltenden Künstlers: Prinz Hamlets Briefe sind an seine Mutter gerichtet; er spricht nicht viel von ihr, geht auch nicht viel auf den Inhalt ihrer Briefe, die er beantwortet, ein, — und doch wird uns diese ernste, zarte Frau, von deren Wesen so viel auf ihren Sohn übergegangen ist, mit jedem Briefe lebendiger; wir glauben sie deutlich vor uns zu sehen, wie der Briefschreiber sie vor sich sieht.

Als dritter neben Sebald Soeker und Prinz Hamlet käme der Freiherr von Skarpl zu stehen. Ist „Sebald Soekers Vollendung" Knoops tiefstes, so ist „Aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl" sein geistreichstes Buch. Die Form ist die alte, wohlbekannte: Tagebuchblätter, Aphorismen, Glossen, zwischendurch wohl auch ein kleiner Bericht über Erlebtes. Aber Ton und Tendenz des Buches sind andere. Wohl hat auch dieser Bohème-Aristokrat, der in ewigem Kampf gegen das alles nivellierende Philistertum unserer Zeit lebt, die „sichere lebendige Gegenwart" des Sebald Soeker und Prinz Hamlet; aber was uns in erster Linie interessiert, ist nicht der Mann selbst, sondern seine Anschauungen. Er entwickelt sich nicht vor uns, wie Sebald Soeker, er durchlebt keinen innern Kampf, wie Prinz Hamlet. Er macht nur geistreiche Glossen zu den Bestrebungen und Ereignissen der Zeit. Er hält seinen Zeitgenossen — freilich ohne sie damit bessern zu wollen; wenigstens glaubt er nicht, daß das möglich sei — den Spiegel vor und amüsiert sich über die lächerlichen Gesichter und Gestalten, die das Glas zurückwirft. Seine Ironie ist scharf, aber eigentlich verletzend ist sie nie. Dazu steht er — ebenso wie sein Dichter — zu hoch über den Dingen.

Und damit kommen wir zu einem der wesentlichsten Züge in Knoops dichterischer Eigenart. Eine kühle, vernehme Reserviertheit zeichnet alle seine Schöpfungen aus. Er betrachtet seine Gestalten immer aus einer mehr oder weniger bedeutenden Entfernung. Am deutlichsten zeigt uns das sein Novellenbuch „Der Gelüste Ketten". Es sind fast durchweg sogenannte „heikle" Stoffe, die die hier gesammelten Erzählungen behandeln. Aber die

Erregtheit seiner Helden teilt sich dem Dichter selbst nicht mit. Er hat sie so weit von sich abgerückt, daß ihre heftigen Bewegungen, ihr Rasen und Wüten ihm nur noch als seltsames Schauspiel erscheinen. Er ist aber auch weit entfernt von dem strengsachlichen Experimentieren Zolas, der keine, scheinbar auch ganz zufällige Einzelheit außer Acht läßt, da sie vielleicht doch für die Erklärung der Gesamterscheinung notwendig sein könnte. Knoop ist doch nicht ganz ohne innere Anteilnahme an den Dingen, von denen er erzählt, aber diese Anteilnahme äußert sich zum größten Teil merkwürdig genug — in einer Art lächelnder Verwunderung: „Seht ihr, — so sind die Menschen! Sonderbar, — nicht? Wie können sie nur so sein? Warum sind sie so geworden?"

So fragt er, — aber es ist, als scheute er sich, selbst eine Antwort zu geben. Er weiß zu genau, wie leicht man bei der Beantwortung derartiger Fragen irren kann. Darum lächelt er nur und schweigt, auch wenn er für sich selbst die Antwort gefunden hat. Je mehr die Dinge sich verwickeln und verwirren, desto weiter tritt er zurück, um nur die großen Grundlinien sehen zu können. Alles Laute und Grelle ist ihm zuwider; wenn er es einmal zeigen muß, so zieht er erst einen Schleier vor unser Auge, der die allzu scharfen Konturen mildert, die kontrastierenden Farbenflecke ineinanderfließen läßt. So in einem seiner eigenartigsten Romane, der vor ein paar Jahren im Feuilleton einer großen Tageszeitung erschien, als Buch leider noch immer nicht zu haben ist. Es betitelt sich „Im Fegefeuer" und spielt anno 1905 in Moskau. Nun erinnere man sich etwa — ich will nicht erst weit nach Beispielen suchen —, wie Clara Viebig in der „Wacht am Rhein" die Revolutionstage von 1848 schildert. Mit was für Farben, möchte man nun meinen, müßte Knoop, der Mann, den blutigen Moskauer Dezember zu malen wissen, — er, der als Angestellter einer der größten Fabriken der Zarenstadt, die ganze Bewegung aus nächster Nähe beobachten konnte! Aber sein Roman handelt von ganz persönlichen Dingen weltfremder, stiller Menschen, wie Knoop sie immer schildert, die Revolution spielt sich irgendwo im Hintergrunde ab; flüchtig nur werden im Gespräch der handelnden Personen die Tagesereignisse gestreift; einer der Helden wird durch einen Streifschuß patrouillierender Kosaken verwundet, ein anderer kann nicht aus dem Hause, weil die Straße verbarrikadiert ist... Und doch — und doch — die Stimmung jener Tage, die in unserer Erinnerung heute nur noch als wüster Traum, als kaum noch glaubliches Märchen leben, sie kommt in Knoops „Fegefeuer" so voll und echt zum Ausdruck, wie kaum in einer der unzähligen russischen Erzählungen, die 1905 spielen und den Leser ohne weiters in medias res führen.

„Einer, der das Leben in seinen Höhen und Tiefen genau kennt," — mit diesen Worten begann ich meinen Aufsatz. Aber es ist bezeichnend, daß diejenigen Helden Knoops, denen er am meisten von seinem eigenen Wesen gegeben, wie Sebald Soeker und Prinz Hamlet, weit weniger durch äußere

Erfahrungen und Begebenheiten, als durch innere Erfahrungen zu der Klarheit und Weite des Blicks gelangen, über die sie zuletzt verfügen. Mir ist die Fülle der Gesichte in Knoops Romanen immer rätselhaft und wunderbar erschienen, da ich zufällig einiges über den Lebenslauf des Dichters weiß, da ich weiß, wie still und zurückgezogen er die langen Moskauer Jahre verbracht hat, in denen der Dichter in ihm zur Entfaltung und Reife gelangte. Aus der eigenen Brust des Dichters sind all diese so verschiedenartigen Gestalten geschöpft; nicht der Beobachtung, nicht der praktischen Erfahrung, sondern einer ganz einzigartigen Divinationsgabe verdanken sie ihr Dasein. Ganz unbegreiflich ist mir in dieser Beziehung der Roman „Nadeshda Bachini", in dem der keineswegs so leicht zu fassende Typus der „europäisierten" russischen Weltdame uns mit verblüffender Naturtreue, mit einer immer von neuem überraschenden Fülle charakteristischer Details vor Augen geführt wird. Es kommt ja oft genug vor, daß männliche Dichter eine kaum glaubliche Kenntnis der Frauenseele an den Tag legen; das Wunderbare ist aber, wie Knoop gerade das Russische in dem Wesen seiner Heldin zu fassen und darzustellen gewußt hat. In der russischen Literatur, deren Einfluß auf den „Moskowiter" überhaupt kaum zu spüren ist, hat er jedenfalls kein Vorbild finden können, — und auch mit der russischen Gesellschaft Moskaus hat er in den zwei Jahrzehnten seines dortigen Aufenthaltes viel zu wenige und viel zu flüchtige Berührungen gehabt, als daß sich hieraus die Entstehung der Nadeshda Bachini erklären ließe.

Freilich, auch die Dichtern seines Typus eigenen Schwächen finden sich bei Knoop. Mit einem staunenswerten Scharfblick für gewisse Dinge verbindet sich eine vollkommene Blindheit für andere Dinge. Höchste Weisheit paart sich mit rührendster Naivität. Besonders in den ältern Romanen Knoops finden sich allerlei Wunderlichkeiten, die dem großen Publikum die Lektüre mehr oder weniger verleiden. Bezeichnend ist es auch, wie langsam und mit wieviel Mühe Knoop des Formalen Herr wird. Gut komponiert ist kaum einer seiner Romane, wenn auch ein bedeutender Fortschritt von seinen ersten Versuchen bis zu seinem jüngsten Werk, dem „Verfalltag", nicht zu verkennen ist. So leidet eine der schönsten und tiefsten Dichtungen Knoops, „Das Element" (das Richard Schaukal für sein bestes Werk erklärt), schwer daran, daß der Dichter Nebendinge ungebührlich breit ausmalt, während die Hauptmomente der Entwickelung nur leise angedeutet werden. So ist es immerhin begreiflich, daß Leute von etwas robusterem Geschmack das Buch nicht zu Ende lesen konnten und die wundervolle Behandlung des Grundthemas, die Entwickelungsgeschichte einer reinen Jünglingsseele, verkannten.

Wie die meisten Dichter, die ganz in ihrer eigenen Welt leben, gibt auch Knoop mitunter zu sehr der Neigung nach, mit seinen Gestalten und — der Geduld seiner Leser zu spielen. Darin erinnert er an Hoffmann, an

Sterne, an Jean Paul, den von ihm so bewunderten. Darum sind auch die technisch unanfechtbarsten seiner Werke jene, in denen er nichts von seinen Helden erzählt, sondern diese selbst sich frei aussprechen läßt, wie sie wollen nnd worüber sie wollen, — also die schon erwähnten „Sebald Soekers Vollendung", „Aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl", „Prinz Hamlets Briefe."

Je größer der innere Reichtum der Seele, desto weniger kann ihr die äußere Wirklichkeit genügen. Und je mehr wir uns mit unserm Innern beschäftigen, desto schwerer finden wir uns in der Außenwelt zurecht. Knoops Lieblingshelden sind durchweg weltfremde Schwärmer und Träumer, — so neben den schon erwähnten Herman Osleb, der Held des gleichnamigen Romans, Ethel Del-Terra im „Verfalltag", sogar Nadeshda Bachini, trotzdem die Natur sie aus gröberm Stoffe schuf. Alle diese Menschen sind nahe Verwandte des köstlichen Anselmus in E. T. A. Hoffmanns „Goldenem Topf", des Idealisten, der König ist in der Traum- und Zaubersphäre, aber in der Welt der groben Realitäten eine Torheit und Ungeschicklichkeit nach der andern begeht. Knoops Helden haben es aber noch schwerer, als die Hoffmanns, denn das zwanzigste Jahrhundert ist den Träumern und Romantikern noch mehr abhold, als das erste Viertel des neunzehnten, und die Zahl der Originale, die so zu leben, zu reden und zu denken wagen, wie es ihrer Natur entspricht, nicht wie es von Sitte und Gesetz vorgeschrieben ist, wird in unserer alles nivellierenden Zeit immer geringer. So begreift sich's, daß Knoop die Handlung seiner Romane gern in die Vergangenheit verlegt (so spielt „Herman Osleb" in den 40-ger Jahren, „Verfalltag" in der Zeit zwischen 1848 und 1870) oder seine Helden in mehr oder weniger ungewöhnlichen Verhältnissen aufwachsen läßt, wie „Nadeshda Bachini" und Prinz Hamlet, vor allen aber Sebald Soeker, der „letzte Deutsche."

„Sebald Soekers Pilgerfahrt" (der erste Teil der „Grenzen"; der zweite ist „Sebald Soekers Vollendung") ist trotz mancher Kompositionsfehler, trotz allerlei kleinen Unbeholfenheiten und Geschmacklosigkeiten doch wohl Knoops eigenartigstes Werk. Um es schreiben zu können, mußte er zwanzig Jahre in Moskau zubringen. Und „Sebald Soekers Pilgerfahrt" ist denn auch dasjenige unter seinen Werken, daß uns in Rußland lebenden Deutschen am meisten zu sagen hat. Knoop hat hier nichts anders erzählt, als unser aller Geschichte. Daß er, um nicht allzu deutlich zu werden, seinen Helden statt in Moskau oder Petersburg in Amerika hat aufwachsen lassen, ist natürlich ganz unwesentlich. Die Soekers haben in der Fremde ihre deutsche Eigenart bewahrt, deutsch ist die Sprache ihres Herzens, Deutschland ist das Land ihrer Sehnsucht; alles, was groß, schön und stark ist, verbinden sie mit den Begriffen „Deutschtum" und „Deutschland". Und nun macht der junge Sebald die Reise über das große Wasser, um die erste große Enttäuschung seines Lebens durchzumachen. Das ideale Deutschland seiner Träume

ist eben nur ein Traum. Das wirkliche Deutschland zeigt ihm ein ganz anders Gesicht, als er erwartet. „Ich hatte noch nicht eingesehen, daß der moderne Deutsche seine allzu deutschen Vorfahren vergessen muß", bemerkt er später zu den Irrfahrten seiner Jugend. „Ein echter deutscher Michel, in erfreulichster Spielart humoristisch aufgefaßt, durchwandert er das Land seiner Abkunft, überall strauchelnd über Unsitten und Anstoß erregend unter seinen geschmacklosen, vulgären und verlogenen Zeitgenossen. Ein reiner Tor, ein natürlicher, unverbildeter Mensch, der den Unsitten, wo er sie findet, in aller Unbefangenheit gesunde Wahrheiten ins Gesicht sagt, zieht er seines Weges durchs deutsche Vaterland, „als der einzig noch übrig gebliebene echte Deutsche". Allerorten fällt er auf durch sein in edler Einfalt impulsives Handeln. Nur einige unserer Damen lieben zur Abwechselung auch einmal solche Käuze. Allerorten begegnen ihm die gespreizten Manieren und die plumpe Lebensweise von Parvenüs. Befremdet und belustigt nimmt er teil an modischen Festen mit ihrem protzenhaften Prunk, an Monstre-Bällen und Wohltätigkeits-Bazaren, wo Herren und Damen ihre armselige Eitelkeit spazieren führen und um jeden Preis eine gesellschaftliche Rolle zu spielen suchen". (Kurt Martens in der „Gegenwart" 1907, № 43).

Sebald Soeker kehrt nach Amerika zurück. Er hat viel gelernt in Deutschland, hat viel bittere Erfahrungen gemacht, aber seinem idealen Deutschtum ist er nicht untreu geworden. Er denkt nicht daran, nun etwa, geärgert und verbittert, in dem fremden Volkstum aufzugehen, das ihn umgibt, — wie das so viele getan, die Ähnliches erlebt, wie er. Deutschland, das Deutschland seiner Träume, bleibt nach wie vor seine Liebe und seine Sehnsucht und immer wieder kommt er im Tagebuch seiner reifen Zeit („Sebald Soekers Vollendung") auf die Frage zurück, wie der ideale Deutsche beschaffen sein müsse, wie dem Deutschen auch unserer Zeit das erhalten und gestärkt werden könnte, was sein Bestes ist. Wohl fällt hier auch manch hartes und bitteres Wort, aber man fühlt es, daß auch die Härte und Bitterkeit aus der Liebe hervorgeht für das eigene Volkstum, einer Liebe, die durch den langen Aufenthalt in der Fremde nur stärker geworden ist und die auch die trübsten Erfahrungen im alten Heimatlande nicht haben erschüttern können.

Seit dem Herbst 1910 lebt Gerhard Ouckama Knoop ständig in München. Der Kontrast zwischen der gemütlichen Matuschka Moskwa und der Modestadt am Isarstrande mit ihrem leider immer stärker sich entfaltenden Fremdenverkehr, ihrem Prinzregententheater und ihren Reinhardt-Festspielen (das alte München, das Gottfried Keller und Paul Heyse uns so wunderbar zu schildern wußten, existiert längst nicht mehr) ist zu groß, als daß er nicht von neuem „Soeker-Stimmungen" in unseres Dichters sensibler Seele hätte wecken müssen. In einem wunderschönen Aufsatze über Moskau, die seelenvollste aller Großstädte" (er ist im letzten Sommer durch mehrere Tageszeitungen gegangen), in Essais über München (im März) und „Das neue Phi-

listertum" kommen diese Stimmungen deutlich zum Ausdruck. Immer wieder ist es die mechanische Gleichmacherei, genannt „moderne Kultur", die den Widerspruch des Dichters weckt: „Indem früher die Zivilisation auf Differenzierung ausging, Landschaften und Städte, Stände und Korporationen auf die mannigfachste Art einzeln und charakteristisch ausbildete, mußte in der Fülle dieser verschiedenen, eigenartigen Begrenzungen die Menschheit im ganzen einen ungeheuren Formen- und Farbenreichtum zeigen, voll immer neuer Ueberraschungen auch für einen erfahrenen Beschauer. Unsere Kultur hingegen vereinigt alle öffentlichen Funktionen in der seelenlosen Maschinerie des Staates; die Menschen der verschiedenen Klassen sind darauf aus, alle Beschränkuugen in Art und Sitte, also ihre Eigenart, abzulegen und zusammenzuschmelzen zu einer gleichförmigen, unterschiedslosen Masse. Das betrachtende Auge wird also um unzählige Anregungen ärmer, jeder künstlerischen Produktion, sogar dem natürlichen künstlerischen Fühlen eines jeden Menschenherzens, außerordentlich viel Stoff entzogen sein. Das Leben müßte äußerst monoton und zum Verschmachten langweilig werden."

Das sind Gedanken, die in Knoops Schriften immer und immer wiederkehren. Aber ich glaube, so lange wir noch Dichter von so ausgesprochener Eigenart haben, wie ihn, braucht uns vor der Monotonie des Lebens nicht bange zu sein. Allmählich kommt dann wohl auch die Zeit, wo Gerhard Ouckama Knoop auch von jenen anerkannt wird, die ihn heute ablehnen, weil er nicht ist, wie sie. Im Sommer 1911 feierte der Dichter seinen fünfzigsten Geburtstag. Mehrere Zeitungen brachten damals Begrüßungsartikel, sie alle aber mußten darauf hinweisen, daß der Dichter noch lange nicht die ihm gebührende Würdigung gefunden. Doch das kann und wird noch anders werden. Noch steht Knoop in voller Schaffenskraft da. Zwar halte ich das erste nach dem Verlassen Moskaus entstandene Werk Knoops, den „Verfalltag", nicht für sein bestes; das Thema, das keinem andern so „gelegen" hätte, wie ihm, ist von ihm nicht voll ausgeschöpft; technisch aber bedeutet der Roman einen großen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern; er ist ausgezeichnet komponiert und die Führung der Handlung ist energischer, als man es bei Knoop gewohnt ist. Da läßt sich denn wohl erwarten, daß seine nächste Dichtung die rechte Harmonie zwischen Form und Inhalt aufweisen wird. An Plänen und Aussichten fehlt es ja nicht. Aus persönlichen Mitteilungen Knoops ist mir manches darüber bekannt. Ein Roman, der im Holland der Rembrandtzeit spielt, ist vielleicht schon erschienen, wenn diese Zeilen aus der Druckerpresse kommen. Und vielleicht schenkt uns Knoop doch noch einmal d e n deutsch-russischen Roman.

A r t h u r L u t h e r.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Briefe aus Deutschland.

1.

Die Silvesterglocken tönen noch in der Seele nach .... 1912!! Unwillkürlich ruft ihr Klang die Erinnerung wach an den schicksalsschweren Vorgänger vor hundert Jahren. Wieviel mehr müssen Sie, lieber Freund, erschauert werden durch diesen Weckruf der Vergangenheit, der aus ehernem Munde zu Ihnen noch sprechen wird; denn Ihre Uhr läuft ja immer noch langsamer als anderswo — wer weiß wie lange! vielleicht auch dann noch, wenn wir beide Methusalems Alter erreicht haben. Ja, um wieviel wuchtiger werden die Kirchturmstimmen in Ihr Herz dröhnen, reckt sich doch stolz in Ihnen das Bewußtsein empor, daß auf den Schnee- und Eisfeldern des Bodens, den Sie und so viele Ihrer Stammesgenossen bewohnen, Europas größter Machthaber vor einem Jahrhundert seine Todeswunde erhielt.

Nun kündete die Turmuhr wieder einen „Zwölfer" an, und schon spinnt die Phantasie die wunderlichsten Fäden für die nächste Zukunft, stellt das Horoskop für das jüngste Zeitkind. Wie wird es gedeihen? Wird es ein blasser, kränklicher Schwächling sein oder wird es auch eisenklirrend, blutgierig, mit pulverrauchgeschwärzten Zügen dahinschreiten, wie sein erinnerungsreicher Ahne? — Wunderliche Dinge werden erhofft, geglaubt, erwartet — hier wenigstens bei uns in Deutschland —, aber wer weiß, wie die Würfel fallen werden, mit denen unsere Diplomaten um den großen Einsatz „Krieg oder Frieden" würfeln. Ob auch das deutsche Volk sich nicht von fremder Willkür bevormunden lassen möchte, ob es auch genug Kraft und Willen spürt, um seinen eigenen Weg zu gehen, was hilft's? — diejenigen, welche die Zügel in den Händen halten, horchen nicht auf den Pulsschlag des Volkes und lenken die Staatskarosse so vorsichtig, wie einen Planwagen, der mit zerbrechlichem Porzellan bepackt ist. — Noch lastet den Patriotisch-Gesinnten das erniedrigende Marokkoabkommen schwer auf der Seele, dieses Abkommen, das so deutlich bewiesen hat, wie wenig Staatsraison und Volksseele miteinander harmonieren. Sie, die Patrioten, verwandelten sich nun auf einmal aus Optimisten zu wahrhaften „Schwarzsehern", die — obschon ein Kaiserwort vor nicht allzulanger Zeit aus deutschen Gauen sie bannen wollte — zahlreicher denn je geworden sind und an der Zukunft ihres Vaterlandes verzweifeln. „Quousque tandem abutere patientia nostra!" reden sie und denken dabei „Wie lange soll uns John Bull auf der Nase tanzen?"

Sie hören also, lieber Freund, daß der politische Horizont nicht so ganz wolkenlos ist, wie er vielleicht aus weiter Ferne auszusehen scheint. Daraus sollen Sie aber nun keineswegs schließen, wir ständen hierzulande vor einem zweiten Jena oder Sedan. Sie wissen ja, wie wandelbar die Geschicke der

Geschichte sind; ein Zufall vermag die sorgsam gesponnenen Fäden so zu verwirren, daß irgend ein Großer kommen muß, um den neuen gordischen Knoten abermals zu lösen. Lassen Sie mich deswegen von Politik und Diplomatie schweigen; es ist nichts undankbarer, als darüber zu philosophieren. Das Notwendigste — die Atmosphäre, die über uns schwebt — glaube ich genügend angedeutet zu haben. Mit dieser Stimmung treten wir ins neue Jahr.

Es ist nicht unwichtig, wenn man darauf bezug nimmt, auch wenn man von Literatur und Kunst reden will, wie ich es mir vorgenommen habe; es ist nicht unwichtig, weil Niederschläge der politischen Stimmung auch an der Kunst, wenigstens an gewissen Zweigen der Kunst, zu spüren sind. Auf diesen Gebieten darf man sich nun freilich überhaupt nicht mit Hoffnungen und Erwartungen abgeben; denn die Zahl der enttäuschten Hoffnungen in der Kunst überragt, weiß Gott, um vieles diejenigen in der Politik. Hier soll man nur resümieren. Ob das Facit stimmte oder nicht, das überlasse man der kritikfrohen Zukunft.

Resümiere ich nun die verschiedenartigen Erscheinungen einer bestimmten Kunstgattung, zum Beispiel der populärsten: des Theaters, was bietet sich da? Um es kurz zusammenzufassen: kein Aufschwung, kein Niedergang, eine Stagnation. Wir leben in einer Zeit, wo man jede Neuerscheinung mit Enthusiasmus begrüßt und sie darum leicht über Gewicht einschätzt. Nicht das Publikum, sondern die Kritik (im weiteren Sinne die Presse) hißt die Flagge der Begeisterung hoch, die Masse, die im Grunde genommen indolent ist, brüllt ihr nur den erforderlichen Beifall zu. So ist es auch mit Max Reinhardt's „Oedipus" ergangen, der in aller Welt von sich reden machte und der als eine Neuentdeckung gefeiert wurde, wie nur irgend etwas Gewaltiges gefeiert werden kann. Heute ist der Beifallssturm verrauscht, und keiner fragt mehr nach dem „Oedipus", während der große Zauberer von Berlin schon einen neuen Regietrick ersonnen hat und ihn eben den Engländern vorführt. Ja, Regietrick, mehr ist dieser auferweckte Oedipus nicht gewesen! Es konnte nur Berlin die Wiege eines solchen Zauberblendwerks sein, das sensationslüsterne, in Dingen des Theatergeschmacks so wankelmütige Berlin. Reinhardt — Zirkus — Oedipus! Schon diese Parole verhieß etwas Ungewöhnliches, etwas noch nie Dagewesenes, etwas Riesenhaftes, und sie genügte, um die Funken heißester Neugier anzufachen. Reinhardt, der in jedem Jahre den Berlinern mit neuen Überraschungen aufwartet, der bald die Illusion der Wirklichkeit durch seine Dekorationen bis auf's Höchste steigert, bald im primitivsten dekorativen Rahmen Wunderwirkungen erzielt, der bald als Stimmungskünstler, bald als realistischer Detailmaler gefeiert wird, Reinhardt, der mit seinen unvergleichlichen Shakespeareinszenierungen dem großen Briten eine abtrünnig gewordene Gemeinde wieder zuführte, der dem Geist Ibsens und Shaws die lebendigsten Wirkungen verlieh, derselbe Reinhardt wagte den kühnen Schritt, einen um zwei Jahrtausende weiter als Shakespeare zurückliegenden Klassiker

dem Publikum des 20. Jahrhunderts nahzubringen. Er wollte die historische Entwickelung annullieren und zeigen, daß das Drama an und für sich unveränderlich in seiner Wirkung bleibe, daß nur die Form der Darstellung einer Wandlung unterliege und daß man eben darum eine der Zeit entsprechende Theaterform dem Drama anpassen müsse, wenn es einen tiefen Eindruck auf die zeitgenössischen Zuschauer ausüben soll. Auf der Suche nun nach einer solchen, unserer Zeit entsprechenden Theaterform, in die sich eine Sophokleïsche Tragödie zwingen ließe, verfiel Reinhardt auf den Zirkus. Im Grunde genommen waren es aber gewiß die Goetheworte:

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus",

die ihm als erfahrenen Regisseur die Direktive gaben. Denn wo kommt die Masse mehr zur Geltung, als in einem Zirkus? Dieses Gefühl des nahen Beisammenseins, das in dem halbkreisförmig, terassenartig ansteigenden Zirkusraum viel auffälliger zum Bewußtsein gelangt, als in dem üblichen Zuschauerraum unserer Bühnen, es strömt ein eigentümliches, alle Gemüter in einheitliche Spannung versetzendes Fluidum aus. Bereits Schiller hat das in seinen „Kranichen des Ibykus" trefflich zum Ausdruck gebracht. Aber die Darstellung! Von dem guten alten Sophokles war natürlich herzlich wenig übrig geblieben. Den Chor hatte der Bearbeiter — Hugo von Hofmannsthal — völlig zerfetzt und in „Stimmen" verwandelt. Und gerade die darstellerische Behandlung dieses „rudimentären" Chores stand auf so niedrigem Niveau, daß alles, was hier durchaus ernst sein sollte, den Charakter des Lächerlichen annahm. Was soll ich Ihnen noch berichten von diesem Tohuwabohu, diesem chaotischen Wirrwarr von Lichteffekten, gräßlichen Schreien und übernatürlichen Tönen, der wie ein Hexensabbath noch heute in meinem Kopfe herumspukt!

Das Wichtigste jedoch, was uns dieser kurzlebige und lorbeergekrönte „Oedipus" gelehrt hat, betrifft das Kapitel „Theaterpublikum". Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie wenig selbständiges Urteil das Publikum besitzt und wie leicht es der Suggestion unterliegt. Dieser Oedipusenthusiasmus steht so fern jeder echten Begeisterung, klingt so hohl, wirkt so deprimierend auf jede wahre Kunst, wie die schlimmste mit Pomp in Szene gesetzte und in die Welt hinausposaunte Reklame. Zugegeben, daß Reinhardts „Oedipus" künstlerische Werte besitzt, zugegeben, daß er bei all seinen Schwächen für den Kenner manches Interessante bietet — denn warum sollte nicht auch ein Irrtum seine Reize haben? — zugegeben, daß sich aus diesem Irrtum manches Lehrreiche ergibt, ist es darum notwendig, diesen Irrtum mit allen Mitteln der Reklame zu einem weltbewegenden Ereignis zu stempeln? Die Reklame, die sich um diesen neuen „Oedipus" drehte, war unverzeihlich. Unverzeihlicher finde ich aber die Absicht, diesen Oedipus zum Vorbild für das Theater der „Fünftausend", zu dem Grundstock eines deutschen Nationaltheaters zu erheben. Gegen diese Anmaßung müßte ein ebenso energischer Protest erhoben werden, wie vor

kurzem gegen die mißlungenen Entwürfe zum Bismarcknationaldenkmal. Behalten jene Leute recht, die Reinhardt's „Oedipus" für den Zweck einer Nationalbühne ausbeuten wollen, so garantiere ich nicht dafür, daß unser Publikum, das von französischen Pikanterieen und Operetten zur ernsten Kunst hingeführt werden soll, der Irrlichterei schließlich müde, sich der leichten Theaterkunst und dem Varieté mit glühenderem Enthusiasmus in die Arme wirft, als bisher. Wir erleben ja tagtäglich Beispiele, wie wenig ernst das heutige Publikum das Theater nimmt, obwohl zu keiner Zeit mehr Theater gebaut wurden, wie in den letzten zehn Jahren. Daß das Stadttheater in Leitmeritz geschlossen werden mußte, weil der Kinematograph ihm das Publikum abspenstig gemacht hatte, ist noch ein vereinzelter Fall. Wie leicht können andere folgen.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, daß ich mich in eine solche Philippika gegen das Publikum hineingeredet habe. Aber Sie wissen ja, wenn ich über das Theater rede, so verstehe ich keinen Spaß, denn ich halte nun einmal die Bühne für eine der wichtigsten Bildungsstätten des Volkes, mit den Augen des jungen Schiller gesehen, als eine moralische Anstalt, die ich nicht in einem Operettensumpf ertrinken sehen möchte. Ich will auch nicht den Stab über unser Publikum brechen, — nur seine Indolenz mag ich ihm nicht verzeihen, es bleibt eben, wie E. T. A. Hoffmann richtig gesagt hat, ein „tausendköpfiges, bizarres, chamäleontisches Ungeheuer" — ich will vielmehr an seine Fähigkeit zur Kunstbildung glauben und das Beste erhoffen. Hat es nicht einstimmig die Qualitäten des markanten Schönherr'schen Dramas „Glaube und Heimat" zu erkennen gewußt, als Dutzende von Theaterdirektoren sich über die Annahme des Werkes noch nicht klar waren? Das ist das Problem an dem „Moloch" Publikum; es feiert enthusiastisch ein wahrhaft tüchtiges Werk (vielleicht das beste, das seit Jahren geschrieben wurde), das Drama „Glaube und Heimat," und jubelt Reinhardt zu und krönt jeden Schmarren von Operette mit Beifall und läuft fröhlich in den Kino und lehnt einen unserer herporragendsten zeitgenössischen Dichter ab: Herbert Eulenberg. Wie soll man diese Wechselstimmung erklären? Möge ein Psychiater sie ergründen, der Literarhistoriker vermag es nicht.

Schönherr's „Glaube und Heimat" war der dramatische Markstein des vorigen Jahres. Keine andere Novität reicht an künstlerischem Ausdruck und zugleich theatralischer Wirkung an dieses urwüchsige geschlossene Bauerndrama heran, das mit so überzeugender Gewalt den Kampf um die zwei teuersten Lebensgüter des einfachen Mannes veranschaulicht. Hier hat sich gezeigt, wie ein Stoff, der ganz abseits von den Tagesinteressen steht, wenn er ein allgemeinmenschliches Gepräge hat, seinen Eindruck nicht verfehlt. Seit Gerhart Hauptmanns „Webern" gab es nicht wieder ein Stück, das so tief aus der Volksseele geschöpft wurde. Hauptmann wandelt jetzt den Weg des Einsamen. Er macht eine ähnliche Entwickelung wie Goethe durch. Den Naturalisten und Symboliker hat er abgestreift und ist Problematiker geworden. Sein letztes Schauspiel „Die Ratten" war ein mißlungener Versuch, den Ton

seiner Frühzeit wiederzufinden. Erquicklicher wirkte der andere Versuch: „Emanuel Quint". Mit diesem Werke führte sich Hauptmann als Romanschriftsteller ein. Diese Geschichte von dem armen Tischlergesellen, der seinen Christuswahn durch Deutschland und die Schweiz schleppt und schließlich im Schnee des St. Gotthard sein Ende findet, ist kein Buch für viele, kein Buch, das in einem Zuge gelesen werden will, um dann im Bücherschrank eingesargt jahrelang zu schlummern, es ist eines, das immer wieder hervorgeholt und kapitelweise gelesen werden muß; erst dann können uns seine Schönheiten aufgehen und Verständnis finden. Hauptmann wird als Dramatiker kaum mehr die Kraft seiner Jugendproduktion erreichen, geschweige denn sie übertreffen, aber von ihm als Dichterphilosophen werden wir noch manches zu erwarten haben. Jedenfalls viel, viel mehr als von Sudermann, dem einst Allgewaltigen, dessen letztes Schaffen uns im Vergleich zu seinem früheren wie ein ohnmächtiges Stammeln anmutet.

Wenn ich Ihnen zum Schluß meines Briefes Ihre Frage beantworten soll, wo denn eigentlich die jungen Hoffnungen sind, die das verflossene Jahr geweckt haben will, so kann ich Ihnen wahrhaftig keine befriedigende Antwort geben. Wir haben in Deutschland zur Zeit eine ganze Anzahl junger Dichter, die von sich reden machen, ja, vielleicht mehr als zuviel von sich reden machen, sie sind alle sprießende Hoffnungen; ob sie aber zur Saat heranreifen werden, das muß vorerst dahingestellt bleiben. Da ist der Schillerpreisgekrönte „Tantris" dichter Ernst Hardt, der eben erst das alte Epos „Gudrun" mit viel Schönheit der Sprache, aber mit wenig blutwarmem Gefühl zu dramatischem Leben erweckt hat; da ist der zwischen Titanentum und Alltagskönnen hin- und hergeworfene Herbert Eulenberg, der, da der wohlverdiente Dramenerfolg ausbleibt, sein Heil nunmehr an einem Romane von „Kathinka der Fliege" versucht. Phantastisch und geistreich, Stellen von wunderbarer Poesie, doch ohne faszinierenden Charakter. Da ist auch Ihr Landsmann, der Neuromantiker Eduard Stucken, keiner der Jüngsten, jedoch einer der spät Erkannten, ein Dichter, der die Form spielend meistert; er darf unter denen, die sich zuletzt hervortaten, nicht fehlen. Da sind noch einige Jüngere, wie Lautensack, Hans Kyser — kurzum, was soll ich Ihr Gedächtnis mit Namen beschweren? Vielleicht kann ich Ihnen einmal ausführlicher über sie schreiben. Nur den Einen möchte ich nicht vergessen: Rudolf Hans Bartsch. Er hat sich in kurzer Zeit zu einem unserer ersten, wenn nicht gar zum allerersten zeitgenössischen Romanschriftsteller emporgeschwungen. Sein letztes Werk, „Das deutsche Leid", ist etwas unendlich Liebes und Schönes. Es ist wirklich die deutsche Volksseele, die in diesem Buche kämpft und leidet. Und wo je deutsches Gemüt unter dem Druck des Fremdländischen steht und bedroht wird, seine Eigenart zu verlieren, da muß man diesen Roman lesen. Er wird zugleich Trost und neue Hoffnung bringen. Dieser Roman kommt zur rechten Zeit, da am politischen Horizonte Deutschlands so trübe Wolken aufziehen ....

Und nun Prosit Neujahr!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die deutschen Kolonieen der Wolgabergseite.

Von Pastor Hans Büttner (Kamyschin).

Wenn man auf einem der bequem und oft elegant eingerichteten großen Wolgadampfer von Saratow abwärts nach Zarizyn den stolzen, königlichen Wolgastrom befährt, zur Linken begleitet vom umbuschten, grünen Wiesenufer, zur Rechten von steiler, kahler Felslandschaft, so ahnt man eigentlich nicht, daß man mitten in Rußland zum Teil in ein echt deutsches Gebiet kommt. Zwar am Ufer der Wolga selbst liegen auf der Bergseite nur wenige deutsche Dörfer, dafür erstrecken sie sich aber in einer Entfernung von etwa 5—10 Werst von dem Strom beginnend, teils auf der Höhe, teils in grüne Täler gebettet, in einem breiten Gürtel landeinwärts, oft, obwohl der Wolga so nahe, doch schon im Stromgebiet des Don gelegen.

Die deutschen Kolonieen an der Wolga sind infolge des Erlasses der Kaiserin Katharina II. vom Jahre 1763 entstanden, in welchem ausländische Ansiedler unter der Zusicherung von Grund und Boden und einer besonderen Rechts- und Verwaltungsordnung zur Besiedlung bisher wüst und unbenutzt liegender Bodenstrecken in Rußland aufgefordert wurden. Das kaiserliche Manifest fiel, zumal in Deutschland, das unter den Nachwehen des verwüstenden 7-jährigen Krieges empfindlich zu leiden hatte, auf einen günstigen Boden, doch auch aus anderen Ländern Europas folgten, wenngleich in viel geringerer Anzahl, heimatmüde Leute dem Rufe der russischen Kaiserin. Im Jahre 1767 trafen die Auswanderer, zum größeren Teil aus Hessen und Schwaben stammend, nach langer, beschwerlicher Reise an den Ufern der Wolga ein, wo sie alsbald eine ganze Reihe von Kolonieen auf der Wiesen- und Bergseite des Flusses gründeten. Es war eine bunte Schar, die sich da im fremden Lande heimisch zu machen suchte, — nur die Minderzahl eigentliche Bauern, die anderen Handwerker, Gewerbetreibende, Kaufleute und Angehörige der verschiedensten Stände, unter welchen auch der Adel nicht fehlte; so ist z. B. eine Kolonie der Bergseite nach einem ihrer Begründer, dem Grafen Dönhof, benannt. Schwer waren die ersten Jahre im wilden, neuen Lande, so schwer, daß viele von den Kolonisten nur den einen Wunsch kannten, wieder zurück in die alte Heimat zu wandern, — jedoch die Brücken waren hinter ihnen abgebrochen, sie mußten schon den Kampf um ihre Existenz aufnehmen, mochte er auch so hart sein, wie sie es nie geahnt. Zwar wurden ihnen verhältnismäßig reich bemessene Landanteile zugewiesen, und die Regierung half den Ansiedlern durch größere materielle Bewilligungen und Darlehen zur Herstellung der nötigen Wohnräume und Wirtschaftsbauten, zur Beschaffung des nötigen Wirtschaftsinventars und Viehs; zwar wurden sie in den Stand gesetzt, auch für das Kirchen- und Schulwesen ihren Bedürfnissen entsprechend zu sorgen.

Aber doch — wild war das Land, in das sie gekommen, und alle Gefahren der Wildnis hatten sie zu bestehen. Die damals so prächtigen Wälder, von denen dank einer unglaublichen Waldverwüstung kaum eine Spur mehr nachgeblieben ist, waren voll reißender Tiere, voller Bären und Wölfe. Zahlreiche grausame Räuberscharen, denen eben diese dichten Wälder einen willkommenen Zufluchtsort boten, machten das Land unsicher. Besonders hatten die Kolonieen im Jahre 1775 unter den Beutezügen des berüchtigten Räuberhauptmanns Pugatschow, der sich ja u. a. zum Herrn der ganzen unteren Wolga gemacht hatte, zu leiden. Und als dann ruhigere Zeiten kamen, so fehlten den deutschen Kolonieen doch die wichtigsten Bedingungen zu einem rechten Aufblühen und Gedeihen. Das Prinzip der Gemeindewirtschaft, das die Wolgakolonisten mit den russischen Bauern gemein hatten und zum größeren Teil noch haben, war nicht geeignet, ihre Selbständigkeit und den Geist der Initiative unter ihnen zu entwickeln. Unter eine eigene Verwaltuug gestellt, die ihre oberste Zentrale anfangs in Petersburg, dann aber bald unter dem Namen „Saratowsches Kontor für die ausländischen Ansiedler" in Saratow hatte, abgetrennt von dem geistigen Leben des Auslandes, ohne Fühlung mit dem Stammvolk ihrer neuen Heimat, ohne eine rechte geistige Leitung, ohne eine gebildete Oberschicht, die das Volk entschieden und freudig dem Licht, dem Fortschritt zugeführt hätte, wehrlos den zahllosen Übergriffen, Unredlichkeiten und Ungerechtigkeiten ihrer unmittelbaren Vorgesetzten außerhalb und innerhalb des Dorfes ausgesetzt, — so lebten sie ihr stilles, einförmiges Leben dahin, bis sich in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts so gar vieles ändern mußte, als das Saratowsche Kontor für die ausländischen Ansiedler aufgelöst und die Verwaltung der Kolonieen den allgemein giltigen Gesetzen unterworfen, als die allgemeine Wehrpflicht auch auf die bisher von ihr befreiten deutschen Kolonisten ausgedehnt und durch die Russifizierung des Kolonialschulwesens die Möglichkeit zu einer engeren Berührung mit der nationalrussischen Bevölkerung geschaffen wurde. Dabei galten die Kolonieen aber doch im allgemeinen als wohlhabend, bis einige vollständige Mißernten, die das immer auf rein extensive Art bewirtschaftete Wolgagebiet in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts heimsuchten, ihren Wohlstand untergruben und den Grund zu einem Dorfproletariat mit allen Degenerationserscheinungen des Pauperismus legten, das sich nun zum Teil in den Wolgastädten Saratow, Kamyschin und Zarizyn befindet.

Abgesondert von der Entwicklung der übrigen Kolonieen der Wolgagebiete ist die Geschichte der Herrnhuterkolonie Sarepta verlaufen. Viele Meilen trennen sie von den anderen Kolonieen, die in einer mehr oder weniger kompakten Masse zusammenliegen, während Sarepta keine deutsche Nachbarkolonie kennt. Von der Herrnhutergemeinde als Stützpunkt der Mission unter den wilden Steppenhorden an dem unteren Lauf der Wolga begründet und mehr als ein Jahrhundert von Deutschland aus verwaltet, über-

rascht Sarepta einen jeden, der von den anderen Kolonieen kommt, auf's allerangenehmste. Zwar auch Sarepta hat zu Beginn seines Bestehens sehr böse Tage voll Not und Sorge durchmachen müssen. Schwer mußte es anfangs unter den Streifzügen räuberischer Kalmückenhorden leiden. Wenig hat daran gefehlt, so wäre die reiche Kolonie von den mörderischen Banden Pugatschows gänzlich zerstört worden, — das Los einer barbarischen Plünderung mußte sie über sich ergehen lassen. Aber Sarepta erholte sich bald und gedieh zu großer Blüte, sodaß es heutzutage wohl mehr einer kleinen Stadt ähnelt, als einer Kolonie. Frisches, klares Quellwasser rieselt durch die Straßen Sareptas, die zum größten Teil im schattigen Grün alter, mächtiger Bäume förmlich ertrinken. Überall Sauberkeit und Ordnung, Ruhe und Stille, kein Lärm auf den Gassen, nicht das wilde Geschrei von Betrunkenen, kein lautes Lachen, überall das gehaltene, gedämpfte Wesen, wie es einer von gewissermaßen doch pietistischen Einflüssen durchtränkten Lebensart entspricht. Nach 10 Uhr abends darf kein Wirtshaus mehr offen stehn: ich bin selbst Zeuge davon gewesen, wie um 10 Uhr sogar ein Polizist von der Wirtin genötigt wurde, das Schanklokal zu verlassen. Reich sind Sareptas Gärten an edlem Obst und köstlichen Weintrauben. Blühend ist Sareptas Industrie; Sareptaner Senf und Pfefferkuchen sind weithin bekannt. Mit Ehren ist die Sorge der Sareptaner für ihr Schulwesen zu nennen. In kirchlicher Beziehung hat sich Sarepta seit 1893 der lutherischen Landeskirchean geschlossen, und nur noch einzelne Häuser, wie das Witwenhaus, und einzelne besondere Bräuche, wie die Feier von sogenannten Liebesmahlen bei Tee und Brot in der Kirche und der Ostergottesdienst bei Sonnenaufgang an den Gräbern des Friedhofs erinnern daran, daß Sarepta von Herrenhut ausgegangen ist.

Unter den Kolonieen der Bergseite, deren es im ganzen in 15 protestantischen Kirchspielen, — von welchen allerdingsdie städtischen Kirchspiele Saratow, Kamyschin und Zarizyn abzuziehen sind, — 43 gibt mit einer Einwohnerzahl von mehr als 200,000 Seelen, während die evangelische Bevölkerung genannter Städte etwa 18,000 Seelen beträgt, und in 12 katholischen Pfarreien — 15 mit einer Einwohnerzahl von 35—40,000 Personen, wogegen über 6000 Katholiken in den Wolgastädten Saratow, Kamyschin, Zarizyn wohnen, ragen einige, wie z. B. Norki, Medweditzko, Krestowoi Bujerak oder Frank, Leßnoi Karamüsch oder Grimm, Golai Karamüsch oder Balzer, deren Einwohnerzahl die 10000 übersteigt, durch ihre Größe hervor. Dem Charakter nach aber unterscheiden sie sich wohl durch nichts von den andern kleineren Kolonieen. — Der Hauptarbeits- und Erwerbszweig der Kolonisten ist natürlich überall die Landwirtschaft, die nach dem System der Dreifelderwirtschaft geführt wird. Seit der Stolypinschen Agrarreform, durch welche der Einzelbesitz im Wirtschaftsleben der Bauern Rußlands den Gemeindebesitz ablösen soll, ist auch in den Wolgakolonieen ein allmählicher Übergang zum Einzelbesitz zu bemerken, ja einzelne Gemeinden haben sich in corpore dazu ent-

schlossen, die neue und vollkommenere Wirtschaftsform anzunehmen. Jedoch ist bei dem konservativen Charakter des Bauern die Opposition dagegen bei einem andern, und zwar recht beträchtlichen Teil, eine sehr erbitterte, und im Gefolge der Agrarreform tritt eine ganze Menge von höchst unliebsamen Erscheinungen zu Tage. Trotz alledem ist zu hoffen, daß die schlimmen Begleiterscheinungen der Reform, durch die wohl auch manche wirtschaftlich schwache Existenz ganz entwurzelt werden mag, mit der Zeit überwunden werden und als Resultat derselben sich doch ein erheblicher Fortschritt der gesamten Wirtschaftsweise in einer ganz bedeutend gesteigerten Bodenkultur ergeben wird. — Die Hauptfrucht der Felder ist allüberall der Weizen, und durch Weizenhandel haben es manche unternehmendere Kolonisten zu einem beträchtlichen Wohlstand gebracht. Daneben sind die Arbusenplantagen von Bedeutung, da die Arbusen, diese saftigen, wohlschmeckenden Früchte, namentlich in den südlicher gelegenen Kolonieen trefflich gedeihen und nebst Melonen im Herbst und in marinierter Form bis in den Winter hinein ein nicht unwesentliches Nahrungs- und Genußmittel der Bevölkerung bilden. Viele Dörfer können sich auch großer Obstgärten rühmen. Der Gemüsebau ist im ganzen wenig entwickelt und für die Gesamtwirtschaft von keiner rechten Bedeutung. Einen sehr gelungenen Versuch hat ein Lehrer bei einer der südlichsten Kolonieen der Bergseite, Kulalinka, mit der Anpflanzung eines Weinberges gemacht und findet auch hier und da Nachfolge darin. Eine Folge des ausgedehnten Getreideanbaus sind zahlreiche Mühlen, die in Tälern und Gründen, hierzulande Gräben genannt, an den Ufern kleiner Flüßchen oder stellweise zu Mühlteichen aufgestauter, aus nahem Quell entspringender Bäche gelegen, ihren Besitzern früher reiche Einnahmen gebracht, in der letzten Zeit aber schwer mit der überlegenen Konkurrenz der nicht durch Wasser-, sondern Dampfkraft getriebenen „Feuermühlen", wie sie hier genannt werden, zu kämpfen haben. — Im Zentrum der Kolonien der Bergseite ist daneben die Industrie, zumal die Hausindustrie, stark entwickelt. Zu nennen wären als blühende Industriezweige neben dem Schnitzen von hölzernen Tabakspfeifen und der Anfertigung von landwirtschaftlichen sogenannten Putzmaschinen oder Windfegen die Gerberei und namentlich die Weberei, die ganzen Dörfern Arbeit gibt und deren Produkte unter dem Namen „Sorpinka" weithin bekannt sind. Sind somit die Bewohner dieser zentral gelegenen Kolonieen dadurch materiell besser gestellt als die der rein landwirtschaftlichen Siedelungen, daß zahlreiche Frauen und Kinder als Hausindustrielle beschäftigt werden und mit zum gemeinsamen Hausstand erwerben können, so sind natürlich auch alle die Nachteile nicht zu verkennen, die im Betriebe der Hausindustrie stets beobachtet werden können: die frühe Inanspruchnahme körperlicher kindlicher Arbeit in der Stubenluft wirkt schädlich auf die körperliche Entwicklung ein und entzieht die Jugend allzufrüh der so nötigen Schulausbildung.

Das Leben in den Kolonieen verläuft zumeist in recht patriarcha-

lischen Formen. Die Eltern leben gewöhnlich in einem Hause mit ihren verheirateten Söhnen und deren Familien. Geheiratet wird früh, gewöhnlich noch vordem der junge Mann seine Militärpflicht abgeleistet hat. Als ich einst einen Kolonisten fragte, warum sie eigentlich so früh heirateten, antwortete er mir, man könne ja nicht wissen, ob man nicht als Krüppel nach Hause komme, und dann würde einen ja später kein Mädchen haben wollen, — so aber sei man dann schon versorgt. Unverheiratete ältere Leute sind im Dorf eine Seltenheit. Der Lebenszuschnitt ist in der Kolonie ja meist ein recht einfacher, die Nahrung einförmig und im ganzen wohl im Verhältnis zu den animalischen Bestandteilen zu wenig vegetabilische Stoffe enthaltend. Als höchster Leckerbissen gilt die in der Tat mitunter ausgezeichnete Wurst. Auf Hochzeiten geht es hoch her, da spielt die Dorfkapelle ihre Weisen zum dörflichen Tanz und Schnaps fließt weit mehr noch als Bier in Strömen. Auch an der gewiß noch aus heidnischer Zeit überkommenen, altererbten Sitte der sogenannten Tröstermahle nach Beerdigungen, oder gar „Leicheneſſen", wie sie auch so sinnig genannt werden, wird festgehalten. Ganz besonders aber für Zeit der Kirmes, der sogenannten „Kerbe", stürzt man sich in einen wahren Rausch des Vergnügens, dem der Katzenjammer nicht zu fehlen pflegt.

Die allgemeine Schulbildung in den Kolonieen ist ja allerdings erheblich höher, als sie etwa in den russischen Dörfern angetroffen wird, läßt aber doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Der Prozentsatz der Analphabeten dürfte nach ungefährer Berechnung auch bei den Evangelischen, die ihrerseits an Schulbildung wiederum die Katholiken übertreffen, doch etwa 10—15% betragen. Nicht selten kann man Leute antreffen, die wohl mehr oder weniger kümmerlich lesen oder eigentlich nur buchstabieren können, die aber entweder gar nicht zu schreiben verstehen oder denen es doch wahre Schweißperlen auf die Stirn treibt, wenn sie ihren Namen unterschreiben sollen. Das braucht einen aber auch nicht wunder zu nehmen, wenn man hört, daß es in den Kolonieen Schulen gibt, in denen bei einem Lehrerkollegium von 3—4 Personen 500—1000 Schüler zu unterrichten sind. Da könnte allerdings auch ein pädagogisches Genie wenig genug erreichen! Die alten Gemeinde- oder Kirchenschulen sind dabei zumeist in einem (!) gewaltigen, saalartigen Zimmer mit außerdem ziemlich niedriger Decke untergebracht, das den ganzen Winter über am Sonntag als gottesdienstlicher Raum dienen muß und auch sonst von der Gemeinde zu ihren Versammlungen benutzt wird. Natürlich sind keinerlei Vorrichtungen getroffen, die die Lehrtätigkeit irgend erleichtern könnten, die Bänke sind Kirchen- und Schulbänke, nötige Schulutensilien, wie Tintenfässer fehlen u. s. w. Der ganze Raum wird dabei je nach der Anzahl der Schülergruppen, die zu unterrichten sind, durch vorgezogene Vorhänge, die jederzeit wieder zurückzuschieben sind, in die entsprechenden Klassen geteilt, wobei es allerdings selbstverständlich nicht zu vermeiden ist, daß die eine

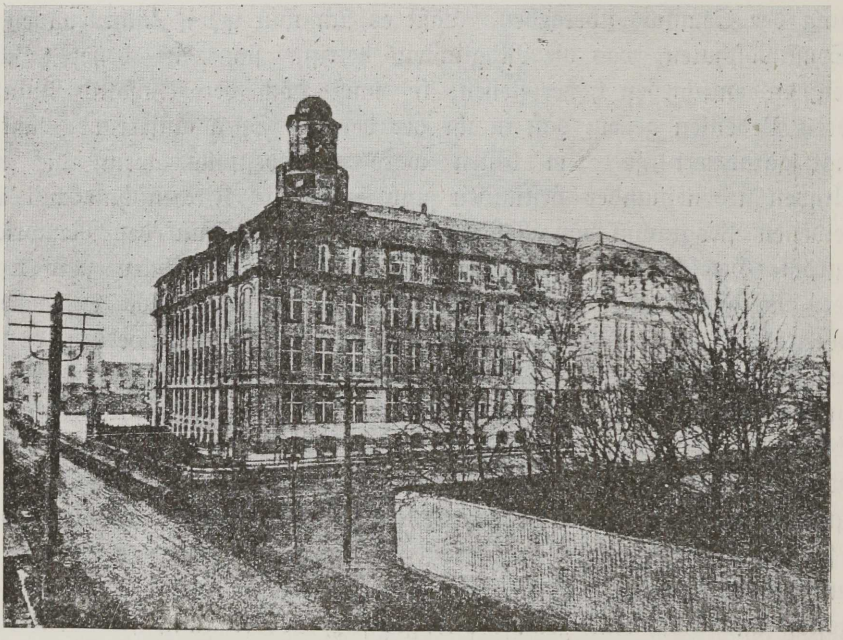
Gruppe die andere bei ihrer Arbeit auf's empfindlichste zu stören pflegt. Man kann es begreifen, daß unter solchen Umständen in früheren Zeiten der Rohrstock in der Hand des Lehrers das wesentlichste Mittel zur Aufrechterhaltung der notwendigsten Klassendisziplin darstellen mußte. Doch dringt das Bewußtsein von der Reformbedürftigkeit des Kolonialschulwesens nunmehr in immer weitere Kreise. Hier und da sind auch Schulgebäude aufgeführt, die den Ansprüchen, die an solche gestellt werden müssen, besser entsprechen. Neben den Gemeindeschulen tauchen auch andere Schulen mit einer geringeren Schüleranzahl in den einzelnen Klassen und damit der Möglichkeit größerer Lehrerfolge oder auch mit einem erweiterten Lehrprogramm auf. Die „Semstwo" (Landschaft) gründet mehrklassige Schulen auch in den deutschen Kolonieen, und manche Gemeinden haben ihr Schulwesen der Verwaltung der Semstwo übergeben. Läßt es sich nun gewiß nicht leugnen, daß die Semstwoschulen, was die Möglichkeit betrifft, sich eine bessere Bildung anzueignen, entschieden höher stehen, so muß doch der Umstand Anlaß zu schweren Bedenken geben, daß in ihr der deutsche Sprachunterricht nicht unbedingt garantiert ist. Am besten wäre es jedenfalls, wenn die beiden Schultypen nebeneinander bestünden und zwar die Kirchenschule mit ihrem bescheidenen Programm von Religion, worin wiederum auf den Memorierstoff das größte Gewicht gelegt wird, Deutsch, Russisch und Rechnen, von welchen Fächern Religion und Deutsch in deutscher Sprache gelehrt werden, mehr als Vorbereitungs- oder Anfangsschule. Die Gemeindeschulen werden von den evangelischen Schülern und Schülerinnen bis zur Konfirmation, d. h. dem vollendeten 15., nicht selten aber auch nur dem 14. Lebensjahr besucht. Die begabteren Kinder wohlhabenderer Leute besuchen wohl auch die 4-klassigen Stadtschulen, Realschulen und Gymnasien der benachbarten Wolgastädte. Ein Progymnasium befindet sich in der Kolonie Goläi Karamüsch oder Balzer, eine sogenannte Zentralschule d. h. eine Schule mit dem erweiterten Programm der 4-klassigen Stadtschulen etwa, die außer dem allgemeinen Bildungsstoff auch noch eine gewisse pädagogische Vorbereitung für den Küster- und Lehrerberuf bieten sollte, in Leßnoi Karamüsch oder Grimm. Der Plan, diese in ein regelrechtes Lehrerseminar umzuwandeln, hat zur Zeit leider wenig Aussicht auf Erfüllung. Der Schultypus, der sich am nützlichsten für die Entwicklung der Kolonieen erweisen könnte, fehlt leider vollständig; wohl werden jetzt von der Semstwo landwirtschaftliche Instruktoren auch in die Kolonieen entsandt, doch können sie natürlich das Fehlen von landwirtschaftlichen-, Gartenbauschulen u. d. m. nicht ersetzen.

(Schluß in der nächsten Nummer).

# Von der Lehranstalt des Deutschen Gymnasial- und Realschulvereins in Lodz.

Die „Lodzer Rundschau" schreibt:

Am 8. Dezember 1911 wurde in Gegenwart der Spitzen unserer Schulbehörden und unter starker und lebendiger Beteiligung der weitesten Kreise unserer deutschen Gesellschaft die Einweihung der neuen prächtigen Aula dieser Lehranstalt feierlich begangen. Dieser schöne und durch seine Raumverhältnisse wie durch seine vornehme Ausstattung imponierende Saal wird nun seine Bestimmung erfüllen, bei allen festlichen Gelegenheiten des Schul-



Das deutsche Realgymnasium in Lodz.

lebens Lehrer, Schüler, Eltern und darüber hinaus, unsere deutsche Gesellschaft, die an dem Gedeihen dieses so außerordentlich wichtigen und wertvollen Kulturwerkes den wärmsten Anteil nimmt und nehmen muß, zu Ernst und Frohsinn zu vereinen. Und überdies ist zu hoffen, daß dieser Raum auch Vorträgen und Veranstaltungen wissenschaftlicher und künstlerischer Natur offen stehen und so auch im weiteren Sinne eine Ausgangsstätte kulturellen Lebens für uns werden wird. Der Bedeutung dieses Ereignisses für unser örtliches Leben entsprach auch der feierliche und erhebende Verlauf des Einweihungsaktes, dem am Nachmittag ein festliches Bankett im großen Saale des Männergesangvereins folgte. Die gehobene Stimmung aller Anwesenden

zeugte ebenso wie die Worte der zahlreichen Redner von dem festen Willen, weiterzuarbeiten an der Förderung und Erhaltung dieses so außerordentlich wichtigen Werkes, dessen Entstehung nur durch die große Opferwilligkeit unserer deutschen Kreise ermöglicht wurde. Und wenn wir uns auch des Geschaffenen freuen dürfen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß noch manches zu tun übrig bleibt. Wie die Festschrift zur Einweihung der Aula des Genaueren ausführt, wird die Lehranstalt, um auf der ihr gebührenden Höhe erhalten zu werden, auch künftig bedeutende Zuschüsse aus den Mitteln des Deutschen Gymnasial- und Realschulvereins erfordern. Ferner wäre es dringend erwünscht, durch Ermäßigung des verhältnismäßig hohen Schulgeldes auch den Kindern minderbemittelter Gesellschaftsklasse die Segnungen einer wohlgeordneten deutschen Schule zugänglich zu machen. Auch im Einzelnen gilt es noch manches auszubauen. Die Schulbibliothek bedarf der Erweiterung, der Zeichensaal ist noch nicht genügend ausgestattet, dem naturwissenschaftlichen Kabinett fehlt noch so gut wie alles, und die Räume der Anstalt entbehren noch des Schmuckes, dem doch anerkanntermaßen für die geistige und ästhetische Entwickelung der Kinder eine so hohe Bedeutung zukommt. Doch allen diesen Bedürfnissen kann nur dann mit Erfolg entsprochen werden, wenn sich die Mittel des Vereins vergrößern, was nur durch Beteiligung immer weiterer Schichten unserer Gesellschaft an dieser guten Sache geschehen kann. Und deshalb richten wir auch an dieser Stelle an unsere deutsche Bevölkerung den Appell, sich durch den Beitritt zum Deutschen Gymnasial- und Realschulverein an der Förderung des Werkes zu beteiligen und so mitzuarbeiten an der idealen Aufgabe der Erziehung unserer Kinder „in treuem, deutschem Geist zu braven Männern, die treu bleiben ihrer Nationalität, treu ihrem Glauben und treu dem großen Reiche und unserem teuren Monarchen als tüchtige Männer und gute Bürger."

Nachdruck verboten.

# Zwölf Gebote für den jungen Bruder Studio.

Von Herm. Anders Krüger. (Hannover.) *)

1. Spanne die Seile Deiner Wißbegier weit, sonst wirst Du im Netz des Brotstudiums geistig verhungern.
2. Gehe unter in einem Großen, um Deine Kleinheit los zu werden.
3. Liebe Deine Lehrer wie Götter, und wen Du als Götzen erkannt hast den opfere unbarmherzig auf dem Altar Deiner Selbständigkeit.

*) Der bekannte Verfasser des Romans „Gottfried Kämpfer" ist in Dorpat geboren und gegenwärtig Professor an der Technischen Hochschule in Hannover.

4. Werde ein Meister des Buchstabens, doch nie sein Knecht. Nur wer spielend die Kniffe der Methode und Technik beherrscht, darf sie verachten.
5. Genieße nur, was Du Dir selber erworben hast; alles andere Kapital betrachte als geliehen und zahle honorige Zinsen dafür. Nur noble Schuldner werden mit der Zeit produktive Gläubiger.
6. Strebe nach Verantwortlichkeit, aber nicht nach Protektion. Hast Du Glück, dann schäme Dich Deiner Unzulänglichkeit; hast Du Pech, dann freue Dich Deiner besten Schätze.
7. Suche Dir Freunde, um Dich opfern zu lernen, nicht aber um zu profitieren.
8. Liebe an einem Weibe nicht nur, was es von Dir unterscheidet, sondern vor allem, was Dich ergänzt, und wenn Du es begehrst, gedenke Deiner Mutter.
9. Ringe mit jeder Autorität, aber verspotte sie nie; zweifle am Dogma, doch nicht an Gott.
10. Stähle Deinen Körper für den Kampf, doch schone Deine beste Kraft für den Frieden und die Gesundheit Deiner Nachfahren.
11. Lerne darben und stumm gehorchen, damit Du dem Ärmsten Deiner Brüder gerecht zu werden vermagst.
12. Versuche Dich so lange im Schaffen, bis Du wenigstens weißt, wie schwer es ist.

---

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

1.

## Zur Mädchenlektüre.

Von der Jugendschriftenkommission in Riga.

Wenn Weihnachten da ist oder ein Geburtstag gefeiert wird, dann bringt es alte Überlieferung mit sich, daß neben den anderen Geschenken auch ein Buch den Tisch des Kindes „ziere". Aus diesen Weihnachts- und Geburtstagsbüchern erwächst allmählich eine stattliche Bücherei, der Stolz des glücklichen Besitzers oder der glücklichen Besitzerin. Nun sollte man glauben, daß derartige Büchersammlungen das Edelste und Schönste enthalten, was unsere Literatur bietet, ist doch das Beste für die Jugend gerade gut genug. Welche Enttäuschung erfahren wir aber, wenn wir uns in einer solchen Bücherei umschauen, wie sie häufig zum Besitz unserer heranwachsenden Mädchen gehört! Neben der Mädchenzeitschrift „Das Kränzchen" und dem „Töchteralbum" prangen da die „Erzählungen für junge Mädchen", „Erzählungen für erwachsene Mädchen", „Erzählungen für meine jungen Freundinnen", „Erzählungen für

Mädchen von 12—14 Jahren" u. a., die sogenannten Backfischgeschichten. Besonders beliebt und verbreitet sind Clementine Helms „Backfischchens Leiden und Freuden". Es folgen: Das Kränzchen, Der Genius des Kränzchens, Der Trotzkopf, Trotzkopfs Brautzeit, Aus Trotzkopfs Ehe, Jungfer Hochhinaus, Unsere Selekta, Holde Siebzehn, Studierte Mädel, Schön Suschens Heirat, Schwärmliesels Wunschglocke, Mamsell Übermut als Braut — das wären so einige Titel aus dieser Literaturgattung.

Was bietet nun im Durchschnitt diese Mädchenliteratur? Die Jugendschriftenkommission hat 145 Bücher von 58 Schriftstellerinnen (Schriftsteller gibt es auf diesem Gebiete nicht) geprüft und ist zu folgendem Urteil gekommen: Nicht wirkliches Leben lernen die jungen Leserinnen da kennen, sondern eine nicht existierende und unmögliche Welt wird ihnen vorgelogen, in deren Mittelpunkt der Backfisch ist. Die Trägerin der Handlung, häufig Waise, ist heldenhaft und edel (denn ihre Fehler bestehen in Wildheit, allzugroßer Aufrichtigkeit, Verachtung der Formen u. a.), wird von schlechten Verwandten unwürdig behandelt, zeigt sich diesen gegenüber in ihrer seelischen Größe. Oder sie kommt vom Lande, lernt in der Stadt die guten Formen, macht da auch schon die unerläßliche Herrenbekanntschaft. Die Heldin wirkt bekehrend, veredelnd auf andere. Sie wird zuerst verkannt, erhält aber schließlich den verdienten Lohn. Natürlich ist sie schön und entzückt alle Welt durch ihre Reize. Die Belohnung für diese allseitige Tüchtigkeit wird ihr fast durchweg in Form einer Heirat zu teil. Je nach der höheren oder niederen Würdigkeit erfolgt eine Verlobung erster, zweiter, dritter Güte mit 1) einem Grafen oder Baron, 2) einem Doktor oder Professor, 3) einem Lehrer etc. Das A und das O pflegt in diesen Erzählungen überhaupt das Spiel mit den ersten Herzensregungen zu sein, das Liebe genannt wird und von der großen Lebensflamme nichts als den Namen entlehnt. Damit die betreffende Jungfrau nicht mit leeren Häuden erscheine, oder damit sie die nötige Folie erhalte, tritt oft zu rechter Zeit eine Erbschaft, Adoption durch begüterte Personen ein, oder es wird ein glücklicher Fund gemacht. Der Zufall spielt eine große Rolle, Adel und Reichtum sind wichtige Faktoren. Die Guten werden prompt belohnt, die Bösen bestraft. Daß Putz und Staat in diesen Geschichten eine große Rolle spielen, hängt mit dem hier skizzierten Charakter dieser sogenannten „Literatur" zusammen, weist doch „Das Kränzchen" diesem wichtigen Lebensinhalt eine bestimmte Rubrik in seinen Blättern zu.

Auch äußerlich präsentieren sich viele dieser Bücher in charakteristischer Weise: Auf dem Deckel prangt zumeist die Heldin, in alberner, süßlicher Manier dargestellt. Die Bilder sind ohne Ausnahme wertlos.

Einige der schlimmsten Vielschreiberinnen seien hier genannt. Es sind Henny Koch, Marie von Felseneck, Bertha Clément, Lilly Fredrich, Martha Eitner, Marie Beeg, Else Hofmann, Else Ury, Anna Schober, Fanny Stöckert.

Was ist die Folge einer derartigen Lektüre?

Wertvolle Interessen treten in den Hintergrund, werden wohl ganz verdrängt. Der Kopf der jungen Leserin ist angefüllt mit leeren Äußerlichkeiten. Alle Gedanken konzentrieren sich auf Vergnügungen, Herrenbekanntschaften, hübsche Kleider. Und das gerade in einer Zeit, wo die Mädchen besonders empfänglich sind für alles, was an sie herantritt, wo die verschiedensten Interessen, wo Verständnis für viel Schönes und Gutes geweckt werden könnte. Und wie leidet der Geschmack durch diese seichte Lektüre! Das Verständnis für all das Herrliche, was unsere Dichter geschaffen, wird, wenn nicht unterbunden, so doch wenigstens geschwächt. Ja, es kann auch noch Ernsteres geschehen. Mit falschen Erwartungen treten die Mädchen ins Leben, unterschätzen die Schwierigkeiten des Kampfes ums Dasein. Solche, die der Wirklichkeit entfremdet, romantisch und phantastisch verlangt sind, empfinden eine bittere Enttäuschung, wenn es nicht so geht, wie es in den Büchern steht, wenn der erwartete ritterliche junge Mann nicht erscheint, wenn die erwartete Erbschaft nicht gemacht wird, wenn der erhoffte Glückswechsel nicht eintritt.

Natürlich sind nicht alle Jugendschriftstellerinnen gleich minderwertig. Einige unter ihnen dürften allenfalls gelesen werden, ohne daß wir sie deshalb empfehlen wollen. Dazu gehören: Brigitte Augusti, Emma Biller, Martha Giese, Anna Klie, Luise Koppen, Frida Schanz, Tony Schumacher.

In der Überzeugung, daß die Eltern ihren Kindern nur Wertvolles und Schönes geben wollen, von dem sie auch im späteren Leben Gewinn haben, hat die Jugendschriftenkommission es für ihre Pflicht gehalten, auf die Schädlichkeit, Albernheit und Unnatur dieser Backfischliteratur hinzuweisen.

Bücher sind einflußreiche Miterzieher. Deshalb heißt es prüfen, nicht dem Zufall die Wahl überlassen, sondern aus unserer reichen Literatur das Geeignete herausholen. Wir haben Echtes und Schönes genug, das auch schon Mädchen von 13 und 14 Jahren mit Genuß lesen können. Mit diesen Schätzen wollen wir sie bekannt machen, da hinein sollen sie sich versenken und Freude an wahrer Kunst und eine richtige Auffassung vom Leben und seinen Aufgaben daraus schöpfen. „Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst."

## Geeignete Lektüre für Mädchen von 13—16 Jahren.*)

Aanrud, Sidsel Langröckchen. M. 3.— Alcott, Kleine Frauen. M. 6.—. Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow. (Versch. Ausgaben.) Baumbach, Truggold. M. 3.—. Böhlau, Ratsmädelgeschichten. M. 3.60.

*) Die beigefügten Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare; die Mark wird von den hiesigen Buchhändlern zu 50—60 Kop. berechnet.

Bonus, Isländerbuch. (Kl. Ausg.) M. 2.50. Dickens, David Copperfield. Das Heimchen am Herde. Weihnachtsgeschichten. (Versch. Ausgaben.) Ebner-Eschenbach, Aus meinen Schriften. M. 1.—. Lotti, die Uhrmacherin. M. 4—. Das Gemeindekind. (Für Reifere.) M.3—. Ernst, Otto, Asmus Sempers Jugendland. M. 3.50. Fischer, Das Licht im Elendhause. M. 2.55. François, L. v., Die letzte Reckenburgerin. M. 1.—. Frapan, Jugendzeit. M. 3.—. Frenssen, Peter Moors Fahrt. M. 3.—. Freytag, Soll und Haben. M. 7.50. Ingo. (Sonderausgabe.) M. 8. Hagen, Norica. (Reclam.) (Für Reifere.) M. —.80. Hauff, Lichtenstein. (Versch. Ausg.) Heer, Joggeli. M. 4.50. Jensen, Karin von Schweden. M. 5.—. Immermann, Der Oberhof. (Für Reifere.) (Versch. Ausgaben.) Kipling, Im Dschungel. M. 3.—. Krüger, H. A., Gottfr. Kämpfer. M. 6. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Für Reifere.) (Versch. Ausgaben.) Lagerlöf, Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen. Bd. 1. und 2. je M. 5.—. Bd. 3. M. 4.—. Ludwig, O., Aus dem Regen in die Traufe. (Versch. Ausg.) Mügge, Afraja. (Versch. Ausg.) Niese, Aus dänischer Zeit. M. 5.50. Licht und Schatten. M. 5.—. Nikolai, Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo. (Versch. Ausg.) Pantenius, Um ein Ei. Allein und frei. (Für Reifere.) Raabe, Deutsche Not, Deutsches Ringen. M. —.90. Leute aus dem Walde. M. 5.—. Chronik der Sperlingsgasse. M. 4.—. Reuter, Ut mine Stromtid. (Für Reifere.) (Versch. Ausgaben.) Ut de Franzosentid. (Versch. Ausgaben.) Riehl, 6 Novellen. M. 5.—. Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war. 3 Bde. je M. —.90. Rundle-Charles, Die Familie Schönberg-Cotta. M. 2.80. Scheffel, Ekkehard. M. 6.—. Schmitthenner, Die Frühglocke. M. —.10 Aus Geschichte und Leben. M. 1.50. Seidel, Leberecht Hühnchen. M. 5.—. Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf. M. 4.—. Speck, Der Joggeli. M. 1.—. Scott, Ivanhoe. Quentin Durward. Der Talisman. (Versch. Ausg.) Spyri, Einer vom Hause Lesa. M. 3.—. Storm, Geschichten aus der Tonne. M. 5.—. Pole Poppenspäler. M. —.50. Immensee. M. 3.—. Zur Chronik v. Grieshuus. M. 3.—. Der Schimmelreiter. M. 5.—. Thompson, Bingo. M. 4.80. Villinger, Schwarzwaldgeschichten. M. —.75. Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen. M. 3.—. Wildenbruch, Das edle Blut. Kindertränen. Je M. 1.50. Heinrich und Heinrichs Geschlecht. M. 2.20. Wildermuth, Im Tageslicht. (Für Reifere.) M. 3.—. Zahn, Aus den „Helden des Alltags". M. —.90.

# Gedichte.

Von Otto v. Schilling. (Riga.)*)

## Der Nichtsnutz.

Die Erde schlingt lichtgrüne Schleier
errötend ums Alltagsgewand:
Der Frühlingsgott schlug in die Leier,
und küßt ihr jetzt stürmisch die Hand.

Wohl weiß sie, er ist ein Betrüger,
er heuchelt nur Liebe und Treu',
doch macht sie dies Wissen nicht klüger,
alljährlich vertraut sie aufs neu'.

Sie sträubt sich zwar anfangs und ziert sich,
zum Schluß tut sie stets, was er will.
Der Nichtsnutz von Lenz amüsiert sich,
dann sagt er beim Fortgehn: April!

## Altweibersommer.

Der Spätsommer gleicht einer alten
Kokette, die tödlich erschreckt
die dummdreisten Runzeln und Falten
mit Schminke und Puder versteckt.

Dann lächelt sie wieder holdselig —
vergessen ist Ärger und Leid — :
„Na, bin ich nicht unwiderstehlich
in meinem safrangelben Kleid?"

„Nur schnell noch die gräßlichen weißen
Verräter hinaus aus dem Haar!
Da flattern sie hin und zerreißen,
und ich bin so jung wie ich war!"

## Mein Winterhaus.

Mein Haus liegt mitten im Walde drin,
ringsum nur Heide und Föhren,
doch kann ich stets, wenn ich einsam bin,
den Sang der Meerjungfern hören.

Verschneit die Wege, vereist der Bach —
ein Gleißen, Glitzern und Funkeln —,
die Spatzen kollern vergnügt vom Dach,
die Meisen wispern und munkeln.

---

*) Aus der soeben erschienenen Sammlung: „In Liebe und Haß". Neue Lieder und Balladen eines Kurländers. Riga, Löffler, 1912. Preis geh. Rbl. 1.—, geb. Rbl. 1.50.

Der Dompfaff macht sich am Fenster breit,
voll Hohn begafft er den Städter:
„Was will der draußen zur Winterszeit?
Die Welt wird immer verdrehter."

Allmorgen weckt mich ein Wichtelmann,
erst klopft er dreimal, dann spricht er:
„Wann fängt's denn mal mit der Arbeit an,
mein sehr verehrter Herr Dichter?"

## Zum Menuett zu singen.

Großmutter war noch ein blutjunges Ding,
Großmutter saß am Spinett.
Sie sang von dem treulosen Schmetterling,
Großmutter war etwas kokett —
kokett.

Großvater trug einen lichtblauen Rock
und faustgroße Troddeln am Hut.
Er streichelte zärtlich den Knopf am Stock
und war der Großmutter gut —
so gut.

Die Sonne kam bis zum Bücherregal,
zu Wieland und Jean Jaques Rousseau,
da küßten sich zweie zum ersten Mal,
ganz zaghaft, erstaunt und heilfroh —
heilfroh.

## Huldigung.

Du meiner Heimat keusches Schweigen,
du meiner Heimat holde Pracht,
mit deinen lichten Birkenzweigen,
in starrer Tannen dunkler Nacht.
Auf grünem Sammet schlummern Seen
voll Kindermärchen zart und bang,
aus wild verwachsnem Dickicht spähen
dir Rehe nach auf deinem Gang.

Ich hab' Frau Schönheit ganz nackend gesehn,
ich sah sie am Golf von Tarent,
mir blieb vor Entzücken das Herze schier stehn,
als wär' ich ein junger Student.

Der Leib brauner Marmor, die Sonne als Haar,
so lag auf azurblauem Pfühl
Italia, aller Verhüllungen bar,
und lächelte seltsam und schwül.

Ein Jahr beinah hielt sie mir Auge und Sinn
in süßem, betörendem Bann,
dann flogen die Zugvögel brausend dahin,
auch mein Lenz brach sehnsuchtsvoll an.

Verflogen der Rausch, ihre Seele war leer,
so üppig und brünstig der Leib;
hoch oben am träumenden, nordischen Meer,
dort wohnt das holdseligste Weib.

Es trägt ein Kleid aus Spinnwebfäden,
huscht still und sorglich durch das Land,
schlingt wilden Wein um Tür und Läden,
streut bunte Muscheln an den Strand.
Das Moor umtanzt ein Elfenreigen,
der Mond hält lächelnd gute Wacht...
Du meiner Heimat keusches Schweigen,
du meiner Heimat holde Pracht!

## Peter.

(1710—1910)

Dem wilden, scharfbewehrten Falken gleich
schlug er die Fänge in das Ostseeland,
nahm Schlösser, Städte und umschlang sein Reich
mit unsres Meeres blauem Wogenband.
Mit seines kampfgewohnten Schwertes hartem Knauf
stieß er das Fenster gegen Westen auf.

Nur Sieg und Sieg, jedwede Feste fiel,
zuletzt zerbrach selbst Rigas Widerstand.
Der Zar hielt stolz am heißersehnten Ziel,
doch Weisheit bot sogleich die Friedenshand:
„Auf Recht und Freiheit soll sich Livland neu erbaun,
was nützt mir bleiche Furcht, ich will Vertraun!“

Zar Peter hielt sein Wort, und unser Land
gab Treue ihm um Treue allezeit —
bis heute, wo aus grauem Staub erstand
erinnerungsmächtig die Vergangenheit.
Nicht senkt vor dem Eroberer scheu sich das Panier,
den großen Herrscher ehren freudig wir.

## Die Bluthochzeit.

Livländische Ballade aus dem XVI. Jahrhundert.

Von Hof zu Hofe ritten
Hans Rosen und Dietrich Stryk,
den Adel von Harrien, Jerwen und Wieck
zu einer Köste zu bitten;
zu einer Köste so üppig und toll,
daß ein Jahrhundert dran denken soll,
Kinder und Kindeskinder.

„Hans Rosens Schwester Greten
will Jürgen von Ungern frein,
zu Lichtmeß soll Hochzeit und Beilager sein
mit Pfeifen, Pauken, Drommeten.
Geschmort, gesotten wird Wochen vorher.
Ein Dutzend Stückfässer trinken wir leer,
Rheinwein und Muskateller."

Schnell sprang die frohe Kunde
vom Peipus zum Meeresstrand,
Durch Ordensgebiet und durch bischöflich Land,
laut lachend und lärmend die Runde.
Zwei Monde gingen erfüllt und verblaßt,
da war halb Livland in Reval zu Gast,
Jungfräulein, Frauen, Junker.

Nun hub man an zu prassen.
Mit Prunkketten liespfundschwer,
in Sammet und Goldbrokat schritt man einher
durch Kirchen, Häuser und Gassen.
Die beiden Gildstuben hatten nicht Raum,
die Tafeln trugen die Festspeisen kaum,
Silbergeschirr wie Buntglas.

Turnier und Ringelstechen
bot Kurzweil zu heller Zeit,
dann standen die Säle zum Tanzen bereit,
zum Schluß kam mannfestes Zechen.
Das war ein Prahlen, ein Fluchen und Schrei'n,
ein Schelten, Drohen und rasch hinterdrein
Klappkannen, Schemel, Schwerter.

So gings mit Spiel und Balgen
die Woche bei Tag und Nacht,
da wurde ein Este aus Wierland gebracht,
der schrie, als käm er vom Galgen:
„Ihr Herr'n, die Reußen sind hinter mir her,
aus Dörpt zehntausend, aus Narwen noch mehr,
Tatern und Muskowiter."

Fürwahr ein schlimm Erwachen!
die Lautesten wurden stumm.
Doch bald schlug der Schrecken in Übermut um:
„Zehntausend — das ist zum Lachen.
Die Angst hat Augen, wie Mühlräder groß,
die Reußen jagen wir blutig und bloß
heimwärts zu ihrem Knesen."

Man trank sich noch die Heiden
in Kausen und Lasten zu,
erst dann mußte schläfriges Volk aus der Ruh',
die Herren in Eisen zu kleiden.
Der Harnisch drückte, der Helm war zu schwer,
die Faust hielt hitzige Hengste nicht mehr,
alles sah schief und böse.

War auch kein langes Reiten:
es tagte kaum trübe grau,
da hatte der Feind schon die Reisigen schlau
umstellt von allen vier Seiten.
In Busch und Morast entbrannte die Schlacht,
und Mann für Mann wurde niedergemacht,
Keiner entging den Würgern.

Was half das Schreien: „Wende"?
Sie waren allsamt verstrickt.
Vom Gaule gerissen, erdrosselt, erstickt,
so war der Hochzeiter Ende.
Die Leichen raubte der Weibertroß aus,
sie blieben hungrigen Wölfen zum Schmaus
nackend am Waldrand liegen.

Der Sieger zog gen Norden.
Schon nachts war die Stadt gestürmt,
alsdann wurde Greuel auf Greuel getürmt
mit Schänden, Foltern und Morden.
gemartert jeder, der keck sich gewehrt,
verzweifelt schluchzende Frauen entehrt,
Kinder gewürgt wie Fasel.

Schier berghoch ward die Beute
gehäuft von verruchter Hand,
die letzten, verschwiegensten Schlupfwinkel fand
die gierig schnüffelnde Meute.
Acht Wagen fuhren die Schätze nur schwer,
in langem Zug gingen scheu hinterher
Undeutsche, Vieh und Klepper.

Es blieb in kahlen Mauern
nur Trübsal und Herzleid nach.
in schmachvoll besudeltem, finsterm Gemach
saß starres, trostloses Trauern.
Jörg Ungerns Herzblut in Schmutztümpel rann:
sein junges Ehgemahl führte ein Chan
grinsend an hänfnem Halfter.

Wohl ward sotaner Hochzeitsnacht
mehr denn ein Jahrhundert voll Grauen gedacht,
Kinder und Kindeskinder.

---

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)
(Benvenuto Sartorius.)

Alles Weh ist Arbeit, wenn auch der Leidende zuerst nur Bittres schmeckt und nicht spürt, woran sein Weh arbeitet. — Im Schauen liegt der Himmel, in der Art wie man schaut.

Bruno Wille.

St. Petersburg, den 1. Oktober 19**

Also an die Riviera — —
Ob ich mich darüber freuen soll?
Wüßte ich nur, weshalb man mich dahin schickt?
Geschieht es wirklich nur — wie man mir sagt — um ein so vergnügungssüchtiges unvernünftiges Geschöpf, wie Tania Marenina leider Gottes nun mal ist, den anstrengenden Verlockungen der Saison zu entführen, die diesen Winter ausnahmsweise etwas animierter zu werden verspricht, als es sonst in unsern deutschen Gesellschaftskreisen zu sein pflegt — —? Das klingt sehr plausibel, sehr glaubwürdig — und denoch — —
Ich bin so mißtrauisch geworden seit einiger Zeit, so grüblerisch — —
Seit ich mir am Schluß der letzten Wintersaison auf dem Eisfest im Jussopowgarten diese abscheuliche Bronchitis geholt habe, die mich mit ihren ewigen Rezidiven ganz mürbe gemacht hat, fange ich an das Leben mit etwas ernsteren Augen anzusehen als früher. Das Schmetterlingsdasein, das sich an der lichten buntfarbigen Oberfläche der Geschehnisse genügen läßt, und sorglos über ungeahnten Tiefen und Abgründen hingaukelt, ist abgestreift, die Kritiklosigkeit, mit der ich alles hingenommen, was man mir zu sagen für gut hielt.
Onkel Arved, der mir in seiner Eigenschaft als Arzt manchmal etwas unbequem ist, hatte viel von dem Sommeraufenthalt in Finnland für meine Gesundheit erwartet und ist offenbar enttäuscht, daß ich trotz der vier Monate in Lenorenhof die Folgen der heimtückischen Krankheit noch nicht ganz über-

wunden habe. Er fürchtet entschieden, ein strenger Winter könne mir einen Rückfall bringen, was nicht unbedenklich wäre, da Mama — —

Da bin ich wieder an diesem dunklen Punkt meines Daseins angelangt — —

Sie war nicht viel älter, als ich, glaube ich, als sie starb — und zuweilen packt mich eine tolle Angst, ich könne plötzlich sterben, jung wie sie — — sterben ohne gelebt zu haben, ohne ergründet zu haben, was das Leben ist — —!

Leben an sich ist Glück! und ich habe eine unersättliche Lebensgier, einen wahren Heißhunger zu leben!

„Er wollte leben, darum mußte er sterben" habe ich neulich in einem modernen Roman gelesen. Das Wort hat mich gepackt, sich wie eine unheimliche Drohung in meine Seele gebohrt.

Ist es denn ein Verbrechen, das Leben zu lieben?! Ist diese Lebenslust nicht eben so berechtigt wie die große unstillbare Todessehnsucht, die andre in sich herumtragen wie eine nie verheilende Wunde —, andere, die vergebens den Ausweg aus dem Leben suchen — —?

Wir können unsre Wesenheit doch nicht von uns loslösen, wie ein anstößiges Gewand! — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob andre junge Mädchen auch soviel denken und grübeln über diese dunklen Lebensgeheimnisse?

Es ist wie eine große Scham in meiner Seele, zu fragen . . .

Und vielleicht geht es ihnen ebenso, und wir gehen wie Marionetten aneinander vorüber auf der großen Lebensbühne, und keine ahnt, was hinter der glatten weißen Stirn der andern verborgen ist und daß auch dort eine scheue fragende Seele nach Erkenntnis ringt — — — — — — — — —

Maxime läßt sich manchmal herab mit mir zu philosophieren. Seine Schwestern, meine teuren Cousinen, zucken die Achsel über diese Marotte.

Ich glaube, er ist feinfühliger als alle meine lieben Verwandten und ahnt meine Seelenvereinsamung.

Der gute Junge!

Zu meinem letzten Geburtstage schenkte er mir dieses Buch. Tagebuchschreiben ist ja eine Modekrankheit der russischen Jugend. Nun bin ich zwar eigentlich gar keine Russin, nur Petersburgerin d. h. ein entnationalisiertes Menschenkind, eine Art internationales Neutrum, oder wie man solch ein fragwürdiges Geschöpf nennen mag.

Da meine Mutter einer deutschen Familie entstammt und ich selbst eine deutsche Erziehung genossen habe, müßten folgerichtig dem Volke der Dichter und Denker meine Sympathieen gehören —

Ich habe mich, offen gestanden, bisher blutwenig um die neuerdings so in den Vordergrund getretene Nationalitätenfrage gekümmert.

Ich weiß nur, daß ich für die neueste russische Literatur schwärme und für die deutsche nicht viel übrig habe, und daß, wenn meine Gedanken in die Ferne schweifen, sich jenseit der russischen Grenzpfähle eine eintönige, reizlose Landschaft hinzieht, ohne „besondere Merkmale", über die meine Wünsche wie beschwingte Wandervögel hineilen gen Süden, in das Land, wo die Zitronen blühn — das Land meiner Sehnsucht — —

Und dies irdische Paradies soll ich nun bald mit diesen meinen schönheitdürstenden Augen sehen —

O Glück — —!

Den 3. Oktober.

Wenn ich beabsichtigte, meine Memoiren zu schreiben, so würden sich mir gleich zu Anfang erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Mir geht's beinah wie Rautendelein:

„Weiß nicht, woher ich kommen bin — —"

Von meinen Eltern weiß ich so gut wie nichts . . . nur, daß meine Mutter bald nach meiner Geburt angefangen hat zu kränkeln — sie war wohl noch sehr jung, als sie mir das Leben gab — und daß sie, trotz der Mahnung der Ärzte, sich zu schonen, mit krankhaftem Eigensinn darauf bestanden hat, mich selbst zu stillen, so ihre letzte schwache Lebenskraft in selbstloser aufopfernder Mutterliebe in ihr Kind überströmen lassend.

Ich blühte auf und sie — — welkte hin.

Arme liebe, törichte Mama! hättest du mich vertrauensvoll einer gutherzigen russischen Mamka*) an die gesunde Brust gelegt und dich deinem Kinde erhalten — es wäre uns beiden besser gewesen — — — — — — — —

Nach dem Tode meiner Mutter hat mich mein Vormund, Mamas einziger Bruder, zu sich genommen und in seinem Hause bin ich aufgewachsen.

Warum hat man mich eigentlich nicht bei Papa gelassen — —?

Den 5. Oktober.

Es ist doch seltsam, daß ich so wenig von meinem Vater weiß.

Das ist auch solch ein toter Punkt in meinem Leben.

Man hat es geflissentlich vermieden, mit mir von Papa zu reden. Offenbar spielt da irgend etwas mit, was man vor mir verheimlichen möchte, und diese so unverkennbar zu tage tretende Absicht weckt in mir eine Scheu, an Dinge zu rühren, die zu wissen ich vielleicht nicht ertragen würde.

Ich habe das Fragen schon längst aufgegeben!

Aber Denken — —?

Zuweilen gehen meine Gedanken weit zurück. Ich sehe mich als ganz kleines Kind an die Knie der Njanja gelehnt, mich wie Hilfe suchend angstvoll an sie anklammernd, und dicht vor mir das bärtige Gesicht eines Mannes, der sich zu mir niederbeugt und den vergeblichen Versuch macht, meine Finger von Njanjas Rock zu lösen und mich zu sich emporzuheben. Ich verspüre noch den starken Alkoholdunst, der seinem Munde entströmt, während er mir, die ich trotzig jede Liebkosung abwehre, in schmeichelndem Tone zuredet und mir die zärtlichsten russischen Kosenamen gibt.

Ich weiß, daß ich mich vor ihm fürchtete und daß der Anblick der sich immer mehr meinem kleinen Gesicht nähernden, schwimmenden Augen ein Gefühl von Grauen und Abscheu in meiner Kinderseele weckte.

Wie grausam ungerecht solch ein Kind zu sein vermag!

Die Erinnerung an ein unwiederbringlich verlornes Glück, an die vergötterte kleine Mama, mochte ihm bei meinem Anblick die Tränen in die Augen treiben . . . Ich hätte meine Händchen um seinen Hals schlingen, das in eigensinnigem Trotz abgewendete Gesicht an seine bärtige Wange drücken und seine Liebkosungen erwidern sollen —

Aber ich empfand nur Widerwillen — — — — — — — — — —

*) Amme.

Viel später, als ich groß genug war, es zu verstehen, hat mir Onkel Arved erzählt — wahrscheinlich um unliebsamen Fragen vorzubeugen — Papa habe seine junge Frau so abgöttisch geliebt, daß er durch ihren Tod wie von Sinnen gewesen sei und die stärksten Mittel angewendet habe, um seinen Schmerz zu betäuben, bis er, geistig und körperlich ruiniert, Aufnahme in einem Sanatorium gefunden.

Jetzt scheint er ganz verschollen zu sein. Jedenfalls spricht man nicht mehr von ihm.

Wenigstens nicht in Gegenwart seines Kindes! . . .

Welch grauenvolle Verirrung der trauernden Liebe, die den Verzweifelnden so tief sinken läßt, daß er seine Menschenwürde vergißt und in der Selbstvernichtung endet!

Den 7. Oktober.

Ich wollte, ich hätte mir ein Herz gefaßt und einmal mit Tante Lucy über Papa gesprochen. Es hat doch etwas Unnatürliches, diese absolute Unwissenheit und Gleichgiltigkeit, wenn es sich um einen Menschen handelt, dem man das Leben verdankt.

Tante Lucy ist eigentlich garnicht mit mir verwandt, aber sie steht mir näher als selbst meine allernächsten Blutsverwandten.

Außerdem existieren irgendwelche romantische Beziehungen zwischen ihr und meinem unglücklichen Vater, Beziehungen, die in ihre früheste Jugend zurückreichen.

Sie ist mit Mama in Smolna*) erzogen und war ihre liebste Jugendfreundin. Die beiden haben die Ferien immer zusammen in Finnland auf Tante Lucys elterlichem Gut verlebt, in dem lieben schönen Lenorenhof — mir wird ganz warm ums Herz, während ich den Namen niederschreibe! Ist es doch auch meine eigentliche Heimat, das Fleckchen Erde, wo ich wunschlos glücklich bin, alljährlich vier lange, selige Sommermonate hindurch, gehegt und verwöhnt von Tante Lucy, die, soweit ich zurückdenken kann, mir eine zweite Mutter gewesen ist.

Was mag es nur mit den Gerüchten auf sich haben, die über ihr Verhältnis zu Papa umgehen — —?

Sie soll für ihn geschwärmt haben, als er noch in Petersburg auf der Junkerschule war.

Sie muß sehr schön gewesen sein damals. Ich habe alte Bilder aus der Zeit gesehen und es auch von Menschen gehört, die sie in ihrer Jugend gekannt haben.

In meinen Augen ist sie noch heute schön, die schlanke, hochgewachsene Frau, mit ihren klaren, gütigen Augen, die jedem in die Seele sehen und keine böse oder niedrige Regung darin aufkommen lassen, mit der stolzen hoheitsvollen Anmut ihrer Bewegungen.

Papa soll ihr auch sehr den Hof gemacht haben dazumal, und sobald er eine feste Staatsanstellung hatte, ist er nach Finnland gefahren mit der ausgesprochnen Absicht, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten.

In Lenorenhof aber hat er Mama kennen gelernt, deren neckischer Grazie kein Männerherz widerstand, wie man mir erzählte, und als er nach Ablauf seines Urlaubs, den er auf dem Gut in Finland verbracht, nach Petersburg zurückkehrte, war sie seine Braut.

---

*) Smolna = adliges Institut in Petersburg, unter dem Protektorat der Kaiserin.

Die vielumschwärmte Tante Lucy aber hat sich nicht verheiratet. Nach dem Tode ihrer Eltern hat sie selbst die Bewirtschaftung des Gutes übernommen und lebte Sommer und Winter in Lenorenhof.

Hier begreift man diese Marotte nicht, findet es absurd von einer geistreichen, von der Gesellschaft verwöhnten schönen Frau, die über ausreichende Mittel verfügt sich in der Residenz ihren Cerkle zu gründen, sich so ganz in der Einsamkeit ihres weltentlegnen Gutes zu vergraben —

Vielleicht sprechen in der Einsamkeit Stimmen zu ihr, die hier der Lärm des geselligen Treibens verschlingt und die ihr mehr sagen als die dekadenten Geistesheroen unsrer großstädtischen Geselligkeit.

Den 10. Oktober.

Das Reisefieber, das sich meiner bemächtigt und alle meine Pulse höher schlagen läßt, hat eine gewaltige Abkühlung erfahren.

Tante Maluscha hat sich bereit erklärt als schützende Duenna mit mir an die Riviera zu gehen, oder richtiger gesagt, wie Maxime sich ironisch ausdrückt: sie ist mir von einem hochweisen Familienrat als niederschlagendes Medikament verordnet worden. Ihr Bleigewicht soll meine, sich so leicht ins Schrankenlose verlierende Phantasie wieder zu der Prosa der Alltagsanforderungen herabziehen.

Tante Maluscha in ihrer behäbigen Fülle als Bleigewicht gedacht, ist übrigens kein übles Bild!

Man könnte lachen, wenn es nicht gar so niederdrückend wäre — — —

Ich bin überzeugt, daß es in jeder einigermaßen reputierlichen Familie irgend eine Tante gibt, die durch keinerlei Berufspflichten gebunden, immer Zeit hat eine unvorhergesehne Lücke auszufüllen, ja die ihren eigentlichen Lebenszweck, eine Art von „höhere Bestimmung" darin erblickt, à la Tante Maluscha! Wenn es gilt die heranwachsende Jugend in die Welt einzuführen, oder guten Freunden bei ihren Einkäufen mit Rat und Tat beizustehen, dann tritt sie mit dem ganzen Aplomb ihrer gewichtigen Persönlichkeit in die Bresche. Wo immer sie sich befinde, bringt sie die Atmosphäre behaglichen Komforts einer auf breiter Basis gegründeten Petersburger Häuslichkeit mit sich. Sie ist unermüdlich im Variieren ihrer Lieblingsthemata: die beste Art Confitüren einzulegen und Piroggen*) zu backen und der jeweilige Gesundheitszustand „all der lieben kleinen Kinderchen" in Verwandten- und Freundeskreisen.

Ich hoffe vor Tante Maluschas Unterhaltungsbedürfnis eine Art Selbstschutz zu finden in einer des öftern von den Verwandten an mir gerügten Eigenheit. Unzähligemal schon hörte ich den Vorwurf: Gott weiß, Tania, Du hast eine Art einen während der Unterhaltung anzusehen, daß es geradezu lähmend auf den Sprechenden wirkt! Da bemüht man sich Dir eine halbe Stunde lang die alleramüsantesten Ereignisse zu berichten und plötzlich wird man gewahr, daß Deine Augen während der ganzen Zeit mit einem Ausdruck absoluter Geistesabwesenheit verloren in's Leere blicken — —

Dieser passive Widerstand wird möglicherweise auf Tante Maluschas nimmerrastende Zunge die lähmende Wirkung nicht versagen!

Und so nehme ich denn die mir aufoktroyierte Reisegesellschaft hin als eine Schickung von oben und Sühne für vergangene und zukünftige Sünden!

---

*) Piroggen = Pasteten.

Venedig, den 25. Oktober 19**

Die erste Reisestation und — die erste Enttäuschung! — Venedig — —!

Bilder von traumhafter Schöne blühen auf beim Klange dieses Namens ... Untergegangene Welten sagenumwobener Pracht, da alle Schätze des Morgenlandes und des fernen Indien hier zusammenströmten und die Blüte Venetianischer Kunst unvergängliche Wunderwerke schuf ... leuchtende Harmonien in Farben und Tönen, die noch kein Auge geschaut und kein Ohr vernommen — — sinnverwirrende Märchenträume einer vom wollüstigen Schauern befruchteten Phantasie — — — — — — — — — — — —

Sterngeflimmer und gleißendes Mondlicht, das kosend über weiße Marmorzinnen und Mauern der aus den Meerestiefen aufsteigenden bräutlichen Stadt hinflutet — so wähnte ich Venedig zu finden — —

Und es war dunkel, als wir in die Lagunenstadt einfuhren — wolkenverhängte, sternenlose Nacht — — — — — — — — — — — — — —

Mit Bangen hatten meine Augen während der letzten Stunden Eisenbahnfahrt die vom Adriatischen Meer aufsteigende graue Wolkenwand verfolgt, die sich mehr und mehr verdichtete und ausbreitete, sich reckend und dehnend, wie ein riesenhaftes vorsündflutliches Ungeheuer, das den leuchtenden Sonnenball einschluckte und sich dann, gesättigt und träge, über den ganzen Horizont hinlagerte.

Die Stirn an die Scheiben pressend — Tante erlaubte mir nicht das Fenster zu öffnen, aus Furcht vor dem Eindringen der aus der Niederung aufsteigenden Abendnebel — suchte ich mit meinen Blicken das nächtige Dunkel zu durchdringen, das alles nah und fern in formlosen Massen verschwinden ließ ... Nun mußte es kommen, das marmorne Wunder, sieghaft leuchtend durch die Finsternis in seiner krankhaft durchscheinenden Blässe ... jeden Moment wähnte ich es aus dem wogenden Nebelmeer auftauchen zu sehen — —

Der Gang des Zugs verlangsamte sich ... Wir fuhren eine endlose Strecke auf hochragenden Pfählen zwischen den Lagunen hin ... zu beiden Seiten des Bahngeleises Schilf und dunkle träge Wasserlachen, momentan aufblitzend im elektrischen Licht der vorübergleitenden erleuchteten Waggonfenster ...

Der Zug stand und das gewohnte Bahnhofsgetriebe einer Großstadt nahm uns auf: eine sich drängende, hastende Menge, Reisende, Hoteldiener, Sackträger, alles schreiend, gestikulierend — —

Ein dienstfertiger Mann übernahm unsern Gepäckschein und erlöste uns von dem aufgetürmten Handgepäck, das wir als echte Petersburger mit uns führen. Ich würde mich nicht gewundert haben, uns beim Verlassen der Ankunftshalle von einer Schar sich anpreisender Iswostschiks*) umdrängt zu sehen in hoher Fuchsfellmütze und zerschlissenem dunkelblauen Kaftan, so vollständig glich das Treiben hier dem vor zwei Tagen in Petersburg.

Ein Bahnhof ist international, hat keine ausgeprägte Physiognomie, das hätte ich mir sagen müssen — und doch — die Enttäuschung dieser ersten Minuten war bitter.

Unser Begleiter führte uns ein paar Schritte aus dem Bereich des Bahnhofs hinaus bis an die steinerne Umfassung eines sich in völliger Dunkelheit verlierenden Kanals. Die Umrisse der an der Landungstreppe angeketteten schwarzen Gondeln hoben sich kaum erkennbar von ihrer Umgebung ab. Ei-

*) Droschkenführer.

nige Schatten lösten sich von der kompakten schwarzen Masse los: Gondoliere, die ihre Dienste anboten ...

Ich atmete auf — — ecco Venezia! — — — — — — — — — —

Wir nahmen unter dem mit schweren Silberfransen verzierten, schwarzen Sammtbaldachin Platz. Beinah hätte ich aufgeschrieen, so tief sinkt man in die weichen Polster ein —

Die reine pompe funèbre, stöhnt Tante Maluscha, dann verstummt ihre sonst so beredte Zunge.

Selbst s i e unterliegt dem Banne der Stimmung, die aus dem lautlosen Schweigen der venezianischen Nacht aufsteigend, sich unsrer Sinne bemächtigt.

Von dem Gondolier, der auf dem hochragenden Hinterdeck stehend, mit einem einzigen langen Ruder das Fahrzeug lenkt, ist nichts zu sehen. Wie von Geisterhand geschoben, gleitet unsre Gondel auf dem regungslosen, dunklen Gewässer des von hohen düsteren Gebäuden eingeengten Kanals hin.

Von den fensterlosen Mauern der unteren Stockwerke sickert die Feuchtigkeit. Schmale, schlüpfrige Steinstufen, vom Kanal aufsteigend, münden in Manneshöhe unter steinernen Türbögen, hinter denen die Nacht uns angähnt ... hie und da eine in verrosteten Ketten hängende Ampel, eine an phantastisch geformten schmiedeeisernen Trägern auf den Kanal hinausgereckte altertümliche Laterne —

— Wie ein glühendes Auge glimmt das an der hochgelegenen Spitze unsrer Gondel aufgehängte Lämpchen durch die uns umfangende Finsternis.

Von Zeit zu Zeit ein langgezogenes Sta — — i — i —, das von den feuchten Mauern nachhallend zurücktönt — der Signalruf der Gondoliere beim Einbiegen in einen der vielverzweigten Kanäle — und lautlos, wie ein Schemen, gleitet eine Gondel an uns vorüber, so dicht, daß die Planken sich beinah berühren.

Eine weichliche, von Miasmen erfüllte Luft, die von den mit verwesenden Algen und Tang bedeckten Lagunen her leise über die leblose, dickflüssige Wasserfläche des Kanals streicht, legt sich schwer auf die Brust, eine Luft, deren süßlich-fauliger, mit Meersalz durchsetzter Geschmack mich zum Husten reizt, mir den Atem benimmt — —

Ich mache den Versuch, mich zu erheben, da legt sich Tante Maluschas weiche, beringte Hand auf meinen Arm: „Um Gottes willen, Tania, rühr' dich nicht!" — und alle Stimmung löst sich auf in ein banales Wirklichkeitsbewußtsein — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Hotel Bauer ist zum Glück alles überfüllt. Man hat uns in der Dependance einlogiert, in einem alten, uralten Palazzo ...

Tante findet es unheimlich hier —

Sie hat sofort alle ihre Pretiosen und was wir von Geld und Wertsachen besitzen, dem Hotelier übergeben, da sie überzeugt ist, daß wir sonst die Nacht nicht überleben.

Mit dem Nord-Expreß anlangende, alleinreisende russische Damen gelten selbstverständlich für vermögend, und in einem so spukhaften Hause, wo es unzählige, nur den Eingeweihten bekannte Schlupfwinkel gibt und vom Kanal her, der tückisch durch das offene steinerne Portal glotzt, sich allerlei lichtscheues, beutegieriges Gesindel einschleichen kann — die Vorstellung ist mehr, als selbst Tante Maluschas solid gebautes Nervensystem vertragen kann. — — — —

Jetzt ruht die Gute nebenan in ihrer hochlehnigen, geschnitzten Bettstatt von den Anstrengungen der Reise aus. Sie hat sich gleich nach der Ankunft niedergelegt und mich dringend ermahnt, ihrem Beispiele zu folgen. — — —

Ich habe einen der schwarzen Bronzekandelaber ergriffen, die auf dem, von verschnörkelten, bunten Marmorsäulen getragenen Kaminsims stehen, und mich leise hinausgeschlichen, um unsern Palazzo zu inspizieren. — — — — —

Wenn die friedlich schlummernde Tante etwas von meinem frevelhaften Beginnen ahnte!

Sie wähnte mich still am Schreibtisch sitzend, über mein Tagebuch gebeugt, in das ich gewissenhaft unsre bisherigen Reiseerlebnisse eintrage — und ich stehe, den dreiarmigen Leuchter in der hocherhobenen Hand, in der großen Halle, in welche die alte Wendeltreppe mündet, auf deren ausgetretnen Steinstufen wir vorhin heraufgestiegen sind, und über die vor Alter beinah schwarz gewordene hölzerne Säuleneinfassung gebeugt, strenge ich mich an, die sich nach unten immer mehr verdichtende Dämmerung mit den Blicken zu durchdringen.

Eine einzige, an schmiedeeisernen Ketten herabhängende Schiffslaterne beleuchtet das ganze Treppenhaus, ich vermag das Deckengemälde und die reichvergoldete Holzskulptur der architektonisch gegliederten Oberlage nicht zu unterscheiden, in so völligem Dunkel verliert sich die hochragende Halle. Es ist, als ob die dunkle Eichentäfelung der Wände das Licht auffauge. Hohe Flügeltüren mit kunstvoll gearbeiteten Schlössern und Bändern führen in die anstoßenden Gemächer. Aber nichts regt sich drinnen — das ganze Gebäude wie ausgestorben; und obgleich meine Tritte, trotz aller Vorsicht, laut durch die totenhafte Stille hallen, zeigt sich niemand von der im Hotel so zahlreichen Dienerschaft.

Wir sind offenbar die einzigen Bewohner — — —

Der Gedanke läßt mein Herz schneller schlagen und vorsichtig ziehe ich mich in unsern Salon zurück, dessen Tür ich von innen verschließe und verriegle.

Der lange nicht gebrauchte, eingerostete Riegel gibt einen kreischenden Laut von sich und Tante fragt in verschlafenem Ton: ob ich noch immer nicht mit meiner Schreiberei fertig sei — — —

Und ich habe noch keinen Federzug getan! — — — — — — — —

Und nun sitze ich in einem der breiten, geschnitzten Lehnsessel, mit dem verblichenen, goldgepreßten Lederbezug, an einem auf Jahrhunderte zurückblickenden massiven Eichenholzschreibtisch, und in der hallenden Einsamkeit dieses fremden Hauses wird mir so beklommen zu Mut, daß ich nicht wage, die Augen vom Buch zu erheben, während ich schreibe, fest davon überzeugt, daß die von den Wänden auf mich herabschauenden nachgedunkelten alten Patrizierporträts gespenstisches Leben gewinnen und aus ihrem breiten Goldrahmen herabsteigen, um die, ihre Jahrhunderte währende Grabesruhe störenden Eindringlinge aus ihrem Palazzo hinauszuweisen — — — — — —

Klingt es nicht wie qualvolles, stoßweises Atmen zu mir herauf — ? —

Es ist das Wasser des Kanals, das in gleichförmigem Anprall gluckend und gurgelnd an die Steinstufen drunten anschlägt —

Ein Wiegenlied, dessen einförmige Melodie einst all' diese stattlichen Herren und Damen in altvenezianischen Spitzenkragen und juwelengestickten Brokatgewändern in den Schlummer gewiegt — —

— — Generationen — — — — — — — — — — — — — —

Mich fröstelt —

Ich will mich schlafen legen...

* * *

Zum ersten Male erlebe ich den Herbst in seiner leuchtenden Farbenpracht, seiner üppigen, verschwenderischen Fülle.

An der Newa kennen wir keinen Herbst, wie wir den Frühling nicht kennen, den von den ersten Schneeglöckchen und Märzveilchen verkündeten, auf leisen Sohlen heranschleichenden, von Blütenstation zu Blütenstation vordringenden Frühling.

Unser Frühling kommt plötzlich in jähem Erwachen, wie ein schluchzender Aufschrei der Natur. Das Eis der Newa bricht, und über Nacht grünen die Birken, die Knospen der Syringen springen auf — — nur eine kurze Spanne Zeit, nicht lange genug das süße Lenzwunder zu begreifen, und der Sommer ist da mit seinen hellen Nächten und der sengenden Glut der kaum unter dem Horizonte verschwindenden Sonne — — Und dann folgt eine trostlose Zeit langsamen Hinsiechens in Nebel und Schmutz, Regen- und Schneeschauern — das ist unser Herbst.

Hier zieht der Herbst ein wie ein siegreicher Herrscher, die leuchtende Stirne mit Weinlaub bekränzt, schwellende Pfirsiche und Granatäpfel, violette Feigen und purpurfarbne Trauben in den sonnendurchglühten Götterhänden.

Wie eine Offenbarung ist mir hier das Verständnis für den Mythos des Dionysos aufgegangen in einer einzigen, am Ponte rialto verbrachten Stunde, wo die hochbeladnen Fruchtbarken landen und lachende, festlich gestimmte Menschen die mit buntem Weinlaub bedeckten Körbe herunterlangen und die ganze Fülle des Segens vor unsern Augen auf den Marmorfliesen des Quais ausbreiten.

Trunken wird man vom bloßen Anschauen dieser bernsteinfarbnen und violetpurpurnen Trauben, deren saftstrotzende Beeren in den durchspielenden Sonnenlichtern aufleuchten wie ausgeschüttete Topase und Rubinen.

Man muß Venedig im Herbst sehen —

Wie eine in Marmor, Gold und leuchtende Majolika versteinerte Allegorie des Herbstes erscheint mir Venedig.

Der Frühling dieser königlichen Stadt liegt weit zurück — Jahrhunderte weit — und kein Wunder vermag ihn wieder ins Leben zu rufen, die Jugendschöne Venedigs wieder aus der Tiefe des Meeres emporblühen zu lassen —

Noch aber liegt der Abglanz jener großen Zeit auf ihrer Herrscherstirn, und den unaufhaltsam fortschreitenden Verfall vor Augen, schmückt sich die dem Tod Geweihte mit all' dem pomphaften Prunk, mit dem Jahrhunderte der Kunst sie überschüttet, mit der farbigen Pracht ihrer blühenden Gärten und dem blauschillernden Gürtel des Meeres.

Und über das ganze Bild ausgegossen blendendes Sonnenlicht, in dem die Türme und Kuppeln der zahllosen Kirchen, die mit buntglacierten Ziegeln gedeckten Paläste aufblitzen in vielfarbig wechselndem Goldglanz und die aufliegenden weißen Tauben wie große Schneeflocken unter dem tiefblauen Himmel hinschwirren —

Auch die in den Riesenauslagen der modernen Kaufläden zur Schau gestellten Krystallkelche, die in den durchscheinenden Lichtstrahlen farbige Blitze sprühen, wie der aus den venezianischen Glasschmelzereien stammende phantastische Schmuck, flammen und schillern in den gesättigten Farben des Herbstes, harmonisch mittönend in der gewaltigen, die Stimmung beherrschenden Grundnote — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir waren heut nachmittag am Lido. Bronzefarbene halbnackte Jungen drängten sich an uns heran, ihre zierliche, aus Glasperlen und Muscheln ge-

fertigte Ware feilbietend, lauter billiger Tand, aber von Künstleraugen geschaut und von kunstgeweihten Händen geformt nach den tausendfältigen Formen der wundersamen Gebilde der Meerestiefe und der in den venezianischen Gärten blühenden fremdartigen Blumen.

Tante war entsetzt über die Zudringlichkeit der kleinen Patrone. Ich konnte mich kaum trennen von dem lebensprühenden, buntbewegten Treiben, das mich anmutete, wie ein Bild der modernen italienischen Schule, so plastisch hob es sich ab von dem blauen Hintergrund des mit dem Himmel verfließenden Meeres.

* * *

San Remo, den 1. November.

Aus dem venezianischen Herbst im Fluge in den ewigen Frühling der Riviera!

Das ist keine Übertreibung, denn die eine, dazwischen liegende Nacht zählt nicht, da ich sie, bis auf wenige Stunden, in einem Dämmerzustand verbracht.

Wie hat uns Venedig das Scheiden schwer gemacht! Diese letzte Gondelfahrt über den Canale grande zum Bahnhof (auf meine Bitte hielten wir uns nicht an die kürzeste Strecke) — es war wie ein Märchen — —

Hoch am Himmel schwamm der Vollmond. Wie gesponnenes Silber rieselte sein Licht über die vergoldeten Statuen der Heiligen und Engel, die in ihrer luftigen Höhe über den Kirchen und Säulen zu schweben schienen, wob einen zarten Spitzenschleier um die im architektonischen Zierrat prunkenden Fassaden der stolzen Palazzi, die im Vorübergleiten geisterhaft auftauchten und wieder verschwanden über dem dunklen Wasserspiegel.

All' diese von schlanken Säulen getragenen Arkaden und Loggien, die blumengeschmückten Altane, belebt von schönheitstrunkenen, den Zauber der Mondnacht genießenden Menschen. Musik tönte von oben herab, Gesang und Mandolinenspiel tönte hinauf aus den mit bunten Laternen und Blumengewinden phantastisch geschmückten Gondeln, die auf dem Kanal kreuzten, besetzt von daseinsfreudigen, schönen Menschen, die Frauen in durchsichtige Spitzenschleier gehüllt, Blütenzweige und Juwelen in den üppigen Haaren —

Wie die blitzenden Schuppen einer hundertgliedrigen Schlange leuchtete das in zitternden Silberwellchen verfließende Kielwasser.

Ein Märchentraum aus altvenezianischer Zeit — — — — — — —

Dann folgte die stundenlange Nachtfahrt in unbequemen italienischen Waggons, die gewaltig mit dem luxuriösen Komfort der russischen Expreßzüge kontrastieren.

Ferne Höhenzüge tauchten auf, Städte mit altberühmten Namen, hochragende gothische Dome, kuppelgekrönte Basiliken, vergoldete Heilige und blendendweiße Marmorgebilde unter dunklen Cypressen der ummauerten Friedhöfe — alles „geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte — —"

Ich gab es auf, gegen den Schlaf anzukämpfen. Tante Maluscha hatte überhaupt nicht den Versuch gemacht und schlummerte bereits, als unser Zug aus dem Bereiche der Lagunen auf festes Land übergegangen war.

Für ein paar Stunden entschwand mir das Bewußtsein.

Gegen Morgen weckte mich ein ohrenbetäubender Lärm, Auf- und Zuklappen der Türen, aus meinem unruhigen Schlummer.

Ein Riesenbahnhof.

Genova —

Die Stadt entschwindet so schnell den Blicken, daß ich nur ein ganz flüchtiges Bild erhaschen kann: Paläste tragende grüne Terrassen, die von der Küste im Halbkreis aufsteigen, auf weit hinaus greifender Mole ein Leuchtturm und dahinter der ganze weite Horizont eine einzige, in den Strahlen der Morgensonne funkelnde, blaugrüne Fläche —

— Das Meer — —

Unser Zug nimmt sich Zeit. Wir halten an jeder Station, freundliche kleine Ortschaften, zwischen dem felsigen Hochgebirge und dem Strande im dunklen Grün der Orangenhaine eingebettet, über die schlanke Palmen ihre gefiederten Wedel oder breiten Riesenfächer erheben. Blühende Rosengärten und ganze Felder vielfarbiger Sommerblumen, Nelken, Levkojen, Tuberosen — — Die durch die geöffneten Fenster streichende Luft bringt uns den prächtigen Salzgeruch des Meeres, mit hundert Düften vermischt, herüber. Es ist eine Wonne die auf einander folgenden farbenfreudigen Bilder zu sehen, eine wechselnde und doch in den Grundzügen sich gleichbleibende Landschaft, die auftaucht und verschwindet, während unser Zug die lange Reihe von Tunneln passiert, welche die vom Meer aufsteigenden Felsen der Voralpen durchbrechen.

An den Stationen bringen hübsche dunkeläugige Kinder herrliche Früchte in lose zusammengeknoteten Binsen-Körbchen und Wein in langhalsigen strohumflochtenen fiaschi.

Selbstverständlich kaufen wir, obgleich Tante meint, der Arzt werde mir verbieten Wein zu trinken, da er zum Husten reizt.

* * *

Wir wohnen außerhalb der Stadt, unweit der Villa Zirio, die durch den Aufenthalt des unglücklichen Kaisers Friedrich eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Unser Hotelpark gleicht dem Ausschnitt aus einer Tropenlandschaft: grotesk geformte Kakteen und Riesenagaven, Mandarinen- und Orangenbosketts, an denen goldene Früchte zwischen wachsbleichen Blüten hindurchschimmern, überragt von enormen Gummibäumen, feingefiederten Tamarinden und Pfefferbäumen, deren verästelte Zweige sich zu einem dichtverwachsenen Zeltdach zusammenschließen. Am meisten imponiert uns eine sich bis zum Strande hinabziehende Palmenallee.

Unter den Fenstern unsres Hotels löst eine herumziehende Musikbande die andre ab, meist sind es Neapolitaner mit feuerfarbnen Schärpen und buntgestreiften Sackmützen. Mir macht es Spaß, ihre mit großer Verve vorgetragnen Lieder zu hören, die schon länger hier wohnenden Fremden stöhnen wie bei einem körperlichen Schmerz, so oft das Santa Lucia oder Bella Napoli ertönt.

Da das Hotel selbstverständlich Lift hat, haben wir es vorgezogen, im obersten Stock zu wohnen. Die Fernsicht ist herrlich, durch nichts begrenzt, nur ein paar ins Riesenhafte emporgeschossene Fieberheilbäume überragen unser Dach, allein durch die dünnbelaubten Zweige schimmert das Meer zu uns herüber, dessen lautdonnerndes Rauschen in gewaltigen Rhythmen zu uns herauftönt.

Meine Nerven werden sich erst an dies Wiegenlied gewöhnen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“** erscheint am 15./28. jedes Monats in Heften zu mindestens 5 Bogen (80 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (40 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (20 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (10 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (6 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

**JOHANN FABER.**

Weltberühmte Bleistift-Fabrik.

Wöchentliche Produktion: 18000 Groß.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen,
zuletzt in **Turin 1911 Grand Prix,** höchster Preis.

**Blei-, Farb-, Kopier-, Taschen-Stifte,**
**Federhalter, Radiergummis** etc.

überall erhältlich.

Besonders zu empfehlen:

**Apollo-Zeichen- und Kopier-Stifte.**

Schutzmarke (zwei Hämmer).

Schöne Frauen, die uns durch Eleganz und Anmut bezaubern sind wohl ohne Ausnahme Anhängerinnen einer rationellen Haut- und Körperpflege, die in erster Linie Ausdruck findet in möglichst täglichen Vollbädern oder Ganzwaschungen mit einer vollkommen neutralen, äußerst milden Seife — Lecina-Seife. —

Die gesetzlich geschützte „Lecina-Seife" wird auf wissenschaftlicher Grundlage hergestellt aus nur den besten und reinsten Rohstoffen. Ihr spezieller Bestandteil ist das von der Wissenschaft als nervenstärkend anerkannte Lecithin. — Schon nach kurzem regelmäßigen Gebrauch wird die Haut zart und weich, der Teint rosig und frisch. Die ermüdeten Hautgefäße werden zu neuer, intensiver Tätigkeit angespornt. Für jeden, der seinen Körper pflegt, unentbehrlich. — Neben besonderen medizinischen Eigenschaften wohnt der „Lecina-Seife" eine hohe Reinigungskraft inne, die speziell in unseren Städten bei der großen Staubplage nicht hoch genug bewertet werden kann. Sie klärt die Haut in intensivster Weise und gibt den Poren freie Atmung. — St. 40 Kop. — Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse No. 4711, Köln-Riga. Zu haben in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

# KOMPANIE SINGER

AN DIESEM SCHILD SIND DIE LÄDEN ERKENNBAR, IN DENEN DIE




NÄHMASCHINEN DER KOMPANIE SINGER VERKAUFT WERDEN.

FILIALEN IN ALLEN STÄDTEN DES REICHES.

! Täglich frisch gebrannter Kaffee!

# Frucht-, Wein-, Kolonial- & Delikateſſen-Handlung.

Prima Kolonial-Waren.
In- und ausländiſche Früchte.

Gut aſſortiertes Lager in- und ausländiſcher Trauben-Weine, Liqueure, Schnäpſe, Champagner. Delikateſſen in großer Auswahl empfiehlt

# A. Alex. Kakit,

vorm. **Alex. Ed. Jürgens,**

Großer Markt, Ecke der Mundtenſtraße.

! Täglich frisch gebrannter Kaffee!

# Fr. Nicolai,

Lehmstr. Nr. 7, REVAL

empfiehlt in gr. Auswahl **Nähmaschinen, Schreibmaschinen**
**Alleinverkauf der berühmten amerikanischen Schreibmaschinen „UNDERWOOD“**
**Strickmaschinen** **Fahrräder**
**Grosses Lager an Zubehör für Fahrräder**
**Wäscherollen** **Wringmaschinen**
Lahmannsche Reform-Wäsche.

**Telephon № 319** **Gegründet 1873.**



Ältestes und grösstes Etablissement Estlands.

Fabrik für mechanische Steinbearbeitung
vorm.

# C. Kopijowski,

REVAL, Koppelstrasse Nr. 2,
empfiehlt

## Monumente und Grabdenkmäler

aus jeglichem **Granit, Marmor, Syenit, Labrador** und **Sandstein** in jeder Größe und Preislage.

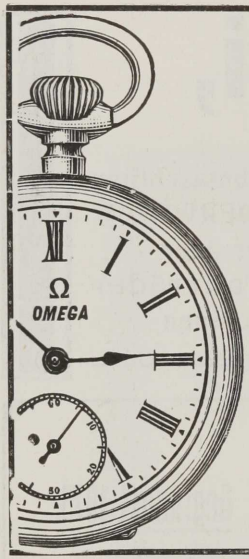
# Gebrüder Neumann,

Reval — Estland — Langstr. 30.

**Abteilung A.:**
Spielwaren und Lehrmittel.

**Abteilung B.:**
Bureau- und Schul-Bedarf.

**Abteilung C.:**
Erstkl. Agenturen und Kommission:
Motorräder, Fahrräder, Bootsmotoren. — **Schreibmaschinen**: Royal-Standart, Zubehör und Ersatzteile. — Pneumatik, Oel und Benzin.
Automatische PATENT Rouleaux. — Berkenfeld Filter.
**Kataloge gratis und franko.** **Vorführung ohne Verbindlichkeit.**




# EMIL LOHAN

**Ecke der Schuhstraße und des Rathausplatzes.**

Gegr. 1891.

## Spezialhaus für **Uhren.**

Empfiehlt

**Präzisions-Ankeruhren**

**„OMEGA"**

für Damen und Herren in Schwarz, Silber u. Gold.

## Für denkende Menschen.

## Hervorragende Bücher der Lebensweisheit.

**Orison Swett Marden.**

„Frohsinn — eine Lebenskraft", kart. —.55 Kop.
„Charakter — eine Macht", kart. 55 K.
„Vom frohgemuten Leben", geheftet R. 1.65, in Leinen geb. R. 2.40
„Wer sich viel zutraut, wird viel leisten", in Leinen geb. R. 2.10
„Wille und Erfolg", kart. —.83 Kop.
„Die Wunder des rechten Denkens", geb. R. 2.10
„Selbstsucht und Selbstzucht", geb. R. 2.10
„Was du tust, das tue recht!" Eleg. kart. —.60 Kop.

**Ralph Waldo Trifl.**

„Der Geist in dir sei dein Berater", in Leinen geb. R. 2.10
„In Harmonie mit dem Unendlichen", in Leinen geb. R. 2.10
„Was alle Welt sucht", in Leinen geb. R. 2.10.
„Das Größte, was wir kennen", eleg. kart. —.60 Kop.
„Charakterbildung durch Gedankenkräfte", eleg. kart. —.60 Kop.
„Auf dem Wege zur Wahrheit", eleg. kart. —.60 Kop. In einzig berechtigter Übersetzung von Dr. Max Christlieb.

Zu beziehen durch die Buchhandlung

**J. Deubner,**

Postfach 186. Riga, Kaufstraße 14.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.




# F. Treublut, Reval, Langstrasse 18.

Lager von

**Farben**

sowohl für gewöhnlichen Anstrich, wie für Kunstmalerei.

## Parfümerien und Seifen.

Drogen u. Chemikalien

für ärztliche wie für gewerbliche Zwecke.

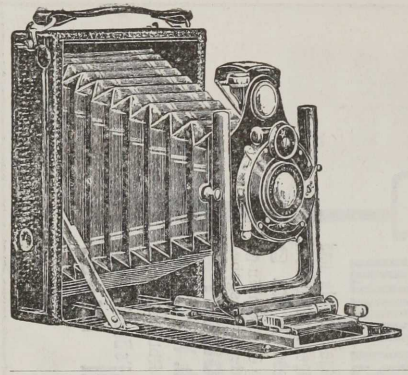
**Depot der Russisch-Amerikanischen Gummi-Co. Treugolnik.**

# Revals grösstes Tapetenlager

sowohl für ganz billige wie für **Leder-Tapeten** etc.

**Metaxin-Tapeten** (luxuriöse Seidentapeten).

Mustersendungen auf Wunsch nach ganz Russland.



# G. Berger,

**Reval, Raderstraße 4, Telephon 209,**

empfiehlt

## Photographische Apparate

in allen Preislagen, sowie sämtl. optische Artikel, wie: **Brillen, Pincenez, Lorgnetten, Operngläser, Feldstecher** in großer Auswahl.

**Prismenbinocle**

von Busch u. Zeiß u. div. anderen Fabriken ab Lager.

# Verlag von N. KYMMEL in Riga.

## Haus und Herd.

Praktisches illustriert. Hausbuch zur verständigen Führung d. Wirtschaft. — Herausgegeben von **M. v. Redelien.** — 5. Aufl. — Preis elegant geb. 4 Rubel 30 Kop.

## Das Buch der KONSERVEN.

Anleitung zur Herstellung von Obst und Gemüse in Büchsen und Flacons. Herausgegeben von **M. v. Redelien.** — Preis elegant kart. 60 Kop.

## Haushaltungsbuch.

**Ausgabe:**

Für den Hausherrn. Für die Hausfrau.

**Preis für jede Ausgabe 1 Rbl.**

Rigasches

## Kochbuch.

Siebente vermehrte u. verbesserte Auflage.
Preis elegant geb. 2 Rubel.

## Hausfrauen-Kalender.

Herausgegeben von **Frau M. von Redelien.**
Kart. 60 Kop.

## Axel Musso,

vorm. R. Schütze.

**Langstraße Nr. 13. ▽ Telephon Nr. 281.**

Lager von Eisen- und Stahlwaren, sämtlichen Baumaterialien. Emaillierte Haushaltungs- und Küchengeschirre. Nickel- und Weißmetallwaren. Garten- und Angel-Geräte. Engl. eiserne Betten und Matratzen, bestes Fabrikat. Handwerksgeräte, deutsche, engl., franz. u. amerik. Kontor-, Schreib- und Zeichenmaterialien. Schulutensilien. Div. Sport-Artikel: Roll- und Schlittschuhe, Tennisschläger, Fußbälle, Ski's und Rodelschlitten in großer Auswahl. Rasierapparate „Gilette", kein Abziehen, kein Schleifen, 2c. Zentral-Jagd-Gewehre. Revolver. Browning-Pistole. Munition. Jagdzubehör und Schießpulver. Garantie für jede Waffe. Granitol und Wachstuch.

# Wein-, Kaffee- und Teehandlung
# J. Muischneek,

Ecke d. König- und Schmiedestr. 2/15. Telephon 213.

empfiehlt naturreine kaukasische

**Traubenweine.**

Täglich frischgebrannter Kaffee eigener Brennerei.

---

# E. Günther,

vorm. **Martin Böckler,**

**Reval:** Alter Markt 8; Filiale **Jurjew:** Kaufhof 26; **Fellin:** Dörptsche-Straße, Haus Saß.

**En gros und en detail.**

## Lager

von **Drogen, Chemikalien, Ölfarben, Stoffarben, Lacken, Ölen, Parfümerien, Toilette-Artikeln.**

**Aquarell- und Ölfarben** in Tuben zur Kunstmalerei.

Porzellan- und Emailfarben, Bronze in allen Nuancen nebst sämtlichem Zubehör.

## Außerdem für Wiederverkäufer:

**Spaten, Heu-** und **Düngergabeln,** echte österr. **Sensen,** div. **Wetzsteine, Maschinen-** und **Zylinderöle** etc.

**Prima Kristall-Petroleum.** **Prima Motornaphta.**

---

# Flügel, Pianinos,

feuer- und diebessichere Geldschränke, Schuhwaren, Gummi-Galoschen, Reise-Utensilien, Linoleum empfiehlt

# Carl Jürgenson,

Königsstrasse.

# Kenner kaufen

Schreib-, Rechen-, Druck-, Kopier-, Registrier- und andere Büro-Maschinen



nur im

## Büro Klaczko

Riga, Scheunen-Str. N°19.

**Verlangen Sie kostenfrei Preisliste über alle Schreibmaschinen-Systeme.**

# REISEBÜRO

der

INTERNATIONALEN

## Schlafwagen-Gesellschaft

Eisenbahnfahrkarten I., II., III., Kl.
Schlafwagenkarten
Platzkarten
Schiffskarten

Rundreisebillets
Reiseauskünfte
Geldwechsel
Reiseunfall-versicherung

usw. usw.

## Riga, Kaufstraße 4.

Tel. 50—30.




TECHNISCHE NEUHEITEN

Die illustrierte Zeitschrift

## „Technische Neuheiten"

— Riga —

Preis 2 Rubel jährlich, bietet jedem Abonnenten, einerlei ob Fabrikant, Agent oder Privatmann, reichliche Gelegenheit zum **Gewinn!**

# J. Redlich,
**Riga.**

Englisches Magazin
gegr. 1857.

# Sämtl. Artikel für den Winter-Sport.

Illustrierte Spezial-Kataloge.



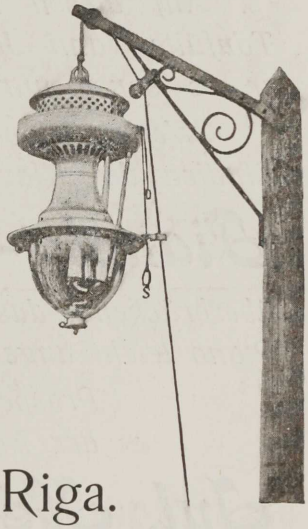

Die beliebtesten
Zigarren und
Zigaretten
HABANERA
zu haben überall.

# BELEUCHTEN SIE

Ihre **Fabriken, Werkstätten, Höfe, Straßen, Vereinslokale** etc. etc. mit unseren mit **10 GRAND PRIX** und **30 Gold. Medaillen** prämierten, über die ganze Welt in einer Anzahl von über **200.000 Stück** verbreiteten, konkurrenzlosen

Auto-
Invert-
Aero-
Prima-
Into-
Spirto-

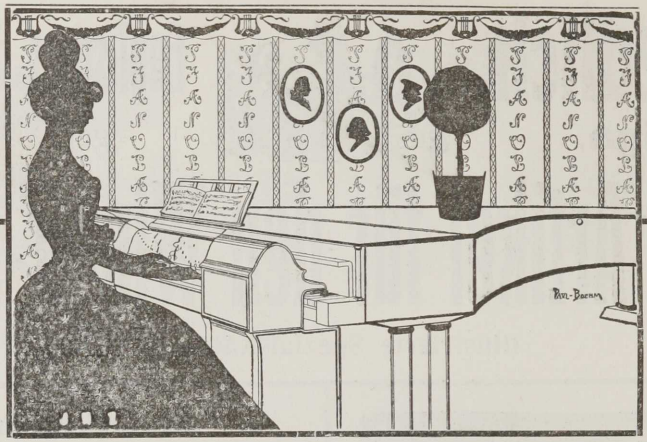
**LUX-Lampen!**



Aktien-Gesellschaft **LUX,** Riga.

**Verwaltung und Fabrik:** Kalnezeemsche Str. 40, Tel. 27—99.
**Detail-Verkauf:** Ecke der Kl. Schmiede- und Wallstrasse, Tel. 26—54.

**!! Illustr. Preislisten gratis !!**



*Ein*

# vollendeter Pianist,

*dessen Repertoire mehr als 16000 Kompositionen umfasst, ist Jeder, der das moderne vollkommene*

# Pianola-Piano

*spielt.*

*Auf diesen Pianos von wahrhaft wundervoller Tonfülle kann Jeder selbst so Klavier spielen, wie er es sonst nur in ersten Künstlerkonzerten hört.*

*Wer ein Klavier bereits besitzt, kann die mühseligen Studien der Klaviertechnik durch Anschaffung eines*

# Pianola-Vorstellapparates

*überbrücken; das Pianola-Themodist kann an jedes Piano leicht angebracht werden.*

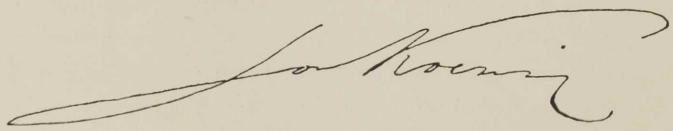
*Prospekt* **dm** *versendet franko*
*der Alleinvertreter für Russland*

## Jul. Heinr. Zimmermann,

*Riga, Scheunenstrasse 15.* *St. Petersburg, Moskau.*

Buchdr. d. „Revalschen Zeitung". Reval. — Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.








Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 2. Reval, 15. (28.) Februar. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Deutschen in Rußland.

Von Axel v. Gernet. (St. Petersburg.)

(Schluß.)

Wenden wir uns jetzt der ländlichen deutschen Bevölkerung Rußlands, wieder mit Ausnahme der Ostseeprovinzen, zu. Diese ist hauptsächlich durch die sog. Kolonisten vertreten, deutsche Ackerbauer, deren Vorfahren zum größten Teil unter der Regierung Katharina II. und Alexander I. ins Land gezogen worden sind, oder aber, im Zartum Polen, zur Zeit der Zugehörigkeit des Landes zu Preußen, einwanderten, zum geringeren Teil aber auch in späteren Zeiten sich in den Grenzen des Reiches niedergelassen haben.

Wir unterscheiden acht große Koloniengebiete: das Wolgagebiet, Süd-Rußland, das Zartum Polen, das Südwestgebiet, namentlich Wolhynien, das Nordwestgebiet, Transkaukasien, Ziskaukasien und neuerdings Orenburg, Sibirien und Mittelasien; dazu kommt das kleine Koloniengebiet um Petersburg und einige versprengte Kolonien in verschiedenen Teilen des Reiches.

Das Wolgagebiet, und zwar die Gouvernements Saratow und Samara, zählte nach der Reichs-Volkszählung vom 28. Januar 1897 eine ländliche deutsche Bevölkerung von 376.675 Seelen; davon entfielen auf das Gouvernement Saratow, und zwar hauptsächlich auf den Kreis Kamyschin, 153.565 und auf das Gouvernement Samara, hauptsächlich die Kreise Nikolajewsk und

Nowousenſk, 223.110. Der Zuwachs der deutſchen Bevölkerung iſt ausſchließlich ein natürlicher; ein Zuzug macht ſich nicht geltend. Im Gegenteil nimmt die Abwanderung, namentlich nach Ziskaukaſien, Orenburg, Weſtſibirien und in das mittelaſiatiſche Steppengebiet mit jedem Jahre zu; auch iſt die Zahl der Wolgakoloniſten, die nach Süd-Amerika ausgewandert ſind, ſehr groß.

Von den deutſchen Bauern des Wolgagebietes ſind etwa 7/8 Lutheraner und Reformierte und 1/8 Katholiken. Die Lutheraner und Reformierten ſind überall gemeindlich vereinigt; in den meiſten Gemeinden prävaliert das lutheriſche und nur in einigen wenigen das reformierte Element. Wir zählen im Gouvernement Saratow 12 und im Gouvernement Samara 20 proteſtantiſche Kirchſpiele; die 1763 begründete Herrnhutergemeinde in Sarepta hat ſich 1893 der lutheriſchen Kirche des Reiches angeſchloſſen.

Die deutſche ländliche Bevölkerung des Wolgagebiets gehört faſt durchweg dem Stande der Koloniſten, jetzt beſitzliche Anſiedler genannt, an. Sie ſind Ackerbauer und nur ein verhältnismäßig geringer Prozentſatz iſt in den Handel, das Handwerk und die Induſtrie übergegangen. Eine ſoziale Oberſchicht haben die Koloniſten nicht ausgebildet.

Die deutſchen Ackerbauer wohnen zumeiſt in großen, geſchloſſenen Kolonien, welche wiederum große Komplexe bilden. Einige dieſer Kolonien weiſen eine ſehr bedeutende Bevölkerungszahl auf, ſo Katharinenſtadt im Gouvernement Samara an der Wolga, mit ſtark ausgebildetem Handel, dann weiter Norka, Leßnoi-Karamyſch, Jagodnaja-Poljana und Goloi-Karamyſch im Gouvernement Saratow, die um 10.000 Einwohner haben.

Die Wolgakoloniſten haben bei ſich den ruſſiſchen Gemeindebeſitz eingeführt. Dieſes hat eine Intenſifizierung des landwirtſchaftlichen Betriebes verhindert, worauf dann auch die Verarmung der Koloniſten zurückzuführen iſt, die hier trotz der fruchtbaren Schwarzerde in den letzten Jahrzehnten immer mehr um ſich greift. In der allerletzten Zeit macht ſich eine Bewegung geltend, die auf den Übergang zum individuellen Beſitz tendiert.

Das Fehlen einer Oberſchicht und der Prozeß der Verarmung hat dazu geführt, daß das geiſtige Leben in den Wolgakolonien, beſonders in den katholiſchen, auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe ſteht. Das Volksſchulweſen liegt verhältnismäßig noch recht darnieder. Die beiden evangeliſchen Zentralſchulen zu Leßnoi-Karamyſch und Katharinenſtadt, die begründet wurden, um Küſterlehrer auszubilden, entſprechen heute ihrem Zweck ſehr wenig, da die Regierung ſie hauptſächlich zur Ausbildung von Lehrern der ruſſiſchen Sprache und der Arithmetik benutzt. Auch das Vereinsweſen iſt in den Wolgakolonien nur ſchwach entwickelt. Die Zahl der Wohltätigkeitsanſtalten iſt eine geringe.

In Süd-Rußland, und zwar in den Gouvernements Beſſarabien, Cherſſon, Taurien, Jekaterinoſlaw, Charkow und im Gebiet der Doniſchen Koſaken, wurde 1897 eine deutſche ländliche Bevölkerung von 360.539 Seelen feſtgeſtellt. Davon entfielen auf Beſſarabien 58.106, Cherſſon 110.643, Tau-

rien 74.205, Jekaterinoslaw 78.601, Charkow 6.271 und das Dongebiet 32.713. Seitdem hat die deutsche Bevölkerung, namentlich im Gouvernement Jekaterinoslaw, nicht unbedeutend zugenommen. In Bessarabien sitzen die deutschen Ackerbauer hauptsächlich im Süden. In Cherssón sind die Kolonien fast über das ganze Gouvernement zerstreut. In Taurien finden sie sich hauptsächlich auf der Halbinsel Krim und dann im östlichen Teil des Festlandes. In Jekaterinoslaw, dem Neuland der deutschen Kolonisation, sind sie über das ganze Land zerstreut, bilden aber im Südosten des Gouvernements größere Komplexe. Im Dongebiet haben sich die deutschen Kolonisten hauptsächlich im Taganrogschen und Donezschen Kreise angesiedelt.

Auch in Süd-Rußland macht sich ein Zuzug nur wenig geltend; wo er statthat, handelt es sich um Wolgakolonisten. Der natürliche Zuwachs findet einen Ausgleich in fortwährenden neuen Landkäufen.

Von den deutschen Kolonisten Süd-Rußlands sind kaum 1/10 Katholiken, 2/10 Mennoniten und mehr als 7/10 Protestanten. Eine gemeindliche Verbindung der Lutheraner und Reformierten hat hier, im Gegensatz zum Wolgagebiet, nicht stattgefunden. Wir zählen im Gouvernement Bessarabien 7, in Cherssón 10, in Taurien 8, in Jekaterinoslaw 6, in Charkow 1 und im Gebiet der Donischen Kosaken 2 lutherische Landpfarren; dazu kommen einige städtische Pfarren mit großen Landgemeinden: Kischinew, Odessa, Nikolajew, Elisabethgrad, Alexandrowsk und Taganrog. Die Zahl der reformierten Landpfarren im Gebiet beträgt nur drei.

Auch in den südlichen Gouvernements prävaliert unter der deutschen ländlichen Bevölkerung der Kolonist. Doch hat sich hier schon eine Oberschicht gebildet und aus dem Kolonistenstande sind zahlreiche Gutsbesitzer hervorgegangen.

Der vorherrschende Typus der Ansiedelung ist auch hier die Kolonie. Doch der Prozeß der Aussiedelung hat zum Entstehen zahlreicher Einzelhöfe, Chutoren genannt, geführt. Die Kolonien sind hier nicht so groß, wie im Wolgagebiet, namentlich im Gouvernement Saratow. Dafür aber sind die Wirtschaften meist bedeutend größer, als dort. Die größten Kolonien sind Großliebental bei Odessa, Tarutino und Klöstiz in Bessarabien mit 2—3000 Seelen. Zahlreiche Kolonien befinden sich auf Pachtland.

Die deutschen Kolonien Süd-Rußlands, sowohl die zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom Staat gegründeten, als auch die in der Folge durch Landkauf und Landpacht entstandenen, kennen nur die Form des individuellen Besitzes. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß der Wirtschaftsbetrieb hier stets ein sehr viel intensiverer war, als an der Wolga, und daß sich ein recht bedeutender Wohlstand ausbildete, der die Kolonisten befähigte, ihren Grundbesitz immer weiter auszudehnen und aus ihrer Mitte zahlreiche Großgrundbesitzer auszuscheiden. Voran schreiten hier die Mennoniten.

Dementsprechend hat auch die Volksbildung hier größere Fortschritte gemacht, als im Wolgagebiet. Das Volksschulwesen der deutschen Kolonien steht

auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. Als Bildungsstätten für die Küsterlehrer dienen die von den Kolonien unterhaltenen Zentralschulen, die evangelisch-lutherischen zu Sarata in Bessarabien (genannt Wernerschule, nach dem Gründer), Großliebental im Gouvernement Cherssón, Grunau in Jekaterinoslaw, Prischib, Neusatz und Zürichtal in Taurien und die katholische zu Landau im Gouvernement Cherssón. Neuerdings beginnen die Kolonisten für ihre heranwachsende Jugend in den Kolonien selbst Gymnasien (Tarutino), Realschulen, Progymnasien und mittlere landwirtschaftliche Lehranstalten zu gründen. Überall zeigt sich hier Fortschritt.

Das Vereinswesen beginnt im Süden Fuß zu fassen. Auch gibt es schon eine ganze Reihe recht bedeutender Wohltätigkeitsanstalten.

Das Zartum Polen zählte nach der Reichsvolkszählung von 1897 eine deutsche ländliche Bevölkerung von 293.550 Seelen. Diese Bevölkerung verteilt sich hauptsächlich auf die an Preußen grenzenden Gouvernements Piotrkow (67.915), Warschau (61.582), Kalisch (53.089), Plozk (33.750) und Suwalki (23.640); von den übrigen Gouvernements weisen nur Ljublin (25.322) und Sjedletz (11.307) eine etwas stärkere deutsche Bevölkerung auf; Radom, Lomsha und Kjeletz zählen verhältnismäßig nur wenig Deutsche (8393 bezw. 4279 und 2259). Die Zahl der Deutschen auf dem Lande, die fast ausschließlich Ackerbauer, also Kolonisten sind, nimmt nur wenig zu. Die Einwanderung hat aufgehört, die Abwanderung in die Städte und die Auswanderung, namentlich nach Posen und nach Amerika, ist eine bedeutende.

Von den auf dem Lande ansässigen Deutschen sind etwa 94% Lutheraner, 1% Reformierte, 1% Baptisten und 4% Katholiken. Wir zählen im Zartum 65 lutherische Gemeinden und 36 Filialen, sowie 11 reformierte Gemeinden.

Die deutschen Kolonisten leben fast überall in geschlossenen Kolonien, vielfach mit Polen vermischt: es gibt zahlreiche Kolonien, in denen die eine Hälfte der Bevölkerung deutsch und die andere polnisch ist. Die Bodenkultur steht bei den deutschen Kolonisten verhältnismäßig sehr hoch, jedenfalls höher, als bei den polnischen Bauern. Der Wohlstand ist nicht unbedeutend. Es ist nur das individuelle Landeigentum bekannt.

Das evangelisch-deutsche Volksschulwesen steht auf einer verhältnismäßig hohen Entwickelungsstufe. Die Schulen beziehen ihre Lehrer aus dem evangelischen Lehrerseminar, das sich bisher in Warschau befand, jetzt aber nach Lodz übergeführt worden ist. Die evangelische Schule wird durch das aggressive Polentum sehr gefährdet. Auch macht sich in keinem andern Kolonialgebiete der Prozeß der Entnationalisierung in dem Maße geltend, wie gerade in Polen: es gibt hier nur noch wenige evangelische Gemeinden, in denen der Pastor nicht auch polnisch zu predigen hätte.

Aus dem Koloniengebiet im Zartum Polen ist ein weiteres großes Koloniengebiet hervorgegangen, das sich über die Gouvernements Wolhynien, Kiew und Podolien erstreckt. Nach der Reichsvolkszählung von 1897

gab es in Wolhynien eine ländliche deutsche Bevölkerung von 169.322, in Kiew von 9940 und in Podolien von 1605 Seelen. Die Deutschen gehören auch hier fast ausschließlich dem Stande der Ackerbauer an. Trotz starken natürlichen Zuwachses nimmt die Zahl der Kolonisten in letzter Zeit verhältnismäßig nur wenig zu infolge der starken Auswanderung, die durch die 1886 beginnende Politik der Rechtsbeschränkung seitens der Regierung veranlaßt ist. Die Auswanderung ging lange hauptsächlich nach Amerika, neuerdings aber auch nach Posen und in die Ostseeprovinzen.

Diese Politik der Rechtsbeschränkungen hat dazu geführt, daß nur ein Viertel der Kolonisten die Möglichkeit gehabt hat, ihr Land zu eigen zu erwerben. Drei Viertel sind noch eben Pächter. Die Politik der Bauernagrarbank, die ihre Hilfe den Deutschen nicht angedeihen läßt, hat dazu geführt, daß zahlreiche Pachtkolonien eingegangen sind, die sich in den Grenzen von Gütern befanden, welche in den Besitz dieser Bank übergegangen waren.

Die Kolonisten leben in kleinen, geschlossenen Kolonien, deren Bevölkerungszahl selten mehrere Hundert beträgt. Es besteht überall individueller Besitz. Doch da der Pachtbesitz prävaliert und die Pachtsätze eine als unnormal zu bezeichnende steigende Tendenz aufweisen, ist der Deutsche in Wolhynien, aber auch in Kiew und Podolien im allgemeinen arm geblieben. Eine Oberschicht existiert nicht.

Die Armut der deutschen Bauern in Wolhynien hat ihren Bildungsstand auf einer niedrigen Stufe erhalten. Die evangelische Volksschule leistet wenig, da das schlecht besoldete Lehrerpersonal den an einen Elementarlehrer zu stellenden Ansprüchen nicht genügt. Um diesem Übelstande abzuhelfen, hat die evang.-lutherische Unterstützungskasse 1906 in der Kolonie Heimtal Küsterklassen eingerichtet, welche die Volksschullehrer für die Kolonistenschulen Wolhyniens, Kiews und Podoliens ausbilden soll.

Die deutschen Kolonisten in Wolhynien, Kiew und Podolien sind fast durchweg evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Die Zahl der Reformierten und Sektierer ist gering. In Wolhynien zählen wir 9, in Kiew 2 und in Podolien gleichfalls 2 evangelisch-lutherische Kirchspiele. Ein Vereinswesen besteht im Gebiete nicht. Die Zahl der Wohltätigkeitsanstalten ist außerordentlich gering.

Im Gegensatz zum Südwestgebiet haben wir im Nordwestgebiet eine nur geringe ländliche deutsche Bevölkerung. Nach der Reichsvolkszählung von 1897 betrug sie in allen 6 Gouvernements zusammen 31.087. Davon entfielen mehr als die Hälfte, und zwar 17.141 auf das Gouvernement Kowno. In Grodno zählte man 5559, in Witebsk 2970, in Minsk 2646, in Wilna 1623 und in Mohilew 1148 deutsche Bewohner des flachen Landes.

Im Nordwestgebiet ist die Zahl der Deutschen reformierten Bekenntnisses eine größere, als im Südwestgebiet. Immerhin prävaliert das lutherische Element auch hier bei weitem. Wir zählen im Gebiete 23 lutherische und 20 reformierte Pfarren, die zum großen Teil auch der hier ansässigen evangeli-

schen Bevölkerung litauischer, lettischer und estnischer Nationalität dienen. Ein großer Teil der reformierten Gemeinden hat, weil zu klein, keine eigenen Prediger.

Unter den deutschen Landbewohnern des Nordwestgebietes prävaliert der Ackerbauer auch nicht annähernd in dem Maße, wie in den auf den vorhergehenden Seiten behandelten Gebieten. Einen bedeutenden Prozentsatz stellt die Fabrikarbeiterbevölkerung, namentlich in den Gouvernements Grodno und Wilna. Dazu kommt dann ein weiterer Faktor, der in den übrigen Gebieten fehlt: der großgrundbesitzliche Adel; dieser findet sich hauptsächlich in den an die Ostseeprovinzen grenzenden Gouvernements Kowno und Witebsk und ist aus diesen Provinzen hervorgegangen. Überhaupt ist das Gebiet als Ablagerungsstätte für Preußen und die baltischen Provinzen anzusehen.

Ein altes deutsches Koloniengebiet ist über Transkaukasien zerstreut, wo 1897 eine deutsche ländliche Bevölkerung von 9930 Seelen gezählt wurde. Diese konzentrieren sich hauptsächlich in einer Anzahl aus der Regierungszeit Alexander I. stammenden Kolonien in den Gouvernements Tiflis (5304) und Elisabethpol (3066), unter denen die Kolonien Elisabethtal und Katharinenfeld im Gouvernement Tiflis und Helenendorf im Gouvernement Elisabethpol, mit durchschnittlich 2000 Seelen, die größten sind.

Die deutschen Kolonisten Transkaukasiens sind Lutheraner, doch haben sie zum Teil eine selbständige Kirchenverfassung. Von den 11 lutherischen Kirchspielen des Gebietes sind 7 nicht in das allgemeine System der evangelisch-lutherischen Kirche des Reiches eingefügt, sondern haben eine eigene Synodalverfassung.

In den Transkaukasischen Kolonien wird neben dem Ackerbau und der Viehzucht, wie in den übrigen Koloniengebieten, auch der Weinbau gepflegt. Die Kolonisten haben einen gewissen Wohlstand erreicht. Die Volksbildung steht auf einer relativ recht hohen Stufe.

Im Gegensatz zu Transkaukasien, wo das deutsche Koloniengebiet sich nur äußerst langsam ausdehnt, ist in Ziskaukasien eine starke Bewegung, insofern als hierher neuerdings wieder ein bedeutender Strom von Übersiedlern, namentlich aus dem Wolgagebiet, aber auch aus Süd-Rußland, kommt.

Schon im Jahre 1897 wurde in Ziskaukasien eine deutsche ländliche Bevölkerung von 34582 Seelen gezählt. Davon entfielen auf das Kubangebiet 18094, auf das Gouvernement Stawropol 8056, auf das Terekgebiet 7974 und auf das Schwarzmeergebiet 458. Seitdem ist die deutsche Bevölkerung nicht unbedeutend gewachsen.

Die Deutschen in Ziskaukasien sind fast durchweg Lutheraner. Wir zählen hier 6 lutherische Pfarren. Dem Beruf nach prävalieren auf dem Lande die Ackerbauer. In den Städten und Flecken finden wir viel deutsche Arbeiter. In den Kolonien besteht Eigenbesitz. Zu größerem Wohlstande sind die Kolonisten nicht gelangt. Die Volksbildung hat nicht die Höhe erreicht, wie in den alten Kolonien Süd-Rußlands.

Bevor wir auf das jüngste Gebiet der deutschen Kolonisation, Sibirien und die mittelasiatische Steppe, übergehen, haben wir noch einige kleine Koloniengebiete im Enropäischen Rußland zu nennen, zunächst die Kolonien im Gouvernement Petersburg. Nach der Reichsvolkszählung von 1897 betrug die Zahl der Kolonisten hier 8088. Die Kolonien sind zum größten Teil um Petersburg gelagert; 3 kleine Kolonien befinden sich bei Jamburg. Die größte Kolonie ist Neu-Saratowka an der Newa mit etwa 1200 Bewohnern.

Die Petersburger Kolonisten sind durchweg Lutheraner. Dank der Nähe der Residenz haben sie es zu bedeutendem Wohlstande gebracht. Auch steht die Volksbildung auf einer hohen Stufe.

Aus den Petersburger Kolonien sind zwei Kolonien im Gouvernement Nowgorod, am Wolchow, die Nikolai-Kolonie und die Alexander-Kolonie mit etwa 2000 Seelen hervorgegangen. Im Gouvernement Tschernigow befindet sich der alte Kolonienkomplex Beloweſh mit etwa 3500 Seelen und im Gouvernement Woroneſh die alte Kolonie Riebensdorf mit etwa 1300 Seelen. Die ältesten deutschen Kolonien in den Grenzen des russischen Reiches sind Neudorf und Neubrow im südlichen Teil des heutigen Gouvernements Grodno, an der polnischen Grenze. Diese beiden Kolonien, die zusammen etwa 2500 Seelen zählen, sind im Jahre 1564 in den Grenzen des damaligen Großfürstentums Litauen gegründet worden. Da sie isoliert liegen, hat ein Teil der Kolonisten ihre Muttersprache verloren und die polnische angenommeu.

In die große Übersiedelungsbewegung der Neuzeit, deren Ziel Westsibirien, die mittelasiatische Steppe und Turkestan ist, ist auch der deutsche Kolonist, namentlich von der Wolga, wo ihn Landnot drückt, hineingezogen worden. In dieses Übersiedlungsgebiet gehört auch das Gouvernement Orenburg.

Bis in den Ausgang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der deutsche Ackerbauer jenseit des Ural nur in der deutsch-lettischen Deportirten-Kolonie Nishnaja Bulanka im Kreise Minussinsk des Gouvernements Jenisseisk vertreten. Seit den neunziger Jahren beginnt dann die Einwanderung freier Ackerbauer, die in den letzten Jahren recht bedeutende Dimensionen angenommen hat. Im Jahre 1897 wurden im Gouvernement Orenburg auf dem flachen Lande erst 4768, in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk und Jenisseisk 2346, in den Gebieten Akmolinsk, Semipalatinsk, Semiretschensk, Uralsk und Turgai 4194 und in Turkestan 1657, im ganzen also 12965 Deutsche gezählt. Heute dürfte die Zahl etwa um die Hälfte gestiegen und auf 18—20000 zu schätzen sein. Hier ist alles noch in der Entwickelung, eine eingehendere Darstellung der Verhältnisse daher unmöglich.

# Über das Problem der Übervölkerung.

Von Erhard Dehio. (Reval.)

Der bekannte Roman von Oliver Goldsmith, „der Vikar von Wakefield", beginnt mit dem Satz: „Ich war stets der Meinung, daß ein Mann, der heiratet und eine große Familie aufzieht, mehr Nutzen bringt als ein solcher, der unverheiratet bleibt und nur über Bevölkerung spricht." — Die etwas hausbackene Lebensweisheit, zu der sich der brave Oliver Goldsmith hier bekennt, war zweifelsohne Gemeingut seiner Zeit, und so weit wir auch in den Annalen der Geschichte zurückblicken, immer finden wir, daß eine zunehmende Bevölkerung als das A und das O der Volkswohlfahrt angesehen wird. Als zu Kaiser Augustus Zeiten sich eine besorgniserregende Ehescheu und Kinderlosigkeit zeigte, wurden, um diesem zu steuern, die Lex Julia und die lex Papia Poppaea erlassen, die bis in die Zeiten Justinians, also über 500 Jahre in Kraft blieben. Als während des dreißigjährigen Krieges die Bevölkerung Deutschlands von 25 Millionen im Jahre 1618 auf 12 Millionen im Jahre 1648 zurückgegangen war, soll in manchen deutschen Ländern sogar die Bigamie gestattet worden sein, um die Bevölkerung wieder zu heben. In Preußen übernahmen die Könige die Patenschaft, wenn in einer Familie der 7. Sohn geboren wurde. Erst 32 Jahre nach Goldsmith's „Vikar von Wakefield" ließ sein Landsmann, der anglikanische Geistliche Robert Malthus, im Jahre 1798 ein Buch „Essay on the principles of population" erscheinen, das auf die Gefahren aufmerksam machte, die mit einer zu schnell wachsenden Bevölkerung verbunden seien, indem er die Ansicht aussprach, die Produktion der Lebensmittel könne mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt halten, es müsse der Moment eintreten, wo es physisch unmöglich sei, die für den Unterhalt der Bevölkerung erforderliche Menge an Nahrungsmitteln zu produzieren, denn das für Ackerbau geeignete Land wachse nicht, während die Bevölkerung jährlich zunehme. Gegen die Stichhaltigkeit dieses Arguments läßt sich für jedes gegebene abgegrenzte und abgeschlossene Gebiet theoretisch nichts einwenden, daher erregte denn auch Malthus' Schrift großes Aufsehen, und seine als Malthusisches Gesetz bekannte Theorie nimmt auch heute noch einen breiten Platz in allen Erörterungen über Bevölkerungsfragen ein. Als Neomalthusianismus findet seine Lehre auch in der Gegenwart zahlreiche Anhänger: ich nenne nur John Stuart Mill, Mantegazza und den Gelehrten der deutschen Sozialdemokratie Kautsky, der die Ansicht vertritt, daß es den Proletariern niemals gelingen wird, die Herrschaft des Kapitalismus zu brechen, so lange ein zu reicher Kindersegen die Arbeitsarmee immer mehr anschwellen läßt, die dem Kapitalismus als Ausbeutungsobjekt dient. —

Wenn nun trotz theoretischer Unanfechtbarkeit der Malthus'schen Lehre in den 113 Jahren, die seitdem vergangen sind, und obgleich die Bevöl-

kerung Europa's seitdem sich nahezu verdreifacht hat, verhältnismäßig wenig Europäer am Hungertode gestorben sind, so danken wir das der Erfindung eines anderen Landsmannes und Zeitgenossen von Goldsmith und Malthus, dem Erfinder der Dampfmaschine James Watt. Mit Hilfe seiner genialen Erfindung ist es uns möglich geworden, die Steinkohlenschätze, die sich an vielen Stellen der Erde tief im Innern derselben verborgen vorfinden, in motorische Kraft umzusetzen und damit die Sonnenwärme längst vergangener Jahrtausende der Menschheit von heute nutzbar zu machen. Das letzte Jahrhundert steht unter dem Zeichen des Dampfes und der technischen Entwicklung, gefördert durch die wissenschaftliche Erkenntnis der Naturgesetze und ihre immer mehr um sich greifende Nutzanwendung im praktischen Leben.

Mit Hilfe der Dampfkraft ist nicht nur die Produktion aller dem Kulturmenschen von heute unentbehrlich gewordenen Bedürfnisse mächtig gefördert worden, sondern es ist auch die Möglichkeit gegeben worden für einen Austausch der Güter und Produkte aller Zonen der Erde mit einem so geringen Aufwand von Kosten, daß z. B. heutzutage das Dampfschiff wegen der größeren Schnelligkeit und Sicherheit die Segelschiffahrt fast auf allen Routen verdrängt hat, mit Ausnahme vielleicht der ganz weiten Fahrt von Californien und der Westküste Amerikas um das Kap Horn nach Europa und von Australien um das Kap der guten Hoffnung.

In jedem Herbst überschütten Nordamerika und Südrußland die westeuropäischen Märkte mit dem goldenen Segen der Ceres, und wenn bei uns die Tage am kürzesten sind und die Natur in Winters Banden liegt, dann reifen in der südlichen Hemisphäre in Argentinien, Australien und Indien die Ernten, die bestimmt sind, den Hunger Europas zu stillen, und so billig liefert der jungfräuliche Boden dieser Länder seine Produkte nach Europa, daß die meisten Staaten des europäischen Kontinents genötigt gewesen sind, die ausländischen Getreidezufuhren mit hohen Zöllen zu belegen, um ihre eigene Landwirtschaft unter der Konkurrenz der überseeischen nicht zu Grunde gehen zu lassen. So sehen wir denn auf allen Meeren schwer beladene riesige Dampfer, mit dem Überfluß aller Zonen an Rohprodukten jeder Art beladen, in langen Reihen den Häfen Westeuropas zusteuern, denn Europa ist in seinen am dichtesten bevölkerten Ländern, wie England (wo 1820 80 Menschen auf dem Quadrat-Kilometer lebten, 1900 aber 215), Belgien (120—231), Niederlande (75—157), Deutschland (49—104), Italien (65—113) schon lange nicht mehr imstande, seine Bevölkerung selbst zu ernähren, während z. B. das reiche Frankreich in den 60 Jahren von 1820—1880 nur einen Zuwachs von 57 auf 71 per Quadrat-Kilometer gehabt hat und seitdem stabil geblieben ist, so daß es imstande ist, seinen Bedarf an Getreide selbst zu decken.

Als Bezahlung für die empfangenen Nahrungsmittel und Rohprodukte sendet Europa den überseeischen Ländern Industrieprodukte aller Art, vor allem die Produkte der metallurgischen Industrie, Eisenbahnschienen und Maschinen

aller Art, der Textilindustrie und feine Industriewaren, Luxusartikel, fertige Kleider und Konfektionsartikel, aber auch solche Massenartikel wie Zement, Kali, Salz und Steinkohle.

Für einen großen Teil der von Übersee empfangenen Waren braucht Europa aber keine Gegenleistung zu bieten, denn Westeuropa ist der Gläubiger der übrigen Welt und hat jährlich große Summen als Zinsen für auswärts angelegte Kapitalien und auch als Gewinn der europäischen Handelsflotte, die alle Meere befährt, zu erhalten. Diese Zinsen werden in Form von Waren bezahlt, und so erklärt es sich, daß kapitalreiche Länder jahraus jahrein für bedeutend größere Summen Waren importieren als sie exportieren. So empfängt z. B. England jährlich für nicht weniger als 3000 Millionen Mark mehr Waren als es exportiert und in Deutschland beträgt der Unterschied immer noch 1000 Millionen im Jahr. Da Großbritannien 45 Millionen Einwohner hat, so erhält also jeder Brite durchschnittlich für 35 Rubel jährlich ausländische Waren umsonst geliefert. Auf die Familie von 4 Personen gibt das 140 Rubel jährlich und dürfte damit 1/5 der durchschnittlichen jährlichen Unterhaltskosten gedeckt sein. Selbstverständlich erhalten nicht die armen Leute diesen Tribut, sondern die reichen Kapitalisten, und diese geben ihn den Armen weiter als Entgeld für gelieferte Dienstleistungen und Befriedigung von allerhand Luxusbedürfnissen. —

Wenn es nun bisher auch gelungen ist, von Europa die schlimmen Folgen der Übervölkerung abzuwenden, so gibt es doch außerhalb Europas Gegenden, in denen Malthus' schlimmste Prophezeiungen sich erfüllt haben, und als Resultat ein uns Europäern unglaublich erscheinender Grad von Bedürfnislosigkeit sich ausgebildet hat, so namentlich in einigen Teilen Indiens und Chinas. Im unteren Gangestal gibt es Gebiete, in denen der Tagelohn auf 25 Pfennige gesunken ist, und in China gibt es Gegenden, in denen Katzen und Hunde als Leckerbissen gelten und jedes Unkraut, das am Wege wächst, von der hungernden Bevölkerung als Gemüse verzehrt wird, die neugeborenen Kinder aber, und zwar vorzugsweise die weiblichen, mit Vorliebe ausgesetzt werden, da es an Mitteln fehlt sie aufzuziehen.

In volkswirtschaftlichem Sinn liegt Übervölkerung vor, wenn es an Gelegenheit fehlt, die vorhandenen Menschenkräfte wirtschaftlich zu verwerten und sich infolgedessen Erwerbslosigkeit einstellt und wirtschaftlicher Verfall.

Wenn wir uns nun fragen, welche Mittel und Wege sich finden lassen, um die unheilvollen Folgen der Übervölkerung zu paralysieren, so sind es vor allem die folgenden drei:

1. Auswanderung der überschüssigen Bevölkerung, die in der heimischen Volkswirtschaft sich nicht verwerten läßt.
2. Derartige Organisationen der Volkswirtschaft, daß für die überschüssige Bevölkerung eine ausreichende Existenzmöglichkeit geschaffen wird, indem sie ausländische Rohprodukte in Fertigfabrikate verarbeitet, die

wiederum in's Ausland abgesetzt werden müssen und aus deren Erlös nicht nur die verarbeiteten Rohprodukte, sondern auch die gleichfalls aus dem Auslande zu beziehenden Nahrungsmittel für die überschüssige Bevölkerung bezahlt werden müssen. Dies ist die Modalität, für die die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands während der letzten 30 Jahre das typische Beispiel liefert.

3. Bleibt als „ultima ratio" die künstliche Herabsetzung des natürlichen Volkszuwachses durch Ehelosigkeit, verspätete Heiraten und Zweikindersystem, wofür wiederum Frankreich das typische Beispiel gibt.

Die erste Modalität, die Auswanderung, ist jedenfalls die nächstliegende. Auswanderung einzelner oder ganzer Stämme aus wirtschaftlichen Gründen hat es zu allen Zeiten gegeben; so war die große Bewegung, die wir als Völkerwanderung bezeichnen und unter der schließlich das römische Weltreich zusammenbrach, zweifelsohne auch zum großen Teil auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen. Auswanderer, denen es in den engen und unwirtlichen Tälern ihrer nördlichen Heimat zu eng wurde, waren auch jene germanischen Bewohner Skandinaviens, die als Warjäger im 9. Jahrhundert das russische Reich begründeten und bis nach Konstantinopel vordrangen. Gleichzeitig entdeckten und besiedelten sie als Wikinger Island und drangen hundert Jahr später unter Leif Erikson von dort nach Amerika vor, ohne sich dort indessen dauernd halten zu können. Nachdem sie lange Zeit hindurch die Küste der Nordsee als kühne und rücksichtslose Räuber gebrandschatzt hatten und im 9. Jahrhundert dreimal Paris erobert hatten, setzten sie sich im Jahre 900 unter ihrem Häuptling Rollo in der Seine-Mündung fest. Jetzt vor 1000 Jahren, im Jahre 911, gab der König von Frankreich, Karl der Einfältige, dem getauften Normannenherzog Rollo seine Tochter Gisela zur Frau und die heutige Normandie zum Lehen. Nur anderthalb Jahrhunderte später, im Jahre 1066, landete ein Nachkomme Rollos, der Normannenherzog Wilhelm, mit angeblich 60000 normannischen Rittern und Kriegern, die inzwischen überraschend schnell französische Sprache und Kultur angenommen hatten, in Hastings und eroberte England, indem er und seine Nachfolger die Bewohner dieses Landes, die den Normannen nahe verwandten, in kultureller Beziehung aber weit zurückgebliebenen Angelsachsen und Dänen arg bedrückten und französische Sprache und Kultur ihnen aufzwangen, bis im Laufe von 300 Jahren aus angelsächsisch und französisch jene merkwürdige Mischsprache sich herausbildete, die als die englische Sprache heute die Weltsprache par excellence geworden ist. So haben die 150 Jahre, die die Normannen von Rollo bis Wilhelm in der Normandie zugebracht haben, die überraschende Wirkung gehabt, daß heute 125 Millionen Shakespeares Sprache redende Menschen, — denn soviele gibt es heute gegenüber 5 Millionen Engländern zur Zeit der Königin Elisabeth, — daß diese 125 Millionen über alle Erdteile zerstreut „ox", „sheep" und „swine" sagen, wenn sie unsere beliebtesten Haustiere nennen, aber „beef", „mutton" und „pork", wenn das Fleisch

dieser Tiere gebraten auf dem Mittagstisch erscheint. Es ist dies eines der launigsten Ergebnisse der Weltgeschichte, ein Beweis für die Richtigkeit des alten Sprichwortes: „kleine Ursachen, große Wirkungen". —

Auswanderer waren auch jene deutschen Ritter und Reisige, Kaufleute und Handwerker, unsere Vorfahren, die vor 700 Jahren die nördliche deutsche Kolonie am Strande der Düna und an der Küste des Finnischen Meerbusens gründeten, und wenn man die Annalen unserer Geschichte durchblättert, so muß man sich wohl darüber wundern, daß wir noch immer da sind. Dies erklärt sich wohl nur dadurch, daß immer neue Auswanderer aus der alten Heimat hinzukamen, die Lücken zu füllen, die Kriegsfurie und Pestilenz bei uns gerissen.

In der neuen Zeit hat die besonders lebenskräftige angelsächsische Rasse unter allen Völkern Europas sich des größten Zuwachses erfreut und demnach auch das größte Kontingent zur Auswanderung gestellt, eine erstaunliche Expansionskraft bewiesen. Wie ich schon erwähnte, gab es zur Zeit der Königin Elisabeth nur 5 Millionen Engländer, und heute zählt man 125 Millionen englisch redende Menschen, von denen freilich ein großer Teil in Nordamerika und den Kolonien nicht englischer Herkunft, sondern anglisiert ist, denn namentlich in den Vereinigten Staaten ist gewöhnlich bereits die zweite Generation von nichtenglischen Einwanderern anglisiert oder yankisiert. Trotz der großen Auswanderung, die namentlich Irland entvölkert (1845 — 8.1/4 Millionen, 1901 — 4.1/2 Millionen) ist seit hundert Jahren die Bevölkerung des vereinigten Königreiches von 16 auf 45 Millionen gestiegen, und auch jetzt noch verlassen jährlich über 300.000 Personen ihre Heimat: davon geht ungefähr ein Drittel nach den Vereinigten Staaten und 2/3 nach den Kolonien, sie bleiben also fast ausnahmslos ihrer Nationalität erhalten, während die auswandernden Deutschen zum größten Teil in der nächsten Generation bereits ihre Nationalität aufgeben. Darin liegt der große Vorteil, den England in seinen Siedelungskolonien Canada, Australien, Neuseeland und Südafrika vor den anderen europäischen Ländern voraus hat. Dank dem selbsttätigen Ventil der Auswanderung ist es in England nur ganz vorübergehend zu Anzeichen von Übervölkerung gekommen. Die wunderbare Prosperität dieses Landes läßt es lehrreich erscheinen, einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Entwicklung seiner Volkswirtschaft zu werfen.

Im Mittelalter beschäftigten sich die Einwohner Englands noch fast ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht. Der Hauptexportartikel war Schafswolle, die auf hansischen Schiffen nach Flandern verschifft wurde, dem damaligen Mittelpunkt der Tuchweberei. England stand zu jener Zeit hinter Frankreich, Flandern und wohl auch Westdeutschland in der Kultur zurück. Niemals hat England die Leibeigenschaft der Bauern gekannt, die in Frankreich und Deutschland bestand, und nie hat nach Wilhelm dem Eroberer Feindes Fuß das Land betreten, — das sind zwei wichtige Faktoren in der Entwicklung des

Landes. Das brandende Meer hat zu allen Zeiten England erfolgreich vor seinen Feinden geschützt, verhältnismäßig spät erst erkannten die Engländer seinen Wert als Völker und Länder verbindende Handelsstraße, zu sehr war die Aufmerksamkeit des Landes und der Krone durch die ewigen Kriege mit Frankreich in Anspruch genommen und durch die Bürgerkriege und inneren Zwistigkeiten religiöser und politischer Natur. Allmählich nur bürgerte sich in England unter Führung von festländischen Flüchtlingen ein Gewerbe nach dem andern ein, anstatt roher Wolle wurde im 15-ten Jahrhundert schon englisches Tuch ausgeführt und beinahe ebenso hoch bewertet wie die flandrischen Laken. Die „merchant adventurers“ im 15-ten Jahrhundert waren ein Mittelding zwischen Kaufleuten und Piraten. Spanier und Portugiesen hatten sich schon beinahe ein Jahrhundert lang in Amerika und Indien festgesetzt, als unter Elisabeth's segensreicher Regierung die Engländer sich zuerst auf die lange Fahrt wagten. 1580 machte Sir Francis Drake seine Reise um die Welt und brachte die Kartoffel nach Europa, 1600 erteilte Elisabeth der ostindischen Kompagnie den ersten Freibrief, und zu Ehren der jungfräulichen Königin wurde 1607 die erste englische Kolonie in Nordamerika Virginia benannt, während New-York, zuerst Neu-Amsterdam genannt, 1614 von den Holländern begründet wurde. Diese kolonialen Erfolge waren aber erst möglich, nachdem 1588 der erste große englische Seesieg über die spanische Armada erfochten war, wodurch das Selbstvertrauen der Nation außerordentlich gesteigert wurde, und während Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet wurde, dehnte England seine Herrschaft in Nordamerika, Westindien und Ostindien langsam aber stetig weiter aus, und Handel und Industrie bereicherten das Land. Im 18-ten Jahrhundert wurde durch die Besiegung der französischen, holländischen und spanischen Flotten die britische Seemacht die erste der Welt. Ein schwerer Schlag traf England, als 1774 die Neuengland-Staaten in Nordamerika sich politisch vom Mutterlande trennten, aber dieser Verlust wurde bald wieder wett gemacht durch die Ausdehnung der englischen Herrschaft auf Südafrika, Ceylon, fast ganz Vorderindien, Australien und Neuseeland, die mit Canada zu den wichtigsten Siedelungskolonien Englands wurden und fortan das Gros des Überschusses der Bevölkerung Englands aufnahmen. Die englische Handelsflotte hat sich seit Cromwells Navigations-Akten mächtig entwickelt und alle anderen Nationen weit hinter sich gelassen, namentlich seitdem etwa von den 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts ab die Dampfschiffahrt die Segelschiffe verdrängt hat. Nach den wichtigen Erfindungen zu Ende des 18-ten Jahrhunderts: der Spinnmaschine, Webemaschine und der Dampfmaschine, und namentlich nach der für England ruhmreichen Beendigung der napoleonischen Kriege, nahmen in den langen Friedensjahren, die nun folgten, die englische Industrie und der englische Handel einen ungeahnten Aufschwung. England versorgte die ganze Welt mit seinen Industrieprodukten und war zugleich Stapelplatz für die überseeischen Produkte; Lombardstreet war der

Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs und die City das Herz des Welthandels. Kein Wunder, daß in dem England dieser Epoche, das auf wirtschaftlichem Gebiet keine Konkurrenz mehr zu fürchten hatte, die Freihandelslehre von Adam Smith begeisterte Anhänger fand. Dem Ansturm der von Cobden geleiteten Anti-Cornlaw-Liga fielen 1846 die Kornzölle zum Opfer, die bisher zu Nutz und Frommen der reichen Großgrundbesitzer das Brot der Arbeiter verteuert hatten. 1849 wurden auch die Navigations-Akten suspendiert, da die britische Handelsflotte nun schon so mächtig war, daß sie der Schutzgesetzgebung entbehren konnte, ebenso fielen alle Schutzzölle, und seit 1861 werden in England nur noch einige Luxuskonsumartikel wie Wein, Bier, Spirituosa, Tee und Tabak versteuert. Als in der Mitte der siebziger Jahre infolge der verstärkten Getreideproduktion der Vereinigten Staaten und Südrußlands ein starker Druck auf die Getreidepreise ausgeübt wurde und auch in England ein ernstlicher Notstand der Landwirtschaft eintrat, konnte man sich nicht entschließen, die Prinzipien des Freihandels aufzugeben und wieder ein System von Kornzöllen einzuführen. Die Folge war, daß der englische Getreidebau stark zurückging. Im Jahre 1880 hatte Großbritannien 32 Millionen Einwohner, die 24 Millionen Quarter Weizen, gleich 5,3 Millionen Tonnen verbrauchten, wovon damals noch die Hälfte, also 12 Millionen Quarter, im Lande selbst produziert wurden; heute brauchen 42 Millionen Einwohner 32 Millionen Quarter, wovon nur $6^1/_2$ Millionen Quarter englischen Ursprunges sind, $25^1/_2$ Millionen Quarter aber aus dem Auslande importiert werden müssen. Die früheren Getreidefelder können heute lohnender als Gras- oder Gemüseland verwertet werden. Immerhin erleiden die Grundbesitzer, meistenteils reiche Majoratsherren, eine erhebliche Einbuße an Grundrente, und das Land muß Sorge tragen, daß in Kriegszeiten die Zufuhren nicht unterbrochen werden, sonst könnten bald ernstliche Kalamitäten eintreten, ein Grund mehr für die Aufrechterhaltung der absoluten Herrschaft zur See. Joseph Chamberlain, dem Kolonialminister der letzten unionistischen Regierung, ist es bisher noch nicht geglückt, im englischen Volk eine Majorität für sein groß angelegtes Projekt zu finden, wonach das Mutterland mit seinen Kolonien sich zu einem Zollverein zusammenschließen sollte, dessen Mitglieder sich gegenseitig Zollvergünstigungen gewähren, ausländische Waren aber mit einem höheren Zoll belegen sollten als solche britischer Herkunft.

Der von Natur konservative Engländer entschließt sich schwer, eine Methode aufzugeben, mit der er gute Erfahrungen gemacht hat, und das ist in diesem Fall der Freihandel; dennoch erscheint es mir zweifelhaft, ob man nicht doch schließlich gezwungen sein wird, auf das Chamberlain'sche Projekt zurückzugreifen, wenn die anderen Staaten fortfahren, sich mit hohen Zollschranken zu umgeben.

In den drei Jahrhunderten, auf die wir hier einen flüchtigen Blick geworfen haben, hat das kleine Inselland, dessen Bevölkerung sich mit der Zeit

von 5 Millionen auf 45 Millionen hob, mit verhältnismäßig kleinen Mitteln ein Weltreich zusammengezimmert von nahezu 400 Millionen Einwohnern, davon 300 Millionen in Asien, ein Weltreich, in dem die Sonne nicht untergeht, — wahrhaftig eine Leistung, wie sie ihresgleichen in der Geschichte nicht hat. In den letzten 50 Jahren hat sich das Mutterland aus einer Domäne der herrschgewohnten Aristokratie in einen Staat auf demokratischen Grundlagen umgewandelt; ob der stolze Bau diese Veränderung seines Fundaments ohne Schaden zu nehmen vertragen wird, erscheint mir zum mindesten zweifelhaft.

Deutschland hat andere Wege eingeschlagen als England, um sich mit dem Problem der Bevölkerungszunahme abzufinden. Die Geburtenziffer ist im Deutschen Reich noch etwas höher als in England, nämlich 40 auf 1000 Einwohner gegenüber 34 in England, da aber die Sterblichkeitsziffer in England dank besseren hygienischen Bedingungen kleiner ist als in Deutschland, so bleibt im letzteren Lande der Geburtenüberschuß mit 12‰ etwas hinter dem englischen von 14‰ zurück. 1820 hatte das Gebiet des heutigen Deutschen Reiches nur 26 Millionen Einwohner, 1870 waren es schon 40 Millionen, heute sind es 64 Millionen, der Zuwachs beträgt jetzt 900.000 jährlich, wird bald eine Million erreichen. Die überseeische Auswanderung betrug in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ca. 120.000 Personen jährlich, jetzt ist sie auf 20.000 zurückgegangen dank besserer Organisation der nationalen Wirtschaft.

In wirtschaftlicher Beziehung besteht Deutschland aus zwei ganz verschiedenen Hälften: die Provinzen östlich der Elbe sind verhältnismäßig dünn bevölkert und produzieren weit mehr Getreide als sie selbst verbrauchen, während der stark bevölkerte industriereiche Westen und Süddeutschland einen bedeutenden Zuschuß an Getreide erfordern.

Im Jahre 1835 lernte das unter der Misere der Kleinstaaterei leidende Land zuerst den Segen der Einigung durch die Begründung des Zollvereins kennen. In jenen Jahren und zumal nach dem wilden Jahre 1848 fand eine starke Auswanderung nach Nordamerika statt, daher die vielen deutschen Namen, denen wir heute in den Vereinigten Staaten begegnen, obgleich die meisten ihrer Träger jetzt schon kaum noch deutsch können. Bezeichnend ist, daß ein Mann wie Karl Schurz den ersten Teil seiner Denkwürdigkeiten, der seine Jugend in Deutschland schilderte, in deutscher Sprache geschrieben hat, den zweiten in Amerika spielenden aber in englischer Sprache. Das glorreiche Jahr 1870 schenkte den Deutschen die Erfüllung ihrer Träume, die Begründung des Deutschen Reiches als Staatenbund unter Preußens Führung. Die ersten Jahre brachten dem jungen Deutschen Reich unter dem Einfluß des französischen Milliardensegens einen großen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Reaktion setzte aber schon 1873 mit einer heftigen Handels- und Industriekrisis ein, worauf Ernüchterung eintrat. Die leitenden Männer des neuen Reiches, an

ihrer Spitze der Minister Delbrück, Bismarcks rechte Hand in wirtschaftlichen Fragen, gehörten der Freihandelsschule an. Man meinte, da der Freihandel England so reichen Segen gebracht, so müßte auch Deutschland dabei gedeihen. Dabei übersah man, daß die englische Industrie der deutschen damals doch noch zu weit voraus war: obgleich noch kleine Schutzzölle in Deutschland bestanden, so konnten die englische Textil-Industrie und die englischen metallurgischen Industrien immer noch selbst auf den deutschen Märkten die heimische Industrie erfolgreich unterbieten. Dadurch erwachte in Deutschlands Industriekreisen die Sehnsucht nach einem höheren Zollschutz, damit wenigstens der deutsche Markt von der übermächtigen englischen Konkurrenz befreit würde. Gleichzeitig war auch unter dem Druck Nordamerikas eine Periode niedriger Getreidepreise eingetreten und die ostdeutschen Großgrundbesitzer fühlten das Bedürfnis nach Getreidezöllen. Da auch das Reich neuer Einnahmequellen bedurfte, so einigte man sich im Jahre 1879 auf eine mäßige Besteuerung von ausländischem Getreide, Fleisch, Vieh und Bauholz zum Schutz der heimischen Landwirtschaft und von halbfertigen und ganzfertigen ausländischen Industrieprodukten zum Schutz der heimischen Industrie, — nur die ausländischen Rohprodukte, deren die heimische Industrie bedurfte, blieben zollfrei, z. B. Baumwolle, Schafwolle, Tierhäute. Nachdem einmal das Prinzip des Schutzes der nationalen Arbeit anerkannt war, folgten bald Erhöhungen namentlich der agrarischen Zölle, die dem einflußreichen Großgrundbesitz ausgezeichnet behagten. 1885 wurde der Zoll für Brotgetreide von Mk. 10.— per Tonne (circa 61 Pud) auf Mk. 30.— und 1887 auf Mk. 50.— erhöht, also auf 38 Kop. per Pud, was bei Roggen nahezu 50% des Wertes ausmacht. Diese Zollerhöhungen riefen natürlich Gegenmaßregeln der benachbarten Länder hervor: Frankreich, Österreich, Rußland, die Vereinigten Staaten erhöhten ihre Zölle um ein beträchtliches, nur England blieb dem Freihandelsprinzip unerschütterlich treu. Bismarcks Nachfolger Caprivi sah sich genötigt, wieder zur Politik der Handelsverträge zurückzukehren. Um Rußland zu Konzessionen auf dem Gebiet der Industriezölle zu bewegen, wurden die deutschen Zölle auf Brotgetreide 1894 auf Mk. 35.— per Tonne ermäßigt, bis zum Jahre 1905, wo es der Agitation des Bundes der Landwirte gelang, wieder eine Zollerhöhung durchzusetzen für Weizen auf Mk. 55.—, Roggen und Hafer auf Mk. 50.— Braugerste auf Mk. 40.—, während der Zoll für Futtergerste auf Mk. 13.— heruntergesetzt wurde, eine Maßregel, von der sich sowohl Rußland als Deutschland Nutzen versprachen, indem der Import von russischer Futtergerste dadurch sehr gefördert würde. Deutschland braucht diese Futtergerste für die Schweinemast, die in Deutschland als Nebenwerb der kleinen Leute eine große Rolle spielt. In Südrußland kann man auf den durch forcierten Weizenanbau erschöpften Feldern Gerste noch mit Vorteil bauen, und die deutschen Landwirte ihrerseits säten anstatt Gerste Hafer aus, dessen Preise durch die Erhöhung des Zolles von Mk. 35.— auf Mk. 50.— künstlich gesteigert wurden. Für Nordrußland, das vorzugsweise Hafer exportiert, war

diese Erhöhung des deutschen Haferzolls indessen sehr ungünstig. Bis zum Jahre 1917 sollen diese Zollsätze in Kraft bleiben. Sie haben eine merkliche Steigerung der Getreideproduktion in Deutschland zur Folge gehabt, indem es nun rentabel wurde, auch auf dem magersten Sandboden mit Hülfe von Kunstdünger Roggen und Hafer zu bauen. In Deutschland besteht die Bestimmung, daß für jede Tonne Getreide, die ausgeführt wird, das gleiche Quantum an einem beliebigen Zollamt zollfrei eingeführt werden kann. Das läuft darauf hinaus, daß der Osten Deutschlands beim Export seines Getreide-Überschusses Mk. 50.— per Tonne Export-Bonifikation erhält, so daß also der Produzent in Eydtkuhnen Mk. 50.— per Tonne oder 38 Kopeken per Pud mehr für seinen Roggen oder Hafer erzielt, als der Produzent in Wirballen. Die Produzenten im Innern Rußlands, die noch 20 bis 25 Kop. per Pud russische Bahnfracht zu tragen haben, müssen sich mit einem um so viel geringeren Preise begnügen. In folge dieser Verhältnisse produziert Deutschland jetzt schon alle Jahre mehr Roggen als es selbst verbraucht, zuweilen auch mehr Hafer, nur von Weizen und Gerste ist der Import sehr bedeutend. Im Jahre 1909 waren die Ziffern für

| | Produktion. | Export. | Konsum. |
|---|---|---|---|
| Roggen . . . . . | 11.348.000 To. | 375.000 To. | 10.973.000 To. |
| | | Import. | |
| Weizen . . . . . | 3.756.000 „ | 2.220.000 „ | 5.976.000 „ |
| Gerste . . . . . | 3.496.000 „ | 2.568.000 „ | 6.064.000 „ |
| Hafer . . . . . | 9.126.000 „ | 230.000 „ | 9.356.000 „ |

In folge dieser Schutzzölle sind die Bodenwerte in Deutschland seit 30 Jahren auf das Doppelte und Dreifache gestiegen. Noch viel größer ist die Steigerung der städtischen Grundwerte. Auf diesen Gewinn wie auch auf die Gewinne aus Handel und Industrie ist der große Kapitalzuwachs, die offensichtliche große Zunahme des Wohlstandes in Deutschland zurückzuführen. Mit ein Motiv für die Einführung der Getreidezölle war die Erwägung, daß die Bauern die besten Soldaten und die Gutsbesitzerkreise die tüchtigsten Offiziere hergeben, man fürchtete also die Wehrkraft des Landes zu gefährden, wenn man, wie es in England geschehen, die Landwirtschaft dem Wunsche der Industrie nach billigen Nahrungsmitteln für ihre Arbeiter zum Opfer brächte. Die Erfahrung hat denn auch gelehrt, daß trotz der Getreidezölle die Industrie und der Handel sich der denkbar größten Prosperität erfreuten. Die höheren Löhne im Westen lockten die Bevölkerung Ostdeutschlands immer mehr zur Übersiedlung in die Industriebezirke, und die Landwirtschaft Deutschlands kann schon seit vielen Jahren nur noch mit Hilfe von Saisonarbeitern ausgeführt werden, die in jedem Frühjahr zu Hunderttausenden aus Rußland und Österreich über die deutsche Grenze gehen und zum Winter wieder mit einer hübschen Summe verdienten Geldes in ihre Heimat zurückkehren.

Als Illustration für die Steigerung der Industrie will ich nur die Ziffern für den Verbrauch von Steinkohlen in Deutschland anführen:

1890 = 90 Millionen Tons.
1900 = 147 „ „
1910 = 210 „ „

Baumwolle wurde verbraucht:

1871/5 = 116.000 Tons = 2.84 Kilo pro Kopf.
1881/5 = 152.000 „ = 3.31 „ „ „
1891/5 = 252.000 „ = 4.95 „ „ „
1901/5 = 362.000 „ = 6.15 „ „ „

Südfrüchte wurden verbraucht pro Kopf der Bevölkerung:
1871/5 = 0.57 Ko., 1881/5 = 0.75 Ko., 1891/5 = 1.39 Ko., 1901/5 = 2.54 Ko.

Diese Ziffern illustrieren die wachsende Wohlhabenheit.

Für die Steigerung des auswärtigen Handels zeugen die folgenden Ziffern; es betrug

1872 die Einfuhr 3465 Millionen, die Ausfuhr 2492 Millionen Mark.
1902 „ „ 5806 „ „ „ 4813 „ „
1909 „ „ 8547 „ „ „ 6948 „ „

Das mächtige Plus von 5 Milliarden Mark kann man sich nur erklären, wenn man bedenkt, daß in diesen 37 Jahren die Bevölkerung um 24 Millionen gewachsen ist. In diesen 5 Milliarden liegen die Nahrungsmittel für die Ernährung dieser 24 Millionen und die Rohprodukte, deren sie zur Herstellung der Fertigfabrikate bedürfen, die das Gros der Ausfuhr bilden.

Diese Ziffern, groß wie sie sind, müssen noch weiter wachsen, wenn die Bevölkerung weiter zunimmt, und es bleibt die Sorge, was geschehen soll, wenn die Abnehmer von heute auf den Gedanken kommen, die Dinge selbst zu fabrizieren, die sie bisher aus Deutschland bezogen. Da ist England doch besser daran, das in solchen Fällen seine herangewachsene Jugend einfach in die Kolonien abschiebt. Dort finden sie bereits eingewohnte Vettern und Basen und reichlich neues Land vor und sind nicht für ihr Volkstum verloren, während, wenn ein junger Deutscher auswandert, er in die Fremde muß und seiner Heimat entfremdet wird. Mit ihm geht das Kapital verloren, das seine Erziehung gekostet hat, und Deutschland hat einen Soldaten weniger ins Feld zu stellen, wenn es nächstens wieder mal ernst werden sollte. Die Welt war eben schon vergeben, als der deutsche Michel aus der Lethargie erwachte, in die ihn der 30-jährige Krieg versetzt hatte.

Daß der Reichtum in hohem Grade zugenommen hat und daß die 64 Millionen von heute besser leben als die 40 Millionen vor 37 Jahren, das zeigt die Statistik der Konsumartikel, das erkennt aber auch der Reisende an der besseren Ausstattung und der schnelleren Fahrt der Eisenbahnwagen, an den leider nicht immer geschmackvoll ausgeführten Luxusbauten, an dem größeren Komfort der Hotels und am Luxus der Restaurants, an der Leichtigkeit,

mit der der Deutsche von heute sein Geld ausgibt, gegenüber der Sparsamkeit, die man vor 40 Jahren noch überall beobachten konnte, mit einem Wort der standard of life der Deutschen hat sich um ein Erkleckliches gehoben. Doch, wo Licht ist, muß auch Schatten sein, und zu den Schattenseiten der neudeutschen Entwickelung rechne ich vor allem den Umstand, daß die deutsche Arbeiterschaft sich in so hohem Maße von den Irrlehren der Sozialdemokratie hat betören lassen und dadurch sich das Leben vergällen läßt. Arbeiter und Arbeitgeber stehen sich als erbitterte Feinde gegenüber, Ausstände wechseln mit Aussperrungen in lieblicher Folge. Viel mehr Grund zur Klage als die Arbeiter haben alle diejenigen, die auf eine feste Einnahme angewiesen sind, also Beamte, Offiziere, Angestellte aller Art und kleine Rentner, denn das Leben ist furchtbar teuer geworden, dank den gesteigerten Arbeitslöhnen, den Schutzzöllen und den Kartellen der Fabrikanten, die für den Absatz im Innern die Preise hoch halten, und dafür im Auslande häufig mit Verlust verkaufen, um in schlechten Zeiten den Betrieb nicht einschränken zu müssen. Die ganze Struktur der oberen Schichten des deutschen Volkes scheint sich in diesen 40 Jahren seit der Gründung des Reiches verändert zu haben, vielleicht weil so viele Elemente von unten herauf an die Oberfläche gekommen sind in einer Zeit, wo wirtschaftlicher Erfolg auch zur sozialen Rangerhöhung führt. Die Dichter und Denker von ehemals sind kühle Rechner, zielbewußte emsige Kaufleute, wagemutige Unternehmer geworden. Gegenüber der überaus bescheidenen schlichten Lebensführung, verbunden mit hoher Wertschätzung der idealen Güter, in der guten alten Zeit finden wir heute das Streben nach materiellem Lebensgenuß und „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles". Goethe und Schiller werden von der Jugend nicht mehr gelesen, die Erfolge der Technik und Sportinteressen beherrschen sie. Vergebens wartet man auf die neue deutsche Kunst, während doch in früheren Zeiten materieller Aufschwung eine Blüte der Kunst zur Folge zu haben pflegte, — ich erinnere nur an die Mediceer und die flandrisch-holländische Kunstblüte. Ja selbst die deutsche Mittelschule, früher der Stolz der Deutschen, erfährt zur Zeit eine nicht gerade wohlwollende Kritik. Man sagt, sie sei zu sehr zugeschnitten auf die Erfordernisse des Freiwilligen-Examens, und viele Schüler besuchten sie nicht, um gebildete Menschen zu werden, sondern um einjährig dienen zu können; sie befördere die Mittelmäßigkeit, erschwere aber die Bildung von Charakter und Willen und von Fähigkeiten, die über das Mittelmaß hinausgehen. Die Presse pflegt den schlechten Geschmack und hat keinen größeren Ehrgeiz als den, offiziös zu sein, die Sucht nach Titel und Orden ist in weite Kreise gedrungen, beide Geschlechter machen dem Träger von buntem Tuch in einer Weise den Hof, die außerhalb Deutschlands unverständlich erscheint, und das steife formelle Wesen, das im Offizierskorps seine Berechtigung hat, wird durch die vielen Reserveoffiziere in das bürgerliche Leben übertragen, wo es befremdlich wirkt. Dasselbe kann man von den studentischen Verkehrsformen und Trinksitten sagen. Und wenn dann durch solche Prozesse,

wie der Wolff-Metternich-Prozeß, über dem intimen Gesellschaftsleben gewisser Kreise der Schleier gelüftet wird, dann sagen wohl die hiesigen Deutschen, die das Glück haben, mindestens 50 Jahre hinter der deutschen Kulturentwicklung zurück zu sein, mit der Selbstbefriedigung von Seumes Kanadier: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen", — obgleich auch bei uns manch fauler Fleck zu finden ist.

Allen denen, die in so scharfer Weise über das urteilen, was sie im neuen Deutschland sehen, möchte ich zurufen: Nehmt Euch in Acht vor Verallgemeinerung, wenn Ihr gerecht sein wollt! Es gibt noch weite Kreise in der deutschen Gesellschaft, die bewußt an den guten Traditionen der alten Zeit festhalten, aber sie stehen zurück, während die homines novi sich vordrängen; man soll eben nicht vergessen, daß es jetzt sehr viel mehr Menschen in Deutschland gibt, als in der alten Zeit, und die unerfreulichen schwimmen oben. Es ist ein Übergangsstadium, in dem sich Deutschland jetzt befindet, all das Neue, das sich im Laufe der rapiden Entwicklung der letzten 40 Jahre herausgebildet hat, hat noch nicht Zeit gefunden, sich richtig in den Organismus einzugliedern. Ich möchte Deutschland mit einem jungen Menschen vergleichen, der stark gewachsen ist und noch nicht recht weiß, was mit seinen langen Gliedmaßen anzufangen, denn Deutschland ist noch ein junges Land, alle Völker, die so stark wachsen, sind jung, sind noch im Stadium der Vorwärtsentwicklung begriffen. Gebt dem etwas trüben turbulenten Most von heute Zeit, und es wird sich daraus noch ein edler, starker und klarer Wein entwickeln.

Daß das junge deutsche Reich, in dem sich zur militärischen Machtentfaltung wirtschaftlicher Aufschwung gesellte, bei seinen Nachbarn nicht gerade beliebt ist, das kann nicht Wunder nehmen. England hatte früher eine Art von Monopol für die Vermittlung und die Finanzierung überseeischer Geschäfte. Schon vor dem Kriege hatten Bremen und Hamburg durch Begründung des Norddeutschen Lloyds und der „Hapag" angefangen, direkte Beziehungen mit Nordamerika zu pflegen mit Schiffen, die in England gebaut waren. Nach 1871 begannen deutsche Banken direkt mit den überseeischen Ländern zu arbeiten, auf den deutschen Werften an der Oder, Elbe und Weser wurden nunmehr große, prächtig eingerichtete Ozeandampfer erbaut, die beim reisenden Publikum, namentlich bei den reichen Amerikanern, bald wegen der besseren Betriebsorganisation den englischen Linien vorgezogen wurden. Die Fahrten wurden sukzessive auf Zentralamerika, Südamerika, China, Ostindien, und Australien sowie Ostafrika und Westafrika, wo Deutschland inzwischen Kolonien erworben hatte, ausgedehnt und überallhin wurden die Produkte der deutschen Industrie ausgeführt, als Rückfracht aber überseeische Rohprodukte eingeführt; der beste Abnehmer Deutschlands blieb indessen England selbst. Namentlich in denjenigen Industrien, bei welchen es auf die wissenschaftliche Ausbildung der Techniker ankommt, wie z. B. bei der chemischen und der elektrischen Industrie, erwies sich Deutschland England überlegen. Auch die

deutsche Organisation des Absatzes der Industrieprodukte erwies sich als zweckentsprechender. Die Deutschen schickten sprachgewandte Reisende in alle Länder, um genau über die Wünsche ihrer Kunden orientiert zu sein, schrieben ihre Briefe in der Sprache des Käufers und richteten sich bei der Herstellung ihrer Exportwaren genau nach dem Geschmack ihrer Kunden. Die Engländer dagegen sind gewohnt, die Käufer an sich herantreten zu lassen, fabrizieren nur nach englischem Geschmack und sprechen und schreiben nur ihre eigene Sprache. Die englische Methode ist fraglos vornehmer, die deutsche probater. Mit der Nonchalance des reichen Mannes, der der Brosamen nicht achtet, die von seinem Tische fallen, und vielleicht auch als konsequente Anhänger der Freihandelsdevise „laissez faire, laissez aller" ließen sich die Engländer anfangs durch die deutschen Fortschritte nicht aus der Ruhe bringen, — als aber die Handelsstatistik anfing, eine beredte Sprache zu reden, da rieb sich John Bull eines schönen Morgens die Augen und sagte sich: „Der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden"! Flugs wurde ein Gesetz erlassen, nach welchem ausländische Industrieprodukte mit der Bezeichnung ihres Heimatlandes versehen sein mußten, wenn sie in England eingeführt wurden. Man hatte in englischen Fabrikantenkreisen die deutschen Fabrikate en bloc als „cheap and nasty", „billig und schlecht" bezeichnet und hoffte nun, indem man sie mit einem Kainsstempel versah, ihren Vertrieb einzuschränken. Als der Stempel „made in Germany" Gesetz wurde, da erkannte man erst, wie groß der Absatz von deutschen Fabrikaten in England in Wirklichkeit war und daß viele Dinge, die bisher von englischen Firmen als englisches Fabrikat in die Kolonien geschickt worden waren, deutschen Ursprungs waren. Das „made in Germany" sollte eine Warnung sein und wurde eine Empfehlung. Diese Erfahrung wurmte John Bull noch mehr, und als im Burenkrieg die Sympathien der Deutschen auf der Burenseite waren und Deutschland anfing, seine Kriegsflotte zu modernisieren und nach einem festen Plan zu vergrößern, da wurden die Engländer nervös, zur wirtschaftlichen Eifersucht gesellte sich die politische. König Eduard begann seine Einkreisungspolitik. 1904 wurde das Kriegsbeil zwischen Frankreich und England begraben, Nordafrika zwischen diesen beiden Staaten geteilt, ohne zu beachten, daß auch Deutschland in Marokko Handelsinteressen hatte. Das Bündnis mit Japan wurde geschlossen, um Rußland im Schach zu halten, und nachdem dieses Bündnis seine Schuldigkeit getan, wurde Rußland dazu gebracht, sich mit dem langjährigen Gegner anzufreunden, um vor erneuten japanischen Überfällen sicher zu sein. Fürwahr, eine bewunderungswürdig geschickte Politik, die England im Handumdrehen aus dem Sumpf der „splendid isolation" der Gladstone'schen Periode herausriß und zum Drahtzieher der Weltpolitik machte. Im vorigen Herbst sind wir am Rande eines Weltkrieges gewesen, der nur England Nutzen, den Kontinentalmächten aber nichts als Schaden gebracht hätte. So sehen wir, daß das Bedürfnis Deutschlands, für seinen jährlichen Volkszuwachs Brot und Arbeit zu schaffen,

direkt zu den ernstesten politischen Konsequenzen führt. England scheint fest entschlossen zu sein, Deutschland nicht zu gestatten, sich irgendwo in der Nähe der Etappenstraßen, die das englische Mutterland mit seinen Kolonien verbinden, eine Flottenbasis zu schaffen. Es ist dies eine reine Machtfrage, und so lange die englische Flotte so viel stärker ist als die deutsche, wird Deutschland sich wohl hüten, deswegen einen Krieg zu beginnen; eine solche Flottenstation ist ja auch keineswegs eine Lebensfrage für Deutschland. Wohl aber kann Deutschland gezwungen werden, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, wenn ihm einmal die Ausfuhr seiner Industrieprodukte unterbunden werden sollte, denn dann erstickt Deutschland an seinem Volkszuwachs. Es muß anerkannt werden, daß England bisher keinerlei Schritte in dieser Richtung getan hat.

Eine noch größere Geburtenziffer als England und Deutschland weisen die slavischen Länder auf. Die Verhältnisse liegen dort und zumal in Rußland, das uns in erster Linie interessiert, indessen so kompliziert, daß es unmöglich erscheint, sie in den engen Grenzen, die mir hier gezogen sind, zu erörtern. Ich müßte einen besonderen Aufsatz über die Bevölkerungsfrage in Rußland schreiben, doch wird die Behandlung dieses Themas sehr erschwert durch das Fehlen einer wirklich zuverlässigen Statistik.

Dagegen will ich noch einen flüchtigen Blick auf die romanischen Völker werfen. Von diesen hat nur Italien einen namhaften Volkszuwachs, vielleicht dank dem starken Einschlag von germanischem Blut in Norditalien. Dort wimmelt es von Kindern! Welcher Italienreisende kennt sie nicht, die entzückenden ragazzi, die sich auf Schritt und Tritt den Reisenden an die Fersen heften. Da Italien keine Kohle und kein Eisen hat, so kann sich dort eine moderne Industrie nicht entwickeln. Ferner sind die Agrarverhältnisse ungünstig, indem die großen Latifundien an Generalpächter und von diesen wieder mit wucherischem Aufschlag an die kleinen Pächter vergeben werden, die das Land bebauen. Es greifen daher jährlich ungefähr 600.000 Italiener zum Wanderstab, ungefähr die Hälfte von diesen kehrt nach einigen Monaten wieder mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurück: es sind das die italienischen Saisonarbeiter, die man als Maurer, Eisenbahnbauarbeiter, namentlich beim Bau von Tunnels, aber auch als Feldarbeiter überall in Österreich, Deutschland, der Schweiz und Frankreich antreffen kann, ja viele gehen zur Erntearbeit nach Argentinien. Haben die Italiener es drüben zu Wohlstand gebracht, so kehren sie gern nach Italien zurück. Die ganze Riviera ist mit den Villen von im Auslande reich gewordenen Italienern besetzt. Die Ersparnisse, die im Auslande arbeitende Italiener jährlich nach Hause senden, sollen sich auf die stattliche Summe von 300 Millionen Franks belaufen, und eine bemerkenswerte Steigerung des Exports italienischer Fabriken soll darauf zurückzuführen sein, daß die ausgewanderten Italiener auch im Auslande die Fabrikate ihrer alten Heimat bevorzugen.

Ganz anders als in England, Deutschland und Italien liegen die Verhältnisse in Frankreich. Dieses Land ist das reichste Europas, dennoch ist die Bevölkerung wesentlich dünner als in den genannten 3 Staaten, nur 72 Menschen auf den Quadratkilometer. Seit einer Reihe von Jahrzehnten ist die Bevölkerung stabil, ca. 39 Millionen. Geburten und Sterbefälle halten sich die Wage. Man braucht nicht anzunehmen, daß die Franzosen sich Malthus' Lehre in höherem Grade zu Herzen genommen haben als andere Völker, sondern es hängt das mit einer französischen Charakter-Eigentümlichkeit zusammen. Die Franzosen sind nämlich nicht so, wie ihre Romandichter sie schildern, — die kennen nur die Pariser, — sondern sie sind ein arbeitsames sparsames Volk, viel vorsichtiger im Geldausgeben als Engländer und Deutsche. Ihr Streben richtet sich vor allem darauf, ihren Lebensabend als Rentner in Ruhe zuzubringen, und da Kinderaufziehen ein teures Vergnügen ist, so begnügen sie sich mit zweien. Diese Tendenz mag durch die französische Gesetzgebung des „Code Napoléon" befördert werden, die gleiche Teilung des elterlichen Nachlasses, auch von Landbesitz, unter den Kindern vorschreibt; da aber der Landbesitz der Bauern in Frankreich bereits sehr zerstückelt ist, so scheuen sich die Bauern eine weitere Teilung vorzunehmen, indem das zu wirtschaftlich unhaltbaren Zwergwirtschaften führen würde. Die Unruhen der Winzer, die wir letzthin in Frankreich erlebten, sind zum Teil auf zu kleine Landanteile zurückzuführen, die nur bei guten Ernten ihren Besitzer ernähren. Aus derselben Ursache erklärte sich übrigens die mißliche Lage der rheinischen Weinbauern, indem auch am Rhein bis vor kurzem der „Code Napoléon" Giltigkeit hatte. Ein Volk, das nicht mehr wächst, muß notwendig an militärischer Leistungsfähigkeit Einbuße erleiden. 1870 war Deutschland den Franzosen nur um 2 Millionen überlegen, heute wohnen im deutschen Reich 25 Millionen mehr als in Frankreich, daher hat dieses Land keine Chance, sich ohne Unterstützung einer zweiten leistungsfähigen Militärmacht die ersehnte Revanche für die Niederlage von 1870 zu holen. Jedermann weiß, wie stimulierend auf die Arbeitsenergie eines Familienvaters das Bewußtsein wirkt, für eine zahlreiche Nachkommenschaft sorgen zu müssen, und was für den einzelnen gilt, das gilt auch für ein ganzes Volk. Dem französischen Volk fehlt dieser Stimulus, dieser kategorische Imperativ, — das Resultat ist wirtschaftliche Erschlaffung, fehlender Unternehmungsgeist. Wächst in Frankreich ein junger Mann heran, so findet sich für ihn auch ohne Fehl eine Arbeitsstelle, er braucht sich nur in das Bett des zuletzt Verstorbenen zu legen; in Deutschland müssen dagegen jährlich für 900.000 Herangewachsene neue Arbeitsstätten und neue Wohnstätten geschaffen werden, das ganze Wirtschaftsleben befindet sich in fortwährendem Wachstum. Dabei hätte ein französischer Volkszuwachs es so bequem, sich in den prächtigen französischen Kolonien in Algier, Tunis und neuerdings Marokko niederzulassen, wo das Klima, für Südfranzosen wenigstens, ganz zuträglich ist. Was würde Deutschland fehlen, wenn es so nahe von der Hei-

mat so aussichtsvolle Siedelungskolonien hätte, wie die französischen Besitzungen in Nordafrika es sind? Aber die Franzosen begnügen sich damit, ihre Kolonien zu regieren, Italiener und Spanier lassen sich dort als Kolonisten nieder. Was wird nun aus Frankreich werden, wenn die Geburtenziffer noch weiter zurückgeht? Nun, dann werden eben die Nachbarn: Italiener, Belgier und wohl auch Elsässer und Schweizer — über die Grenze treten und die freigewordenen Plätze besetzen. Es ist bezeichnend, daß der große Kaiser Napoleon Bonaparte und der unerbittliche Sittenrichter Emile Zola italienischen Ursprunges waren. Taine bezeichnet den großen Napoleon übrigens als direkten Erben der großen italienischen Bandenführer, der condottieri des cinquceento. Die straff zentralisierte Regierungsform Napoleons, meint er, habe die individuelle Energie in Frankreich zerstört und damit die Niederlage von 1870 vorbereitet. Vielleicht finden die Italiener noch heraus, daß es leichter ist, Frankreich durch eine „penetration pacifique" zu erobern, als sich in der tripolitanischen Sandwüste festzusetzen. Wahrscheinlich werden die Einwanderer schnell genug Franzosen werden, und es ist nicht unmöglich, daß durch diesen Influx frischen Blutes der belle France eine Regeneration bevorsteht.

Wir haben nun gesehen, in wie verschiedener Weise die drei größten Nationen Westeuropas das Problem der Übervölkerung lösen. Wenn wir uns fragen, in welchem Lande das Problem am besten gelöst wird, so verdient wohl England die größte Anerkennung. England hat gleichsam zwei Eisen im Feuer: es teilt seinen Überschuß zwischen Industrie und Auswanderung. Das deutsche System hat zwar den Vorzug, die einheimische Landwirtschaft lebensfähig zu erhalten, es ist aber gewissermaßen zu gekünstelt und bringt das Land zu sehr in Abhängigkeit von Handelsverträgen. Italien mit seiner großen Auswanderung opfert von seinem Nationalkapital eine große Summe jährlich, die Aufziehungskosten von 300.000 Menschen. Glücklicherweise lieben die Italiener ihre Heimat und mindestens die Hälfte der Auswanderer kehrt wieder zurück, um ihre Ersparnisse zu Hause zu verzehren, im Gegensatz zu den Deutschen, die dem Grundsatz huldigen „ubi bene, ibi patria" und dazu neigen sich als Kulturdünger von fremden Nationalitäten auffaugen zu lassen, — ihr Kaiser bezeichnet sie höflicher als das Salz der Erde.

Über die französische Methode lohnt sich nicht viel Worte zu verlieren, — sie ist eben nichts als langsamer Selbstmord. Die Franzosen freilich sehen in ihrer Methode das Charakteristikum einer höheren Kulturstufe, das Symptom hoher Lebenskunst, den reichen Kindersegen der Engländer, Deutschen und Russen bezeichnen sie als rückständige Barbarei. Sie meinen, das Selbstbestimmungsrecht der Menschen gebe ihnen auch das Recht, die Zahl ihrer Nachkommenschaft zu bestimmen. Wenn wir diesen Gedanken weiter ausspinnen, so kommen wir zum Recht auf eigenmächtigen Verzicht aufs Leben, zum Recht auf Selbstmord, eine Konsequenz, die in der Antike freilich oft genug gezogen worden ist und vor der auch manche unserer besten Zeitgenossen nicht zurückgeschreckt

sind. Ich erinnere nur an die Namen Cato, Seneca, Pettenkofer, Mittelstädt und viele andere, auch der achtzigjährige Bismarck beklagt es nach dem Tode seiner Frau in beweglichen Worten, daß die Religion ihm nicht gestatte, einem Leben ein Ende zu bereiten, das ihm nur Beschwerden, niemandem aber Nutzen bringe. Ein Freund von Paradoxen könnte den Verzicht auf das Leben als den Gipfel aller Lebenskunst feiern.

Wenn mir noch eine kleine Abschweifung gestattet ist, so möchte ich darauf hinweisen, daß die beiden Länder, die in der Gegenwart sich unter allen Staaten Europas der größten Prosperität erfreuen, unter dem Regime von diametral entgegengesetzten wirtschaftspolitischen Prinzipien dieses Ziel erreicht haben: England indem es den orthodoxen Freihandelsprinzipien treu bleibt, Deutschland indem es seiner Landwirtschaft einen hoch gespannten Zollschutz angedeihen läßt, seine Industrie aber durch ein künstliches, wohl durchdachtes System von mäßigen Schutzzöllen fördert. Sollte man da nicht geneigt sein anzunehmen, daß das, was beiden Ländern gemeinsam ist, nämlich eine arbeitsame, intelligente, zielbewußte, unternehmungslustige, erwerbsfreudige Bevölkerung die Hauptbedingung für die Prosperität eines Landes ist, die Wirtschaftspolitik aber eine Frage sekundärer Bedeutung?

Als ich vor vielen Jahren an einer Fahrt des Eisbrechers „Jermak" durch das schwere Eis des Finnischen Meerbusens unter Führung des Admirals Makarow, des Erbauers des „Jermak", teilnahm, war ich Zeuge einer Unterhaltung zwischen dem überaus sympathischen Admiral, der wenige Jahre später den Heldentod in Port-Arthur sterben sollte, und dem englischen Ingenieur, der den Bau des „Jermak" nach Admiral Makarows Plänen ausgeführt hatte. Der Admiral entwickelte seine Ansichten inbezug auf die für die erfolgreiche Überwindung der Eishindernisse erforderliche Form des Bugs von Eisbrechdampfern. Der praktische Engländer erwiderte darauf, die Form des Bugs könne wirklich keine so große Rolle bei dieser Frage spielen, ausschlaggebend sei doch immer die Maschinenkraft des Dampfers, auf die Zahl der Pferdekräfte komme es an, die dahintersitzen. Sollte es nicht auch so mit der wirtschaftlichen Prosperität der Völker bestellt sein? Ein tüchtiges Volk wird trotz schlechter Gesetzgebung mehr leisten als ein schlappes Volk mit der besten Gesetzgebung.

Was nun die Befürchtung des guten Malthus anbetrifft, die Bevölkerung Europas könnte zufolge Mangels an Nahrungsmitteln zu Grunde gehen, so hat sich diese Befürchtung als grundlos erwiesen. Es gibt noch viel unbebautes Land auf der Erde; so lange die Europäer Brot bezahlen können, werden sich Leute finden, die es ihnen liefern.

Sollte aber wieder ein Prophet des Pessimismus auferstehen, um der Menschheit das Gruseln zu lehren, so würde ich ihm empfehlen, das Thema des Malthus zu variieren und zu sagen: „Nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr so verschwenderisch wie bisher mit der Steinkohle umgeht, so ist sie in Eng-

land in 200 Jahren und auf dem Kontinent in 600 Jahren erschöpft, und Kohlen hat der moderne Mensch so nötig, wie das tägliche Brot.“ Die Optimisten werden dann antworten: „Tut nichts! Wenn die Kohle zu Ende geht, so fangen wir jeden Tropfen Wasser auf, der von Berg zu Tal geht, und verwandeln ihn in elektrische Kraft, auch die Anziehungskraft des Mondes nutzen wir aus, indem wir Ebbe und Flut zwingen, unsere Räder zu treiben. Wenn es James Watt zu seiner Zeit gelungen ist, den Dampf einzusperren und der Menschheit dienstbar zu machen, so findet sich wohl ein anderer, der den Sonnenstrahl einfängt, ihn in motorische Kraft umsetzt und mit ihm unsere Öfen heizt, den Strahl derselben Sonne, deren geheimnisvolle Kraft alles Leben hier auf Erden erhält, den Kreislauf des wundersamen Werdens und Vergehens, wovon wir selbst ein Teil sind.

# Direktor Josef Koenig.

Von Prof. Th. Zielinski. (St. Petersburg.)

Wir wissen von vielen, daß sie sich von unscheinbaren Anfängen langsam und mühselig zu einer gewissen Höhe des Lebens emporgearbeitet haben; ebenso von anderen, daß ihr männliches Wirken und Schaffen dem Glanz ihrer Jugendjahre nicht entsprochen hat. Ihr ganzes Leben lang in dem gleichen, ungetrübten Lichte zu strahlen ist wohl nur wenigen Auserwählten beschieden worden; zu diesen gehörte Josef Koenig.

Als Sohn unbemittelter Eltern den 14./26. Dezember 1845 zu Schwarzwasser in Österreich-Schlesien geboren, hat er schon auf dem heimatlichen Gymnasium in Troppau die Augen seiner Lehrer sowohl wie seiner Mitschüler auf sich gezogen. Nicht etwa bloß durch hervorragende Leistungen in irgend einem Spezialfach: was nur auf dem Gymnasium Lebendiges und Wertvolles geboten wurde, Mathematik und Geschichte, Philologie und Physik — alles regte den jugendlichen Geist des Schülers in gleicher Weise an, alles wurde auch ihm zu lebendigem und wertvollem Besitz. Und auch nicht nur durch hervorragende Leistungen in den Wissenschaften allein: der schlanke, wohlgebaute Knabe wußte sich auch als Turner, als Tänzer, als Schwimmer hervorzutun. Vor allem aber war ihm schon damals die Gabe des guten Vortrags, der fein abgetönten Rede eigen, jene herrliche Gabe, die, eben weil sie bei ihm Natur und nicht Kunstprodukt war, ihm bis in seine letzten Jahre hinein die Gemüter seiner Hörer gefangen gab.

So vielseitig und harmonisch veranlagt, war Koenig vor allen dazu berufen, die Kräfte seines Geistes dem Studium jener Welt zu widmen, die das Ideal des harmonisch durchgebildeten Menschen als erste in nie wieder er-

reichter Fülle und Herrlichkeit geschaffen hat, — der antiken: nachdem er 1865 das Gymnasium absolviert, bezog er als angehender Student der klassischen Philologie die Universität Wien. Das war noch nicht der prachtvolle Renaissancepalast am Franzensring, der gegenwärtig zu den Hauptsehenswürdigkeiten Wiens gehört: nur wenige Besucher der Kaiserstadt werden sich der von außen so unansehnlichen „alten Universität" erinnern, grau und düster, wie die alten Hochschulbauten einmal waren. Aber drinnen war es hell, nicht zum mindesten auf altphilologischem Gebiet. Zwei Männer sind hier vor allen zu nennen, beide als Gelehrte wie als Lehrer von einzigartiger Bedeutung, Hermann Bonitz und Johannes Vahlen, jener als Hellenist, dieser vorwiegend — aber mit starkem hellenischem Einschlag — als Latinist tätig. „Unter den ständigen Zuhörern dieser großen Meister fiel ein blondgelockter Jüngling von gewinnendem Äußeren auf. Der feine Kopf mit den schwärmerischen, nach innen gewendeten Augen erinnerte etwas an den Romantiker Novalis, wie wir diesen aus Bildern kennen, während der wohlausgeturnte Körper Kraft und Behendigkeit verriet. Es war der Schlesier Josef Koenig." Was er diesen beiden schuldig war, dessen war er sich zeitlebens mit warmem Dankgefühl bewußt; hatte ihn Bonitz gelehrt, mit zugleich weitem und tiefem Blick die alten, ewigen Meister — Homer, Sophokles und vor allen Plato — anzuschauen und ihnen das Wertvolle nach Form und Inhalt zu entnehmen, so war bei Vahlen vor allen Dingen die Kunst der feinen und präzisen Interpretation zu lernen, die eigentlich philologische Methode, die in der Beantwortung der anscheinend so einfachen Frage „was ist mit dem Gesagten gesagt?" gipfelt. Beides ließ sich auch receptiv aneignen durch gewissenhaftes Besuchen der Vorlesungen, ungleich besser jedoch und fester durch eigenes Üben im philologischen Seminar, das von denselben Gelehrten geleitet wurde. „Allein da war weder Bonitz noch Vahlen leicht zu befriedigen, vielmehr wiesen sie den Seminarmitgliedern alle Lücken des Verständnisses mit strengster Genauigkeit nach. Desto wohltuender war denn ein Beifall von so maßgebender Seite, und es verursachte kein geringes Aufsehen unter den Kollegen, als Vahlen zu Koenig, der eine Epistel Ciceros an Atticus wahrhaft glänzend verdeutscht hatte, mit Nachdruck sprach: apte vertisti, apte atque venuste! Ein ähnlicher, öffentlich erteilter Lobspruch war von dieser Stelle überhaupt noch nicht vorgekommen."

So ließ sich von dieser Seite alles dahin an, dem strebsamen Philologen in naher Zukunft ein Lehramt in einem Gymnasium seines Vaterlandes, vielleicht auch eine Habilitation an einer Universität in Aussicht zu stellen. Umstände äußerer Art waren es, die anders entschieden. Wie schon oben angedeutet, waren Koenigs Vermögensverhältnisse recht dürftig. Schon auf dem Gymnasium hatte er Privatstunden geben müssen, um seiner Mutter (der Vater war früh gestorben) nicht zur Last zu fallen; in Wien mußte er eine Erzieherstelle in einer vermögenden Familie annehmen, Knaben in die Schule führen und zu Hause überwachen. Das gab einen schwierigen, auf die Minute aus-

gerechneten Lebens- und Studiengang, dessen mathematische Pünktlichkeit bei den Kommilitonen Staunen erregte. Aber das Resultat war doch, daß Koenig, im Lehren ebensogut empfohlen wie im Lernen, im vierten Jahre seiner Universitätsstudien als Erzieher zu dem russischen Botschafter am Wiener Hofe, Grafen v. Stackelberg, berufen wurde. Das war das entscheidende Ereignis in seinem Leben; als sein hochgestellter Gönner im Jahre 1869 von Wien nach Paris versetzt wurde, folgte ihm Koenig dahin; außer den fleißigen Studien in der Staatsbibliothek und im Collège de France war die gründliche Aneignung einer zweiten Weltsprache und vor allem ein freier, über die Enge nationaler Schranken hinwegsehender Blick die Folge dieser Übersiedelung. Und als ein Jahr später der Botschafter starb, wurden seine schon früher mutterlosen Söhne auf Beschluß der Vormünder Koenig zur Erziehung überlassen und letzterer aufgefordert, sie zu diesem Behuf in ihr ihnen selbst unbekanntes Vaterland zurückzugeleiten. So lockerten sich die alten Fäden immer mehr; neue, festere wurden angeknüpft. Koenigs hervorragende Tüchtigkeit, durch den Zauber seiner persönlichen Erscheinung und Art wirksam gehoben, machte ihn in den deutschen Kreisen St. Petersburgs bald bemerkbar. Der anfängliche Mangel eines fur Rußland giltigen Diploms wurde 1873 durch ein in Dorpat bestandenes Staatsexamen ausgeglichen; im April 1874 erhielt Koenig die Stelle eines Oberlehrers der alten Sprachen am Gymnasium der St. Annenschule, das schon damals unter der Leitung seines Direktors, des allgemein hochgeehrten Dr. Julius Kirchner, sich unter den höheren Schulen der Hauptstadt eines wohlverdienten Ansehens erfreute.

Das leichte und angenehme Los, sich von einem dunklen Hintergrunde abzuheben und so auch mit schwachem Lichtc zu glänzen, war Koenig — zu seinem wahren Glück — nie beschieden gewesen; so war es auch diesmal kein verächtlicher Vorgänger, dessen Erziehungswerk Koenig in die Hände gelegt wurde — Ferd. Gelbcke, ein Lehrer von gediegenem Wissen und Können, dazu wegen seines persönlichen, ehrenhaften und humanen Wesens von den Schülern geachtet und geliebt. Das naturgemäße Bedauern, das einem solchen Vorgänger gezollt wurde, ergab ebenso naturgemäß dem unbekannten Nachfolger gegenüber eine mißtrauische, ja feindselige Stimmung. Aber nur für ganz kurze Zeit; schon der Rest des Schuljahres 1873/74 überzeugte die kritischen Sekundaner — um die handelte es sich — daß sie an ihrem neuen jungen Lehrer eine, wenn auch anders geartete, so doch unendlich reiche und schöpferische Kraft erhalten hatten; und als dieser im Herbst 1874 in dieselben Schulräume zu vollerer Wirksamkeit zurückkehrte — er hatte zu seiner Sekunda auch die Prima bekommen — tat er es im Bewußtsein, sich eine völlig gefestigte und unanfechtbare Stellung in den Herzen seiner Schülerschaft gewonnen zu haben.

Es würde auch in einer längeren Charakteristik nicht leicht sein, den eigentümlichen Reiz, der Koenigs Unterricht innewohnte, dem Außenstehenden

zu vermitteln. Vielleicht war es etwas scheinbar äußerliches (in der Tat freilich tief innerliches), das nicht zum wenigsten den Erfolg verbürgte — die weiche, klangvolle und farbenreiche Stimme, die in gleicher Weise das bewegte Pathos einer ciceronischen Periode, den wunderbaren Schmelz eines vergilischen Verses, den dramatischen Schwung eines sophokleischen Dialogs zu wirksamem Ausdruck zu bringen wußte. So traten die alten Autoren den Schülern von vornherein als Lebendige gegenüber, mit denen ein „Herz- zu Herzen-Schaffen" ohne weiteres möglich war. Seine weitere Aufgabe sah nun der Lehrer nicht sowohl darin, die also Belebten durch eine gefällige deutsche Übersetzung dem Schüler näher zu bringen ... er konnte es zwar vorzüglich, das wissen wir schon, aber die Hauptsache war es ihm nicht. Vielmehr sollte, dem Geiste des klassischen Gymnasiums gemäß, der Schüler zum Autor geführt werden, sich in seine Welt hineinleben und gerade das Unübersetzbare als das Wertvollste empfinden lernen. Dazu diente die Kunst der Auslegung; seine Meisterschaft in ihr verdankte Koenig nicht nur seinem soliden, Formalien wie Realien in gleicher Fülle umfassenden philologischen Wissen — ihr machte er den ganzen Umfang seiner sehr vielseitigen Erudition dienstbar, so daß es ihm keine Mühe machte, beispielsweise bei Gelegenheit einer römischen Kalenderfrage seine Prima durch die Ausrechnung einer subtilen diophantischen Gleichung zu überraschen. Aber auch das war nicht alles: die Wünschelrute für das Lebendige, die er in seinem Herzen trug, erzitterte dann am heftigsten, wenn die Auslegung sich den intimsten Gebieten unseres Fühlens zuwenden mußte — dem Psychologischen, dem Ästhetischen, dem Ethischen. Da war es der durch reiche und harte Erfahrung gewitzigte Mensch, der sich in jenen Vollmenschen der Vorzeit wiederfand und in seiner jungen Zuhörerschaft die künftigen Menschen weckte. Ihm war die Antike, und mit Recht, in weit höherem Grade eine Welt der Sehnsucht, als eine Welt der Vollendung; daß wir uns nach ihren Heroen sehnen sollen, um uns dann mit ihnen nach den lichten Idealen der Zukunft zu sehnen, das war sein zwar unausgesprochener, aber tatkräftig geübter Glaube. Der gab ihm dann, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, Worte ein von zündender Kraft; gerührt und erschüttert gingen die Schüler von dannen, und was sie in solchen Stunden ahnungsvoll in ihr Bewußtsein geschlossen hatten, das waren für manche, und nicht für die schlechtesten unter ihnen, Bausteine zu einer künftigen Weltanschauung. Selbstverständlich waren das keine Alltagsstunden; so spannkräftig auch Koenigs Seele war — daß auch ihr Flügelschlag sich manchmal unmutig senkte, war nur naturgemäß. Nicht zum wenigsten trugen dazu die leidigen Pachydermen bei, deren jede Klasse eine Anzahl mit sich führt; ihre dumpfe Undurchdringlichkeit mußte gerade auf einen so mitteilbedürftigen Lehrer wie König doppelt niederschlagend wirken. Aber auch an ihnen war sein Werk nicht verloren. Denn da der Geist der Klasse mit dem Lehrer war, so impfte sich ihnen von selber die unbewußte Überzeugung ein, daß jeder soviel wert war, als er in Koenigs

Schätzung galt: und dadurch wurde in ihnen wenigstens eine heilsame Bescheidenheit gezüchtet, die eine Hauptbedingung ihrer teilweisen Nützlichkeit ausmachte.

Es darf freilich nicht vergessen werden, daß Koenig sich damals als Lehrer der klassischen Sprachen, d. h. der Antike überhaupt, viel freier bewegen konnte, als es ihm heutzutage in der gleichen Stellung möglich wäre. Bei der besseren Vorbereitung der Schüler des Obergymnasiums durfte er sich hin und wieder erlauben, mit ihnen solche schwierige und doch dankbare Schriftwerke zu lesen, wie das zweite Buch des Thukydides mit der herrlichen perikleischen Leichenrede. Diese bessere Vorbereitung ermöglichte es ihm auch, den von seinem Vorgänger in der Prima übernommenen lateinischen Aufsatz als die Blüte des formellen Unterrichts weiter zu pflegen — nicht um die Schüler mühsam und kümmerlich das lateinisch sagen zu lassen, was sie leichter und besser in ihrer Muttersprache ausdrücken konnten, sondern um sie dazu anzuregen, die reichen Sprachmittel des Latein auf ihr eigenes Schreiben und Denken befruchtend zurückwirken zu lassen, andererseits aber sie durch die Aussicht dieser praktischen Verwendung dahin zu bringen, daß sie der lateinischen Lektüre und dem grammatischen Unterricht erhöhte Aufmerksamkeit zuwandten. Gründe verwandter Art — aber nicht nur solche — veranlaßten ihn auch, die althumanistische Tradition der Aufführungen antiker Dramen in der Prima weiterzuführen: im Jahre 1877 wurde Sophokles' Elektra, 1882 desselben Dichters Oedipus auf Kolonos unter Koenigs Leitung aufgeführt. Vor Zeiten waren solche Bühnendarstellungen ein wesentliches Mittel, das antike Drama den Zeitgenossen bekannt zu machen, und sie haben die Entwicklung des modernen Dramas nicht wenig beeinflußt; heutzutage kommen für den leitenden Lehrer hauptsächlich pädagogische Momente in Betracht. „Durch das Sichhineindenken in die einzelnen Rollen und Einüben derselben treten die Schüler der Erhabenheit einer griechischen Tragödie natürlich viel näher, als es je beim Lesen und Erklären in der Klasse geschehen könnte, und allmählich überkommt sie die Weihe der Dichtung und erfüllt sie mit einer reinen Begeisterung" *). Und diese Begeisterung teilt sich naturgemäß auch den Zuschauern mit. Mochten diese — sie haben stets den Saal bis auf den letzten Platz gefüllt — hauptsächlich aus Interesse für die jugendlichen Tragöden und für die Schule, vielleicht auch aus Neugier gekommen sein: die Hingebung der Darsteller, die das eigentlich Bühnengemäße vielfach wirkungsvoll ersetzte, tat ungezwungen das ihrige und bewirkte im Verein mit dem Wohlklang der attischen Sprache, daß die geopferten Stunden als ein Gewinn, nicht als ein Verlust empfunden wurden. Das hat denn auch die deutsche Gesellschaft St. Petersburgs und

*) Worte des Direktors Koenig im Jahresbericht 1896 (S. 7 f.) bei Gelegenheit einer Aufführung der „Elektra" unter der Leitung seines Nachfolgers im Lehramt, des Oberlehrers R. Tantzscher.

ihr Organ, die deutsche Presse, stets bereitwillig anerkannt; an ihr verständnisvolles und aufgeklärtes Entgegenkommen wäre nicht nur bei dieser Gelegenheit rühmend und dankend zu erinnern. Wenn das seitens der russischen nicht in der gleichen Weise geschah, und beispielsweise der damals einflußreiche „Golos" der Aufführung des „Oedipus in den Kolonnen" (sic) nur einen süßsauren, fast verdrießlichen Nachruf zu widmen wußte, so war daran die politische Färbung schuld, die dem klassischen Unterricht in den Augen der russischen Gesellschaft zum unersetzlichen Schaden beider anhaftete; und wenn wir daran erinnern, so geschieht es im freudigen Bewußtsein, daß es jetzt damit anders und besser geworden ist, und daß eine gleiche Verständnislosigkeit in der vornehmen russischen Presse ebenso unmöglich wäre, wie das herausgehobene Titelkurioſum.

Auch in der Pflege der Priratlektüre mit den fortgeschrittenen Schülern zeigte sich dasselbe Festhalten an der alten humanistischen Tradition; doch kam auch hier noch ein anderes Moment in Betracht. Die Prüfung wurde von Koenig zu Hause vorgenommen; hier bot sich demnach dem Schüler die Gelegenheit, den Lehrer im Rahmen seiner Häuslichkeit zu sehen, unter den Büchern seiner philologischen Privatbibliothek, die er sich nach und nach zusammengestellt hatte, mit dem feinen Geschmack, der ihm einmal eigen war. Dies, nebst der freieren häuslichen Weise, die dem Lehrer zugleich als liebenswürdigem Wirt aufzutreten gestattete, verlieh solchen Besuchen einen höchst persönlichen Charakter von eigentümlichem Zauber: hier, wo dem unklaren, halbkindlichen Streben die gereifte Einsicht des Mannes entgegenkam, schlangen sich um Lehrer und Schüler unsichtbare Bande des Wohlwollens und der Pietät, die nachher für's ganze Leben vorhielten ...

So gingen zehn Jahre hin. Die beiden Knaben, deren Erziehung Koenig nach Petersburg geführt hatte, reiften zu Jünglingen heran und entwuchsen also der Obhut ihres treuen Pflegers; andererseits war der Mann, der Koenigs erste Schritte im Lehramt geleitet hatte, allmählich zum Greise gealtert und sehnte sich darnach, seinen Lebensherbst in der freundlichen Stille eines deutschen Städtchens zu verleben. Schon einmal — im Frühling und Spätsommer 1878 — hatte Koenig den krankheitshalber auf Urlaub weilenden Direktor in der Leitung des Gymnasiums vertreten; jetzt — im Sommer 1884 — legte der Scheidende das Scholarchat endgiltig in seine bewährten Hände. Es begann die letzte und glänzendste Periode in Koenigs Leben und zugleich die eingestandenermaßen glänzendste in der ruhmreichen Geschichte der St. Annen-Schule: sechsundzwanzig Jahre lang, vom 12. Juni 1884 bis zum 22. Mai 1910, ist Koenig ihr Direktor gewesen. „In steter Fühlung mit dem Elternhause das erziehliche Moment vor dem wissenschaftlichen zu betonen und ebenso fern von verknöchertem Festhalten an Veraltetem, wie von unruhigem Haschen nach Neuem, den Fortschritten zu folgen, die auf pädagogischem Gebiete gemacht werden" — das waren die Grundsätze, zu denen er sich bei der Über-

nahme des Direktorats bekannte (Jahresbericht 1885 S. 77); jedermann weiß, daß er ihnen treu geblieben ist.

Den Mut und die Freudigkeit dazu mochte er nicht zum wenigsten seinem gerade damals aufblühenden Familienglück verdanken. Einige Jahre vorher hatte er die anmutige Tochter des angesehenen Petersburger Kaufmanns P. Serck als Gattin heimgeführt; dieser Ehe war ein liebliches Töchterchen entsprungen, dem bald ein zweites und nach abermaligem kurzen Zwischenraum ein drittes folgte. So ließ sich alles dahin an, als sollte der im Direktorat von St. Annen heimische Familiensegen auch auf den neuen Träger dieser Würde übergehn. Das war die freundliche Sonne der ersten Jahre; sie sollte nicht von Dauer sein. Eine tückische Krankheit raffte nach langem qualvollem Hinwelken die zweite Tochter weg; ihr folgte, wie sie gekommen war, die jüngste in ihr allzufrühes Grab, und nur die erste blieb nach, um dereinst nach des Vaters Tod das Witwenleid der Mutter zu teilen. Wie Koenig diese grausamen Schicksalsschläge ertragen hat, wird allen seinen Freunden ewig unvergeßlich bleiben; die Ergebenheit des Christen vereinigte sich bei ihm mit der Standhaftigkeit eines wahren Jüngers der antiken Philosophie. Das Steuer erbebte nicht in der festen Hand, und nur die Nahestehenden wußten, welcher Gram am Herzen des Piloten nagte.

Arbeit gab es im neuen Amte übergenug, Arbeit der mannigfachsten Art, vom ideellsten oben bis zum materiellsten hinab. Auch wer nur am äußerlichsten haftend St. Annens trauliche, aber etwas unscheinbare Räumlichkeiten der siebziger Jahre mit den jetzigen vergleicht, wird geneigt sein, auf Koenig in entsprechend vermindertem Maßstabe das alte auf Kaiser Augustus geprägte Wort zu übertragen: er habe sein Rom backsteinern übernommen und marmorn zurückgelassen. Schon im Jahresberichte von 1887 (S. 23) sprach Koenig in einem beredten Appell an die Gemeinde und an die früheren Schüler von den drei ersten „unabweisbaren Bedürfnissen" der Hauptschule: das waren nach seiner Meinung 1) ein Turnsaal, „der es zugleich ermöglichte, in einzelnen Zwischenstunden die Korridore von den Schülern zu entleeren und zu lüften", 2) der Neubau der großen Aula, behufs Aufhöhung der Lage und Neugestaltung der damaligen unschönen Galerieluken, und 3) die Parkettierung der Korridore und Lehrsäle, die von hygienischen, ästhetischen und ökonomischen Gesichtspunkten gleichermaßen geboten erschien. Er hatte die Genugtuung, alle diese Wünsche, und noch manchen andern dazu, persönlich erfüllen zu können.

Alle diese Umbauten kamen der Hauptschule zu gute. Aber auch die Elementarschule hat Koenig nie als ein Aschenbrödel betrachtet und behandelt: sowie er mit Stolz von den fünf Schulen sprach, die seiner Leitung unterstanden, so hat er jeder von ihr das Maß von Sorge zukommen lassen, das ihr gebührte. Nachdem sich die mehrfach vorgenommenen Erweiterungen bei dem wachsenden Andrang als unzureichend erwiesen hatten, erwuchs auch hier

ein neues „unabweisbares Bedürfnis“: der Bau eines neuen Schulhauses. Im Herbst 1906 stand ein solches da, wohlräumig und schön, ganz dazu angetan, nicht nur die Gesundheit der Zöglinge zu erhalten und zu stärken, sondern auch in ihre Seele den Schimmer des Ideals leuchten zu lassen, dessen sie bei der größeren Enge und Gedrücktheit ihres häuslichen Daseins noch mehr bedurften, als die günstiger gestellten Schüler und Schülerinnen der Hauptschule.

Der einstmalige Romantiker „mit den schwärmerischen, nach innen gewendeten Augen“ hatte sich zu einem trefflichen Organisator entwickelt; ideales Streben und praktischer Sinn hatten sich in ihm in einer Weise vereinigt und durchdrungen, wie man sie wohl selten im Leben findet. Kam dieser mehr im Verkehr mit der Außenwelt zur Geltung, so war es jenes, was sein Verhältnis zum Kollegium sowohl wie zur Schülerschaft bestimmte.

Es ist nicht leicht, sich denen gegenüber als Vorgesetzten zu geben, die gestern noch unseresgleichen gewesen sind; wäre der feine Takt, der dazu gehört, gemeine Gabe, so würde man weniger von Zerwürfnissen hören, die gerade auf diesem Boden entstehen. Zehn Jahre lang Kollege unter den Kollegen, mit vielen derselben durch Freundschaft, durch das trauliche „du“ verbunden, und nun mit einem Male Vorgesetzter — wohl mancher hätte hier manche Einbuße zu verzeichnen gehabt. Bei Koenig war es nun nicht nur seine natürliche Liebenswürdigkeit, die ihm die Klippe glücklich umschiffen half, sondern vielleicht noch mehr ein, ich möchte geradezu sagen, an den Lehren der stoischen Schule gebildeter Sinn für das decorum, das ihn unwürdige Popularitätshascherei wie andererseits herrschaftliches Aufbegehren als gleich unästhetisch vermeiden ließ. Er lenkte sein Kollegium als primus inter pares, indem er ihm den höheren Zweck ihrer gemeinsamen Wirksamkeit als den eigentlichen Vorgesetzten hinstellte, dem alle in gleicher Weise untergeben seien. Daß es trotzdem hin und wieder zu Konflikten kommen mußte und gekommen ist, darf weder geleugnet, noch mißdeutet werden: wenn die Interessen der Schule mit den noch so achtungswerten Interessen des einzelnen Lehrers in Widerspruch traten, waren für Koenig unbedingt die ersteren maßgebend.

Der warme Hauch, der jeden umgab, wer nur unter Koenigs Direktorat dem Kollegium von St. Annen beitrat — er rührte nicht zum wenigsten daher, daß der freundliche und humane Direktor den römisch-imperialistischen Grundsatz des discretam habere domum et rempublicam dort getrost durchbrach, wo er ohne Schaden durchbrochen werden konnte. Das Konferenzzimmer mit seinem grünschimmernden Tisch war nur das eine, das amtliche Zentrum des Kollegiallebens; das andere, traulichere, war die „Privatwohnung des Direktors“, die Koenig so unprivat wie nur möglich gemacht hatte. Wer nur jenem Kollegium angehörte oder auch nur nahestand, dem werden auch die Samstagabende unvergeßlich bleiben, die Jahre hindurch die Kollegen im Hause des Direktors vereinigten. Gern wurde ein populärwissenschaftlicher

Vortrag, den irgend ein Gast halten mußte, zum „moralischen Hintergrund" der Zusammenkunft gewählt, worauf bei einer materielleren Tafel gemütliche Gespräche die Geladenen bis in die späte Nacht beisammenhielten; daß dabei der geistvolle Hausherr in einer teils herzlichen, teils humoristischen Rede eine Brücke schlug vom wissenschaftlichen zum gemütlichen Teil, verstand sich von selbst und wurde nicht ohne Spannung erwartet. In dieser Bestrebung, die amtlichen Beziehungen durch das persönliche und gemütliche Moment zu beleben und zu verschönern, fand Koenig auch an seiner Gattin — man verzeihe uns diese Indiskretion — eine ausgezeichnete Gehilfin. Nicht nur, daß sie als freundliche, heitere Hausfrau den Reiz jener Samstag- und anderer Abende erhöhte: indem sie sich die Intentionen ihres Gatten ganz zu eigen machte, indem sie auch ihrem persönlichen Freundschaftsbedürfnis innerhalb der Welt Genüge verschaffte, die einmal die seinige war, hat sie manche drohende Differenz im Keime erstickt, unbewußt für den anderen und vielleicht für sich selbst.

Das zweite ist die Schülerschaft — der eigentliche Zweck, neben dem alles andere nur als Mittel erscheint. Ihr galt sein Wort bei seiner Introduktion (Jahresbericht 1885, S. 78): „Ich habe bisher das beneidenswerte Glück genossen, die Liebe meiner Schüler bald zu gewinnen; sie mochten wohl fühlen, daß ihnen auch meine Liebe gehörte. Nun heißt aber die Jugend lieben keineswegs — ihr alles hingehen lassen und jede Mühe und Arbeit ersparen. Die Liebe zeigt sich auch in strenger Zucht, und die will ich üben und aufrecht erhalten zu euerem Frommen". Ein alter, ewiger Grundsatz, wenn ihn auch die Jugend immer von neuem lernen muß; neu und persönlich war die Art, wie Koenig ihn durchführte. Er war nicht nur geborener praktischer Pädagoge: ihm war von früher Jugend an die Pädagogik als Fach lieb und wert. Schon auf der Schulbank war ein Herbartianer (Dr. Schmidt) derjenige, der ihn mit am meisten beeinflußte; auch später und bis zuletzt bewegte sich seine Pädagogik im Strombett der Herbartschen Psychologie.*) Nun mag letztere vom Standpunkt der reinen Wissenschaft nicht einwandfrei sein: daß sie praktisch zur Bildung des Erziehungswesens sehr Achtbares geleistet hat, wird man ihr nicht abstreiten können. Aber freilich: auch diese Theorie wäre grau gewesen, wenn sie sich bei Koenig nicht mit einem hervorragenden pädagogischen Takt und einer unermüdlichen Arbeitskraft gepaart hätte. Er kannte jeden Schüler persönlich. Jeden Sonnabend besuchte er alle Klassen, revidierte die Klassenjournale, ließ sich von den Ordinarien über einzelne Schüler Bericht erstatten; aber auch abgesehen davon, liebte er es, daß die Schüler sich in allen Angelegenheiten direkt an ihn wandten, sowie er auch ihre Eltern zu jeder Tageszeit und an allen Tagen empfing — erst nach seiner Erkrankung 1907

*) Zu erwähnen ist hier sein Aufsatz „Psychologie und Pädagogik" (Jahresb. 1888), eine geistvolle und prägnante Zusammenfassung seiner Ansichten über den Gegenstand.

pflegte er sich wenigstens die Abende freizuhalten. Bei der unbedingten Hochachtung, die er durch sein ganzes Wesen der Schülerschaft einflößte, gelang es ihm, sie seiner Leitung willig folgen zu lassen, ohne daß sich während seines langen Direktorats irgend nennenswerte Konflikte ergeben hätten. Selbst im wirren Schuljahr 1905/06, als sich überall in der Runde die Bande der Disziplin gelockert hatten, konnte er seiner Schuljugend die Anerkennung zollen, „daß sie den von allen Seiten auf sie eindringenden Versuchungen gegenüber tapfer standgehalten hat" (Jahresb. 1906, S. 5). Wessen weisem, mildem und tatkräftigem Regiment diese Standhaftigkeit zu verdanken war, hat er natürlich nicht ausgesprochen; um so besser wußten es die anderen.

Nicht zum wenigsten wurde dies Vertrauen durch das Bewußtsein gekräftigt, daß der Leiter der Schule tatsächlich, seinem oben zitierten Wort entsprechend, „ebenso fern von verknöchertem Festhalten an Veraltetem, wie von unruhigem Haschen nach Neuem, den Fortschritten auf pädagogischen Gebieten zu folgen" bedacht war. Seine erstaunliche Vielseitigkeit befähigte ihn dazu, den ganzen Umkreis des Schulunterrichts zu umfassen und überall das Lebenskräftige in Stoff und Methode — wenn nicht zu finden, so doch zu würdigen. So war es denn ein fröhliches Leben, das unter Koenigs Vorsitz auf Konferenzen und Fachgruppensitzungen herrschte; ein frischer Wind ging durch das ganze verschlungene Geäste des pädagogischen Baumes, wehte überall die verdorrten Blätter weg und schuf Raum und Licht für die grünen. Es würde zu weit führen, die Reformen in Schulplan und Methode, die unter Koenigs Leitung durchgeführt wurden, auch nur aufzuzählen; aber auf einen Unterrichtsgegenstand muß doch hingewiesen werden, den er nicht sowohl reformiert als neu geschaffen hat — den Turnunterricht, der erst durch ihn dazu wurde, was er sein soll: zu einer förmlichen Erziehung des Körpers.

Daß alle diese Gaben und Erfolge Koenig nicht nur unter den Leitern der deutschen Schulen, sondern auch unter sämtlichen Mittelschuldirektoren St. Petersburgs eine angesehene Stellung verschafften, war ein natürlicher Nebenerfolg. Nicht mit Unrecht nannte ihn der verewigte Gurewicz bei einer feierlichen Gelegenheit, mit durchsichtiger Anspielung auf seinen Namen, den „König der Pädagogen". Wo sich nur die Petersburger Direktoren zu gemeinsamen Beratungen versammelten, war seine nicht allzuoft erschallende Stimme einer achtungsvollen Berücksichtigung sicher. Hierbei mag bemerkt werden, daß er die ihm ursprünglich völlig fremde Reichssprache allmählich in einer Weise zu beherrschen lernte, die bei allen ein gerechtes Staunen hervorrief. Seine Stellung zu Amtsgenossen und Schulobrigkeit war durch sein Bestreben bedingt, seine Schule bei möglichster Wahrung ihrer Eigenart dennoch als einen integrierenden Bestandteil des Gesamtschulkörpers betrachtet zu wissen; da er der Überzeugung lebte, daß die deutschen Schulen Petersburgs eben als solche auch der russischen Einwohnerschaft der Hauptstadt den größten Nutzen zu bringen befähigt waren, konnte es nirgends zu einem gefährlichen Konflikt mit den

wohlverstandenen Reichsinteressen kommen. Daß andererseits einem verständnislosen und unduldsamen Nivellierungseifer gegenüber weder St. Anna noch ihre Schwesterschulen Gnade finden konnten, verstand sich von selbst; wenn dieser Wind bedrohlicher zu werden begann, war eine kluge und feste Politik vonnöten, damit man, um das unheilvolle Dilemma „Biegen oder Brechen" herumkam. Nun, St. Anna ist weder verbogen noch gebrochen worden; und auch das ist ein Ruhmestitel, den sie ihrem Direktor willig zuerkennen wird.

Die große Summe von Dank, Achtung und Liebe, die sich Koenig durch seine treue Amtsführung im Laufe der Jahre erworben hatte, brauchte nicht gerade nach Anlässen zu suchen, um zum Ausdruck zu gelangen: das stark pulsierende Schulleben, das reiche Privatleben des regen und geselligen Mannes schuf deren übergenug. Bedeutendere Brennpunkte waren die alljährlichen Festakte, sowie die heiteren Zusammenkünfte am 3. Januar, die nach alter Sitte fortgeführt wurden. Koenigs prächtige, zu Herzen gehende Reden bei all diesen Gelegenheiten werden vielen erinnerlich sein. Aber auch dabei sollte es sein Bewenden nicht haben. Koenig war kraft seiner ganzen Naturanlage am wenigsten dazu angetan, von den zwei Lebenselementen „saure Wochen, frohe Feste" das zweite zu streichen: als Psychologe wußte er den Schatz guter und froher Gefühle, die dabei ausgelöst werden, nach seinem vollen Werte zu würdigen, und der höheren Anforderung an die Spannkraft der Nerven, die solche Gelegenheiten mit sich bringen, war er, ein Sohn des festfrohen Südens, vollauf gewachsen. Das zeigte sich bereits in den Januartagen 1889, die St. Annens 150-jährige Jubelfeier brachten; in weit höherem Grade jedoch zehn Jahre später, am 1.—4. April 1899, als unter freudiger Beteiligung nicht nur der Annenschulkreise, sondern der ganzen pädagogischen Welt der Hauptstadt und drüber hinaus Koenigs 25-jähriges Dienstjubiläum gefeiert wurde. Hier erschienen alle Strahlen von Licht und Wärme, die von ihm ausgegangen waren, wie zu einer einzigen großen Opferflamme verdichtet; es war erhebend, den Ungealterten im Vollgefühl der ihm von so vielen entgegengebrachten Liebe und Huld auf der Tribüne zu sehen, wie er eine Deputation nach der anderen empfing und jeder in der von ihr gewählten Sprache frei und herzlich dankte, wie er in sinnigen Festspielen und Festreigen von seiner Jugend umjauchzt wurde; wer nur als verständnisvoller und wohlwollender Zeuge zugegen war, mußte angesichts einer so reichen und willigen Anerkennung, die einem einzigen gezollt wurde, eine Steigerung seiner eigenen Menschenwürde und Arbeitsfreude empfinden.

Das war der Höhepunkt; aber noch war der Niedergang fern. Nicht mit Unrecht hat man Koenig einen Riesen an Arbeitskraft genannt. War er zu Anfang seiner Wirksamkeit im rauhen Norden öfter, wenn nicht krank, so doch unpäßlich gewesen, so schien es, als wenn durch die erhöhte Arbeitslast auch seine Gesundheit und Rüstigkeit gestählt wurde. Tatsache ist, daß er im Schuljahre 1904/05 zum ersten Male seit seinem Amtsantritt krankheitshalber

seinen Dienst drei Schultage nicht versehen konnte, Bedrohlicher war der Vorbote, der sich im Herbst 1907 meldete. Koenigs Nervensystem, das durch die aufreibende Tätigkeit der verflossenen Sorgenzeit völlig zerüttet war, hatte auch im Sommer keine Kräftigung erfahren; er mußte sich dazu verstehen, noch vor Beginn des Schuljahres einen dreimonatlichen Urlaub zu nehmen und sich in einem Sanatorium bei Riga einer systematischen Kur zu unterwerfen. Nun war Koenig gerade auf diesem Gebiet ein schwieriger Patient; vielseitig wie er war, wußte er auch von ärztlichen Dingen viel zu viel, um sich durch suggestive Mittel beschwichtigen zu lassen, und verschlimmerte durch schädliches Selbstbeobachten und Symptomdeuten seinen ohnehin bedenklichen Zustand. Dabei verzehrte ihn eine brennende Sehnsucht nach der Gesundheit, die ihm die Bedingung all dessen war, was seinem Dasein Sinn und Wert verlieh. Doch diesmal siegte noch das Leben: die treffliche Behandlung im Bunde mit seiner eigenen gesunden Natur und der liebevollen Pflege seiner Gattin erlaubte es ihm im November d. J. völlig hergestellt nach St. Petersburg zurückzukehren, wo unterdessen seine Amtsarbeit durch den Inspektor V. v. Henning versehen worden war. Es folgten noch dritthalb Jahre anscheinend ungebrochenen Wirkens; von dem Wurm, der unausgesetzt an den Wurzeln seines Lebensbaumes nagte, konnten selbst die Näherstehenden nichts merken. Um so besser wußte er von ihm; nach langem, schmerzvollem innerem Kampfe beschloß er, sich von der Wirksamkeit zu trennen, in die er mit seiner ganzen Seele hineingewachsen war. Die Bitten der ihrer Verwaisung entgegensehenden Schule stimmten ihn um; auch selbst vermochte er sich außerhalb seiner geliebten Tätigkeit nicht mehr zu denken. Allen warnenden Zeichen zum Trotz wirkte er weiter im gewohnten Geleise; mit unsicherem Pendelschlag ging die Lebensuhr eine Zeitlang vorwärts und versah, so gut sie konnte, ihren Dienst.

Da kam der 22. Mai 1910 und sie stand auf immer still.

Ein Sohn des Südens auch im Scheiden von seinem künstlerisch schönen Leben. Kein allmähliches Verlöschen, keine lange Dämmerung; nach blendend hellem Tage ein jäher Untergang, und dann — tiefe, tiefe Nacht.

P. S. Vorstehender Schilderung liegt zum Teil persönliches Erinnerungsmaterial zu Grunde; Daten für die Jugendzeit haben österreichische Freunde beigesteuert — für die Troppauer Jahre Hr. Schuldirektor A. Kettner in Freiwaldau, für die Wiener Hr. Dr. A. Siebenlist, dessen warmherziger Darstellung im Obigen einiges wörtlich entnommen ist. Für die Direktoratzeit konnte ich mit vollen Händen aus der vom Inspektor Hrn. V. v. Henning äußerst sorgsam zusammengestellten Chronik schöpfen. Ihnen allen mein herzlicher Dank!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Kostbarkeiten, Silber und Porzellan der Kaiserlichen Ermitage.

Von Oskar Grosberg. (St. Petersburg.)

Die weltberühmten Sammlungen der Petersburger Ermitage haben in den letzten Jahren Revisionen erfahren, die unabweislich erschienen, wenn man diese illustren Sammlungen auf das Niveau bringen wollte, auf dem ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleitetes Institut vom Range der Ermitage stehen muß. Es ist nicht meine Aufgabe, von der stillen und mühevollen Arbeit zu sprechen, mit der die Gelehrten der Ermitage eben noch beschäftigt sind, sondern es sei nur auf die im Titel genannten Branchen hingewiesen, in denen die Sichtungsarbeit bereits zum Abschluß gekommen ist. Besuchern aus der früheren Zeit der Ermitage wird zweifellos die sogenannte Petergalerie im Gedächtnis geblieben sein, in der neben den Andenken an Peter den Großen und Kostbarkeiten aller Art auch verschiedene Raritäten und Kuriositäten anzutreffen waren, wie sie zu dem Bestande der „Kunstkammern" der guten alten Zeit gehörten. Die Häufung von Gegenständen heterogenen Charakters in der Petergalerie entbehrte der wissenschaftlichen Systematisierung und die Galerie fügte sich daher nur schlecht in das vornehme Bild der Sammlungen der Ermitage.

Gegen diesen Zustand hatte der verdienstvolle Oberkonservator dieser Abteilung A. Baron Foelckersam wiederholt Einspruch erhoben, doch stießen seine Reformideen insofern auf Widerstand, als man an maßgebender Stelle ein Stück Tradition nicht zerbrechen mochte. Die Bemühungen Baron Foelckersams hatten erst dann Erfolg, als die Sammlungen der Großfürsten Sergius und Alexius der Ermitage zugewiesen wurden und es sich herausstellte, daß der vorhandene, ohnehin enge Raum nun vollends nicht ausreichte. Nun wurde die längst angestrebte Reorganisation in die Wege geleitet und aus der Petergalerie alles ausgeschieden, was in die Ermitage nicht hineinpaßte. Die Raritäten wurden ihrer ursprünglichen Besitzerin, der Akademie der Wissenschaften, übergeben, während die Kostbarkeiten nach mühevoller Klassifizierung in den neuen hellen und geräumigen Saal übergeführt wurden, in dem früher die Kameensammlung aufgestellt gewesen war. Hier haben sie, freilich noch immer recht gedrängt, Aufstellung gefunden.

Der prunkvolle, freilich nicht ganz stilreine Renaissancesaal, in dem die mehr als 6000 Nummern umfassende Sammlung ebenso fragiler wie kostbarer Bibelots untergebracht worden ist, ist eine Sehenswürdigkeit an und für sich. Wenn der Sonnenschein durch die hohen Fenster flutet und Goldgeräte und farbiges Edelgestein in magischem Glanze erstrahlen läßt, dann wähnt man sich in Aladins Zauberhöhle und man gewinnt ein Bild von dem unerschöpflichen Reichtum und dem Sammeleifer, der diese zierlichen Überflüssigkeiten,



Silberne Vase von J. Buntzel (aus Reval); 17. Jahrhundert.

die freilich das Entzücken der Kenner bilden, im Laufe von wenig mehr als anderthalb Jahrhunderten zusammengebracht hat. Ungeheure Schätze häufen sich in den Schauschränken und Vitrinen, von denen viele an sich kostbare Museumsstücke sind, da sie ihre Entstehung berühmten Meistern, wie Röntgen, Gambs, Thomire oder Gouthière verdanken. Ganz besonders groß ist die Zahl prachtvoller Sekretäre aus dem Besitze verschiedener russischer Herrscher, — wahrer Wunderwerke der Kunst und des Reichtums, die natürlich mit verschmitzten Geheimfächern reich ausgestattet sind und kunstvolle Musikwerke enthalten, die gefühlvolle Weisen der Zeit ertönen lassen können. Das weitere Ameublement bilden die weltberühmten Pariser Medaillenschränke der Kaiserin Katharina II, ausnehmend schöne Kommoden mit Sevresplatten und Wedgwood, monumentale Uhren in kostbaren Gehäusen von Röntgen (einem Vorfahren des berühmten Physikers) und Straßer, sowie zahlreiche exquisite Schmucktischchen und Rocaillevitrinen. Die kostbarsten Stücke der unübersehbar reichen Sammlung befinden sich in einer gigantischen, in Bronze gefaßten Vitrine, deren Mittelpunkt zwei Bronzevasen von Gouthière bilden. Diese Prunkgefäße, die durch Reichtum der Ornamentierung und den edlen Fluß der Linien entzücken, schmückten einst das Boudoir der Marie Antoinette. Gleich hohen Kunst- und Seltenheitswert haben einige niedliche Bibelots von Dillinger, wogegen einige enorm große Brillantagraffen nur kolossalen Materialwert haben; dahin gehören beispielsweise die recht ungefügen Bouquets aus Edelsteinen, mit denen die Kaiserinnen Anna und Elisabeth sich schmückten. Der Kunstgeschmack ihrer Zeit war noch wenig entwickelt, — man begnügte sich mit Material- oder Raritätswert. Die künstlerische Verfeineruug tritt erst mit Katharina II. ein, die eine der anspruchvollsten Sammlerinnen aller Zeiten gewesen ist und sich von ihrem nie versagenden Geschmacke leiten ließ. Die Kaiserin zeigt das künstlerisch verfeinerte Raffinement ihrer Zeit; sie hatte sich nicht nur der feinsten Blüte europäischer Kultur bemächtigt, sondern sie streckte ihre Hand aus nach allem, was die geheimnisvollen Länder des Ostens an seltener und kostbarer Kunst geschaffen hatten.

In zierlicheren Formen sind die eminent kostbaren Brillantagraffen der Feldherrn Potemkin und Ssuworow gehalten. Beide Agraffen sind Geschenke türkischer Sultane, von denen auch verschiedenes Sattelzeug stammt, das mit nußgroßen Diamanten dicht besät ist und fabelhaften Wert repräsentiert. Solches Sattelzeug verehrten die Herrscher der Türkei den russischen Zaren nach jedem der großen Kriege, die für Rußland siegreich gewesen sind. Dieselbe Vitrine enthält unerhört reiches Toilettengerät aus dem Besitze russischer Kaiserinnen. Das historische goldene Toilettengerät der Damen des Hauses Romanow befindet sich in einer besonderen Vitrine; es ist für die Kaiserin Elisabeth Petrowna angefertigt worden, und jede russische Großfürstin schmückt sich mit seiner Hilfe für den Traualtar. Für dieses außerordentlich wertvolle und schöne Gerät, das sogar ein paar goldene Lichtscheren enthält, bestehen besondere Futterale,

für den Fall, daß eine Hochzeit im Auslande stattfindet, wie das zum letzten Male bei der Verheiratung des nachmaligen Kaisers Alexander III. mit der Prinzessin Dagmar von Dänemark, der nunmehrigen Kaiserin-Witwe, geschehen ist.

Von unerschöpflichem Reichtum ist die beinahe unübersehbare Kollektion von Tabaksdosen, unter denen sich viele Meisterwerke der Goldschmiedekunst von Weltruf befinden. Alle Namen von Distinktion sind hier mit den besten und seltensten Stücken vertreten, und an viele von ihnen knüpfen sich Erinnerungen an historische Persönlichkeiten, oder sie enthalten Bildwerke von der Hand berühmter Künstler.



Lamerie: Englischer Weinkühler.

Einzig in ihrer Art ist die von Katharina II. mit enormem Kostenaufwande angelegte Sammlung von Uhren und Chatelaines aus der Zeit, von denen einzelne durch die Pracht ihrer Ausstattung Vermögenswerte repräsentieren. Hochinteressant ist auch die umfangreiche Sammlung von Ordensinsignien, unter denen sich viele historische Stücke befinden, wie etwa ein Glied der vollendet schönen Ordenskette des hl. Januarius, das Großfürst Alexius von einem Pariser Antiquar erworben hatte und das der König von Bulgarien

bei seinem letzten Besuche in St. Petersburg als das Stück der Ordenskette seines Urgroßvaters, des Königs beider Sizilien, erkannte, das vor vielen Jahrzehnten auf rätselhafte Weise verschwunden war. Oder das Kleinod des Hosenbandordens, des Degens des Kaisers Peter II: „Bon voyage!" Auf die Sammlung kostbarer, zum Teil von Künstlern ersten Ranges bemalter Fächer kann hier ebensowenig eingegangen werden, wie auf die große Kollektion prachtvoller Ringe aller Zeiten, oder die tausend Dinge des Schmuckes und des täglichen Gebrauches, die in fürstlich reicher und künstlerisch vollendeter Aufmachung einen Begriff von der Prachtliebe vergangener Zeiten geben.



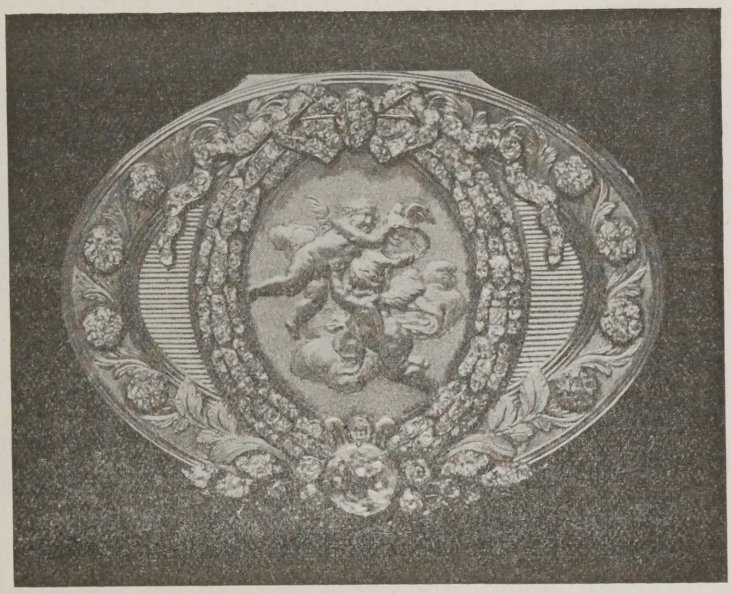
Le Ray: Miniaturporträt einer Unbekannten.

Es ist hier nur auf die Kostbarkeiten europäischer Provenienz hingewiesen worden, damit ist aber der Bestand der Kostbarkeitenkammer nicht einmal annähernd erschöpft, denn in zahlreichen Schaukästen sind wunderbare seltene und zum großen Teil ungemein preziöse Sächelchen orientalischen Ursprunges untergebracht worden. Wir finden da chinesische, arabische, japanische, indische und persische Kostbarkeiten aller Art, deren Entstehung zumeist um Jahrhunderte zurückliegt. Die Dominante in dieser rauschenden Symphonie von märchenhaftem Reichtum und erlesenem Geschmacke trägt aber doch die Signatur des lebensfreudigen und üppigen 18. Jahrhunderts. Die besten Meister Frankreichs, Englands, Deutschlands und nicht zum letzten Petersburgs gaben der Sammlung den eminenten Kunstwert.

Wenn man die Kostbarkeitenkammer aus diesem Gesichtswinkel wertet, dann wird man auch das große Verdienst ermessen können, das der Organisator dieser Schatzkammer sich um die Kunst- und Kulturgeschichte erworben hat.

Wenn die Kostbarkeiten nach Entfernung der Peter-Andenken und Kuriositäten nicht in der Peter-Galerie belassen worden sind, so liegt das daran, daß dieser Raum von Baron Foelckersam für ganz neue Sammlungen vorgesehen worden war, die nun der Ermitage erhöhten Glanz verleihen. Es ist ihm nämlich gelungen, einen Teil der kaiserlichen Porzellan- und Silberkammer

an die Ermitage anzugliedern, und damit ist der Kunstwissenschaft ein Dienst erwiesen worden, der garnicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Silber- und Parzellanbestände bildeten früher das sogenannte Museum der Kaiserl. Geschirrkammer, das auf Befehl Kaiser Alexanders III. aus den kostbaren und künstlerisch wertvollen oder historisch merkwürdigen Stücken formiert worden war. Dieses Museum befand sich im Winterpalais und es war überaus schwer zugänglich, während es nun, erheblich erweitert und ergänzt, zur Verfügung der Kunstwissenschaft steht.

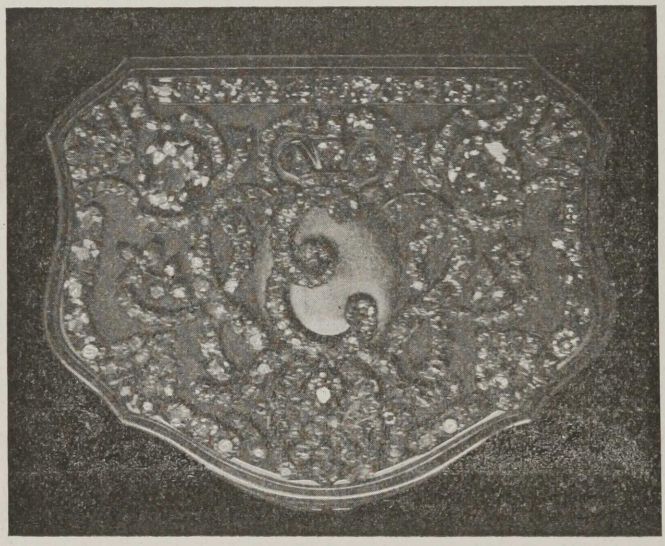


Tabatiere von Gaß; 18. Jahrhundert.

Die Gold- und Silberschätze sind in der früheren Petergalerie in vornehm schlichten Schränken in wirkungsvoller Weise aufgestellt worden. Hier finden wir in wahrhaft erdrückender Fülle, — es sind an tausend Gegenstände, — Meisterwerke Augsburger, Nürnberger, französischer und englischer Goldschmiedekunst, deren Kunstwert in vielen Fällen unschätzbar ist, da sie zum Teil Unika sind, wie etwa die köstlichen goldenen Terrinen von Th. Germain, die das Schönste sind, was in dieser Art überhaupt je unter dem Hammer eines Goldschmiedes hervorgegangen. Der Fluß der Linien und die Grazie der Komposition dieser illustren Gefäße ist von unvergleichlichem Reiz. Ähnliche Terrinen, deren Wert, wie gesagt, garnicht angegeben werden kann, besaß der Hof von Lissabon, doch weiß man nichts von ihrem Schicksale nach dem Umsturz in Portugal.

Einen großen Raum nehmen die mächtigen, vielgestaltigen Humpen ein, die im 16. und 17. Jahrhundert als Ehrengabe dieselbe Rolle spielten, die

später der Tabaksdose zufiel. Inschriften und Wappen erinnern an manches historische Ereignis und an so manchen um Kaiser und Reich verdienten Mann. Einen imposanten, wahrhaft fürstlichen Eindruck machen die schönen, gigantischen, altenglischen Weinkühler, die Denkmäler reckenhaften Durstes, die in unserer schwächlichen Zeit als Jardinieren verwendet werden. Die Geschichte einzelner dieser ungeheuren Kühler reicht in graue Vorzeiten hinein und sie weiß von merkwürdigen Geschehnissen, Reichtum und Niedergang uralter Geschlechter zu erzählen. Sie prunkten in den Schlössern englischer Earls und gelangten oft auf sonderbaren Wegen in den Besitz des russischen Hofes.



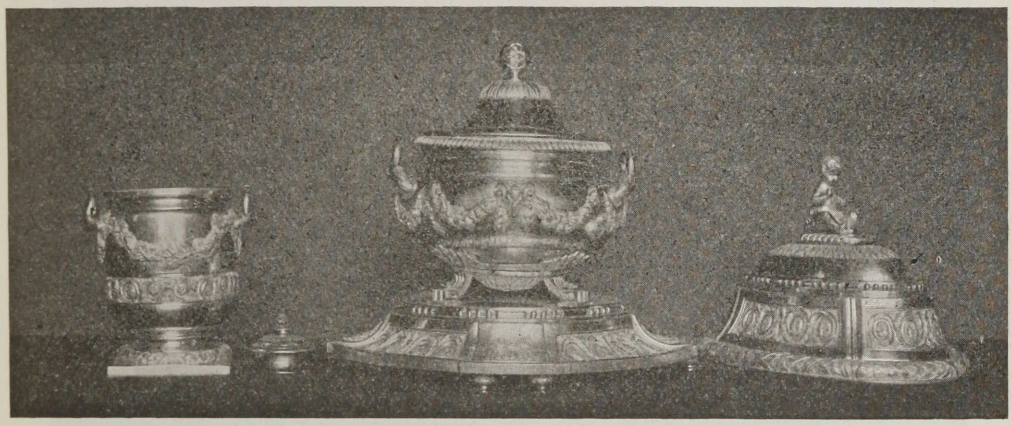
Tabatiere von Panzié; 18. Jahrhundert.

Leider ist in der Ermitage kein einziges der prunkhaften Silbergeräte vorhanden, die die Königin Elisabeth dem Zaren Iwan dem Schrecklichen wiederholt gesandt hatte; sie befinden sich in den Kaiserlichen Palästen, unter ihnen auch eine der berühmten Tudorschalen, von denen überhaupt nur noch vier vorhanden sind.

Nicht wenige der besten Stücke stammen von Petersburger Meistern, aus dem löblichen Amte der Gold- und Silberarbeiter, das noch heute besteht und zu den sogen. ausländischen Gewerken gehört. Die zahlreichen aus den Ostseeprovinzen stammenden Meister haben in der Zunft zu allen Zeiten einen geachteten Platz eingenommen, und unter ihrem kunstreichen Hammer ist so manches der schönen Stücke der Ermitage hervorgegangen.

In der Porzellangalerie sind weitere kunsthistorische und materielle Schätze enthalten, von denen man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß ein einziger Teller des weltberühmten Sèvres-Services der

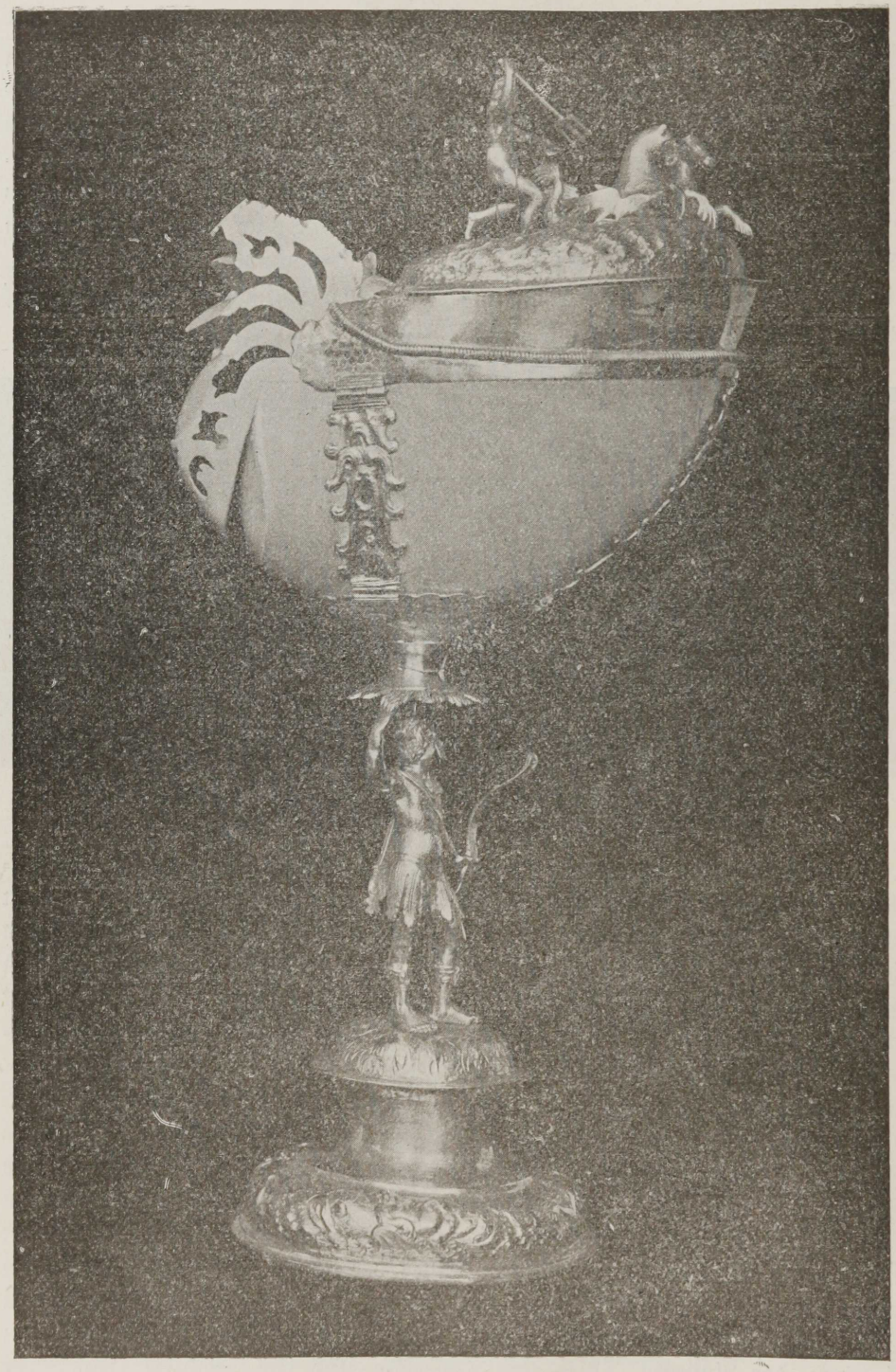
Kaiserin Katharina II, das ein Unikum ist und heute noch 700 Stücke umfaßt, gegenwärtig einen Wert von 3000 Rbl. hat. Dieses blaue Service ist von der Sèvres-Manufaktur in den Jahren 1778 und 1779 angefertigt worden. Es bestand aus 744 Stücken und kostete 300.000 Livres. Während des Brandes des Winterpalais 1837 waren viele Teile des Services gestohlen worden, und sie gelangten in die Hände von Sammlern. Nach dem Tode des Lords Lansdowne gelangten durch Kauf etwa 150 Stücke zurück. An diesem Service ist besonders schön die fein gravierte Vergoldung und die Malerei, die Kopien von Kameen darstellt. Keines der Medaillons, von denen auf jedem Stücke mehrere vorhanden sind, gleicht dem anderen.



Mitauer Service, Silber. Von J. Lundt; 18. Jahrhundert.

Einige wenige von den 1837 entwendeten Stücken dieses wahrhaft kaiserlichen Services befinden sich noch in den Händen von Sammlern und sie tauchen mitunter bei Versteigerungen auf, doch bewirbt sich unser Hof niemals um sie. So ziemlich alle Epochen von Sèvres sind hier vertreten, bis auf die von Felix Faure mitgebrachten delikaten Tänzerinnen aus Bisquit, die freilich nicht auf der Höhe künstlerischer Feinheit stehen, die man von der berühmten Manufaktur hätte erwarten dürfen.

Leider kann hier auf die sonstigen, in enormer Menge vorhandenen Erzeugnisse von Sèvres nicht eingegangen werden. In geradezu glänzender Weise ist auch Meißen vertreten. Complette Services, Tafelaufsätze und graziöse Figuren sind aus allen Zeiten Meißens vertreten. Fabelhafte Werte türmen sich hier auf, denn die Sammlung ist ungemein reich an hervorragend schönen und seltenen Stücken, sowie Uniken. Eines der berühmten Stücke dieser Kollektion ist das Bironsche Schreibzeug, ferner der Leibschneider des Grafen Brühl auf einem Ziegenbocke reitend (von eminentem Wert) und von den Servicen das Andreas- Tafel- und Teeservice und das prächtige Jagdservice Katharinas II.



Nautilusbecher; deutsche Arbeit; 17. Jahrhundert.

Alt-Wien kann nur erwähnt werden. Berlin umfaßt gleichfalls alle Epochen bis in unsere Tage hinein. Das schönste Stück ist der berühmte Tafelaufsatz, den Friedrich d. Gr. der Kaiserin Katharina II. verehrte. Die Kaiserin sitzt mit den Zeichen der Kaiserlichen Macht angetan unter einem Baldachin, umgeben von den Vertretern der Völker Rußlands in ihren Trachten. Zu diesem künstlerisch hervorragenden und ganz eigenartigen Tafelaufsatz gehört ein prachtvolles Dessertservice.

Den Beschluß der Porzellansammlung machen prächtig ziselierte Messer und Gabeln mit Porzellangriffen, die zu den einzelnen Services gehören. Die mehr als 6.000 einzelne Gegenstände umfassende Sammlung bietet keineswegs zusammenfassende, komplette Bilder der einzelnen Manufakturen, sie trägt den Charakter der Zufälligkeit. Ihr Wert besteht in der großen Zahl erstklassiger Stücke.

Es konnte nicht meine Aufgabe sein, einen erschöpfenden Überblick zu liefern, denn hierzu wären Bände erforderlich. Der flüchtige Gang durch diese Sammlungen der Ermitage soll nur zu ihrem gelegentlichen Besuch anregen. Man wird hierbei nicht nur Gelegenheit haben, kaiserlichen Prunk zu sehen und Kunstwerke seltener Art zu genießen, sondern die Schätze der Galerie sind wohl geeignet, historische Persönlichkeiten und ganze Epochen unserer Geschichte lebendig werden zu lassen.

Nachdruck verboten.

# Über das Hineinlesen.

Von Herm. Anders Krüger. (Hannover.)

Sonderbare Überschrift — wird mancher Leser denken. Vom sogenannten „Schmökern" oder „Durchwolfen" der Bücher soll natürlich nicht die Rede sein, auch nicht von der Technik gewisser Leihbibliothekshyänen, möglichst rasch und rücksichtslos zu den spannenden Teilen eines Romans vorzudringen. Es soll hier vielmehr die nicht unwichtige Frage erörtert werden: Wie gelangt man am ehesten zum Verständnis und zu einer möglichst gerechten Würdigung eines Autors? Im allgemeinen wäre darauf lakonisch zu antworten: Indem man ihn von Anfang bis zu Ende liest. Im besonderen muß freilich hinzugefügt werden: Das tut kein Leser, wenn er nicht die Werke des Autors in der richtigen Reihenfolge vornimmt, und das Wichtigste bleibt darum, daß er an der richtigen Ecke anfängt, sonst — liest er sich nicht hinein! Und davon wollen wir reden.

Es handelt sich um eine praktische Frage, und darum empfiehlt es sich, an Beispielen konkret zu werden. Fall 1: Ein Student kommt zu mir und gesteht mir: Er habe neulich auf meine Empfehlung im Kolleg hin Wilhelm

Raabe studieren wollen; aber er müsse offen bekennen, der habe ihm gar nicht gefallen, für ihn sei der nichts.

Ich frage: „Was haben Sie denn von ihm gelesen?“ Der Studiosus antwortet: „Das Neueste ‚Hastenbeck‘. Das war langatmig, außerdem historisch. Darauf habe ich mir das bekannteste Raabewerk geholt — natürlich in der Leihbibliothek, ich will doch erst prüfen. Die berühmte „Chronik der Sperlingsgasse“ erschien mir — milde gesagt: recht harmlos. Ich konnte auch daran nicht viel finden. Dann dachte ich: Aller guten Dinge sind drei, und so ließ ich mir ein Werk aus der Mitte von Raabes Schaffen geben, es hieß „Unruhige Gäste“. Das war — mit Verlaub — ledern und dürftig zugleich. Nun wollte ichs aufgeben. Doch als ich zufällig in der Reclamsammlung Nr. 2000 eine Novelle von Raabe fand „Zum wilden Mann“, legte ich noch 20 Pfennige an, und siehe da — es war wieder nichts. Nun bitte, Herr Professor, liegt das an Raabe oder an mir? Ich glaube zum mindesten: Raabe liegt mir nicht, wie ja vielen.“

Ich schmunzelte, sah mir meinen Studiosus nachdenklich an und gab ihm folgendes Rezept: „Lesen Sie bitte — und wenn es nur zu Ehren unsrer Wissenschaft wäre — folgendes von Raabe, und zwar bitte in dieser Reihenfolge: ‚Das Horn von Wanza‘, ‚Wunnigel‘, ‚Drei Federn‘, ‚Der Hungerpastor‘, ‚Die Akten des Vogelsangs‘ und ‚Den Schüdderump‘. Es ist ein Halbdutzend Bücher, aber 4 davon sind nicht umfangreich und alle 6 bilden noch nicht ein Zehntel dessen, was Raabe geschrieben hat.“

Der Student ging davon und kam meinem Wunsche nach.

Schon nach 8 Tagen kam er freudig wieder und sagte triumphierend: „Ja — Herr Professor — das war freilich etwas anderes, ich glaube, nun lese ich noch den ganzen Raabe!“

Ich lachte und sagte: „Was kann der Autor dafür, wenn Sie ihn an der falschen Ecke anfangen zu lesen? Wer wie Raabe so viel geschrieben hat und manches im Frohndienst der Vaterunserbitte: Unser täglich Brot gib uns heute — der hat auch einiges produziert, das unter seinem Durchschnitt blieb. Auch wollen gewisse Schöpfungen nicht absolut, sondern relativ gewertet sein, d. h. in ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Dichters. Mit solchen Werken soll man nie die Lektüre eines Autors beginnen, sonst kommt man zu schiefen oder ungerechten Urteilen.“

Fall 2: Eine Dame hatte einen Vortrag über Entwickelungsromane gehört und sich daraufhin den „Grünen Heinrich“ aus der Bibliothek entliehen, um sich mit Gottfried Keller anzufreunden.

Bald darauf beklagte sie sich bei mir und erklärte, sie habe das erzlangweilige Buch, das ja kein ordentlicher Roman sei, gar nicht zu Ende lesen mögen; sie könne auch wirklich nicht mehr begreifen, was ich an diesem Keller finden könne.

Ich erwiderte der Dame höflichst, die Schuld an ihrer Unzufriedenheit läge weder bei Keller noch bei mir, sie habe es nur nicht richtig angefangen

mit dem Hineinlesen in diesen Autor. Ich bat die Dame, doch erst einmal „Das Fähnlein der 7 Aufrechten", „Die 3 gerechten Kammacher", „Frau Regel Amrain" und „Romeo und Julia auf dem Dorfe" zu lesen.

Sie tat es und las bald darauf auch den „Grünen Heinrich" und las ihn mit Erbauung bis zum Ende.

Fall 3: Ich komme in eine Gesellschaft, und es ist von moderner Auslandliteratur die Rede. Natürlich wird weidlich geschimpft und kein gutes Haar an allerlei Größen gelassen. Hier schilt einer über Ibsen auf Grund seiner letzten Dramen „Wenn wir Toten erwachen", des „John Gabriel Borkmann" und „Kleine Eyolfs"; vom „Brand", vom „Peer Gynt" hat der Schimpfbold so wenig eine Ahnung wie vom „Volksfeind".

Dort ereifert sich ein anderer ähnlich über Björnson auf Grund seiner letzten Altersdramen und weiß nichts von desselben Autors prachtvollen „Bauernnovellen". Eine Dame findet Tolstoi empörend, und mit einigem Recht, denn sie kennt von ihm nur die berüchtigte „Kreutzersonate" und die „Macht der Finsternis", aber nichts von den köstlichen russischen Volkserzählungen, nichts von der „Anna Karenina" und dem „Tode des Iwan Iljitsch".

Das sind drei typische Fälle, ich könnte noch ein paar Dutzend andere anführen. Doch die drei genügen, um uns mitten in unser Thema hineinzuführen.

Für gewöhnlich ist der Weg der Bekanntschaft eines Lesers mit einem neuen Autor folgendermaßen: Er hört irgend etwas Rühmendes über den Autor und nimmt sich vor, ihn kennen zu lernen.

In den meisten Fällen fragt er: Was ist das Neueste von diesem Schriftsteller? oder er fragt: Was ist das Bekannteste von ihm?

Ist der Autor ein vielschreibender Unterhaltungsfabrikant, so wird das Neueste auch meist das Berühmteste sein, und beides, das Letzte und Bekannteste, wird vielleicht ebenso viel oder wenig Eigenart aufweisen wie das erste oder ein früheres, vielleicht längst vergessenes Werk. Es hat auch nicht viel zu bedeuten, denn es ist ja nur auf Unterhaltung, auf flüchtige Bekanntschaft abgesehen.

Anders steht es bei einem Poeten, der eine literarische Individualität, eine in sich geschlossene Persönlichkeit, eine besondere und vielleicht nicht gerade leicht und rasch zu erfassende Wesensart aufweist. Da sucht man eine Freundschaft fürs Leben. Da gilt es meist, sich hineinzulesen und den Rat eines Kundigen einzuholen darüber, wie man am besten und vorsichtig in diese Wesensart eindringt.

Im großen und ganzen dürfte es angebracht sein, für den Anfang kein zu schweres (womöglich ein humoristisches), auch kein zu umfangreiches und vor allem kein zu einseitig charakteristisches Werk zu wählen; aber ebensowenig etwa ein Anfangs- oder ein Spätwerk, dem vielleicht der eigentümliche Charakter dieses Autors gerade abgeht. Auch schickt sich nicht eines für alle.

Der Ratgeber soll sich seine Frager sehr genau ansehen und einem Oberfläch-

lichen und einem Tiefgrabenden, einem Jugendlichen und einem Reifen, einem Unterhaltungs- oder Spannungsbedürftigen und einem Anregungs- oderBildungshungrigen nicht dieselbe Antwort geben oder dieselbe Marschroute vorschlagen.

Nehmen wir z. B. einmal Marie von Ebner-Eschenbach. Mit ihrem letzten Buche „Altweibersommer" ist der Neuling so wenig gut beraten wie mit ihrem berühmtesten Roman, dem „Gemeindekind". Einem Oberflächlichen würde ich als ersten Laufzettel geben: „Die Freiherrn von Gemperlein", „Krambambuli", „Lotti die Uhrmacherin", „Die Kapitalistinnen", „Komtesse Paula", „Wieder die Alte", „Maslans Frau," „Bozena", „Das Gemeindekind" usw. Einem Tiefgrabenden gäbe ich als erstes die prachtvollen „Aphorismen", dann etwa „Die Spitzin", „Der Vorzugsschüler", „Uneröffnet zu verbrennen", dann gleich „Maslans Frau", „Bozena" usw. Der Tiefgrabende ist also viel rascher zur Hauptsache zu führen.

Ähnlich verhält es sich mit den anderen obengenannten entgegengesetzten Leserkategorien, nur daß ich bei einem jungen Mädchen nicht gerade mit den „Freiherrn von Gemperlein", sondern mit „Meine Kinderjahre" das Studium einleiten lassen würde.

Oder wählen wir einen schwierigeren Fall: Alexis. Auf den ersten Blick scheint hier gar keine Schwierigkeit zu herrschen. Mit dem fröhlichen Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow" setzt man ein. Vorsicht — lieber nicht!

Denn dieser Roman ist nur die erste Hälfte eines großen Doppelromans, heißt eigentlich auch „Hans Jürgen und Hans Jochem", während die zweite Hälfte „Der Wärwolf" heißt und weder fröhlich ist noch leicht zu lesen, ja sogar den Autor dem Leser verleiden kann.

Soll ich aus eigener Erfahrung sprechen, so muß ich gestehen, daß ich als Jüngling schon von den berühmten „Hosen" ein wenig, vom „Wärwolf" sogar reichlich enttäuscht war und zunächst einmal von Alexis genug hatte, bis ich mich über „Cabanis" später wieder in ihn „hinein las".

Aber mit „Cabanis" steht es ähnlich wie mit den „Hosen". Auch da ist eigentlich nur der erste Teil spannend, anmutig, ja ergreifend, während nachher das Interesse sehr erlahmt.

Wenn ich heute einen jungen Leser (für die Jugend eignet sich jedoch die geschichtliche Erzählung durchaus nicht immer!) zu beraten hätte, so würde ich ihn fragen: „Welche Zeit interessiert Dich mehr, die alte Mark Brandenburg (im 14., 15. und 16. Jahrh.) oder die neue (zur Zeit Napoleons)?"

Natürlich wird heutzutage die Antwort nur selten lauten: Die alte.

Im letzteren Falle gälte es also, mit dem „Falschen Woldemar" zu beginnen, vielleicht mit der Erlaubnis: „Einige allzubreite Schilderungen darfst schon einmal überschlagen, mein Sohn. Darum dreht sich der brave Alexis auch noch nicht gleich vor Schrecken in seinem Grabe um."

Antwortet dagegen der junge Mann: „Bitte lieber die neue mit Napoleon" — so werde ich ihm als erstes geben die wunderbar scharf und lebendig ge-

zeichneten „Erinnerungen von Willibald Alexis", insonderheit den „Marsch nach Frankreich", den seinerzeit der 16-jährige Wilhelm Häring angetreten hat. Von da aus ist dann die Überleitung zu den freilich schweren, aber auch ungemein gehaltvollen großen Zeitromanen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrim" leicht zu bewerkstelligen.

Mit alledem will ich nur beweisen, daß vielfach schwerwiegende, ja entscheidende Fehler gemacht werden, wenn man an die Lektüre der Werke eines unbekannten, aber nicht leicht zu nehmenden Dichters herantritt. Wie bei den Bekanntschaften des Lebens entscheidet sehr oft der erste Eindruck, und rasch ist ein Vorurteil entstanden, das sich dann kaum noch oder nur sehr schwer wieder beseitigen läßt.

Namentlich Leute, deren Erzieherpflichten es mit sich bringen, anderen, oft jüngeren Menschen beratend oder auswählend bei ihrer Lektüre an die Hand zu gehen, können gar nicht vorsichtig und gewissenhaft genug sein.

Gerade in dieser Beziehung sündigt auch unsere Schule heutzutage, nicht nur mit der Auswahl, noch viel mehr mit der Art der Behandlung. Wie falsch ist die traditionelle Auswahl der sogenannten „für die reifere Jugend passenden Werke unserer Klassiker". — Und wie schandbar (ein parlamentarischer Ausdruck wäre verhängnisvoll) ist die traditionelle Ausschlachtung (hier gibts keinen parlamentarischen Ausdruck) dieser unglückseligen Klassikerwerke.

Wer auf der Schule den „Tell" oder die „Jungfrau von Orleans" oder „Hermann und Dorothea" hat behandeln oder sich zergliedern lassen müssen, dem ist meist der Geschmack an Schiller und Goethe für viele Jahre hinaus vergangen, der hat keine Neigung mehr, die Tür zum Glasschrank zu öffnen, hinter dem Vaters Klassiker verstauben.

Und dann die furchtbaren Aufsatzthemata über das Tragische bei Lessing, Schiller und Hebbel, über das Epische bei Homer und Goethe usw. Warum liest man nicht lieber mit den jungen Leuten Schillers und Goethes prächtige Jugendbriefe, Goethes „Dichtung und Wahrheit" und Hebbels erschütternde „Tagebücher"? Das wäre der allerbeste Ausgangspunkt zum „Hineinlesen" in diese Klassiker.

Die erste Bekanntschaft verlangt eine persönliche Note, und je liebenswürdiger diese ausfällt, um so günstiger wird es für die Dauer der Bekanntschaft sein, um so eher wird sie sich zu einer Freundschaft auswachsen können.

Darum gilt es, mit gutem Bedacht, und nicht aufs Geratewohl, an einen Dichter heranzutreten, der einem etwas austragen soll fürs Leben.

Je nach Temperament, nach Neigung, Alter, literarischer Vorbildung und Anfnahmefähigkeit heißt es vorsichtig erst seinen richtigen Anfang und dann den richtigen Weg zu wählen, um sich in das Gesamtwerk eines Großen „hineinzulesen".

Nachdruck verboten.

# Neue Frauenliteratur.

Von Marie Diers. (Berlin.)

I.

Wenn man die Strömungen der Literatur, auch der Frauenliteratur, überblickt, kommt man immer wieder zu der Wahrnehmung, wie sehr die einzelnen Erzeugnisse der jeweiligen Zeitrichtung angehören, der sie entsprossen sind.

Dies ist kein Tadel en bloc. Auch unsre Ewigkeitsgüter tragen oft den Stempel ihres Säkulums an sich. Selbst der Zeitloseste unter den Dichtern aller Jahrhunderte: Shakespeare, spiegelt in seinen Werken den Geist, den Geschmack, die Kulturhöhe des damaligen England. Ein Schiller in aller seiner kraftvollen Wucht ist oftmals den Heutigen kaum mehr verständlich, wird als Pathetiker abgelehnt, während doch nur der volle rauschende Klang einer in sich ganz ehrlichen Kunst, von der nur der Naturalismus uns entwöhnt hat, an unser Empfinden schlägt. Goethe würde seinen Faust heute anders schreiben. Die grob volkstümliche Gestalt des Mephisto mit den kindlichen Zauberstückchen würde heute einer psychologischen Vertiefung weichen. Man würde klarer fühlen müssen, was auch der Sinn der ganzen Idee ist, daß Mephisto ein Teil des Faust selber ist, jene zweite Seele, die ihn hinabzieht, verführt und um sein bestes Teil betrügt. Der leibhaftige Teufel, der in dem, was er kann und nicht kann, mit willkürlicher Inkonsequenz gezeichnet werden mußte, weil der eminente Stoff sich nicht in den engen Rahmen spannen ließ, — der sich so ausschließlich nur um den einen Sterblichen bemüht, daß er etwas Kleinliches bekommt, würde heute unter Goethes Hand jene Kraft zum Bösen werden, die uns alle erbeben machen müßte, weil jeder Mensch, vom Weibe geboren, sich getroffen fühlen würde in seinem tiefsten, geheimsten Erleben.

Und doch wird der Faust, wie wir ihn haben, noch unabsehbare Zeitläufte überdauern, während vielleicht ein moderner Faust, vom modernen Empfinden getragen, rasch wieder verklingen würde, weil kein Genie ihn schuf. Wohl gehen Werke zugrunde oder muten uns heute fremd an, wenn sie mit mittelmäßiger Kraft ein Zeitproblem, das nur einer bestimmten Periode angehörte, behandeln. Während das Genie, als Kind seiner Zeit, unlöslich verbunden mit den Interessen seiner Zeit, dennoch etwas in seinem Dauerwert Zeitloses schafft, wird das Halb- und Viertelsgenie, nur von dem Blut der Gegenwart genährt, versagen, wenn die Uhr auf Mitternacht steht und die Wende einer neuen Epoche anhebt. Seine Gaben, einstmals bejubelt und gefeiert, werden den Nachkommenden verdorrt, altmodisch und oft lächerlich erscheinen.

Das ist die Tragik der „aktuellen", der Problem-Schriftsteller, d. h. solcher, die sich mit Bewußtsein nur an das Heute ausgeben. Oft sind es Leute, für die das Wort „Tragik" noch viel zu schade ist, oft aber auch sind es heiße,

glühende Herzen, denen eine spezielle Zeitnot die Feder in die Hand drückte, die eine mächtige agitatorische Veranlagung in einen Strudel hineinriß, der vielleicht nur in kurzem, wildem Wirbel sich ausschäumte und dann verlief.

Die Frauen der letzten zwanzig Jahre haben einen ganz besonderen Anteil an dieser zeitgebundenen Literatur. Es ist kein Wunder und auch wieder kein Tadel. Die stärkste und nachhaltigste Bewegung der letzten Jahrzehnte war eben die Frauenbewegung. Wieviel sie, die in ihren Anfängen so ungebärdig, so radikal und meist so unsympathisch auftrat, in ihrem gemäßigten und beruhigten Verlauf geleistet hat, das ist dem jungen heutigen Geschlecht, besonders dem, das in den Kulturzentren wohnt, kaum mehr bewußt. Was vor 20 und 30 Jahren für ein Mädchen und eine Frau als unmöglich und unweiblich galt, ist heute selbstverständlich. Man pflückt heute unbesorgt und oft mit viel Grazie die Früchte von den Bäumen, die einst die wilden Streiterinnen und Schreierinnen pflanzten. Und wenn nicht das ältere und älteste Register der Tanten und Großmütter noch manchmal entsetzt die Köpfe schüttelte und entrüstete Vergleiche mit früher anstellte, würde man es schon vergessen haben, was es gekostet hat, daß die Frau von heute die Stellung im öffentlichen und privaten Leben einnimmt, die man ihr überall zugesteht.

Unter den künstlerischen Produkten, die damals aus dem Wogen und Brausen der aufgeregten Flut heraus ans Ufer geschleudert wurden, haben wir einige, die dauernden Wert behalten haben. Gabriele Reuter hatte damals ihre schöne Zeit. In dem bekannten Anklagebuch: „Aus guter Familie", so schwarz pessimistisch es sich gebärdet, steckt die ganze junge brausende Kraft einer Künstlerin, die an großen Zeitnöten ihr Herz entzündete. Zwar so befangen im Momentanen, daß man ihr förmlich die Jahreszahl von der Stirn ablesen kann, hatte sie doch genug Temperament und Wurf, daß ihr Buch künstlerisch und kulturhistorisch zu einem dauernden Wertbestand der deutschen Literatur werden konnte. Jetzt ist diese Kraft schwächlich und zage geworden. Alles, was sie seitdem geschaffen hat, erhebt sich nicht über ein angestrengtes Tasten und Suchen, ein ästhetisierendes Spielen mit Lebensfragen.

Unter die erhabensten Denkmäler des Zeitinteresses gehören die „Memoiren einer Idealistin" von Malvida v. Meysenbug. Auch hier ein tiefes Bewegtsein von der Zeit und ihren Forderungen. Diese hohe, edle Frauengestalt stellt den Idealtypus einer „Frauenrechtlerin" dar. Ohne Haß, ohne Gift und Kleinlichkeit, eine Forderin von Menschheitswerten und -rechten, vor der sich auch prinzipielle Gegner in Ehrfurcht beugten. Einen unverlierbaren Wert durch den Wandel aller Zeiten und Begriffe hin repräsentiert dieses Buch.

Unzählige Frauenbücher sind dann entstanden im Tosen dieser aufgeregten Bewegung. Sie erfüllten oft ihren Zweck, oft auch richteten sie in unreifen Köpfen unabsehbaren Schaden an, — dann sind sie verschwunden und vergessen. Die Zeit ging über sie hin.

Heute ist ein anderes Geschlecht auf dem Plan. Die sentimentale Romantik der vor-frauenrechtlerischen Periode, die kriegslustige, gegensätzliche Methode der Stürmerinnen ist vorbei. Unsere Schriftstellerinnen, gesichert in ihrer Frauenposition, anerkannt in ihren sozialen Rechten, sehen jetzt mit einem kühlen, feinen, etwas skeptischen Realismus dem Leben ins Gesicht. Dieser Realismus tut wohl nach der Schönfärberei und Übertriebenheit. Man fühlt sich dabei im wirklichen Leben, an Herz und Nerv angerührt von kundiger Hand.

Die Meisterin dieses kühlen, oft harten Realismus ist die jetzt vor zwei Jahren verstorbene Ilse Frapan. Wer ihre Bücher „Arbeit" und „der Familienvater" liest, wird erstaunen über die wundervolle Kleinmalerei mit dem feinen, durchschimmernden Humor, aber auch über die Unbestechlichkeit dem Leben und seinen Erscheinungen gegenüber, vor der sich alle Härte und Bitterkeit in lautere Kraft verwandelt. Ehre ihrem Andenken!

Unter den Lebenden nimmt am nächsten Helene von Mühlau ihre Stelle ein. Es ist eine prachtvolle Gegenständlichkeit in ihren Büchern. Wie in: „Sie sind gewandert hin und her" das Eheleben eines früheren Offiziers, der in Südamerika einen neuen Lebensinhalt sucht, mit feinster Detaillierung in seiner fortwährenden Unruhe auf dem Hintergrund der fremdartigen Verhältnisse und Landschaftsbilder mit Meisterschaft geschildert wird, so treten im „Witwenhaus" uns die alten, kümmerlichen, verzagten Frauchen in den verschiedenen Gesellschaftsstufen greifbar vor Augen. Hier ist indessen die Handlung schwach, zerfahren und von wenig Interesse. — „Nach dem dritten Kind" beschäftigt sich mit den schlechten pekuniären Verhältnissen einer Offiziersehe. Hier gewinnt der unerbittliche Realismus etwas Grausiges. Wir sehen eine Frau aus der guten Gesellschaft in Angst und Entsetzen vor neuem Zuwachs ihrer Familie in Tiefen hineingeraten, von deren Dasein man in normalen Verhältnissen kaum eine Ahnung hat. Das ganze Buch ist von bitterstem Pessimismus durchtränkt, kaum ein Lichtpünktchen findet sich in all der trostlosen Lebensverzagtheit. Aber es ist die Hand einer Künstlerin, die es schuf. Nur ein ungewöhnliches Talent bringt diese Wahrheit der Schilderung, diese Kraft der Gestaltung, diese unerbittliche Ehrlichkeit hervor. — Mit einem feineren Problem, nicht mit Geldsorgen sondern mit seelischen Nöten beschäftigt sich das andre Buch: „Eine irrende Seele". Die unglückliche Veranlagung eines reizvollen Mädchens, nicht Treue in der Liebe halten zu können, bildet hier das Thema. Diese junge Maria, die Temperament, Leidenschaftsfähigkeit und ein starkes, mit feinster Delikatesse behandeltes Seelenleben hat, fühlt ihre heißesten Empfindungen vergehn, sobald sie ihren Gipfel erreicht haben. Unendliches Leid bezeichnet ihre Spur, Leid, das sie selber fühlt, und Leid, das sie erzeugt. Eine schwere Tragik liegt über diesem jungen Leben, an das soviel Hoffnungen geknüpft wurden, das soviel Licht hätte bringen können. In ehrlicher Konsequenz ist diese Tragik zu ihrem letzten notwendigen Schluß geführt. Diese Spitze durfte nicht umgebogen werden. Es ist, als drängte eine solche

Entwicklung unaufhaltsam zum vorzeitigen, traurigsten Ende. — Mit einer eindringenden Psychologie sondergleichen ist dieses Buch geschrieben. Es ist nicht im üblichen Sinn „erquicklich". Aber wenn man denn Erziehung sucht in der Kunst, so kann man sie auch hier finden. Ein Hauch jenes verständnisvollen, mächtigen Erbarmens, das vor Jahrtausenden sprach: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein — weht von hier aus dem Leser entgegen, auch dem mit schnellem Urteil fertigen, seiner eignen Korrektheit frohen Leser.

Nicht denselben tiefen Eindruck hinterläßt jenes unendlich viel gekaufte und bis zum Überdruß diskutierte Buch der vorigen Saison von Karin Michaelis: „Das gefährliche Alter". Ich kann mich darüber kurz fassen. Bei allem Lärm mußte man sich nur immer fragen: Wozu denn diese grenzenlose Erregung? und man kam immer wieder zu der Wahrnehmung, daß die Masse des Publikums recht naiv und mit gewissen Dingen leicht aufzuregen ist. Das Buch enthält nichts wie die vor Nervosität zitternden Aufzeichnungen einer hysterischen Frau an der Altersgrenze. Der Kunstwert ist unbestreitbar, daran ändert auch das Thema nichts. Es ist ebenso möglich, die Hysterie künstlerisch zu gestalten wie etwa die Empfindungen eines Mörders, eines Wahnsinnigen etc. Der sachliche Inhalt ist aber durch die Verallgemeinerung, die ihm die Verfasserin nachträglich in ihren Vorträgen selbst gegeben hat, gerichtet. Als Propagandaschrift für die Schonung der weiblichen Physis kann sie von einer normalen, gesunden Frau, die eine Tätigkeit im Leben hat, etwas leistet und ein starkes Herzensleben statt nichtiger Läppereien in sich trägt, nur achselzuckend abgelehnt werden. Gewiß, es gibt schwer hysterische Frauen genug, und denen mögen bestimmte Tage und Jahre ja noch besonders zu schaffen machen, aber für diese Sorte noch mehr Schonung und Rücksicht verlangen, ja den jüngsten Mädchen schon diese Beobachtung einzureden, bedeutet eine Heranzüchtung der Hysterie und Schwächung des Geschlechts, das grade jetzt immer mehr zu leisten bekommt und auch leisten kann und soll.

Nach diesen schweren, ernsten Büchern zeigt die Kunst der Lisbet Dill einen leisen Stich ins Oberflächliche. Es ist zwar in ihren besten Büchern: „Eine von zu Vielen" (die Geschichte einer Offizierstochter, die als Gesellschafterin ein mühseliges, qualvolles Leben führt) und: „Unverbrannte Briefe" (die ein verbotenes Liebesverhältnis in nebelhaft verschwimmenden Formen zart andeuten) eine Art von Oberflächlichkeit, die man nicht merkt, über die uns das Entzücken an der virtuosen Geschicklichkeit der Milieuschilderung forthebt. In ihrer Art hat Lisbet Dill einen Stil geschaffen, der fein und kühl, ein bischen blasiert, an den Dingen und Menschen gleichsam nur von fern vorüberstreift. Aber in diesen beiden an sich fast vollkommenen Büchern mahnt es schon leise verdächtig: Man hat keinen rechten Eindruck vom Charakter und Wesen ihrer Helden. Etwas Schattenhaftes, Unpersönliches ist an ihnen. Doch könnte das in der Absicht der Dichtung liegen. Da tritt sie mit ihrem neusten Roman „Freiheit" vor uns hin, und die nur ahnungsweise

gefühlten Mängel wachsen plötzlich ins Deutliche, Greifbare hinein. Auch dieser Roman beginnt mit vorzüglicher Milieuschilderung. Die Familienpension und ihre Gäste stehn zum Entzücken deutlich vor uns. Aber jetzt will Lisbet Dill in die Tiefe. Sie will Persönlichkeiten und Konflikte schildern. Da versagt ihr Talent. Der Verdacht, der schon auf der Lauer lag, ob es ihr gegeben sei, große Menschen und große Schicksale zu gestalten, bestätigt sich. Ihre Personen haben kein Blut, sie sind Silhouetten. Die Handlung, die in diesem Buch etwas „sagen" will, wird schwächlich, philiströs, ja hausbacken. Diese talentvolle Schriftstellerin mit ihrer feinen Feder hat ihre Grenzen verlassen und steht im fremden Land.

Vielleicht bringt es das Gegenwartsleben und seine skeptische Gesamtrichtung mit sich, daß die meisten der neuern Bücher, die ich hier anführte, einen pessimistischen Grundton haben und „unerquicklich" sind. Da wird es vielen Lesern lieb sein, auf ein paar Bücher hingewiesen zu werden, die nicht quälen.

„Wolgalieder" von Hedda v. Schmid schildern mit sicherer Feder das russische Gesellschaftsleben in Astrachan mit seiner Flachheit, Öde und seinen prickelnden Reizen. Die Herzensverwicklungen treten leise zurück vor den Naturbildern im Schnee, in Frühlingssonne und Sommerglut, die die eigentümliche russische Landschaft im Süden und im weißrussischen Norden darbietet. In alles aber hinein tönt als ein beständiges, wunderbar stimmunggebendes Element das Rauschen des „Mütterchens" Wolga, das Klingen, Verhallen und Wiederaufklingen der alten Kosakenlieder aus den Djigulibergen, wie sie heute noch gesungen werden auf der Steppe und in den Stanitzen der Kosaken. Sie sind in ihrer Echtheit ein wertvoller Bestandteil des Buches. Wir können in Hedda von Schmid, die selbst in ihrer Jugend ein Steppenkind war, eine Kennerin und feine Gestalterin der russischen Verhältnisse begrüßen.

Einen prächtigen, urwüchsigen Humor bietet Hanna Brandenfels im „Stallbaron". Diese Schriftstellerin, deren Rosenhäuschen voll zarter, träumerischer Wehmut die Verfasserin zu den beachtenswerten Erscheinungen gemacht hat, ist in den letzten Jahren weit über ihre Anfänge hinausgewachsen. Im „Stallbaron" wird ein fauler junger adliger Bengel geschildert, der nicht lernen will und seine alten Tanten, die ihn in lächerlicher Weise verzärteln, zuletzt um all ihr Vermögen und ins nackte Elend bringt. Aus dem Offizierkorps gestoßen, kommt er dann zur Besinnung, und in dem Beruf eines — Kutschers arbeitet er sich unter falschem Namen ehrlich wieder empor. Die Idee, in der ein gesunder Kern steckt, hat, besonders im ersten Teil, eine äußerst flotte und glückliche Behandlung erfahren. Abgesehn von dem allzu guten Schluß ist das Buch eine erfrischende Lektüre.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die deutschen Kolonien der Wolgabergseite.

Von Pastor Hans Büttner. (Kamyschin.)

(Schluß.)

In mancher Beziehung fängt doch ein neuer Geist an sich auf den Kolonien zu regen, der Empfänglichkeit besitzt für allerlei Kulturbestrebungen. So ist eine Reihe von Konsumvereinen entstanden, neue landwirtschaftliche Maschinen kommen in Brauch, an einigen Orten sind Volksbibliotheken, zumeist leider nur russische, von der Semstwo in's Leben gerufen usw. Das alles sind bescheidene Anfänge, aber es sind doch Anfänge. Die Armenfürsorge in den Gemeinden entbehrt einer ausreichenden Organisation, die Gemeindearmen werden einfach auf Mindestbot hin zur Pflege gegeben. Ärzte und Krankenhäuser gibt es nur an einigen Orten, Feldscher dagegen, von denen wöchentlich ambulatorisch jedes Dorf in ihrem Wirkungskreise besucht wird, sind bedeutend häufiger zu treffen. Die Geburtshilfe ist nicht fachmäßig ausgebildeten Frauen anvertraut. Feuerwehren und Feuerassekuranzen sind überall verbreitet. Von evangelisch-kirchlicher Seite sind einige Zweige christlicher Liebestätigkeit in Angriff genommen, so besteht in der Kolonie Talowka eine Anstalt unter dem Namen „Bethanien", die ein Siechen- und Blödenheim und ein Waisenhaus in sich schließt. Kann sich die Wiesenseite der Wolga u. a. des Besitzes einer evangelischen Taubstummenanstalt rühmen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Bergseite eine Blindenanstalt erhält, zu deren Begründung, — ob auf Berg- oder Wiesenseite, ist vorläufig noch unbestimmt, — die vorbereitenden Arbeiten schon im Gange sind. Auch in Saratow besteht ein Haus der Barmherzigkeit, das ein Alten-Siechen und Waisenheim darstellt. An Zeitschriften oder Zeitungen werden für das Kolonialgebiet herausgegeben: die Monatsschrift „der Friedensbote" und das Wochenblatt „Heimatsglocken", beides christliche Familien- und Volksblätter, das Wochenblatt „der Morgenstern", eine Art pietistisches Gemeinschaftsblatt, und die in den Kolonien am meisten verbreitete, 3 mal wöchentlich erscheinende Saratower „deutsche Volkszeitung", ein Blatt mit demokratisch-progressiver Tendenz.

Die Hauptkulturmacht und für viele schier der einzige Gegenstand ihrer geistigen Interessen bleibt trotz allem, was man dagegen sagen mag, doch die Kirche, wenigstens die evangelische Kirche. Unter den Evangelischen befinden sich lutherische und in geringerer Anzahl reformierte Gemeinden, die hier jedoch gewissermaßen eine evangelisch- unierte Kirche bilden, denn ihnen ist alles gemeinsam, derselbe Pastor bedient in einem Kirchspiel lutherische und reformierte Gemeinden, oder ein lutherischer Pastor hat ein ausschließlich reformiertes Kirchspiel oder ein reformierter Pastor umgekehrt ein völlig lutherisches Kirchspiel; gemeinsam genießen sie das Abendmahl, und nur das ist

ihnen von irgend einem Unterschied der beiden Konfessionen im Bewußtsein, daß sie beim Abendmahlsgenuß je nach ihrer Konfession verschiedene Gebräuche ausüben. Die geistliche Bedienung der Kolonien wird von den Pastoren ausgeübt, die fast alle in mehreren Dörfern zu amtieren und mitunter nicht unbedeutende Strecken dazu zurückzulegen haben. In jeder Kolonie fungiert ein Küster-Schulmeister, der in der Gemeindeschule den Unterricht in der Religion und im Deutschen zu erteilen hat, (während es den Pastoren obliegt, den Religionsunterricht zu revidieren), und der dem Pastor als Gehülfe zur Seite steht, die Kirchenbücher führt, in Abwesenheit des Pastors Lesegottesdienst verrichtet, den Kirchenchor leitet, Beerdigungen vollzieht, gelegentlich auch Nottaufen verrichtet usw. Die Pastoren der Wolgabergseite, früher oft Zöglinge des Basler Missionsseminars, jetzt überwiegend Absolventen der theologischen Fakultät der Dörptschen Universität, gehören zu einer Diözese und versammeln sich gemeinsam mit ihren Amtsbrüdern von der Wiesenseite einmal jährlich zu synodaler Beratung, welcher abwechselnd der Propst der Berg- oder der Wiesenseite präsidiert. Während die Pastoren schon seit langer Zeit eine Prediger-Witwen- und Waisenhilfskasse besitzen, so wird jetzt geplant, eine solche auch für die Küster-Schulmeister der Wolgakolonien, die bei ihrer oft kärglichen Besoldung einer solchen gewiß gleichfalls bedürfen, zu begründen. Die Kirchen sind in einigen Kolonien schon arg baufällig, andere haben dagegen recht stattliche, geräumige Gotteshäuser. Ihrer Bauart nach erinnern sie wenig an die Kirchen in Deutschland; sicher ist russischer Einfluß beim Bau der meisten anzunehmen. Eigentümlich ist ihnen, daß sich die Kanzel über dem Altar erhebt, mitunter schier in schwindelnder Höhe und in ehrfurchtgebietender Ferne von der lauschenden Gemeinde. Der Prediger muß schon ein kräftiges Organ haben, um so manche von diesen weiten hölzernen Kirchen mit seiner Stimme zu füllen. So wie die Kolonisten meistens neben der Winterküche noch eine Sommerküche haben, so haben sie sich auch beim Bau ihrer Kirchen den Luxus geleistet, sogenannte Sommerkirchen, die, weil unheizbar, im Winter nicht zu benutzen sind, zu bauen, wogegen sie in der kalten Jahreszeit Gottesdienst im Schulhause abhielten, anstatt sich Kirchen zu bauen, die das ganze Jahr über zu benutzen sind, und andererseits wieder Schulhäuser, die dann, ihrem eigentlichen Zweck entsprechend, in Klassenräume geteilt hätten gebaut werden können. Der Besuch der Gottesdienste ist zumeist ein recht reger, und zwar sieht man ebensoviel Männer wie Frauen; abgetrennt von dem andern Geschlecht sitzen die Männer mit ihren meist bartlosen Gesichtern, im Sommer in feierlichen Sonntagsröcken, im Winter in ihren gegerbten Schafspelzen, der Gesang klingt kräftig und voll; die Leute halten etwas auf die Kirche, obwohl ihre Beziehungen zu den Pastoren durchaus nicht immer voller Vertrauen und Wohlwollen sind und sie in ihnen oft genug nur die Vertreter der kirchlichen Obrigkeit sehen. Das Interesse und die Gaben für die Heidenmission sind

im ganzen größer, wohl weil früher geweckt, als für die innere Mission; das ändert sich aber auch oft, wenn ein redebegabter Prediger ihnen eine Arbeit der inneren Mission besonders an's Herz zu legen weiß. Im ganzen wird man wohl sagen dürfen: es ist oft mehr Kirchlichkeit, als warmes persönliches Herzenschristentum vorhanden.

Eine besondere und in manchen Kolonien höchst einflußreiche Gruppe bilden die sogenannten „kirchlichen Brüder" oder richtiger gesagt „Brüder und Schwestern", deren Organ der in Saratow herausgegebene „Morgenstern" ist. Es ist das eine zahlreiche Gruppe von evangelischen Christen, die sich zwar zu der lutherischen Kirche halten und gewöhnlich auch die getreusten Kirchgänger sind, die aber doch eine ganz besondere Gemeinschaft entschieden pietistischen Charakters bilden unter der (obgleich gewissermaßen inoffiziellen Leitung) von durch sie selbst gewählten Evangelisten, die bei ihrer Wirksamkeit oft große Reisen machen, und von Ältesten, die ständig innerhalb ihrer Ortsgemeinde leben, — sonst aber auf ausgesprochen demokratischer Grundlage, dank welcher es auf ihren Versammlungen jedem gestattet ist, die Schrift auszulegen, Ansprachen zu halten, öffentlich zu beten, in welch letzterem namentlich die Schwestern einen großen Eifer zu entfalten pflegen usw. Sie unterwerfen sich freiwillig ihren ungeschriebenen Gesetzen und vereinigen sich öfters zu näherer Gemeinschaft unter einander auf sogenannten Brüderkonferenzen, zu denen sich die meisten Pastoren anfangs recht feindlich gestellt haben, denen sie aber heutzutage oft genug, auch eröffnend und präsidierend, beiwohnen. Bewundernswert ist die Schriftkenntnis vieler Brüder, denn die Bibel ist ihnen das Ein und Alles, sie ist das Buch, das sie immer wieder lesen, wobei ihr besonderes Interesse den Büchern der Bibel gehört, die von den zukünftigen Dingen (wie das Buch Daniel) und der Wiederkunft Christi, die sie für nahe bevorstehend halten, (wie die Offenbarung Johannis) handeln; außer der Bibel und einigen Gemeinschaftsblättern pflegen sie sonst oft nichts weiter zu lesen. Man findet unter ihnen solche, die sich sehr kritisch zur Kirche und namentlich zu ihren Amtsträgern, den Pastoren stellen, man findet solche, die in ihrem Herzen gewiß einem versteckten Sektentum huldigen, die auch früher oder später irgend einer Sekte zufallen, man findet unter ihnen hochmütige Scheinchristen mit einem Lebenswandel, der durchaus nicht der zur Schau getragenen Frömmigkeit ihrer Worte entspricht, — aber auch solche, die hungert und dürstet nach Gottes Wort, schlichte, fromme Bibelchristen, die wirklich ein Salz in ihrer Gemeinde sein können. Trotz der Gefahr von allen möglichen Auswüchsen wird man die Bewegung als solche, solange sie sich nach Möglichkeit rein erhält, doch als eine dem evangelischen, protestantischen Geist wohl entsprechende beurteilen müssen.

Lebhaftes religiöses Interesse im Verein mit mangelhafter Schul- und Geistesbildung ist die Ursache zur verhältnismäßig starken Verbreitung des Sektenwesens in den Wolgakolonien, unter denen auf der Bergseite namentlich

die direkt an der Wolga gelegene Kolonie Nishnjaja-Dobrinka sich in dieser Hinsicht auszeichnet. Unter den Sekten, die oft scharf propagandistisch vorgehen, treten besonders die Baptisten, die Adventisten des 7-ten Tages oder die Sabbatarier, die die Feier des Sabbats zum Eckstein ihres gänzlich alttestamentlich begründeten dogmatischen Lehrgebäudes gemacht haben, und die von Dobrinka aus jetzt auf die Wiesenseite übergesiedelten Tanzbrüder hervor, die, sich auf König Davids Tanz vor der Bundeslade und die auch im Neuen Testament gebotene Freude im Herrn berufend, als deren sprechendsten Ausdruck eben den Tanz hinstellen, der indessen in ihrer Ausführung am Ende ihrer gottesdienstlichen Versammlungen einen nichts weniger als heiligen Charakter zu tragen pflegt.

Einen eigentlichen Zusammenhang mit dem geistigen Leben der deutschen Welt haben die Wolgakolonien sich nur in ihrem Kirchenwesen erhalten. Sonst finden sich doch nur bloße Spuren davon. Die Sprache, die die Wolgakolonisten sprechen, von ihnen eigentümlicherweise „plattdeutsch" genannt, obwohl meistens süddeutscher Dialekt, ist stark mit russischen Worten untermischt, dabei wird aber den russischen Worten eine deutsche Endung angehängt und zwar den Verben gewöhnlich die Endung „aien", so daß wahre Wortungetüme entstehen, z. B. uwaschaien (уважать) = achten, prowoschaien (провожать) = begleiten, das Telegele (телѣга) = der Wagen, das Leffkele (лавка) = die Bude u. s. w. Alle Bezeichnungen, die auf eine höhere technische Kultur deuten, haben sie, weil eine solche zur Zeit, als sie nach Rußland einwanderten, auch in ihrer alten Heimat noch nicht bestand, natürlich dem Russischen entlehnt, z. B. der Waksal (вокзаль) u. s. w., jedoch heißt die Lokomotive bei ihnen wiederum anschaulich genug der „Feuerwagen". Das alte deutsche Volkslied wird wohl gesungen, aber viele erst im 19-ten Jahrhundert von bekannten Dichtern verfaßte, dabei aber zu Volksliedern gewordene und oft gesungene Lieder sind nicht darunter. Der Wolgakolonist alten Schlages schaut aber doch im Bewußtsein seiner kulturellen Überlegenheit stolz auf den ungebildeten Russen hinab und betont es mitunter ostentativ, daß er eben ein Deutscher sei. Das ändert sich aber gewöhnlich in trauriger Weise, wenn er, durch die russische Schule entnationalisiert, sich eine höhere Bildung, aber in durchaus russischer Fassung aneignet; dann beginnt er im Bewußtsein, das Hochdeutsche nicht zu beherrschen und sich seines Dialekts als einer Bauernsprache schämend, ausschließlich sich des Russischen zu bedienen, und so geht die nach oben strebende Schicht, die ja naturgemäß die meisten Intelligenzen enthält und in den Städten sich niederläßt, um die sogenannten freien oder liberalen Berufsarten zu betreiben oder in den Staatsdienst zu treten, mit Ausnahme derer, die zum Studium der Theologie nach Dorpat gehen und das Deutsche gründlicher zu erlernen genötigt sind, dem deutschen Volkstum in den allermeisten Fällen allmählich ganz verloren, und damit ist das deutsche Volk der Kolonien an der Wolga bei der Abwesenheit aller deutschen Schulen dazu verurteilt, ein Bauern-

volk zu bleiben, für das eine höhere, nationale Kultur ein unerreichbares Gut bildet. Wohl besteht in Saratow ein Deutscher Verein, der sich auch national-kulturelle Zwecke zum Ziel setzt, aber er kann trotz der zahlreichen Deutschen, die daselbst wohnen, — es sind ihrer 15000—20000, — doch zu keiner allgemeinern Bedeutung kommen. — Vielen Kolonisten wird es in ihrer Wolgaheimat zu eng. Das alte Wanderblut, das ja eigentlich in einem jeden, der sich dazu entschließt, seine Heimat zu verlassen und ein Kolonist zu werden, stecken und sich auch leicht seinen Nachkommen mitteilen könnte, regt sich wieder, und so haben nicht wenige ihre Schritte wieder weiter gelenkt, um an neuem Ort neue Hütten zu bauen und dort das erhoffte Glück zu suchen. Nach den Ostseeprovinzen, nach dem Vorland des Kaukasus, nach dem Dongebiet, nach Sibirien oder vielmehr in das Gebiet von Omsk und Akmolinsk, nach Deutschland und Amerika ist die Auswanderung gegangen. Aus Sibirien kehren viele enttäuscht und gänzlich verarmt wieder zurück, anderwärts glückt es ihnen gelegentlich mehr. Je weiter aber der Prozeß des Übergangs zum Einzelbesitz fortschreitet, der zuguterletzt manche Bauern landlos macht und sie zur Abwanderung zwingt, ein um so größerer Abfluß der überschüssigen Bevölkerung ist wohl zu erwarten. Ob nun aber der Kern der deutschen Bevölkerung in den Kolonien sich alsdann so weit kräftigen wird, daß er es zu einem blühenden deutschen Bauernstande bringen wird? Wenn ein jeder, den es angeht, Pastor, Lehrer oder wer sonst im Dorf das Zeug dazu hat, mit Ernst an das letzte Wort des sterbenden Altmeisters Goethe denken wollte: „mehr Licht!“ und mit dem Aufgebot seiner Kräfte darnach handelte, — mehr Licht in die deutschen Dörfer zu bringen, — dann würde dem Licht auch das Leben folgen.

## Erinnerungen an Jaßnaja Poljana.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

Bevor man in „Jaßnaja Poljana“ einfährt, muß man das Dorf, das den gleichen Namen trägt, passieren. Dieses Dorf ist im Vergleich zu anderen russischen Dörfern auffallend gut gebaut und sauber. Die Häuser sind fast durchweg aus roten Ziegelsteinen mit Blechdächern. Später habe ich viele Hütten besucht. Wenn die Bauern von ihrem Gutsherrn Leo Tolstoi reden, wird der Ausdruck ihrer Gesichter wirklich freundlicher. Aber alle nennen sie ihn: „Ew. Erlaucht“. Fast in allen Häusern, die ich besuchte, wurden mir seine sozialen und religiösen Schriften vorgelegt, in billigen Volksausgaben mit dem Bilde Tolstois. Man fährt eine kleine Anhöhe nach unten, dann wieder hinauf und — plötzlich gewahrt man, durch alte Parkbäume schimmernd, ein helles Herrenhaus: Jaßnaja Poljana. Bei der Parkeinfahrt passiert man zwei dicke kurze weißgetünchte Säulen, fast Türm-

chen, aus Ziegeln. Dann geht es, an einem Teiche vorüber, langsam eine Anhöhe empor durch eine herrliche alte Birkenallee. Hoch oben verflechten sich die Kronen zu einem dichten Dache. Im Sommer muß es hier sehr schön sein. Jetzt ist es Vorfrühling, kaum hat der Schnee zu schmelzen begonnen, doch ein herber Duft neuer Erde erfüllt schon die Luft, und durch das bebende Haargezweige der Birken blitzt hie und da ein erster Stern und rechts die ganz dünne Goldsichel des zunehmenden Mondes. Der Wagen hält. Hier ist das Haus, hier wohnt — er.

* * *

Als er, der Riese, zum erstenmal mir entgegentrat, war ich erstaunt, so gar keinen Riesen vor mir zu sehen. Er war so anders, als ich ihn mir nach seinen Werken und nach den Porträts vorgestellt hatte. Kleiner, gebeugter. Man sah ihm stark das Alter an. Auch hatte er unlängst eine Krankheit durchgemacht. Sein Gang war sonderbar hastig, ungemein elastisch, fast jugendlich frisch. Das stand in keinem Verhältnis zum müden (ja müden!) Gesichtsausdruck. Er liebte es, plötzlich horchend stehen zu bleiben, wie einer inneren Stimme lauschend. Er trug eine leichte dunkelblaue Arbeitsbluse, um den Leib einen dünnen schwarzen Lederriemen, hinter dem fast unbeweglich die Hände festgeklemmt saßen. So etwa, wie ihn das bekannte Gemälde von Ilja Rjepin darstellt. Aber seine Augen? Was lag nur in diesen Augen? Ich fühle noch jetzt diese kleinen Augen auf mir ruhen. Es war eine große Tiefe in ihnen und ein Flackern. Sie konnten seltsam durchdringend treffen, aber sie verwirrten nicht. Sie erweckten Mitleid und sofortiges Zutrauen. Diese Augen und der Zug um die Augen verrieten ungeheures Weh, auch eine Furche seiner Wangen. Aber was lag sonst noch in diesen Augen, die man nie wieder vergißt? Es lag in ihnen neben einer großen Ruhe auch eine große Unruhe, neben etwas Verklärtem noch viel Irdisches. Auch etwas wie Schlauheit. Alles gebändigt durch große Milde und Weisheit.

* * *

Seinen Tag in „Jaßnaja Poljana" hat Tolstoi streng eingeteilt. So um 7 steht er auf. Reinigt selbst sein Zimmer, alles bis auf die letzte Kleinigkeit. Darauf trinkt er Tee; um 8 Uhr macht er seinen Morgenspaziergang. Wenn er aus dem Hause tritt, hat sich gewöhnlich vor der Treppe schon ein Kreis von Armen eingefunden. Die verschiedensten Bitten und Fragen werden laut. Für jeden findet Tolstoi ein paar Worte. Der Morgenspaziergang dauert etwa eine Stunde; Tolstoi geht schnell, und die Strecke, die er zurücklegt, ist recht groß. Wenn er zurückgekehrt ist, geht er an die Arbeit bis zum Mittagessen. Darauf ruht er; geht dann wieder an die Luft. Ungefähr um 7 Uhr Abends wird gespeist. An das Abendessen schließen sich gewöhnlich längere Unterhaltungen. Darauf geht Tolstoi wieder auf sein Zimmer, um zu arbeiten und arbeitet bis 10, 11 Uhr nachts.

* * *

Tolstoi war unter die Armen getreten, die vor dem Treppengeländer auf ihn warten. Und ein paar seltsame Worte vernahm ich und einen seltsamen Gesichtsausdruck erhaschte ich damals, Dinge, die verrieten, wie tief unglücklich dieser Mensch im Grunde war, und zugleich riefen in mir dieser sein Blick und Gesichtsausdruck etwas wie Erwartung wach. Eine Erwartung, die damals in jener Nacht der Weltflucht sich so urplötzlich erfüllte. Es ist ein klarer Vorfrühlingsmorgen. Zehn bis fünfzehn Menschen stehn und warten vor dem Treppengeländer. Ein Bäuerlein kniet nieder; ein altes Mütterchen beginnt zu weinen. Für jeden findet Tolstoi einige Worte. Das Bäuerlein sucht er zu erheben. Dort rechts steht in schäbiger Kleidung ein Barfüßler. Tolstoi nähert sich ihm. Der Barfüßler: „Ew. Erlaucht, geben Sie mir Geld." Tolstoi: „Sie trinken? Der Barfüßler: „Warum denn nicht trinken in dieser Welt?" Tolstoi: „Schlimm! Trinken Sie nicht. Und Geld habe ich nicht." Er wendet sich an eine andere Person. Plötzlich fällt ein Bäuerlein vor ihm auf die Knie. Er hat im Gutswalde Holz gestohlen, ihm ist irgendeine Strafe auferlegt worden. Seine letzte Rettung soll der „Graf" sein. Er stammelt: „Erlaucht! Verzeihen Sie!" Tolstoi: „Ich kann nicht. Der Wald gehört nicht mir."

Nicht weit von dem nun so berühmten „Baum der Armen" stehen auch zwei Pilger. Zwei ganz weißhaarige Greise. Sie sind die letzten in der Reihe. Tolstoi wendet sich diesen beiden Pilgern zu, und je näher er ihnen kommt, umsomehr scheint es, daß die beiden fort wollen. Sie scheinen ungeheuer verlegen.

„Warum denn so?" fragt Tolstoi.

„Das heißt also . . . ja . . . wir sehen, daß es Dir nicht gut zumute ist. Du lebst nicht in Einfalt und kannst deshalb nicht alles sagen."

Und nun bleibt mir ein Blick Tolstois unvergeßlich und eine Röte, die in seinem Antlitz aufstieg. Unvergeßlich und auch unsagbar. Das eine fühlte man: dieser Greis litt in jenem Augenblick fast unmenschlich.

* * *

Heute nach dem Abendessen, als man aufgestanden war, berührte Tolstoi meine Hand und wir betraten ein Seitenzimmer.

„Sprechen wir deutsch oder russisch?" fragte er im besten Deutsch.

Ich war so freudig erregt, daß ich zuerst, soviel ich mich erinnern kann, überhaupt nichts antwortete. Er hatte erfahren, daß ich soeben lange Zeit im Auslande gewesen und wollte doch etwas über den Westen erfahren. Wie deutlich sehe ich ihn vor mir sitzen! Er hatte den linken Arm auf den Tisch gestützt und suchte mit der ausgebreiteten Handfläche seine Augen vor dem Lampenlicht zu schützen. Welche Anzahl von Furchen durchzog dies Gesicht! Auf dem Tisch lag ein Buch. Tolstoi fragte: „Haben Sie mein Buch „Gedanken weiser Männer" gelesen?" Ich kannte es nicht, doch hatte ich von ihm gehört und sprach: „Ihre Zusammenstellung von Zitaten aus

Kant, Carlyle, Buddha, Goethe?" „Ja, aber von Goethe sehr wenig" — unterbrach er mich. „Mehr von Buddha, Carlyle, Mark Aurel, Epiktet und Kant, ach Kant! Sie haben gewiß auch Vorlesungen über Kant gehört?" Ich bejahte. Tolstoi: „Das ist schön, aber Kant ist gefährlich." Ich fragte ihn, ob er nicht eine große Tragik in der Philosophie Kants fühle. Es sei tragisch einzusehen, daß das Subjekt das Objekt, das Ding an sich nicht erkennen könne. Dabei zitierte ich die folgenden Sätze aus Kant: „Es ist das Land der Wahrheit umgeben von einem weiten und stürmischen Ozean, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt und, indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflicht, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann". Tolstoi: „Ja, aber diese Tragik ist zu überwinden. Wir werden die Wahrheit doch erkennen. Wir müssen nach unserem Gewissen leben, das ist die Wahrheit. Und wie wir am besten nach unserem Gewissen zu leben haben, sagt uns die heilige Schrift; dort ist der Wille Gottes am klarsten ausgesprochen — durch Christus. Das alles ist sehr bekannt, aber man muß es dennoch immer wieder wiederholen. Auch glaube ich daran, daß uns nach dem Tode manches enthüllt werden wird. Nach dem Tode. Für mich wohl bald." Er schwieg. Ich fragte: „Meinen Sie nicht, daß der Körper einen großen Einfluß auf den Geist ausübt?" Tolstoi: „Gar keinen. Wir leiden, weil wir uns nicht mit Gott versöhnt haben. Wenn wir so leben werden, wie Gott es will, werden wir keine Leiden kennen. Stellen Sie über alles immer das Gewissen und vieles wird enträtselt." Ich fragte: „Und was meinen Sie zu jenen Lehren, welche behaupten, daß das Gewissen ein Produkt der Erziehung, jahrhundertelanger Gewohnheit und dergl. sei?" Tolstoi (er war rot geworden, seine Stimme bebte vor Erregung, seine Einzigkeit brach durch): „Das ist eine Irrlehre. Das kann nicht sein . . . Sonst stürzt alles zusammen . . ." Es entstand eine kleine Pause, darauf fuhr er fort: „Ja, das ist für mich unbegreiflich, wenn auch noch so viele Soziologen es behaupten. . . Sie haben Nationalökonomie studiert?" Ich bejahte. Tolstoi: „Eine schlechte Wissenschaft. Ich habe gefunden, daß sie sich auf dem Egoismus der Menschen aufbaut, den Egoismus pflegt, ähnlich wie die Kunst." Ich fragte ihn ganz offenherzig, warum er sich so sehr von der Kunst abgewandt habe. Tolstoi: „In unserer Zeit ist die Kunst entartet. . . Die Kunst hat niedrige Gefühle auszurotten und gute Gefühle an ihre Stelle zu setzen. Das Gute erwächst aus Religion. Gut sind Kunstwerke, die entstanden sind aus christlichen Gefühlen, und der Inhalt christlicher Kunst sind Gefühle, die die Menschen mit Gott und mit einander einig machen. Alles andere muß als eine schlechte Kunst angesehen werden, denn sie vereinigt nicht, sondern entzweit. Solche Kunstwerke sind in der Literatur heute alle Dramen, Romane . . ."

Und auch „Anna Karenina"?" — entfuhr es mir unwillkürlich.

Tolstoi: Ja, alles. Auch Anna Karenina. Was ist Anna Karenina? Eine Anhäufung von Lappalien. . . Die heutige Kunst ist im stande, nur kleine Kreise von Menschen zu vereinigen, indem sie diese Kreise zugleich von der großen Mehrzahl anderer Menschen absondert. Die Menschen unserer Tage geraten in Entzücken über Baudelaire, Verlaine, Hauptmann, Ibsen, Maeterlinck, Richard Wagner und Richard Strauß und sind nicht im stande, das einfachste — christliche Gefühl zu fühlen. Und nochmals: glauben Sie nicht, daß ich meine eigenen Sachen ausnehme." „Und Ibsen nehmen sie auch nicht aus?" fragte ich. Er wandte sich etwas ab, dann sagte er nur: „Ich weiß garnicht, was man da findet". Dann nannte ich: Dehmel, Stefan George, Hofmannsthal, Dauthendey, Rilke. Tolstoi: „Kenne ich nicht." Ich nannte von den Russen Balmont, Brjussow u. a. Tolstoi: „Wenn ein Mensch in gebundener Form, in Versen schreibt, kann er nach meiner Ansicht nicht das ausdrücken, was er sagen will."

Inzwischen wurde im Nebenzimmer Klavier gespielt. Es war etwas von Chopin. Tolstoi neigte die Stirn und lauschte. So lauschte er lange. Plötzlich sagte er: „Und doch, wie schön!" . . .

* * *

Im alten Park in der Nähe des Teiches sah ich Tolstoi. Er ging recht schnell, zwei kleine Bauernknaben liefen neben ihm her. Ganz gewöhnliche Bauernknaben — neben Tolstoi. Alle drei lachten. Am Teiche ließ er sie Steinchen werfen. Dabei hob er selbst ein paar Steine auf, gab jedem zwei, drei Steine. Die Jungen warfen alle Steine laut lachend ins Wasser. Und duzten ihn: „Schau! . . . . dort! . . . dort . . . !" Ich trat auf ihn zu und verabschiedete mich: „Kommen Sie bestimmt wieder", sagte er — „Aber bald . . ." Ich dankte herzlich und gerührt und wollte ihm die Hand küssen. Der Greis zog sie heftig zurück und sagte nur: „Bald".

Noch lange sah ich ihm nach aus dem Wagen, bis die Gestalt unter Bäumen verschwunden war. . . .

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Eine soziale Frauenschule.

Von Dr. Alice Salomon. (Berlin.)

Der Gedanke, daß leitende und verantwortliche Stellungen in der Wohlfahrtspflege nur durch eigens für diese Aufgabe vorgebildete Kräfte besetzt werden sollten, ist im letzten Jahrzehnt überall, wo man die sozialen Probleme ernsthaft ins Auge gefaßt hat, wo man zielbewußt soziale Arbeit leistet, anerkannt worden. Die großen amerikanischen Städte haben Schools

of Philanthropy gegründet, um Persönlichkeiten zu schulen, die diesem Bedürfnisse gerecht werden können. In Amsterdam besteht seit einer Reihe von Jahren eine solche Schule für soziale Arbeit, die ebenso wie die amerikanischen Anstalten Männer und Frauen für die Arbeit in der öffentlichen Jugendfürsorge, in der Armenpflege, in der Wohlfahrtspflege im weiteren Sinne vorbereitet. Auch in London ist kürzlich eine ähnliche Einrichtung geschaffen worden, die School of Sociology and Social Economics, die in enger Beziehung zu der Charity Organisation Society besonderes Gewicht auf die Ausbildung von Beamten für die öffentliche Armenpflege und die großen Wohltätigkeitsanstalten legt.

Wenngleich auch in Deutschland die Zahl der besoldeten Stellungen auf dem Gebiete sozialer Arbeit noch keineswegs so zahlreich wie im Auslande ist, wenngleich bei uns die öffentliche Armenpflege noch faßt überall den allerdings immer schwieriger werdenden Versuch macht, ausschließlich mit unbesoldeten Kräften ihre Aufgaben zu erfüllen, so ist doch das Bedürfnis nach einer planmäßigen Ausbildung von sozialen Arbeitern auch hier in allen Kreisen fühlbar geworden. Eine ganze Fülle von Versuchen, wenigstens durch kurze Informationskurse eine Anleitung für die verschiedenen Gebiete der Wohlfahrtspflege zu geben, ist in den letzten Jahren gemacht worden. Ganz besonders lebhaft ist die Initiative der Frauenvereine auf diesem Gebiet gewesen, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß Frauen sich der Unzulänglichkeit ihrer Bildung bewußt werden, sobald sie sich vor soziale Aufgaben gestellt sehen. Auch in den obengenannten ausländischen Fachschulen sollen Frauen die größte Zahl der Schüler stellen. Als älteste deutsche Veranstaltung auf diesem Gebiete sind die theoretischen und praktischen Kurse der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, die etwa 15 Jahre hindurch regelmäßig abgehalten wurden, zu nennen, denen später Kurse im Anschluß an konfessionelle Frauenvereine folgten. Diese Kurse der Mädchen- und Frauen-Gruppen waren allerdings in erster Linie auf das Bedürfnis von freiwilligen Hilfsarbeiterinnen zugeschnitten, und nur eine relativ geringe Zahl von Berufsarbeiterinnen konnte aus ihnen hervorgehen. Vor allem machte sich das Bedürfnis nach einer tieferen und umfassenderen Schulung für die Berufsarbeiter geltend.

Je mehr sich nun die Sitte herausbildet, auch die Töchter des gebildeten Mittelstandes und der wohlhabenden Schichten zu einem Beruf zu erziehen, desto mehr wendet sich die Aufmerksamkeit dieser Kreise dem Gebiete sozialer Arbeit zu, das mit Recht als besonders geeignetes Berufsfeld für Frauen gilt. Und das aus verschiedenen Gründen: Die Wohlfahrtsinstitute sind einmal weit eher in der Lage, einer Frau als einem Manne eine Lebensstellung zu bieten, da Frauen in den meisten Fällen keine Familie zu ernähren haben und deshalb ein Gehalt als ausreichend ansehen können, das Männern von gleicher Begabung und gleichem Können nicht genügen würde. Institutionen aber, deren Einnahmen in erster Linie für Wohlfahrtszwecke, nicht für die

Aufgaben der Verwaltung bestimmt sind, und die daher keine hohen Gehälter zahlen können, werden häufig die Möglichkeit haben, weibliche Beamte zu finden, die den Männern, die für das ausgeworfene Gehalt zu haben wären, überlegen sind. Dazu kommt noch, daß Frauen in ganz besonderem Maße den Wunsch haben, einen Beruf zu finden, in dem sie für andere sorgen können, der ihnen persönliche Beziehungen zu Hilfsbedürftigen gibt, und der sie durch die ganze Art der Tätigkeit innerlich befriedigt, während das gefühlsmäßige Erfassen der Berufsarbeit beim Manne eine geringere Rolle spielt. Der männliche Berufsarbeiter hat eben in den meisten Fällen Gelegenheit, außerhalb des Berufs — durch Gründung einer Familie — seine gemütlichen Bedürfnisse zu befriedigen, während die Frau, solange sie den Beruf ausübt, in der Regel auf Ehe und Mutterschaft verzichten muß und ausschließlich auf die inneren Werte angewiesen ist, die ihre Arbeit ihr zuführt.

Die sozialen Berufsstellungen sind deshalb nicht nur von Frauen stark begehrt, sie werden auch von Männern, die eine führende Stellung in der Wohlfahrtspflege einnehmen, den Frauen immer wieder als geeignetes Arbeitsfeld empfohlen.

Der Versuch, eine Bildungsanstalt zu schaffen, die die Mädchen für solche Stellungen fähig macht, ist von einer „Sozialen Frauenschule" unternommen worden, die vom Pestalozzi-Fröbel-Haus in Gemeinschaft mit den Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin vor 4 Jahren gegründet worden ist.*) Die soziale Frauenschule macht es sich zur Aufgabe, junge Mädchen in systematischer Weise für ihre Aufgaben in der Familie anzuleiten und für die Pflichten vorzubereiten, die ihrer im öffentlichen Leben harren. Sie will vor allem aber Frauen für berufsmäßige Arbeit auf sozialem Gebiet ausbilden. Die Gründer der Schule gingen dabei von dem Gedanken aus, daß bisher die Mädchen grade für die Aufgabe, die im Mittelpunkt alles Frauenlebens steht, für ihre pädagogischen Pflichten, nicht genügend oder garnicht vorbereitet worden sind und daß es gilt, hier eine Lücke auszufüllen. Und sie stehen weiter auf dem Standpunkte, daß die Pflichten der wohlhabenden Mädchen und Frauen sich nicht mehr wie in früherer Zeit im eigenen Haus erschöpfen. Die Gemeinde, das öffentliche Leben verlangen ihre Mitarbeit, verlangen soziale Pflichterfüllung. Und auch auf diese Aufgaben muß die heranwachsende Jugend vorbereitet werden. Die Mädchen müssen die Ursachen kennen, aus denen soziale Notstände hervorgehen, die Kompliziertheit des modernen Wirtschaftslebens, die so leicht den Schwachen entwurzelt und hilfsbedürftig macht. Sie sollen etwas von der Verfassung der Gemeinde und des Staats, in denen sie leben, wissen, von den Pflichten, die sie den Bürgerinnen auferlegen, von den Rechten, die

*) Ausführliche Prospekte sind durch die Geschäftsstelle der Sozialen Frauenschule, Berlin-Schöneberg, Kyffhäuserstr. 21, erhältlich.

sie ihnen zuteilen. Sie sollen die Einrichtungen kennen lernen, deren sie sich bedienen müssen, wenn sie dem Bedürftigen Hilfe bringen wollen: die Einrichtungen der Armenpflege, die Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung, die Institutionen, die zum Schutz bedürftiger und verwahrloster Kinder geschaffen worden sind und dergleichen mehr. Diesen Anforderungen will die Schule Rechnung tragen. Pädagogische und soziale Bildungselemente machen den Unterrichtsstoff aus, der in einem zweijährigen Lehrplan verarbeitet wird.

Die Unterstufe der Schule dient der Fortbildung der jungen Mädchen für den Pflichtenkreis in der Familie und will daneben ihr Interesse für soziale Aufgaben erwecken. Die pädagogischen Fächer werden in der Unterklasse daher in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt und durch praktische Unterweisung im Kindergarten und durch technische Fächer (Handarbeit, Handfertigkeit, Hauswirtschaft) ergänzt. Die sozialwissenschaftlichen Fächer beschränken sich auf eine allgemeine Einführung. Die Unterstufe soll aber gleichzeitig die Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten und freiwilligen Kräften zur sozialen Hilfsarbeit bieten, da zu einer wirksamen sozialen Fürsorgetätigkeit — neben den erforderlichen Fachkenntnissen — auch ein allgemeines Verständnis der sozialen Probleme wünschenswert, ein gewisses Maß hauswirtschaftlicher und pädagogischer Kenntnisse unerläßlich ist. Der Unterricht in Pädagogik, Hygiene, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre und in den praktischen Fächern umfaßt etwa 20 Stunden wöchentlich. Die Oberstufe will den Schülerinnen eine fachliche Ausbildung für soziale Arbeit vermitteln und Berufsarbeiterinnen und Helferinnen für alle Gebiete sozialer Fürsorge (insbesondere für Armenpflegevereine, für die soziale Jugendfürsorge, für Volksbildungsvereine, für Vereine zur Förderung der Volksgesundheit, für Anstalten zur Fürsorge für Arbeiterinnen) ausbilden. In dieser Klasse treten die Sozialwissenschaften und die für die soziale Arbeit notwendigen Fachkurse in den Vordergrund. Neben Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde sind dem Familienrecht, dem Armenwesen, der Theorie der Jugendfürsorge, der Sozialethik und der sozialen Hygiene Unterrichtskurse gewidmet. Von den Schülerinnen, die sich auf eine berufliche Arbeit vorbereiten wollen, wird auf der Oberstufe praktische Mitarbeit in der sozialen Fürsorge verlangt. In beiden Klassen ist eine besondere Stunde der Einführung in die pädagogische und soziale Literatur vorbehalten, um die Schülerinnen zu einem selbständigen Studium der einschlägigen Literatur fähig zu machen und um sie an systematisches Lesen zu gewöhnen.

Eine Fortbildungsklasse und ein Abendkursus, deren Einführung sich als notwendig erwies, sind der Schule angegliedert worden, um namentlich solchen Persönlichkeiten, die schon in sozialer Arbeit stehen, noch eine Weiterbildung und eine theoretische Vertiefung ihrer Kenntnisse zu ermöglichen.

Dem Lehrerkollegium gehört eine Reihe von Persönlichkeiten an, die auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege eine führende Stellung einnehmen oder über langjährige Erfahrungen verfügen, wie Fräulein Dr. Gertrud Bäumer,

Fräulein Dr. Frida Duensing, Fräulein Lili Droescher, Herr Dr. von Erdberg, Frau Clara Richter, Frau Dr. med. Stelzner, Fräulein Oberlehrerin Margarete Treuge. Die Leitung hat die Schreiberin dieser Zeilen übernommen.

Der Andrang zu der Schule ist seit ihrer Begründung ein gleichmäßig großer gewesen. Das Interesse der Schülerinnen war stets ein äußerst lebhaftes, und immer wieder hat man den Eindruck gehabt, daß man die weibliche Jugend zu tüchtigen Leistungen heranbilden kann, wenn man ein großes und festes Ziel in den Mittelpunkt ihrer Interessen stellt. Zahlreiche Schülerinnen der ersten Jahrgänge haben bereits Stellungen in Armenpflegevereinen, in der Jugendfürsorge und bei städtischen Behörden gefunden und sich in ihrer Arbeit gut bewährt. Was bei der Gründung der Schule erhofft wurde, daß die Frauen unserer Zeit die Notwendigkeit einer ernsthaften Schulung für soziale Anfgaben erkennen, hat sich als Tatsache bewährt und es ist eine Pflanzstätte geschaffen worden, von der aus soziale Gesinnung und soziales Können auf die verschiedensten Arbeitsgebiete und in alle Landesteile hinaus ausstrahlt.

## Der Dichter Eduard Stucken.

Von Dr. Valerian Tornius. (Leipzig.)*)

Am 30. März 1910 gab es in Max Reinhardts „Kammerspielen" in Berlin eine interessante Sensation: Eduard Stuckens fünfaktiges Mysterium „Gawân" erlebte seine Uraufführung und fand rauschenden Beifall bei Publikum und Presse. Da las man am Tage nach der Premiere in den Blättern der Residenz Urteile wie folgende: „Es ist wie ein großes, echt lyrisches Gedicht, das über die Sinne schleicht und sie festhält durch die Fülle seiner Bilder und die Kunst seiner Worte," oder: „Die meisterhafte Dichtersprache Stuckens, die sich abseits von der jambischen Heerstraße ein originelles, an mittelhochdeutsche Epik anklingendes Versmaß geschaffen, . . . hat den Erfolg errungen", oder: „Stucken schreibt ein Mysterium mit künstlerischen Mitteln, und wer ihn als einen Rückschrittler tadeln wollte, müßte doch hinzufügen, daß er von allen denen, die unser Drama für überentwickelt ansehen und es in die Spur der Väter zurückdrehen wollen, das einzige Talent ist" u. a. Kurzum, man war — was selten geschieht — einig im Lobe dieses neuen jungen Dramatikers.

Dieser junge Dramatiker zählte aber bereits fünfundvierzig Lenze, als er sich seines großen Erstlingserfolges freuen durfte, ja, das aufgeführte Mysterium hatte sogar schon eine achtjährige Existenz zu verzeichnen, und nicht nur

*) Der Verfasser ist Balte.

dieses Mysterium allein, auch etliche andere dramatische Arbeiten des Dichters waren längst veröffentlicht. Aber achtlos waren Theaterdirektoren und Dramaturgen an ihnen vorübergegangen. Sie fanden keinen Raum im Repertoire. So ist der „Fall Stucken" eines der traurigen und zugleich belehrenden Kapitel unserer Theatergeschichte geworden. Er hat gezeigt, wie schwer ein Dichter von Gottes Gnaden um die Palme des Erfolges ringen muß und daß es einem zweiten Kleist, wenn er erschiene, heutzutage genau so gehen würde wie seinem großen Vorgänger vor hundert Jahren. Die Kurzsichtigkeit der Kritik bei der Erkenntnis des wirklich Wertvollen bleibt sich eben stets gleich.

Ein anderer wäre vielleicht verblutet in diesem hartnäckigen endlosen Kampfe, oder hätte verärgert über die Stupidität seiner Mitwelt die Flinte ins Korn geworfen und die Poesie an den Nagel gehängt. Stucken brauchte das nicht; seine Mittel erlaubten es ihm, auszuharren und dem Gang des Schicksals ruhig zuzuschauen.

Als Sohn eines Großkaufmanns hat Eduard Stucken am 18. März 1865 in Moskau das Licht der Welt erblickt. Im Alter von elf Jahren kam er nach Dresden und besuchte dort das Vitzthumsche Gymnasium. Ursprünglich für den Kaufmannstand bestimmt, trat er in eine Bremer Firma ein. Von literarischen Freunden ermutigt, gab er jedoch bald diesen Beruf auf, um sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. Er machte nachträglich sein Abiturium und siedelte nach Berlin über, das auch sein ständiger Wohnsitz geblieben ist. Nur in den Jahren 1889/90 verließ er auf längere Zeit die Residenz, um als Volontär an einer Ausgrabungsexpedition in Nord-Syrien teilzunehmen. Die dort empfangenen Eindrücke haben ihn dann vorübergehend der Wissenschaft in die Arme getrieben. Er wurde Assyriologe und schrieb als solcher ein umfangreiches Werk unter dem Titel „Astralmythen", das viel angefeindet wurde, aber auch viele Verteidiger fand, und das in gewissem Sinne sogar innerhalb der jüngeren wissenschaftlichen Generation Schule machte. Doch die Wissenschaft blieb für ihn nur Episode. Die Dichtung zog ihn unwiderstehlich in ihren Bann. Und seitdem lebt Stucken einsam und zurückgezogen nur seinem künstlerischen Schaffen, das mit dem Drama „Yrsa" im Jahre 1897 eingeleitet wurde.*)

Stuckens Kunst ist nicht die eines ausgesprochenen Dramatikers, obwohl er mit Vorliebe das Drama zur Ausdrucksform seines Dichtens wählt. In allen seinen Werken weht ein zarter lyrischer Hauch, der die äußersten Steigerungen der Affekte besänftigt, dämpft. Es kommt daher Stuckens Eigenart am vorteilhaftesten dort zur Geltung, wo bereits im Stofflichen die notwendigen Vorbedingungen für diese lyrisch-dramatische Mischung enthalten ist, wie z. B. in den Gralsdramen. Alle unsere mittelalterlichen Sagenstoffe haben einen

*) Alle dichterischen Werke Stuckens sind im Verlage von Erich Reiß in Berlin erschienen.

vorwiegend lyrischen Charakter. Das hat Richard Wagner mit sicherem Blick erkannt, als er sie musikdramatisch umgestaltete. Nicht anders verhält es sich mit dem Stoffgebiet, das sich um den Gral gruppiert. Die Sage von der wundertätigen Schale an und für sich ist durchaus lyrisch. Was verkündet sie anderes, als die erlösende Gnade des christlichen Glaubens?

Und dieser Grundgedanke liegt auch dem ersten der Stuckenschen Gral-dramen, dem Gawân zu Grunde. Als grüner Ritter tritt der Tod in des Königs Artus weihnachtliche Halle und bietet den anwesenden Rittern der Tafelrunde eine sonderbare Wette:

„Nun denn: falls hier im Kreis ein Ritter sitzt,
Der ein Herz so maßlos heiß und kühn besitzt,
Daß er wagt, mich zu schlagen, die Erde mit Rubin-Blut zu tränken, —
Er trete heran! Ich werde meine Axt ihm schenken.
Wer so kühn ist, der komme heran, die Stirn mir zu spalten.
Und das Beil, das er gewann, er soll es behalten.
Nicht hindern werde ich ihn; er mache sich fertig;
Ich werde hier niederknie'n, des Streichs gewärtig.
Doch soll mir das Recht zusteh'n, auch ihm einen Schlag
Zu geben beim Wiedersehen nach Jahr und Tag."

Peinliches Schweigen lastet auf allen Gemütern. Da erhebt sich der junge Ritter Gawân, die Schmach dieser Herausforderung zu sühnen. Mit einem Schlage trennt er dem Tollkühnen das Haupt vom Rumpfe. Aber siehe da: plötzlich erhebt sich der kopflose blutüberströmte Rumpf, steigt die Stufen hinab, geht auf seinen eigenen Kopf zu, packt ihn und hebt ihn hoch, wie Perseus das Meduſenhaupt, und verläßt die Halle. Gawân muß sein Versprechen einlösen. Er irrt hinaus in die Welt, um zur festgesetzten Stunde dem fremden Ritter in der grünen Kapelle sich zu stellen. Zu Tode ermattet kommt er um Weihnacht in die Burg eines Ritters, der ihn freundlich aufnimmt und bewirtet. Er ahnt nicht, daß er bei dem in Frage kommenden Ritter selbst zu Gaste sitzt. Morgen soll die Entscheidung in der grünen Kapelle fallen. Da versucht des Gastgebers jugendliche Gattin Maria, die im Aussehen dem Bilde der Himmlischen gleicht, Gawân zu irdischer Lust zu verlocken. Fast gewinnen die verführerischen Künste Marias über ihn Macht, aber noch zur rechten Zeit rettet ihn sein Ritterwort. Geführt von einem alten Diener, eilt er zu dem gefährlichen Stelldichein. Kaum hat Gawân sein Gebet verrichtet, als der grüne Ritter naht, um seines Versprechens zu walten. Schon erhebt er die Axt zum todbringenden Schlage, als das Madonnenbild aus der Nische herabsteigt und Halt gebietet. Es heißt den grünen Ritter sich entlarven und wendet sich zu Gawân:

„Du hast das Leben besiegt und den Tod überwunden;
Dein seliger Glaube schmiegt sich an Christi Wunden.
Wer durch Sünde und Todesgrauen hindurchgegangen,
Ist wert, den Gral zu schauen und den Kelch zu empfangen."

Ein Mysterium nennt es der Dichter, und mit Recht. Schon aus der kurzen Inhaltsangabe wird das mystische Gewebe dieses Werkes deutlich erkennbar. Symbolisch sind die Hauptgestalten, — selbst Gawân scheint mir mehr die Verkörperung des Ritterideals zu sein, als bloß ein einzelner Vertreter seines Standes; symbolisch ist auch die Handlung. Sie zeigt die Unerschrockenheit des Ritters vor dem Tode; sie schildert seine Ehrenhaftigkeit, seine Keuschheit, Frömmigkeit, kurzum sie veranschaulicht in drei großen Bildern die Kardinaltugenden des Rittertums. Alles dieses ist mit einer tiefen Innigkeit und Sprachschönheit dargestellt, die entfernt an den verzückten religiösen Enthusiasmus eines Heinrich Seuse und Meister Eckard und deren reinen biegsamen, melodisch hinflutenden Sprachfluß erinnern. Diese Verwandtschaft bleibt jedoch nur äußerlich bestehen; denn die Grundlagen, auf denen sich der Stuckensche Mystizismus aufbaut, sind wesentlich verschieden von jenen, aus denen das fromme, hingebungsvolle, dämmerdunkle Fühlen eines alten kindergläubigen Theologen hervorgegangen ist. Dort tritt uns eine natürliche und dem Zeitalter eng verschmolzene Naivität entgegen, während hier ein moderner Dichter durch reife künstlerische Erkenntnis eine den Vorgängen und den Gestalten seines Werkes entsprechende Naivität bewußt hervorzaubert. Und das macht eben Stuckens Gralsdramen dem Menschen unserer Zeit genießbar. Diesen Menschen, den die ganze Ritterromantik — soweit sie nicht in das Gebiet der Oper fällt oder bloß bunte Staffage bietet für gegenwartsbewegende Probleme — herzlich gleichgültig lassen muß, zwingt Stuckens feinwägender künstlerischer Intellekt zu Aufmerksamkeit und Interesse.

Die beiden übrigen Gralsdramen, der „Lanvâl" und der „Lanzelot", gehen in derselben Richtung wie der „Gawân". Nur vermindert sich beträchtlich der mystische Zauber. Im „Lanvâl" lebt das Übernatürliche noch fort in der Gestalt der Schwanenjungfrau Finngula, die Ritter Lanvâl beim Bade überrascht und, geblendet von ihrer Schönheit, zum Weibe begehrt. Sie gibt seiner ungestümen Werbung nach, aber unter der Bedingung, daß er nie ihr Geheimnis verraten solle. Schicksalsverkettung zwingt ihn dazu, dies Geheimnis in einem entscheidenden Moment preiszugeben. Man will Lionors, des Königs Artus schöne Nichte, als Krone eines Turniersieges ihm zufrein, und zwingt ihn dadurch, da er die ihm Zugesprochene ausschlägt, zum Bekenntnis seiner unsichtbaren Ehe. Hämische Bemerkungen werden laut über die Gründe, die ihn veranlaßten, seine Ehe verborgen zu halten. Da ruft er in seiner Herzenspein nach Finngula; denn es war ausgemacht, daß sie kommen müsse, wo und wann er sie auch rufe. Aber sie kommt nicht, hat er doch das Gelöbnis des Schweigens gebrochen. Damit er nun vor dem Gericht der Barone, dem er verfallen ist, nicht als Meineidiger dastehe, erbietet sich Lionors, die ihren Lanvâl über alles liebt, sein Weib zu werden. Da bezichtigt Agravain, Lionors Bruder und sein bitterster Feind, ihn der Doppelehe. Lanvâl verteidigt sich und stellt seine Ehe mit der Schwanenjungfrau als ein phantastisches Hirngespinst hin. Ein

gespenstischer Frauenfuß, der an der Saalwand erscheint, rüttelt sein Gewissen wach. Verzweiflung packt ihn. Wie König Belsazar ruft er aus: „Wo ist mein Daniel, der zur Hölle mich stößt?“ Da erscheint ein schwarzer Ritter. Rasend stürzt er auf ihn los und durchbohrt ihn. Es war Finngula. Nun verliert er völlig Macht über seine Sinne. Er läßt sich zu einer Schmähung auf Lionors hinreißen und wird von Agravain erschlagen.

Man sieht, wieviel mystisches Element auch noch in diesem Werke, das der Dichter bereits als ein „Drama“ bezeichnet, enthalten ist. Aber man spürt daneben einen ernstlichen seelischen Konflikt, eine Verwickelung der Handlung. Und dieses bringt uns den „Lanvâl“ menschlich näher als den „Gawân“. Die Welt des Rittertums mit ihrem äußerlichen Glanz und Gepränge, mit ihrer trügerischen Galanterie und kalten Courtoisie hat Stucken im „Lanvâl“ verlebendigt und gleichzeitig auch das Thema angeschlagen, das dem späteren Rittertum seinen Inhalt gab: die Minne.

Völlig zu einem Liebesdrama ist der „Lanzelot“ geworden, das insofern nur noch an den Gral sich anlehnt, als die Genesung des Königs Anfortas von einem Kinde abhängt, das seine reine Tochter Elaine dem ruhmreichsten Ritter gebiert. Dieses Motiv wird von einem andern rein balladenhaften verdrängt; Elaine liebt Lanzelot, aber dieser liebt die Königin Ginover, die Gemahlin des Königs Artus. Elaine folgt ihrem Lanzelot überall hin, wie das Kätchen dem Graf Wetter von Strahl. Aber er will nichts von ihr wissen. Er steht völlig in Ginovers Bann. Natürlich wird Elaine schließlich das Opfer, das dem in Ginovers Fesseln schmachtenden Lanzelot das Herz in Reue öffnet. König Artus spielt in dem Stücke ungefähr die Rolle des Richard Wagnerschen Marke. Das ganze Drama malt mit tragischer Ironie ein typisches Beispiel des ausgehenden Rittertums: den Ritter, der sich der Herzensfesseln seiner Dame nicht zu entledigen vermag und (um mit Hartmann von Aue zu reden) „sich verliget“. Der „Lanzelot“ ist unter den Gralsdramen zweifellos das menschlichste und darum vielleicht auch als Bühnenstück das wirksamste.

Ich erwähnte bereits, daß in der Sprache dieser Gralsdramen ein merkwürdiger Reiz liegt. Es ist der fünffüßige aufgelöste Jambus mit Binnen- und Endreim, also ein Vers, der — wenn er nicht trivial wirken soll — ein ungemein subtiles Sprachgefühl erfordert. Stucken besitzt dieses in ungewöhnlichem Maße. Nur ganz selten stößt man auf eine Entgleisung. Einige Proben mögen die Farbenpracht und den melodisch rollenden Fluß dieser Verse andeuten.

(Aus dem „Gawân“. Marie versucht Gawân zu betören.)

„Bin ich weniger lieblich, wenn ich Frau Venus bin?
Bin ich weniger vampyrgleich und glutenverzehrt?
Bin ich weniger weiß, und weich und begehrenswert?
Ist weniger sternenklar meiner Augen Geleucht?
Ist weniger schwer mein Haar und von Küssen feucht?
Die Liebe der Himmelshöh'n und der Höllenschlünde

Ist Gottes Tochter, und schön ist der Engel der Sünde!
Schaut mich an! Saht Ihr je einen Mund so blutrot gelippt?
Habt Ihr je an Wein aus Burgund wie an mir genippt?
Und dennoch verschmäht Ihr den Becher, der froh gekredenzt?
So seid doch ein sorgloser Zecher, derweil es Euch lenzt!
Genießt, wild, lustdurchschauert den Augenblick!
In der grünen Kapelle lauert auf Euch das Geschick;
Das Geschick warf Euch die Lose, — Ihr wißt nicht, welche!
Deshalb verschmäht nicht die Rose und trinkt vom Kelche!
Der Aar gibt sein Blut für die Brut, ob auch Giftschlangen zischen;
Den Taucher schreckt nicht die Flut beim Perlenfischen;
Doch Ihr, mein Held, erzittert für Seelenheil?
Ein Leib ist bald morsch und verwittert! Genießt derweil!
Lang währt's, bis die Welt zertrümmert durch letzte Posaunen!
Seid Schatzgräber, unbekümmert ums Schreien der Alraunen!
Denn morgen ist alles vorbei, versungen die Lieder,
Und Mädchenteufelei bringt kein Seufzer wieder!"

(Aus dem „Lanvâl." Lanvâls Beschwörung Finngulas.)

„Ich beschwöre Dich bei der Qual unsrer Seligkeiten;
Bei der Goldflut Deiner Strähnen, in deren Scheinen
Erstarrte Perlentränen und Steintropfen weinen;
Beim Opalglanz Deiner Wangen, in deren Farben
Die bleichen Rosen, von Schlangen vergiftet, starben;
Beim Rubinlicht Deiner Lippen, in deren Lächeln
Erfrierende Nachtfalter wippen und fröstelnd fächeln;
Bei Deines Herzens Wallen, in dessen Hämmern
Vergessene Nachtigallen in Käfigen dämmern;
Bei Deinem silbernen Lachen, in dessen Tönen
Verstorbene Bräute erwachen, aufjauchzen und stöhnen;
Bei Deiner Küsse Schauern, in deren Lechzen
Versunkener Welten Trauern aus Goldharfen ächzen;
Ich beschwöre Dich, Feenkind, bei den Traurigkeiten,
Die Deine Schwestern sind und Dich immer begleiten!
Tritt her mit den weißen Schwestern! Sonst werden mich meine
Gefährten als Lügner verlästern! Erschein! Erschein!"

Stucken ist der Gralsdramatik, die am eklatantesten seine dichterische Eigenart erwiesen hat, nicht treu geblieben. Als Kind seiner Zeit konnte er nicht anders, als auch dem großen Norweger seinen Tribut darbringen. Es geschah dieses durch sein Drama „Myrrha". Völlig aus Ibsenschem Geiste ist dieses Werk hervorgewachsen. Die „Wildente" und „Baumeister Solneß" scheinen offenkundig Paten gestanden zu haben. Daneben mischt sich zum Schluß altschottische Balladenstimmung hinein. Die megärenhafte Mutter, die

das uneheliche Kind ihres Gatten töten will, und dabei ihr eigenes abschlachtet, erinnert doch etwas stark an Schauerromantik, mit der das zart angelegte psychologische Gewebe des Stückes nicht recht in Einklang zu bringen ist.

Ein ganz vorzügliches kleines Werk von großer Geschlossenheit in Aufbau, Charakterzeichnung und Sprache schuf Stucken mit seiner einaktigen Tragikomödie „Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf". Sie behandelt einen Stoff, an dem auch zwei andere moderne Dichter — Paul Ernst und Ernst Hardt — ihr Können erprobt haben: die Geschichte von der schönen Kurtisane Ninon de L'Enclos, deren Schönheit selbst dem eignen Sohne zum tödlichen Verhängnis wird, als er erfährt, daß seine Liebe seiner Mutter gilt. Unter allen drei dramatischen Behandlungen dieses Stoffes möchte ich der Stuckenschen den Vorzug geben. Sie ist zwar nicht so stark von poetischem Hauch durchtränkt wie Hardts „Ninon". Aber sie besitzt dafür die großen Vorzüge, die diesen Stoff erst interessant und reizvoll machen. Mit bewundernswerter Feinheit ist die ganze charmante und leichtsinnige Rokokoatmosphäre erkannt und über das kleine Drama ausgegossen worden. Gleichzeitig hat der Dichter es meisterhaft verstanden, dem Dialog mit jenem, nur dem Franzosen eigenen doppelsinnigen Espritgeplänkel zu beleben, daß der Einakter wie ein trefflich gezeichnetes kulturhistorisches Miniaturbild der galanten Zeit anmutet.

In seinem letzten Drama „Astrid" hat Stucken abermals die verschlungenen Pfade mittelalterlicher Vergangenheit vertreten. Aber er wandte sich diesmal nicht nach Avalun, der trügerischen Totenstadt des Ritterwesens, sondern stieg in die rauhen Felsklüfte Islands hinab und warb sich dort aus einem kraftstrotzenden germanischen Reckengeschlecht die Gestalten zu seinem neuen Werke. Die „Edda" hat er uns nahe zu bringen versucht. Und es ist ihm wieder gelungen vermöge seines feinen Gefühls für die Sonderart jeder Zeit und jedes Volkes. Mit schlichten, musiklosen, nur von den Bildern der nordischen Saga durchfärbten Versen, in einem ebenso einfachen und prunklosen Rahmen äußeren Geschehens, läßt Stucken uns das Brunhild-Motiv neu erleben: die stolze, verborgen leidenschaftliche Germanin, die vom geliebten Helden verraten zu sein glaubt, einen geringeren ehelicht, der diesmal noch Blutsfreund und Verwandter des Helden ist, und nicht früher ruht, bis der „Verräter" durch die Hand des Blutsfreundes stirbt.

Stucken hat sein Dichten nicht nur auf das Drama beschränkt. Bereits in Jahre 1898 erschien eine Sammlung „Balladen" von ihm. Derselben ist nun vor kurzem eine neue „Romanzen und Elegien" gefolgt. In den ersteren erwachen die blutrünstigen gespenstischen Gestalten altschottischer Balladendichtung und treiben in Dämmergrau auf öder Heide einen tollen Geisterspuk. Solche balladeske Stimmungen tauchen auch in den Gralsdramen auf. Die „Romanzen und Elegien" stammen aus der schlichten klaren Welt, in der auch die „Astrid" entstanden ist. Eine von ihnen, „Die Sonne", möge Stucken als Romanzendichter illustrieren und zugleich diesen Exkurs über ihn beschließen:

„Im Osten Grönlands lebte einst ein Mann,
Dem war die Heimat über alles lieb.
Und wenn der Sommer Kajakmänner trieb,
Hinauszuziehen an ferne Küsten, blieb
Er heim und betete die Sonne an.

Denn keine Freude schien ihm auf der Welt
Der einen gleich: zu schaun, wie Nacht zerstob
Und aus dem Meer die Sonne sich erhob;
Er sah's allmorgendlich und sang ihr Lob
Auf einem Hügelzug vor seinem Zelt.

Doch als sein Sohn heranwuchs, zog es ihn,
Wie andre junge Kajakmänner, nach
Dem Westland trotz Gefahr und Ungemach;
Er bat den Vater drängend. Da versprach
Der Alte mit ihm aus dem Land zu ziehn.

Sie kamen bis zum Vorgebirge. Bleich
Hob sich die Sonne aus Gefels und Sand,
Nicht rot aus Meerflut wie im Heimatland.
Und weil er eine fremde Sonne fand,
Beschloß der Alte umzukehren gleich.

Daheim verließ er früh sein Zelt, das Nahn
Zu sehn der Sonne — seiner — goldenrot.
Genossen suchten ihn; man fand ihn tot;
Glückselig lächelte sein Mund, umloht
Vom Feuerball im roten Ozean."

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

2.

## Naturwissenschaftliche Werke für die Jugend.

Von C. Grevé. (Riga.)

„Was geben wir unserer Jugend zu lesen?" — das ist eine sehr wichtige Frage, weil die Lektüre einen gar nicht zu unterschätzenden Faktor in der geistigen und Gemütsausbildung der heranwachsenden Generation bildet, und durchaus nicht alles, was auf dem Büchermarkt für die Jugend erscheint, auch wirklich gut und den Ansprüchen, die man an eine gediegene Jugendliteratur stellen muß, entsprechend beschaffen ist. Es ist daher bei der Auswahl der Lektüre eine gewisse Vorsicht am Platze und ganz besonders bei der Anschaffung naturwissenschaftlicher Bücher, weil hier bei der heute herrschenden Richtung, alles und jedes Wissen zu popularisieren und den

Stoff „spannend“ zu gestalten. nur zu leicht mit sehr gewagten Hypothesen oder für unreife, zu einer Kritik nicht fähige Köpfe ungeeigneten Dingen operiert wird. Schülern soll man aber nur unanfechtbare Tatsachen in fesselnder Form, nicht strittige wissenschaftliche Kontroversen bieten. Die unten folgende Liste soll nun unseren Lesern eine Handhabe bieten, gute, gediegene Werke auszuwählen, welche in gefälliger, anziehender Form tatsächliches Wissen vermitteln, die der Jugend angeborene Lust am Beobachten in die richtigen Bahnen leiten und Verständnis für die Schönheiten der Natur beibringen und so in den Gemütern das in unserer materialistischen Zeit höchst notwendige Gegengewicht schaffen. Alle die aufgeführten Werke sind vom Verfasser persönlich gelesen, zum Teil auch eingehend in verschiedenen Zeitschriften besprochen worden. Bei der geradezu erstaunlichen Reichhaltigkeit des auf dem deutschen Büchermarkte feilgebotenen naturwissenschaftlichen Lesestoffes wurde das Allerbeste ausgesucht und zur bequemeren Benutzung möglichst mit Angabe der Bezugsquellen und Ladenpreise hierhergestellt. Die meisten Werke sind für die mittlere und reifere Alterstufe berechnet, die wenigen für die Unterstufe passenden Bücher besonders als solche vermerkt.

Aus den „Naturwissenschaftlichen Wegweisern“, herausgegeben von Dr. Kurt Lampert, sind zu empfehlen (Serie A à 1 Mark, Serie B à 2 Mark):

Allgemeine Pilzkunde von Dr. Migula, Serie A., Bd. 8.
Praktisches Pilztaschenbuch, von demselben, Serie A, Bd. 20/21.
Deutsche Moose und Farne, von demselben, Serie A, Bd. 5
Die Bäume und Sträucher unserer Wälder, von Forstassessor Feucht, Serie A, Bd. 4.
Parkbäume und Ziersträucher, von demselben, Serie A, Bd. 14.
Die Pflanzenwelt der Alpen, von H. Marzell, Serie A, Bd. 7.
Heide und Moor, von Dr. P. Graebner, Serie A, Bd. 9.
Der Pflanzensammler, von R. Mißbach, Serie A, Bd. 18.
Naturgeschichte der kleinsten Tiere, von Dr. Effenberger, Serie A, Bd. 22.
Die Weichtiere Deutschlands, von D. Geyer, Serie A, Bd. 6.
Bilder aus dem Käferleben, von Prof. K. Lampert, Serie A, Bd. 2.
Amphibien und Reptilien, I. und II. von Prof. F. Werner, Serie A, Bd. 15/16.
Das Tierleben des deutschen Waldes, von Dr. K. Eckstein, Serie A, Bd. 3.
Die Haustiere in Abstammung und Entwickelung, von Dr. Hilzheimer, Serie A, Bd. 11.
Menschenkunde, von Dr. G. Buschan, Serie B, Bd. 2.
Das Radium, von Dr. H. Kaufmann, Serie A, Bd. 12.
Die Erde als Himmelskörper, von Dr. J. Messerschmitt, Serie B, Bd. 1.
Die Welt der Sterne, von Dr. H. Klein, Serie A, Bd. 1.
Vulkanismus und Erdbeben, von Dr. J. Messerschmitt, Serie A, Bd. 13.
Die Naturdenkmalpflege, von Prof. W. Bock, Serie A, Bd. 10.
Die Naturphotographie, von R. Zimmermann, Serie A, Bd. 17.
Vogelschutzbuch, von Dr. C. K. Hennicke, 1911. Serie A, Bd. 27.

Alle die aufgeführten Heftchen der „Naturwissenschaftlichen Wegweiser“ zeichnen sich durch klare, knappe Fassung, dabei dennoch recht erschöpfende Behandlung des betreffenden Gegenstandes und fesselnde Darstellung aus und bieten eine reiche Fülle von Belehrung.

Von den Kosmosausgaben (Hefte à 1 Mark, wenn teurer, ist der Preis beigefügt) kann ich als Abhandlungen, welche geeignet sind, den Sinn für die Natur zu wecken und das Wissen auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu fördern, folgende für unsere reifere Jugend empfehlen:

Weltschöpfung, von Dr. Meyer.
Sonne und Sterne, von demselben.
Rätsel der Erdpole, „ „
Kometen und Meteore, „
Erdbeben und Vulkane, „
Der Mond, „ „
Die Welt der Planeten, „
Sternbüchlein, von Rob. Henseling.
Wetterbüchlein, eine erste Einführung in die atmosphärischen Vorgänge; von Aug. Sieberg.
Das Sinnesleben der Pflanzen, von R. Francé.
Im Steinkohlenwald, von W. Bölsche.
Von Pflanzen zwischen Dorf und Trift, von Dr. A. Koelsch.
Durch Heide und Moor, von demselben.
Waldgeheimnisse, von Dr. Wurm, Mark. 4. 80.
Krieg und Frieden im Ameisenstaat, von Dr. Sajo.
Die Honigbiene, von demselben.
Blick ins Käferleben, von demselben.
Ausflüge ins Ameisenreich, von Fr. Stevens, Mark 2.50.
Bilder aus der Insektenwelt, von J. Fabre, I. Mark 2. 50
Das Leben im Wasser, von Dr. G. Jaeger, Mark 4. 50.
Aus der Wunderwelt des Wassertropfens, von Kuhlmann.
Kriechtiere und Lurche Deutschlands, von Dr. K. Floericke.
Die Vögel des deutschen Waldes, von demselben.
Die Säugetiere des deutschen Waldes, von demselben.
Das Leben mit Tieren, von Unruh, M. 2. 80.
Das Kaninchen, von Schumann, M. 1. 40.
Die Hauskatze, von W. Schuster, M. 1. 40.
Der Hund, von Morgan, M. 1. 40.
Das Haushuhn, von Schwind, M. 1. 40.
Der Mensch in der Tertiärzeit und im Diluvium, von W. Bölsche.
Der Mensch der Pfahlbauzeit, von demselben.
Die Kultur der Kulturlosen, von Prf. Dr. K. Weule.
Kulturelemente der Menschheit, von demselben.
Fühlen und Hören, von Dekker.
ABC der Chemie, von Altpeter, M. 2. 40.

Wenn ich so manche Kosmosausgaben hier nicht aufgeführt habe, so geschah es aus dem Grunde (z. B. manche Büchlein von W. Bölsche), weil sie sich zu sehr in Philosophemen und Hypothesen ergingen, oder (wie manche Floerickeschen), weil sie Produkte der Vielschreiberei darstellen.

Im Verlage von Strecker und Schroeder in Stuttgart erschienen:

Der Mensch der Urzeit, von H. Driesmanns, M. 2. eine sehr gründliche Einführung in die Entwickelung des Menschentums.

Die Völker des Erdballs, von Dr. Buschan, M. 2. 60. — Trotz des billigen Preises ein wertvolles Buch, das Geschichte, Sprache, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker höchst anziehend schildert.

Die Ernährung und Verdauung des Menschen, von Dr. Daiber. (Aus der Werkstätte des Lebens), M. 1.60. — Das Buch ist wohl geeignet, auch in der Hand unserer reiferen Jugend Nutzen zu stiften.

Aus der Sammlung „aus Natur und Geisteswelt" sind besonders empfehlenswert:

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere, von C. Keller M. 1.—.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere, von Dr. W. May, Bd. 231. M. 1.—.

Das Aquarium, von Er. W. Schmidt, Bd. 335 M. 1.—.

Experimentelle Biologie, II. Regeneration, Transplantation u. s. w. von Dr. C. Thesing, Bd. 337. M. 1.—.

Die fleischfressenden Pflanzen, von A. Wagner, Bd. 344. M. 1.—.

Von den Ausgaben des Keplerbundes passen für die reifere Jugend:

Feuchte Musikanten, von Ed. Boode, M. 1.80. — Eine höchst fesselnde, frische und humorvolle Darstellung des Lebens und der Gesänge unserer Kröten und Frösche.

Altamira, ein Kunsttempel des Urmenschen, von Ad. Stiegelmann. M. 1.—. Bietet Darstellungen aus der Höhlenperiode.

Aus der Sammlung Goeschen kann man älteren Schülern empfehlen:

Die Entwickelungsgeschichte der Tiere, I, II, von Dr. J. Meisenheimer M. 1.60.

Sonstige Bücher, die in fesselnder Form reiche Belehrung bieten und zur Anschaffung für Haus- und Schulbibliotheken empfohlen werden können, sind:

Aus dem Seelenleben höherer Tiere, von Dr. A. Sokolowsky, Leipzig, 1910. M. 1.60.

Genossenschaftsleben der Säugetiere, mit 6 farbigen Tafeln, von demselben. Verlag Th. O. Weigel, Leipzig, 1910. 2 Rbl. 88 Kop.

Von Tieren und Menschen, von C. Hagenbeck, Berlin 1908. M. 12.50.

Tierische Wanderungen im Meer, von R. Woltereck (Samml. volkstümlicher Vorträge, Meereskunde), Berlin, 1908. M. 0.50.

Das Leben der Binnengewässer, von K. Lampert, Leipzig, 1907. Geh. M. 18.—, geb. M. 20.—.

Lebensbilder aus der Tierwelt, herausgegeben von H. Meerwarth. Säugetiere und Vögel, je 3 Bände à M. 12.— (geb. M. 14.—). Meisterlicher Text und prächtige Photographien nach Tieren in der Freiheit.

Das Pferd und seine Geschichte, von W. Bölsche, Berlin 1909. M. 1.50 (geb. 2.50).

Bilder aus der Bienenwelt, von Em. Rathlef, mit Bezug auf Maeterlincks „das Leben der Bienen". Glück's Verlag, 1908, Dorpat, 70 K.

Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet, von Dr. R. Hesse und Dr. Fr. Doflein. B. G. Teubner, Leipzig, 1910. 2 Bände à 22 M.

Der Zug der Vögel, von Kurt Graeser, 3. Aufl. Verlag Th. Thomas, Leipzig. M. 1.60.

Die wildlebenden Säugetiere Deutschlands, von Dr. Er. Schäff, Neumanns Verlag, Neudamm, 1911. M. 4.—

Wesen und Bedeutung der Metamorphose bei den Insekten, von Prof. Dr. P. Deegener. Verlag Th. Thomas, Leipzig, 1910. M. 1.—

Tierwanderungen und ihre Ursachen, von Dr. Fr. Knauer; Verlag von P. Bachem, Köln, 1909. M. 3.50.

Wie die Pflanze die Erde erobert hat, von E. Kradolfer, Dieterichs Verlag, Leipzig, 1908. Geb. M. 2.— Ein höchst fesselnd geschriebenes und gut illustriertes Buch.

Der Naturschutz, von Dr. K. Guenther, Freib. i. Breisgau, 1910. Geb. M. 4.—

Kometen und Weltuntergang, von W. Bölsche. Jena, 1910. Geb. M. 1.

Aus fernen Welten, von Br. H. Bürgel, eine volkstümliche Himmelskunde. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Ullstein und Ko., Berlin, 1910. M. 3.—.

Die Erde, eine allgemeinverständliche Geologie. Verlag von Frankh, Stuttgart, 2 Bnde. M. 8.—, Verfasser: Dr. B. Lindemann.

Für Kopf und Herz, von Dr. E. K. Barth. Versuch einer Kinderastronomie. Leipzig, 1909. Soll nach des Verfassers Absicht auch für die untere Stufe geeignet sein, — ich würde es der mittleren geben.

An der See. Geologisch-geographische Betrachtungen für mittlere und reife Schüler, von Prof. Dr. P. Dahms. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, 1911. (Dr. B. Schmidts naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, Bd. 3.). M. 3.—.

Geologisches Wanderbuch, I, von K. G. Volk. Verlag B. G. Teubner (dieselbe Sammlung), M. 3.—.

Im Hochgebirge, von Prof. Dr. K. Keller. (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk, herausg. von K. Hiller und G. Ulmer). Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig. M. 1. 80.

Naturstudien in fernen Zonen. Plaudereien in der Dämmerstunde, von Dr. K. Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Verlag B. G. Teubner, Leipzig, 1911. M. 3. 60. Auch für die Mittelstufe passend.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen für Knaben. I. Beschäftigungen aus dem Gebiete der Botanik, Zoologie und Mineralogie (Heft 1, 2.) von E. Witting. — Das Mikroskop und seine Anwendung (Heft 3) von E. Ernst. Verlag O. Wagner, Ravensburg. Das Heft zu 44 Kop.

Kinderaugen in der Natur! Aus dem Englischen der Arabella B. Buckley (Mrs Fisher) von Prof. Dr. F. Kriete und Dr. O. Rabes. Verlag Hermann Gesenius, Halle. 6 Bändchen mit bunten Vollbildern und Textillustrationen. Pro Bändchen M. 0. 60. Reizende Schilderungen, beginnend mit ganz leichten Darstellungen für 9-jährige und fortschreitend bis zum Fassungsvermögen 14-jähriger Kinder.

Baltische Verhältnisse behandeln die folgenden Werke, die man der reiferen Jugend mit Nutzen in die Hand legen kann:

Die Reptilien Kur-, Liv-, Estlands, von Oskar von Loewis. Riga, R. Kymmels Verlag, 1884. 50 Kop.

Unsere baltischen Singvögel, vom selben Verfasser. Reval, Fr. Kluge, 1895. 2 Rbl. 50 Kop.

Diebe und Räuber in der baltischen Vogelwelt, von demselben. Riga, Verlag von J. Deubner, 1898. 1 Rbl. 20 Kop.

Giftige Tiere der Ostseeprovinzen Rußlands, von K. Grevé. Verlag von W. Mellin, Riga, 1909. 80 Kop.

Säugetiere Kur-, Liv-, Estlands, von demselben. Verlag von W. Mellin, Riga, 1909. Rbl. 3. —

Baltische Landeskunde, von R. K. Kupffer. Riga, Löfflers Verlag. Stattlicher Band mit schönem Bilder- und Kartenatlas. 1911. Geh. Rbl. 6.—, geb. Rbl. 7,60. Für Erwachsene berechnet, ist dieses schöne Werk auch Schülern der oberen Klassen durchaus zu empfehlen.

Wenn in dieser Liste die untere Altersstufe sehr stiefmütterlich abgekommen ist, so ist der Grund dazu darin zu suchen, daß meiner Ansicht nach es ganz besonderen Geschickes bedarf, für die „kleinen Leute" naturwissenschaftlichen Stoff so zu bearbeiten, wie Arabella Buckley (siehe oben). Das meiste, was ich zu Gesichte bekam, war in einem Ton geschrieben, der ans Alberne grenzt und bewies, daß Kinder wohl große Naturfreunde sind, die „Naturgeschichte" mit ihnen aber nicht nach Büchern, sondern gelegentlich von den Eltern und Lehrern mündlich behandelt werden muß.

# Estnische Volksmärchen.*)

Deutsch von Harry Jannsen. (Reval.)

## 1.

## Vom Raben und seiner Frau.

Der Rabe war seines ledigen Standes müde geworden und schaute nach einer Braut aus.

Als er eine gefunden, die ihm behagte, führte er sie im Herbst vor ein weites Feld mit vielen Kornhaufen und sprach: „Siehst du, alles das ist mein Eigentum."

Welch ein Reichtum! dachte die Braut und nahm ihn fröhlichen Herzens zum Mann.

Nun geschah es, daß die Bauern ihr Korn vom Felde fortzuführen begannen, und über eine Weile war das ganze Feld leer.

Die junge Rabenfrau bekam einen Schreck und klagte: „Jakob, Jakob, man trägt all unser Vermögen fort!"

Er antwortete: „Jedermann nimmt, was ihm gebührt. Aber sei guten Mutes, Frau, — wir finden immer noch ein warmes Frühstück am Wege oder ein leckeres Mahl am Zaun."

Indessen kam ein Bauer mit einem Fuder Heu vorbeigefahren und hatte ein dürres Rößlein vor dem Karren, das brachte die schwere Last kaum von der Stelle, schwankte auf der Dorfstraße zwischen den Zäunen von rechts nach links und drohte bald umzufallen. Der Rabe merkte wohl, daß es mit dem Gaul zu Ende ginge, flog am Zaun dem Karren nach und rief dem Bauern zu: „So treibe doch an den Zaun — an den Zaun das Roß!" Der Bauer brummte: „Jawohl, das wäre dir recht. Sobald ich's nur an den Zaun treibe, bist du der erste, der ihm die Augen aushackt." Und er schlug noch ärger auf den Gaul los.

Da tat das elende Tier mit der letzten Kraft einen Sprung vom Wege in den Graben, fiel hin gegen den Zaun und war tot.

„Es geht ehrlich zu in der Welt," rief der Rabe und setzte sich dem toten Gaul auf den Kopf. „Frau," sprach er weiter, „ich habe es dir geweisfagt: dem Bedürftigen ist allerwegen ein Tisch gedeckt."

*) Bisher nicht veröffentlicht. Die Redaktion.

## Die drei Nothelfer.

Ein Bauer pflegte jeden Abend im Wirtshaus zu sitzen und bis in die Nacht zu zechen. Eines Abends spät hatte er wieder einen tüchtigen Rausch, schwankte nach Hause und kam auf die Brücke, die über den Fluß führt. Mitten auf der Brücke begegnete ihm ein Kobold, begann ihn zu würgen und suchte ihn in das Wasser zu stoßen. Der Schreck machte den Trunkenen nüchtern und er setzte sich tapfer zur Wehr. Aber im Ringen hielt er sich immer so, daß sein Schatten, den der Mond warf, auf den Kobold fiel, denn solange konnte ihn der Geist nicht überwinden. Endlich krähte der Hahn und der Unhold verschwand.

Zu Hause erzählte der Bauer das Erlebnis seinem Knecht.

„Na, wär' ich dabei gewesen", sagte der Knecht, „ich hätt' den Geist nur gleich in's Wasser gestürzt — platsch!"

„Du bist mir der Rechte, du Windbeutel" schalt der Bauer; aber der Knecht blieb dabei, er könne und werde es tun.

Andern Tages ging er auch wirklich in das Wirtshaus und machte sich erst gegen Mitternacht auf den Heimweg.

Der Geist stand schon auf der Brücke und rief ihm entgegen: „Schelm, du bist es, der mich ersäufen will? So erfülle jetzt dein Wort!"

Wie der Blitz sprang ihn der Knecht an, packte ihn fest und sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" — und warf ihn in den Fluß.

„Wie ist Dir jetzt?" rief er ihm spottend nach, „schwimmst du etwa nicht im nassen Bade?" Aber der Kobold antwortete verdrießlich: „Das ist mir eine Kunst! Du mit deinen drei Nothelfern gegen einen einzigen Mann!"

## Haushahn und Birkhahn.

Vorzeiten lagen Haushahn und Birkhahn im Streit mit einander, wer von ihnen Anspruch habe, bei den Menschen zu wohnen und Unterhalt von ihnen zu empfangen.

Als sie den Streit mit Worten nicht schlichten konnten, beschlossen sie, ihre Sache durch einen Zweikampf auszutragen.

Da ward in vieler Vögel Gegenwart ein ritterlich Turnier angestellt.

Die Helden gingen zornig gegen einander, aber der Birkhahn war der Stärkere und kriegte den Gockel unter. Schon wähnte er Sieger zu sein, als der schlaue Gockel ausrief: „Pfui, pfui, Birkhahn, schämst du dich nicht vor der Gesellschaft? Deine Hosen sind dir ja bis auf die Knöchel heruntergerutscht!"

Erschrocken blickte der Birkhahn nach seinen Beinen und vergaß darüber die Gefahr. Aber der Gockel nahm die Gunst der Zeit wahr, sprang ihm mit heftigem Krähen und Flügelschlag auf den Rücken und schlug ihm tiefe Wunden mit Schnabel und Sporen.

Jetzt war der Birkhahn besiegt, bat um Gnade und mußte vor den Zeugen geloben, nimmer nach Wohnstatt und Zehrung bei den Menschen zu begehren.

Mit solcher List ist der Gockel zu Obdach und Wohlstand gekommen, der Birkhahn aber hat ein wilder Waldvogel bleiben müssen.

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)
(Benvenuto Sartorius.)

(1. Fortsetzung.)

Ein lieber prächtiger Mensch, dieser alte Sanitätsrat, an den wir durch Onkel empfohlen sind. Die beiden Herren haben schon über den ‚Fall Tania' korrespondiert, und der alte Herr, der selbst schwer herzleidend ist und nur noch ausnahmsweise neue Patienten annimmt, empfing mich äußerst liebenswürdig, beklopfte und behorchte mich etwas pro forma, und sagte dann mit einem so gütigen väterlichen Lächeln, daß es mein ganzes Herz gewonnen hat:

„Von einer Kur und irgend welchen Vorschriften kann ja hier nicht die Rede sein. Wir werden versuchen die Zeit möglichst angenehm mit Nichtstun auszufüllen, ein wenig am Quai promenieren, wenn der Mistral die Küste nicht bestreicht, — vor dem wollen wir uns hüten! Desgleichen die Stadt mit ihren staubigen Straßen tunlichst vermeiden. Nicht zu anstrengende kleine Gebirgstouren sind gestattet. Als Mensch, — denn der Arzt hat hier überhaupt nicht viel zu sagen, — füge ich den guten Rat hinzu: Lassen Sie die Schönheiten der Riviera auf Seele und Geist einwirken und genießen Sie in vollen Zügen den Augenblick. Vor allem, machen Sie sich keine Sorge, wenn auch der Husten nicht gleich weichen will. Es hat wohl jeder von uns solch einen „Erdenrest" mit sich herumzutragen."

Wie dies Zurücktreten des Arztes hinter dem Menschen ihn mir näher bringt! — —

Die vor mir liegenden Monate werden also einzig und allein dem Genusse, dem Kultus des Schönen gewidmet sein!

Hoffentlich wird sich der dumme Husten bald verlieren; es ist peinlich, wenn die Seele sich aufschwingen will, immer wieder an die Hinfälligkeit unseres Körpers erinnert und auf die Erde herabgezogen zu werden — —

* * *

Eine bequemere Duenna als Tante Maluscha hätte ich mir kaum wünschen können. Gleich schwer beweglich, körperlich und geistig, besitzt sie einen wahren Horror vor jedweder Anstrengung, sei es auch nur die, ihre Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren. Am liebsten ist ihr's, möglichst unbehelligt gelassen zu werden. So bin ich Herrin meiner Zeit und kann tun und lassen, was ich will.

Sie hat zu ihrer großen Freude unter den Bewohnern unseres Hotels verschiedene Landsleute entdeckt, Balten und Russen. Mit einigen ist sie bereits dick befreundet.

Eine Handarbeit und einen Band Leikin im Pompadour, sitzt sie mit gleichgestimmten Seelen auf irgend einem der lauschigen Plätzchen im Park oder an der Esplanade, und ich mache unterdessen Entdeckungsreisen in die Umgebung.

Sobald ich mich auf der Straße zeige, heftet sich eine Bande vor dem Hotel herumlungernder Kinder an meine Fersen, eine malerische Eskorte, schmutzig, nur mit den notdürftigsten Lumpen bekleidet, die mir auf Schritt und Tritt folgt, wenn ich zwischen den hohen Steinmauern, mit denen alle Gärten hier umfriedet sind, bergan klettere.

Neulich bin ich bei meinen Kreuz- und Querzügen schließlich auf eine breite, von der Stadt in Serpentinen aufwärtssteigende Straße geraten, die bei der höchstgelegenen, der Madonna de la Costa geweihten Kirche endet.

Die Aussicht von droben war überwältigend großartig!

In scharf umrissenen Konturen, wie auf der Landkarte, zeichnet sich die Küste der Riviera ab: die zackigen Felsvorsprünge, an denen das Meer brandet, und tief einschneidende blaue Buchten. Hunderte von Böten und Schiffen, denen gleich flatternden Nebelfahnen nachziehende Rauchwölkchen folgen, beleben die den ganzen Horizont begrenzende Wasserfläche.

Der Abstieg durch das bis zur Wallfahrtskirche emporkletternde alte San Remo, das zum Teil noch auf römischen Mauerresten erbaut ist und von der ärmsten Bevölkerung bewohnt wird, war höchst abenteuerlich. Die Häuser kleben übereinander an dem felsigen Abhang . . altersgraues Gemäuer mit lose in den verrosteten Angeln hängenden Läden vor den fensterlosen kleinen Löchern . . wurmstichige Torflügel, die klaffenden schwarzbraunen Eichenbohlen von breiten rostzerfressenen Eisenbändern notdürftig zusammengehalten, die aus den steinernen Türbögen, hinter denen selbst am Tage eine spukhafte Dämmerung herrscht, herauszufallen drohen.

Die zumeist aus breiten ausgetretenen Steinstufen bestehende einzige Gasse ist stellenweise so dunkel, daß ich den Weg fast tappend finden mußte, obgleich in den uralten Öllampen, die an eisernen Querstangen in den schmalen Durchgängen hängen, auch am Tage ein flackernder Docht glimmt.

Aus den höhlenartigen Behausungen krochen Menschen hervor und starrten mich an aus tiefliegenden finsteren Augen. Kleine Kinder, die an einer Türschwelle mit Knöchelchen spielten, liefen mir nach und bettelten mich an.

Eine ganze Vegetation hat sich in den Mauerritzen der verfallenden Stadt angesiedelt, zierliche Gräser, Farn und blühende Schmarotzerpflanzen, deren bunte Mannigfaltigkeit mich entzückte.

Der Sanitätsrat wäre wohl schwerlich mit dieser Partie einverstanden gewesen!

Meine Kniee waren wie zerbrochen, und ich verbrachte die Zeit bis zum Lunch auf der Chaiselongue.

* * *

Die Zimmer unter uns in der Bel-Etage werden von einem Landsmann bewohnt, einem jungen russischen Fürsten, der mit der ganzen Familie: Mutter, Frau und Kind, Gouvernante und Njanja den Winter in San Remo verbringt. Die kleine achtjährige Ania sitzt mit der Gouvernante bei der table d' hôte gegenüber. Die junge Fürstin und die Mutter sieht man selten, — den Fürsten selbst nie.

Wie Tante Maluscha, die ein eigenes Talent hat alles zu erkunden, von der alten Njanja, der ehemaligen Amme des Fürsten, erfahren hat, ist er hergekommen, um sich hier von den Folgen einer Influenza zu erholen, hat sich aber bald nach der Ankunft durch Unvorsichtigkeit einen Rückfall zugezogen, und nun liegt er schon über einen Monat, und seine Seele ist krank vor Heimweh nach seinen kleinrussischen Steppen und der schwermütigen winterlichen Schönheit der fernen Heimat. — — — — — — — — — — — —

Ein memento mori für Dich, Tania, daß Du Dir nicht wieder soviel zumutest wie vor einigen Tagen! — —

Die Partie liegt mir übrigens noch in den Gliedern. Ich werde meine

Spaziergänge eine Zeitlang auf den Park und die angrenzende Esplanade beschränken.

Nur nicht krank werden in der Fremde!

Wenn ich mir vorstelle, wochenlang liegen zu müssen wie der junge Fürst, und als einzige Gesellschaft, als einzige geistige Anregung — — Tante Maluscha — ! —

Das heißt zu einem langsamen geistigen Tode verurteilt sein!

* * *

Ein Brief von Maxime —

Gewaltsam fühle ich mich aufgerüttelt aus dem vegetativen Dasein, das ich seit Wochen führe — wie die Lilien auf dem Felde, die nicht sorgen um das, was der kommende Morgen bringe.

Durch den ganzen Brief klingt eine starke Note hindurch: der Aufschrei der Empörung unserer russischen Jugend. — Die unerschütterliche Hoffnung, daß jetzt endlich die Morgenröte der neuen Zeit aufgehen werde über unserem Vaterlande. . . .

„Unser gutes Mütterchen Rußland liegt in den letzten Zügen", schließt er, „und es ist Christenpflicht, — seinen Todeskampf nicht zu verlängern. . . . Ohne Geburtswehen kein neues Leben! und ein neues, jugendkräftiges Reich wird sich aus den Trümmern des jetzt zusammenbrechenden erheben, um dessen Wiege sich die russische Jugend schart . . . ." — — — — — — — — — —

Wie es mich seltsam anmutet, dieses begeisterte zielbewußte Streben . . . Dieses visionäre Vorausschauen erfüllter Zukunftshoffnungen. — — — — —

Wie ein aus dem Scheintod Erwachender, der das Gedächtnis verloren für das, was geschehen, bevor er in diesen lethargischen Zustand verfiel, durch einen Klang, ein altvertrautes Wort, den Duft einer Blume die Erinnerung wieder aufdämmern fühlt an sein früheres Leben, so erschrak ich über mich selbst beim Lesen dieser Zeilen — — — wie schnell ich vergessen konnte! —

Wie habe ich mit Maxime und seinen Freunden in Petersburg politisiert — — wie zitterte ich mit ihnen vor einem Fehlschlag der mit beispielloser Kühnheit entworfenen Pläne. — —

Seit dem berühmten 17. Oktober wird ja bei uns nichts als Politik geredet. — Alles rennt in die Meetings — — und ich litt schwer darunter, daß Onkel als Arzt einfach einen Strich drunter machte und mir den Besuch derselben ein für alle mal verbot.

Ich sehe ihn vor mir, wie er sich voller Genugtuung die Hände rieb, als meine Reise endgiltig beschlossen war: „Sei froh, Tania, daß du diesem heillosen Getriebe, diesen scheußlichen Zuständen hier aus dem Wege gehst! Du regst dich unnütz auf, und herauskommen wird dabei, aller Wahrscheinlichkeit nach, doch nichts. . ."

Guter Onkel, wenn du doch auch die Macht hättest, die Gedanken zu bannen, die beschämend und anklagend in der Seele auftauchen, wenn man in gesicherter Ferne von Gefahren liest, denen sich heroische Naturen aussetzen, um ein Ideal zu verwirklichen, das des Opfers wert ist! — — — — — — —

Es ist schwer, in den großen historischen Momenten unsres Volks bei Seite stehen zu müssen!

* * *

Gestern habe ich mit einigen Landleuten gemeinsam einen weiteren Ausflug unternommen. Tante war nicht von der Partie, gab mir aber ihre Einwilligung, daran Teil zu nehmen, da der Ausflug zu Wagen gemacht wurde. Hätte sie eine Ahnung von den Gefahren, die dem Reisenden drohen auf diesen, in schwindelnder Höhe, dicht an lotrecht abstürzenden Felswänden hinführenden Bergstraßen, wo das Ausgleiten eines Pferdes eine Katastrophe herbeiführen kann, sie würde mich schwerlich mit solcher Seelenruhe haben ziehen lassen!

Trotz der Feiertagsstimmung, in der wir alle waren, überkam uns doch an einigen Stellen ein gelindes Grausen, wenn die Räder unsres Wagens, kaum um Haaresbreite neben der abschüssigen Bergwand, sich halb in der Luft drehten. . . .

Dabei schilderte unser italienischer Wagenlenker mit großem Wortreichtum und unter den gegebenen Verhältnissen geradezu unheimlicher Anschaulichkeit ein vor wenig Tagen auf dieser Tour geschehenes Unglück, den Absturz eines vollbesetzten Wagens, dessen Insassen zum Teil tot sind, zum Teil schwer verwundet im Krankenhause zu San Remo darniederliegen. — — — — — —

Aber schön war sie trotzdem, über alle Beschreibung schön, diese Fahrt nach Taggia!

Über unsern Häuptern wildzerklüftete Berggipfel in einem Himmel von so gesättigtem, durchscheinendem Blau wie die Lapislazuli-Säulen am Allerheiligsten der Isaaks-Kathedrale. Das klingt unwahrscheinlich, ist aber buchstäblich wahr, — und unter dieser azurnen Himmelswölbung streifen in unermeßlicher Höhe die Steinadler mit weitausgebreiteten Schwingen in so majestätischer Ruhe, als schwömmen sie im blauen Aethermeer . . .

Immergrünes Gestrüpp von Myrten und Tamarisken und stachlichte Zwergpalmen drängen sich aus den Spalten und Rissen des Gesteins, auf dem ganze Blumenpolster liegen: blauer Enzian, blutrote Bergnelken und Anemonen in allen Farben des Regenbogens, violett, purpurn, goldflammend . . . dazwischen Blütensterne von so blendender Weiße, als seien sie aus dem Schnee geformt, der, nie schmelzend, einen königlichen Hermelin über die Hochgipfel der Seealpen breitet.

In der Tiefe drunten brandete das Meer, dessen in die Farbe des Himmels getauchter Spiegel den ganzen weiten Horizont begrenzt, in wildem Anprall weißschäumend gegen die felsige Küste. Wie zierliches Spielzeug nehmen sich, so aus der Vogelschau gesehen, die an den Buchten hingelagerten Kurorte aus, mit ihren eleganten weißen Villen und den schlanken Campanile ihrer Kirchen. — — — — — — — — — — — — — —

Unser Wagen machte an einer malerisch gelegenen Osteria halt, wo wir auf weinumrankter Veranda einen frugalen Imbiß zu uns nahmen, um uns zu der Fußwanderung nach Bussano zu stärken.

Die Ruinenstadt Bussano, vor kaum zwei Jahrzehnten durch ein Erdbeben zerstört, von den überlebenden Bewohnern verlassen und nie wieder aufgebaut, war das Ziel unsres Ausflugs.

„Die Berge wankten, die Erde tat sich auf, das Meer flutete über seine Ufer" . . . es klang wie das Wort des Psalmisten, wie unser Führer, den wir in Taggia angenommen, uns den Eintritt der Katastrophe schilderte. In wenig Minuten war der ganze blühende Ort in einen Trümmerhaufen vorwandelt, bis auf die Kirche, die — ein sichtbares Wunder des Heiligen! — unversehrt blieb.

Ein Hauch heroischer Tragik liegt über der Ruinenstadt. Wohin das

Auge nur blickt, zerborstne Mauern, halbeingesunkne Steintreppen und Türpfeiler, alles überwuchert von einer üppigen Vegetation, die an Stellen, wo ehemalige Brunnen den Schutt mit unaufhörlich sickernder Feuchtigkeit durchtränken, wahre Orgien an Farben- und Formenreichtum feiert.

Goldlack und Levkojen blühen in den leeren Fensterhöhlen, Clematis, Passionsblumen und großblumige Capernsträucher hängen ihre lebensfrohen Ranken über ragende Trümmer.

Wie ein aus der Vorzeit überkommner verwahrloster Friedhof mit umgestürzten gigantischen Grabsteinen und Denkmälern, umlagern die Trümmer Bussanos die Kirche, zu deren gemalten Logenfenstern rankende Rosen und allerlei blühende Schlingpflanzen hinaufklettern, blumenreiche Guirlanden um das einsame Gotteshaus windend. — — — — — — — — — — — —

Unweit der Kirche, unter einem im Sturz durch sich entgegenstemmende Blöcke aufgehaltenen Türbogen, der sich in gefährlicher Neigung stark nach der einen Seite senkte, hockte auf der Schwelle eine Gestalt, dürftig umhüllt von zerschlissenen Resten ehemaliger Kleidung. Man hätte wähnen können, ein verwittertes Steinbild vor sich zu sehen, das ein Zufall bei der Zerstörung gerettet, so wenig hob sie sich von der Umgebung ab.

Die Frau, so erzählte uns der Führer, hat alle ihre Angehörigen bei der Katastrophe verloren. Todesangst und Verzweiflung haben ihre Sinne getrübt. Sommer und Winter hockt sie in den Ruinen, von mitleidigen Seelen mit den notdürftigsten Lebensmitteln versehen, und wartet auf die Wiederkehr der Verlorenen — — — — — — — — — — — — — —

Bei unserm Nahen rührte sie sich nicht von der Stelle, hob nur momentan den Kopf und sah uns gleichgiltig an aus erloschenen Augen . . . Dann murmelte sie einige uns unverständliche Worte und schenkte uns weiter keine Beachtung. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie soll immer dieselben Worte wiederholen, sobald sie Menschen kommen sieht: „Diese sind es noch nicht . . . aber nur Geduld . . . sie haben einen weiten Weg, die Meinen . . “ — — — — — — — — — — — — — —

Liebe und Treue sind das Einzige, was den Verfall in dieser Menschenseele überdauert hat — — — sie sind das Ewige in uns Menschen — —

* * *

Daß ich jede Freude, jedes Vergnügen büßen muß!

Heute Nacht wachte ich durch einen heftigen Hustenanfall auf, und als ich mich endlich davon erholt und das Taschentuch, das ich an die feuchten Lippen gedrückt, fortlegte, war es blutbefleckt — —

An sich ist das ja kein sonderlich bedenkliches Symptom. Der Doktor hat mich auf derlei kleine Störungen vorbereitet und extra betont, ich möge mich nicht darüber aufregen. . .

Aber ich bin doch vielleicht etwas leichtsinnig gewesen in Taggia — —

Es ist so schrecklich schwer, immer an die Gesundheit denken, immer Rücksicht darauf nehmen zu müssen, dies oder jenes könne uns schaden — — besonders für junge Menschen!

Wir waren in so fröhlicher übermütiger Laune. . . Durch das dichte Blätterdach des Rebengangs, dessen Schatten wir aufgesucht, stahlen sich vorwitzige Sonnenstrahlen und tanzten so verführerisch in den Schaumperlen des Asti spumante, den die Herren bei der dunkeläugigen Wirtin der Osteria zum Imbiß bestellt hatten, daß ich mich verlocken ließ, ein wenig zu nippen. . . .

Es schmeckte so herrlich! ich hatte die Empfindung, daß mein Blut schneller, feuriger durch die Adern ströme, die Gedanken einen höheren Flug nähmen als in Alltagsstunden — —

Es ist die alte Geschichte von der verbotenen Frucht und der, dem Genusse auf dem Fuße folgenden Strafe.

Auch Wein gehört für mich zu den verbotenen Früchten, besonders die kohlensäurehaltigen Schaumweine.

An und für sich bedeutet es mir ja keine große Entbehrung. Das Schwere liegt nur in dem Zwang, der durch das Verzichten müssen auf unser Wollen, unser freies Selbstbestimmungsrecht ausgeübt wird. . — — —

Aber ich werde in Zukunft doch lieber keinen Asti spumante trinken.

Und es schmeckte doch so wunderbar — —!

* * *

Ich habe früher nie an Schlaflosigkeit gelitten. Jetzt liege ich oft stundenlang wach in der Nacht, und dann ist mir's, als ob rings um mich her, nebenan und unter uns ein unheimliches spukhaftes Leben erwache . . ich vernehme Klänge . . . Stimmen . . ., die des Tages geräuschvolles Getriebe übertönt —

Als ob für eine kurze Spanne Zeit der Menschheit ganzer Jammer zu Worte käme und eine gewaltige, nie endende Klage anstimme.

Besonders von unten herauf, aus den vom Fürsten bewohnten Gemächern, dringen die Klagelaute — — langanhaltendes Stöhnen . . . qualvolles Ringen nach Atem — —

Ein Grauen packt mich dann — daß ich mein Gesicht tief in den Kissen einwühle, um nicht zu hören — —

Aber unabhängig von meinem Willen fühle ich, wie alle meine Sinne aufs äußerste angespannt lauschen — — lauschen — — bis sich ein bleierner Schlaf meiner bemächtigt, aus dem ich gegen Morgen in Schweiß gebadet erwache — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gott sei diesem armen Menschen gnädig!

* * *

Als ich die kleine Ania heut fragte, warum man sie gestern den ganzen Tag nicht gesehen, erzählte sie mit wichtiger Miene, sie habe mit Mama und Großmama dem Festgottesdienst in der russischen Kirche in Nizza beigewohnt. Man feierte den Namenstag unsres Kaisers in der russischen Kolonie. Da es gleichzeitig der Namenstag ihres Vaters war, haben sie für ihn dem heiligen Nikolai dem Wundertäter Wachskerzen aufgestellt. Njanja habe ihr extra einen Silberrubel eingehändigt, damit sie das dickste Wachslicht, das man in Nizza zu kaufen bekomme, in ihrem Namen für den Kranken am Altar des Heiligen aufstelle. Sie habe ihr gesagt, daß Papa nun ganz sicher bald gesund werde und alle endlich aus diesem Lande der Verbannung zurückkehren würden in die Heimat zu den Blutsfreunden und rechtgläubigen Christen.

Die Kleine bedauert nur, daß der Heilige in diesen Tagen soviel Anliegen zu erledigen habe, daß sich Papas Heilung doch am Ende noch hinziehen werde!

Sie hätte so gern schon den Neujahrstag in Jekaterinoslaw verbracht, in dem schönen Palais, das sie während des Winters bewohnen. —

* * *

Den 25. Dezember.

Gestern haben wir Weihnachten gefeiert —

Ich wäre gern zur Mitternachtsmesse gegangen. Diese in der katholischen Kirche übliche nächtliche Christfeier entspricht meinem Empfinden nach am meisten der alten Überlieferung, die das Heil der Menschheit aufblühen läßt

„mitten im kalten Winter,
wohl zu der halben Nacht — —"

So kehrt auch die Erinnerung an den mystischen Vorgang, der sich zwischen Himmel und Erde abspielt, am lebendigsten wieder in der alles Ungewöhnliche, Übernatürliche begünstigenden mitternächtigen Stunde und weckt in der Menschenseele die weihevolle Stimmung, die allein für die Heilsbotschaft empfänglich macht. — — — — — — — — — — — — — — —

Doch es lohnte sich garnicht, von meinen Wünschen und Stimmungen zu reden — Abendspaziergänge sind gänzlich von meinem Programm gestrichen —

So hörten wir denn in dem schmucklosen Betsaal, den man den Protestanten für ihren Gottesdienst eingeräumt, vom hiesigen evangelischen Pfarrer die Weihnachtslegende verlesen, und nach einem gemeinsam gesungnen Choral war die Feier zu Ende.

Nach dem Diner versammelten sich die Hotelbewohner im Musiksalon um den brennenden Weihnachtsbaum — eine schöngewachsne, langnadlige Zeder. Stechpalmen und Mistelzweige in den Vasen und als weihnachtlicher Schmuck der Wände, gemeinschaftlich angestimmte altvertraute Weihnachtslieder, allerlei kleine Geschenke, mit denen man sich gegenseitig überraschte, sollten die dem heiligen Abend entsprechende Stimmung hervorzaubern, und man bemühte sich so fröhlich als möglich zu erscheinen und durch forcierte Heiterkeit das leise Heimweh zu übertönen, das wohl jeden überkommt, der gezwungen ist, diesen Abend in der Fremde zu verleben. — — — — — — — — — — — — — —

Die junge Fürstin ließ sich ausnahmsweise wieder mal in der Gesellschaft sehen. Sie hatte sich wohl nur ihrem Kinde zu Liebe überwunden, an der Weihnachtsfeier teilzunehmen. Mich überkam ein beklemmendes Gefühl, so oft mein Blick sie streifte. Sie hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen, während Ania, die sich hier schon ganz zuhause fühlt und fast von allen kleine Geschenke erhalten hatte, jubelnd von einem zum andern lief, dazwischen immer wieder zur Mutter zurückkehrend, ihr die reizenden Surprisen zu zeigen.

Die Fürstin sah müde und überwacht aus, und während sie scheinbar dem muntern Geplauder des an ihre Kniee geschmiegten Kindes lauschte, lag in den tiefumschatteten Augen ein so leerer abwesender Ausdruck, als weile hier nur die seelenlose Doppelgängerin ihres eigentlichen Ichs, jener Frau, deren todesbange Seele am Krankenlager des Mannes kniete — —

Nach kurzer Zeit erhob sie sich — automatenhaft — als gehorche sie einem andern Willen — küßte die Kleine auf die Stirn und machte das Zeichen des Kreuzes über sie. Und ohne ein Wort an irgend jemand zu richten, verließ sie die Gesellschaft, die Sorge für ihr Kind der Gouvernante überlassend. — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich beim Schlafengehen das kleine Evangelium, das noch von Mama stammte, aufschlug, hafteten meine Blicke auf dem Wort: „Die Liebe hört nimmer auf" — —

Schon halb entkleidet, habe ich noch lange auf dem Rand meines Bettes gesessen und gegrübelt — was mir dieser Spruch bedeute — — —

* * *

Den 6. Januar.

Ich merke, daß ich in der italienischen Sprache Fortschritte mache. Ich kann mich schon ganz gut mit der kleinen Escorte, die mich auf meinen Entdeckungsreisen begleitet, verständigen, und wir sind nicht mehr ausschließlich, wie in der ersten Zeit meines Hierseins, auf Gebärden angewiesen bei unsrer Unterhaltung.

Die kleinen Kerle lungern hier in der Nähe des Hotels auf der Straße herum, und wenn ich mich ein paar Tage nicht habe blicken lassen, so sind sie ganz unbändig vor Freude, sobald ich aus der Tür trete.

Heute überließ ich mich vollständig ihrer Führung. Und so gingen wir denn auf einem, den Fremden schwerlich bekannten schmalen Fußweg in einer engen Talschlucht aufwärts über verwaschene Steinstufen und Geröll.

Eine Menge breitblättriger Callas, deren trichterförmige Blüten eine krankhafte, grünlich-bleiche Färbung zeigen, haben sich an den feuchten schattigen Stellen angesiedelt. Auf den Steinmauern, welche die in Terrassen an der Bergwand aufsteigenden Olivengärten umschließen, ranken allerlei Schmarotzerpflanzen.

Zitternden Flügelschlags huschten große durchsichtige Libellen über uns hin — —

Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen, um Atem zu schöpfen, und betrachtete entzückt das wuchernde blühende Unkraut.

Ungeduldig drängten meine kleinen Führer, mich nicht aufzuhalten, da ich, wie sie sehr wortreich und mit lebhaftem Mienenspiel versicherten, bald etwas weitaus Schöneres sehen würde.

Kaum hatten wir das Bereich der ummauerten Gärten hinter uns gelassen, so waren die Kinder meinen Blicken entschwunden. Die ganze Horde hatte sich in eine wilde Jagd aufgelöst.

Nach wenigen Minuten kehren die Ersten triumphierend zurück mit glühenden Gesichtern und strahlenden Augen — — ihre Hände sind voll Veilchen, die sie mir entgegenhalten, sich gegenseitig wegstoßend, da jeder sich zuerst mit seiner duftenden Beute vordrängen will — —

Zehn kleine braune Fäuste voll Veilchen! und der Berghang, soweit die Blicke tragen, bedeckt mit Veilchen, großen, dunkelvioletten Nizzaveilchen — —!

— Der ganze Berg — —!

Ich reibe mir die Augen —

Es ist wie ein Traum, dies blaue Blumenwunder zu meinen Füßen — —

Und dann mache ich es wie die Kinder, die sich laut aufjauchzend hinwerfen und die glühenden Gesichter in die feuchtkühlen duftenden Blumenmassen drücken — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und heute ist bei uns in Rußland Weihnachsabend!

— Es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor, wie ich so liege, mitten im blühenden Frühling und der Bergwind ganze Wolken von Veilchenduft über mich hinweht, an Schnee und Eis, Weihnachtsgottesdienst und brennende Christbäume zu denken . . .

Aber der Gedanke, einmal aufgetaucht, läßt mich nicht wieder los . . .

Eine lange Reihe, zuletzt sich im Dämmergrunde meiner ersten Kinderjahre verlierend, ziehen die vergangnen Weihnachtsabende durch meine Seele — —

Ich schließe die Augen, um mich ganz der Macht der Erinnerung hinzugeben — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um mich huschende nackte Kinderfüße — leises Kichern — Wispern und Raunen —

„Die Signorina schläft — — !!“ — — — — — — — — — — —

Als ich mich dem Hotel näherte, gewahrte ich Ania, die mit ihrer Mutter gleichfalls von einem Spaziergang zurückkehrte.

Das überraschte mich , . . man sieht die Kleine sonst immer nur mit der Gouvernante. Die Fürstin kann sich wohl nicht auf längere Zeit vom Krankenbett entfernen.

Als die Kleine mich erblickte, riß sie sich von der Hand der Mutter los und lief mir entgegen.

Ihr Herz war voll von einer großen Neuigkeit, das sah ich.

„Tatjana Sergejewna“, rief sie mir, noch ganz atemlos vom Laufen, zu, „Papa geht es viel, viel besser! Nun werden wir zum Frühling nach Grashdanka fahren! o wie ich mich freue — wie ich mich freue — !“

Die junge Fürstin, die der Kleinen langsam nachgekommen war, lächelte über das Ungestüm des Kindes.

Dies Lächeln, das wie der Abglang aus einer fremden Welt die melancholischen Züge eigenartig belebte, hatte für mich etwas Erschütterndes — — ich mußte gewaltsam die Tränen zurückhalten.

Um meine Bewegung zu verbergen, beugte ich mich zu der Kleinen nieder, küßte sie auf die Stirn und, ihr alle meine Veilchen in die mir entgegengestreckten Arme schüttend, sagte ich leise:

„Bring das Papa“ —

Die Kleine war zuerst ganz verblüfft und stand wie erstarrt da mit ihrer duftenden Last, dann jauchzte sie laut auf und lief zurück zur Mutter.

Die ernsten Augen der Fürstin schimmerten feucht.

„Ich wollte meiner kleinen Landsmännin so gern eine Freude machen,“ entschuldigte ich mich halb verlegen, „es ist ja heute Weihnachten in unsrer Heimat“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich fühlte mich den ganzen Tag wie getragen von etwas Außergewöhnlichem, mich über mich selbst Hinaushebenden —

Die große Liebe, von der die Bibel sagt, daß sie nimmer aufhöre — die Liebe, die alles glaubt — alles hofft — — !

* * *

Den 10. Januar.

Irgend etwas Furchtbares hat sich zugetragen in der vergangenen Nacht — — niemand spricht davon — und doch liegt es wie eine unheimliche Spannung in der Luft — —

Sind meine Nerven durch die Erregungen der letzten Zeit so überreizt, daß ich Halluzinationen habe und Ereignisse zu sehen wähne, die nur in meiner Phantasie existieren? —

Wie wäre es sonst möglich, daß alles um mich her seinen gewohnten Gang geht, daß die Gespräche an der table d'hôte sich um die alleralltäglichsten Dinge drehen und das allgemeine Interesse, das sogar Tante Maluscha aus ihrer beschaulichen Indolenz aufrüttelt, die neuesten Ereignisse des Nizzaer Faschings bilden?

Und doch — trotz aller vernünftigen Reflexionen vermag ich dies unheimliche Gefühl nicht loszuwerden — !

Im Verlauf des Tages fing ich Blicke auf, die zwischen den geräuschlos

ihrer Beschäftigung obliegenden Angestellten des Hotels gewechselt wurden, hastig geflüsterte Worte, wenn zwei oder drei unbeschäftigt in einem der langen Korridore zusammenstanden — — — — — — — — — — — — —

Ich schreckte diese Nacht jäh aus dem Schlafe auf durch einen eigentümlich schrillen Klang, wie das leise Klingen eines zerspringenden Glases oder das Reißen einer zu scharf gespannten Sehne.

Ich machte Licht — meine Blicke suchten das auf dem Nachttisch neben dem Bett stehende Glas . . . es war kein Riß daran zu sehen . . . und der seltsam metallische Klang tönte noch immer fort . . . — wie das Schleifen von Sensen, das zur Sommerszeit die Lüfte durchschneidet . . .

Ich war allmählich ganz wach geworden . . .

Die erste in mir aufsteigende Vermutung, daß es der schwirrende Flügelschlag von Insekten sei, die sich durch das offene Fenster in mein Zimmer verirrt, gab ich auf — das Geräusch war eintöniger, schriller, als stamme es von irgend einer Maschine, die unter dem Fußboden in Bewegung gesetzt werde.

Es schien aus den von dem Fürsten bewohnten Gemächern heraufzudringen.

Jedenfalls schlief man unten nicht.

Ich vernahm hastige Schritte . . . Öffnen und Schließen von Türen und Fenstern — dazwischen einzelne Laute . . . abgerissne Worte . . . ersticktes Schluchzen . . .

Das unerklärliche Geräusch, wie das Schwirren einer vibrierenden Saite, leise und doch alles andere übertönend, versetzte meine Nerven in einen Zustand der Spannung, daß alles in mir zu zittern schien.

Mich gewaltsam zur Ruhe zwingend, legte ich mich wieder zum Schlafen nieder . . .

Ein markerschütternder Schrei, gefolgt vom Auffallen eines schweren Körpers, ließ mich entsetzt wieder in die Höhe fahren — —

Das eigenartige tönende Sausen war jäh verstummt, wie abgerissen . . . und momenten trat ein so tiefes absolutes Schweigen ein, als stehe die Zeit still und alles um mich her versinke in einen bodenlosen Abgrund — —

Diese vollkommene Lautlosigkeit währte kaum einige Minuten, dann schien das Leben unten auf's neue zu erwachen.

Ein Schlürfen und Schieben, dazwischen abgerissene Töne . . . leises Wimmern . . . monotones Murmeln . . . doch das seltsam surrende gleichmäßige Tönen, das mich aus dem Schlaf geweckt, setzte nicht wieder ein. —

Diese nächtlichen Störungen bringen mich ganz herunter.

In den Stunden, die ich nach solcher nervösen Erregung schlaflos verbringe, malt sich meine Phantasie allerlei grausige Möglichkeiten aus . . .

Ich werde Tante bestimmen, Zimmer im entgegengesetzten Flügel des Hotels zu nehmen.

* * *

Jeder Winkel des Hotels ist besetzt — Hochsaison! wie der sonst so entgegenkommende Chef achselzuckend entschuldigte. Ich werde mich also zunächst noch gedulden müssen.

Hoffentlich wiederholen sich die Vorgänge der letzten Nacht nicht!

Meine düstern Ahnungen haben sich zum Glück nicht bestätigt.

Ania trägt feuerrote Schleifen in dem dunklen Gelock und tollt ausgelassener denn je im Garten herum. Sie hat die Vergünstigung erhalten, alle abgefallenen Apfelsinen und Mandarinen im Garten auflesen zu dürfen,

und macht kühne Pläne, wie sie den ganzen, zu einem ungeheuren Haufen aufgetürmten Reichtum verpacken und bei der Heimkehr unter die Bauerkinder in Graschdanka verteilen wird. — — — — — — — — — — — —

Ich traf heute die alte Njanja unten im Garten. Regungslos stand sie am Gitter und blickte über das Meer hin nach Osten.

Als ich sie anredete, wandte sie sich um.

Die tief eingesunkenen Augen waren glanzlos, als sei jedes Licht darin erloschen in den am Krankenbett ihres Herrn durchwachten Nächten.

Sie hatte den Sinn meiner Frage nicht verstanden.

Ihre Gedanken waren weit von hier und kehrten erst langsam wieder zurück, als der Klang der heimatlichen Sprache an ihr Ohr schlug.

Ich wiederholte meine Frage: „Ihr habt eine böse Nacht gehabt, Njanja . . . Dein Leben ist freudenlos und einsam, so weit vom Heimatsdorf . . .“ und da sie nichts entgegnete: „Zum ersten Male, seit wir hier sind, sehe ich dich im Garten, Njanja. — Schläft der Fürst?“

Ein Zucken lief durch das schlaffe runzlige Gesicht der Alten. „Ja, er ruht aus von seinen Schmerzen,“ sagte sie, sich abwendend, „dem Herren sei Lob!“ . . Sie bekreuzigte sich mehrmals hinter einander.

„Ihr werdet nun bald wieder heimreisen“, fuhr ich fort, „wie wirst du dich freuen, wieder ins Dorf zu kommen!“

In den trüben Augen flackerte etwas auf und erlosch wieder.

„Wir sind zu lange weg gewesen, da ist alle Freude hin“, sagte sie dumpf. „Ach, Tatjana Sergejewna, kehrt nach Rußland zurück, bevor Ihr krank werdet in diesem verfluchten Lande der Ungläubigen . . .!“

(Fortsetzung folgt.)


Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**

erscheint am 15./28. jedes Monats in Heften zu mindestens 5 Bogen (80 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

# Baltica.

**Album baltischer Ansichten.** Herausgeg. von W. S. Stavenhagen. 3 Bände. Eleg. O.-Leinenbde. Neu, jedoch etwas stockfleckig! Seltenes, wertvolles Werk. 35 Rbl. Antiquarische Exemplare 15—25 Rbl.

**Baltische Komponisten.** Neues Musikalbum. Eleg. O.-Leinenbd. 1 R. 75 K. Daraus einzeln:

1. Müller, R.: Walzerklänge. Klavier, 35 Kop.
2. Bankwitz, K.: Menuett. Violine und Klavier. 50 Kop.
3. Mandelstam, F.: Regen. Gesang u. Klavier. 30 Kop.
4. Sichmann, E.: Sehnsucht. Gesang u. Klavier. 30 Kop.
5. Bankwitz, K.: Rokoko. Gesang und Klavier. 25 Kop.
6. Muyschel, O.: Deine Stimme. Gesang und Klavier. 30 Kop.
7. Zalesky, S. v.: Herbst. Gesang und Klavier. 30 Kop.
8. Muyschel, O.: Mein Lied. Gesang und Klavier. 35 Kop.

**Bestuschew-Rjumin.** Geschichte Rußlands. Übersetzt v. Th. Schiemann. Bd. I. 1 R. 50 K.

— Quellen und Literatur zur russischen Geschichte von der ältesten Zeit bis 1825. Deutsch v. Th. Schiemann. 80 Kop.

**Böthführ, H. J.,** Die rigische Ratslinie von 1226 bis 1876. 75 Kop.

**Bunge, T. v.,** Aus dem baltischen Rechtsleben der Neuzeit. 50 Kop.

**Claus, C.,** Die Irvingianer. Mit Rücksicht auf deren Hauptschrift „Licht zur Abendzeit". 20 Kop.

**Eckardt, J. v.,** Livland im XVIII Jahrhundert. Band I.: Bis zum Jahre 1766. Vergriffen und gesucht. 3 R. 50 K.

**Freytah-Loringhoven, A. v.,** Am Strande. Baltische Lokalplauderei. 20 Kop.

— Ernstes und Heiteres. (Kindespflicht. Erzählung. Der Nichtraucher. Dramatischer Scherz. Der Rittmeister. Schwank.) 75 K.

**Haller, K.,** Russische und deutsche Handelsbriefe. 4. verbesserte Auflage, bearbeitet von T. Zuckersuck. Leinenband. 1 Rbl.

**Helling, A.,** Dr. med., Die erste Hilfe für das erkrankte Kind. Für Eltern u. Erzieher. 40 Kop.

**Kannenberg, G.,** Ist das Walzen nach der Saatunterbringung rationell? 30 Kop.

**Koiransky, Z.,** Deutsch-russisches u. russisch-deutsches Taschenwörterbuch. 1 R. 65 K. In Leinenband 2 R. 40 K.

**Korth, Marra,** Praktisches Kochbuch. Mit zahlreichen Holzschnitten und 8 farbigen Fleisch-, Fisch- und Pilztafeln. 3. vermehrte Aufl. Leinenbd. 3 R. 50 K.

**Kraus, Eberh.** Romantik und Naturalismus. Literar. Kreuz u. Quersprünge. 30 K.

**Langmann, F.,** Praktische Standart-Tabelle. Ausrechnung jeder Fußzahl aller gangbaren Dimensionen von Export-Planken, Battens und Brettern auf drei Dezimalstellen und genaue Bruchteile. Russischer und deutscher Text. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Flexibler Leinenbd. 80 Kop.

* **Lukin, A.,** Für Mußestunden. Rechenscherze, Zahlenkunststücke, Auszählaufgaben usw. für jung und alt. 25 Kop.

**Lütkens, J,** Biblische Betrachtungen auf alle Sonn- und Feiertage. Halbld. 80 K.

**Michailow, A,** Um ein sorgloses Leben. St. Petersburger Sittenroman. 85 Kop.

**Pank, L.,** Praktisches Kochbuch. 1300 Rezepte für die gute bürgerliche Küche. 8. Aufl. Leinenband. 2 Rbl.

**Petroff, R.,** Neuer russischer Dolmetscher. Leichteste Methode zur Erlernung der russischen Sprache durch Selbstunterricht. 7. Aufl. Leinenbd. 1 Rbl.

**Rahden, Baron Oskar v.** Fern von der Heimat. Selbsterlebnisse. 50 Kop.

**Ripke, Just. Nik.** Ein Jünger, den sein Herr lieb hatte. Lebensskizze. 20 Kop.

**Schiemann, Th.,** Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltischen Geschichte des XVI. Jahrhunderts. 1 Rbl.

— Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte. 1 Rbl. 50 Kop.

— Die Regimentsformel und die kurländischen Statuten von 1617. Mit Anmerk. 60 Kop.

— Salomon Hennings livländ.-kurländische Chronik. Quellenuntersuchung. 60 Kop.

— Regesten verlorener Urkunden aus dem alten livländischen Ordensarchiv. 50 K.

**Schmidt, Hans** Die letzten Menschen. Ein Sommertagstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. 45 Kop.

**Schröder, Leop. v.,** Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne. Histor. Trauerspiel in O.-Leinenbd. 1 R. 20 K.

— Der Templer und das Kind der Berge. Episches Gedicht. 50 K., in Leinenbd. 75 K.

Schröder, Leop. v., Delhi, das indische Rom und seine Campagna. 20 Kop

Schtschedrin, N., (M. J. Saltykow) Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben. Deutsch von J. Eckardt. 1 Rbl.

Seesemann, H., In deutschen Gymnasien. Reisebeobachtungen. 25 Kop.

Seydlitz, E. v., Wassily Andrejewitsch Joukoffsky. Ein russisches Dichterleben. 1 R.

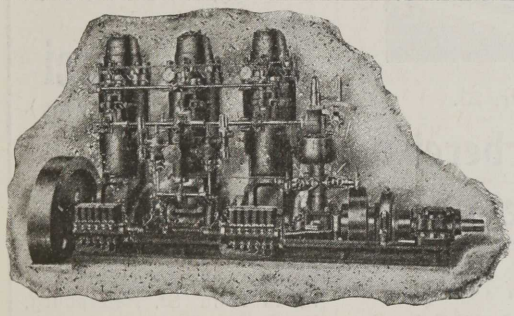
Seraphim, A. u. E., Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder. 2 R.

Warneck, F., Ehret die Frauen! Beitrag zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. 60 Kop.

— Das Prinzip der politischen Gleichberechtigung und die moderne Emanzipationsfrage. 1 Rbl.

Willsch, Valeska, Für Haus und Kindergarten. 20 Erzählungen für Kinder von 4—7 Jahren. Mit 31 Abbild. Hblwd. 40 K.

Verlagsbuchhandlung **C. J. Sichmann,** Riga.
Theaterstraße Nr. 9. Postfach Nr. 225.

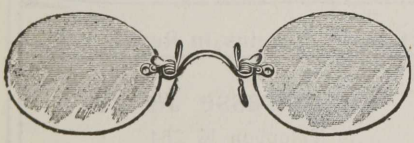
**Chr. Rotermann,**
Reval.
Gegründet 1829.
**Filialen: in Fellin und Pernau.**

Grösstes Lager **landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte,**
**Naphtha-Motoren,**
**Düngemittel, Futterartikel, Saaten etc. etc.**

Beste und billigste Bezugsquelle für sämtliche **Brennerei-Artikel** spez. **schwefelsauren Kalk** u. s. w.

Jeder Art **Stahl-** und **Eisenwaren.**
**Fuder- und Kuhketten etc. etc.**

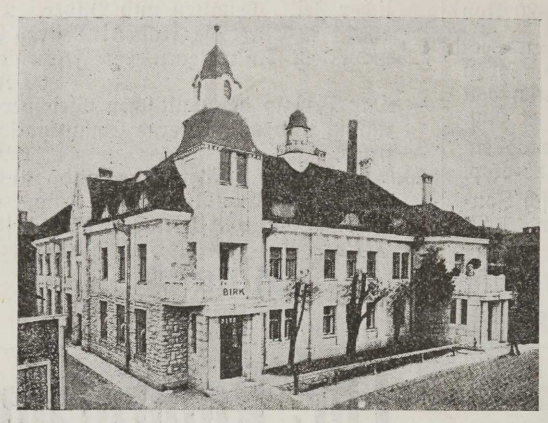
**Chr. Rotermann,**
**Reval, Fellin u. Pernau.**



**Horizontal-Finger-Pincenez**
Vornehmes Aussehen. Moderne korrektsitz. Form. Bequemste u. neueste Muster in Brillen, Pincenez und Pariser Lorgnetten, Fernrohren, Reise- und **Theater-Gläsern** empfiehlt in grösster Auswahl das Optische Magazin **P. Rebenitz,** Reval, Langstr. 31.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel,**
**Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.



Neues Geschäftshaus, Makerstr. 23.

**Birk's Dampffärberei u. Chem. Reinigerei**

Fabrik — gegr. 1820. **Reval,** Makerstr. 23. Teleph. 114.

„Grand Prix" u. 7 gold. Med. 1904—9.

Abt. für:

**Chem. Reinigung**

von **Garderobe** jeder Art, **Damentoiletten** — selbst die kostbarsten, — Portieren, Teppichen, weissen Fellgarnituren (auch Bleiche), Federn, Gold- und anderen Stickereien.

**Wäscherei**

v. Gardinen, Sommertoiletten (bes. farbig.), Piqué-Westen etc.

**Kleiderfärberei**

Stückfärberei (Hausgewebe), Federn- u. Fell-Färberei.

**Walken, Scheren, Appretur, Dekatur etc.**

**Filialen** in allen Städten Estlands u. in St. Petersburg, B. O. Средній пр. 10.

**Balt. Jahrbuch 1912.** Adreß-Kalender, mit ca. 10.000 Adressen, unentbehrl. Nachschlagewerk für Jedermann.

Preis 40 Kop., per Post 50 Kop.

v. Fircks, Freifrau, **„Sonnige Kindertage".** Geb. Rbl. 1.80, per Post Rbl. 2.—.

Volkmuth, **Tabellen z. Verwandeln v. Lofstellen und Kappen in Dessätinen.**

□ Sash. und □ Fuß. Kart. Rbl. 3.50, per Post Rbl. 3.75.

Neumann, Dr. Wilh. **Balt. Maler und Bildhauer des XIX Jahrh.**

4°, 180 Seit., 290 Illustr. eleg. geh. R. 7.50, pr. Post R. 7.75, geb. R. 8.50, pr. Post R. 8.75.

Zu beziehen durch den Buchhandel sowie d. Verlag von

Alexander Grosset i/Fa: F. Deutsch, Riga, Postfach 159.

Goldene Medaille des Estländischen Landwirtschaftl. Vereins in Reval, 1900.

**Joseph Kopf,** Langstrasse № 27. Telephon № 264.

**Magazin fertiger Juwelier-, Gold- u. Silberwaren.**

Atelier zur Ausführung jeder in mein Fach fallenden Bestellung sowie

**Reparaturen, Vergoldung, Versilberung** etc.

Gewissenhafte Ausführung. Preise billig. Ankauf von Edelsteinen, Gold und Silber.


Buchdr. d. „Revalschen Zeitung". Reval. — Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.

Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 3. Reval, 15. (28.) März. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Karl Schirren.

Gedächtnisrede, gehalten am 11. Dezember 1911 in der Aula der Königlichen Universität zu Kiel durch

Prof. Felix Rachfahl. (Kiel.)

Ein Jahr ist es her am heutigen Tage, seit sich für immer die Augen eines Mannes schlossen, den wir länger als ein Menschenalter den unsrigen nennen durften, seit Karl Schirren von uns abschied. Nach Dauer des Lebens und der akademischen Wirksamkeit war er unser Senior. Länger als ein halbes Jahrhundert hat er den historischen Lehrstuhl geziert, und zwei Generationen hindurch hat er als ein Mitwirkender die Entwickelung von Wissenschaft und Geistesleben verfolgt. Sein Dasein spielte sich nicht ab, wie Gelehrtenleben sonst dahinzufließen pflegen, — wenngleich innerlich vielleicht reich und lebhaft bewegt, so doch äußerlich in Frieden und Ruhe, berührt nur vor den rein persönlichen Schicksalen, wie sie dem Menschen auf Erden beschieden sind, sei es daß sie ihm mehr Freud oder Leid bringen: er vielmehr stand mitten im Kampfe der politischen und der nationalen Leidenschaften; sein Name war für einen in fremdem Lande unter fremder Herrschaft gesessenen deutschen Stamm ein Panier, unter dem sich alle Kräfte zur Rettung des bedrohten Volkstumes sammelten, sein Name gilt noch jetzt als ein teures Vermächtnis, das die Landsleute mahnt, treu zu sorgen

und mannhaft einzustehen für die von den Vätern überlieferten Güter. Er, der Historiker, war selbst ein Stück Historie.

Karl Christian Gerhard Schirren war geboren am 8. November 1826 als Sohn des Karl Hieronymus Schirren, Pastor primarius an der St. Johannis-Kirche zu Riga. Er wuchs heran in dem alten weitläufigen Pfarrhause, in der ehrwürdigen Hansastadt, auf einem Boden, der geweiht war durch die Erinnerung an dereinstige Macht und an blutige Kämpfe: wie hätte da nicht die Phantasie des für alle Eindrücke empfänglichen Knaben zu Sinn und zu Verständnis für die Größe und die Schauer der



Vergangenheit angeregt werden sollen! Er besuchte das heimische Gymnasium; es sind uns einige Aufzeichnungen aus seiner Primanerzeit erhalten, die von einer merkwürdigen Frühreife zeugen: sie tragen schon ganz das scharfe Gepräge seiner späteren Diktion und den Stempel seines ureigensten Geistes. Er verachtet die Masse und preist das Individuum: „Das Hauptsächliche liegt auf dem Individuum; die Masse ist tot und humil. Selten nur ragt aus diesem stagnierenden Gewässer eine kühne Lilie hervor und schlingt die strebenden Arme um den flüchtigen Wind. Auf Individuen ruht das Wohl der Menschheit, und ihr Wohlergehen bringt auch dieser Glück." Wir ahnen bereits aus diesen Worten des Jünglings den fertigen Mann, der, seines Wertes sich voll

bewußt, lieber einsam seine Straße zieht, als daß er sich den vielzuvielen gesellt: bei ihm verliert die Massen-Meinung ihre suggestive Kraft; er achtet nicht des Geredes der Menge. Und zu unserer Überraschung gewahren wir, wieweit seine erkenntnistheoretische Skepsis und die daraus entspringende Tendenz zur Paradoxie zurückreichen: „Wissen ist Erkenntnis seines Nichtwissens . . . Jede Ansicht ist nur relativ wahr. Mit dem Worte ‚Ansicht' sprechen wir an sich schon etwas Einseitiges, Unwahres aus . . . Darum wissen wir auch nichts vom Objekte selbst, sondern nur von unserer Ansicht dieses Objektes. Darum läßt sich über verschiedene Ansichten sauber und unüberwindlich streiten, armis aequis. Deine Ansicht aber ist die richtige; denn jede ist unwahr, weil sie unwirklich ist, nur in unserer schwachen Einbildung besteht. Davon muß man bei jedem Streite ausgehen."

Im Alter von 18 Jahren bezog Schirren 1844 die Universität Dorpat. Dichterisch reich begabt und zu dichterischem Schaffen geneigt, wollte er zunächst nur Ästhetik studieren; die ernsten Mahnungen eines wohlwollenden älteren Beraters bestimmten ihn aber zu regelrechtem Fachstudium behufs Vorbereitung zum höheren Schuldienste. Den Dorpater Studienjahren verdankt er offenbar seine gründliche klassisch-philologische Bildung. Er eignete sich auch eine umfassende Sprachenkenntnis an. Nicht nur beherrschte er die romanischen und germanischen Sprachen, mit Einschluß der skandinavischen, sondern auch die slavischen, ja sogar die Dialekte der Südsee-Insulaner. Für die Geschichte konnte er freilich damals in Dorpat nicht viel gewinnen; sie war vertreten durch Friedrich Kruse, einen „langweiligen und geistlosen Pedanten", der mehr Antiquar wie Historiker war, und dessen vielbändige Werke jetzt spurlos verschollen sind. Größeren Einfluß hatte wohl auf ihn der Geograph Blum, wie schon daraus hervorgeht, daß Schirren zunächst als Schriftsteller und akademischer Lehrer die Geographie bevorzugte; auf dem Umwege über die Ethnologie und historische Geographie ist er erst allmählich der Geschichte näher gekommen.

Eine selbständige, in sich abgeschlossene, von eigenen Ideen getragene Persönlichkeit, verließ Schirren 1849 die Universität. Er gründete in Riga eine Privatknabenschule und führte bald darauf (am 29. Juni 1851) seine Kindheits- und Jugendgeliebte heim, Antonie Julie Auguste, Tochter des Rigaschen Bibliothekars Müller. Schon begann die Zeit selbständiger literarischer Produktion, die teils der historischen Geographie, teils auch schon der reinen Geschichte gewidmet war; seine Schriften zeichneten sich aus durch scharfe Kritik und eine glückliche Vereinigung von philologischer und historischer Sachkenntnis, so bereits seine Untersuchung von 1852: „Die Nachrichten der Griechen und Römer über die östlichen Küstenländer des Baltischen Meeres". Dem strebsamen jungen Gelehrten konnte Riga nicht mehr ein geeignetes Feld des Wirkens bieten; er siedelte nach Dorpat über, wo seit Blums Abgange (1851) die Professur für Geographie und Statistik frei war. Hier promovierte er am 8. März 1856 zum Magister der Philosophie auf Grund einer ethnographischen

Abhandlung über die Wandersagen der Neuseeländer und den Manui-Mythos. Er zeigte darin in geistvoller Ausführung, wie die scheinbar historischen Sagen von einer Einwanderung der Neuseeländer zur See auf eine mythische Grundlage zurückgehen, und daß hinter ihnen der Mythos vom Sonnengotte Manui steckt. Durch Heranziehung anderer Mythenkreise knüpfte er daran die These, daß der Sonnenkult der erste Grund aller heidnischen Gottesverehrung sei. Eine so große Autorität auf religionsgeschichtlichem Gebiete, wie der so früh und jäh der Wissenschaft entrissene Dietrich in Heidelberg, hat noch 1902 darüber geschrieben: „Bahnbrechend für Volkskunde und Studium der Naturvölker hätte vielleicht auch das 1856 in Riga erschienene Buch von Schirren sein können über die Wandersagen der Neuseeländer; er hat mit damals unerhörter Bestimmtheit die Bedeutung der primitiven Völker für Mythenforschung erkannt."

Hatte das Buch auch nicht die anregende Wirkung auf die Wissenschaft, die ihm gebührte, so sicherte es doch zunächst dem Autor seine Position in Dorpat. Noch im Sommer 1856 erhielt er die venia legendi für Geographie und Statistik und zugleich die Stelle eines Oberlehrers für Geschichte am Dorpater Gymnasium. Noch eine Zeitlang währte das Schwanken zwischen Geographie und Geschichte. Rein historisch war das Thema, auf Grund dessen er im April 1858 die Doktorwürde erlangte, „über das Verhältnis zwischen Jordanes und Cassiodor". Hier bewährte sich seine Quellenkritik an einem wichtigen Objekte. Gleichzeitig mit Küpke wies er nach, daß Jordanes, der den Reigen der deutschen Historiker eröffnet, ein Autor ist, auf den wir nicht gerade stolz sein dürfen, vielmehr ein beschränkter Plagiator, dessen Gothengeschichte nichts anders ist als ein recht problematischer Auszug aus der des Römers Cassiodor. Noch in demselben Jahre wurde ihm die vakante Geographie-Professur als Extraordinariat, zwei Jahre später (1860) als Ordinariat übertragen. In seiner eignen Forschung ging er freilich jetzt ganz ausschließlich zur Geschichte über; das war ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, dem im Herbste 1863 durch seine Ernennung zum Professor der Russischen Geschichte ein Ende gemacht wurde; er blieb in dieser Stellung bis zu seiner 1869 erfolgten Entlassung aus dem Russischen Staatsdienste.

Was Schirren in diesen elf Dorpater Jahren, von 1858 bis 1869, geleistet hat, das ist staunenswert; nach den verschiedensten Richtungen hin betätigte und bewährte er seine enorme Arbeitskraft. Die Landesgeschichte wurde die Domäne seiner Forschung, zumal der Untergang der livländischen Selbständigkeit, das heldenmütige, aber aussichtslose Ringen der kleinen verlassenen Kolonie mit den weit überlegenen benachbarten Mächten des Nordens und Ostens, mit Dänemark, Schweden, Polen und Rußland. Bereits in seinem glänzenden Essai über Walter von Plettenberg (von 1859) gab er in ergreifenden Worten dem tragischen Schicksale der Heimat Ausdruck: „Es gab nicht und hatte nie gegeben, und gibt auch noch heute kein Volk im Lande. Kein Volk! Darin liegt

seine Geschichte besiegelt. Darum ist es geblieben, was es von Anbeginn gewesen: Kolonie. Die Geschichte der Kolonie ist ewig dieselbe. Ist das Land mit dem Mutterlande zerrissen, so gibt es nur eine Rettung: im eigenen Schoß muß der Kolonie ein Volk erwachsen sein, aus dem sich ihre Kraft erneut, ihr Wille bestätigt, ihre Zukunft aufbaut. In Livland gab es von jeher nur Sieger und Besiegte. Mit Strenge mußte das Landvolk niedergehalten werden in einer Landschaft, die umlauert war von mächtigen Feinden. Aus jener Zeit hat es seinen Haß vererbt in die Gegenwart. Von Natur, in Sprache und Sitte, im innersten Wesen verschieden, hat es jederzeit nur eine Summe vereinzelter Kräfte dargestellt, welche der herrschende Stamm sich dienstbar machte zu alltäglichen Zwecken. In Zeiten der Prüfung, in Tagen der Entscheidung hat es nichts gegolten und nichts gewogen. Einzig auf sich gewiesen, ist diese Kolonie geblieben ein Bau, nicht getragen von breitgefestigtem Grunde, (vielmehr) gewölbt wie über dem Abgrund, ohne Stütze, außer im eigenen Gefüge. Streng geschlossen in feudaler und korporativer Gliederung, so hatte sich gebildet, so wuchs und behauptete sich diese Menschengemeinde, gebunden von altem deutschen Recht, das, heute von gedankenlosen Enkeln verspottet, einst die Mitgift war vollkräftiger Jugend."

Zahlreiche Studien zur baltischen Geschichte des 16. und 17. Jahrh. flossen in diesen Jahren aus Schirrens Feder; in der Hauptsache aber waren es zwei große Begebenheitskomplexe, deren Erforschung er sich von jetzt ab angelegen sein ließ, und für die er seit 1860, unterstützt durch die Munifizenz der livländischen Ritterschaft, Materialien aus fast allen wichtigeren Archiven Europas zusammentrug. Es handelte sich dabei einmal um die Kämpfe im Nordosten Europas in den Jahren von 1558 bis 1561, in denen zu Gunsten Polens und Schwedens die altlivländische Staatenkonföderation zu Grabe getragen wurde; ihm widmete er die große Publikation „Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit," erschienen in 8 Bänden von 1561 bis 1881. Das zweite Thema aber, welches nun die Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit wurde, das war der Nordische Krieg, in dessen Verlaufe Livland aus der schwedischen in die russische Herrschaft überging. Ihm dienten zwei wichtige Veröffentlichungen des Jahres 1865: die livländischen Landtags-Rezesse von 1681 bis 1710, gleichsam ein Kommentar zum Untergange schwedischer, zum Anfange russischer Größe, sodann die Kapitulationen der livländischen Ritterschaft und der Stadt Riga mit dem Zaren vom 4. Juli 1710, sowohl historisch wie auch politisch bedeutsam, nämlich für die Kenntnis der vertragsmäßigen Unterwerfung Livlands unter die russische Herrschaft und damit seiner geschichtlichen Rechtsstellung im Körper des russischen Reiches, — gleichsam die historische Rechts-Basis für die nunmehr einsetzende politische Wirksamkeit des Autors.

Wie also seine gelehrte, so auch trat seine akademische Tätigkeit mehr und mehr in das Zeichen der Politik. An und für sich war Schirren be-

reits ein hervorragender Lehrer. Im Seminar regte er an durch eine geistreiche und radikale Kritik; als Dozent und als Redner überhaupt wirkte er durch seine scharf pointierten, hinreißenden und packenden Vorträge. Aber die unvergleichlichen Erfolge, die er in Dorpat erzielte, beruhen doch vor allem darauf, daß er sein Amt als Professor der Russischen Geschichte im Sinne eines Berufes zur Erfüllung der hier studierenden Jugend mit baltischem Patriotismus auffaßte. Den Höhepunkt in dieser Richtung bezeichnen seine Vorlesungen über Livländische Geschichte. Er begann sie 1862 auf Bitten der Korporation Livonia. Sie waren ein Ereignis nicht nur für die Universität und die Stadt Dorpat, sondern auch für das ganze Land. Alt und jung, Leute aller Berufsarten, strömten, vielfach meilenweit vom Lande, herbei, um seiner mächtigen Rede zu lauschen. Die glänzende Diktion, die farbenreichen Bilder aus der Vergangenheit, die er entrollte, die von der gründlichsten historischen Kenntnis getragene politische Einsicht, — alles das machte auf die Hörer einen tiefen Eindruck, der noch heutigen Tages bei der älteren Generation in den baltischen Provinzen keineswegs erloschen ist. Durch diese Vorträge wurde zuerst in den deutschen Balten ein spezifisch baltisch-deutsches Heimatsgefühl wachgerufen; noch anläßlich des Todes des Meisters schrieb über sie einer seiner damaligen Schüler: „Ich wurde dadurch zu einem deutschen Balten, während ich mich früher nur als einen Deutschen fühlte."

So wurde für Schirren die Geschichte von selber zur Politik; so erweckte er in seinem Volke die Erinnerung an die heiligsten Güter der Vergangenheit zugleich mit dem festen und leidenschaftlichen Wunsche, sie zu pflegen und zu mehren, — zur selben Zeit, als die slavophilen Bestrebungen zur Russifizierung des Landes zu spielen begannen. Die landschaftliche Autonomie, deren sich die Ostseeprovinzen erfreuten, war schon im Anfange des 19. Jahrhunderts manchem Russen ein Dorn im Auge, sie wurde mit dem Anschwellen des Panslavismus seit dem Krimkriege der Gegenstand der heftigsten offenen Angriffe. Sie riefen Schirren auf den Posten. Wer war auch zu ihrer Abwehr geeigneter, als er, der vorzügliche Kenner des Landesrechtes, d. h. derjenigen Privilegien, auf denen die gesamte provinziale Autonomie beruhte? Durch die alte Landesverfassung war der maßgebende Einfluß den Ritterschaften zugewiesen, und sie erschienen auch Schirren bei der „Enge der städtischen Vertretung und bei der Zerfahrenheit der städtischen Bevölkerung" als die wirklich leitenden und politisch einsichtsvolleren Faktoren; daher festigte sich jetzt in ihm eine den liberalen demokratischen Zeitideen abgeneigte, ständisch-konservative Gesinnung. Als im Anfange der 60-ger Jahre die liberale Bewegung in die baltischen Provinzen eindrang, stemmte sich ihr Schirren entgegen, indem er vielmehr für die historisch gewordenen, altständischen Einrichtungen eintrat. Er erkannte, daß eine Verwirklichung der liberal-demokratischen Prinzipien notwendig die Vernichtung der Sonderstellung der bal-

tischen Provinzen und damit in ihnen selbst die Preisgabe der alten Vorherrschaft des deutschen Volks- und Kultur-Elementes zur Folge haben mußte. Daher wurde sein Losungswort der Kampf *für* die korporativ-ständische Autonomie und *gegen* die Uniformierungs- und Nivellierungs-Tendenzen des Liberalismus und zugleich des Russentums, welche die historische Stellung des Deutschtums in der Heimat bedrohten.

Es war ein Kampf, der zunächst auf publizistischem Gebiete ausgefochten wurde; es galt vornehmlich, die immer ungebärdiger auftretenden Slavophilen, zumal Katkow und die Moskauer Zeitung, abzuwehren. Das war freilich um so schwerer, als sich die russische Presse bei ihrem Angriff auf die baltischen Deutschen einer fast unumschränkten Preßfreiheit zu rühmen hatte, während die baltische der Präventivzensur unterworfen war. Als Organ für diesen Federkrieg gab Schirren 1½ Jahre lang (1862—1864) eine eigene Zeitung, das Dorpater Tageblatt, heraus, deren Leitartikel er großenteils selber schrieb. Zum entscheidenden Zusammenstoße kam es erst einige Jahre später; er wurde durch den Publizisten Jurij Fedorowitsch Ssamarin provoziert. Hochbegabt und hochgebildet, war Ssamarin ein panslavistischer Romantiker, begeistert für das russische Vaterland, das russische Volk und die russische Kirche; vorübergehend hatte er als Beamter in den baltischen Provinzen gewirkt, sodaß man ihm einige Sachkenntnis zutrauen konnte. Unter dem Titel „Russische Grenzmarken" ließ er 1868 ein von leidenschaftlichem Deutschenhasse erfülltes, „von Kalumnien strotzendes Pamphlet" erscheinen, „das den baltischen Verhältnissen lediglich Gemeinheit, mittelalterliche Zustände, separatistische Bestrebungen unterzuschieben trachtete"; er erhob insbesondere die giftigsten Anklagen gegen die evangelischen Pastoren und die alte Verfassung des Landes.

Unter den baltischen Deutschen erhob sich eine stürmische Entrüstung, und zu ihrem Sprachrohre warf sich Schirren auf. Er schrieb gegen Ssamarin seine „Livländische Antwort", ausgezeichnet durch Sachkenntnis, wuchtiges Pathos und vernichtende Schärfe. Ergreifend schildert er darin die Leiden und Vergewaltigungen der letzten Jahrzehnte, die systematische Verletzung der alten Privilegien; mit ruhiger Würde weist er die tolle Anschuldigung des Hochverrates zurück. Die Einheit eines Staates, so führt er aus, ist nicht dasselbe wie seine Einförmigkeit, wenngleich eine solche von der Bureaukratie, angeblich zum Wohle des Vaterlandes, betrieben wird: „Es gibt eine Russifizierung", das hält er dem Gegner vor, „gegen die wir nichts einzuwenden vermöchten. Das ist die, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampf im Laufe der Generationen gleichen Schrittes mit der Entwickelung des Verkehrs und der Kultur Ihres Volkes in unsere Dörfer und Städte einziehen mag . . . Wir bedürfen weder der Zerstörung einer falschgebauten, noch des luftigen Aufbaus einer haltlosen Gesellschaft. *Wir brauchen Reformen, nicht Revolution.* Bei Ihnen hat das aristokratische Prinzip nur *eine* Bevölkerungsschicht beherrscht, . . . da mag die Demokratie gelegentlich emanzipieren; unter uns vermag sie nichts als

zerstören. Wir haben aus den Stürmen der Jahrhunderte ein Lebensprinzip gerettet, welches alles, was an der Gesellschaft gesund ist, ohne Unterschied der Herkunft, des Glaubens und des Standes durchdringt, erzieht und erhält. Nennen Sie es Prinzip der Autonomie oder wie Sie sonst wollen: nicht, wie es benannt, sondern wie es begriffen werde, darauf kommt es an. Das Volk soll sich durch Arbeit erziehen und männlich in seine Mannesjahre eintreten. Von unten auf soll alles nach oben ringen, frei und treu sein, im Kleinen haushalten und dann erst ins Große zu wirken streben: das ist der innerste Nerv unseres Lebens."

Es war eine kühne Sprache, wie sie der Autor da führte, und dieser wußte sehr wohl, welchen Gefahren sie ihn aussetzte. Aber er tat nicht nur nichts, um seine Verantwortlichkeit zu schwächen; diese wurde vielmehr noch erhöht durch die Art und Weise, wie er seine amtliche Stellung als Zensor benutzte, um die Verbreitung der Broschüre zu sichern und zu fördern. Er ließ sie im Frühjahre 1869 in Leipzig drucken; sobald er von dort die ersten Exemplare bekam, stellte er eines davon dem Universitätskurator, dem Grafen Keyserling, mit der Bitte zu, „daß Sie weder in direkter noch indirekter Weise die Verantwortung zu lindern suchen, welche den Autor treffen könnte; denn habe ich auch nicht die entfernteste Neigung, irgend eine Art Eklat zu suchen, so konnte ich doch meinen Namen nicht auf den Titel gesetzt haben, um mir das hinterher zum Abbruche des der Sache gebührenden größeren oder geringeren Gewichtes halb oder ganz pardonnieren zu lassen. Wird etwas davon als strafwürdig befunden, so muß ich wünschen, die Strafe ganz ungeschmälert tragen zu dürfen." Umgehend erwiderte der Kurator, daß er in Petersburg Schirrens Entlassung beantragen und die Verbreitung der Schrift vorläufig inhibieren wolle. Nun galt es zu handeln, um eben diese Absicht Keyserlings zu vereiteln. Am Tage nach dieser Willenserklärung des Kurators kam die ganze Auflage an, und Schirren, davon in seiner amtlichen Eigenschaft als Zensor benachrichtigt, ließ die Exemplare noch am selbigen Abend austragen. Die Wirkung in Stadt und Land war eine ungeheuere. Sogleich wurde er als Zensor abgesetzt und wenige Tage später (24. Mai a. St.) auch als Professor. Er gab davon Kunde durch Anschlag am schwarzen Brette:

„Am 24. d. M., Sonnabend, des Amtes entlassen, vermag ich von den Kommilitonen, zu welchen ich nicht mehr in den Räumen der Universität zu sprechen berechtigt bin, nur in dieser kümmerlichen schriftlichen Form — nicht mit allzu leichtem Herzen — Abschied zu nehmen. Lebt wohl!"

Des Amtes war Schirren somit ledig; aber war seines Bleibens überhaupt noch in der Sphäre russischer Herrschaft? Seine Freunde waren ängstlich um seine Sicherheit besorgt; sie rieten ihm zu heimlicher Flucht. Schon wollte er ihren Bitten willfahren, da stiegen ihm Bedenken auf, ob solches seiner Person und seiner Sache würdig sei. Förmlich suchte er nun um einen Auslandspaß nach, und ostentativ betrieb er die Vorbereitungen zur Abreise;

wie ein Fürst oder Statthalter, der sich verabschiedet, empfing er Deputationen der Stadt, der Bürgerschaft, des Adels, der Universität und der Korporationen. Am 11. Juni 1869 verließ er Dorpat auf Nimmerwiedersehen; von Tilsit aus, wo er die Grenze passierte, depeschierte er nach Hause: „In Betrübnis, geschieden zu sein, den ersten Gruß aus dem irdischen Jenseits an alle Lieben.“ Während seiner Reise erging gegen seine Broschüre das definitive Zensurverbot; was seine Person anbelangte, so begnügte sich die Russische Regierung mit seiner freiwilligen Entfernung. Aber er hatte doch damit rechnen müssen, daß Schwereres ihn treffen könnte, und man wird seinen Mut bewundern, die ruhige Würde seiner Haltung. — Eine Tat war Schirrens „Livländische Antwort.“ Hat sie auch das Schicksal nicht abwenden können, das den Ostseeprovinzen bestimmt war, so war sie doch „ein mannhafter Protest gegen Verleumdung und Vergewaltigung“, und ihr Werk ist es zum guten Teile, daß den deutschen Balten „der Glaube an den hohen Wert der geschichtlich begründeten Eigenart in Sprache, Kultur und Glaube erhalten blieb.“ Es liegt etwas Heroisches in seinem Auftreten: sollte die kleine, versprengte Splisse vom deutschen Stamme schon untergehen, dann in Ehren, nicht ohne tapfere Gegenwehr. Selbst ein Mann von so kühler, leidenschaftloser Denkart, wie Ranke, der die Schicksale der Menschen und Völker betrachtete, wie das fahle Laub, welches der Herbstwind von den Bäumen weht, schrieb nach der Lektüre von Schirrens Schrift: „Wer könnte den dortigen Zuständen seine Teilnahme versagen, . . . wer in Bedrängnissen, wie diese sind, kaltes Blut bewahren?“ Dieses Urteil soll man beherzigen, wenn gesagt wird: Schirren habe damals eine unhaltbare Position verteidigt. Wer ein tapferes Herz und hohen Sinn ehrt und achtet, der wird den Worten beipflichten, die Schirren damals dem Gegner zurief: „Feststehen, das wird auch gegen Sie, Herr Ssamarin und Ihresgleichen, unsere Aktion, Ausharren, das soll die Summe unserer Politik sein. Verlieren wir dabei das rechtmäßige Erbe, welches unsere Väter uns hinterließen, so haben wir es wenigstens nicht feige verraten, und die Ehre gerettet, ist alles gerettet.“ Mit dem Proteste der Göttinger Sieben kann man seine Tat vergleichen, war sie auch nicht einer Sache geweiht, an deren Fahne sich der Sieg fesseln sollte; sie hat ihm einen Platz in der Ehrenhalle deutscher Männer für immer gesichert.

Niemals hat Schirren die Expatriierung, die Verbannung ins „irdische Jenseits“ innerlich verwunden. Als ein Heimatloser, als ein Fremdling hat er sich in dem Lande stets gefühlt, in dem er jetzt mit seiner Familie den Wohnsitz aufschlug, wenngleich er seine Söhne zu wahren Bürgern des neuen Vaterlandes erzog. Was ihn in seinem schweren Schicksale zu trösten vermochte, das waren seine Familie, seine Arbeit und die Treue, die seine Landsleute ihm auch in der Ferne bewahrten. Am 27. September 1869 votierte ihm das livländische Landratskollegium seinen Dank „im Namen des ganzen Landes für seine patriotische und freimütige Verteidigung des guten Rechtes;“

durch die Bewilligung einer Jahresrente setzte ihn die livländische Ritterschaft in den Stand zur Fortsetzung seiner Studien über Patkul und den Nordischen Krieg. Ein Versuch, ihn nach Breslau als Nachfolger des nach Heidelberg übersiedelnden Erdmannsdörfer zu ziehen, mißlang, da die Russische Regierung den Wunsch aussprach, ihn nicht so nahe an ihrer Grenze sehen zu müssen. So wurde er denn nach dem frühen Tode des trefflichen Usinger für den Herbst 1874 nach Kiel berufen. Was Dorpat ihm gewesen war, das ist ihm Kiel freilich nie geworden; immerhin „erinnerte" ihn hier wenigstens manches an die alte Heimat. Über 30 Jahre hat er dann hier gewirkt. Manchen Hörer hat er hier durch seine Redegewalt gefesselt, zumal durch die gedankenreiche Rektoratsrede über Machiavelli; manchen Schüler hat er eingeführt in die Kunst kritischer Forschung. Manche Schrift ist hier entstanden, zum Teile im Anschluß an die übrigen in seinem Seminar, so vor allem das für unsere Landesgeschichte so wertvolle Buch „Zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen". Im Mittelpunkt steht darin der „wuchtige Angriff" auf die Glaubwürdigkeit der Wendenchronik des Helmold von Bosau: war auch der brave alte Pfarrer im weltverlornen Dörfchen am Plöner See keineswegs ein Mann der böswilligen Verdrehung und offenbaren Fälschung, so ist doch seine Zuverlässigkeit durch Schirrens Untersuchungen in hohem Grade erschüttert worden.

Die Hauptarbeit war freilich auch in Kiel dem großen Werke über den Nordischen Krieg gewidmet. Immer wieder unternahm er dafür archivalische Reisen, und so sammelte er schließlich ein riesiges Material, nicht weniger als rund 30000 Abschriften und 50000 Exzerpte in 540 Mappen. Und wie intensiv er es kannte, wie sehr er es innerlich in sich aufgenommen und in seinem Geiste verarbeitet hatte, — dafür legen Zeugnis ab die zahlreichen, tiefgründigen Besprechungen, mit denen er die Schriften begrüßte, die in sein Forschungsgebiet fielen. Unser Wissen von der Geschichte des Nordostens Europas im 17. und 18. Jahrh. ist dadurch in vielen Stücken ergänzt, korrigiert und bereichert worden; so hat er dabei, um nur Eines zu erwähnen, die Auffassung der schwedischen Geschichte unter Carl XI. und Carl XII. von Grund aus umgestaltet, — ein Fortschritt, der auch von den schwedischen Historikern jetzt als solcher anerkannt und akzeptiert worden ist. Aber das geplante große Werk, auf das die historische Wissenschaft so lange mit Spannung wartete, hat er nicht geschrieben; seit etwa 1900 hat er darauf endgültig verzichtet. War es das zunehmende Alter, welches ihm die Aufgabe erschwerte, den gewaltigen Stoff in einer konzentrierenden Darstellung zu bewältigen und zu meistern? Noch ein anderes Moment war wohl im Spiele. Im Laufe der Jahrzehnte hatte sich sein Urteil über die Ereignisse, die er schildern wollte, von Grund aus gewandelt. In seiner Jugend hatte er mit seiner ganzen Generation im Zeitalter Patkuls ein Ideal erblickt, an dem sich die Epigonen aufrichten und mit frischem Mute für die schweren Kämpfe er-

füllen sollten, in denen sie steckten, und die ihnen noch drohten. Aber unter dem Einflusse seiner Archivstudien gewannen die Begebenheiten und die Personen, zumal Patkul selbst, für Schirren ein anderes Ansehen. Er erkannte jetzt, daß das damalige Ideal ein falsches war, und er fürchtete die Wirkung auf sein Volk, wenn er selber es jetzt stürzte, — er, der bisherige Vorkämpfer. Er sah jetzt, daß die früheren Jahrhunderte für die Geschichte der Heimat „mehr Schuld als Ruhm" in sich schlössen, und er kam zur Überzeugung, er würde „niemandem zum Danke schreiben, weder dem Geschichtsforscher von Beruf, noch dem lesenden Menschenvolke, am wenigsten den Heimatgenossen, die einen Helden und ein Werk eigener Verherrlichung erwarteten:" er meinte, es würde für die baltischen Deutschen ein allzu schwerer Schlag werden, wenn er ihnen diese Zeiten in ihrer wahren Gestalt zeigen würde. Er, dessen geschichtswissenschaftliche Maxime die Befreiung von der Illusion war, mußte es erleben, daß sich die historische Ansicht, die ihm und seiner Generation als ein Ideal vorschwebte, selber als eine bloße Illusion entpuppte: das war es, was seinem Wesen und Wirken einen tragischen Zug aufprägt; das lähmte seine Schaffenskraft und brachte in seine sonst so einheitlich und fest gefügte Persönlichkeit einen Riß, der wohl manche seiner Besonderheiten zu erklären vermag.

So flossen die Jahre, die Jahrzehnte dahin in beständiger Arbeit, der freilich die letzte Krönung, das fertige Werk, versagt blieb. Ein friedliches stilles Glück war ihm im Hause beschieden, wie nicht vielen anderen. Er lebte dahin an der Seite der teuren Gattin, als patriarchalisches Familienhaupt geliebt und geehrt durch die Kinder, die ihm nur Freude bereiteten, und die nicht minder gedeihenden Enkelkinder, im Mittelpunkte eines Freundeskreises, der sich in seinem gastlichen Heim gern und regelmäßig um ihn versammelte. Aber je näher er auch dem Grabe rückte, noch fühlte er sich nicht mit der holstischen Scholle verwachsen: als er seinen 80-ten Geburtstag feierte, erklärte er, er habe sich in Kiel immer nur als „Gast" gefühlt, und in dem Dankestelegramm an die livländische Ritterschaft für deren Glückwunsch unterzeichnete er als „der daheim und in der Ferne dankbar und unwandelbar verbundene Sohn des Landes." Ein baltischer Deutscher war er bis ans Ende seiner Tage; der baltischen Heimat bewahrte er die alte Treue: „Keinen Abend," so äußerte er einmal, „lege ich mich wieder, ohne der Heimat gedacht zu haben." Und wie ihm seine alten Landsleute diese Anhänglichkeit mit ungeschwächter Liebe und Verehrung vergalten, so blieb er den Moskauern eine Zielscheibe des Hasses. Noch lange nach seiner Expatriierung sprach die Moskauer Presse von dem „verruchten Schirrenschen Geiste, der noch unter den Köpfen der Balten umgeht." Als ihn im Jahre 1890 die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst einstimmig bei der Feier ihres 75-jährigen Bestehens zum Ehrenmitgliede ernannte, ging ein gewaltiger Entrüstungssturm durch die Russische Presse, die das als einen unerhörten Akt der Provokation brandmarkte.

Dem wahrhaft patriarchalischen Alter, zu dem er gelangt war, mußte

er schließlich seinen Zoll zahlen. Im Jahre 1907 schied er aus dem Lehramte; Leiden und Gebrechen stellten sich ein. Die Schwester, die seine treue Freundin von Kindheit an war, ging ihm in den Tod voraus; im Februar 1909 schien ihm bereits das gleiche Los bestimmt. Aber er erholte sich noch einmal; das Leiden als solches wich freilich nicht; es trat nur zurück und fügte ihm unsagbare Schmerzen zu. Er trug sie mit der ihm eigenen Charakterfestigkeit und mit standhaftem Mute. Allmählich verlosch sein Licht, und als der Tod endlich über ihn kam, da kam er ihm gnädig, als ein Erlöser von schwerer Qual: ohne Kampf entschlummerte er friedlich am Abend des 11. Dezember 1910. Und gerade bei seinem Hinscheiden, da ward es noch einmal offenbar, wie eng er mit der Heimat verwachsen war. Allgemein ward hier dem Schmerze Ausdruck gegeben, daß er, der Besten unter den Balten einer, dahin gegangen sei, einmütig wurde die Versicherung abgegeben, daß sein Gedächtnis nie schwinden, sondern ein leuchtendes Vorbild für Land und Volk bleiben sollte. Als die Todesnachricht in Riga eintraf, tagte hier gerade der außerordentliche Landtag: die versammelten Deputierten erhoben sich dem Entschlafenen zu Ehren von den Sitzen und richteten an die Hinterbliebenen ein Telegramm.

Schirren war eine markante und überragende Erscheinung, sowohl als Mensch wie auch als Gelehrter. Noch stärker zu zersetzender Kritik wie zu positivem Aufbau veranlagt, war er ein sprühender Geist, ein Redner von bezwingender Kraft, ein Schriftsteller von hervorragender Darstellungskunst. Sowohl in seiner Welt- wie auch in seiner Geschichtsauffassnng wollte er ein strenger Empiriker sein; in allen transzendenten Dingen bekannte er sich zu einem unbedingten Agnostizismus. Immer wieder nahm er seine „Zuflucht zu dem einen Hobbes, dem größten unter allen Denkern als Charakter und Mann." Erkenntnistheoretisch schied er scharf zwischen Realitäten und Illusionen, als deren oberste ihm die Religion galt. Nur mit den Realitäten, so meinte er, darf die Wissenschaft rechnen; alles, was von den Sinnen nicht erfaßt werden kann, ist Illusion. Unser gesamtes Geistesleben, auch die Historie, ist eingesponnen in ein Netz von Illusionen; für den Menschen, der die Wahrheit sucht, gilt es, dieses Netz zu zerreißen, Befreiung von den Illusionen zu erwirken, die ihn von der Wiege an umgarnen: so erhebt er sich zu wahrer innerer Freiheit. Das Amt der Historie ist es, zu arbeiten an der Erkenntnis der Illusionen und an ihrer Überwindung von innen heraus; sie soll dem Menschen, indem sie seine Entwicklung durchforscht und überschaut, einen Spiegel vorhalten, in welchem er sich sieht, wie er ist, ungetrübt von jeder Illusion, in seiner ganzen Nacktheit: denn diese Selbsterkenntnis ist ja die erste Voraussetzung für seine Wiedererhebung, indem er sich nämlich auf den Boden des Realen stellt und so für Herz und Geist, die mit Illusionen übersättigt und verderbt sind, Gesundheit und innere Freiheit wiedererlangt. Hat die Geschichte das auch bisher versäumt, und hat sie daher im Menschen

lediglich die Illusion genährt, so muß sie ihn doch jetzt zur Selbsterkenntnis unter Preisgabe aller schmeichelnden Illusion zwingen. Was er da sieht, ist freilich fürchterlich: das ist nämlich der Mensch selber, die Bestie in ihm; aber er muß das sehen, um die Bestie in sich niederringen und sich also zu wahrer Freiheit erheben zu können. Und wer die Geschichte also betrachtet, der wird die beiden Prinzipien erkennen, von denen sie beherrscht wird, die Macht und die Freiheit. Das Beste, was den Menschen zu Teil werden kann, das ist die Freiheit, solange sie die Kraft haben, sie zu behaupten. Wer diese Kraft hat, ist gut; böse wird, wer sie verliert. Ein entartetes Volk, sich selber überlassen, ist verloren; die Freiheit, welche sich selbst nicht zu behaupten vermag, hat der Macht zu weichen: so tritt an die Stelle der Freiheit die Macht, die sich ihm (Schirren) in der Charakteristik versinnbildlicht, die Machiavelli vom „Principe“ gegeben hat. Indem Machiavelli den Fürsten so zeichnete, wie er ist, wie er anders nicht sein kann, wie er sein wird bis ans Ende der Tage, hat er das Wesen der Macht und auch des Staates beschrieben; denn der Principe ist ja nichts weiter, als eben die Verkörperung von Macht und Staat. Was aber ist der Principe weiterhin im letzten Grunde anders, als der Mensch selber? Sein Urbild ist der Mensch, der einfache natürliche Mensch mit seinem Verlangen nach Macht! Aber wie der Mensch, wenn er sich von den Illusionen befreit, wenn er sich auf den Boden der Tatsachen stellt, die Gewähr der Gesundung und Erhebung hat, so auch hat das Volk (wenn es die Lehre der Geschichte beherzigt, wenn es die Dinge ansieht ohne Illusion, in ihrer nackten und brutalen Wirklichkeit, und wenn es daraus den Antrieb zieht, das Böse in sich niederzuwerfen) die Aussicht, sich wieder zur Freiheit zu erheben. Und so verschmelzen für Schirren schließlich Mensch und Volk, wenn er die Summen seiner Grundanschauung mit den Worten zieht:

„Wen freilich graut vor jenen elementaren Gewalten, wen davor graut, sich im Spiegel zu erblicken, wie er ist, nicht wie er sich schmeichelt zu sein; wen davor graut, die Bestie in sich anzufassen und niederzuringen, — nur das ist der einzige Weg, der Freiheit aus ihrer Entartung empor und zum Siege zu verhelfen über den Principe in seiner Entartung — wen davor graut, für den ist *nichts* in der Welt Machiavellis, wo nirgends Nebel, Halbheit, Falschheit, wo überall nur herrscht Klarheit und hoher Mut, eherne Konsequenz und kein Erbarmen, Gesetz und keine Willkür.“

Man wird dieser Geschichtsauffassung einen Zug des Grandiosen und des Poetischen zugleich nicht absprechen können. Sie fordert freilich heraus zu mancherlei Fragen: Ist die Illusion der Gegensatz zum Realen in dem Sinne Schirrens? Sind Principe, Macht und Staat schlechthin identisch? Ist die Grundlage von Schirrens Geschichtsauffassung, die Antithese von Macht und Freiheit, nicht allzusehr lediglich eine Abstraktion aus dem baltisch-russischen Verhältnisse, wie es, zum Anfange des 18. Jahrh. begründet, bis zu Schirrens Zeit bestand, bis sich eben jetzt die Macht, der Staat, anschickte, in

starker Umklammerung die Freiheit, d. h. die landschaftliche Autonomie, zu ersticken? Diese besondere Beziehung beeinflußte und bestimmte offenbar Schirrens Ansichten von Macht und Staat: weil der russische Staat die Macht war, welche die baltische Freiheit bedrohte, erschienen ihm Macht und Staat überhaupt im düstern Lichte eines brutalen kulturfeindlichen Prinzipes, vergleichbar etwa dem Leviathan seines Lieblingsautors Hobbes, jenem fürchterlichen Ungeheuer, das im Buche Hiob erwähnt wird als das Sinnbild gefährlichsten Feindes. Entsprungen seinem baltisch-deutschen Patriotismus, trägt diese Geschichtsauffassung doch zugleich einen eminent baltisch-partikularistischen Zug, der dem Autor auch den Maßstab bei der Beurteilung der preußisch-deutschen Geschichte vom Großen Kurfürsten bis Bismarck verrückte.

So war er nun einmal und er konnte gar nicht anders sein: in einer leidenschaftlichen Liebe zur Heimat war sein Wesen verankert. Und tief und edel war der Kern seines Wesens. Kaum gab es einen Menschen, der so aufrecht daherschritt, wie er, der allen Tand und Schein so sehr haßte und verachtete, immer nur dem folgte, was ihm wahr und notwendig schien. Alles Niedrige hielt er von sich fern; er war ein Feind des Mittelmäßigen, Oberflächlichen. Er war ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes, wohl auch noch ein Stück Herrenmensch, wie das nur in einem Lande möglich ist, das bis dahin bloß Sieger und Besiegte, Gebieter und Knecht gekannt hatte. Wie stark aber auch das Selbstbewußtsein war, von dem er sich getragen fühlte, — er wußte doch auch bei anderen den Wert einer freien und selbständigen Persönlichkeit sehr wohl anzuerkennen. Bei aller Rauheit und scheinbaren Härte der äußeren Schale war er doch eine innerlich weiche Natur, und neben beißendem Spotte fehlte es ihm auch nicht an gutem Humor. Noch kurz vor seinem Tode sagte er zu seinem Sohne: „Hart bin ich zu jedem gewesen; das will ich dir sagen: am härtesten war ich stets zu mir." Und das ist richtig: an sich selbst hat er stets die höchsten Ansprüche gestellt, und wo er sich ihnen nicht mehr gewachsen fühlte, da zog er es vor, schweigend zu entsagen. So wird die Erinnerung an ihn in Liebe, Treue und Dankbarkeit fortleben, bei den Seinigen, in der fernen Heimat, im Kreise der Schüler, Freunde und Kollegen, an unserer Universität, wenngleich an ihr sein Herz nicht so innig hing, wie an der Hochschule, der die besten Jahre seines Lebens, Wirkens und Könnens gewidmet waren. Auch in der Wissenschaft wird sein Name dauern; schon ist dafür Sorge getragen, daß die reichen Schätze, die er hinterließ, nicht brach liegen, verkümmern und verkommen. Als Mensch, als Patriot, als Lehrer und als Gelehrter hat er seinen Mann gestanden, und auch wer ihm persönlich weniger nahe gerückt war, der wird doch mit seinen Freunden und Verehrern, an denen es ihm nie fehlte, einig sein im Urteile: „Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann!"

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Russische Eindrücke.

Von Dr. Karl Nötzel. (München.)

Als Gregorovius einst gefragt wurde: „Kennen Sie Rom?“ antwortete er: „Nein! Ich lebe erst 30 Jahre in Rom.“ Wenn man mich fragen würde: „Kennen Sie Rußland?“ so müßte ich antworten: „Nein! Ich lebe erst 18 Jahre dort!“ Und dabei kann ich nicht einmal behaupten, daß diese letzten 18 Jahre besonders ereignisreich für Rußland gewesen seien: seit Peters starke Faust das Zarenreich über einige Jahrhunderte selbständiger Entwicklung hinüber mitten in das moderne Europa hineingeschleudert hat, ist dort eigentlich noch jede Zeit ereignisreich gewesen. Ich maße mir also keineswegs an, Rußland zu kennen. Ich habe nur einige Eindrücke dort gewonnen, die ich mitteilenswert erachte. Vor allem scheint es mir, daß sich dort im Osten eine schwere Gewitterwolke zusammenballt, die eines Chauvinismus, wie ihn die Welt noch nicht gesehen: der russische Chauvinist haßt im Nichtrussen nicht den Gegner der politischen Größe seines Vaterlandes, sondern vor allem den vermeintlichen Gegner von Freiheit und Menschlichkeit. Ein Chauvinismus von links also, kein öder Hurrah-Nationalismus! Aber dafür um so bedenklicher! Und um so lehrreicher für uns Westeuropäer, die wir Rußland gegenüber tatsächlich solidarisch sind. Diese Einsicht ist mir erst ganz allmählich gekommen. Als ich, in süddeutscher Mittelstadt durchaus weitherzig erzogen, unmittelbar von der Universität nach Rußland verschlagen wurde, glaubte ich noch mit Dante an eine Gemeinschaft aller Gebildeten. Bald ward ich eines Besseren belehrt. Wo ich immer mit Russen einfach Mensch sein wollte, erinnerte man mich sofort daran, daß ich Deutscher sei, d. h. daß eigentlich jedes Verständnis zwischen uns von vornherein ausgeschlossen wäre. Dabei glaubte man mir angenehm zu sein, wenn man lächelnd bei jeder Gelegenheit die deutsche „Genauigkeit“ rühmte, ihr aber stets mit größter Unbefangenheit die russische Humanität gegenüberstellte. Stillschweigend machte man mich selbstverständlich mit verantwortlich für alles „Reaktionäre“, was in Deutschland vorfiel. Das war langweilig, weckte aber in mir allen schlummernden Patriotismus. Lange blieb es mir freilich durchaus ein Rätsel, warum eigentlich der gebildete Durchschnittsrusse auf den Westeuropäer herabblicke, ohne dabei irgendwie das Elend seiner Heimat zu leugnen, noch sich in nennenswerter Weise um Abhilfe zu bemühen. Das wurde mir erst in den letzten Jahren klar, als größere Preßfreiheit herrschte. Vorher hatte nur die wenig geachtete, von der Regierung unterstützte, engnationalistische Presse auf Deutschland geschimpft. Wenn ich aber jetzt alle die abfälligen Urteile über Westeuropa zusammenfaßte, wie sie namentlich gewisse ultraliberale Blätter mit ebenso bewundernswürdigem Mangel an Sachkenntnis wie mit Unverfrorenheit dem russischen Staatsbürger tagtäglich auftischen, damit

er sich bereits beim Morgenkaffe seiner Überlegenheit über den „faulen Westen" bewußt werde, so fand ich zweierlei Hauptmängel, die uns Nichtrussen anhaften sollen: 1) Wir sind alle politisch rückständig, „reaktionär" und „bourgeois" und das gilt auch von unseren Sozialisten, 2.) wir sind, im Vergleich zu Rußlands „breiter" Menschlichkeit, — selbstsüchtig, engherzig und unmenschlich. Mit einem Worte: der aufgeklärte Russe fühlt sich dem Westeuropäer überlegen an politischem Idealismus und an persönlicher Humanität. An sich beweist dies Urteil ja einen wohltuenden Idealismus, doppelt wohltuend in unserer Welt eines brutalen Amerikanertums. Auch freuen wir Deutsche uns im allgemeinen immer, wo wir auf Menschlichkeit stoßen bei anderen, weil wir sie eben nicht gepachtet zu haben glauben, wie die Russen. Unsere Freude wäre also aufrichtig und neidlos, wenn sich wahre Menschlichkeit vorbildlich verwirklichen sollte bei der russischen Nation. Wenn wir aber trotzdem die russische Menschlichkeit nicht ganz ohne Kritik hinnehmen, so geschieht das vor allem grundsätzlich: ungeprüften Enthusiasmus halten wir nun einmal für schädlich. Und wenn sich des weiteren bei dieser Prüfung viele und große Irrtümer in der russischen Selbsteinschätzung ergeben sollten, so bleibt einerseits doch immer noch genug für uns zu lernen übrig in Rußland, andererseits kennen wir keinen größeren Freundschaftsdienst als den, wenn wir denjenigen, welchen wir lieben, — und wir lieben Rußland, — auf seine Fehler aufmerksam machen. Natürlich können wir uns dabei in Einzelheiten irren. Aber auch das, was einem aufrichtigen Freunde als Fehler erscheint, ist wohl wert ernstester Nachprüfung.

Worin ist nun die Wurzel des aufkeimenden russischen Chauvinismus anzusprechen? Oder, was dasselbe bedeutet, worin erblicken wir Rußlands Hauptübel? Ein furchtbarer Geistesdespotismus lastet auf dem modernen Rußland. Nirgends übt die Gesellschaft einer derartigen Druck auf die Einzelpersönlichkeit. Nirgends lebt gleich unentrinnbar Kommunismus im Geistesleben. Nirgends ist der Herdengeist gewaltiger. Aber wiederum kein alltäglicher Herdengeist! Man könnte ihn die „Tyrannei der Politik" nennen. Sie besteht kurz gesagt darin, daß nur ein Weg für anständige Lebensführung anerkannt wird: das Leben für das Volk, für die Gesellschaft. Und es gibt da nur ein Ziel: den Umsturz des Absolutismus behufs Einführung der sozialistischen Republik. In Wirklichkeit gehen diesen Weg nur sehr wenige. Die anderen gehen ihn nicht. Sie gehen aber auch keinen anderen Weg, weil eben jeder andere für unwürdig gilt. Und damit sind persönliches Ausleben und individuelle Entfaltung einfach ausgeschlossen. Es gibt ja hier überhaupt keinen anderen Maßstab als das Gesellschaftsinteresse, weder in Wissenschaft, noch in Kunst. Keine Schönheit um ihrer selbst willen gibt es und auch keine Wahrheit auf jede Gefahr hin. Alles ist ödestem Nützlichkeitsprinzip unterworfen; mag dies auch einmal abwechselungshalber hier „Volkswohl" heißen, es ist eine Fessel, drückender vielleicht und seelenmordender, als je

gewaltsame religiöse Bekehrungen wirkten. Gilt doch selbst die sittliche Arbeit an der eignen Person als ein Verrat an der Sache des Volkes. Nur ganz wenige auserlesene Geister haben den Mut, sich diesem Gesellschaftszwang zu entziehen. Freilich bietet letzterer auch seine Annehmlichkeiten für den Durchschnittsmenschen: jede sittliche Verantwortung wird ihm abgenommen. Für allen Schmutz, für alle Unordnung im Privat- und Gesellschaftsleben trifft die Schuld ausschließlich den politischen „Despotismus" und das kapitalistische System. Das Individuum steht unter allen Umständen außerhalb der sozialen Verantwortung. Daß es damit zum Automaten, zur Marionette herabgedrückt ist, merkt man nicht oder will man nicht merken. Diese „Tyrannei der Politik" lastet auf den Geistern und Seelen des modernen Rußland nun bald schon Dreivierteljahrhunderte. Sie wird zudem noch bis zur Unerträglichkeit gesteigert dadurch, daß der von der öffentlichen Meinung despotisch verlangte Lebensweg für das Volkswohl, soll er überhaupt als aufrichtig anerkannt werden, verbunden sein muß mit einer ultramaterialistischen, atheistischen Lebensauffassung. Das ist nun aber schon ganz und gar russisch, diese Mischung von praktischem Idealismus und theoretischem Nihilismus, jedenfalls bedeutet sie eine der seltsamsten Geistesanomalien, die uns die Weltgeschichte offenbart. Wladimir Ssolowjow pflegte scherzend zu sagen: „Eine merkwürdige Logik herrscht in unserer gebildeten Gesellschaft: „„Wir alle stammen von Affen"", so urteilt man dort, also — liebet Euch unter einander!"

Damit sind Rußlands längst traditionell gewordene Hauptübel gekennzeichnet als sittlicher Utilitarismus und theoretischer Nihilismus. Sie herrschen vornehmlich bei der sogenannten „Intelligenz". Darunter versteht man den Teil der russischen gebildeten Gesellschaft, der als Träger der politischen Bewegung die öffentliche Meinung bestimmt. Die russische Intelligenz ist indes keineswegs identisch mit dem russischen Volke überhaupt, sie bildet eigentlich nur eine der Zahl nach kleine Minderheit, sie führt aber die lauteste Sprache und übt darum den größten Einfluß auf das Rußland, das zu lesen und zu schreiben versteht. Ihrem Einfluß widersteht, wie bereits betont, bloß die geistige und künstlerische Elite Rußlands, worin, nebenbei gesagt, auch die seltsame Unpopularität nationaler russischer Größen im eigenen Vaterlande ihre Erklärung findet. Ich denke dabei vor allem an Turgenjew und an Dostojewskij; Tolstoi's Popularität ist dagegen leicht zu begreifen: er verkörpert in sehr vielen Charakterzügen den typischen russischen Intelligenten.

Also nach unten hin wird die Gesellschaftsschicht der russischen Intelligenz abgegrenzt durch die breite Masse des ungebildeten und schwer um des Lebens Notdurft ringenden Volkes. Ein Stiefkind in dieser Welt, ein Kind an Wissen, an Seelenerfahrung ein uralter Greis, lebt das russische Volk eigentlich bloß seinen tiefen religiösen Bedürfnissen, und — die religiösen Formen dürfen uns darüber durchaus nicht täuschen — es bereitet in aller Stille die religiöse Erneuerung der Europäerseele vor.

Nach oben hin abgegrenzt wird die russische Intelligenz durch die bereits erwähnte Eliteschar kühner Denker. Und wieviel mehr Mut brauchen diese hier als in Westeuropa! Müssen sie doch gegen zwei Fronten fechten, gegen einen politischen und gegen einen gesellschaftlichen Druck: beide blicken mit gleichem Mißtrauen auf jede freie Geistesregung! Und doch haben Rußlands Denker den eigentlichen russischen Gedanken in unentwegter Tradition weitergeführt: durch die blühenden Gefilde eines Puschkin, Lermontow und Turgenjew, über den wolkenumhangenen Gipfelriesen eines Dostojewskij zu dem sonnenklaren und sonnenwarmen Hochplateau eines Wladimir Solowjow und seiner Schülerschar! Unbeirrt von dem Spott und der Nichtachtung der Intelligenz, überwacht und verfolgt vom Polizeistaat arbeiten die Geistesführer Rußlands unentwegt an der wohlverstandenen Kulturmission ihres Vaterlandes: fußend auf die besten Traditionen der hellenischen und germanischen Denker, dem ins Weltweite verlorenen deutschen Idealismus Wirklichkeitsinhalt zu geben. Es entspricht diese Aufgabe durchaus der künstlerischen Veranlagung der russischen Seele. Nur deshalb stehen ja die russischen Erzähler unbestritten an der Spitze, weil sie feinste, tiefgehendste Seelenschilderung zu vereinigen wissen mit verblüffendem Wirklichkeitssinn in der Ausmalung aller äußeren Umstände. Auch bei den russischen Revolutionären, die einen eigentümlichen aktiven Ästhetizismus verkörpern, setzt sie immer wieder in Staunen, diese kühle, absolut klare Berechnung im Kampfe um ein durchaus weltfremdes Ideal. In dieser ganz eigentümlichen Vereinigung von Wirklichkeitssinn und Idealismus liegt die Kraft der russischen Seele. Und darum haben Rußlands führende Denker ihre Aufgabe klar und treffend bezeichnet als die Schaffung eines „konkreten Idealismus". Diese Aufgabe, das Ideal mit der Wirklichkeit auszusöhnen, die Theorie wiederum in die Praxis überzuführen, wird dem russischen, an sich tief religiösen Geiste noch besonders nahegelegt durch das unbeschreibliche Elend des arbeitenden Volkes einerseits und andererseits durch die Einfachheit in der persönlichen Lebensführung bei den Gebildeten in Rußland. Denn, sagen wir es offen heraus, der gebildete Russe steht nun einmal tatsächlich unabhängiger den materiellen Bedürfnissen und Genüssen gegenüber als wir Westeuropäer von heute.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Entwicklung des russischen Balletts.

Von Oskar Grosberg. (St. Petersburg.)

Der Erfolg, den die Djagilewsche Ballettournee in Paris, Berlin und Wien gehabt hat, steht in der Theatergeschichte beispiellos da. Er kann allenfalls mit dem Eindrucke verglichen werden, den Stanisslawskijs „Künstlerisches Theater" im Auslande hinterlassen hat. Dieser unerhörte Erfolg darf aber nicht etwa an den Äußerlichkeiten gemessen werden, die ihn begleiteten, sondern er ist in der Befruchtung der europäischen Bühnenkunst zu suchen, die durch die Russen dem erheblich abgetragenen Boden zuteil wird und die gewiß bei weitem höher einzuschätzen ist, als die Experimente Reinhardts, die sich in der entgegengesetzten Richtung bewegen; sie sind der Gegenpol der subtilen Verfeinerung der modernen russischen Bühnenkunst, die grazil ziselierte, seelisch vertiefte Gesamtkunstwerke schaffen will.

Ich führe diese Gegenüberstellung — von einem Vergleiche kann keine Rede sein — nur an, um zu betonen, daß während Reinhardt brutale Sensationen bietet, das russische Ballett künstlerische Offenbarungen bringt, die auf die Tanzkunst der Welt ohne umgestaltenden Einfluß nicht bleiben können.

Es ist nicht meine Aufgabe, mich mit dem Werdegang des russischen Balletts während der ganzen Zeit seines Bestehens zu beschäftigen. Es sei nur bemerkt, daß seine Anfänge in die Zeiten der ersten Romanows zurückreichen, daß diese Anfänge deutschen Ursprunges sind, wie denn der deutsche Einfluß das Ballett bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts beherrscht hatte, wonach die Richtlinie und Entwicklung von Franzosen und Italienern, den berufenen Tanzvölkern, bestimmt worden sind. Der russische Hof hat neben den anderen Bühnenkünsten stets auch dem Ballett Aufmerksamkeit zugewendet, was allein daraus ersichtlich ist, daß die Gründung der Kaiserlichen Ballettschule in den Anfang der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. fällt und daß von jeher die berühmtesten ausländischen Tänzerinnen und Tänzer nach Petersburg berufen worden waren, wo man sie mit Auszeichnungen aller Art überschüttete. Dem Beispiel des Hofes folgte natürlich die vornehme Gesellschaft, so daß sich bald die ewig sich neu ergänzende Spezies der Ballettomanen herausbildete, die mit seigneuraler Breitzügigkeit ein Mäzenatentum übten, das nicht ohne fördernden Einfluß auf die Gestaltung des Balletts bleiben konnte. Dieser Faktor kann aber nur von weniger hervorragender Bedeutung sein.

Das Wesentliche ist, daß die der slawischen Rasse eigentümliche Begabung für das Darstellerische, die weiche Grazie ihrer Frauen und die eigenartige Verknüpfung von sprudelndem Temperament und melancholischer Lässigkeit in der Ballettschule diszipliniert und in künstlerische Formen gebracht werden. Es kann hier auf die Organisation dieser Schule leider nicht näher eingegangen werden, es sei nur bemerkt, daß die Eleven nach überaus strenger Auswahl

im zarten Alter in die Schule gelangen und dort auf systematische Weise zu jener Körperkultur und choreutischen technischen Fertigkeit erzogen werden, die die Bewunderung der Welt erregt. Zu dieser überaus mühevollen, in gewissem Sinne sogar harten Schulung natürlicher Anlagen kamen bis in die jüngste Zeit die Vorbilder der berühmtesten ausländischen Tanzkünstler, von denen einzelne hervorragende Größen für die Ballettschule als Lehrkräfte gewonnen werden konnten. Das russische Ballett setzte sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus hervorragenden ausländischen Tanzkünstlern und früheren Zöglingen der Ballettschule zusammen, von denen einzelne den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangten und kühn mit ausländischen Größen wetteifern durften.

Einen Wendepunkt in der Geschichte unserer neueren Tanzkunst bedeutet der Eintritt von Marius Petipa in die Ballettruppe, der zu Ende der vierziger Jahre erfolgte. Petipa, der 1910 in hohem Greisenalter verstorben ist, hat im Laufe von fünfzig Jahren das russische Ballett vollständig beherrscht, und ihm gebührt das unvergängliche Verdienst, die Grundlagen für die neue



Marius Petipa.

russische Tanzkunst geschaffen zu haben, die eben ihren Siegeszug durch die Kulturwelt nimmt.

Marius Petipa kam nach kurzer Tätigkeit in Frankreich und in Spanien in jugendlichem Alter nach Petersburg, wo er sich anfänglich als Tänzer und dann als Ballettmeister von genialer Begabung und ungewöhnlicher Arbeitslust und Energie bewährte. Wenn man dem jetzigen Leiter des Balletts M. Fokin die psychologische Evolution des Balletts verdankt, so fällt Marius Petipa der Ruhm der technischen Evolution zu. Die Pioniere des russischen Balletts Fokin, Djagilew, Bakst, Benois usw. ernten das, was Petipa gesäet, — denn er ist der Vater der russischen Tanzkunst. Die Bahnen, die das moderne Ballett eingeschlagen hat, scheinen weitab von den Wegen zu liegen, die Petipa wandelte; doch ist das nur scheinbar, — der aufmerksame Beobachter wird die Zusammenhänge zwischen dem Akademismus Petipas und der Seelenkunst Fokins ohne weiteres erkennen.

Man nennt die Epoche Petipas die „klassische", doch kann diese Bezeichnung zu Mißverständnissen führen, da der „akademische" Tanz nichts mit der antiken Kunst zu schaffen hat; diese gab viel Plastik und wenig technische Virtuosität, während die „klassischen" Tänze der italienisch-französischen Schule Ergebnis virtuoser Technik sind.

Petipa verlegte den Schwerpunkt auf die Technik des Tanzes; er verlangte von den Tänzerinnen und Tänzern mit unerbittlicher Strenge unablässige Arbeit; er führte eine Disziplinierung ein, die den Menschen zu einem tadellos funktionirenden Mechanismus machte und ihn unerhörte Dinge vollführen ließ. Die Epoche Petipas glänzte durch verwegene Entrechats, Pirouetten, stählerne Pointen, — und 32 Fouettées wurden beinahe zur Norm.

Der Beginn der Tätigkeit Petipas fiel in die Blütezeit des klassischen Balletts. Damals glänzte das Dreigestirn Elßler, Grisi und Andrejanowa; er blieb dem Klassizismus bis zu seinem Lebensende treu. Er erzog Generationen im Sinne der klassischen Schule, er schuf das unvergleichlich ausgebildete choreographische Material der russischen Ballettbühne, das nun von der neuen Ballettkunst in neue Formen geknetet wird.

Mehrere Umstände trafen freilich zusammen, die den Erfolg Petipas begünstigten. Vor allen Dingen stand ihm zu seinen Ballettkompositionen gute Musik zur Verfügung. Brillante Musik-Handwerker, wie Minkus und Puni, standen am Beginn seiner Laufbahn, und er beschloß sie Arm in Arm mit Künstlern wie Tschaikowskij, Glasunow, Tscherepnin und Arenskij, die er für das Ballett zu interessieren gewußt hatte. Das Wesentliche aber ist, daß Petipa ein hervorragender Ballettdichter von ungewöhnlicher Erfindungsgabe, blühender Phantasie und eminenter Bühnenkenntnis war. Er schuf dem Geschmacke der Zeit entsprechend die großen, enorm komplizierten Tanzdichtungen, von denen einige sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Unerschöpflich war die Erfindungsgabe Petipas, der Tanzdichtungen ohne Zahl aus dem

Ärmel schüttelte. Die Monumentalität Petipas tritt auch in dieser Beziehung mit zwingender Gewalt in die Erscheinung. Es ist gesagt worden: Petipa komponierte im Geschmacke der Zeit. Der Ballettfreund von damals hatte Zeit; er war geduldig; er besaß Ausdauer. Er kannte nicht die fahrigen Nerven unserer Generation, er stand nicht unter dem Zwange des unruhig flackernden modernen Lebens, das sich mit flüchtigen Impressionen begnügt und das nur angedeutet sehen will, was früher ausgeschöpft wurde. An die Stelle breiter Epik ist die flüchtige, aber stark wirkende Episode getreten.



Anna Pawlowa.

Der Ballettfreund von damals war nicht sehr gebildet; ethnographische Widersinnigkeiten nahm er ruhig hin, wenn die Trägerinnen dieser Widersinnigkeiten reizende Ballerinen waren. Er hatte kein ausgeprägtes Stilgefühl und keinen Sinn für den Geist einer Epoche. Er genoß ohne Reflexion. Er wurde sich garnicht bewußt, daß die Tanzdichtungen der klassischen Schule inhaltlich eigentlich ein haarsträubender Unsinn waren. Man denke doch an die zierlichen Bauern und die entzückenden Bäuerinnen, die abends von der Feldarbeit heimkehren und ohne jede Veranlassung ein ballabile inszenieren. Die Bäuerinnen und Bauern formieren sich zu einem geometrisch genau abge-

zirkelten Karree und die Ballerina tanzt, wiederum ohne jede Veranlassung, eine Variation. Natürlich trägt besagte Ballerina, vom Felde kommend, rosenrote Trikots und das klassische Gazeröckchen. Auf die Variation der Dame folgt eine Variation des Kavaliers und dann die Coda. Eines der berühmtesten heute noch oft gegebenen Balletts Petipas ist „die Tochter Pharaos." Dieses Ballett ist gleichzeitig das klassische Beispiel für Widersinnigkeit und Stilwidrigkeit, die jeden Begriff von historischer, geographischer und ethnographischer Wahrhaftigkeit einfach in Scherben schlägt. In dieser Beziehung könnte der Ausdruck „operettenhaft" ohne weiteres in „balletthaft" verwandelt werden.

Die sinnmäßigen Mängel des alten „klassischen" Balletts sind aus der Art der Schaffung einer Tanzdichtung entstanden. Der Librettist lieferte die Legende, die in der Apotheose gipfelte. Wenn das Libretto fertig, war dann wurde die Musik bestellt, die der Komponist in beliebigem Stil lieferte, indem er nationale Motive zuschnitt, oder seiner Phantasie im Rahmen der Kapellmeistermusik die Zügel schießen ließ, oder kompilierte.

Der Ballettmeister besorgte das Übrige, er riß die Kluft noch weiter auf, die gewöhnlich zwischen den Situationen des Librettos und der Faktur der Musik klaffte. Er arrangierte die feststehenden Tanznummern für den Solisten und das Ballettkorps; er schuf pas de deux mit Variationen und Coda, gab ein pas d' action, schob ein ballabile ein, zu welchem Zwecke er gewöhnlich Walzer verwendete. Man gab dem Ballettkorps Rosen in die Hand, — dann war es eine „valse des bouquets, oder Körbe in der „valse villageoise", Bänder in der „valse aux rubans" und Garben in der „valse champêtre".

Ebenso schematisch und ohne Berücksichtigung der Lebenswahrheit wurden Dekorationen und Kostüme behandelt, die typischen verlogenen und naiv vulgären Ballettkostüme und Ballettdekorationen. Auf alle Details der Unsinnigkeiten soll hier nicht eingegangen werden, denn sie sind auch gegenwärtig im Ballett (und nebenbei bemerkt auch in der Oper) vorhanden. Jeder der Beteiligten ging eigene Wege, man faßte nicht ein Gesamtkunstwerk ins Auge, sondern man stoppelte eine bunte Harlekinsjacke zusammen. Man kümmerte sich weder um Stil, noch um historische Perspektive, Gesamtton- und Stimmung, noch um Wechselwirkung von Musik, Tanz, Dekoration und Kostüm. Alles wurde der virtuosen Technik, dem äußeren Effekt und der Routine zum Opfer gebracht, über deren Verflachung sich schließlich niemand mehr Gedanken machte. Das, was die Schule Petipas groß gemacht hatte, die Bevorzugung der Technik, wurde zur starren Formel. Sie schraubte das seelische Element des Tanzspieles auf ein Minimum zurück und verschloß sich dem Wesen einer neuen Zeit, deren Nahen unverkennbar war.

Die Tanzkünstler hatten sich unter der eisernen Hand Petipas in Maschinen von größter technischer Vollendung verwandelt. Der Gipfelpunkt des

virtuosen klassischen Tanzes war erreicht worden, — man stand unmittelbar vor der Akrobatik. Die Reaktion mußte mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses eintreten, und sie trat ein. Die fouettées, und entrechats, die Pirouetten und Capriolen, der ballon und die stählernen Pointen bedeuten heute wenig, wenn sie als Selbstzweck auftreten und nicht Ergebnis der Handlung und des musikalischen Ausdruckes sind. Die Gasröckchen und Trikots verschwinden, und an die Stelle der akrobatischen Technik tritt das schlichte Leben.

Die Plötzlichkeit, mit der diese Wandlung scheinbar eingetreten ist, erklärt sich dadurch, daß die Bewegung sich schon vorbereitet hatte, als Petipa noch im Amte war, sein maßgebender Einfluß aber aus Gründen der Pietät nicht erschüttert werden sollte. Die Bewegung setzte mit dem Augenblicke ein, als in Musik und Malerei neue Wege gebahnt wurden und in Rußland eine Ästhetenschule sich zu formieren begann, die das Evangelium von der Wahlverwandtschaft aller schönen Künste verkündete und aus der Synthese der Künste eine neue Kunstanschauung zu modeln begann.

An der Spitze dieser Bewegung standen und stehen Männer wie Sfergei Djagilew, Alexander Benois, Lew Bakst, Fürst S. M. Wolkonskij u. a. m. Sie schufen nicht nur neue ästhetische Formeln, sondern sie drängten gleichzeitig auch die russische Kunst in eine ausgesprochen nationale Richtung. Von diesem Kreise, der sich um den „Mir Isskustwa" scharte, gingen die neuen Anregungen aus, die in der geistig entwickelten Gesellschaft Resonnanz fanden und in Kreise hinaufreichten, die sonst auch in Kunstdingen neuen Ideen schwer zugänglich sind.

Das Direktorat des Fürsten Wolkonskij war zu kurz, als daß er den neuen Kunstanschauungen auf den Hofbühnen hätte Ausdruck geben können, doch fügte sich sein Nachfolger Teljakowskij diesen Anschauungen, wenn vielleicht auch mit weniger Hingebung, als man erwartet hatte. Immerhin war das Eis gebrochen. Die Gesellschaft stand unter dem Einfluß neuer Kunstanschauungen, die vom Moskauer Künstlerischen Theater zuerst praktisch verwendet und in weitere Kreise getragen wurden. Die Hofbühnen sahen sich veranlaßt, den neuen Richtlinien, wenn auch in gemäßigter Form, vorab wenigstens im Ballett zu folgen, was sich um so leichter ausführen ließ, als an die Stelle des greisen Petipa M. Fokin trat, der dem eben sich regenden Duncanismus weitgehendes Verständnis entgegenbrachte und die Reform des russischen Balletts in die Wege leitete. Diese große Reform, die sich auf die von Petipa geschaffene technische Basis stützt, ist noch nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sie steht erst in ihren Anfängen. Noch tobt der Kampf zwischen den Klassikern und den Duncanisten, doch schon neigt sich die Schale zugunsten der letzteren; Europa und Amerika haben das Gewicht ihrer Meinung in diese Schale geworfen.

Das moderne russische Ballett hat sich mit einigen Modifikationen die Anschauungen der Isidora Duncan zu eigen gemacht. Die Duncan verwirft bekanntlich die Schuhe, das Trikot und die Gazeröckchen, wie sie auch die

technische Virtuosität verschmäht und an deren Stelle den edlen Fluß plastischer Linien setzt. Die Beseitigung dieser Äußerlichkeiten allein wäre geeignet gewesen, die Tanzkunst in neue Bahnen zu weisen, doch wäre die Umwälzung keine vollständige gewesen, wenn der Duncanismus nicht auch die geistige Regeneration des Tanzes mit sich gebracht hätte. Die geistige Regeneration tat sich vor allen Dingen darin kund, daß die Duncan in ihren Tänzen klassische Musik interpretiert und Tanz und Musik als untrennbare Einheit kennzeichnet; daß sie die mechanische Ausführung technischer Fertigkeiten als Selbstzweck verwirft und an ihre Stelle rhythmisch ausgedrückte Seelenvorgänge setzt. Sie verwandelt also ein — wenn auch auf hoher Stufe stehendes — Handwerk in beseelte Kunst. Aus diesem Gesichtswinkel ist die Bedeutung der Duncan unmeßbar; aus einem anderen Gesichtswinkel als aus dem des Reformatorischen kann sie überhaupt nicht gewertet werden. Als Einzelerscheinung und ausübende Tanzdilettantin ist sie bedeutungslos.



Tamara Karsſawina im Ballett „Der Korsar".

Der Prinzipien der Duncan bemächtigte sich, wie gesagt, Fokin und er verpflanzte sie auf die große Bühne des Ballettheaters, indem er mit vorsichtiger Hand die zur Unsinnigkeit gewordene Schablone des klassischen Balletts zu zerbrechen und die Routine zum alten Eisen zu werfen begann.

Fokin komponiert nicht wie Petipa ungeheuer ausgedehnte Tanzdichtungen mit Prolog und Epilog, sondern er begnügt sich mit kurzen Tanzspielen von kon-

zentrierter Wirkung, die um so stärker ist, als er stets Gesamtkunstwerke liefert, bei denen Handlung, Musik, Tanz, Kostüme und Dekorationen einheitlich zusammenklingen. Fokin gibt Bühnenbilder von bestrickendem Reiz der Linien und berauschendem Glanz der Farben. Er arbeitet im Geiste der darzustellenden Epoche, der er in allen Details getreu wird. Seine Tanzdichtungen zeichnen sich durch dramatische Belebung aus, die aus der künstlerischen Notwendigkeit entspringt; sie räumen der Mimik viel Raum ein. An die Stelle der klassischen Erstarrung ist Leben getreten, und die naive Schablone ist durch künstlerisch tiefdurchdachte Intentionen ersetzt worden. Das moderne Ballett läßt den Tanz als den logischen Ausfluß des Sujets erscheinen, und es verdrängt die technische Virtuosität zugunsten der plastischen Schönheit. Fokin vernichtet jedoch den klassischen Tanz nicht völlig, sondern er räumt ihm unter gewissen Kautelen Existenzberechtigung ein, wohl wissend, daß die Tanzkunst in einem Übergangsstadium sich befindet und der Bogen daher nicht allzu straff angezogen werden darf.

Während im klassischen Ballett die maßgebenden Faktoren getrennt auf eigene Hand operierten und sich durch keine Einheitlichkeit der Idee gebunden wähnten, so erzielt die moderne Tanzkunst ihre tiefen, ungeahnt starken Wirkungen durch planmäßige Zusammenarbeit. Dichter, Komponist, Ballettmeister und Maler entwickeln gemeinsam eine Idee und stellen ihre Details fest. Das Libretto ist mithin gewöhnlich Kollektivwerk. Der Charakter der Musik wird fortgesetzt, und nun tritt ein neues Element in Aktion, der Maler, der die Dekorationen, die Kostüme und Requisiten entwirft und das Bühnenbild in den geringsten Details einheitlich gestaltet. Wenn man, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann, den Tanz in starke Abhängigkeit vom Kostüm bringen muß, so ergibt sich, daß der Ballettmeister im Interesse der künstlerischen Wahrheit des Malers nicht entraten kann; dieser verfügt über Stilgefühl, er beherrscht den Geist der Epochen und ist mit dem Wesen der Plastik der Linien und Farben vertraut. Die Bedeutung des Malers für die Bühnenkunst ist in Rußland zuerst erkannt worden. Er ist dank seiner ästhetischen Schulung der unersetzliche Beirat des Regisseurs geworden, dessen bühnentechnischem Schwarzweiß er das belebende Kolorit verleiht.

Aus dieser hier nur flüchtig angedeuteten Zusammenarbeit ergeben sich die berückend schönen Bühnenbilder, die Linien und Farbenflecke, die vom Maler und Ballettmeister gemeinsam geschaffen werden. Man kann nicht verschweigen, daß der Einfluß des Malers unter Umständen zu stark in den Vordergrund tritt, doch dürfen derartige Auswüchse nicht geduldet werden. Der Maler hat sich unbedingt den übrigen Faktoren zu fügen, da nur auf diese Weise ein Gesamtkunstwerk erzielt werden kann. Die Wechselwirkung von Musik, Tanz, Dekoration und Kostüm ist das unumstößliche Axiom des modernen Balletts. In seinem Rahmen sind weder akrobatische Kunststücke, noch kostümliche Stilwidrigkeiten oder Verstöße gegen Epoche und Milien

zulässig. Die Abhängigkeit des Tanzes vom Kostüm tritt in der neuen Tanzkunst als eine Vermenschlichung in die Erscheinung; die Beseitigung der Gazeröckchen, der „Packets" und ihr Ersatz durch ein der antiken Tunika ähnelndes Gewand befreit den Körper aus dem Zwange des Korsetts und bedingt wesentlich andere Haltung des Körpers, des Kopfes und namentlich der Arme, die im Duncantanze eine so prominente Rolle spielen. Welcher Gewinn für die Plastik und für die Rundung der Linien hierdurch erreicht worden ist, läßt sich unschwer ermessen.

Die ideelle Verfeinerung des Tanzes, eigentlich seine Rückkehr zur Natur, beraubt die Tanzkünstler bis zu einem gewissen Grade der Möglichkeit, durch mechanische virtuose Fertigkeiten zu glänzen; aber sie weist ihnen ein weit dankbareres Gebiet zu: die sinngemäße, aus der Handlung entspringende Anwendung der Fertigkeiten und weitgehende Möglichkeit beseelten, individuell gefärbten Spieles. Das ist es, was das Entzücken der Kulturwelt am russischen Ballett hervorruft, die Beseelung der Tanzkunst, die Darstellung seelischer Evolutionen durch die Plastik technisch eminent durchgebildeter, ausdrucksfähiger Körper, die sich im Rahmen raffiniert erdachter Dekorationen und Kostüme bewegen. So erscheint der Tanz als bezaubernde Synthese der darstellenden und bildenden Künste, und so bietet er sich dem Auslande, — nicht uns. Die letzten Konsequenzen der neuen Tanzkunst sind auf unserer Hofbühne noch nicht gezogen worden, — sie sind, so weit es sich nicht um die Darstellenden handelt, vorläufig noch Eigentum des Djagilew-Benois-Fokin-Bakst-Golowinschen Kreises. Doch beginnt auch die Hofbühne sich der neuen Richtung in erhöhtem Maße anzupassen. Die Grundsätze des Kreises haben in der Oper (Orpheus und Eurydike und auch im Drama Don Juan) Anwendung gefunden und neben zeterndem Unmut freudigen Beifall gefunden.

Die Umwandlung ist noch nicht vollzogen; es findet fortlaufende Umwertung der Werte statt, die nur bedachtsam vor sich gehen kann; aber die Zukunft erscheint gesichert.

Das Ballett, das früher lediglich spielerische Unterhaltung gewesen war, ist zur Kunst geworden, die ästhetische Emotionen hervorruft, denen ethischer Gehalt nicht abgesprochen werden kann.

Es muß nun alles darauf ankommen, daß die leitenden Köpfe weder ins Extreme verfallen, noch in der Schablone des Duncanismus erstarren, sondern eine gangbare Mittellinie finden.

# Der Erwerb als Schriftsteller.

Von Emil Thomson. (St. Petersburg.)

Der Journalist, der Zeitungsschreiber, ist als verlorene Existenz, die bei Tisch gut anzuhören ist und nachher hinausgeworfen werden muß, viel gescholten und geschmäht worden, aber er hat seinem Stande eine Stellung in der Gesellschaft erkämpft, und behauptet sie sieghaft. Schon haben die Zeitungen Schiffe an die Pole gesandt und den dunkelen Erdteil durchqueren lassen, und ohne sie ist der Stand unserer Kultur nicht mehr zu begreifen, ihr Fortschritt nicht zu erwarten. Gewiß wirds jederzeit auch noch Wippchens und Schmocks geben, — aber wirds denn jemand einfallen, den ehrwürdigen Handelstand, unser aller Erhalter, herabzureißen, weil aus seinem Körper die unwürdigsten Ausflüsse krämerhaften Charakters herausschwären? Nein, nein, — der Tintenkuli wird allerdings immer da sein, wie das Proletariat sich jedem Stande anhängt, immer und allezeit! aber dennoch ist das Zeitungschreiben ein bürgerlicher Beruf geworden, der seinen Mann nährt und wahrhaftig, keine Schwieger braucht zu erröten, weil der Tochter Erlesener nur Journalist sei. Es ließe sich viel, sehr viel Schönes über diesen Stand und seine Aufgaben sagen, mich aber drängt es, von den andern zu schreiben, die seit Klopstock Schriftsteller genannt werden, die man aber früher schlechtweg Dichter nannte, als man noch nicht auf den verrückten Gedanken gekommen war, einem die Zeilen mit dem Maßstock abzuschätzen, ehe man ihm zugestand, er sei nun wirklich ein Poet. „Sklaven der Masse" nennt Freiligrath sie und er hat ein gutes Recht dazu, wenn sie auch nicht nur, wie er weiter sagt, „Lieder oder Dramen" schreiben. Metrum und Rhythmus sind eben keineswegs, wie das mittelalterliche Alexandrinertum glauben machen wollte, unlösliches Zubehör jeder Heldendichtung: die Prosa ist es ebenso, ist es zuweilen gar, bei den Kelten etwa, ausschließlich, und ist z. B. aus Irland in die Saga der isländischen Wikinger gekommen, die wahrhaftig oft eine herrlichere Dichtung überliefert haben, als in den spitzfindigen Künsteleien der Skaldengesänge enthalten ist. Gerade bei den keltischen Barden können wir die Glanzzeit des sagenumwobenen Dichterstandes und seinen Verfall am besten verfolgen. Ungetrübten Glanz werden wir bei ihm niemals finden; dem Herrendienst gehörten die Sänger eben zu, und wes Brot sie aßen, des Lied sangen sie. . . Als die Herren schwanden, schwand auch ihr Ansehen mit ihrem Einkommen, und gegen die Bettelbarden haben sich dann die staatlichen Gesetze des Mittelalters, in England namentlich, kräftig wehren müssen, auch wenn ihre Vertreter deswegen den giftigsten Spottversen ausgesetzt waren. Denselben Herrendienst und denselben Verfall finden wir bei den romanischen und germanischen Sängern des Mittelalters, und groß und herrlich ist ihre Bedeutung nur, wenn man sie selbst darüber reden hört, klein und erbärmlich dagegen, wenn andere von ihnen sprechen. Mit einem Lehen und mit goldnen Ringen

beginnt der Sänger Sold, und in der Reihe des Hofstaates steht der Dichter anfangs hoch oben, — aber mit einem Mantel oder mit einem Heller und einem Schluck Bier endet die Herrlichkeit; Ratten und Mäuse mit dem Gift ihrer Spottverse zu verjagen, werden sie später gedungen, und sie selbst rühmen sich dieser Fertigkeit.

So war es damals vor Hunderten von Jahren, — aber dieser Stand ist nun einmal der Ahne unserer heutigen Dichter und Schriftsteller. Die Schwankungen in seiner Wertschätzung sind also unerhört groß und dem entsprechend auch der Ertrag seiner Kunst, seines Handwerks, seiner Geschicklichkeit. Die „milden Herren" waren eben im Laufe der Zeiten keineswegs mehr ritterliche Schlachtenhelden geblieben, sie waren die zahlenden Reichen geworden, ihr Geschmack war ein anderer, ihre Anforderungen waren andere, — da war denn auch die Dichtung ihrer Sänger eine andere. Es hat lange gedauert, bis sich die Kunst auf den *seelischen Adel* besann, *der ihr innewohnt*; selbst ein begnadeter Dichter wie Günther stoppelte noch zu den herrschaftlichen Hochzeiten bestellte Zoten zusammen, wie man sie damals wollte und bezahlte. Doch endlich brach diese Zeit an, wo sich der Sänger als Führer des Volkes zu äußern wagte, wo die Dichtung die Selbständigkeit aufwies, *die ihre edelsten Vertreter*, aber allerdings nur die *edelsten*, *immer für sie verlangt* hatten, — aber wie stellte die Gesellschaft sich dazu, die den Herrendienst jetzt für sich in Anspruch nahm? Das eben wollt ich gern ergründen. Verlangt auch sie Geltung des alten Spruches: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe!"? Daß sie die Macht jetzt in Händen hat, den Dichter zu manchem zu nötigen, ich bezweifle es nicht! Da ist es traurig, daß bis in unsere Tage als des Dichters Lohn noch immer ein Becher Wein in purem Golde, eine Rose von ihrer Brust angesehn wird, — daß man wenigstens so tut und es in den Schulen so lehrt, als sähe man darin die kostbarste Bezahlung. — Bequem ist eine solche Anschauung für den Zahlenden, aber das Leben lehrt uns ihren Unwert.

Wie lohnt also heute die Gesellschaft ihren Dichtern, ihren Schriftstellern?

Ich habe nicht davon gehört, daß anderes als bittere Klage darüber laut würde. Und so ist es nicht bei *einem* Volke, so ist's bei allen. „Vier Treppen hoch, vier Treppen hoch, mein Volk, da wohnet Dein Poet", singt der französische Dichter, „ein Fluch auf seine Armut ist sein Morgen- und sein Nachtgebet." Dieselben Klagen und die Berechtigung zu ihnen finden wir bei jedem, bei *jedem* Volke, und wenn ich die Beispiele und die ganze Grundlage meiner Besprechung nun den deutschen Verhältnissen entnehmen will, so heißt das doch nicht, daß es in ihnen besonders arg zugeht. Es besteht vielmehr eine internationale Übereinstimmung, davon kann sich jeder überzeugen, der die bettelhaften Nachlaßverzeichnisse von Gogol und von Lessing zur Hand nimmt, die doch zu den Besten ihres Volkes gehören und heute von jedem Schulkinde gefeiert werden. — Die Literaturgeschichte lehrt's aber in der Schule, für welche dürftigsten Sümmchen einst die größten und gewaltigsten Dichtungen der größten und gewaltigsten Dichter verkauft worden sind, und es fällt

dabei niemandem ein, auch zu lehren, wie es denn damals mit dem Buche überhaupt bestellt war und mit dem geistigen Eigentum und seiner Wertschätzung im ganzen Volke. Und so wird der heranwachsenden, übelbelehrten Jugend Ingrimm und Verachtung in die Seele geätzt, Zorn gegen den „blutsaugenden Verlegerstand", und niemand lehrt sie es begreifen, unter welchen mißlichen Bedingungen, in welchem Zwange auch er zu seinem Urteil über das Werk und zu seiner Entscheidung kommen mußte. Der Vorwurf, der die ganze Gesellschaft und die ganze Zeit treffen müßte, wird auf den einzelnen gewälzt! „Child Harold", „Jörn Uhl" u. s. w. haben mit ihrem unerhörten Erfolge jeden überrascht; noch am Tage vor ihrem gewaltigen Erfolge hat es niemand geahnt, welche Bedeutung ihnen von der ganzen Umwelt zuerkannt werden würde; Werke, die wir heute zu den größten der Literatur zählen, haben den Klang ihres Namens erst Jahrzehnte nach dem Tode ihres Verfassers erhalten. Von den Unterstützungen aufstrebender junger Dichter durch hoffnungsfreudige Verleger, die später von den Tatsachen bloßgestellt wurden, weiß aber die Literaturgeschichte niemals etwas zu erzählen, und doch sind sie nicht selten.

Wer will den Mut haben, dem Verleger zu sagen, mit diesem Schriftsteller, den die Welt noch nicht kennt, kannst Du Dein Vermögen wagen? Wer will einem Jüngling, der sich nach einem erhaltenden Berufe sehnt, und der diesen in der Dichtung gefunden zu haben glaubt, anraten: Die Kraft Deines Geistes wird Dir erlauben, was sie Tausenden versagt hat?.. Georg Stolterfoth bespricht im Kunstwart XXIV, 10, 12, wie man als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt verdienen könne, und er tut es mit einem grausamen Sarkasmus, der sich schwer widerlegen läßt. Er führt seine Beweise an erdichteten Beispielen aus, um darzutun, welche Anmaßung in dem Vorhaben des Schriftstellers liege, sein Leben mit den Werken seiner Feder erhalten zu wollen. Das Jahr bringt, rechnet er, 50.000 neue Bücher auf den Markt, (nebenbei gesagt, spricht die Statistik von 1910 nur von 33.000 in Deutschland; doch auch das ist, denke ich, eine gehörige Masse!), und wenn von diesen etwa 300 so viel einbringen, daß der Verfasser von dem Erlöse leben kann, und das ist hoch gerechnet! so sind das doch eben nur 0,6% der Gesamtmasse und es ist schwer anzunehmen, daß der hoffnungsfreudige Autor, den wir bevorzugen, nun gerade in diese 0,6% fällt. Die Verleger aber der übrigen, möchte ich hinzusetzen, haben sich in ihrer Berechnung doch wohl geirrt und den Schaden müssen sie tragen, nicht die Verfasser. — Will nun ein solcher, der wirklich Erfolg hat, von seinem Buche auch leben, so muß er doch wohl, wenn es nicht sehr teuer ist, 10.000 Menschen finden, die es kaufen, und Jahr für Jahr wieder 10.000 Menschen. Aber Jahr für Jahr kommen 50.000 neue Bücher auf den Markt, treten in Wettbewerb und wollen gelesen werden. Es ist ein schweres Ding, anzunehmen, daß der Eine, den wir in unserem Beispiel meinen, nun diese Tausende von Lesern jährlich anziehen kann, und ferner ist noch sehr zu

beachten, daß keinesweges jeder Leser des Buches auch sein Käufer ist. — Wie also sollen wir ruhigen Herzens einem jungen Menschen anraten: Schreib Du nur Deine Gedichte, gut sind sie, sie werden Dir Dein Brot schon geben!?

Es will wir nicht gleichgültig erscheinen, daß ein Mann, dem ohne weiteres die volle Zuständigkeit zuerkannt werden muß, daß Wilhelm Schäfer in seiner sozialpsychologischen Studie „Der Schriftsteller" *) so entschieden gegen die hergebrachte Mär vom ausbeutenden Verleger aufgetreten ist. Ohne ihn ist der Schriftsteller hülflos, er hat ihn nötiger als der Arzt den Apotheker, denn ohne den vermittelnden Verleger kann er mit den Lesern gar nicht in ein Verhältnis kommen, er kann nicht, wie der Maler etwa oder wie der Bildhauer, seine Schöpfung einem verkaufen, der ihm dann den Lebensunterhalt dafür gewährte, bei ihm handelt es sich darum, daß Hunderte, vielleicht Tausende sich sein Werk zu eigen machten. Da kann ihm, seit vom poetischen Sängersolde, vom hausbackeneren Botenbrote, von dem ganz gemeinen Trinkgelde die Rede nicht mehr ist und sein soll, sondern von ehrenhaftem bürgerlichen Erwerbe, eine kaufmännische Auffassung seiner göttlichen Sendung gar nicht erspart bleiben, ja wir müssen es sogar für einen großen kulturellen Fortschritt halten, daß sich das Kaufmännische dem Dichterischen so eng verbunden und das Bettelhafte, das ihm seit grauen Jahren eigen war, verdrängt hat. Wer aber diesen Fortschritt der Kultur ermöglicht hat, ist der Verleger, oder vielmehr, sein Dasein ist durch diese Verbindung von Dichtung und Wirklichkeit bedingt und hervorgerufen worden. Die ganze geschäftliche Behandlung der schriftstellerischen Erzeugnisse ist ihm übertragen und sein Verkehr mit dem Drucker sowie die Übernahme der Kosten für das ganze Unternehmen heben ihn über die Tätigkeit des Zwischenhändlers weit hinaus. In der Literaturgeschichte sogar gebührt ihm, wie Hartknoch in Riga in der Wirksamkeit Herders, ein vornehmer Platz. Was er wagt, um den Gedanken, den er unterstützt, vor die Leser zu bringen, ist viel, — was er selbst an Schätzen einheimst, kaum der Rede wert, jedenfalls nicht mehr als dem Verfasser von ihm zufließt, denn dessen Brotgeber ist von der Stunde des Vertrages an er. Geben wir hier Schäfer das Wort zu einer kaufmännischen Darlegung, die jedem Literaturbeflissenen geläufig werden sollte:

„Nehmen wir an, das Buch eines Schriftstellers wird in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt, was für nicht „erfolgreiche Autoren" immer mehr der Grundsatz wird, und es soll im Ladenpreise 3 Mark kosten. Diesen Ladenpreis nimmt der sogenannte Sortimentsbuchhändler ein, der das Buch dem Kunden verkauft. Er erhält Prozente dafür, die zwischen 25—50 schwanken und mit 40 beim Barverkauf als Durchschnitt nicht zu hoch angegeben werden. Der Detailliſt nimmt also M. 1. 20 von den M. 3 in seine Tasche so daß dem Fabrikanten und Grossisten, (d. h. dem Verleger) nur noch M. 1. 80 für den Band bleiben, das sind im ganzen 1800 M. Hierfür übernimmt er die Herstellung, die Kosten des Vertriebes und die Lagerung, das Risiko

*) Die Gesellschaft. Band 39. Rütten und Loening. Frankf. a. M.

und das Honorar des Autors. Das beträgt im guten Gebrauch 20% vom Ladenpreis, in diesem Falle also 600 M., so daß dem Verleger nur noch M. 1200 bleiben, die ihm für die Kosten der Herstellung (600—800 M. in diesem Falle,) die Unkosten des Vertriebes usw. bleiben, so daß er für sein Risiko sich schließlich mit einem Gewinne begnügen muß, der den des Autors in unserem Beispiele unmöglich erreicht und erst günstiger wird bei sogenannten Erfolgen, wo die größere Auflage den Druckpreis und die Unkosten des Vertriebes geringer macht."

Das Wichtige für uns ist die Erfahrung, daß dem Verfasser unter günstigen Bedingungen 20% vom Ladenpreise des ungebundenen Exemplars zustehen, von dem etwa 40% dem Verschleißer gebühren, wenn wir also einem teuren Angehörigen eine Geburtstagsfreude zu M. 3 mit einem Buche machen, so erhält ein Dichterfürst — und natürlich schenken wir Erwachsenen nur das Beste! — auch dabei seine 60 Pfennige! Das ehrt uns, nährt aber den Dichter doch nur wenig. Seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit zu erwerben, ist ihm also ganz und garnicht leicht gemacht, und es wird nach solchen Erfahrungen niemand verwundern, wenn ihm in Erinnerung gebracht wird, daß sich bis in neue und neuste Zeit auch die Berühmtesten, die Gefeiertsten schriftstellernd nicht haben erhalten können. Wie früher auch, gehen noch heute die Dichter „morgens zum Bureau mit Akten, abends auf den Helikon," und daß es in absehbarer Zeit nicht anders werde, dafür dürfen wir die Mitwelt sorgen lassen: sie lehrt schon die Kinder in der Schule den Mammondienst der Dichter verachten und tut alles, um diese beim reinen Ideal zu halten. Schäfer gibt wieder eine seiner grausamen Rechnungen; er stellt uns die Schriftstellereinnahmen von Emil Strauß, einem der „erfolgreichen Männer," dar und nach den obigen Angaben läßt sichs sehen, ob seine Behauptungen stichhalten: „Strauß hat seit 1898 sechs Bücher drucken lassen, die es zusammen auf 30 Auflagen brachten: das sind in seinen Ertrag umgesetzt bei günstiger Berechnung nach den Ladenpreisen 22,800 Mark in 12 Jahren, macht jährlich im Durchschnitt 1900 Mark, also soviel wie ein kleiner Kanzleischreiber im Jahre auch herausbringt."

Gewiß kommen Ausnahmen auch vor, Bücher, die lange in Mode bleiben. Aber wenn im Jahre 50,000 Neuheiten erscheinen, können ihrer viele solche Ausnahmen werden? Zuweilen gelingt es dem Romandichter ja auch zu besseren Erträgnissen zu kommen, wenn er sein Werk, bevor es in Buchform erscheint, gleichzeitig mehreren Tageszeitungen verkaufen kann, — aber auch nur zuweilen und auch nur dem Romandichter. — Wir werden also zum Bekenntnis gedrängt, daß es keine ungünstigere Lebensstellung gibt, als die des Schriftstellers, und daß es niemandem anzuraten ist, es mit dem Dichten zu versuchen. Kannst du davon nicht lassen, nun so dichte, aber gewarnt bist du, nun sieh du zu!

Einen Ausweg gibt's und auf ihn strömen viele, die sich auch Dichter nennen; in den Unterhaltungsblättern findet man sie, in den kostenlosen Son-

tagsbeilagen der Zeitungen usw., usw. In den „Mißbrauchten Liebesbriefen" von Gottfried Keller, in den „Trostburgs" von Karl Bulcke läßt sich manches Lehrreiche zur Entstehungsgeschichte, Lebensführung und Seelenkunde dieser Dichtergattung nachlesen, und in öffentlichen Vorträgen und in den landläufigen Literaturgeschichten findet sich manches verurteilende Wort, daß bald dieser, bald jener, der ein achtungswerter Dichter zu werden versprach, wie Hermann Heiberg etwa, dem wahren Ideale abgeschworen habe und unter die Unterhaltungsschriftsteller gelaufen sei. — Wahr ist dann das vernichtende Urteil oft, nur zu oft, aber wer die Schuld trägt, danach wird nicht weiter gefragt: die Unterhaltungsschriftsteller werden gescholten und geschmäht, aber mit Gold gestopft, ihre Sachen kaufen wir in Massen, — die Dichter werden gepriesen und verherrlicht und mit Brocken gefüttert: zu Weihnachten läßt man ihrer einem einmal 60 Pfennig zukommen! — Und das tut dasselbe Publikum! Die Ursache des Herabgleitens von der Höhe der Kunst ist mithin so menschlich, so begreiflich und einfach: „Der Kinder Schrei nach Brot lähmt auch ihm die freien Schwingen." Und die Möglichkeit sich aus dem Ödlande der Unterhaltungserzählung emporzuarbeiten ist doch erhärtet, Ludwig Tieck hat es einst gekonnt, Gustav Frenssen in unseren Tagen, aber die Anwendung von Hupels pädagogischem Grundsatze: „durch allzu reichliche Besoldungen werde der Professoren Fleiß vermindert," ist ihnen erspart geblieben.

Und noch eine Art Dichter gibts, die bringen es zu hohem Ansehn und zu bürgerlichem Wohlstand, wenn nicht gar zu Reichtum, und von ihrer literarischen Tätigkeit ergießt sich ein tiefer Geldstrom ins Land. Von ihrem Gewerbe allerdings spricht man nicht gern laut, aber es wird honoriert und ernährt seinen Mann, und mehr als das, es bringt das Kapital in Umlauf, es bringt Geld auch in die Tiefen der Gesellschaft. Von den Kolportageromandichtern red' ich, von den Verfassern der Schundromane. Was die Vertreter der Tabaksfabriken und des Gärungsgewerbes wirkungsvoll gegen die Bewegung wider Nikotin und Alkohol vorbringen, man zerstöre mit dieser Moralmeierei Tausende von bürgerlichen Existenzen, läßt sich mit demselben Recht zum Schutze des Kolportagebuchhandels sagen. Der Staat hat ihn doch erlaubt, die Gesellschaft benutzt ihn überreich, — er erfüllt also ein Bedürfnis. Deutschland allein, das Land der Dichter und Denker, zählt 8000 Kolportagebuchhandlungen und beschäftigt 30,000 Kolporteure, — da wird sich doch ausrechnen lassen, wievielen Tausenden dorther der Lebensunterhalt zufließt! Ein einziger Berliner Verleger hat einen Schmarren in einem einzigen Jahre in 25 Million Exemplaren abgesetzt, — wo käme ihm da ein anderer, der unseren bürgerlichen Vorurteilen huldigt, auch nur in die Nähe? Ein Karl May bringt es zu Wohlstand und Reichtum, wird als Erzieher des Volkes, als Stütze der Kirche gefeiert, — — ja, warum sollen denn eure Kinder nicht versuchen, ihm gleich zu werden? Ihr selbst führt ihn ihnen gar an den großen Festtagen als Freund ins Haus!

Schauen wir nun aufs deutsche Schriftstellertum zurück in seiner geschichtlichen Entwicklung und in seiner gesellschaftlichen Breite, — was werden wir dabei erblicken? — Wagt es einer, wie einst Jakob Lenz als der erste, sein ganzes Sein auf dem Dichterwesen allein zu begründen, er muß untergehn, wie Jakob Lenz untergegangen ist. — Oder können wir's anraten und empfehlen, ein Leben zu führen, wie einst Lessing und Schiller es geführt haben? In den Herrendienst, in den Broterwerb sind sie doch hineingenötigt worden! Ihre Dichterei hat sie nie ernähren können.

So ist's bis in unsere Zeiten hinein geblieben, und so ist es noch jetzt. Nicht Gottfried Keller, nicht Theodor Fontane, nicht Detlev von Liliencron haben sich von ihren dichterischen Werken ernähren können; zum Nebenverdienst sind sie alle genötigt worden! Das Mitleid der Zeitgenossen ist zur Erziehung ihrer Kinder aufgerufen worden, wenn welche da waren, und für den toten Dichter wird manches hergegeben. Zu einem Denkmal finden sich die überlebenden Zeitgenossen ja wohl auch bereit, aber dem lebenden Dichter springen sie erst bei, wenn er Frau Müller-Brusch heißt, oder Kurt vom Walde oder sonst einen albernen Decknamen trägt. Ja, die haben noch immer die Butter auf's Brot bekommen, — und das mit dem Nachruhm — ja, mein Gott, sie sind nicht eitel! — zudem, — seien wir doch verständig: was kauft man sich für den Nachruhm?

Und dann, noch eine Stufe tiefer bei denen um Karl May, oder noch eine Stufe, bei den Spießgesellen des „Scharfrichters von Magdeburg," da wohnt das Glück, da wohnen Zufriedenheit und Wohlstand! Schaut nur nach unter den Schulbüchern eurer Kinder, ihr werdet Belege genug finden, die euch mit diesen „erstklassigen Dichtern," die von „hervorragenden zeitgenössischen Künstlern" illustriert werden, vertraut machen.

Die Schulliteraturgeschichten leiten dazu an, den Preis der großen Dichter und Denker auswendig zu lernen, aber ein soziales Wissen, das in der Schule gelehrt wird und das die Jugend davon unterrichtete, wie das Denken und Dichten der Größten von den brutalen Instinkten der Masse ertötet wird, ein solches soziales Wissen gibt es nicht. So lernt denn der Knabe Schiller und Goethe mit dem Munde verehren, trägt dann die 5, die er auf der Zensur dafür ergattert hat, stolz nach Hause und trägt darauf eben so stolz den Zwanziger, den er dafür einheimst, zum Buchhändler, um sich die neueste Detektivgeschichte zu erkaufen. — Und einige Stunden nachher finden wir sie aufgeblättert auf dem Nachttische seines Vaters, denn man kann von ihm doch nicht verlangen und erwarten, daß er nach des Tages Last und Mühe sich auch noch mit schwerer Lektüre quäle!

Und dieser Zwanziger fügt sich den Millionen ein, mit denen das Volk seine geistigen Bedürfnisse bezahlt.

# Moskauer Brief.

Von Johannes Kordes.

1.

Also von Moskau soll ich Ihnen erzählen? Ja, wissen Sie auch, lieber Freund, daß Sie einen recht unbescheidenen Wunsch ausgesprochen haben? Moskau ist groß, voller Widersprüche, und kaum weiß ich — wo beginnen? Am liebsten möchte ich Sie zuerst in den Kreml, auf den hohen, stolzen Turm des Iwan-Welikij führen. Von dort oben sehen Sie Moskau wie auf der Handfläche: das grenzenlose erstarrte Steinmeer der Häuser, das Spinngewebe der Straßen und all die unzähligen goldenen, blauen und bunten Kirchtürme und Kuppeln. Könnten Sie Sonnabend abends hier oben stehen, so würde ein Gewirr von Glockentönen zu ihnen emporbringen und Sie würden so recht fühlen, daß Moskau eine Stadt der Kirchen ist. Aber von hier oben sehen Sie auch, daß Moskau ein großes Dorf ist. Sie erblicken noch sehr, sehr viele Gärten und meist niedrige, zweistöckige Häuser. Aber sehen Sie dort in der Ferne die drei Türme? Das sind die Kirchtürme deutscher Gemeinden. Der dicke, braune Turm ganz in der Ferne dort ist die St. Michaelis-Kirche, die älteste evangelisch-lutherische Kirche Moskaus; sodann gewahren Sie den Turm der Petri-Pauli-Kirche und die Kirche der reformierten Gemeinde. Mitten im endlosen Häusermeere Moskaus, mitten im Walde byzantinischer Kuppeln, ragen diese Kirchen wie etwas Fremdes und Einsames empor. Ja, Moskau ist vor allem die russischeste aller russischen Städte; aber dennoch beginnt auch „Matuschka Moskwa" (in ihrem Äußeren wenigstens) sich immer mehr zu zivilisieren, zu europäisieren. Ja, Moskau ist, besonders in den letzten Jahren, immer schmucker geworden, und zwar im westeuropäischen Sinne. So manche Plätze, die früher verwahrlosten Sandwüsten glichen, haben sich in wohlgepflegte Squares verwandelt.

Kommen Sie, promenieren wir zur Stadt hinunter! Hier sehen Sie den „Roten Platz", und wie ein Märchen der Baukunst erhebt sich dort die Kirche des „Wassilij-Blashenny (Василій Блаженный). Das rote, hohe Gebäude uns gegenüber ist das „Historische Museum". Dort müssen Sie sich bestimmt die „Tolstoi Ausstellung" ansehen. Im Vergleich zu den germanischen Nationen besitzt ja der Russe nicht sonderlich viel Pietät; Leo Tolstoi aber nimmt eine ganz außergewöhnliche Stellung im Herzen der russischen Nation ein. Wie der Mohamedaner nach Mekka und Medina pilgert, so pilgern Tausende von Russen in die Ausstellungsräume. Die Veranstalter der Ausstellung haben mit großer Liebe, Hingabe und Fleiß alles zusammenzutragen versucht, was von Leo Tolstoi stammt oder irgendwie mit Tolstoi zusammenhängt; hierbei ist des Guten sogar zuviel geleistet worden. Tolstoi hat ein hohes Alter erreicht, er ist unzählige mal photographiert, modelliert und gemalt worden; sein Ruhm, sein Genie, der Zauber seiner Persönlichkeit,

seine hervorragende gesellschaftliche Stellung haben ihn mit vielen berühmten Zeitgenossen zusammengebracht, — daher kann es nicht wundernehmen, daß die veranstaltete Ausstellung qualitativ und quantitativ einen grandiosen Eindruck hervorruft. Man gewahrt eine Unmenge von Handschriften, Büchern, Photographien, sodann viele Gemälde von J. Repin, L. Pasternak, Perepletschikow, sowie Skulpturen von J. Günsburg, N. Aronson, S. Merkurow, Fürst P. Trubetzkoi. Wir sehen Tolstoi im Kreise seiner Familie oder im Gespräche mit Freunden oder auf einsamen Waldespfaden. Wir sehen ihn in Moskau, in der Krim, auf dem Gute Tschertkows und in Jaßnaja Poljana. Er geht als Bauer hinter dem Pfluge, er reitet an uns vorüber, er unterrichtet Bauernkinder, oder er sitzt in Gedanken versunken an seinem Schreibtisch. Wir lernen ihn als Denker, als Künstler, als schneidigen jungen Offizier, als Studenten und als weltabgeschiedenen Asketen kennen. Es ist immer ein und derselbe Mensch, und doch welche Mannigfaltigkeit, welche zahllosen Veränderungen im Gesicht, in der Gestalt, in der Kleidung! Es würde alles wie eine ungeheure Maskerade anmuten, wüßte man nicht, wie qualvoll dieser Mensch nach Wahrheit gerungen hat. Besonders interessant und sehr lehrreich ist ein Einblick in die Manuskripte von „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", „Die Auferstehung", „Lebende Leiche". Es ist lehrreich zu betrachten, wie außerordentlich fleißig und gewissenhaft Tolstoi gearbeitet hat. Da sind Handschriften und Korrekturbogen, in denen kaum ein paar Worte stehen geblieben sind, so sehr ist alles durch und drüber gestrichen, oder mit einer Unmenge von Verbesserungen versehen worden. In einer Vitrine sehen wir auch einige Zeichnungen von Tolstoi, sein Tagebuch und ein Paar Stiefel, die er selbst gearbeitet hat. Es folgen Säle, die Tolstois Werken, sowie Werken über Tolstoi und Übersetzungen aus seinen Werken gewidmet sind. Hier befinden sich die Sammlungen: „Tolstoi im Gewerbe", „Tolstoi in der Satire". Auch Tolstois Lieblingsdenker wie John Ruskin, Plato, Jean Jacques Rousseau, Charles Montesquieu, Th. Carlyle u. a. haben Aufnahme gefunden. Der letzte, runde Kuppelsaal der Ausstellung ist dem Fortgange Leo Tolstois aus Jaßnaja Poljana und den letzten Tagen in Astapowo gewidmet. Hier gewahrt man auch Tolstois ernste Totenmaske, meisterhaft ausgeführt von S. Merkurow. — Ein großes, herrliches, reiches, unendlich reiches Leben strömt an der Seele vorüber bei der Wanderung durch die Tolstoi-Ausstellung; und man fühlt: das größte Werk, das Tolstoi hinterlassen hat, das ist *sein Leben!* — Aber treten wir wieder zurück auf den Roten Platz und verweilen wir etwas hier: es ist einer der schönsten Plätze Moskaus. Dort erhebt sich der pompöse Bau der „Neuen Handelsreihen" und dort links gewahren Sie die „Спасскія ворота", durch welche Napoleon seinen Rückzug aus Moskau angetreten haben soll, und wenn Sie heute die Спасскія ворота passieren, müssen Sie die Mütze vom Kopfe nehmen. Vieles hat dieser Rote Platz gesehen. Die Belagerung

durch Polen und Tataren, den falschen Demetrius, die Gestalten von Minin und Fürst Posharskij, die dort in Erz gegossen wie leibhaftig vor Ihnen emporragen, und viel, viel Blut ist auf diesem Platze geflossen. Noch erhebt sich — sehn Sie dort in der Nähe des „Василій Блаженный“ — eine Erhöhung aus Quadersteinen, die „Лобное мѣсто“, der „Stirnplatz“ heißt. So manches Haupt wurde hier auf ewige Zeiten vom Rumpfe getrennt.

Aber heutzutage liegt dieser große Platz recht still da — und schauen Sie mal dorthin: werden Sie nicht an Venedig erinnert? Dort flattern auf dem Hintergrunde der bunten Türme, Kuppeln und Mauerflächen des „Василій Блаженный“ Schwärme blauer Tauben empor, wie auf dem Markusplatze in Venedig auf dem Hintergrunde der bunten Türme, Kuppeln und Wandflächen der heiligen Markuskirche. Wenn Sie wollen, können Sie zu jenen Frauen dort mit den weißen Weidenkörben gehen und für etwas Geld die Tauben füttern lassen, ganz wie auf dem Markusplatze in Venedig. Ohne Tauben ist Moskau nicht denkbar. Überall erblicken Sie hier Tauben, selbst in den belebtesten Straßen, und die Tauben sind hier seltsam zahm, denn der Russe tut der Taube nichts zu leide, er liebt die Taube, weil der Heilige Geist in der Gestalt der Taube herniedergefahren kam. Sogar auf der Twerskaja, unserer Hauptverkehrsstraße, flattern blaue Tauben in großen Schwärmen hin und her.

Doch halten Sie nun Augen und Ohren offen hier auf der Twerskaja! Hüten Sie sich, daß Sie nicht überfahren werden. Nicht wahr, das Leben auf dieser Straße, ja alles hier ist eine ganz, ganz andere Welt, als oben auf dem Kreml, Hier dröhnen Autos, hier rasselt die Elektrische, — aber im Kreml, in dem ruhigen, durch hohe Mauern abgeschlossenen Kreml, standen wir vor stillen hundertjährigen Kirchen, schwarze Mönche huschten an uns vorüber und in den goldstrotzenden Kathedralen (Соборы) sahen wir lange Pilgerzüge vor heiligen Ikonen niedersinken. Weit, weit aus den fernsten Städten und Dörfern Rußlands kamen sie her, Männlein und Weiblein, und erschauerten, wenn sie in den Kreml traten. Aber hier auf der Twerskaja rasen an uns Autos vorüber, hier erhebt sich fast bei jedem zehnten Schritte ein elektrisches Theater, — und das hier ist auch Moskau, das müssen Sie auch kennen lernen, wenn Sie einen Begriff von Moskau erhalten wollen. Neben dem alten Moskau wächst ein neues, europäisches Moskau empor. Noch enthält es manche Auswüchse und Eiterbeulen, aber, wie gesagt, Moskau wird zweifellos immer schmucker im westeuropäischen Sinne; die Boulevards z. B., die sonst ein Bild der Verkommenheit und der Trostlosigkeit darstellten, werden mit Geschmack gepflegt und einige haben „sogar“ elektrische Beleuchtung erhalten. Und sodann: schauen Sie sich doch das Moskauer Pflaster an. Ich muß gestehen, daß ich Ihre Langmut am heutigen Morgen bewundert habe; bevor wir in den Kreml gerieten, passierten wir Straßen, deren Pflaster in ihrer Holperigkeit an das Pflaster kleiner vergessener Provinznester erinnerte; doch

wie Sie hier auf dem Theaterplatz sehen können, schwindet auch dieses holperige Pflaster immer mehr ins Reich der Vergangenheit, um wohlgemeißelten schwedischen Steinen oder aber Asphalt Platz zu machen. Ganz erstaunliche Fortschritte hat auch die elektrische Straßenbahn gemacht. Sie können hier vom Theaterplatz aus für ein paar Kopeken in die entferntesten Vororte gelangen, und es sind schöne, große, ruhig rollende Wagen, die Sie dorthin tragen werden. Und endlich die alten Moskauer Fuhrleute, diese sonderbaren vorweltlichen Gestalten auf sonderbaren vorweltlichen Droschken oder sog. Teufelskarren! Auch diese Wesen beginnen endlich Kamm, Seife und Bürste anzuerkennen und menschliches Aussehen anzunehmen. Selbst in die Droschken darf man sich immer häufiger ohne Lebensgefahr hineinsetzen.

Aber setzen wir uns mal in die „Elektrische". Fahren wir am Großen Kaiserlichen Theater vorüber die Mjasnitzkaja hinauf. Sie werden sich wundern, wie viele Häuser hier, versehen mit den modernsten Errungenschaften der Technik, wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, besonders in den allerletzten Jahren. Ich kann Ihnen später ein Haus zeigen, das nicht schlechter als das modernste Haus in Dresden oder München mit allem KlimBim der Neuzeit ausgestattet ist. Hoch auf dem Dache des schmucken sechsstöckigen Hauses können wir nachher auf einem großen flachen Dache promenieren, auf dem Strandkörbe und Tische stehen und von wo aus sich ein entzückender Blick über die Stadt darbietet. Das Haus ist von großen alten Gärten umgeben, steht mitten im Grün, und Sie können dort im Sommer beinah wie auf dem Lande leben. Ich weiß nicht, ob Sie ein Sportliebhaber sind? Aber sind Sie es, so können Sie mit Vergnügen zuschauen, wie Kinder auf dem großen flachen Dache Rollschuhe laufen, und oft gesellen sich auch Erwachsene diesem gesunden Sporte zu.

Ja, Moskau beginnt auch im Guten immer mehr einer Stadt in Westeuropa zu gleichen. Aber *zugleich* gibt es noch viele Winkel und auch große, weite Bezirke, die sich kaum verändert haben und wohl noch Jahrzehnte lang ohne Veränderung bleiben werden. Da ist, wie Sie gesehen haben, der Kreml, die Seele Rußlands; innerhalb seiner Mauern lebt noch graueste Vorzeit, ebenso wie vor 860 Jahren ragen seine stolzen Mauern, seine Klöster, Türme und Kathedralen empor; keine Elektrische darf den Kreml durchqueren, und in der heiligen *Osternacht*, wenn all die unzähligen Glocken Moskaus läuten und goldfunkelnde Kirchenprozessionen die ehrwürdigen Kirchen umkreisen, umflort von blauen Weihrauchwolken, da ersteht ein Stück Mittelalter in märchenhafter Schöne vor Ihren Augen. Ja, lieber Freund, eine Osternacht in Moskau würde ich Ihnen bestimmt raten mit zu durchleben, um *zu fühlen*, was Moskau noch ist.

Aber auch noch in anderen Bezirken Moskaus werden Sie in entschwundene Zeiten zurückversetzt, so z. B. im *Arbatstadtviertel*. Wohl erheben sich auch hier ab und zu prächtige moderne Bauten, speziell Wohnhäuser,

aber noch trifft man dort breite stille Straßen mit noch stilleren Gassen und stillen, bescheidenen (für heutige Begriffe sehr bescheidenen) „Einfamilienhäusern" („Ossobnjaks") an, in denen älteste Adelsgeschlechter hausen. Kaum flutet bis an diese Häuser die Brandung der neuen Zeit.

Aber schauen Sie mal, was ich da in den Händen halte. Mir ist vor einigen Tagen dieses für uns Deutsche in Rußland sehr interessante Büchlein zugegangen; es betitelt sich „Die Sachsenkirche in Moskau und die erste Theateraufführung in Rußland" von Prof. Dr. Ernst Koch. Aus diesem Büchlein lernen wir unsere deutsche Vergangenheit in Moskau, im Herzen Rußlands, kennen.

Das erste Kapitel lautet: „Moskaus deutsche Vorstadt". Da lesen wir: „Um einen Zugang zur Ostsee zu gewinnen, hatte Iwan der Schreckliche das erst unter dem Deutschen Orden, dann unter Polen stehende Livland von 1558 an mit Krieg überzogen. Die Gefangenen, die er dabei gemacht, hatte er in das Innere seines Reiches weggeschleppt. Einen Teil von ihnen hatte er in der Residenzstadt Moskau angesiedelt und diesen, die doch Lutheraner waren, 1576 eine eigene Kirche gestattet. So war denn inmitten der „deutschen Höfe" ein besonderes Haus aus Tannenholz errichtet worden, in welchem die reine Lehre des Evangelii nach der Augsburgischen Konfession geübt, gebraucht und gehalten wurde". Als das Geschlecht Rjurik ausstarb, wurde im Kampf der Parteien auch die deutsche Ansiedelung Moskaus zerstört; unter dem Geschlecht der Romanows kehrten endlich Ruhe und Ordnung allmählich zurück; „auch die zersprengte lutherische Gemeinde sammelte sich wieder; sie vergrößerte sich durch die vielen Ausländer, die der neue Zar Michail Fjodorowitsch (1613—1645) als Offiziere, Doktoren, Apotheker, Dolmetscher und Handwerker in seinen Dienst genommen hatte, sowie durch ausländische Kaufleute, die Rußlands Rohprodukte gegen die Waren des Westens eintauschten". Im Jahre 1626 bildet sich sogar eine zweite lutherische Gemeinde; „von 1643 wird auch eine Reformierte Kirche erwähnt", in der holländisch gepredigt wurde. Weiter lesen wir, wie sehr viel Ungemach die ersten Deutschen in Moskau zu bestehen hatten. So mußten sie unter anderem im Jahre 1643 auf einen Befehl des Zaren hin ihre Kirchen abbrechen, denn es wurde befürchtet, daß russische Leute von der Ketzerei des Auslandes angesteckt werden könnten. Auch erging ein Gesetz, welches den russischen Leuten verbot, bei Ausländern zu dienen. Die Deutschen mußten nun zu Kalmücken und Tataren ihre Zuflucht nehmen. Im Jahre 1652 wurden alle Ausländer, also auch die Deutschen, aus der Stadt verwiesen. „Sie mußten außerhalb der Stadt, zwei Büchsenschuß von dieser entfernt, an einem Zuflusse der Moskwá eine besondere Vorstadt sich erbauen". Doch wurde ihnen erlaubt, „ihre Geschäfte wie bisher in der Stadt zu besorgen". Außerdem wurde jedem Hausvater, sowie jeder Witwe, je nach dem Range, ein Stück Land zugemessen. Sodann fährt Prof. E. Koch mit trefflicher Anschau-

lichkeit fort: „So waren denn die Andersgläubigen, ähnlich den Juden des Mittelalters, zum Zusammenwohnen in einem besonderen Bezirk genötigt, und doch würden ganz falsche Vorstellungen entstehen, wenn wir den Namen Ghetto darauf anwenden wollten. Nicht an enge Straßen mit schmalen hohen Häusern, nicht an dumpfige, stickige Luft, nicht an Mauern und streng abgeschlossene Tore haben wir zu denken, — nein, breite und niedrige, aber schmucke Holzhäuser mit Vor- und Hintergärten standen an der einzigen Hauptstraße mit den sechzehn, rechts und links davon sich abzweigenden Gassen. Nach allen Seiten war der Ort offen; es war nicht Dorf, nicht Marktflecken (die Geschäfte wurden ja nach wie vor in der Stadt getrieben), es war das, was wir heutzutage einen Vorort nennen. Der Russe nannte eine solchen Ort Slobodá. Den Deutschen war diese Betonung nicht mundgerecht, sie machten Slabódde oder Schlabódde daraus.

An den Wohnungswechsel schloß sich ein Kleiderwechsel. Der Patriarch wollte nicht, daß Ketzer den Segen mit empfangen sollten, den er bei seinem Erscheinen auf der Straße zu spenden pflegte. Die Ketzer sollten also durch die Kleider sich von den Russen unterscheiden. So wurde denn den Ausländern, die sich allgemein an russische Kleider gewöhnt hatten, strengstens befohlen, sich wieder nach ihrer eigenen Landesart zu kleiden. Aber es fehlte an Stoff, und vor allen Dingen, wie sollten die Schneider so vielen Ansprüchen auf einmal genügen! In der Verlegenheit ist damals mancher in Sachen gefahren, die als veraltet längst auf die Seite gelegt waren oder auch garnicht auf seinen Leib paßten".

Die kirchlichen Verhältnisse der Deutschen kamen allmählich in Ordnung. Sie erhielten Land und konnten drei neue Kirchen bauen. „Wie die Wohnhäuser, so waren auch diese Kirchen von Holz, in jeder stand ein großer Kachelofen; die Orgel war jedenfalls eine tragbare, ein sogenanntes Positiv".

Das zweite Kapitel des interessanten Büchleins von Prof. Koch lautet: Oberst Baumann, Held vor Konolóp und Bauherr in Moskau". Wir Deutschen in Moskau haben diesem Oberst Baumann augenscheinlich sehr viel zu verdanken. In unserer Stadt langte er im Jahre 1658 an und brachte, da er „ohne Pastor nicht sein konnte", den Pastor Johann Dietrich Vockerodt mit. Rußland lebte gerade im Kriege mit den Polen, die sich mit den Tataren verbündet hatten. Die Bewohner Moskaus wurden schon wieder vom Schrecken eines erneuten Tatareneinfalls bedroht; doch wehrte der „Granatenmeister" Oberst Baumann den Einfall ab, wofür er vom Zaren mit „großem Gelde und der General-Leutnants-Charge begnadiget wurde". Auch veranstaltete Baumann eine Geldsammlung, um die zerstörte deutsche Kirche wieder aufzubauen.

Sein Tun und Wirken haben einen Verehrer Baumanns zu folgenden Versen begeistert, aus denen wir außerdem ausgezeichnet die Stimmung jener Zeit kennen lernen:

O Mußkou schließ die Tor, verstärke deine Wallen,
Der Tartar ist nicht weit und wird dich bald anfallen.
Durch diese falsche Post erschrak das Land so gar,
Daß es den Tod schon fürcht auch außer Todsgefahr.
Der großen Residenz schien selbsten auch zu grauen,
Man fing an Tor und Mauer zu bessern und zu bauen.
Das deutsche Pilgervolk, welchs dar sonst hoch befreit
Und sicher wohnt, floh jetzt zu beßrer Sicherheit
In ihres Tsaren Schutz auf sein selbst gnädigs Winken.
Man sah ihr Gotteshaus zu Boden nieder sinken,
Als wollt es durch sich selbst vielmehr verwüstet sein,
Denn daß der Heiden Hand es sollte äschern ein.
Kurz die Slabbodda stund wüst, traurig und zerstöret,
Als wenn ein langer Krieg sie hätte schon verheeret.
Es war dem ganzen Land und seinen Bürgern bang,
Und malt ihm selbst schon vor den letzten Untergang.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Nach dem, als Baumann nun mit neuer Ehr beglänzet,
Mit einem Lorbeerzweig umb Haupt und Haar bekränzet
Zog zur Slobodden ein, wo durch des Tsaren Gnad
Das deutsche Volk befreit Sitz, Herd und Feuer hat,
Ließ er die Augen erst stracks nach dem Hause kehren,
Da man nach deutscher Art pflegt unsern Gott zu ehren,
Villeicht umb daß er wollt in einem Seufzerlein
Vor diesem Sieg und Glück dem Schöpfer dankbar sein.
Ach aber! was? da lag das fromme Haus darnieder,
Die Balken, Dach und Fach zerstreuet hin und wieder,
Die Kanzler umgekehret, zerquetschet das Altar,
So daß von allem nichts ihm selbst mehr ähnlich war.
Ach Gott! was grimme Hand hat dieses doch begangen?
Kein Feind, o Held. Es fing dem Haus auch an zu bangen;
Wie daß dies ganze Land in Furcht des Tartars stund,
Da fiel es von sich selbst vor Schrecken auch zu Grund.
Und Wunder, da der Feind doch nieder ist geleget,
Daß der zerfallne Bau vor Freuden sich nicht reget
Und steht selbst wieder auf. Ja wohl! er soll aufstehn,
Sprach Baumann drauf, man soll hier wieder beten gehn. —

Eine rege Stütze fand Baumann in der Person des Pastors Johann Gottfried Gregorii; auf einer Reise nach Deutschland verstand es dieser Pastor bei verschiedenen deutschen Fürsten Schutz in Worten und Taten für die Deutschen in Moskau zu erwirken, besonders beim Kurfürsten von Sachsen, weshalb die Deutsche Kirche in der Vorstadt die Sachsenkirche benannt

wurde. Selbiger Gregorii hat späterhin noch sehr erfolgreiche Kollektenreisen ins Ausland unternommen. Aber obwohl er sehr viel Gutes für die Deutschen in Moskau getan hat, hatte er doch viel Unannehmlichkeiten von seiten derselben Deutschen zu erdulden, denn, wie Prof. E. Koch berichtet, war „die deutsche Vorstadt zwar einerseits eine Musterkarte westeuropäischer Intelligenz, andererseits aber auch ein arges Klatschnest und ein Herd von Intriguen."

Pastor Gregorii war es auch, der die erste Schauspielaufführung in Moskau, überhaupt in Rußland, veranstaltet hat. Auf diese, nicht nur für die Theatergeschichte, sondern auch für uns Deutsche interessante Tatsache soll etwas näher eingegangen werden. Ein Deutscher, ein Germane war es also, der die erste Theateraufführung in Rußland geleitet hat, und ein Germane war es (Gordon Craig), der die letzte bedeutsame Theateraufführung bei uns in Rußland geleitet hat. Ich spreche von der Inszenierung des „Hamlet" von Shakespeare im „Moskauer Künstlerischen Theater" durch Gordon Craig. Doch darüber später. Kehren wir in das Jahr 1672 zurück. In diesem Jahre hatte die junge Zarin Natalia ihren Gatten Alexej Michailowitsch mit einem kräftigen Sohne beschenkt; er wurde Peter genannt. Die Weltgeschichte nennt ihn — Peter den Großen. Die Freude des Zaren Alexej war groß, und er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß am Hofe nun Lustbarkeiten herrschten. Dem Minister Artemón Sergejewitsch Matwéjew kam der Gedanke, so gut es eben ging, eine Vorstellung zusammenzubringen, und — Pastor Johann Gregorii erschien ihm als der dazu geeignetste Mann. „Waren es Freunde, die des Pastors Befähigung zu solcher Sache kannten und ihm die Gunst des Hofes verschaffen wollten? Waren es Feinde, die in der Meinung, daß er das nicht leisten könne, ihn verderben wollten? Die Frage bleibt unentschieden. Im Vertrauen auf Gott und zahlreiche gute Freunde unterzog sich Gregorii der Aufgabe und schrieb nach dem biblischen Buche Esther die tragische Komödie: „Ahasverus und Esther". Er schrieb sie wahrscheinlich zuerst deutsch und übersetzte sie dann mit Hilfe der slavonischen Bibel ins Russische." Am 17. Oktober 1672 fand im benachbarten Dorfe Preobraschenfk in einem eigens dazu erbauten Hause die erste Aufführung statt. Sie soll zehn Stunden gedauert haben. Das Orchester bildeten die Hausmusikanten des Ministers Matwejew, unter Leitung von zwei Deutschen, von denen der eine Organist der Sachsenkirche war. Die Schauspieler nahm Gregorii zunächst aus seiner Gemeindeschule; die Zahl der Personen soll 64 betragen haben. Ob nur russisch oder sowohl russisch als deutsch gesprochen wurde, läßt sich nicht feststellen. Der Zar soll von dem nie gesehenen Schauspiele „ganz bezaubert" gewesen sein. Nachher wurde auf seinen Befehl die Kremlapotheke zu Theateraufführungen eingerichtet und „Magister Jagan Gotfrid" erhielt als Gratifikation 40 Zobelfelle im Werte von 100 Rubeln und ein paar Zobelfelle im Werte von 8 Rubeln. Im Jahre 1673 wurde in der Butterwoche ein

neues Stück: „Judith" gespielt und gegen Ende der Butterwoche kam sogar ein Ballett (!) zur Aufführung. Wie seltsam sind doch des Schicksals Launen: ein deutscher Pastor leitet das erste Ballett in Rußland! Das Ballett hieß „Orpheus und Eurydike". Bekanntlich werden in der Sage durch den Gesang des Orpheus Sträuche, Bäume und Berge zum Leben erweckt, also mußten auch in Moskau „zwei Felsen in Pyramidenform" tanzen. Ergötzlich ist das deutsche Lied, das Orpheus hierbei zu singen hatte:

Ist nun der erwünschte tag
Dermahl eins erschienen,
Das man dir zur freude mag
Großer Zare dienen.

Groß ist zwar dein fürstentum,
Das dein witz regieret,
Größer doch der tugendruhm
So dich höher fihret.

Das gerechte strafgericht
Und zugleich die Güte
Machen durch ihr himmelslicht
Göttlich dein gemüte.

Du der Reußen helle Sonn
Mit dem Mond und Sternen*),
Lebe stets in höchster Wonn
Unglück steh von fernen.

Unser untertänigkeit
Muß zu deinen füßen
Darthun ihre schuldigkeit
Und sie dreimal küssen.

Dein verstand und heldenmacht
Kann uns zubereiten,
Nach der langen Kriegesnacht
Guldne friedenszeiten.

So muß deine trefflichkeit
Sich dem himmel gleichen
Weil dir noch zu unsrer zeit
Alle müssen weichen.

Herrsche lang, o himmelsfreund,
Mißgunst du mußt schweigen,
Welche Gott so nahe seind,
Müssen wol gedeigen.

Drumb wolan mein seytenwerk
Las dich lieblich zwingen
Und du Pyramidenberg
Hupfe nach dem singen!

Und nun begannen die zwei „Pyramidenberge" zu „hupfen"!

Dem Zaren hatten die Theateraufführungen so sehr gefallen, daß er sie auch für die Zukunft gesichert haben wollte, und Pastor Gregorii erhielt den Auftrag — eine Theaterschule einzurichten. Ihm wurden 26 Kinder russischer Eltern zugewiesen; es war ein Wunsch des Zaren, daß das Theater ein national-russisches werden sollte. Späterhin kamen noch verschiedene Aufführungen zustande. — Im Jahre 1675 starb Pastor Gregorii, dem wir Deutschen in Moskau sehr viel zu verdanken haben.

Noch viel Ungemach, noch viele trübe, aber auch helle Tage hatten die Deutschen in Moskau zu durchleben. Inzwischen ist die deutsche Vorstadt, die „Schlabodde", längst ein Teil der Stadt Moskau geworden, die mit Riesen-

*) Zar mit Gemahlin und Kindern.

schritten sich ausbreitet. Die Deutschen selbst leben nun überall in der Stadt verstreut. Von den früheren alten Kirchen Moskaus hat sich nur die altehrwürdige Michaelis-Kirche (früher „Alte Kirche") auf demselben Platze erhalteu; der Holzbau ist allerdings im Laufe der Jahre verschwunden und hat einem soliden Steinbau weichen müssen. Neben der Kirche erhebt sich der Steinbau der St. Michaelis-Knabenschule. Laut Rechenschaftsnericht vom Jahre 1910 wurde die Schule von 391 Schülern besucht, von denen 164 evangelisch-lutherisch waren. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug 4088.

Die „Sachsenkirche" ist im Laufe der Jahre in's Zentrum der Stadt übergesiedelt und heißt jetzt Petri-Pauli-Kirche. An der Grundsteinlegung auf dem jetzigen Platze im Jahre 1818 nahm der gerade in Moskau anwesende König von Preußen Friedrich Wilhelm III. nebst dem Kronprinzen und einem mecklenburgischen Prinzen teil. Seit dieser Zeit ist der jeweilige König von Preußen, gegenwärtig also Seine Majestät Kaiser Wilhelm II., Patron der Petri-Pauli-Kirche. Diese Gemeinde ist die größte deutsche Gemeinde Moskaus. Das Petri-Pauli-Gymnasium zählt 252 Schüler; die Realschule 337 und die Vorschule 295 Schüler. Im ganzen also 884 Schüler!. Das Mädchengymnasium zählt 407 Schülerinnen, die Vorschule 131 Schülerinnen.

Auf der letzten Gemeindeversammlung der Petri-Pauli-Kirche wurde beschlossen, für das Gymnasium und die Realschule ein neues Gebäude zu errichten; hierbei wurden in etwa 20 Minuten 120.000 Rbl. gezeichnet! Diese Tatsache spricht mehr als Worte!

Auch die reformierte Gemeinde Moskaus besitzt eine eigene Kirche. Die Gesamtzahl der Gemeinde-Glieder betrug im Jahre 1910 circa 2374.

Die vor einigen Jahren ins Leben gerufene Reformierte Kirchenschule erfreut sich wachsender Beliebtheit und zählt 333 Schüler und Schülerinnen.

Somit habe ich Sie, lieber Freund, aus der Vergangenheit der Deutschen in Moskau wieder zurück in die Gegenwart geführt. Im Jahre 1897 betrug die Zahl der Deutschen in Moskau c. 17.000 bei einer Gesamtbevölkerung von über 1 Million. — Die Überführung der Residenz nach St. Petersburg hat auch der deutschen Kolonie Moskaus mit der Zeit ein anderes Gepräge verliehen; nun stützt sie sich hier hauptsächlich auf Handel und Industrie. Regen Zuzug erhält sie aus Dentschland und Österreich; auch leben viele Balten in Moskau.

(Schluß in den nächsten Nummer.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Lou Andreas-Salomé.

Von Helene Klingenberg. (Berlin.)*)

## Hymnus an das Leben.

„Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben.
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben:
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden:
Laß in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden,
Jahrtausende zu denken und zu leben
Wirf deinen Inhalt voll hinein —
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
Wohlan, noch hast du deine Pein."

Dieses Gedicht Lou Andreas-Salome's, das Nietzsche auf's tiefste ergriff und zu einer Vertonung hinriß, spricht wie nichts anderes das Wesen dieser Frau aus. Eine ungeheure Bereitschaft dem Leben gegenüber, ein demütiges und mutigstes Sich-ihm-offen-halten, seinen Seligkeiten, Erkenntnissen, aber auch seinen tiefsten Schmerzen noch, kennzeichnet sie, in der sich — zu unerhörtem Reiz — der Ernst, der fast furchtbare Ernst des Mannes mit der übermütigen Sorglosigkeit des Kindes und der inbrünstigen Hingebung des Weibes mischt.

Sie geht durch dieses Leben, den Kopf ein wenig gesenkt, wie lauschend — hineinlauschend in alle Dinge, die einen tiefen Glanz in sie werfen, von dem die Augen „wie zwei unergründlich verheißungsvolle Glücksgeheimnisse" reden. Mit so festem, nimmermüdem Schritt geht sie, sicher geführt von einer erstaunlichen, klaren, streng geschulten Denkkraft, noch sicherer von erlesensten Instinkten, vorüber und hinüber über alles, was aufhalten, einengen, Grenzen und armselige Worte festnageln will, hinein, nur immer tiefer hinein in diese ungeheure Bereitschaft, noch über alle personalen Grenzen hinaus sich dem Leben offen zu halten.

Jung sein heißt ihr: das Dasein „stark und heiß" mit allen Kräften umfassen, sich drangeben, sich's „bis an's tiefste Herz" dringen lassen, in glühendem Kampf ihm seine Rätsel entreißen, das einzige tiefe Glück genießen,

*) Die Verfasserin dieser Studie ist Livländerin. Die Redaktion.

dieses „von ganzem Herzen und mit allen Kräften." Und alt werden heißt ihr abermals: sich drangeben — um eines ganzen Lebens Bemühen reicher — sich drangeben „in immer neuem Erstaunen, zunehmender Neugier" an die Gewalt, die aus allem Welken und Sterben immer wieder nur Blühen und Leben schafft.

Lou Andreas spricht von diesem Leben mit leiser Stimme, ohne Pathos, ohne Sentimentalität, schlicht, fast ohne Betonung, dazwischen nur ein Stammeln, eine Gebärde, in die tiefste Ergriffenheit sich birgt, der Worte alles zu entseelen, zu entfärben scheinen. Aber diese leise Stimme hat einen wunderbar verhaltenen Klang, als fände sie nur mühsam den Weg durch alle Schätze, die ihre Seele gehäuft. Oder sie spricht in gedanklichen Abstraktionen „mit vorurteilsfreier Einsicht in alle Verhältnisse des Stofflichen", mit der „sachlichen Ehrfurcht" vor den Dingen. Doch auch dann spricht sie wie jemand, dem „das Herz brennt" und aus diesem Feuer die Gedanken herausschlagen, — dem „Denken ein leidenschaftliches Erleben ist, nicht etwas Kühles, Blasses, Lebensabgewendetes, dem nur die allerpersönlichsten, oft gefährlichsten und wildesten Wege der Seele es sind, auf denen man zu den Zielen gelangt, die dann kalt und klar und abstrakt als Denkresultate dastehen."

Aus solcher Art zu fühlen und zu denken geht fast mit Notwendigkeit hervor, daß es keine einzelne Kunstrichtung ist — auch die Literatur nicht —, an die sie ihre volle Kraft setzt, sondern, daß das Leben und nur das Leben diese Natur zu tiefster Konzentration und Hingabe zwingt.

---

Lou Andreas ist in Petersburg im Jahre 1861 als Tochter des Generals von Salomé geboren, dessen Portrait sie in der Erzählung „Im Zwischenland" in der Gestalt des vornehmen, liebenswürdigen Generals Ducamps gezeichnet hat. Schon früh verließ sie das Elternhaus, um in Zürich philosophische Studien zu treiben. Bekannt ist, daß sie kurz darauf mit Nietzsche und Rée in Rom zusammentraf, die sie beide durch Malvida von Meysenbug kennen lernte. Jahre der ernstesten Studien verbanden sie nach nacheinander mit Nietzsche, Rée und vielen andern bedeutenden Männern.

Im Jahre 1887 heiratete sie Professor Andreas und lebte seitdem abwechselnd in der Umgebung von Berlin und auf Reisen.

1903 siedelte sie zu dauerndem Aufenthalt nach Göttingen über.

Dort, in der Stille und Zurückgezogenheit ihres ländlichen Aufenthalts, inmitten ihrer geliebten Wälder, sind es weit eher Rehe und Hirsche, die sie zu sehen bekommen, als die Menschen. Nie hat Lou Andreas als Gesellschaftsmensch gelebt. Die feine Sensation, der feine Duft, durch Wirkung und Gegenwirkung auf einzelne Menschen hervorgerufen, sind es allein, die diese Frau sucht, die sie entzücken, denen sie sich öffnet. Und alle die einzelnen Menschen, die das erfahren haben, wissen, daß solche Stunden unter vier Augen zum Eindrucksvollsten, Tiefsten, was sie erlebt haben, gehören.

Ihre Zeit in Göttingen teilt sie zwischen Arbeit und Wanderungen durch die Natur. Alles, was Natur ist, entzückt und tröstet sie. Sie fühlt so stark „die Einheit und Gleichheit des konzentrierten Naturlebens um Einen und des Geistigen in Einem — des Gartens im Kopf und der Gedankenblüten auf allen Baumzweigen."

„Wenn man durch den Frühling wandert", schreibt sie einmal, „wundert mich oft nur noch das Eine: daß man irgendwie Form behält und nicht das enge Menschengefäß nach allen Seiten auseinanderschmettert in die unerhörten Räusche ringsherum". Gewiß, — die Dinge werden schließlich alle so, wie die Menschen sind, die sie verwenden. Auf's tiefste können sie Erwägungen über die Pflanzen beschäftigen. „Wenn man schon gemein ist", ruft sie einmal aus, „sollte man's wenigstens im Frühjahr nicht sein aus Anstand vor jedem simpelsten Anemönchen und Butterblümchen." Und selbst noch Novemberlandschaft im Sonnenschein gewinnt etwas merkwürdig Ergreifendes für sie: „Alle Dinge, ihrer Sommerhülle entkleidet und ihrer Schneehülle noch harrend, stehn so ernsthaft und ehrlich unter dem Himmel, wie vor jemandem, der sie richten wollte, es aber vergaß und in lauter Sonne über sie lächelt."

Was die Eichhörnchen sich erzählen und die Singvögelchen, die sie auf ihrem Altan mit Speck und Körnern füttert, interessiert sie auf's heftigste. Mit Baum und Strauch, Nebel und Wolke, Tier und Pflanze fühlt sie sich auf's engste verschwistert — *eines* —, und manch eine Pforte springt auf diesen einsamen Wanderungen, oft noch vor Tag, leise auf und öffnet ihr Fernblicke in noch unerforschte Weiten.

Ihre Arbeitszeiten wiederholen sich mit einer gewissen Periodizität, und dann sind's „berauschte Tage und Nächte und Seligkeiten". Der Verlag von Cotta veröffentlichte nacheinander: „Ruth," „Aus fremder Seele," „Ma," „Fenitschka," „Eine Ausschweifung," zehn Novellen unter dem Gesamttitel: „Menschenkinder" und „Im Zwischenland," fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen. Im Verlag von Lazarus erschienen 1892 „Ibsen's Frauengestalten," die 1906 bei Eugen Diederichs neu verlegt wurden, bei Karl Konegen in Wien 1894 „Friedrich Nietzsche" und in „den Sozialpsychologischen Monographien", herausgegeben von Martin Buber, die „Erotik." Außerdem sind zahlreiche Artikel in verschiedenen Zeitschriften und ein nicht mehr erhältliches Buch: „Im Kampf um Gott" erschienen.

Die Menschen, die Lou Andreas-Salomé in ihren Büchern hinstellt, verraten alle ungeheuer viel von der Frau, die sie geschaffen, und stehen wie lauter Wegweiser zu ihr vor uns. Daß sie auch den Mann so gut kennt und versteht, kommt zum Teil wohl daher, weil sie ihr Leben lang zu außerordentlich vielen, in irgend einem Sinn bedeutenden Männern Beziehungen hatte, zum größern Teil, weil sie in sich, in ihren subtilen weiblichen Instinkten und ihrer männlichen Intelligenz das Instrument besitzt, das die leisesten,

feinsten Schwingungen einer andern Seele aufzunehmen und zu fixieren im stande ist.

Ein Zug vornehmlich kennzeichnet sie alle: dieses Sichdrangeben und Sichstandhalten. Daraus erwachsen die Konflikte, durch die hindurch sie gehen mit der Kühnheit, die nur ein letzter Ernst ermöglich, an Ziele, wo Glück und Schmerz, Genießen und Entsagen sich einen, in unfaßlicher Vermählung mit einander verschmelzen.

In „Ruth" ist es die schrankenlose Hingabe eines um seine Kindheit betrogenen Mädchens, die im Mittelpunkt des Interesses steht. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein Kind, das in seiner Umgebung völlig einsam aufwächst, weil es anders ist als sie und darum nicht verstanden wird, rettet sich aus dieser Einsamkeit in eine Phantasiewelt, die solche Dimensionen annimmt, daß sie — ohne es zu wissen — in Gefahr steht, geistig zu erkranken. In diesem Moment trifft sie auf einen Mann, dessen Kraft und besondere Begabung es ist, Menschen zu erziehen. Von ihrem sichern Instinkt, „der keinen Zufall zuläßt", geleitet, gibt sie sich in seine Hand, und er tut sein Meisterstück an ihr, indem er sie — durch strenge, logische Schulung des Verstandes und Willensklärung — in's wirkliche Leben hineinführt. Er gelingt ihm, weil — größer als seine Strenge und Forderung — seine Liebe für dieses sich geistig rasch und stark entwickelnde Kind ist, in der beinahe männliche Elemente zu voller Auslebung drängen, daneben auch alle kindlichen und die inbrünstige Zärtlichkeit und Sehnsucht, sich in Gehorsam hingeben, weggeben zu dürfen — „auf den Knieen noch". Sie erregt alle seine Kräfte, vertieft sie, macht ihn produktiv. Für Ruth wird er „der einzige Mensch, den die Erde trägt", mehr noch, ein in ihrem „Inneren über alle Menschen emporgehobenes Bild", das „weit über jede Wirklichkeit" hinaus alles verkörpert, „was einem Kinderherzen anbetungswürdig ist", — ein Gott!

Diese Liebe wird nun der furchtbar tragische Konflikt, an dem drei Lebensverhältnisse zerschellen; denn in dem reifen, um vieles älteren Mann wandelt sich die Liebe zum Kinde zur Liebe zum Weibe, das er begehrt. Erik aber hat eine Frau und einen erwachsenen Sohn, der — gleich ihm — Ruth liebt. Er verliert alle drei: Klar-Bel, seine Frau, als sie von ihm selbst erfährt, daß er sie opfert, preisgibt, weil auch sein Pflichtgefühl sich von ihr weg dahin wendet, wo „die stärkere Liebe blüht"; Jonas, der vor seinem bis dahin vergötterten Vater die Achtung verliert, als er die Mutter geopfert sieht, und Ruth endlich, weil ihre Liebe die Liebe eines noch ganz kindlichen Weibes ist, deren Lebensideale selbst noch zu kindlich geartet sind, um den Zusammenstoß mit grade dieser Wirklichkeit schon ertragen zu können. In dem Augenblick, wo sie von seiner Liebe erfährt und den Handlungen, zu denen sie ihn getrieben, erscheint er ihr ein Fremder, „ein Schlechterer." Ihr Götterbild zerbricht. Aber schon wächst sie über ihn hinaus, indem sie — im Schmerz des Verlustes — ihre ganze junge, lebensbejahende Kraft sammelt, um das Wirklich-

keit werden zu lassen, um das zu leben, was — wie Erik sagt — nur in ihrer Phantasie gewesen: daß sie sein Kind ist. „Ein Stück von ihm, ein Werk von ihm. Sie kannte alle seine Gedanken, seine besten. Die sollten lebendig werden, nicht nur geträumt: gelebt. Von ihr für ihn!“ Um eine Illusion ärmer, um eine Kraft reicher, um eine Entwickelung reifer geht sie von ihm, denn sie begreift, daß Erik nichts dafür kann, „daß er anders ist und das Leben anders ist“, als sie es sich geträumt hat, und daß man aus Eigenem schöpfen muß, „die Dinge voll und ganz zu nehmen und ihnen zu lebendiger Schönheit zu verhelfen.“

Diese herrliche Gesundheit der Seele, die sofort mit aller Kraft auf jedes Erleben reagiert, dem Schmerz, der Enttäuschung ebenso mutig entgegengeht, wie dem Glück, ist einer der Hauptzüge in Ruth's Charakterbild. In „ihrer unbegrenzten Empfänglichkeit“ steht sie „mitten im Leben wie mit weit ausgebreiteten Armen“, so beredt in Ausdruck und Gebärde und doch so unfähig zu „jeder lauten Bewegung“, wissend: das Tiefste an allen Dingen läßt sich ja doch nicht erzählen. Darum will sie keine Bücher schreiben, weil Bücher tot sind. „Ein Märchen erzählen“ möchte sie, „ein einziges. Eins, worin alles drin ist. Aber nicht mit Worten.“ Und man fühlt: ihr Leben wird dieses einzige Märchen sein und ihre Persönlichkeit die Sprache, mit der sie es erzählen wird.

Neben Ruth ist es Erik, der das stärkste Interesse in Anspruch nimmt. Ganz Aktivität, der Typus eines Willensmenschen, herrisch, ehrgeizig, „weltmännisch geschult.“ Aber hinter dem gelegentlichen leichten Flirt des Salons, durch „momentane Erregung seiner Sinne hindurch“ äußert sich ein „tiefinnerster Hunger“ und eine Sehnsucht nach Menschenseelen. Er braucht sie, weil er erst in seiner starken Beeinflussung anderer die große Sicherheit des Lebens, den Glauben an sich selbst gewinnt. Er weiß von andern viel mehr als von sich. Alles Grübeln liegt ihm fern. Mitten ins Leben gehört er hinein, nicht in die Gelehrtenstube, auch nicht in den Salon. Er arbeitet — ein feiner, liebevoller Menschenkenner — mit Menschenmaterial. Die Schwierigkeit einer Aufgabe macht ihn sicher, läßt ihn seine ganze Kraft sammeln, sich dessen bewußt werden, was er vermag. Mit seinem Interesse an einem Menschen wächst sein Verlangen, „ihn zu formen, zu gestalten, nach seinem Willen umzuprägen“. „Liebe und Härte“ fallen in ihm zusammen. Seine Gefahr liegt da, wo er sich allein überlassen bleibt. Da liegt auch in ihm der Schwächling.

Ganz jung, kaum zwanzig Jahre alt, hat er sich in ein schönes Kinderfräulein verliebt und sie „mitten in seiner leichtlebigen Pariser Studentenzeit“ vom Fleck weg geheiratet. Seine Studien waren „breit angelegt gewesen und sollten Natur- und Geisteswissenschaften umfassen“. Aber als ihm sein Junge geboren wird, schließt er mit seinen ehrgeizigen Wünschen ab, um Brot für Weib und Kind zu erwerben. Er nimmt eine kleine Lehrstelle auf einer friesischen Insel an. Und dort tut Klare-Bel den unglücklichen Fall, während sie

sich mit dem zweiten Kinde trägt, der sie fast lebenslang an den Liegestuhl fesselt. Nun erfüllt Erik nur der eine Gedanke: wie seine Frau gesund zu machen sei. Hoffnungszäh noch ans Unmögliche anrennend, zwingt er Klare-Bel, die oft Widerstrebende, Zitternde, zu immer neuen Kuren und Operationen. Und in dem Bemühen, sie über alles Schwere hinweg zu tragen — nicht durch zu viel „Schonen und Bemitleiden", aber durch seine „unaufhörliche Gegenwart und beständige energische Einwirkung auf sie" — vergißt und überwindet er seine eigenen Enttäuschungen. Gegen jeden bittern Rückblick lehnt er sich „mit Kraft und Härte gegen sich selbst auf", es niemals zugebend, „daß irgend eine Gewalt stärker über ihn werden könne, als sein Wille, seine Bürgschaft". Immer mehr Stunden übernimmt er, um die Kosten für alle die Reisen und Kuren aufbringen zu können; und wenn Klare-Bel sich darüber grämt, daß sie immer nur so daliege und Opfer koste, so lacht er sie aus, nimmt sie behutsam auf seine Arme, um sie, anstatt ihrer Füße, zu tragen und nennt sie in heiterem Scherz: eine allzuleichte Last. Und dann lacht auch Klare-Bel vor lauter Vergnügen und schlingt die Arme um seinen Nacken, denn sie fühlt: Glück ist es ihm, nicht nur Pflicht, ihr alles in allem zu sein, und daß daran „weder Altern noch Krankenlager, weder Lebensenttäuschungen noch Liebesversuchungen" etwas zu ändern vermögen. Es ist seine ehrliche Überzeugung, die er einmal in folgenden Worten ausspricht: „Der Mann, der für immer ein Weib an sich und auf sich nimmt, genießt neben dem Liebesglück noch ein anders, spezifisch männliches Glück: er legt seine Hand bewußt auf dies ganze, ihm zugehörige Dasein und sagt dazu: „Mein." Ihm bedeutet sein Glück durch das Weib dreierlei: lieben mögen, — verantworten wollen, — herrschen dürfen, das untreue Preisgeben seines eigensten Reiches wäre etwas, was ihm wider die Scham ginge." Er liebt Klare-Bel so sehr wie er glaubt, daß ein Mann überhaupt das Weib lieben kann, bis — das Schicksal Ruth zu ihm führt. Und als er erkennt, daß er sie liebt, da steht er still vor dieser Liebe und blickt ihr ins Antlitz „an allen inneren und äußeren Verhältnissen" vorbei, die bisher sein Leben ausgemacht haben, weil kein Raum mehr dafür bleibt, weil die „Menschen und Pflichten seiner täglichen Umgebung", ja die ganze Welt versinkt, erlischt, und nichts mehr übrig bleibt, als nur Ruth. Aber er weiß auch, daß Ruth noch ganz Kind ist und es noch lange bleiben muß, damit ihre Entwickelung, „die ganze Fülle der Möglichkeiten", die noch in „festgeschlossenen Knospen" ruht und der „schützenden Hülle" bedarf, nicht Schaden nimmt. Und da tut er sie fort, — um sie zu behalten. Denn er fühlt, daß er „außer ihr nichts zu verlieren hat, was ihn ganz erfüllt." Er kämpft um das Schönste und um das Letzte — und um das Höchste: um sich selbst. Nach der Trennung von Ruth folgt auf die „angespannteste Aktivität" ein Nachlassen aller Kräfte, ein „unnatürliches, vollständig entnervendes Hinleben in Gefühlen und Gedanken", ein „unsicheres Tasten in's Blaue, in die Ferne." Er wird fast krank.

Da erhebt sich Klare-Bel ohne ihre beiden Stöcke und steht vor ihm — eine Genesene! Heimlich hat sie sich im Gehen geübt, monatelang sich auf seine große Freude gefreut, von der sie eine Lebenserneuerung für ihn erhoffte, und nun, wo sie vor ihm steht — bemerkt er es nicht! Und als er es bemerkt — an ihrem plötzlichen Erblassen und Schwanken — da geht eine furchtbare Erschütterung durch ihn hindurch, daß sie umsonst auf seine Freude gewartet hat. Das Mitleid erfaßt ihn mit nie gekannter Macht.



Lou Andreas-Salomé.

Konnte er Bel nicht gegen sich schützen? Er rafft alles zusammen, was er an Herzensgüte, Stolz und Selbstvertrauen besitzt, alles, was in ihrem gemeinsamen Leben schön und stark und heilig gewesen, um gegen sich zu siegen. Er kann es nicht! Und nach dem Mitleid packt ihn die noch schlimmere Versuchung der Scham, die glühend in ihm emporbrennt — er kann es nicht! Er kann nicht entsagen! Ihm ist's, „als handle sich's garnicht um einen einzelnen Menschen, noch weniger um ein Weib, — nein um alles, was er noch

berühren konnte, schaffend, wirkend, liebend, — um sein eignes Menschsein. Entsagen hieß in die Wüste gehn — nicht nur mit seiner Liebe, — auch mit seiner Tatkraft, — mit seiner ganzen Kraft überhaupt, — in's Unfruchtbare, in die tote Einsamkeit."

Das sind die Züge der großen Leidenschaft, von der so viele Menschenherzen zeitlebens nichts ahnen, über die sie urteilen, die sie verurteilen. Wer sie kennt, weiß, daß es dagegen keine Auflehnung gibt, so wenig wie gegen den Blitz, der niederbrennt und tötet, so wenig wie gegen die Gewalt der Tiefe, die sich öffnet und Städte und Dörfer verschlingt.

Klare-Bel wird preisgegeben.

Und nun der Schluß. Unerwartet kehrt Ruth zurück, geängstigt von einem Brief Erik's, den er in Zweifel, Zwiespalt und Angst geschrieben. Und da, als Erik sie so unerwartet vor sich sieht, mitten im Aufruhr seines ganzen Innern, da verliert er die Herrschaft über sich, da begeht er den einen, durch nichts wieder gut zu machenden Fehler: er gesteht ihr seine Liebe.

Und er verliert Ruth.

Auch die Nebenpersonen des Buches sind von feinster Zeichnung. Klare-Bel, diese zarte, gütige Frau, die nur eine kurze Entwickelung durchgemacht hat und dann ein Leben in völliger Abhängigkeit von ihrem Mann lebt — aber in einer Abhängigkeit, die ihr ganzer Halt und ihr ausschließliches Glück ist, und aus der die ungeheure Güte in ihr emporwächst, ihm den Weg zu Ruth freizugeben. „Sonst bist Du zeitlebens unglücklich" — sagt sie — „und das, — siehst du — das könnt' ich ja nicht aushalten. Ja, wenn es anders möglich wäre. Aber das ist es ja: es ist nicht möglich." — Und: „Es ist immer alles schön gewesen zwischen uns. Es kann traurig werden, — sterbenstraurig. Aber nicht häßlich. Das soll es nicht." Und sie deutet ihre Genesung wie einen Befehl von Gott: „Geh!" Erst als Klare-Bel erfährt, daß nicht sie es ist, die sich ihrer Liebe opfert, daß sie bereits geopfert ist, von ihm, da bricht sie in den Verzweiflungsschrei aus: „Lieber Gott, nimm mir meine Liebe aus meinem Herzen."

Noch eine andere Tragödie, die zwischen Vater und Sohn, schildert das Buch. Jonas ist fast noch ein Knabe, kaum älter als Ruth. Als er sie in der Stunde ihrer tiefsten Verzweiflung belauscht — im Drang sie zu schützen, sie in ihrem Schmerz nicht allein zu lassen, ist er auf den Baum vor ihrem Fenster geklettert und verharrt dort, trotz Kälte und Nässe, die ganze Nacht, — es ist die Nacht, die ihrer Abreise vorausgeht. Erik ist fort, — da packt ihn mit voller Gewalt das erste, große Gefühl seines Lebens, seine Liebe zu Ruth. An ihr wird er zum Mann. Eine Szene von großer Schönheit zwischen ihm und dem Vater wird nun geschildert. Jonas liegt, heftig erkältet, zu Bett. Ein leises Stöhnen und unterdrücktes Weinen führt Erik in sein Zimmer und plötzlich versteht er, was in dem Fiebernden, Schluchzenden, ihn Anklagenden und sich ihm in die Arme Werfenden vor sich geht. Unendlich gütig und weich, aber mit der ganzen eindringlichen Festigkeit seiner

an jeder Aufgabe wachsenden Willenskraft spricht er zum Sohne; bezwingt seine Unruhe, bestimmt seine innersten, widerstrebenden Gedanken. Schließlich wird Jonas ganz ruhig, ja die Richtung, die der Vater seinen Gedanken gegeben, macht ihn hoffnungsfroh, weckt seine ganze Tatkraft. Er will lernen, arbeiten, sich entwickeln, es nicht dulden, daß Ruth ihn überflügelt und hinter sich zurückläßt. Tüchtig will er werden, ein ganzer Mann, um ihr einst ein ganzer Freund sein zu können, wenn sie seiner bedarf. „Jetzt kannst du zeigen, was du wert bist," hat der Vater ihm gesagt, „und ob du's wert warst, Ruth gehabt zu haben." Und Jonas macht seine Vorsätze wahr und übertrifft alle Erwartungen seines Vaters. Dann, als Ruth unerwartet wiederkehrt, überwältigt ihn die Leidenschaft und wirft ihn vor ihr in die Kniee. Aber Ruth liebt in ihm nur den Bruder. Verzweifelt stürzt er fort, um grade in dem Augenblick wiederzukommen, als sein Vater Ruth dasselbe Geständnis macht.

Ob sie sich wiederfinden, Vater und Sohn? Davon verrät das Buch nichts. Erik fühlt nur, daß „ein ganz neues Verhältnis zu seinem Sohn, ein ganz neuer Kampf" ihn erwartet und daß er „seine volle Kraft zusammennehmen" muß, „um darin zu siegen," denn Jonas achtet ihn nicht — jetzt nicht.

---

„Aus fremder Seele" schildert ebenfalls die Tragödie zwischen Vater und Sohn, nur ausgefochten auf einem, von der Liebe der Geschlechter weit abliegenden Gebiet. Doch hier geht die Jugend — Kurt — nicht den Weg durch die große Enttäuschung in's Leben, sondern in den Tod. Weil das Leben ihm sein „höchstes Gut besudelt hat", wirft er es in unsinniger, königlicher Verschwendung „wie einen Bettel dem Tod vor die Füße," „dieses ganze, reiche, zarte Leben, das in tausend halberblühten Knospen dastand." Ein wenig später, ein wenig gereifter würde Kurt nicht mehr so handeln, aber — Kraftlosigkeit ist solche Todeswahl gewiß nicht!

Kurt's Fanatismus der Überzeugung, woran starke, gesunde Jugend sich ausweist, und der doch Tod und Unheil im Gefolge hat, steht die Lebenslehre des „Himmelspastor's" gegenüber, der aus Liebe die Wahrheit verschleiert und zurechtstutzt, um den Menschen Frieden und Glück zu bringen. Eine endgültige Lösung für dieses Problem gibt es nicht. Und wenn es scheint, als würde hier die Frage durch des Pastor's öffentlichen Widerruf seiner Lehre zu Gunsten des Wahrheitsfanatismus entschieden, so darf man nicht vergessen, daß das Motiv dieses Widerrufs ganz allein die blinde parteiische Liebe zu Kurt ist, zu dem Einen, dessen Vorwurf er nicht erträgt.

Eine wundervoll durchgearbeitete Gestalt ist dieser Mann in seiner stillen Würde und Hoheit, in seiner unendlichen Güte. Kindesliebe bestimmt ihn dazu Prediger zu werden und die eigenen ehrgeizigen Wünsche dem Frieden und Glück der schwer geprüften Mutter zu opfern. Und wenn er ein Leben lang einen Glauben predigt, der nicht der seine ist, so ist das keine Lüge, keine Heuchelei: es ist der aus seinen Lebenserfahrungen, seinem Wesen,

seiner philosophischen Entwickelung herausgearbeitete Grundgedanke, daß alle menschlichen Erkenntnisse, alle sogenannten Wahrheiten beschränkt, bedingt sind, und daß diese Einsicht den von ihr durchdrungenen Menschen „über alle einzelnen Standpunkte", gleichsam „außerhalb" ihrer stellt, sie alle aufhebend. Und so stellt er sich — wie alle Menschen, die wirken, ergreifen wollen — auf den Standpunkt derer, zu denen er spricht, und redet zu seiner Gemeinde in der Sprache des Glaubens, weil es ihre Sprache ist, wie man zu Kindern in Märchen redet, weil diese die vertrauteste Vorstellungswelt des Kindes sind. Aber in dieser Sprache spricht er sein Tiefstes, sein Bestes aus, mehr als jede Überzeugung: sich selbst, dem die Kraft der Liebe, nur sie, Richtschnur und Herzschlag des Lebens ist, die sich selbst entäußernde, sich selbst überwindende, — sich selbst völlig dran gebende Liebe.

---

Es ist interessant zu verfolgen, wie diese Auffassung von der Liebe — als dem höchsten Selbstloswerden — immer wiederkehrt und in der Mutterliebe als eine „über den Keim gesenkte Wärme" gefeiert wird, „eine seine Möglichkeit verwirklichende Wärme, die ihn als ein Versprechen nimmt — ein Versprechen, das sie sich selbst mit ihm gibt. Mutterschaft ist ein lebenslänglicher Akt, und ihre Krönung vollzieht sich in der bewußten Hinausstellung des Eigensten von sich als eines Fremden für sich. In einer letzten schmerzhaften Freiwilligkeit, einem höchsten Selbstloswerden daran, hat sie ihre Frucht erst ganz zur Welt geboren, hat sie sie von ihren Zweigen sinken lassen und darf herbsten." („Erotik" S. 43)

Die Geschichte einer solchen Mutterschaft erzählt „Ma". Diese mütterlichste Frau mit der ganz jungen Stimme sagt: „Man lebt ja nicht, es sei denn um sich hinzugeben." Mit ihrer ganzen „tragenden, nährenden Lebensfülle" hat sie sich ihren zwei Kindern „einverleibt", ihrem Glück, ihrer Entwickelung sich hingebend, bis sie erkennt, daß diese Kinder etwas ganz anderes wollen, anderem zustreben, als sie; daß es die Wege einer neuen Generation, neuer Zeiten sind, die sie gehen, daß sie garnicht eins — „eines Wesens" sind. Ihr gehören „nur noch Wesensreste aus der Kindheit, nicht mehr der entwickelte Mensch, dem wurde sie leise fremd — fremd —! Von dem wurde sie mit dankbarer Nachsicht geliebt. Notwendig blieb sie ihm nicht mehr." —

Hier ist das wunderschöne Gedicht von Beer-Hofmann eingefügt:

„Blinde, so gehn wir und gehen allein,
Keiner kann keinem Gefährte hier sein.
Schlaf, mein Kind, und horch nicht auf mich!
Sinn hat's für mich nur und Schall ist's für dich!
Schall nur, wie Windesweh'n, Wassergerinn,
Worte — vielleicht eines Lebens Gewinn.
Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein:
Keiner kann keinem Gefährte hier sein."

Wie ein „blutendes, losgerissenes Stück“ bleibt ihre Mutterliebe am Boden liegen. Bitterkeit erfüllt ihre Seele, die sie momentan in die Worte ausbrechen läßt: „Kein Freudenbecher, nein kein einziger, der nicht zum Leidenskelch wird, wenn man ihn bis zur Neige leert.“ Mitten in diese tiefe Entmutigung hinein kommt die Werbung Tomasow's, des Arztes und einzigen Freundes, der sie nach dem Tode ihres Mannes dem Leben wiedergewonnen hat. Einen kurzen Augenblick steigt unerwartet ein Glücksverlangen in ihr auf. Sie soll „ausruhn dürfen“, genießen, „sich selbst leben“ und „sättigen an allem Angenehmen und Erfreulichen des Daseins“. Wie sehnt sie sich „zu feiern“! Dann aber denkt sie an ihre Kinder und fühlt „mit unwiderleglicher Deutlichkeit: dann erst entfremden sie sich ihr ganz — “

Marianne verliert auch den Freund, als sie seine Werbung zurückweist. Die Kinder, der Freund, alles was ihr lieb gewesen, „alles Warme, alles Trostvolle, alles Hilfreiche weicht immer weiter zurück — unerkenntlich geworden schon — unaufhaltsam, unerreichbar — —“ Und ein „dunkles Grauen“ schlägt über ihrer Seele zusammen. Etwas Erschütterndes kommt in ihr zum Austrag, etwas, „was von diesem Augenblick in ihr selbst wohl nur in dunkeln Ahnungen rang“, dieses: daß sie ihre Früchte erst ganz zur Welt geboren hat, daran erst ganz mütterlich geworden ist, wenn sie sie von ihren Zweigen sinken läßt und herbsten darf. Allein wie ein leiser zarter Finger mag der Trost an ihre zitternde Seele rühren, daß dieser Herbst „sich zum Beginn ungezählter Frühlinge“ für sie wandeln wird, „sie dem Leben einend mit der Wärme dessen, der es nicht nur liebte, der es auch sich gebar, es vom Herzen lösend in seiner Vollwirklichkeit, und der es darum immer wieder neu, als Welt, an sich selber erlebt. Unter allen menschlichen Verhältnissen ist es darum nur die Mutterschaft, der es gestattet ist, eine Beziehung vom tiefsten Ursprungsquell bis zum letzten Höhepunkt voll zu verwirklichen: vom eigenen Fleisch und Blut an bis zum fremden, geistigen Selbst, das ihr wiederum zum Weltbeginn wird.“ („Erotik“, S. 43, 44.)

Was ist Liebe? Die Antwort, die Lou Andreas in ihren Büchern darauf gibt, ist diese: das ganze Leben durch einen Menschen empfangen. Ein anderes Mal sagt sie: „Es ist ein Geheimnis des vollkommenen Miterlebens dessen, was im andern vorgeht.“ Und am schönsten spricht sie es in der „Erotik“ S. 24 folgendermaßen aus: „Lieben heißt im ernstesten Sinn: jemanden wissen, dessen Farbe die Dinge annehmen müssen, wenn sie bis ganz zu uns gelangen wollen, so daß sie aufhören, gleichgültig oder schrecklich, kalt oder hohl zu sein, und selbst die drohendsten unter ihnen, wie böse Tiere beim Eintritt in den Garten Eden, sich besänftigt uns zu Füßen strecken. In den schönsten Liebesliedern lebt etwas von dieser mächtigen Empfindung, als sei das Geliebte gar nicht nur es selbst, sondern auch das Blatt noch, das am Baume zittert, der Strahl noch, der auf dem Wasser erglänzt, — verwandelt in alle Dinge und Verwandlerin der Dinge: ein Bild, zersprengt

in die Unendlichkeit des Alls, damit, wo wir auch wandeln mögen, es in unsrer Heimat geschähe." Und ebenda: Die Liebe „hält sich ganz und gar an den Körper, aber ganz und gar an ihn als Symbol, als leibliche Zeichenschrift für alles, was sich durch die Pforte der Sinne in unsre Seele einschleichen möchte, um sie zu wecken zu ihren vermessensten Träumen: überall infolge davon dem Besitz die Ahnung von Unerreichbarem beimischend, überall Erfüllung und Entsagung verschwisternd als nur dem Grade nach unterschieden. Daß Liebe uns schöpferisch macht über unser Vermögen hinaus, das macht sie zu einer solchen Gestalt der Sehnsucht nicht nur zwischen uns und dem von uns erotisch Ersehnten, sondern allem Hohen noch, dem wir darin entgegenträumen."

---

„Fenitschka", in der gleichnamigen Novelle, dieses seelenoffene, unbefangene junge Mädchen, löst sich von dem geliebten Mann in dem Augenblick, als sie erkennt, daß ihre Liebe nicht dieses will: das ganze Leben durch ihn. Sie hat in Zürich studiert, ihren Doktor gemacht und liebt die Freiheit und Unabhängigkeit, die Verantwortlichkeit ihres Berufslebens. Da lernt sie einen Mann kennen, der zum ersten mal die Frau in ihr weckt. Ohne zu rechnen und zurückzuhalten, „der Gefahr lachend, sich selbst vergessend," schenkt sie sich ihm „mit weiter, weiter Seele." Und sie fühlt, daß diese Hingebung, die sich nur einem Einzigen gibt, das weit Vornehmere und Seltenere ist, als alle geistigen und seelischen Freundschaften, die man zu Mehreren haben kann. Erst als günstige Umstände ihr die Heirat ermöglichen, schrickt sie aus dem tiefen, seligen Frieden ihres Glückes auf und erkennt an der Auflehnung ihres Gefühls gegen die Ehe, daß es nicht das ist, wofür sie es in gutem Glauben genommen: eine volle, ganze Liebe. Denn diese pflanzt sich so tief in den andern Menschen hinein, „daß die beiden aus einer Wurzel weiter wachsen müssen, wenn sie gedeihen wollen." „Einander die einzige Hauptsache sein im Leben" — das ist Liebe. Fenitschka's feine, vornehme Seele überflutet die Scham, und sie trennt sich — „aus dem unerträglichen Zwiespalt heraus, in den sie mit sich selbst geraten ist" — für immer von dem Mann ihrer Liebe.

---

Ein merkwürdiges und interessantes Problem behandelt die zweite Erzählung in demselben Bande: „Eine Ausschweifung." Ein ganz junges, reich und künstlerisch veranlagtes Geschöpf liebt einen Mann von großer Schönheit und vorzüglichen Charaktereigenschaften, der dennoch eingefleischter Pedant und Moralist ist. Die Vergewaltigung ihrer Natur durch die seine, der ihre Leidenschaft — durch eine lange Verlobungszeit gefährlich gesteigert — sie wehrlos ausliefert, diese Mischung des „Süßesten mit dem Schmerzlichsten, fast mit dem Grauen," übt schließlich eine höchst verderbliche Wirkung auf ihr ganzes Nervensystem aus und zerstört ihr „seelisches Gleichgewicht." Sie erkrankt, und die Verlobung wird aufgelöst. In völliger Hingabe an ihre

Kunst, in Arbeit und Studium gesundet sie und wird eine erfolgreiche Künstlerin, ein reifer, reich entwickelter Mensch. Aber die Frau in ihr ist von ihrem ersten Liebeserleben für alle Zeit geprägt. Von diesem Erleben und einem Kindheitseindruck: Ihre galizische Amme wird von ihrem Mann geschlagen und lächelt demutsvoll und verliebt, obschon ein feuerroter Striemen auf ihrem Nacken zurückbleibt. Dieser — inmitten „brütender Sonnenwärme" — empfangene Eindruck taucht ihr später noch oft im Gedächtnis auf, und bei dieser Erinnerung ist auch zum ersten mal ein „wunderlicher Schauer" ihr über den Rücken gelaufen. Vielleicht auch sind es vererbte Sensationen längst verstorbener, sklavisch liebender Frauen, die in ihrem Blut nachraunen. Alles, was ihr später an Liebe nahe kommt, berührt das Weib in ihr nicht tiefer, das durch diese eine Gefühlsausschweifung, durch das Hinabsinken in „jene schwülen, dunklen Tiefen alter Gefühlselemente" verdorben ist für „die gesunden, warmen Reize des Lebens", — unfähig geworden zu einer vollen, ganzen Liebe. Nach sechsjähriger Abwesenheit kehrt sie in die Heimat zurück und sieht den Mann ihrer Leidenschaft wieder. Aus Liebe zu ihr hat er sich aus seiner Einseitigkeit und Enge heraus und zu ihr hin entwickelt. Aber nun geschieht das Merkwürdige: in dem Augenblick, wo sie menschlich ihm am nächsten kommt, wo er alle Anmaßung von sich wirft, — da verliert er sie als Weib. Noch einmal — um ihn von sich zu lösen — erniedrigt sie sich vor ihm in unwahren Anschuldigungen. Und obgleich die Situation nur von ihr heraufbeschworen und gar keine Wirklichkeit ist, löst sich plötzlich aus dieser äußersten Spannung ihrer Seele die betäubende Sensation und überflutet sie noch einmal mit „zitternder Glut."

---

Viele kleine, feine Psycho-Analysen vereinigt die Novellensammlung „Menschenkinder". „Edith", die junge, achtzehnjährige Frau in „Vor dem Erwachen" erscheint wie ein Rosenstrauch, über den eine warme Sonne hingleitet und ihr die Ahnung ihrer Kraft zu blühen weckt. Und die Heldin in der Erzählung „Abteilung: Innere Männer," die blonde, reizende Krankenschwester aus vornehmem Hause, die ein Mann weckt, ohne sich ihr als Stütze einzupflanzen, um die sie ihre jungen Rosen schlingen kann, die schwer vom Blühen sind; so sinken sie zu Boden und brechen. Das Problem „Hans", „dieses sonderbare Kind mit den fast priesterlichen Gedanken," das wie ein Mann auf junge Mädchen wirkt, aber diese Wirkung nur ausübt, um ihnen einen Ansporn zu allem Besten und Höchsten zu geben. „Was junge Mädchen brauchen, empfangen sie am besten von ihresgleichen," ist ihre Ansicht. Nur eine Frau vermag der andern ganz nachzugehn, das, was in ihr vorgeht, vollkommen mitzuerleben. Mit einem Mann spinnen sich stets Liebeleien an, und die führen zu nichts Schönem. Die jungen Mädchen, die einen Mann lieben, lernen ihn garnicht kennen; „sie gestalten ihn sich aus einem eigenen herrlichen Traum." Dieser Traum kommt auch über Hans

an einem zarten Frühsommertage und stirbt — wie so viele solcher Träume — daran, daß kein Mann im stande ist, einem so unerhört idealen Maßstab zu genügen.

Außerordentlich fein ist die Schilderung in „Eine Nacht", in der über eine ganz junge Liebe die Todesstimmung mit ihrer furchtbaren Wirklichkeit hereinbricht, sie im Augenblick auszulöschen scheint, um dennoch grade an diesen letzten Schrecken und Schauern die tiefsten Tiefen der Liebe aufzureißen. Wie schön ist die Gestalt der „Hilde" in „das Paradies", in deren Seele ein Traum, ein Glaube von solcher Schönheit lebt, daß er sie davor bewahrt, sich an Geringeres fortzugeben. Und „Marfa" in „Ein Wiedersehn", dieses zarte, tapfere Mädchen, die von ihrer Liebe die Richtung ihres Lebens empfängt, den Mann dann aber nicht auf derselben Höhe findet, wohin er sie gewiesen, und vor ihm flieht.

Sehr fein und interessant ist auch die vorletzte Erzählung „Ein Todesfall." Ester, dieses glückliche junge Weib, beherbergt in ihrer Seele Erinnerungen an Eindrücke, an ein Erleben mit ihrem Stiefbruder, mit denen sie nicht ganz fertig geworden, die sie nicht überwunden hat, und die darum einen leisen Schatten auf die Helle ihres gegenwärtigen Lebens werfen. Da erfährt sie von einer Ausstellung und öffentlichen Anerkennung seiner Radierungen und grade in dem Augenblick, wo er und seine Kunst ihr plötzlich deutlich zu werden anfangen, — von seinem Tode. „Ein ungeheuer angstvolles Gefühl von Verlust und Versäumnis" schlägt lähmend über ihr zusammen und sie lebt monatelang „nur noch nach rückwärts, immer tiefer in's Vergangene hinein."

Da vollendet ihr Pflegevater, ein großer Künstler, eine Büste des Toten. Sanft hat er ihm „das Alltagsgewand von der Schulter genommen und ihm das Seelenfeierkleid übergeworfen", denn „voll von einer unendlichen Schönheit war, was in ihm rang — — und heraus wollte zu einer seltsamen neuen Kunstblüte." Ein „zum Sieg Erlöster", so schaut ihn Ester. Und sie begreift, daß er ihr nur darum unmännlich erschienen, „weil seine volle Manneskraft um ein Höheres und Weiteres, ja um ein Göttlicheres sich noch blutig rang in unermüdlichem Kampfe". Und sie begreift auch, daß er nur „einen Augenblick lang bei ihr Halt gemacht — sie vielleicht einen Augenblick lang zu einem Siegeszeichen und Symbol seiner eigenen Seele gemacht hat, — doch an ihr lag nichts." Da schwindet leise alle Angst und Sorge aus ihrem Herzen. In Ehrfurcht und Frieden nimmt sie Abschied von ihm und tritt „zurück in den Kreis ihres eigenen weiblichen Daseins, der sie eng und lieb umspann, den sie ganz verstand und dem sie ganz gehörte." —

---

In eine kleine, zarte Schar ganz junger Mädchen führt uns das Buch „Im Zwischenland". Schon abgestoßen von den Ufern des Kindseins, sind sie doch noch nicht gelandet an den Gestaden der Erwachsenen. Wie „auf dunk-

lem Wasser oder stürmischem Meer" sind sie, Musja, Ruth's Zwillingsschwester, Ria, Lisa, Dascha und Mascha und Ljubow, „wo nichts sicher und ruhig und heimatlich fest liegt, sondern der Boden sich hebt und senkt — ".

„Sie sind in dem Alter, wo das, was eben noch Kinderspiel war, schon an den Ernst rührt, wo das Spiel selbst schon ahnungsvoll wie in einem Zünden von Flammen und Funken besteht, und die Gefahr eine beständige ist. Nirgends sonst ist das Entscheidende und Wichtige so eng und unmittelbar mit dem Arglosen und Kindlichen vereint. Es ist die Zeit, wo sich, wie im Lenz, die Erde auf ihrer Oberfläche weich und lieblich mit kleinen, zarten, harmlosen Blümchen schmückt, während es in den verborgenen Tiefen erzittert nnd bebt. Über die friedlichen Märchen und Ideale der jungen Seele geht es mit einem Male wie eine stürmische Kraft, — noch mit ihnen kosend, sich ihnen anschmiegend, wie Lenzwind den Märzveilchen, aber drängend und unruhig, rasch und plötzlich anschwellend zu jagenden Stürmen, die Meere durchwühlen und Bäume entwurzeln. Es ist die Zeit, da in der Natur die edeln Blütenstöcke noch vorsichtig mit leichten, wärmenden Hüllen umgeben bleiben, damit sie nach dem Durchbruch der Sommersonne ihre zarten, seltenen Blüten treiben können; — und es ist die Zeit, wo das, was in einer Menschenseele träumt, der leisesten Hand, der sanftesten Schonung bedarf." (Wildente, „Ibsen's Frauengestalten", S. 72.)

---

Dieses unendlich fein nachfühlende Verständnis findet seinen hervorragendsten Ausdruck in „Ibsens Frauengestalten" und „Friedrich Nietzsche".

In der reizenden Einleitung zu den „Ibsenschen Frauengestalten" sind Wesen und Schicksal dieser sechs Frauen in einem Märchen von der Wildente erzählt. Wunderhübsch ist der Grundgedanke, der sich durch die fünf Dichtungen: Nora, Gespenster, Wildente, Rosmersholm und die Frau vom Meere, hindurchzieht, herausgearbeitet, dieser nämlich: „daß alle Gebundenheit, alle Schranke und Verpflichtung die Kraft entnervot und schwächt, wenn sie die freie Entwickelung hindert, — daß aber auch alles Freiheitsstreben zu Siechtum und Verkümmerung führt, wenn es bei der bloßen Verneinung stehen bleibt und keinen neuen Pflichtenkreis und keine freiwillige Verantwortlichkeit aus sich gewinnt," denn jedes Ideal hat seine innere Wahrheit am Leben auszuweisen. Die ersten Frauengestalten, Nora und Frau Alving (Gespenster), „aus Bodenkammererziehung und herkömmlicher Enge" kommend, verkörpern „die Selbstbefreiung zum Idealen" — Rebekka (Rosmersholm) und Ellida (die Frau vom Meere), die „aus der Wildnis fesselfreier, schweifender Ungebundenheit" kommen, „die Selbstentäußerung für das Ideale." In der Mitte zwischen beiden Gruppen steht die rührende Gestalt der kleinen Hedwig (Wildente), die ihr Leben der Liebe zum Opfer bringt, und am Schlusse: Hedda Gabler, diese „höchste Steigerung des Selbstwiderspruches," die durch

ihren freiwilligen Tod ein Leben der inneren Leere und Unfruchtbarkeit, der Kraftlosigkeit und Unwahrheit auslöscht und damit die einzige Tat der Freiheit und Wahrheit begeht. — Das nachschaffende, feine geistige Portrait Friedrich Nietzsches behauptet seit langem, als wertvoller Beitrag zu seiner Psychologie, einen bedeutsamen Platz in der um ihn entstandenen Literatur, und es erübrigt daher an dieser Stelle ein näherer Eingehen auf dasselbe.

---

So sind wir denn am Ende vieler Wege angelangt, die alle in einer Richtung hinliefen, nach einem lebendigen Ziele: zu dem Menschen Lou Andreas-Salomé. Sie ist es, für die alles, was sie geschrieben, nur ein Unterbau ist, ein Sockel, auf dem ihre Gestalt sich erhebt, diese zarte und doch wie von einem Rausch an Kraft durchglühte Gestalt, die Augen zur Sonne gewandt, einen ganzen Frühling blühender Zweige auf den erhobenen Armen. Diese leuchtende und unbedingteste Ja-Sagerin des Lebens, nicht aus einem Wesens-Gegensatz heraus, sondern aus tiefster Übereinstimmung ihres Seins und ihres Erkennens.

Vielen ist sie, kraft ihrer suggestiven Gewalt und Wesensfülle, die „alles aus derselben bereichert", „an die Dinge abgibt", eine seltene Anregung, ein Ansporn zu höherer Entwickelung geworden; andern ein Ärgernis, denn so groß wie ihre Kraft, ist auch ihr Widerstand, ihre Abwehr gegen das, was ihren Wesensumkreis nicht fruchtbar anrührt. Durchaus Egoistin im Sinne einer „heiligen Selbstsucht, welche der Drang nach Gehorsam gegen das Höchste ist" (Nietzsche), und gänzlich ohne „Bedenklichkeiten zweiten Ranges." Manchem ist sie eine lachende, schwebende Festfreude über dem Alltag des Lebens, so siegend wirksam, weil sie ihr Lachen noch dem schmerzlichsten und qualvollsten Ernst des Lebens entrang und dadurch sicher und schwindelfrei ward zum Schweben über den Gipfeln, zum leichten Spiel fast mit dem Leben.

„Sie ist und bleibt mir ein Wesen ersten Ranges," schrieb Nietzsche noch nach dem Bruch ihrer freundschaftlichen Beziehungen. „Mir ist seitdem, als ob ich zum Stillschweigen oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehr mit allen Menschen verurteilt sei."

Freuen wir uns, daß das Leben diesen „tanzenden Stern" gebar, und beugen wir uns einer Überlegenheit, die uns entzückt.

Beugen?

Lieber: strecken und wachsen wir ihr entgegen in Dank und Freude.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Aus den Jugenderinnerungen eines deutschen Kaukasiers.

Biographische Skizzen von C. v. Hahn. (Tiflis.)

## 1.

Der sechste Band des Museum caucasicum, ein stattliches Buch von zirka 400 Folioseiten in deutscher und russischer Sprache, wird nächstens erscheinen. Er ist dem Andenken des in weiten Kreisen in Rußland, Deutschland und andern Ländern wohlbekannten, verstorbenen Geheimrats Dr. G. Radde gewidmet, enthält die Beschreibung seines reichen Lebens und die Geschichte seines großen und berühmten Lebenswerks, des kaukasischen Museums. Leider konnte der Verstorbene seine begonnene Autobiographie nicht selbst beendigen, der Tod setzte viel zu früh den großen Punkt hinter den ersten Teil, der des Forschers Kommen nach Rußland und seine ersten Forschungen in der Krim (1852—1855) und in Ost-Sibirien am Amur (1855—1860) enthält. Mit seiner Ankunft in Tiflis, dem Hauptwirkungskreise seines Lebens und Strebens, bricht sie ab. Dieser erste Teil ist in der Redaktion sehr wenig verändert, der zweite, weitaus größere Teil hat den Schreiber dieser Zeilen, einen Freund des Verstorbenen, zum Verfasser. Es war keine leichte Arbeit, da die Quellen spärlich flossen und das ganze, von dem Verstorbenen noch vorbereitete Material auf unerklärliche Weise verloren gegangen war. — In Anbetracht dessen, daß dieser 6. Band des Museum caucasicum nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren erscheint und dem großen Publikum fast unzugänglich ist, will ich in zwangloser Folge Episoden aus dem Leben dieses Mannes, auf den wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen, veröffentlichen und glaube damit dem Geiste der „Deutschen Monatsschrift" und dem Interesse ihrer Leser entgegenzukommen.

Radde hat das Denkmal, das ihm im Vestibül des alten Museums aufgestellt wurde und das ihm in diesem Band seiner Lebensbeschreibung gesetzt wird, wohl verdient. Sein Name und sein Andenken wären aber auch nicht untergegangen unter den Trümmern des jetzt wegen eines Neubaus niedergelegten kaukasischen Museums. Eine Menge hervorragender wissenschaftlicher Werke in allen größeren Bibliotheken der alten und neuen Welt wahren ihm die Unsterblichkeit. Erfüllt von deutschem Pflichtgefühl, deutscher Energie und Schaffensfreude hat er sein ganzes Leben lang gearbeitet. Und wenn man oft gesagt und geglaubt hat, daß die Wärme des Südens auf Körper und Geist einen erschlaffenden Einfluß ausübe, so beweisen die mehr als anderthalbhundert Werke Raddes und das mit Anstrengung äußerster Kräfte geschaffene und erhaltene Museum das Gegenteil. Der ewig heitere Himmel, die Sonne des Südens machen Gemüt und Geist heiter und klar bei uns, die wir aus dem Norden gekommen sind, wirken Freude am Schaffen und Lust zur Arbeit.

Begeistertes Schwärmen für die Natur, ein gewisser Hang zum Abenteuerlichen und Gewagten, ein unüberwindlicher Wandertrieb zog den jungen Gustav hinaus aus dem drückenden Zwang der engen, düsteren Gassen des alten Danzig, seiner Vaterstadt, aus dem langweiligen Gleichmaß des Alltagslebens und der wenig befriedigenden Tätigkeit eines Apothekerlehrlings. Die beschränkten Mittel des Vaters, eines ehrbaren Schulmeisters und Stadtorganisten, erlaubten es nicht, dem begabten Sohn eine höhere Bildung zu geben. Nach des Vaters frühem Tod wurden die Mittel noch knapper. Mit einem Stipendium der „Naturforschenden Gesellschaft" in Danzig, bestehend aus 200 Rubeln, dünkte sich der Jüngling reich wie ein Krösus. „Entweder nie zurück oder in Ehren!" Das war seine Losung, als er um 2 Uhr nachts, wie ein Dieb, die Vaterstadt verließ. Er tat das, „um das Achselzucken der Zweifler und die Tränen der wenigen Lieben, die er verließ, nicht zu sehen." Sein erstes Ziel war die Krim. — Schwarz war der Himmel. Der Regen fiel in Strömen. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter! Aber beruhigend und tröstend ließ das Glockenspiel vom hohen Rathausturm die Melodie des schönen Liedes von Paul Gerhardt ertönen: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." „Das Horn des Postillons riß mich aus der träumerischen Stimmung. Bald lagen die Wälle der alten Hansastadt hinter mir; ich war zum ersten Mal in meinem Leben frei. Jene Melodie des geistlichen Liedes klang und klingt durch mein Leben; sie hat mich gut geführt", bemerkt Radde dankbar am Ende seines Lebens.

Heute kann man von Danzig bis Odessa in etwa 40 Stunden fahren. Damals (1852) dauerte die Reise reichlich 4 Wochen. Nachdem die Grenze passiert war, ging es durch Bessarabien nach Odessa und weiter nach Simferopol. Von der Grenze an war der junge Reisende stets in den Händen der Juden, mit denen er sich wenigstens verständigen konnte, aber er mußte sich eben in alles fügen und oft betrügen lassen. Der Wagen (Kibitka) war in der Regel schlecht, die Insassen schmutzig und die elenden Pferde hinkten gräßlich. Die prosaische Wirklichkeit bildete einen schroffen Kontrast zu den üppigen Phantasiebildern, die sich der Jüngling in behaglicher Stube gemacht hatte. Mit jedem Rubel, der auf Nimmerwiedersehen aus der Tasche verschwand, sank der Mut. Es war kalt; öde und trübe der Himmel; ringsum, soweit das Auge reichte, lag tiefer Schnee. An den Haltestellen immer dasselbe unerquickliche Bild zankender Juden, die schmutzig und zerlumpt, mit schnatternder Stimme um den „Kerbel" (Rubel) feilschten. Bittere Enttäuschung gleich zu Anfang der Reise!

Erst in Odessa atmete die Brust eine bessere, reinere Luft. Der Frühling erwachte mit seinem wärmenden Sonnenschein. Und auch das Herz des jungen Mannes wurde erwärmt durch die ersten freundlichen Worte und die

wohlwollende Teilnahme, die ihm ein ganz fremder Mann in dem Bankhaus Ephrusi entgegenbrachte, als er einen Scheck auf 100 Rubel präsentierte. Es war der Schweizer Konsul, der sich angelegentlich nach seinem Vorhaben erkundigte und ihm die besten Empfehlungen in die Krim mitgab. Bald war Sſimferopol, das nächste Ziel der Reise, erreicht. Dort lachte dem jungen Reisenden schon der holde Frühling entgegen. Die alten Schwarz- und Silberpappeln im Sagirtale oberhalb der Stadt hatten die harzigen Blattknospen gesprengt, ein graugrüner Farbenton umflorte die Kolosse. Zu ihren Füßen blühten liebliche Rosaprimeln, die zierlichen Meerzwiebeln (Scilla) mit ihren hübschen blauen und dunkellilafarbenen Sternen, umrahmt von spitzigen, saftigen Blättern, und laut rauschten die Schneewasser vom Tschatyrdagh zum Tal im steinigen Grunde.

Bei Sſimferopol befand sich das Besitztum des berühmten Botanikers Christian von Steven, der nach langjährigem Dienste unter Marschal von Biberstein, Richelien und Fürst Woronzow sich hierher zurückgezogen hatte, um im Kreise seiner Familie der Pflege seines hübschen Gartens und dem Studium der Pflanzenwelt zu leben. An ihn war Radde empfohlen. Überaus einladend sah es im Vestibül der einfachen Villa aus, als er dahin kam. Durch die große Glastür sah man in den etwas tiefer gelegenen Garten. Da blühten jetzt gerade die Mandel- und Pfirsichbäume. Aber seitwärts in der Nische hatte man ein Exemplar der langnadeligen taurischen Kiefer placiert, in deren Ästen sich etliche Stieglitze tummelten. Ein überaus freundliches Bild! Drinnen im Saale ging der alte Steven, Arm in Arm mit einem Freunde, in lebhaftem Gespräche auf und ab. Er war von mittlerer Statur, und sein Antlitz mit der hochgewölbten Stirn und den lebhaften Augen verriet den an Lebenserfahrung reichen Denker und Gelehrten. Sein Name steht in den Analen der systematischen Botanik für alle Zeiten mit goldenen Buchstaben verzeichnet neben denen seiner Zeitgenossen August de Candolle und A. Richard. Auch hat er durch Gründung des Nikitskij'schen Gartens sich in der Krim ein bleibendes Denkmal gesetzt. — Über seine Aufnahme bei Steven lassen wir Radde selbst sprechen. „Gleich einem blöden Famulus stand ich im schwarzen Sonntagsröckchen vor den beiden Herren. Ich hatte eine Mappe mit botanischen Analysen und auch die Zeichnungen über die Entwickelung eines Farrenkrauts (Pteris serrulata) mitgenommen. Aber ich war von einer gewissen Verlegenheit befangen, da alles um mich her mir fremd und neu erschien. Doch schon die nächsten Augenblicke lösten mir die Zunge. Ich machte kein Hehl aus meinen Lebensanschauungen und meinen letzten Erfahrungen während der Reise, auch nicht aus meinen fast kindischen Schwärmereien für die Naturschönheiten, die mir in Taurien in Aussicht standen. Auch betonte ich wiederholt, daß es für mich keine Schwierigkeiten und Entbehrungen gebe, daß ich unter allen Umständen nicht als Besiegter und Bittender heimkehren, sondern mit starkem Eigensinn den angetretenen Weg weitergehen werde, wenn auch

vielleicht in verzweifelter Lage... Die beiden Herren hörten mich ruhig an und endlich sagte Chr. v. Steven: „Nehmen Sie abends Ihre Sachen und kommen Sie zu mir; oben in meiner Bibliothek können Sie wohnen und dann wollen wir sehen, wie sich die Zukunft weiter gestaltet." Ich war perplex. Im fremden Lande trat mir der erste fremde Mensch ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit so liebevoll entgegen. Das war ein entscheidender Moment in meinem Leben... Nun brach eine sonnige Zeit für mich an. Immer ferner rückten die etwas düsteren Jugenderinnerungen aus enger Vaterstadt und schwerer Arbeit. Immer freier fühlte sich die Seele, sie schlürfte in vollen Zügen die Freiheit und sehr bald auch die Schönheit der Natur."

Nun begannen die Wanderungen des Forschers zur Südküste, vorbei an der Ostseite des Tschatyrdagh bis Aluschta und dann von Gut zu Gut bis Alupka und zum sogenannten Baidartor, auch Ai-Petri und die Jaila wurden öfters besucht. Sein geringes Hab und Gut trug er selbst: etwa ein Pud Pflanzenpapier, Fangapparate und das Nötigste zum Wechseln der Wäsche und Kleidung. — Seit jener Zeit hat sich das Südufer Tauriens sehr, aber nach Raddes Meinung durchaus nicht vorteilhaft entwickelt. Mit dem allseitig forcierten Anbau, namentlich mit dem rapiden Wachsen Jaltas als Kurort, ist aus dem früher so lieblichen Idyll der Südküste ein unruhiges, prätentiöses und teures, dabei wenig poetisches Gebilde geworden. In seinem früheren Äußeren schloß selbst Livadia sich viel richtiger der Naturumgebung an, als es jetzt die kaiserlichen Schlösser tun. Damals hatte Graf Potocki in richtiger Würdigung der durch das nahe Gebirge bedingten Enge als Herrenhaus eine leichte italienische einstöckige Villa auf unregelmäßigen, eckigen Grundlinien errichten lassen. In den luftigen, hellen Räumen plätscherten Fontänen Marmorbecken und Antiken, vom klassischen Boden hergebracht, dienten als Schmuck der einst so reizenden Villa.

Die Südküste der Krim ist eigentlich nur durch die Nähe und das Ensemble des Gebirgs eine schmucke Naturerscheinung. Wer aus den einförmigen und langweiligen Tiefländern des Nordens dahin kommt, wird entzückt sein. Im ganzen europäischen Rußland steht das Südufer Tauriens außer Konkurrenz, was äußere Formen und Verhältnisse, was die Vorzüge des Klimas und die Fremdartigkeit der südlichen Vegetation anbelangt. Wer aber aus dem Kaukasus mit seinen überwältigenden Raum- und Formverhältnissen kommt, dem erscheint die Krim als nettes, vielbegehrtes Spielzeug.

Rasch vergingen die Sommermonate. Der junge strebsame Mann war überall ein gern gesehener Gast. Im Herbst ging er auf neue Abenteuer aus. Die Pelikane und die zahlreiche Vogelwelt des Sivasch (faules Meer) ließen ihn nicht mehr ruhig schlafen. Dorthin zog er auf die Jagd. Er vertraute sich einem alten Nogaier an, der ihn für drei Rubel auf seinem Fuhrwerk, einem zweiräderigen, überwölbt gedeckten Karren bis zur Tschungar-Brücke bringen sollte. Dort stand in der Nähe, einsam in unabsehbarer

Steppe, ein großes Haus, von etlichen Beamten der Salzkontrolle bewohnt. Täglich wurden etwa 20 Kilometer zurückgelegt. Radde hatte für die paar Tage etwas Brot und einige Arbusen mitgenommen, während sein Fuhrmann täglich eine reiche Mahlzeit, bestehend aus Brot, Käse und Schaffleisch hielt, ohne dem „Gjaur" jemals einen Happen anzubieten, denn der war ja für ihn ein Unreiner, eine minderwertige Kreatur, die er verachtete. Um Mitternacht des vierten Tages hielt der Karren auf der Mitte der Tschungar-Brücke an. Mit lebhafter Gestikulation machte der Fuhrmann seinem Passagier klar, daß er ihn jetzt seinem Schicksal überlasse. Dann machte er Kehrt und fuhr weiter. Radde blieb allein; es blies scharf aus Osten, klar funkelten die Sterne herab; in dunkeln Umrissen lag nicht weit das Gebäude der Salzwächter. Dort schlugen böse Hunde an. An eine Annäherung in der Nacht war nicht zu denken; es mußte der Morgen abgewartet werden. Aber wo bleiben? Radde flüchtete sich unter den Brückenbogen, wo er wenigstens vor dem kalten Winde etwas geschützt war, und bald schlief er auf harter Mutter Erde wie im schönsten Bette.

Eine großartige Überraschung brachte dem jungen Naturfreund der anbrechende Morgen. Beim ersten Aufdämmern des Tags, als sich kaum im Osten die leichten Wölkchen zu röten begannen, lag vor seinen trunkenen Augen spiegelglatt der Sivasch. Noch schwiegen die Tausende und Abertausende von Zugvögeln, die hier eine Ruhestation gemacht hatten. Aber wie im Osten der Himmel aufflammte, zuerst in intensiv-feurigem Rot und Purpurglut, dann in rauchgrauem Orange, da und dort gelichtet durch stechendes Gelb, da erwachte wie mit einem Zauberschlag die schlafende Welt. In einem gewaltigen Monstrekonzert tönten die Hymnen der gesamten Vogelwelt zum Himmel. Hunderttausende sangen alle in ihrer Art, besonders machten sich in betäubenden Chören die lauten Trompetenstimmen der ungezählten Fuchsenten und der plumpen Gänse bemerkbar. Allseitig hoben sich Entenscharen mit lautem Geschnatter aus dem Wasser, ruhig zogen die Komorane, Pelikane und Brandenten, in langen Reihen geordnet, zu ihren Futterplätzen. Das war ein großartiges, herrliches Naturschauspiel! — Später, wenn der Winter naht und die Kälte zunimmt, zieht die unzählige Vogelschar weiter nach Süden.

Die Salzwächter nahmen Radde am Morgen freundlich auf und beförderten ihn abends weiter zu ihren Kollegen in Genitschesk, wo der Chef wohnte. Es waren lauter Kleinrussen, die hier dienten. Alle waren Musikanten; sie speisten öfters zusammen, und jedesmal nach dem Essen wurde Musik gemacht. Den dreisaitigen Baß hatte der Spieler selbst gebaut. Die kleinrussischen Motive klangen für Radde neu und erregten sein besonderes Interesse. — So lebte er als lieber Gast einige Wochen in dieser netten Gesellschaft, bis er sich einmal nachts mit zwei Jägern auf eine Insel des Sivasch begab, um Pelikane zu schießen. Zwar brachte er zwei große Pelikane als Beute mit, aber auch den Keim einer heftigen Malaria, die ihm mehrere

Wochen das Bewußtsein raubte. Glücklicherweise lag ein kleines Hospital für ansteckende Krankheiten in der Nähe, wo er in einem besseren Zimmer ordentliche Pflege fand. Als er nach Wochen endlich wieder zu sich kam, sagte ihm der Arzt, daß er ihn längst aufgegeben hätte. Seine kräftige Natur hatte dieses Mal den Sieg davongetragen.

Von der schweren Krankheit genesen, reiste Radde nach Simferopol zurück und trat für den Winter bei einem Großgrundbesitzer Groten in Jenisala als Hauslehrer ein, um seine Existenz zu sichern. Im Kreise freundlicher, aufrichtiger Menschen lebend, konnte er in seiner freien Zeit vollauf die Schönheiten des nahegelegenen Hochwaldes genießen. Besonders anziehend waren die nächtlichen Jagdgänge im winterlichen Wald. Selbst ohne Mondschein, nur bei Schneelicht betrat er oft, nur von einem Bergtataren, einem geübten Jäger, begleitet, die schmalen Waldpfade, um bei grauendem Morgen an der Südfront der Jaila den äsenden Rehbock zu überraschen. Unheimlich still war die Nacht, Gespenstergestalten überall in den undeutlichen Schleiern des Schneelichts: das sind die Krüppelformen, die Windfälle des morschen Holzes, die knorrigen Äste, die wie Geisterarme in das Halbdunkel hineinstarren. Plötzlich bellt ein Fuchs, die Laute erschallen weithin und verlieren sich in schwachem Echo. Dann wieder Grabesruhe, das Knistern des Schnees unter den Sohlen gibt den einzigen schwachen Laut . . . . Selten kehrten die Jäger ohne Rehbock zurück.

Von diesem Aufenthalt in Jenisala, namentlich im Sommer 1853, war der junge Forscher so entzückt, daß er darüber „ein ganzes Buch hätte schreiben können". Noch atmete alles Frieden, die Schrecken des kommenden Kriegs ahnte man noch nicht. Als sich im Frühling Wiese und Wald mit ihrer eigentümlichen Schönheit schmückten, traten für das geübte Auge deutlich die großen Unterschiede der dortigen Flora in Formen und Farben im Vergleich mit der des heimatlichen Nordens hervor, und das Botanisieren in dieser neuen Welt machte doppeltes Vergnügen. Dann kamen die herrlichen Wanderungen an der Südküste der Krim und die Heimkehr nach Jenisala. So spann sich ein genußreiches, sorgenloses Leben von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Im Herbst wurde Radde von dem Großgrundbesitzer O. N. Schatilow auf dessen Steppengut Tamak zur Jagd eingeladen. Er glaubte, daß dieser Besuch eine Woche dauern und er dann wieder nach Jenisala zurückkommen werde. Noch dachte er keineswegs daran, in Rußland zu bleiben, um so weniger, als er aus der Heimat die Ordre erhalten hatte, sich in kürzester Zeit im Militärhospital in Königsberg einzufinden und seiner dienstlichen Pflicht als Pharmazeut zu genügen. Wie ein Schreckensbild stand ihm diese Rückkehr in die alten engen Verhältnisse vor der Seele, und in den Augenblicken solch trüber Stimmung tauchten in seiner Phantasie auch jene Phiole auf, die einst Faust in der Verzweiflung begrüßt, deren genossener Inhalt rasch und schmerz-

los in das Dunkel des Jenseits führen und von allem Erdenjammer erlösen kann. Von der absoluten Freiheit in wundervoller Natur bei lieben Menschen scheiden zu müssen, das war zu herb und bitter! —

Doch es kam besser, als es sich der junge Mann gedacht hatte. Mitte September fuhr er in einem bequemen, mit vier stattlichen Füchsen bespannten Reisewagen nach dem ca. 100 Km. entfernten Tamak. Dieses Gut Schatilows erstreckte sich in einer Breite von 10—12 Km. bis hin zum Sivasch und umfaßte ein Areal von ca. 20000 Dessjätinen, durchflutet von dem 6—10 Fuß tiefen, trägen Kara-Ssu.

Im einfachen, einstöckigen herrschaftlichen Gutshaus wurde er freundlich empfangen, und schon am ersten Abend nach dem Mahle heimelte ihn das behäbige Leben in dem kleinen Familienkreise an. Der Hausherr sprach geläufig deutsch, die Frau war eine gebildete Französin. Jener zeigte großes Interesse für Naturwissenschaften, als Jäger speziell für die Zoologie. Gleich am nächsten Tage wurde am Sivasch gejagt, und das erste Debut fiel gut aus. In kaum zwei Stunden wurden mehr als 20 Stück verschiedener Wasservögel erlegt. Der neue Ankömmling kam auf einmal in den Ruf eines gewaltigen Nimrod. — Aus einer Woche, die er bleiben wollte, wurden fast $1^1/_2$ Jahre (bis Februar 1855). Hier konnte er sorgenlos seiner Neigung, der Erforschung der Natur, leben, freilich ohne Endziel des Strebens und ohne sichere Perspektive für die Zukunft. Immerhin waren seine Sammlungen und das kleine Museum, das der junge Forscher bei seinem Gönner anlegte und das später der Moskauer Universität geschenkt wurde, ein dauerndes Zeichen seiner Tätigkeit in Tamak. — Noch war es eine sonnige Zeit, die aber durch die Schrecken des Kriegs nur zu bald gestört werden sollte.

Nach der Landung der Alliierten in Eupatoria herrschte in Ssimferopol, wo Radde öfters zu Besuch weilte, eine glühende Begeisterung. Ein Regiment Husaren rückte in die Stadt. Des Jubels und Blumenwerfens war kein Ende, man wollte den Feind „mit Mützen tot werfen". Wer die Achseln zuckte und die Sache ernster nahm, wurde als ein Feind Rußlands betrachtet. Sehr bald kam es anders. Schon nach der Schlacht an der Alma wurde man kleinlaut und begann zu fürchten. Große Transporte von Verwundeten kamen in die Stadt; es fehlte fast an allem, nichts war vorbereitet, opferwillige Privathilfe reichte nicht aus. Eine Massenflucht der Bewohner mit dem Gouverneur an der Spitze konnte nur durch Gewaltmaßregeln verhindert werden. Der junge Pharmazeut erhielt Zutritt in die Hospitäler und Baracken und suchte auch, soweit er konnte, das Elend zu lindern. „Wer das alles mitangesehen hat", sagt er, „der haßt für immer den Krieg, auch dann, wenn seine Ursachen berechtigt sein mögen".

Wieder war der Herbst im Anzuge. Immer großartiger entwickelte sich die heroische Tragödie vor und in Ssewastopol. Radde war wieder in Tamak. Dort am Sivasch hatte der Krieg an den Naturverhältnissen nichts geändert.

Es waltete da voller Friede. Aber den in der Umgebung wohnenden mohammedanischen Nogaiern war nicht mehr zu trauen. Sie hörten auf die Einflüsterungen der türkischen Emissäre, die, vom Goldenen Horn kommend, verkleidet das Land durchzogen. Für die Familie Schatilows war es darum geraten, die Krim zu verlassen, um so mehr, als die Lage bei Sfewastopol immer kritischer wurde. Der Abschied von Tamak gestaltete sich so eigenartig, daß es verlohnt, Näheres darüber zu berichten. Es wurde nämlich ganz im stillen am Siwasch eine flachbodige große Barke gebaut, darauf sollten zunächst die wertvolleren Effekten und die Pferde, dann der riesige Reisewagen mit seinen Insassen über das Wasser geschafft und auf der Arabatschen Landzunge nach Genitschesk gebracht werden. Auf dem Gute eines Freundes in der Nähe des kleinen Städtchens wollte man abwarten, was weiter käme.

Beim Zimmern der Barke konnte das Danziger Kind den Leuten manchen guten Rat erteilen. Sie wurde nach allen Regeln der Kunst gebaut und bekam einen Mast und Segel. An einem Sonntag wurde sie vom Gutsherrn und seiner Familie bestiegen, erprobt und nach einem unlängst den Feinden von den Russen abgenommenen Dampfer „Tiger" getauft. Die Flucht ging glücklich von statten. Als man das Festland erreicht hatte und weiter fuhr, erwies sich die alte schwere Reiseequipage als ein Muster von Bequemlichkeit. Sie wurde mit 6—8 kräftigen Pferden bespannt, die man auf Entfernungen von 25—30 Km. wechselte.

Das Gut Atmamai, wohin die Flüchtlinge von dessen Besitzer, Herrn Filibert, eingeladen waren, lag auf hoher Steppe am Nordrande des Asowschen Meeres, im gesegneten Melitopol'schen Kreise, wo sich an der Molotschnaja viele Mennoniten von der Weichselmündung angesiedelt hatten. Die saftigen Gräser der Steppe begünstigen die Schafzucht sehr, und Herr Filibert gehörte neben Falz-Fein und Varlet zu den wenigen Großgrundbesitzern, deren Merinoherden nach Tausenden zählten. Da gab's Prachtexemplare, die die Last ihres Vlieses kaum zu tragen vermochten und 600—800 Rubel pro Stück werteten. Beim Besuch der Mennonitenkolonien traf Radde auch frühere Schüler seines Vaters. Über die Ordnung und den Wohlstand dieser Ansiedelungen konnte man sich nur freuen. Da sah man, was die schwarzerdige Steppe in richtiger Behandlung, bei Fleiß und Einsicht der Bewohner zu leisten im stande ist. Besserer Weizen als hier gedeiht nirgends. Die Mennoniten hatten aber auch mit Erfolg einen Wald angelegt, der schon den Bedarf an Bauholz deckte. Jetzt hatte sich schon jeder Kolonist verpflichtet, auf seinem Grundstück 1/2 Dessjätine Wald anzubauen.

Unterdessen hielt sich Sfewastopol dank dem Genie Todlebens heroisch. Das böse Jahr ging zu Ende, das neue änderte an der Lage wenig. Wer konnte, hatte die Krim verlassen, auch Schatilow's waren nach Moskau gezogen. Die Villen an der Südküste standen teilweise leer, teilweise waren sie niedergebrannt, zerstört. Der Zauber der idyllischen Südküste war durch die Schrecken des Kriegs vernichtet. Für Forscher war dort nichts mehr zu suchen.

Seine Sammlungen hatte Radde bei der Abfahrt aus Tamak nach Kara-Ssu-bazar geschickt. Sie waren in zwei große Kisten verpackt und machten sozusagen seine ganze Habe aus. Er reiste jetzt nach dem genannten Ort und fand sie unversehrt vor. Zum Glück waren gerade zu dieser Zeit Bauern des Fürsten Barjatinskij mit einem Transport auf 50 Schlitten angekommen. Sie kehrten jetzt auf der großen Straße nach Moskau zurück. Je mit einem Pferde bespannt, bewegten sich die Gefährte langsam vorwärts. Auf einem Schlitten hatte Radde seine zwei Kisten untergebracht und oben drauf selbst Platz genommen. In einen Halbpelz gehüllt und mit seinem Radmantel aus Fuchspelz als Decke, war er leidlich vor Kälte geschützt. Bei klarem Wetter war die Fahrt nicht unangenehm. Über unbegrenzte Schneefelder streifte der Blick weithin auf das sanfthügelige Land, auf die seitwärts gelegenen Dörfer mit ihren Kirchen. Wenn aber der Schneesturm losbrach, wurde es auf dem exponierten Sitze recht ungemütlich. Da dankt der Wanderer Gott, wenn er bei Zeiten ein Dorf erreicht. In niedriger enger Stube nächtigte dann die ganze Gesellschaft. Die Luft war da in der Regel widerlich dumpf und unrein, aber, wer draußen fast erfror, dem ist die Wärme die Hauptsache und er nimmt ohne Murren alles andere in Kauf. Der Vorzug dieser freilich anstrengenden Art zu reisen ist, daß man Land und Leute besser kennen lernt, als wenn man mit allem möglichen Komfort das Land durcheilt. Besonders interessant war stets der Aufenthalt in den kleinrussischen Dörfern des Gouvernements Charkow, wo auch die Herbergen den allgemeinen Wohlstand bekundeten. Es war gerade Butterwoche. Zu Mittag füllte sich der Raum der Herberge mit 40—50 Bauern, meist in kurze Schafpelze gekleidet. Dralle, rosenwangige, gewöhnlich brünette Mädchen mit langen Zöpfen in sauberer blauer Kleidung mit rotem Latz auf der Brust schleppten auf mächtigen flachen Schüsseln „Blini" heran. Diese sind von beträchtlicher Dicke, aus Buchweizenmehl gebacken und mit grünlichem, schleimigen Leinöl übergossen. Nach den „Blini" gab's Schaffleisch mit sehr schmackhaften eingesalzenen und gesäuerten Wassermelonen. Essen konnte man, soviel man wollte, dazu gab's Kwas ad libitum. Und das alles für 10 Kopeken. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Forscher, daß er es bei den russischen Bauern, ganz besonders bei den sibirischen, auch bei den Sektierern immer sehr gut gehabt habe. Nur die Starowerzy (Altgläubigen) behandelten ihn wie einen Aussätzigen. Zweimal auf der Fahrt war er gezwungen, bei solchen zu rasten. Die Leute waren wortkarg; er mußte sein Pfeifchen am Ofenloch rauchen und auf der schmalen Bank an dem innen und außen mit Eiszapfen behangenen, halbzerbrochenen Fenster schlafen. Gefrorenes Sauerkraut und schlechtes Schwarzbrot wurden teuer bezahlt. Am liebsten hätte man ihn garnicht aufgenommen. — Man kann sich Raddes Freude denken, als er nach strapaziöser Reise endlich Moskau erreichte und im Hause Schatilow liebevoll aufgenommen wurde. Die beiden Kisten mit den Sammlungen wurden sogleich an die kaiserliche Akademie in Petersburg befördert, und einige Tage darauf

traf der Sammler selbst in der in Trauer gehüllten Hauptstadt ein. Kaiser Nikolaus I. war gestorben.

Die weitere günstige Gestaltung seines Lebenslaufs verdankte der junge Naturforscher der „Kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft". Auf die Empfehlungen Köppens und Brandts sollte er die ostsibirische Expedition begleiten. Mehr hätte es ihn freilich nach Kamtschatka gezogen, doch wurde die Expedition dahin aufgegeben, zum großen Leide Raddes. Man kann sich denken, wie jenes fast menschenleere, noch wenig erforschte Gebirgsland mit den feuerspeienden Gipfeln, den schweigenden Urwäldern und der herrlichen Flora seine Phantasie beschäftigte. Damals sah man noch in Kamtschatka aufwärts den Fluß entlang aufrecht hockende Bären die in gedrängten Massen vorbeiziehenden Lachse mit den Tatzen herausfischen und verzehren. Ein gleiches taten die Schlittenhunde, welche im Sommer sich von Fischen nähren und dann im Winter freiwillig zu kümmerlicher Nahrung zu ihren Herren zurückkehren, um die „Narten" zu ziehen. Vom felsigen Steilufer konnte man in nächster Nähe noch kleine Gesellschaften von Walfischen ihre Wasserstrahlen fontänenartig in die Luft blasen sehen, und hoch oben in der Luft kreiste der schönste und größte aller Adler, der weißköpfige Seeadler. Wie mußten diese Schilderungen Stellers auf den jungen Forscher wirken! Und um so stärker zog es ihn dahin, weil auch sein damaliger Lieblingsdichter Chamisso im Jahre 1816 als Mitglied der berühmten Weltfahrt Otto's von Kotzebue dort gewesen und einige seiner Lieder dort geschrieben hatte. Doch diesen üppigen Phantasieträumen wurde jetzt schnell ein Ende gesetzt.

Die Akademie der Wissenschaften und der botanische Garten versahen den unternehmungslustigen Forscher mit Instruktionen für Ostsibirien. Der damalige Sekretär der geographischen Gesellschaft, der spätere hohe Finanzmann, dessen Namen wir früher auf allen russischen Banknoten gelesen, Eugen Lamanskij, rief ihn zu sich, um mit ihm über die Bedingungen der Reise zu verhandeln. Raddes Antwort lautete kurz nnd klar: „Geben Sie mir, Herr Sekretär, den grauen Rock des Soldaten und seine tägliche Ration und schicken Sie mich dahin, wohin kein anderer gehen will, — je weiter, um so besser!" Etwas erstaunt drückte ihm der Sekretär die Hand, und am nächsten Tage erhielt Radde vom Zahlmeister der Gesellschaft nahe an 1000 Rbl. in kleinen Scheinen ausgezahlt. Ende April 1855 wurde die Reise angetreten. Das erste Ziel war Irkutsk, wo der Chef der Expedition, Astronom L. Schwarz, schon weilte.

Nachdruck verboten.

# Frühlingstage an der Wolga.

Von Hedda v. Schmid. (Berlin.)

Wenn im nördlichen Rußland noch hoher Schnee liegt, dann beginnen an der Mündung der Wolga bereits laue Lüfte zu wehen. Köstlich sind diese Frühlingstage an der Wolga! Der prachtvolle Strom hat an seinem unteren Lauf bereits seine Eisdecke abgeworfen: majestätisch fluten die Wasser durch die weite Niederung dem Kaspimeer zu. Der erste Dampfer im Jahr, welcher in Astrachan, der großen Hafen- und Handelsstadt landet, kommt vom Kaspisee — aus Persien, oder aus Baku. Von Astrachan bis zur Flußmündung beträgt die Strecke etwa 150 Kilometer. Die ganz großen Schiffe, die das Meer befahren, kommen nur bis nach „Neun-Fuß" — so heißt eine Dampferstation mitten im Meer. Dieses schwimmende Städtchen ist sehr eigentümlich: auf ausrangierten großen Barken sind Häuser errichtet, Kontore, Diensträume, verschiedene Beamtenwohnungen. Bei dieser Station beträgt die Tiefe des Meeres neun Fuß. Reisende und Waren werden dort umgeschifft und auf kleineren Dampfern bis nach Astrachan befördert. Der erste Dampfer ist dann wie die erste Schwalbe im Lenz, die den nahenden Sommer verkündet. Aber gleichwie eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so weiß man in Astrachan erst dann, daß es wirklich Frühling geworden ist, wenn auch die den Verkehr auf der Wolga stromaufwärts vermittelnden Schiffe in Betrieb gesetzt sind.

In allen großen Wolgastädten, in Saratow, Samara, Kasan usw., überwintern Passagier- und Frachtdampfer. Die großen, nach amerikanischem Muster erbauten Schiffe stellen im Spätherbst zu allererst ihre Fahrten ein und wählen sich einen Winterhafen nach Belieben — es sei denn, der Frost überfällt Land und Strom so tückisch und unerwartet, daß die Kolosse gezwungen sind, schleunigst den ersten besten geeigneten Zufluchtsort zum Überwintern aufzusuchen. Die leichten Postschiffe sind selbstverständlich die letzten, die sich bei dem rauhen, pfeifenden Nordwind zwischen Eisschollen ihren Weg bahnen und im Frühjahr wiederum die ersten, welche ihre Fahrten aufnehmen.

Winterlang ist nun solch ein schmuckes, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Schiff instand gesetzt worden: die Maschinen bis auf die kleinste Schraube, das winzigste Metallteilchen sind sorgfältig geputzt und nachgesehen, die Kabinen sind erneuert, das Schiff mit schneeweißer Farbe gestrichen worden — kurz, wie eine junge Schöne, die zum Tanz geht, geschmückt.

Nun ist der Frühling da, nun rüstet der Dampfer zur alljährlich sich wiederholenden Probefahrt vor Beginn der regelmäßigen Touren. Diejenigen Dampfer, welche in Astrachan überwintert haben, sind gewöhnlich die ersten, die ihre Probefahrt unternehmen. Die meisten großen Passagierdampfer auf der Wolga haben — oder hatten jedenfalls früher — fast ausnahmslos deutsche Führer, in der Mehrzahl Libauer Kapitäne, wetterfeste, biedere, kernige Kurländer. Die Matrosen jedoch sind Russen. Diese deutschen Kapitäne verkehrten stets in der deutschen Kolonie, die, wie in keiner anderen größeren Stadt im Zarenreich, so auch in Astrachan nicht fehlt. Drunten in Halbasien schließt sich das Häuflein Deutscher noch enger aneinander, als anderswo im gewaltigen Rußland. Standesunterschiede verschwinden beinahe gänzlich, der Deutsche findet mit einfacher Selbstverständlichkeit Anschluß an seine Landsleute. So luden die deutschen Führer der Wolgadampfer in jedem Frühjahr die deutsche

Kolonie in Astrachan zur Probefahrt ihrer Schiffe ein. Das war vor Jahren so Brauch, und ist es aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch heute. Als ein ganz besonders lustiges, von allen Teilnehmern — am meisten wohl von den jungen Mädchen und Frauen — mit lebhafter Freude begrüßtes Fest pflegt sich solch eine Probefahrt unter dem frühlingsheiteren Himmel des Südens zu gestalten. Die Damen erscheinen in hellen Toiletten und in Strohhüten. Das Schiff, mit Flaggen und Wimpeln festlich geschmückt, beherbergt eine fröhlich gestimmte Menge von Gästen. Auch andere Nationen außer den Deutschen sind vertreten: Russen, Armenier, Schweden .... „Wer zählt die Völker, nennt die Namen!" kann man in Astrachan bei solchen und ähnlichen Veranstaltungen ausrufen. Gar zu bunt ist dort die Gesellschaft zusammengewürfelt; in verschiedenen Sprachen wird geredet, gescherzt, geflirtet ... Musik ist selbstverständlich auch an Bord.

Ein frischer Wind fegt über den breiten Strom dahin. Stolz löst sich der Dampfer von der Landungsbrücke und gewinnt rasch freie Fahrt. An den letzten Häusern der weitläufigen Vorstädte geht es vorüber, dann an den schmucklosen, tatarischen Friedhöfen, die auf der Steppe ganz besonders einsam und öde daliegen, weiterhin an ein paar Dörfern — und nun dehnt sich nur Steppe, frühlingsgrüne Steppe zu beiden Seiten der Wolga. Aber bald kann man mit unbewaffnetem Auge die Ufer nicht mehr erblicken, denn in überschäumendem Übermut wirft sich im Lenz der Strom weit über seine gewöhnlichen Grenzen ins Land hinein ...

Nun schwimmt das weiße Schiff, das vom Aussehen eines riesigen dreistöckigen Hauses ist, wieder näher zum rechten Ufer, der sog. Wiesenseite heran, wo sich ein wunderlicher, mit Türmchen verzierter, in grellen Farben leuchtender Lamaitentempel erhebt, umgeben von weißen Zelten der Nomaden. Man erblickt weidende Pferde, Schafe und Kamele — der Odem des Stromes vermischt sich mit dem herben, starken Duft der jungen Steppenkräuter. An Bord flammen bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit — denn der Süden kennt ja keine vertrauliche, heimliche Dämmerstunde — die elektrischen Lampen auf. Es wird getanzt und gesungen. Auch deutsche Lieder klingen über die Wolga: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — und „Gang ich ans Brünnele", und noch manche andere. Und die Kapelle spielt den Walzer: „An der schönen blauen Donau".

Auf der Tafel im langen, eleganten Speisesaal duften Blumensträuße; noch sind es Treibhauskinder, aber bald schmückt sich Astrachan, die alte, ehemalige Chanenresidenz, mit ihren köstlichen frühen Rosen, die fast im Staub der Straßen liegen, so verschwenderisch werden sie am Wolgakai und auf der „Essada", dem großen, schönen Markt am Chutum, dem Nebenfluß der Wolga, der die Stadt durchschneidet, feilgeboten. Bald auch tragen die Akazienbäume auf den Boulevards ihre weißen, berauschend duftenden Traubenbüschel. Aber vorerst feiert man am Wolgadelta den Vorfrühling ... Der Chutum schwillt mächtig an und ist mit kleinen Fahrzeugen aller Art bedeckt: aus fernen, einsamen Steppendörfern kommen Ruder- und Segelboote, durch lange, schmale Schilfgassen langsam bis zum „Mütterchen Wolga" heranschwimmend. Die Stadt ist aus ihrem kurzen Winterschlaf erwacht. Die Zeit vor dem Beginn der drückenden, fast unerträglichen Sommerhitze dort ist die köstlichste im ganzen Jahr. Welch ein reges, geschäftiges Leben herrscht im Hafen! Denn das meiste Leben dort entwickelt sich auf dem Strom und an seinen Ufern. Man sieht es den fremden Matrosen unschwer an, woher sie kommen: ob vom Kaspisee

oder vom oberen Lauf der Wolga. Die ersteren haben etwas viel Südlicheres, etwas Härteres, ja Wildes in ihrem Äußeren; man merkt es ihrem ganzen Wesen an, daß sie gewohnt sind, auf dem Meer mit Sturm und Wogen hart zu kämpfen, während „Mütterchen Wolga" schmeichelnd und geduldig die zahllosen Fahrzeuge auf seinem breiten, schimmernden Rücken dahinträgt.

In Astrachan herrscht der Brauch, daß alles, was „zur ersten Gesellschaft" gehört, vor Abgang eines Dampfers abends auf Deck dort zusammentrifft. Das Schiff liegt unter Dampf, die letzten Waren werden noch eilig verladen, eine fieberhafte Geschäftigkeit herrscht in den unteren Schiffsräumen. Auf dem Promenadendeck schwirrt und surrt es nicht weniger, doch in ganz anderer Weise: seidene Kleider rauschen, Brillanten flimmern, die elegante Welt gibt sich in der köstlichen Abendluft hier ein Stelldichein. Der belebte Strom, in der matten, wunderbar stimmungsvollen Beleuchtung unmittelbar nach Sonnenuntergang, bietet ein entzückendes, fesselndes Bild. Man trinkt Tee an kleinen, weißen Tischen, oder speist drinnen im Eßsalon zu Abend. Nirgendwo werden die Störgerichte so vortrefflich und schmackhaft zubereitet wie auf den Wolgadampfern. Die reichen Russinnen, vor allen Dingen die Gattinnen und Töchter der reichen armenischen Kaufleute dort unten an der Wolga, wo in mancher Hinsicht doch die Zivilisation ganz versagt, tragen kostbare und elegante Toiletten; aber neben einer Petersburger Robe, die aus einem dortigen französischen Modeatelier stammt, erblickt man eine Bäuerin, die trotz lauer Frühlingslüfte ihren Halbpelz aus zottigen Schafsfellen noch nicht abgelegt hat. Sie drängt sich mit einem Bündel auf dem Rücken eilig über den Schiffssteg und sucht sich ihren Platz auf dem Zwischendeck. Dort kauern schon ein paar tatarische Frauen, die Köpfe dicht vermummt, so daß man nur die dunklen Augen verstohlen aus den Falten der verhüllenden Gewänder hervorblitzen sieht. Persische halbnackte Lastträger, elegante armenische Dandies, junge Kaufleute, welche eine Rolle in der dortigen Geschäftswelt spielen, wimmeln an Bord und auf der Landungsbrücke bunt durcheinander. Droben auf dem Kommandosteg steht der Kapitän, der seine knappen Befehle durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinabruft. Dann erhebt die Dampfpfeife ihr schrilles, ohrenbetäubendes Getön ... Ein Schwarm von fröhlichen Menschen flutet über den Schiffssteg auf das Bollwerk. Die Matrosen ziehen den Steg mit einem Ruck auf Deck. Die Taue werden ebenso rasch gelöst, langsam setzt sich der Dampfer in Bewegung, Rufe erklingen herüber und hinüber, ein paar russische bärtige alte Kaufleute entblößen ihre Häupter und machen das Zeichen des Kreuzes, Mützen und Hüte werden geschwenkt, Tücher wehen ... „Gute Fahrt! Mit Gott!" erschallt es vom Lande her nach alter, gute Sitter. Das Schiff zieht an unzähligen Schaluppen, Dampfern, Schonern, Barkassen, Barken und Kähnen vorbei dem fernen Norden zu.

Und so geht es Tag um Tag; Abend für Abend löst sich ein weißes, stolzes Schiff von den Tauen der Landungsbrücke und verläßt Astrachan. Je weiter es dampft, um so kühler wehen die Winde ... Der Frühlingstraum lockt fürs erste ja nur drunten an der Mündung des Stromes, die Frühlingstage an den nördlicheren Ufern kommen zögernd, aber auch sie sind wunderherrlich: auf den bergigen Ufern belauben sich die Bäume und spiegeln sich in ihrem zartgrünen Schmuck im Strom. Die Töchter des „Mütterchen Wolga", die Flüsse Oka und Kama eilen, von den Banden des Wintereises erlöst, der Trauten entgegen und vereinen ihre Fluten mit den mütterlichen Wogen. Wenn ein Schiff nach dem anderen aus dem Süden nordwärts kommt, wird

es in den dortigen Häfen ebenfalls voller Freude empfangen — die welkenden Rosensträuße in den Vasen auf den Marmortischen in den Schiffsalons hauchen einen leisen, schmeichelnden Duft aus, es sind nun keine Treibhausblumen mehr, sondern echte Frühlingsgrüße aus einer südlichen Gegend, wo die Sonne tagtäglich lacht, wo die Natur in eitel Grün und Gold getaucht scheint . . . Auch die Wolga schimmert grün dort unten, wo sie an den flachen Steppenufern vorüberrauscht.

Wenn die heiße Jahreszeit beginnt, dann schiffen sich oft ganze Familien auf einem Wolgadampfer ein und machen die Fahrt bis Nishni-Nowgorod hinauf und zurück, die etwa 12 bis 14 Tage dauert. Das sind Astrachaner Sommerreisen, die neben Zerstreuung und Abwechselung auch viel körperliche Erholung bringen. Jede Dampferstation hat ihren Reiz — neben dem landschaftlichen auch einen materiellen: in Ssaratow gibt es ausgezeichnetes russisches Konfekt, in Ssamara winken die herrlichen Wolgakrebse. Und überall gibt es etwas Sehenswertes: hier an diesen Bergkegel knüpft sich eine uralte Sage, dort ist geschichtlicher Boden . . . Die gewaltige Eisenbahnbrücke, die sich bei der Stadt Ssysranj über den Strom spannt, erweckt staunende Bewunderung. Das Uferpanorama ist immer reizvoll, es ermüdet sogar dort nicht das Auge, wo die Gegend flach und eintönig ist.

Frühlingstage an der Wolga! Wer je ihren Zauber empfunden hat, der vergißt ihn nimmer. Sei es in mondheller Nacht oder in tiefdunkler, wo ein feuchter, lauer, kosender Wind die Wolken vor die Sterne treibt, wo die Steppenkräuter würziger duften — wer in solch wundervollen Nächten auf der Wolga oder an ihrem Ufer geweilt hat und dem nimmermüden Raunen und Murmeln der Wellen gelauscht, der hat die Wunder der Natur in einer ihrer schönsten Offenbarungen gespürt. In solch holden Frühlingsnächten oder auch an sonnigen, goldigen Frühlingstagen entsinnt man sich an der Wolga unwillkürlich immer wieder jener alten Zeit, wo Schicksale von Völkern, deren Spur verweht ist, sich hier im Steppengebiet erfüllten. Hier zog sich die Völkerwanderung dahin, von hier geschah die Flucht der Mongolen nach China, wodurch zur Regierungszeit Katharina I. ganze Steppenbezirke entvölkert wurden. Man verfolgte die Flüchtlinge, wild tobte der Kampf, die Steppenkräuter färbten sich blutig . . .

Was rauschen und murmeln die hohen, zarten Steppengräser? Welch alte, geheimnisvolle Märchen erzählen sie dem Lauscher, der sinnenden Blickes rückwärts schaut . . . Hier trieb Pugatschew, der berüchtigte Kosakenhäuptling, welcher sich für den Zaren Peter III. ausgab, und dem die Steppenleute glaubten und folgten, bis er durch die kaiserlichen Truppen gefangen wurde, sein Unwesen. Hier fanden zu verschiedenen Zeiten wilde Tatarenkämpfe statt, hier herrschten und fielen die Chanen aus der Mongolei . . .

Die Wolgawellen rauschen und rauschen . . .

In der Mitte Astrachans stehen die uralten Überreste des ehemaligen Chanenschlosses. Weiße Akazien schmiegen ihre blühenden Zweige an die verwitterten Steine . . . Wer an einem Frühlingstage droben an der Mauer auf der großen Treppe, die zum Kreml, der weißen Kirche, deren höchste Turmspitze den Strom weithin beherrscht, gestanden und auf die glitzernden, sonnenüberglänzten Wogen geblickt hat, der erschauert wohl bei dem Gedanken an die ferne, schwere, blutige Vergangenheit, die hier aus Strom und Steppe, aus bröckelnden Mauerüberresten redet . . .

Wie köstlich sind die Frühlingstage an der Wolga, wie milde sind sie,

wie berückend! Ihr lichter Zauber breitet einen bunten, duftigen Schleier über alle düsteren Schatten der Vergangenheit . . . Man steht droben und schaut, und atmet den frischen Hauch des Stromes tief ein. Horch! Im Hafen singen Matrosen beim Aufwinden von Warenballen aus dem Schiffsraum im Takt das alte, bekannte Wolgalied:

„Auf dem Mütterchen, der Wolga,
Kam ein wilder Sturm geflogen . . .“

Doch man fürchtet diesen Sturm nicht, man breitet ihm jauchzend die Arme entgegen, denn auch im flatternden, über die schrankenlos weite Ebene dahinstiebenden Sturm, der die Wasser des Stromes aufpeitscht und mit weißem Schaum bedeckt, sind sie wunderbar, bezaubernd schön — die Frühlingstage an der Wolga!

# Gedichte.

Von Walter v. Samson-Himmelstjerna. (Thula in Estland.)

## Wenn die Schnepfe zieht.

In dem feuchten Fichtengrund
Standen wir zur Dämmerstund',
Harrend auf den Schnepfenstrich,
Wir zwei beide, du und ich.

Und noch klingt's in Rohr und Ried
Und in Busch und Baum.
Durch die dunklen Tannen glüht
Fern ein goldner Saum.

Aber wie nun rings herum
Auch die letzte Drossel schweigt,
Lugen wir und lauschen stumm,
Ob die Schnepfe streicht.
Quarr — quarr — pst —

Weiche Schwingen hat die Nacht.
In den Fichten rauscht es sacht,
Heimlich unter Schnee und Eis
Rieselt's hell und murmelt's leis.

Durch die laue Frühlingsluft
Wogt um Moor und Höh'n
Mondenglanz und Erdenduft.
Und sie war so schön . . . .

Wie sie bebt in süßem Grau'n,
Bieg' ich leis ihr Haupt zurück.
Und die alten Fichten schau'n
Auf ein junges Glück.
Quarr — quarr — pst —

## Frühlingslied.

Die Birke strotzt voll Lenzessaft,
Es kräht der Hahn mit neuer Kraft.
Die Sonne brennt die Nasen braun,
Im Walde spielen Nix und Faun.
Es wird Frühling, lieben Kinder,
Es wird Frühling.

Und um das alte Vaterhaus
Da schwirrt nun schon die Fledermaus,
Sowie der Fledermäuserich,
Und Vieh und Menschen freuen sich.
Es wird Frühling, lieben Kinder,
Es wird Frühling.

Was irgend kann, das balzt und blüht.
Der Frühlingsliederdichter glüht.
In seiner stillen Klause brummt
Ein grauer Herr, der bald verstummt:
Es wird Frühling, lieben Kinder,
Es wird Frühling.

## Musik.

Nun sage mal, du alter Jäger,
Wer ist dein Lieblingsmusikus?
Schafft etwa dir der Lautenschläger
Den allerlautersten Genuß?

Däucht das Klavier dir melodiöser?
Verehrst du insgeheim vielleicht
Den fröhlicheren Flötenbläser,
Sowie den Jüngling, welcher geigt?

Erobert nicht dein Herz im Fluge
Der lyrisch jauchzende Tenor?
Ach, oder ist die Orgelfuge
Das wahre Labsal für dein Ohr?

O nein! Was dich weit mehr erbaute
Als all die Klänge vom Parnaß —
Das sind der Minka helle Laute
Und deines Tasso tiefer Baß.

Das sind des Jagdhorns frohe Töne,
Der scharfe Knall aus blankem Rohr,
Das Prasseln schillernder Kapläne
Aus dichtem Weidenbusch am Moor.

Die Frühlingsnächte sind dir teuer
Und ihre fernen Melodien,
Wenn tief im Forst vom Lagerfeuer
Die Funken zu den Sternen ziehn...

Und wie der Hammer in der Schmiede,
So pocht das Herz dir an das Wams
Bei eines alten Sängers Liede
Im Wipfel eines Kiefernstamms.

O, königlicher Minnesänger,
Mit goldnem Glanz um Brust und Hals —
Nun aber wart' ich auch nicht länger,
Und morgen fahr' ich auf die Balz!

## Stilleben.

Zwei Menschen flüstern dort. Ein Frühlingstraum.
Schau, wie so zärtlich sie beisammen stehen!
Und über ihnen blüht der Apfelbaum,
Grad so, als würde nichts geschehen.

Auf bunter Wiese schluchzt ein junges Ding.
Ich weiß nicht, was sie so zu Tränen rührte.
Und leicht vorüber schwebt ein Schmetterling,
Grad' so, als wenn da nichts passierte.

Ein Rasenhügel und ein grauer Stein.
Drauf kannst du einen Mädchennamen lesen.
Und auf dem Kreuze pfeift ein Vögelein,
Grad' so, als wäre nichts gewesen.

## Morgenritt.

Wie war sie schön!
Ein Bild der Anmut und der Freude!
Frühmorgens schweiften wir zwei beide
Durch heimatliche Fichtenhöhn,
Auf engverschlungnen Waldeswegen,
Ein wohlgemut beritten Paar.
Das Herz ging mir in lautern Schlägen,
Dieweil sie mir so nahe war.
Und tiefer zog's uns in den Wald,
Voll Übermut und froher Laune.
Wie glücklich schaukelte der Braune
Die leichte, liebliche Gestalt!

Rings welcher Friede, welche Wonne!
So stumm der Wald. Die Morgensonne
Vergoldete ihr braunes Haar.
Die Fichtenzweige streiften's sachte,
Sie aber bückte sich und lachte . . . . . .
Und ach, sie war erst siebzehn Jahr!
Wie klar die Luft,
Wie freundlich die bemoosten Hügel!
Und selig hob sie sich im Bügel
Und atmete den Waldesduft. —
Wie schön sie war! —

## Motten.

Spät beim Weine saß Herr Walter
Mit dem blonden Balduin.
Um das Windlicht schwirrt ein Falter,
Heimlich rauscht's im Lindengrün.
Leise wieget sich Frau Lotte
Tief im Schaukelstuhl und spricht:
Warum fliegt die dumme Motte
In das Licht?

Zieht der Wind mit sanftem Fächeln
Durch den blühenden Jasmin.
Und zwei Frauenlippen lächeln,
Und zwei Männerherzen glühn . . . . . !
Blitzt es nicht in stillem Spotte
Um ihr schimmerndes Gesicht:
Warum flattert wohl die Motte
In das Licht?

Schleicht ein Tag auf grauer Sohle — —
Und es wankt ein junger Fant
Vor der rauchenden Pistole
Röchelnd in den weißen Sand . . .
Leise wieget sich Frau Lotte
In dem Schaukelstuhl und spricht:
Warum fliegt die dumme Motte
In das Licht — —?

## Zwei Majestäten.

Frühmorgendunst! Ein Dampf und Duft
Wogt noch um meine feuchte Heide.
Ein Falke zittert in der Luft,
Er späht in's schimmernde Getreide.

Durch weites, wellengrünes Land
Lausch' ich dem leisen Sang der Sense.
Mein Goldfuchs schäumt auf seine Trense
Und gräbt die Hufen in den Sand.

Hell tropft der Morgentau vom Hut,
Die Erde schwimmt in Glanz und Glut,
Tiefatmend, wie in heißer Wonne.
Der Zügel hängt am Sattelknauf,
Und meine Arme heb' ich auf
Zu ihrer Majestät der Sonne!

Still wiehert nun im Stall der Hengst,
Die süßen Sommerblumen starben,
Und auf den Feldern wurde längst
Das Silbergrün zu goldnen Garben.

Nun webt sein heimliches Gespinst
Der Mond um Wiesengrund und Bäche,
Und auf der schaurig weißen Fläche
Stirbt alles, was du sehnst und sinnst.

Leis, leise singt die Ewigkeit...
Ich rufe dich, du heiße Zeit,
Da wieder ich mein Neuland rode,
Und Saaten streu' und Furchen zieh' —
Still nur, o still — und beug' das Knie
Vor Seiner Majestät dem Tode!

## Am Kamin.

Einst sangst du wie die Frühlingsvögel
Im sonnenhellen Birkenhain,
Du spanntest alle deine Segel
Und segeltest in's Meer hinein.
Du sahst die Welt in lichten Flammen
Und taumeltest daher, dahin —
Auf der bewegten Fläche schwammen
Die Torheit und der leichte Sinn.

Nun geht dein Schiff in stillem Strome,
Durch dunkle Tannen führt Dein Weg,
Und schräger scheint vom blauen Dome
Die Sonne auf den rauhen Steg.
Nun gingst du selbst zu den Philistern,
Siehst keine hohen Flammen glühn,
Spürst einsam nur das leise Knistern
Der trocknen Scheite im Kamin.

## Mein Freund.

Und wenn ich einsam durch die Felder schreite,
Dann geht, vom Frühlicht bis zum Abendrot,
Ein schwarzvermummter Mann an meiner Seite,
Das ist der Tod.

Oft hör' ich ihn an meine Türe pochen.
Dort bleibt er stehn und sieht mich ruhig an.
Doch hat er nie zu mir ein Wort gesprochen,
Der stille Mann.

Und einmal, mitternachts, auf meinem Lager,
Als ich die Lampe schon herabgeschraubt,
Da fühlt ich seine Hände, kalt und hager,
Auf meinem Haupt.

Ich sprach zu ihm: Ich will dir alles geben,
Was meinem Herzen wohl und wehe tut.
Die Glut der Liebe und die Glut der Reben,
Und Gold und Blut —

Nimm alles, alles hin! Nimm auch und knicke
Die stillste Hoffnung — aber gib dafür
Die Sehnsucht nach dem letzten Augenblicke,
Die gib Du mir —!

Vom Antlitz meines Gastes fällt die Hülle,
Sein Auge leuchtet hell, er lächelt fein
Und spricht ganz sanft: Es wird der Gang zur Stille
So schwer nicht sein.

Ein kühler Trank nur vor der großen Reise —
Und namenlose Wonne spürest Du...
Dann drückt Dein stummer Weggesell Dir leise
Die Augen zu.

# Estnische Volksmärchen.*)

Deutsch von Harry Jannsen. (Reval.)

2.

## Der Dieb am Himmel.

Einst fuhr der Böse auf zur Feste des Himmels, um Sterne zu stehlen, denn er wollte gern alles Licht auslöschen und die schöne Welt ganz finster machen. Droben war er emsig an der Arbeit und hatte an der einen Himmelswand bald alle Sterne abgepflückt, als Altvater zu merken begann, daß die Welt dunkler ward. Er schaute um sich und erblickte den frechen Räuber am himmlischen Zelt. Da sandte er zu seiner Verfolgung den Donnergott und den Blitzgott aus, die schwangen sich auf ihren Wagen und fuhren mit Gebraus durch den Himmelskreis, daß die Felsen krachten und die Berge erseufzten. Und wo die Räder ans Gestein stießen, sprang Feuer heraus, und wo sie die Bäume streiften, schlug eine Flamme auf.

Der Böse wußte wohl, wer ihm nachsetzte, und suchte sein Heil in der Flucht. Wie er so dahinstürmte, sah er am Wege einen großen Wagen stehen und nicht weit davon auf der Flur einen Wolf, der einen Stier angefallen hatte. Flugs spannte er Wolf und Stier vor den Wagen und warf sich hinein. Doch der Streit der beiden Tiere entbrannte vor dem Wagen von neuem, der Wolf riß die Deichsel nach rechts und der Stier strebte nach Hause. Darüber verlor der Böse die teure Zeit, kam nicht vom Fleck und fühlte die Verfolger schon auf der Ferse.

*) Bisher nicht veröffentlicht. Die Redaktion.

In dieser Not sprang er ab vom Wagen und eilte zu Fuß davon. Um leichter laufen zu können, warf er das gestohlene Gut und auch seine eigene Habe hinter sich. Dergestalt gelangte er unversehrt in sein Felsennest. Aber die Götter schlugen mit Macht wider des Bösen Burg, schmetterten sie in tausend Stücke, ergriffen den Dieb und straften ihn, bis er übel zugerichtet ward.

Dann kehrten sie zurück in den Himmel und müssen seitdem nach Altvaters Willen immer über dem Bösen Wacht halten, damit er von seinen schlechten Werken verscheucht werde. Die gestohlenen Sterne aber nahm Altvater und streute sie wieder an ihrem Platze aus. Etliche blieben dabei dichter beisammen und stehen noch heute in Haufen am Himmelszelt.

## Der Geisterbanner.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine bitterböse Frau. Den ganzen Tag gab es eitel Zank und Streit im Hause, und selbst in der Nacht hielt das arge Weib keine Ruhe.

Eines Tages dachte der Mann bei sich: was soll ich mich mit ihr herumbeißen? nahm seine Axt und ging wandern in den Wald. Im Dickicht geriet er vor eine jähe Grube, wollte wissen, wie tief sie wäre und hieb sich eine lange Stange zurecht, um den Abgrund auszumessen. Als er die Stange hinabgelassen hatte, merkte er, daß unten jemand daran zerre, zog sie also wieder auf und sah nun wohl, daß die untere Hälfte abgebrochen war. Jetzt wußte der Mann, welche Bewandtnis es mit der Grube habe, eilte nach Hause und sprach zu seiner Frau: „Komm, sei mir zur Hand, ich habe im Walde eine Schatzgrube gefunden und Du sollst mir helfen das Geld heimtragen" „Schon gut," knurrte die böse Frau, „wenn Du nur bekennst, daß kein anderer als ich den Schatz entdeckt habe." — „Meinetwegen," antwortete der Mann.

Draußen im Walde warf sich die Frau sogleich über den Rand des Abgrundes und rief: „Das ist all mein Teil!" Weil sie nun so hastig war und keine Acht dabei gab, glitt sie aus und fiel kopfüber in die Tiefe. So war der Mann ihrer ledig geworden und zog leichten Herzens von dannen.

Über's Jahr traf es sich, daß er in demselben Walde zu schaffen hatte und wieder an die Schatzgrube kam. Will doch mal sehen, was mein Hauskreuz da unten treibt, dachte er und stach abermals mit einem langen Holz nach unten. Gleich schien es ihm, als hänge eine Last daran. Er wähnte, es könne wohl sein Weib sein und zog fein langsam an. Schau, da kam etwas wie ein Klumpen herauf und ein schwarzhaariger Kopf ward sichtbar. Schon wollte er die Stange zurückfallen lassen, aber unten an ihrem Ende da saß ein Kobold, der sprach: „Teurer Freund, zieh mich nur vollends heraus. Es wird jetzt ein Jahr, da ist mir eine fremde Frau vom Dach ins Haus gebrochen, und seit dieser Zeit ist meine Ruhe hin. Hu, hat die ein Mundwerk! Den ganzen Tag und die Nacht dazu tut sie nichts als keifen, daß mir die Ohren davon gellen. Da liefe ich doch lieber in die weite Welt."

Der Mann lachte und sprach: „Nein, bleib nur drinnen bei der Frau. Wem wärest Du nutze unter den Menschen? Auf der Oberwelt machst Du nur dumme Streiche."

„Ach, Gevatter," schmeichelte der Geist, „hilfst du mir dennoch heraus, so will ich Sorge tragen, daß Du zu großem Gelde gelangst." — „Hm, das läßt sich hören, aber wirst Du auch Wort halten und auf welche Weise soll ich reich werden?" fragte der Mann bedächtig. Sprach der Geist: „Ich will

nächtlicher Weile in ein Schloß fahren und dort ein Gepolter anrichten, dann kommst du herbei und versprichst das Schloß zu erlösen um einen hohen Lohn. Desgleichen in dem zweiten und dritten Schloß, — so hast Du Geld genug für dein Lebtag. Aber hüte Dich in das vierte Schloß zu kommen, denn da bleibe ich wohnen."

Auf diese Rede wurden sie des Handels einig, und der Mann half ihm aus der Unterwelt ans Licht.

In der Nacht darauf ging im nächsten Schloß ein greulicher Lärm los, doch nicht lang, so hatte der Mann den Spuk gebannt und erhielt reichen Lohn dafür. Also geschah es auch auf dem zweiten und dritten Schloß, und er wurde ein berühmter Geisterbanner. Danach nahm der Kobold in dem vierten Schlosse Wohnung und trieb es dort um vieles schlimmer. Der Schloßherr ließ den Beschwörer kommen, aber der wollte es hier mit seiner Kunst nicht wagen, denn er gedachte der Mahnung des Geistes. Endlich, als ihm der Herr den dreifachen Lohn anbot, ward er anderen Sinnes und sprach vor sich hin: „Mag kommen, was wolle, ich muß das viele Geld haben!"

Als er vor das Schloß gelangt war, fand er den Poltergeist vorn am Tor auf einem Pfeiler sitzen, einen Steinblock in der Hand, womit er ihn erschlagen wollte. „Ach Du meine Güte", sprach der listige Mann und trat näher. „Da sitzest du nun als ein Obdachloser im Freien und weißt nicht, daß dein warmes Quartier ledig steht, denn die böse Frau ist ja längst schon aus der Grube heraus!" Da hättet ihr sehen sollen, was nach diesen Worten geschah. Plump! ließ der Geist den Stein zu Boden fallen, war im nu herunter und stob nach seiner Wohnung. Jetzt empfing der Mann den dreifachen Lohn, ging heim und führte ein wohlbehaltenes Leben bis an sein friedliches Ende.

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)
(Benvenuto Sartorius.)

(2. Fortsetzung.)

Der Fürst ist tot . . . diese Nacht hat man ihn fortgebracht.

Das klingt brutal, – allein ich finde kein anderes Wort für den jedes menschliche Gefühl empörenden Schluß der Tragödie, die sich innerhalb der vier Wände dieses Hôtelzimmers abgespielt hat.

Von der Gouvernante, mit der ich gestern nach dem Lunch ein paar Augenblicke auf der in den Garten führenden Freitreppe allein zusammenstand, erfuhr ich, was geschehen.

Das rätselhafte Klingen, das ich während der vorhergehenden Nacht gehört, jener eigentümlich hohe vibrierende Ton war erzeugt worden durch die künstliche Atmung, die dem Sterbenden in der qualvollen Agonie Luft in die erlahmenden Lungen einführen sollte.

Und dieser letzte Versuch ärztlicher Hilfe versagte — — — — — —

Bevor der Arzt das Hôtel verließ, hatte er dem Chef den Tod des Fürsten mitgeteilt, und durch diesen war das Personal in Kenntnis gesetzt und instruiert worden über das Verhalten in derartigen, für das Hôtel peinlichen Vorfällen.

Hier zeigte sich die unvergleichliche Disziplin, oder richtiger Dressur, die in diesen großen Etablissements herrscht. Das glatt funktionierende Räderwerk der eingearbeiteten Maschine lief ohne die geringste Störung weiter. Kein Wölkchen trübte die heitre verbindliche Miene des Oberkellners und seiner Untergebnen und verriet dem nicht Eingeweihten, daß sich in den letzten vierundzwanzig Stunden etwas Außergewöhnliches ereignet hatte ... Sie alle waren sich bewußt, daß das Renommee des Hauses auf dem Spiele stand. „Qui si sana" leuchtet die strahlende Verheißung über den sonnigen Gestaden der Riviera und lockt alljährlich Tausende hierher, die wankende Gesundheit zu kräftigen ... Man stirbt nicht im Hôtel eines Weltkurorts!

Der Gedanke, mit einer Leiche unter einem Dache, vielleicht sogar Wand an Wand zu schlafen, würde genügen, das renommierteste Haus zu entvölkern. Daher diese staunenswerte Umsicht, der selbst die Angehörigen des Toten sich fügen müssen.

Die gebotne Vorsicht erheischte es, daß dem Kinde der Tod des Vaters verheimlicht werde und daß kein Trauergewand das Geschehne verrate!

Die Kleine erzählte strahlend beim Lunch, daß Mama und Großmama, die, wie so häufig, auf ihrem Zimmer speisten, Vorbereitungen zur Abreise träfen, die schon am nächsten Tage vor sich gehen solle.

Die Gouvernante teilte mir mit, daß in der kommenden Nacht die Leiche des Fürsten in die Friedhofskapelle gebracht werde, um von dort die weite Reise in die Heimat anzutreten. — — — — — — — — — — — — —

Uns, die wir unmittelbar über den von dem Fürsten bewohnten Gemächern leben, ist auch der letzte Akt dieser jammervollen Tragödie nicht geschenkt worden ... wenigstens mir nicht — Tante Maluscha schlief nichtsahnend nebenan ...

Nach Mitternacht, als das ganze Hôtel in tiefstem Schlafe lag, vernahm ich im unteren Korridor gedämpfte Schritte mehrerer Personen ...

Ich hatte mich im Bett aufgerichtet und verfolgte mit fieberhafter Spannung die Vorgänge unter uns ...

Undeutlich klangen geheimnisvolle Laute zu mir herauf: knisterndes Rauschen und der feine Metallton sich windender Schrauben, leises Flüstern und erstickes Schluchzen ... dann entfernten sich die nächtlichen Besucher wieder, gleichmäßig und schwer auftretend auf den die Schritte dämpfenden dicken Korridorteppichen ... ein Wagen, der im Dunkeln vor dem Hôtel gehalten, setzte sich langsam in Bewegung, und das fast lautlose Rollen der mit Gummireifen bedeckten Räder verlor sich in der Stille der Nacht.

* * *

Ich kann den Veilchenduft nicht vertragen! .. Er martert meine Nerven mit quälenden Erinnerungen und Bildern, denen ich nicht zu entrinnen vermag. — —

Gedanken werden wach und tauchen empor aus dem dunklen Rätselreiche des Unbewußten, die meinem innersten Wesen fremd sind. — —

Gedanken, die sich heranschleichen wie erbarmungsloses, beutegieriges Gesindel auf verlassener Walstatt am Abend einer verlornen blutigen Schlacht und der wehrlosen wunden Menschenseele erzählen von trügerischen Hoffnungen, vergeblichem Ringen, unentrinnbarem Geschick. — —

Vergebens suche ich nach einem festen Halt, an dem sich die geängstete Seele aufzurichten vermag — überall starrt mir das furchtbare Meduſenantlitz

des Fatums entgegen . . . Des Fatums, wie es die Antike malt, das mit stumpfem gleichgiltigen Blick dem nie endenden Todeskampf der ohnmächtigen Menschen zuschaut, die sich in den vielgestaltigen Maschen des großen Netzes verfangen, das sich das Leben nennt — — — — — — — — — — —

Erinnerungen weckt der Veilchenduft an sonniges Kinderglück und qualvolles Sterben, — an einen todwunden Mann, dessen letzte müde Lebensregung, das letzte schwache Flügelschlagen der Hoffnung den blauen duftenden Frühlingsblumen galt . . .

An einen Sarg, den liebende Hände so mit Veilchen überdeckt, daß die lachenden Kinderaugen nicht hindurchzudringen vermochten, und keine Ahnung des großen Herzeleids, das sich unter dieser Blumenhülle barg, in der jungen Seele aufdämmerte — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kann dem Veilchenduft nicht entrinnen — —! Die Luft an der Riviera ist durchtränkt vom Dufte der zu Millionen in den Gärten und an den Berghängen erblühten Veilchen. Durch die geöffneten Fenster strömt er herein, vom Bergwind herübergetragen, und wie eine Wolke steigt er auf als Totenopfer aus dem vereinsamten Park der Villa Zirio —

So oft ich den Kopf hebe und meine Blicke hinüberschweifen über die Baumkronen der wie verzaubert im Frühlingsblütenschmuck ihrer Gärten eingeschlummerten Villa, wähne ich die hohe Gestalt Kaiser Friedrichs im Schatten der riesigen Eukalyptusbäume in den stillen Alleen wandeln zu sehen — —

Auch seine Lieblingsblumen waren die blauen Revieraveilchen —

Und auch ihn hat die Hoffnung, hier zu gesunden, betrogen — —

Qui si sana! — — wie viele hat die Verheißung hergelockt an die blauen Gestade des Mittelmeers — — und wie viele sind enttäuscht von hier fortgezogen, um in der Heimat zu sterben — — — — — — — —

Wenn sie überhaupt heimkehrten — —!

* * *

Die Zimmer unter uns sind wieder bewohnt von einem jungen Paar, das den Honigmond an der Riviera verlebt.

Der Mann — der internationale Typ des reichen Genußmenschen —

Die Frau, sehr elegant, sehr chic, von jenem undefinierbaren kapriziösen Reiz, wie er der Pariserin eignet.

Tante Maluscha, deren Blicken nichts entgeht, vermißt unter den kostbaren Brillantringen den schlichten Goldreif an der rechten Hand — —

Derartige Erscheinungen einer andern Welt tauchen jetzt häufiger hier auf.

Das bringt die Saison so mit sich. — — — — — — — — — —

Ob wohl je ein Schriftsteller daran gedacht hat, die Geschichte eines Hôtelzimmers zu schreiben?

Die wechselnden Schicksale, die solche Wände mit angesehen — — — besonders hier — an der Riviera!

Aber es müßte ein großer Dichter sein — einer, der es verstände zu lauschen auf das, was die Steine reden, und die unsichtbaren Zeichen von den Wänden abzulesen, welche das hindurchgehende Leben zurückgelassen — — —

Auch Schicksale, die sich scheu vor den Augen der Menschen verkriechen — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vornehmlich die —!

* * *

Die Saison an der Riviera hat ihren Höhepunkt erreicht Hôtels und Pensionen sind überfüllt, die Preise auf das Doppelte emporgeschnellt.

An der table d' hôte ist von nichts anderem die Rede als von den Vergnügungen des diesjährigen Faschings.

Ausflüge nach Nizza und Monte Carlo sind de rigueur. —

Nach dem Diner tauchen unerwartet Masken auf, die von der Straße hereinkommen und sich unter die Gesellschaft mischen.

Wir allein werden nicht nach Nizza fahren —

Ich bin nicht in Faschingsstimmung!

Noch lasten die Schatten der jüngsten Ereignisse auf meiner Seele —

Ich kann den Übergang nicht finden —

Mein Geist ist nicht elastisch genug — trotz meiner vierundzwanzig Jahre!

Hier hat man sich daran gewöhnt, trostloses Leid und übersprudelnden Lebensgenuß dicht nebeneinander zu sehen. Man feiert die Feste wie sie fallen — —

beinah wie das einfache Volk, das sich bei einer Begräbnisfeier ebenso viel Vergnügen verspricht wie bei einer Hochzeit.

Vielleicht sind *sie* die wahren Weltweisen, welche das Unabänderliche des Lebens hinnehmen als etwas Natürliches, Gottgewolltes — — — — —

denen das sich ewig wiederholende menschliche Dasein in all' seinen wechselnden Erscheinungsformen nur drei Höhepunkte aufweist, die des Feierns wert sind und ein Heraustreten aus dem Alltagsleben, ein Sichdarüberhinausheben in der Freude des eignen Daseinbewußtseins verlangen: die den Eintritt in die menschliche Gemeinschaft feiernde Taufe, den Moment höchster Daseinsvollendung — denn das ist doch wohl die eigentliche Bedeutung des Wortes „Hochzeit", — und den Tod, den sie als etwas Natürliches, nicht wie wir, einer höheren Bildungsstufe Angehörende, als Tragik empfinden.

Ich erinnere mich eines Gesprächs mit einer einfachen russischen Bäuerin, unsrer Stubenmagd Dunja, die ihres gutherzigen weichen Charakters wegen sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, bei Ihresgleichen sowohl wie bei den Herrschaften, wo sie gedient.

Sie stammte aus einem der westlichen Gouvernements, wo viel Holzflößerei getrieben wird. Ihr Mann, ein junger kraftvoller Holzknecht, mit dem sie nur wenig Jahre in glücklicher kinderloser Ehe zusammengelebt, war eines Tags, als er ein doppelt zusammengekettetes Floß durch die von der Schneeschmelze angeschwollnen Stromschnellen durchlotste, heruntergeschwemmt worden und zwischen die sich überschlagenden Stämme geraten. Zwar hatte man ihn noch lebend hervorgezogen, aber „seine Lebenssäfte verdorrten von Stund an" und nach jahrelangem Siechtum und qualvollem Leiden war er noch in jungen Jahren „einen schweren Tod gestorben."

Die Frau liebte es von jener Zeit zu erzählen und kam bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Das ganze Dorf hatte Anteil genommen an dem schweren Geschick, das die Heiligen ihnen auferlegt. Während der letzten Wochen vor dem Tode ihres Mannes war die Hütte Tag und Nacht nicht leer geworden von Verwandten und Freunden, die alle dem Mischa ein letztes Lebewohl sagen wollten, bevor er in die Ewigkeit hinüberging. Und wenn sie des Abends von der Arbeit heimkehrten, ging keiner an ihrer Tür vorbei, ohne nachzufragen, „ob es bald zu Ende gehe." Am letzten Sonntag, nach der Kirche, hatten sich alle Nachbarn im Sterbehause eingefunden, sie, die Dunja, hatte einen Imbiß und ein Gläschen Branntwein aufgetragen. Die

Weiber sangen Sterbelieder, die Männer rauchten und unterhielten sich flüsternd über das in Aussicht stehende Begräbnis und das Leichenmahl, das die Witwe zum Gedächtnis ihres Mannes geben werde.

Von Zeit zu Zeit, wenn das stoßweise Röcheln, das vom Bett herüber drang, aussetzte, hatte einer von ihnen sich erhoben und war zu dem Sterbenden getreten, wo er ein paar Augenblicke verharrte, sich bekreuzigte und ein Sterbegebet murmelte, worauf er wieder in den Kreis zurückkehrte. So hatten sie gleichmütig dem qualvollen Todesringen zugesehen und die Frau mit ihnen, ohne eine Hand zu regen zur Linderung der Pein, geduldig abwartend, bis es dem Allmächtigen gefalle, ein Ende zu machen.

Als wir fragten, warum sie nicht den Arzt aus der nahe gelegenen Kreisstadt geholt habe, daß er die letzten Nöte des Sterbenden lindere, soweit es in seiner Macht stand, schüttelte die Erzählende mißbilligend den Kopf und, sich mehrmals hinter einander bekreuzigend, entgegnete sie mit unwiderlegbarer Überzeugtheit: „Das ist schon so von Gott und den Heiligen auferlegt, daß der Mensch sich quälen soll und ängsten, wenn es zum Sterben geht, auf daß er die Sünden abbüße, die er während seines ganzen Lebens auf dieser Welt begangen hat. Die Todesstunde macht vieles offenbar: gar mancher, dem man sonst nichts nachsagen konnte, hat heimlich Sünde auf Sünde gehäuft im Leben. Je schwerer einer stirbt, um so tiefer stand er in Gottes Schuld, und da sollen Menschenhände nicht eingreifen, ihm die von Gott auferlegte Buße zu erleichtern, sonst geht er des ewigen Heils verlustig und muß in der Ewigkeit für seine ungesühnte Schuld brennen." —

So naiv grausam philosophiert das Volk! . . . .

Auch in San Remo haben wir einen Blumenkorso gehabt —

Ein jämmerlicher Abklatsch des mit verschwenderischer Pracht in Nizza in Szene gesetzten Karnevalsfests.

Eine Anzahl völlig stilloser blumenbekränzter Wagen, deren Insassen das sich in den engen Straßen schiebende und drängende Publikum mit Blumen bombardierten. Das einzig Amüsante bei der ganzen Geschichte war, zu beobachten, wie gewandt die zwischen den Rädern der Wagen herumwimmelnden Straßenjungen die duftenden Geschosse auf halbem Wege auffingen, um sie den an Munition zu kurz Kommenden immer wieder aufs Neue zu verkaufen!

Während des ganzen Korso sahen wir einen einzigen Wagen, dessen Blumenschmuck Geschmack und Stil zeigte: ein hoher Phaeton, die Speichen der Räder durchflochten von den goldfarbenen Blütenrispen der Mimosen. Schlanke biegsame Zweige bildeten eine wie aus flammendem Sonnengold geformte Muschel, in der ein in metallisch schimmernde, phantastische seidne Gewänder gehülltes elegantes Paar lächelnd die begeisterten Huldigungen der staunenden Volksmenge entgegennahm.

Als der Wagen langsam an uns vorüberfuhr, ward ich plötzlich von einer Fülle duftender Blüten umhüllt — aufblickend erkannte ich die schöne junge Frau aus der Bel-Etage unsres Hotels.

Die marmorweißen Arme und den Nacken mit Bernsteinketten umwunden, ein Bernstein-Diadem im dunklen Haar, stand sie hochaufgerichtet, auf die Schulter des neben ihr sitzenden Kavaliers gestützt, während sie lächelnd einen ganzen Korb blühender Mimosen über mich ausschüttete. Dabei blickten ihre Augen mit einem seltsam düstern Ausdruck zu mir nieder, und das Lächeln erschien mir mehr ein nervöses Zucken, das die schönen Linien des Mundes verzerrte!

Ein Frösteln durchrieselte mich, trotz der brennenden Frühlingssonne.

Meine Phantasie fängt an sich mit der fremden Abenteuerin zu beschäftigen . . .

Eine Frau, die ihrer Seele verlustig gegangen, als sie den Leib verkaufte, und immer von neuem die Qual eines seelenlosen Erdendaseins empfindet . . .

* * *

Gestern waren wir in Monte Carlo.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte, mich nicht aus San Remo zu rühren, um die allgemeine Modetorheit mitzumachen, bin ich schließlich doch der dämonischen Anziehungskraft erlegen, die Monte Carlo auf alle Rivierabesucher ausübt —

Und ich bedaure meine Schwäche nicht.

Ich habe einen Blick in das Paradies getan — das Paradies — nach dem Sündenfall . . .

Das Miniaturfürstentum Monaco ist unstreitig der schönste Punkt an der Riviera. Ich wenigstens bekenne, nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Das will nun freilich nicht viel sagen in dem Munde eines Menschenkindes, das sein ganzes bisheriges Leben teils in Petersburg vertrauert, teils in den stillen Birkenwäldern Finnlands verträumt hat, um dann im Expreßzug halb Europa zu durchfliegen . .

In diesen letzten Monaten aber haben meine Augen soviel Schönes gesehen, daß ich mir schon ein Urteil anmaßen darf.

Für mich bedeutet der gestrige Tag den Höhepunkt.

Der Lift, der die herbeiströmenden Besucher in wenig Sekunden an der schroffen Felswand emporhebt, versetzt uns in Gedankenschnelle in eine andre Welt . . .

Die Welt des absoluten Schönen.

Ein Zusammenwirken von künstlerischem Raffinement und einer Vegetation, in der alle Blüten- und Blattformen sich ins Riesenhafte entwickelt haben, eine Atmosphäre, durchtränkt von dem starken Duft exotischer Blumen und exotischer Modeparfüms der internationalen eleganten Welt und Halbwelt, die in den Spielsälen und auf der Promenade den raffinierten Luxus ihrer Toiletten entfaltet.

Einen eigenartig reizvollen Kontrast zu den modernen Prachtbauten Monte Carlos bildet das jenseit einer tiefblauen Meeresbucht auf steiler Felsenhöhe liegende Miniaturfürstentum Monaco, die Residenz des Fürsten.

Der zur Zeit regierende Fürst soll ein gelehrter, nur seinen wissenschaftlichen Tiefseeforschungen lebender Mann sein. Ob ihm nicht zuweilen, wenn seine Blicke hinüberschweifen über die paradiesisch schöne Landschaft zu dem im Sonnenlicht gleißenden Spielpalast, der störende Gedanke aufsteigt, wie unlauter die nie versiegende Quelle ist, der er seinen märchenhaften Reichtum verdankt und daß sein ganzes Fürstentum sich aufbaut auf den Trümmern zu grunde gerichteter Existenzen . . ? . .

Übrigens versteht man es in Monte Carlo meisterlich, der Welt gegenüber das Dekorum zu wahren.

Beweis dafür: eine Episode, die sich unter unseren Augen abspielte:

Im Vestibül der Spielbank, wo eine Anzahl distinguierter Herren in tadellosem schwarzen Gesellschaftsanzug die Eintrittskarten für die Spielsäle ausgeben, fiel mir unter der bunt zusammengewürfelten Menge eine in leb-

haftem Parlamentieren begriffene Gruppe auf: eine Dame entre deux âges, die sehr erregt mit einigen Herren vom Komite unterhandelte, ihr zur Seite ein sehr bestürzt drein blickendes niedliches Backfischchen, dem man die Karte verweigerte, da es noch nicht das zum Eintritt in die Spielsäle berechtigende Alter erreicht hat — das arme Ding zählte höchstens siebzehn Jahr! —

Das Gewissen der würdigen Herren war in diesem Punkt so subtil, daß sie sich selbst durch die nachdrückliche Versicherung der Mama, sie übernehme die volle Verantwortlichkeit dafür, daß ihre Tochter nicht spielen werde, nicht bewegen ließen, eine Ausnahme zu machen, und diese mußte sich damit begnügen, durch die Spalte der halbgeöffneten Tür einen Blick in das geheimnisvolle Reich des rouge et noir zu tun.

Da jeder Spieltisch von einer dreifachen lebenden Mauer umschlossen war, wird sie nicht eben viel gesehen haben! und die dahinterliegenden trente et quarante-Säle, wo die Elite des Professionsspieles sich zusammenfindet und die großen Summen pointiert werden, wo es sich beim Abheben einer Karte um ein Menschenleben handeln kann, dieses Allerheiligste des goldenen Dämons blieb ihr verschlossen!

Armes junges Ding! Mit wie erwartungsvoller Spannung mochte sie die Stufen heraufgestiegen sein!

Solch ein Verzichtenmüssen auf etwas in greifbarer Nähe vor uns Liegendes, dem wir klopfenden Herzens genaht, muß bitter sein!

Und den Gedanken weiterspinnend, dachte ich an jene Ungezählten, die in dem Augenblick, da das Leben seine goldnen Pforten auftut und sie hineinblicken in die verheißungsvoll leuchtende Ferne, von der Schwelle gestoßen werden — — — und das rollende Rad des dahinflutenden Lebens geht über sie weg — — —

Der Gedanke bedrückte mich und ließ keine rechte Freude mehr in meiner Seele aufkommen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Warum kann ich nicht sein wie Tante Maluscha und hundert andre mit ihr, auf die jene flüchtige Episode nicht den geringsten Eindruck gemacht!

Warum ist es mir nicht mehr möglich, die ungetrübte Daseinsfreude zu empfinden, wie noch vor wenig Wochen?

— — So tauchen Fragen auf Fragen in meiner Seele auf —

Und keiner ist da, der sie mir beantwortet! —

* * *

Den 1. März.

Das macht wohl die Frühlingsluft, daß ich so müde bin — — —

Von allen Seiten dringt etwas auf mich ein wie ein unsichtbares Fluidum, entnervend und lähmend, eine unheimlich zwingende Macht — um so unheimlicher, da sie sich nicht fassen, nicht definieren läßt — — etwas Namenloses, das beklemmend, wie ein Alb, von Tag zu Tag schwerer auf mir lastet — —

Wenn es sich nur um eine physische Übermüdung handelte — —

Aber es ist wie eine seelische Erschlaffung, die mich überkommt, heimtückisch heranschleichend, von meiner ganzen Wesenheit Besitz ergreifend — — eine Müdigkeit, die mir die Kraft lähmt, mich zu einem Entschluß aufzuraffen — die Kraft selbst, einen Gedanken mit allen Konsequenzen durchzudenken — — —

Man sagt, daß die Frühlingsluft solch entnervenden Einfluß habe — —

Klingt es nicht sonderbar, vom Frühling zu reden an der Riviera, im Lande des ewigen Sonnenscheins?!

Und doch — etwas Neues, Ungekanntes liegt in den Lüften seit einiger Zeit. . . .

Eine schwül narkotische Duftwelle, aus Millionen sich täglich neu erschließender Blumenkelche zusammenströmend, die in unsichtbarer Regungslosigkeit über dem ganzen Mittelmeergestade lagert.

Über den Bergkämmen, deren leuchtende Schneefirne in der gesteigerten Sonnenglut zu schmelzen beginnen, bilden sich opalisierende Dünste, die sich weiten und ausdehnen und wie die Glaswände eines Treibhauses über die Küstenlandschaft herabzusenken drohen — —

Etwas Beklemmendes liegt in der Vorstellung — —!

Es ist schwer in dieser schwülen Treibhausatmosphäre zu atmen — — zumal des Nachts — —

Zuweilen fahre ich mit einem entsetzlichen Angstgefühl aus den schweren Träumen auf, die hier meinen Schlaf begleiten.

Mich deucht, es langten aus der Finsternis schlanke weiche Hände nach mir, denen ein seltsam fremdartiger Hauch entströmt . . .

wie der in stillen Sommernächten vom Friedhof herüberwehende, süßlich faulige Duft halbwelker Treibhausblumen — und preßten sich lautlos auf meinen Mund — — — meine Brust — — — — — — — — — — — —

In solchen Momenten des Erstickens überkommt mich ein schluchzendes Heimweh . . .

Heimweh nach dem weiten Ausblick über unbegrenzte Ebenen, nach dem kräftigenden Hauch des über steinige Wiesengelände und kühle Seen dahinfegenden Sturmes . . .

Sehnsucht nach einem einzigen leichten, befreienden Atemzug!

* * *

Der Sanitätsrat hat mich gescholten, weil ich leichtsinnig gewesen bin und — — die Strafe folgt auf dem Fuß — mir Fieber geholt habe auf unserm gestrigen Abendspaziergang.

Der gute alte Herr hatte mir alles gestattet, mit einem einzigen Vorbehalt: es war mir streng untersagt, Abends nach Sonnenuntergang das Haus zu verlassen. —

Wenn er ahnte, wie oft wir in letzter Zeit dieses Gebot umgangen haben!

Denn so richtig übertreten haben wir es erst gestern.

Die Versuchung war zu groß!

Bis dahin ließen wir uns daran genügen, nach dem Diner ein paar Schritte im Park auf und ab zu gehen.

Nach den sonnendurchglühten Tagen war die vom Meer aufsteigende abgekühlte Luft eine Erquickung. Das hat auch Tante Maluscha eingesehen und sich erweichen lassen, meiner Bitte nachzugeben. Und selbst ihre für Naturschönheit wenig eindrucksvolle Seele hat den Zauber dieser südlichen Frühlingsabende empfunden.

Die Sterne erscheinen hier soviel größer, als ob der Himmel hier näher wäre — —

Ein schöner Gedanke, — und doch stimmt er mich traurig!

Das macht wohl der Anblick der vielen Kranken, die man früher, während der Saison, in der großen Menge der nur dem Vergnügen lebenden Fremden kaum bemerkte — — — — — — — — — — — — —

Gestern aber haben meine Augen nicht nach den Sternen gesehen.

Ein höherer Glanz leuchtete aus den Tiefen des Meeres und überstrahlte die Gestirne.

Ein unermeßliches Reich des Lichtes erschloß sich „und offenbarte seine Herrlichkeit — —"

denn wie eine Offenbarung flammt es auf und erlischt...

Und ich habe eine so kindische Furcht, irgend etwas zu versäumen im Leben, den Augenblick zu verpassen, der nie wiederkehrt!

Als ob nicht das Leben noch in seiner ganzen Größe vor mir läge — Aber die Kraft zu genießen — — ?

Krank und siech zu stehen inmitten aller Genüsse des Daseins — — zu sitzen an den gedeckten Tischen des Lebens und nicht zuzugreifen vermögen — —

Der Gedanke ist schlimmer als Vernichtung! — — — — — — —

Gestern aber schwoll meine Sehnsucht nach dem Erleben des Wunderbaren so übermächtig an, daß sie alles Kleinliche, ängstlich Zurückhaltende überflutete. An dieser Brandung, die mich über mich selbst hinaus hob, zerschellten all die vernünftigen guten Vorsätze und trieben wie altes Gerümpel auf den hochgehenden Wogen meiner Sehnsucht dahin.

Ich glaube, diese tiefe verzehrende Sehnsucht nach dem Schönen, Erhabenen ist die Haupttriebfeder meines Seins.

Mag schon sein, daß durch dies große Schwungrad mal eins der kleinen in dem komplizierten Rädergefüge, aus dem solch ein Menschenwesen zusammengesetzt ist, verschoben oder auch zum Stillstand gebracht wird — —

Was tut's!! — —

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein.." hat einer von den ganz Großen gesagt..

Und ich sollte nicht mal ein bischen erhöhte Temperatur riskieren — —! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als wir gestern nach dem Diner, das sich neuerdings bis tief in den Abend hineinzieht, ins Freie traten, schimmerte es hell herauf durch die Stämme und gefiederten Kronen der Palmen...

Meeresleuchten — —!

Irgend jemand hatte das Wort ausgesprochen — und die ganze Gesellschaft, Gesunde und Rekonvaleszenten, pilgerten zum Meere hinunter.

Wie die Magier vor Jahrtausenden dem Schimmer des Wundergestirns folgten, so zog uns alle das silberflutende Licht an — —.

Wer sollte in solch einem Augenblick an ärztliche Vorschriften und gedankenlos geleistete Gelübde denken —!

Meeresleuchten — —

Unauffällig hatte ich mich von den anderen getrennt — ihr lautes Schwatzen, die banalen Ausrufe des Entzückens, hätten mir die Stimmung verdorben — und einen schmalen, sich zwischen Granatbüschen, Myrten und Agavengestrüpp durchwindenden Pfad eingeschlagen, der auf einer, über das Steilufer des Meeres vorgeschobnen Plattform mündet. Die feingefiederten Blätter eines alten Pfefferbaumes wölben ein dichtverwachsenes Schutzdach über einer einsamen halbrunden Bank, die einen schönen Ausblick aufs Meer gewährt.

War es das Bewußtsein des Verbotenen, der schnelle Gang, die Erwartung des Ungewöhnlichen, — das Herz klopfte mir fast hörbar, während ich zwischen dem hochaufgeschossenen Gebüsch vorwärts eilte —

Das Dunkel, das mich umfangen, lichtete sich . . ich hob die Augen — — und das Meer erglänzte weit hinaus — —

Doch nicht in der warmen gesättigten Glut, die der Widerschein des Sommerabendhimmels den stillen nordischen Seen verleiht, auch nicht in dem milchweißen Licht schimmernder Mondesstrahlen, — eher noch vergleichbar dem zitternden Schneeglanz des Nordlichts, wenn es in froststarrer Winternacht am nördlichen Horizonte aufflammt . . .

Und doch wieder so ganz anders!

Kein Abglanz eines von oben kommenden Lichts — die Tiefe selbst ist in gleißendes Silber verwandelt . . . eine Welt unirdischen Glanzes, in der alles, was wir Farbe nennen, sich in tropfendes Silber aufgelöst hat.

Die zahllosen Segelbarken der Fischer, die abends das Meer beleben, hockten wie ungeheure Fledermäuse und seltsam gestaltete Riesenvögel auf der metallisch gleißenden See, und von den Rudern rieselten ganze Ströme flüssigen Silbers über die dunklen Holzplanken der Bootswände. — — — — — —

Wie eine verzauberte Welt. — — — — — — — — — — — —

Dafür kann man schon ein bischen Fieber und das Brummen des Doktors in den Kauf nehmen! — — — — — — — — — — — —

In einem aber fand ich mich betrogen: mit der weltentrückten Einsamkeit, die ich hier zu finden gewöhnt, war es nichts.

Der ganze Strand war belebt von halbnackten jugendlichen Gestalten, die in dem knietiefem Wasser herumwateten, von Stein zu Stein springend laut aufjauchzten, oder in ein schallendes Gelächter ausbrachen, wenn die leuchtenden Wellen über sie hinspritzten.

Sie warfen sich allerlei aufgefischtes Zeug zu, daß es aussah, als stünden sie inmitten sprühender Sterne und elektrischer Lichtbogen, ein improvisiertes Feuerwerk, das nicht enden wollenden Jubel auslöste.

Dann verstimmte ganz plötzlich der Lärm, — die Spielenden waren verschwunden, als habe der Abgrund sie verschlungen.

Ganz spukhaft dünkte es mir, daß ich unmittelbar neben mir ihr unterdrücktes Kichern und leises Flüstern hörte, ohne daß ich zu entdecken vermochte, woher es kam.

Gleich darauf trieb die kleine Schar wieder im vollen Licht der flimmernden Gewässer ihr ausgelassenes Spiel — — — — — — — — — —

Meine Neugier ist rege geworden, und das bedeutet entschieden einen Fortschritt gegen die Apathie der letzten Wochen.

Ich ertappe mich sogar dabei Pläne zu machen. . . .

Sobald ich diesen dummen Fieberanfall überwunden habe, werde ich den Strand unterhalb des Parks rekognoszieren, um hinter das Geheimnis der kleinen Meerkobolde zu kommen.

* * *

Seit mir weitere Spaziergänge untersagt sind, verbringe ich einen Teil des Tags auf der halbrunden Bank, von wo aus ich neulich das Meerleuchten beobachtete.

Ich lese oder schreibe in meinem Tagebuch und bin so ziemlich sicher ungestört zu bleiben, da sich nur selten ein Fuß in diesen verwilderten, abgelegenen Teil des Parks verirrt.

Lustig ist's, von dem versteckten Plätzchen aus die Jungen zu beobachten, die sich auf dem, stellenweise von der Flut überspülten steinigen Strand im

brennenden Sonnenschein herumtummeln, unter den Steinen noch allerlei Seegetier suchen und mit großer Geschicklichkeit flache Steinchen über das Wasser schleudern, daß es einen singenden, glashellen Ton gibt.

Zuweilen bricht ganz plötzlich das Gekreisch ab, und hebe ich den Kopf, sind die braunen Gesellen verschwunden.

Ich habe mich, so weit es geht, über das Gitter gebeugt und nach allen Seiten angestrengt Ausschau gehalten — umsonst! Nicht eine Spur von der wilden Bande, die sich in ihrem Versteck mucksmäuschenstill verhält, zu erspähen. Kaum aber habe ich mich wieder in meine Arbeit vertieft, kündet indianerhaftes Gebrüll das Wiederauftauchen der Schelme.

* * *

Gestern ist es mir endlich gelungen, ihren geheimnisvollen Schlupfwinkel zu entdecken.

Während unsrer Morgenpromenade auf der längs des Strandes sich hinziehenden Esplanade Fedorigo III. hatte Tante ein paar neu angekommene Landsleute entdeckt, mit denen sie sich bald so ins Gespräch vertiefte, daß ich ohne Kontrolle meine Entdeckungsreise antreten konnte.

Ich stieg die zum Strande führenden steilen Stufen hinunter und ging vorsichtig am Ufer entlang, bis ich über mir die Palmen unsres Hotelgartens erblickte. Ein beschwerlicher Weg, denn der Strand ist bedeckt mit glitschrigem, locker aufeinander geschichtetem Steingeröll. Nur nackte Sohlen vermögen auf dem unsicheren, teilweise mit Tang und Algen überzogenen Terrain zu laufen, ohne auszugleiten.

Dabei brannte die Sonne erbarmungslos auf mich wieder, und der von keinem Lufthauch bewegte weite Wasserspiegel warf das Sonnenlicht so blendend zurück, daß ich von Zeit zu Zeit stehen bleiben und die Augen schließen mußte. Trotzdem verfolgte ich halb stolpernd, halb gleitend die eingeschlagene Richtung und ward durch eine überraschende Entdeckung belohnt.

Das von oben gesehen steil abstürzende Ufer ist zum großen Teil von den Fluten unterwühlt und bildet eine ganze Kette von Grotten und höhlenartigen Vertiefungen, deren Zugang durch überhängendes Gestrüpp verdeckt wird. In einigen haben sich die Jungen aus über hereingewälzte Steinblöcke gelegten eingeschwemmten Schiffsplanken primitive Bänke hergestellt.

Ganz erschöpft und atemlos von der anstrengenden Kletterei setzte ich mich in eine der Grotten, um auszuruhen.

Wunderbar kühl war's drinnen . .

Fest eingehüllt in meinen Spitzenshawl, um mich nicht einer Erkältung auszusetzen, hockte ich da wie verzaubert im grünen Dämmerdunkel. Als säße ich weltenfern mitten im Meer in einer großen Muschel. Von dem überragenden Ufer hing ein wirres Netz stachliger Ranken herab, die sich in der kaum bewegten Luft knisternd regten wie ein Knäul grüner Schlangen, zwischen denen das in allen Nuancen schillernde blaue Meer und in zuckendem Aufblitzen die auf den kleinen Wellchen tanzenden Sonnenlichter durchschimmerten.

Von der ganzen Welt sonst nichts zu sehen. — —

Traumhaft schön! — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe entdeckt, daß ein schmaler Steig von dort direkt zu den oberhalb liegenden Gärten führt, sodaß ich künftig auf weniger ermüdende Weise hingelangen werde.

Der Gedanke, daß niemand mein Versteck kennt, kein Ruf aus besorgtem Tantenmunde mich beim Lesen stören oder aus meinen Träumereien aufschrecken kann, ist himmlisch!

Was werden die Jungen für Augen machen, wenn sie mich erblicken! Sie werden glauben, das Meerweib sei heraufgestiegen aus der blauen Tiefe und hockte, auf Zauberkünste sinnend, hinter dem grünen Vorhang.

Wenn ich die abergläubische Furcht der italienischen Küstenbewohner in betracht ziehe, könnte ich fast wetten: sie räumen mir das Feld!

* * *

Unser lieber alter Sanitätsrat hat uns verlassen. Er geht der sich täglich steigernden Hitze aus dem Wege und verbringt die Sommermonate in irgend einem klimatischen Kurort Norddeutschlands.

Ich weiß nicht, wodurch ich das Interesse verdiene, das er an mir nimmt, aber der Abschied wurde ihm sichtlich schwer. Mit beinah väterlichem Wohlwollen legte er seine Hand auf meine Schulter, während er mir mit der andern leicht über's Haar strich und, ohne ein Wort zu reden, nur ein paar Mal freundlich wehmütig mit dem Kopfe nickte.

Er ist ein alter herzleidender Mann; da mögen ihm wohl manchmal traurige Gedanken kommen, wenn er Menschen, deren Umgang ihm eine liebe Gewohnheit geworden, lebewohl sagt.

Ich werde sein liebes freundliches Gesicht hier vermissen . . .

* * *

Die Fremden verlassen die Riviera.

Es wird einsamer auf der Esplanade.

Die meisten Hôtels sind schon geschlossen. Auch das unsere schließt anfang Mai seine gastlichen Pforten, und wir sind gezwungen unser Wanderbündel zu schnüren und in die Schweiz oder irgend einen deutschen Luftkurort zu gehen, bevor wir endgiltig heimkehren.

Mir tut es leid, ich bleibe gern noch länger hier. Mich reizt es, grade die tote Saison, die dann beginnt, zu erleben; zu sehen, wie die ganze Riviera, in der den Winter über ein fieberhaft erhöhtes Leben pulsiert, in einen traumhaften Zustand, eine Art Scheintod, versinkt, inmitten einer Fülle von Rosen, die jetzt schon in allen Gärten, auf den Feldern und den sie einfriedigenden Mauern, aufblühen. Wohin das Auge blickt — Rosen! Edle, hochstämmige königliche Blumen und plebejisch am Boden hinkriechende, üppig wuchernde Wildlinge, purpurrote und blaßrosa Bouquetröschen, rankende Kletterrosen in allen Farben und herbduftende Monatsrosen, die in den Squares ganze Boskette bilden und mit ihren glänzenden, festgeformten Blüten aus dem dunklen Grün der steifen Blätter wie frischgewaschne rosige Kindergesichter hervorlugen. In schweren Wolken hängt der Rosenduft über der sonnendurchglühten Küste.

Und unter dieser betäubend schwülen Duftnarkose schlummert das Leben an der Rieviera allmählich ein.

* * *

Mir ist, als wankte der Boden unter mir — —

Ein Grausen hat mich gepackt, das sich nicht abschütteln läßt!

So muß jenen Unglücklichen in Bussano zumute gewesen sein, als die

Erde sich auftat, Felsen über sie hinstürzten und alles, was fest gewesen von Ewigkeit her, worauf sie ihr Leben, ihre Zukunft gebaut, zusammenbrach . . .

Ich glaube, ich werde wahnsinnig!

In meinem Hirn kreist immer derselbe Gedanke — — In meinen Ohren hör' ich es brausen — immer ein und dieselben Worte, die ich schaudere niederzuschreiben . . .

Ein Angstgefühl, wie es uns zuweilen im Traum überkommt — — wir fühlen, wie der Boden unter den Füßen schwindet — — fühlen, wie wir fallen — — fallen — —

Und die Angst schnürt uns die Kehle zu, daß wir nicht vermögen aufzuschreien — nicht um Hilfe zu rufen — —

Und dies schwindelnde Grauen vor dem bodenlosen Nichts, das unter unsern Füßen gähnt, während wir immer tiefer sinken — — sinken — — —

Ich glaube, es ist das Fieber, das mir das Blut so in den Ohren saust —

Nur nicht krank werden!

Nicht hier — — nicht hier!

Ich möchte heim.

# Zuschrift an die Redaktion.

In der von Ed. Pabst bearbeiteten Livländischen Chronik von Balthasar Russow wird auf S. 99 von einer großartigen Hochzeit erzählt, die einer vom Adel 1858 in Reval abhielt und so prächtig ausrichtete, daß ihrer Kind und Kindeskinder gedenken sollten. Infolge Einfalls der Russen wurde aber aus der großen Freude eine so große Betrübnis, daß Kind und Kindeskind dessen gedenken mögen. —

Ein einheimischer Dichter, Otto von Schilling, hat aus diesem traurigen Vorgang eine formvollendete livländische Ballade gemacht, die wir auf S. 73 des 1. Heftes des 1. Jahrganges der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" wiedergegeben finden.

Wenn nun diese Ballade aus dem XVI. Jahrhunderte wohl meinem ästhetischen Bedürfnisse genügt, so verletzt sie andererseits mein historisches Wahrheitsgefühl. Zunächst ist es nämlich nicht wahr, daß Reval jemals von den Russen gestürmt und gebrandschatzt worden ist. Ferner hieß jener vom Adel, dessen Hochzeit zu Lichtmeß 1858 in Reval gefeiert wurde, nicht Jürgen Ungern, und die Braut hieß nicht Grete Rosen. Und Jürgen Ungern verbrachte seine Hochzeitnacht auch nicht blutenden Herzens im Schmutztümpel; er fiel am 11. Sept. 1560 an der Baltischportschen Straße gelegentlich eines Ausfalls der Schwarzenhäupter gegen die Russen. Seine Frau hieß Tordia Tödewen, und seine Tochter, die später Johann Bremen heiratete, hieß Anna. —

Baron Ungern-Parmel.

## Entgegnung.

Die Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" ist so liebenswürdig gewesen, mir obenstehende Zuschrift vor ihrer Drucklegung zuzustellen, um mir die Möglichkeit einer gleichzeitigen Entgegnung zu geben.

Ich will mich möglichst kurz fassen.

Daß Reval nie mit stürmender Hand genommen worden ist, wußte ich, und die Angaben über den Junker Jürgen Ungern (gefallen 1560) halte ich, ohne sie nachzuprüfen, für vollkommen zutreffend. Was aber diese Tatsachen mit der durch mein Gedicht angeblich verletzten „historischen Wahrheitsliebe" zu schaffen haben, das begreife ich nicht.

Ich habe doch keinen Auszug aus der Geschichte der Stadt Reval oder aus der Familienchronik derer v. Ungern geben wollen, ich habe eine Ballade geschrieben, eine D i c h t u n g.

Eine Dichtung ist aber bloß dann historisch unwahr, wenn sie Dinge erzählt, die nie geschehen k o n n t e n. Die „Bluthochzeit" wäre beispielsweise unwahr, wenn sich in ihr die Mauern Revals im Rheinstrom spiegeln würden oder Jürgen Ungern ägyptische Zigaretten rauchte. Da sie aber durchaus Mögliches berichtet, trifft sie dieser Vorwurf nicht.

Der Familienname v. Ungern war nur deswegen gewählt worden, weil er der eines schon damals blühenden und begüterten Adelsgeschlechtes Livlands ist, und der Vorname Jürgen, weil er in jener Zeit beinahe am häufigsten vorkommt.

An den historischen Ungern habe ich, — ich muß es zu meiner Schande gestehen, — überhaupt nicht gedacht. Die Ballade wird aber weder wahrer noch unwahrer sein, wenn es in der zweiten Auflage statt Jürgen Ungern — Elert Wrangell, Klaus Uexküll, Hans Schilling oder Peter Tiesenhausen heißt. Die Stadt Reval muß jedoch leider schon gestürmt bleiben, schon damit niemand mehr auf den Gedanken komme, ich wolle den alten braven Balthasar Russow in Verse bringen.

Im übrigen sei zum Schluß noch angeregt, bei so subtiler historischer Wahrheitsliebe doch die großen Lügner der Literatur an erster Stelle zu belangen. Von Homer über Shakespeare und das Dioskurenpaar in Weimar bis zu Fontane und Gerhart Hauptmann ist so Erkleckliches zusammengelogen worden, daß es wohl des Schweißes der Edelsten wert wäre, dagegen vorzugehen. Aus verschiedenen Gründen wäre dieser Kampf auch ruhmvoller, als gegen

O t t o S c h i l l i n g.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**
erscheint am 15./28. jedes Monats in Heften zu mindestens 5 Bogen (80 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

**Ideal-Polyglott № 2**

**Einzige**
**deutsch-russische**
**Schreibmaschine**
**ohne Typenauswechslung,**
**mit kleinem und grossem Alphabet**
**für alle Sprachen.**
**Haupt-Vertrieb: Patentinhaber**
Max Klaczko
RIGA.

# Das christliche Hospiz „Bethabara"

in **Riga**, Fellinerstraße Nr. 3-a,

empfiehlt billige und stille Zimmer als Absteigequartier, mit 1 oder 2 Betten von 50 Kop. bis 2 Rbl.

# Pension

für kur- und erholungsbedürftige **Kinder**

am **Rigaschen Strande,**

**Neu-Dubbeln,** Neuer Prospekt 34. Telephon 91.

Inhaberin und Leiterin: Frl. **S. Steinbach.**

Hausarzt: Dr. **Karl Sarfels,**

Riga, Schulenstr. 32.

## Ein neues Werk von großer nationaler Bedeutung!

So lautet das Urteil der im Auslande bekanntesten Hamburger Tageszeitung über unsere Auslandszeitschrift. In jedem Jahre berichtet unser Blatt aus weit über 100 Ländern der Erde alles das, was für den deutschen Kaufmann von Interesse ist. Der Bezugspreis ist 1 Mark für das Vierteljahr.

**Der Deutsche Kaufmann im Auslande,** Hamburg 36, Holstenwall 4.

# Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

**Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Rußlands.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.



# F. Stadler, Riga,

Telephon 5917.
Kl. Königstr. 17.

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.


Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.
Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 4. Reval, 15. (28.) April. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Gutsherr und Bauer in den baltischen Provinzen.

Von Dr. Ernst Seraphim. (Riga.)

Der Gegensatz zwischen der das Land kolonisierenden und beherrschenden deutschen Bevölkerung und den Undeutschen, die schon vor Ankunft der Deutschen in Livland wohnten, ist einer der bedeutsamsten Züge der baltischen Geschichte. Das Fehlen einer deutschen bäuerlichen Bevölkerung, das sich aus den ethnographischen Verhältnissen Livlands ebenso erklärt, wie aus der Tatsache, daß die mächtige Flut nach Osten gehender deutscher Besiedlung schon ebbte, als Livland ihr erschlossen wurde, haben unserer Geschichte einen markanten Stempel aufgedrückt und ihr einen ganz anderen Charakter gegeben, wie der des benachbarten Preußen. Bis hierher ergoß sich ein breiter Strom bäuerlicher Ansiedler, die an Stelle der in den Kämpfen um ihre Freiheit aufgeriebenen Preußen traten und deren Reste sich deutscher Kultur assimilierten. Die Landbrücke, die weiter nach Livland durch Litauen über die Landschaft der kriegerischen Schamaiten führte und auf der allein deutsche bäuerliche Siedler in größerer Zahl zu uns gezogen wären, hat der Deutsche Orden auf die Dauer nicht zu behaupten vermocht. Trotz Trutzburgen und vielen kriegerischen Reisen blieb Schamaiten unbefriedet. Nur gering ist daher die Zahl deutscher Bauern bei uns gewesen, wenn sie auch, in Kurland namentlich, nicht ganz gefehlt haben. Die große Masse der Landbevölkerung blieb fremden Stammes, blieben Kuren, Liven, Esten und Letten. Ihre Germanisation ist

nie versucht worden. Derartige Absichten lagen dem Mittelalter an sich völlig fern, hätten sich auch praktisch garnicht verwirklichen lassen, abgesehen davon, daß bei dem ausgeprägten Herrenbewußtsein der deutschen Kolonisatoren die Aufrechterhaltung des völkischen Abstandes gleichsam im Blut lag. Überhaupt hat man, wenigstens im Mittelalter, die Bauernfrage nicht eigentlich als ein Problem empfunden und dem nationalen Unterschiede zwischen Herren und Bauer kaum eine grundsätzliche Bedeutung beigelegt.

Die deutschen Eroberer haben anfangs das private Eigentum der Undeutschen voll respektiert und ihnen nur Zins und Zehnten auferlegt, also dieselben weltlichen und kirchlichen Lasten, die der Bauer auch daheim in Deutschland trug. Erst die großen Kämpfe der Liven und Esten um ihre Unabhängigkeit schufen einen Wandel: nach mittelalterlichem Kriegsbrauch unterworfen, wurden sie in eine unfreie Stellung herabgedrückt. Die in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts einsetzenden Anfänge der Gutswirtschaft im alten Livland, der immer umfassender sich gestaltende landwirtschaftliche Betrieb hat diesem Prozeß im Zeitalter der Naturalwirtschaft weitern Antrieb und Förderung gegeben: rief er doch einmal eine Steigerung der direkten bäuerlichen Leistungen, der sogenannten Fronen hervor, zum andern eine immer größere Wertschätzung der bäuerlichen Arbeitskräfte, auf denen im Zeitalter der Naturalwirtschaft ja der Flor des Gutsbetriebes beruhte. Um sich diese Arbeitskräfte aber zu sichern und zu verhindern, daß sie sich nicht etwa gesteigerten Fronen gegenüber durch Flucht von ihnen zu befreien suchten, gab es nur ein Mittel: das Verbot, den heimischen Acker zu verlassen. Und man griff um so entschlossener dazu, als die Belastung der Bauern seitens der Gutsherren um so mehr stieg, als letztere im Gefolge der politischen Entwicklung Alt-Livlands immer mehr die Macht der Landesherren bei Seite schoben, bei denen die Bauern doch noch einen gewissen Schutz vor Übergriffen des Dienstherrn gefunden hatten. Seit die Vasallen die eigentlichen Herren Livlands geworden waren, war das Los der Bauern endgiltig entschieden. Schon im XIII. Jahrhundert findet sich wiederholt die Auffassung, daß der Bauer zu dem Grund und Boden gehört, auf dem er wohnt. Im XIV. Jahrhundert werden Bauern mit Grund und Boden bereits an dritte Personen vergeben, aber erst im XV. Jahrhundert, als die Bauern immer mehr von ihren Beziehungen zum Landesherrn losgelöst wurden, die mit den fortschreitenden Verlehnungen auch das Interesse an der Erhaltung der bäuerlichen Leistungsfähigkeit verloren, vollzog sich allmählich der Übergang zur Schollenpflichtigkeit, der sogenannten glebae adscripti. Neben der Furcht, Arbeitskräfte zu verlieren, dürften dann auch die Schulden der Untergebenen die Vasallen zur Schollenpflichtigkeit jener veranlaßt haben. Die Schulden der Bauern entsprangen wiederum vornehmlich den Vorschüssen an Naturalien, die sie zu ihrer Wirtschaft von ihren Herren erbaten, so von Getreide, Zucht- und Lasttieren und Geld. Geriet der Bauer aber erst in Schulden, so war deren Abtragung schwer genug, kamen Miß-

ernten und Kriegsjahre, so geriet er immer tiefer in sie hinein, der Vasall aber mußte durch Läuflingsordnungen darüber wachen, daß der Schuldner ihm nicht entlaufe, was nur zu oft der Fall war. Zumal die Städte lockten den Bauern, wo er, da „Stadtluft frei machte", wenn er nicht binnen Jahr und Tag reklamiert wurde, sich ein besseres Los als Arbeiter oder Handwerker schaffen konnte.

So führte das wirtschaftliche Interesse des Gutsbesitzers dazu, den Bauern gesetzlich die Freizügigkeit einzuschränken, — ein Prozeß, der im XV. Jahrhundert seine volle Ausbildung, selbst bis zum gelegentlichen Verkauf von vom Boden losgelösten Bauern, findet. Aber man muß, wenn man diesen Gang der baltischen bäuerlichen Verhältnisse festlegt, doch nicht vergessen, daß im deutschen Mutterlande die Verhältnisse genau denselben Entwicklungsgang genommen hatten, daß auch hier die Leibeigenschaft in harter Form zur Ausbildung gekommen war und schließlich zu Beginn des XVI. Jahrhunderts zu der greuelvollen Reaktion der Bauerkriege geführt hatte. Ja fast will es scheinen, als ob, trotz der Verschärfung des sozialen Gegensatzes von Edelmann und bäuerlichem Hörigem durch das nationale Moment, der breitere Lebenszuschnitt auf Kolonistenboden nicht nur den Herren, sondern auch den Bauern zu gute gekommen ist. Üppigkeit und Wohlleben waren auch bei ihnen zu Hause, und wer die Schilderungen des Bußpredigers Balthasar Russow liest, kann nicht daran zweifeln, daß „leben und leben lassen" auch hier die Losung im XVI. Jahrhundert war.

Das änderte sich freilich von Grund aus, als mit dem Zusammenbruch des alten Livland in fast 75 Jahre dauernden Kriegsläuften über das unglückliche Land ein vollständiger wirtschaftlicher Ruin hereinbrach. Kann es da Wunder nehmen, daß der Adel, der so schwere wirtschaftliche Einbußen erlitten hatte, nicht geneigt war, ja garnicht geneigt sein konnte, das einzige Kapital, das er noch besaß, seine bäuerlichen Arbeitskräfte, freiwillig und ohne Entschädigung aufzugeben? Zins, Zehnten und Fronarbeiten waren die bäuerlichen Leistungen, auf denen sein ganzes Wirtschaftssystem beruhte und an denen er auch da nicht gern rütteln wollte, wo eine Reform am Platz war. Daß dem so war, wer wollte es leugnen! In den blutigen innern Kämpfen, die dem Zusammenbruch folgten, da jedermanns Hand gegen jedermann war, da die politische und nur zu oft die persönliche Ehre verloren gegangen war und die Treulosigkeit triumphierte, war das patriarchalische Gefühl des Herrn, verantwortlich zu sein für das Wohlergehen seiner Bauern, völlig in die Brüche gegangen. Die polnische Zeit hatte da keinen Wandel schaffen können, denn in der sarmatischen Adelsrepublik mit der Königlichen Spitze galt der Bauer überhaupt nichts, ein Beispiel für den verwilderten Livländer war dort also nicht gegeben.

Der Gedanke der Verpflichtung für den Bauern tauchte erst auf, als Estland und Livland unter schwedisches Regiment kamen. Hier prallten zwei Welten auf einander, die sich nicht verständigen konnten: das absolute König-

tum und ein stolzer, auf seine Rechte und Privilegien pochender Adel, ein Land, dessen Struktur nur einen freien Bauerstand aufwies, der mit dem Herrscherhaus, dem Adel und dem Bürgertum eines Blutes war und dessen soziales Gefüge durch keine blutigen, alles verheerenden Kriege umgeworfen worden war, — und ein aristokratisch gefügtes Kolonistengebilde, in dem das deutsche Blut einen jeden turmhoch über den leibeignen Undeutschen hob, wo aber infolge unseliger innerer, jahrzehntelanger Wirren die Herrenstände selbst materiell so sehr ruiniert waren, daß sie die Zumutung, große Opfer für das Los ihrer undeutschen Arbeitskräfte, ihres einzigen wertvollen Besitzes, zu bringen, als eine Phantasterei und Ungehörigkeit empfanden und zurückwiesen. Gewiß war es so, wie schon Erich XIV. von den Estländern gesagt hat, daß sie „Unterdrücker und Richter der Bauern in einer Person" seien, begreiflich genug war es, daß in Schweden die Lage der livländischen Bauern Befremden hervorrief. Aber, will man gerecht sein, so wird man doch auch nicht übersehen dürfen, daß es nicht nur Humanität war, die das Wasahaus dazu bewogen hat, in Est- und Livland eine bauernfreundliche Politik zu verfolgen, daß diese vielmehr eine willkommene Waffe gegen den unbotmäßigen und übermächtigen Adel bedeutete, mit dem alle schwedischen Monarchen in bald offener, bald verdeckter Fehde gelegen haben. Wollten diese den Adel ökonomisch möglichst schwächen, so wehrte er sich, so gut er konnte, seiner Haut. Die humanen und politisch rechtlichen Gesinnungen schon eines Erich XIV. dünkten dem Adel Estlands so weltfremd und ohne jede Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse, die von den Schweden hart verurteilte körperliche Züchtigung, „das unchristliche Geißeln und Stäupen", so notwendig, daß eine estländische Adelsdeputation in Stockholm 1562 nachdrücklich und drastisch erklärte: „Allezeit von der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen an hätten Obrigkeit und Stände überlegt, wie das Bauernvolk in gebührender Strafe zu unterhalten sei. Wie überall in der Welt, gebe es neben den Guten auch im Estenvolk viel Störrige und Böse, die sich nichts aus Gott und der Obrigkeit machten und nie von dergleichen Dingen redeten. Wollte man sie nach dem Recht strafen, so hätten ein paar Hundert alljährlich das Leben verlieren müssen. Eine Gnade sei es daher, wenn man sie am Leben lasse und nur ihren Leib quäste. Würde man das Quästen aufgeben, so würden Ordnung und Zucht schnell verschwinden." Es sind das charakteristische Aussprüche, die den Kontrast grell beleuchten! Wie Erich XIV. haben auch Johann und Karl IX. das Hals- und Standrecht des Adels beschränkt und gegen die „Schinderei" der Edelleute wie der Vögte und Schreiber der Domänengüter sich mit Nachdruck gewandt. Auch die Versuche, durch Anlage von Grund- oder Wakenbüchern die bäuerlichen Lasten zu normieren und die Bauern so vor Übergriffen der Gutsherren zu schützen, gehen ebenfalls auf die ersten Wasakönige zurück. Aber man kam nur sehr langsam vorwärts, denn der Widerstand, der aus begreiflichem wirtschaftlichem Egoismus des um seine Existenz ringenden Adels hervorging, war

mächtig und stark. Erst unter Gustav Adolf wurde die peinliche Gerichtsbarkeit des Adels wirklich aufgehoben und lediglich die Hauszucht über die Hörigen belassen, diesen aber ein Klagerecht gegen ihren Gutsherrn beim Hofgericht eingeräumt. Es scheint denn auch, daß später Ausschreitungen der gutsherrlichen Gewalt zu den Seltenheiten gehört haben, wie andrerseits die materielle Fürsorge des einzelnen Gutsherrn für seine Bauern nicht unbedeutend gewesen ist. So blühte das Land wieder auf, die Äcker wurden wieder bestellt, die Bauern seßhaft gemacht: Livland wurde Schwedens Kornkammer.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts trat die Bauernfrage in Liv- und Estland von neuem in den Vordergrund. Aber noch unverhüllter als zu Beginn des Jahrhunderts waren es weniger humane als staatlich-politische Gründe, Steuerprinzipien, Fragen, wie für die Krone Schweden unter tunlichster Schwächung des dem absoluten Königtum unbequemen baltischen Adels die bäuerlichen Elemente wirtschaftlich so gekräftigt werden könnten, daß sie ein ergiebiges Steuerobjekt darböten. Der Mantel der Bauerfreundlichkeit, mit dem Karl XI. sich drapierte, konnte keinen über die innersten Absichten des Monarchen täuschen. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß er 1684 zwar dem Adel Livlands die Aufhebung der Leibeigenschaft vorschlug, dabei aber nicht einen Augenblick daran dachte, auf den Domänengütern die Hörigkeit aufzuheben. Und so wenig es sich leugnen läßt, daß es ein vortreffliches Beginnen war, daß er eine Katastrierung und Umschätzung der Bauerländereien vornehmen ließ, die dann bis in unsere Tage die Grundlage des livl. Grundsteuersystems gebildet hat, so wenig sollte vergessen werden, daß auch hierbei vor allem fiskalische Interessen das Leitmotiv gewesen sind und nur zu oft zu Härte und Unbill geführt haben. Überall versuchte die Regierung die Hakenzahl zu vergrößern, um die auf ihr ruhenden Einkünfte für die Krone zu steigern. Ferner: so günstig es für den Bauerstand war, daß die Krone einer Einziehung von Bauerland zum Hofsland entgegentrat und so den bäuerlichen Besitz schützte, so wenig dürfen wir uns darüber täuschen, warum sie so handelte: das Hofsland war seit alter Zeit steuerfrei, alle Lasten ruhten auf dem Bauerlande. Wenn nun die Regierung bestimmte, daß alle Gründungen von Vorwerken, Beihöfen und Hoflagen, die auf Bauerland errichtet wurden, steuerpflichtig blieben, ein Gesinde dagegen, das auf Hofsland errichtet wurde, nicht schatzfrei wurde, so war die Absicht klar erkennbar. Immerhin, die Tatsache steht fest, was auch die Motive der schwedischen Krone waren, die Segnungen ihrer bauerfreundlichen Politik lassen sich nicht in Abrede stellen: trotz Schollenpflicht und Leibeigenschaft hob sich der materielle Wohlstand ungemein. Die Vollbauern lebten in Wohlstand, und wiederholt mußten Luxusgesetze gegen zu große Völlerei und Leichtsinn einschreiten.

Diese Entwicklung, in die sich auch der Adel allmählich gefunden hatte, wurde durch den furchtbaren Nordischen Krieg in jäher Weise unterbrochen und von Grund aus vernichtet. Was der Dreißigjährige Krieg für Deutsch-

land, das ist der Nordische Krieg für Liv- und Estland gewesen. Aus einem blühenden Lande machte er eine Wüstenei, die Bewohner stieß er in materielles Elend und geistige Verkümmerung. Generationen mußten bauen, um den Fluch jener Jahre wieder auszulöschen! Am entsetzlichsten hatten der Großgrundbesitzerstand und der Bauerstand gelitten: noch 30 Jahre nach Beendigung des Krieges gehörten steinerne Landhäuser zu seltenen Ausnahmen, und selbst von dem bescheidensten Komfort war in den Behausungen des verarmten und verwilderten Edelmanns nichts zu spüren. Die bäuerliche Bevölkerung war entweder völlig obdachlos oder fristete in lichtlosen engen Hütten, die zugleich als Ställe fürs Vieh dienten, ihr elendes Dasein, und Jahre lang wurde in einem großen Teil Livlands weder gesät noch geerntet. Der Ertrag der Güter war um $^2/_3$ zurückgegangen. Überall fehlte es an Geld und Menschen, der Alp der Armut und Apathie lag auf allen.

Konnte unter solchen Lebensbedingungen der Gedanke, das Los der bäuerlichen Bevölkerung von humanen Gesichtspunkten aus zu bessern, überhaupt aufkommen? Gewiß nicht. Mehr noch als nach dem Russenkriege und den sich an ihn schließenden innern und äußern Kämpfen und Wirren war der Adel aus Gründen der Selbsterhaltung gezwungen, das einzige Kapital, das er besaß, seine leibeignen Bauern, zusammenzuhalten. Und blickte er über die Landesgrenze nach Westen oder Osten, so sah er auch dort dieselbe Rechtlosigkeit der Bauern, so daß ihm eine humane Anregung von dort nicht zu Teil werden konnte. Im Gegenteil, die barbarische Form der russischen Leibeigenschaft bot einen Anreiz zur Nachfolge und die Zarische Regierung wollte nichts weniger, als daß durch Lockerung der strengen Formen in Livland die russischen Bauern ein Beispiel erhielten, dem die Regierung in keinem Falle zu folgen gewillt gewesen wäre.

In der Zeit des Weiber- und Günstlingsregiments, das nach Zar Peter des Großen Tode hereinbrach, war vollends für bauerfreundliche Regungen kein Platz, vielmehr verschlimmerte sich gerade in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Lage der livländischen Bauern unter dem Einfluß des schrankenlosen Bestimmungsrechts über die Person der Bauern, die in Rußland gang und gäbe war. Wer an die Jugend des später so berühmt gewordenen Feldmarschalls Gideon von Loudon denkt, hat ein typisches Beispiel für den livländischen Adel um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts: „unter dem Drang einer wilden und rauhen Zeit aufgewachsen, zum großen Teil aus ehemaligen Offizieren bestehend, die im Feldlager die Gewohnheit der Menschenverachtung nur noch gesteigert hatten, welche durch die nationale Verschiedenheit zwischen Herr und Bauer an sich schon gefördert wurde," waren die Edelleute ein übles Material, um humane Probleme zu lösen.

Ganz langsam und nicht eben in die Tiefe gehend, jedenfalls nicht weite Kreise ergreifend, brachte die religiöse Arbeit von Herrnhut einen gewissen Wandel hervor. Als der edle und fromme Graf Zinzendorf 1736 nach Liv-

land kam, um die Pflanzungen seiner schon seit einem Jahrzehnt wirkenden Brüder zu besuchen, fand er bei humanen und gebildeten Edelleuten und Predigern begeisterte Aufnahme, besonders in Reval. Die Saat, die er ausstreute, zeigte sich auch in einer gesteigerten Fürsorge für das Landvolk, in einer persönlichen Stellung der Gutsherrnfamilie zum Bauern. Die Errichtung des ersten lettischen Volksschullehrerseminars in Wolmar geht auch auf die Herrnhuterbrüder zurück. Neben diesen, von dem Gefühl persönlichen Christentums getriebenen Menschenfreunden mögen wohl auch damals schon in Livland einige Personen gewesen sein, die nicht sowohl von religiösen als von Gedanken der sogenannten „Aufklärung" bewogen, die Grundsätze von „Menschenrechten" und „Freiheit" auf die Bauern zu übertragen begannen, Ideen, die dem „philosophischen Zeitalter" in der Theorie wenigstens nicht fremd waren. Aber die Zahl dieser Ideologen war sicher gering und die von Herrnhut ausgestreute Saat konnte nicht aufgehen, weil die mißtrauische Regierung sie in den vierziger Jahren mit Stumpf und Stil ausrottete. Im Adel verblaßte denn auch bald jede Erinnerung an diese praktisch-religiöse Richtung.

So war Livland noch vollkommen unfähig zur Aufnahme des Reformgedankens, als die 1762 zur Regierung gelangte Kaiserin Katharina II., mit der eine Schülerin der Aufklärungszeit den Thron bestieg, entschlossen schien, im Reiche, jedenfalls aber in den kulturell fortgeschrittenern baltischen Provinzen, eine Erleichterung des Loses der Bauern herbeizuführen. Ihr Auge mußte hierbei wie von selbst auf den Landrat Baron Karl Friedrich Schoultz von Ascheraden fallen, einen der bedeutendsten und eigenartigsten Charakterköpfe Livlands im XVIII. Jahrhundert. Er war 1720 geboren, dann in Petersburg im Kadettencorps erzogen, in Militärdiensten langsam emporgekommen und im Begriff, in französische Kriegsdienste zu treten, als ihn der Tod seines Vaters in den Besitz der Güter Ascheraden und Langholm setzte. Erfüllt von den philanthropischen Ideen der Zeit, dabei ein ausgezeichneter Landwirt, der den Wert tüchtiger und zufriedener bäuerlicher Arbeitskräfte wohl erkannte, war er bestrebt, die Unfreiheit seiner Bauern zu mildern und sie vor Willkür zu schützen. Die humanen Bestrebungen fanden ihren Ausdruck in dem sogenannten Bauerrecht, das er für seine Leibeigenen gab. In diesem setzte er u. a. fest, 1. daß die Bauern von Ascheraden und Langholm weder verschenkt noch verkauft werden dürften; 2. daß das von ihnen Erworbene ihr freies Eigentum bleibe und auf die Kinder vererbe; 3. daß solange ein Bauer seine Abgaben entrichte, der Herr ihn nicht vom Pachthof entfernen dürfe; 4. daß von den Bauern nur die im Wakenbuch verzeichneten Abgaben und Dienste verlangt werden könnten, und endlich, 5. daß der Bauer das Recht habe, seinen Herrn wegen Verletzung der Person oder des Eigentums zu verklagen. Aber er blieb mit diesen Gedanken im Grunde allein, ja sie erregten Befremden und Zorn, und als er auf dem Landtage von 1765 für die von dem

Generalgouverneur Browne namens der Kaiserin vorgelegten zehn Propositionen, deren dritter Punkt eine durchgreifende Besserung der rechtlichen und materiellen Lage der Bauern forderte, energisch eintrat, stieß er auf entschlossenen Widerstand. Der Adel beteuerte unter Zugeständnissen im Einzelnen, er fühle sich in seinem Gewissen unschuldig und habe sich das Ehrenwort gegeben, auch künftig an den bisherigen Grundsätzen festzuhalten und dadurch der Bauernschaft den veränderten Wohlstand zu erhalten. Er war gewiß ehrlich davon überzeugt, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß trotz aller Exzesse einzelner, als Leuteschinder bekannter Edelleute, die Gesamtheit eine andere als eine patriarchalische Zucht ausübte. Es galt gewiß auch von ihnen, was ein deutscher Historiker im allgemeinen vom deutschen Adel gesagt hat: „Der deutsche Junker lebt nicht wie der russische Adelige von seinen Leuten, sondern er lebt von seinem landwirtschaftlichen Betriebe und hat seine Leute nur soweit geknechtet, als es für den landwirtschaftlichen Betrieb nötig ist."

Vergeblich gab Baron Schoultz auf dem Landtage eine Erklärung ab, in der es u. a. hieß: „Setzen wir uns nicht selbst Schranken, wählen wir nicht selbst Richter zwischen uns und unsern Bauern, so ist nichts gewisser, als daß uns solche Schranken gesetzt werden, die wir sonst zu verbitten allen Grund haben." Mit Heftigkeit und Bitterkeit sprach sich die Mehrheit des Adels gegen ihn aus. Er sah sich so vollständig desavouiert, daß er seine Landratwürde niederlegte und jeder politischen Tätigkeit entsagte.

Die livländische Ritterschaft mochte die Zumutung der Monarchin um so mehr als eine unbillige ansehen, als diese im Januar 1765 in Innerrußland die unbeschränkte Herrschaft der Gutsbesitzer durch drakonische Gesetze festigte und ihnen die Machtvollkommenheit gewährte, über ihre Bauern Verbannung nach Sibirien, und zwar ohne Revision der Gerichte, zu verhängen. Zwar sah sich die Ritterschaft infolge der kategorischen Weisung Brownes, daß die Kaiserin von einer Annahme ihrer Wünsche nicht lassen wolle, gezwungen, die Propositionen schließlich doch anzunehmen, aber die Bestimmungen blieben völlig unbeachtet, und auch die Kaiserin selbst gab ihren reformerischen Gedanken bald völligen Abschied. Auf der von ihr 1767 nach Moskau berufenen großen gesetzgebenden Reichskommission, an der auch Vertreter Livlands, Estlands und Rigas teilnahmen, trat es klar zu Tage, daß die Staatsgewalt von einer prinzipiellen Beschränkung der gutsherrlichen Gewalt weiter denn je entfernt war. Ja, ein Ukas vom August desselben Jahres, der auch in Livland zur Nachachtung publiziert wurde, bestimmte, daß Bauern, die sich erdreisten sollten, Beschwerden über ihre Gutsherrschaft einzureichen, mit der Knute zu bestrafen und zu ewiger Zwangsarbeit in die Bergwerke zu verschicken seien.

War so der erste Reformversuch im Keime schon erstickt, so waren gleichwohl mächtige Strömungen, die von Westen zu uns herüberfluteten, am Werk, um zu geeigneterer Zeit die Arbeit von neuem und mit größerem Erfolge aufzunehmen. Es war in diesem Zusammenhang gewiß nicht ohne

Bedeutung, daß unter der Kaiserin Katharina II. Herrnhut wieder der Zutritt nach Livland gestattet wurde und dadurch im Adel des Landes der Sinn für eine, durch die Gebote christlicher Nächstenliebe diktierte Erleichterung des Loses der Bauern gefördert wurde. Aber die Hauptsache war denn doch, daß die soeben noch schroff abgewiesenen Ideen der Aufklärung, die in Rigas Bürgertum eifrige Schüler hatten, auch im Adel des Landes in wachsendem Maße überzeugte Anhänger fanden, daß sich überhaupt das ganze Niveau der geistigen Bedürfnisse gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts mächtig hob. Wie hätte es denn auch am Lande spurlos vorübergehen können, daß damals in Riga dank hochgebildeter Patrizier wie des Ältesten Karl Berens und des Ratsherrn Joh. Christof Berens Männer wie der Rektor Lindner, wie Herder und Hamann, „der Magus des Nordens", ihren Wohnsitz aufschlagen konnten, daß in Hartknoch, dem Verleger Kants, die deutsche Literatur und Wissenschaft einen rührigen Verleger fand, die Journalistik emporblühte.

Ein Menschenalter später zeigte die Aufklärung wieder ein anderes, mehr rationalistisches Gepräge, betätigte sie sich in dauernden Werken philanthropischer Menschenliebe, wie der 1802 in Riga gegründeten Literärisch-praktischen Bürgerverbindung, dem Kinde des Generalsuperintendenten Karl Gottlob Sontag, des geistvollen Vertreters des damaligen Rationalismus, und griff auch in das politische Getriebe mit ungestümem Eifer ein. Nicht umsonst hatten die revolutionären Ideen der Franzosen ihren Siegeszug weit nach Osten hin unternommen. Gerade diese aggressive demokratische Tendenz hat auch in Livland einen typischen Vertreter in dem leidenschaftlichen Doktrinär der Freiheitsideen, dem Verehrer Voltaires, Rousseaus und Bayles, Garlieb Merkel gefunden, einem Manne, der ohne Verständnis für geschichtlich gewordene Gebilde und ungerecht und unduldsam in seinem Haß gegen alles war, was seiner Gedankenwelt nicht in allen Stücken entsprach, und der aus dieser Enge heraus zu den tärichten Urteilen über Goethe und in unserer Heimat über den Adel gelangte, den er mit ausgesprochener Abneigung behandelte, weil er, Merkel, die Lage der Bauernschaft nicht nüchternen Sinnes, sondern unter dem wenig zutreffenden Gesichtspunkte aufklärerischer Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit betrachtete, eine Betrachtungsweise, die wohl aus seinem Werdegange als Autodidakt Nahrung zog und in seiner agitatorischen Natur begründet lag. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß dieser starke Hasser ein ehrlicher Mann war und daß er seinem Zorn als geschickter Journalist einen die Gemüter der Zeitgenossen packenden Ausdruck zu geben wußte, die sein Werk „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts" und seine Zeitschriften, den „Freimütigen" und den „Zuschauer", nicht ohne lebhafte Anteilnahme zustimmender oder ablehnender Art lasen.

Solange die Kaiserin Katharina II. lebte, vermochten die Gedanken des „philosophischen Zeitalters", so sehr die Herrscherin sich in ihrem Briefwechsel zu

ihnen auch zu bekennen liebte, keine reale Ausprägung zu erhalten, und vollends als Kaiser Paul zur Herrschaft gelangte, galt das Bekennen zu ihnen als ein fast lebensgefährliches und fruchtloses Beginnen. Aber, verdankte Livland dem konservativen Sinn des Monarchen, der in prinzipiellem Gegensatz zu der Gedankenwelt seiner Mutter stand, auch die mit Jubel aufgenommene Wiederherstellung der Landesverfassung, so war dies doch für den Adel des Landes keineswegs eine Prämie zum Beharren in der alten reformfeindlichen Haltung. Im Gegenteil, die besten Elemente in der Ritterschaft fühlten mehr denn je die moralische Verpflichtung, gerade nun, da ihnen durch Kaiserliche Huld die alte Verfassung wiedergegeben worden, zu beweisen, daß eine Reform der bäuerlichen Verhältnisse durchaus ins Werk gesetzt werden müsse. Unter den führenden Edelleuten, die sich hierzu bekannten, standen der Landrat Graf August Mellin († 1835), von dem das Wort herrührte, er sei nicht Adels-, sondern Landesrat, und vor allem der Landrat Friedrich Wilhelm von Sivers in der vordersten Reihe. Sivers Name ist mit dem großen Werke bäuerlicher Reform für immer verbunden, das mit der Thronbesteigung Kaiser Alexanders I. (1801—25) Wirklichkeit wurde. Denn erst mit diesem humanen, mit jugendlicher Begeisterung an seinen hohen Regentenberuf gehenden Monarchen, den sein Erzieher, der Schweizer Laharpe, nach den Grundsätzen des philosophischen Jahrhunderts gebildet hatte, fielen die hemmenden Schranken. Hatte doch noch 1797 eine vom livländischen Landtage beschlossene Beschränkung der Leibeigenschaft durch eine Senatorenkommission eine ablehnende Beurteilung erhalten, da das livländische Projekt „dem freien Kommercio und der freien Kommunikation entgegen sei, die Konkurrenz der Käufer vermindern und dadurch den Preis der Bauern herabdrucken würde". Nun wurde es anders, ein frischer Wind wehte durch das Land, und der Adel griff aus eigener Initiative das humane Werk an. Denn das ist, wie der berufene Kenner baltischer Agrargeschichte Tobien hervorgehoben hat, das Bedeutsame: „in Livland ist nicht wie in Preußen und anderen Teilen des nordöstlichen Deutschland im XVIII. Jahrhundert der Staat mit Maßnahmen zu gunsten seiner Domänenbauern vorangegangen, um die privaten Gutsherren zur Nacheiferung anzuregen, sondern hier begegnet sich vielmehr die Regierungspolitik mit den einheimischen Gegnern der Reform, und beide Faktoren wirkten den Bestrebungen der bauernfreundlichen Gutsherren entgegen."

Der junge Kaiser war zwar keinen Augenblick im Zweifel, daß in Rußland selbst eine Aufhebung der Leibeigenschaft noch unmöglich sei, aber dafür trat er um so eher ein, daß in den weit kultivierteren baltischen Provinzen eine Reform dieser Art in Angriff genommen würde, als er sich überhaupt mit dem Gedanken getragen zu haben scheint, Liv-, Est- und Kurland ähnlich wie Polen eine autonome Sonderstellung einzuräumen. Unterstützt durch die Kaiserliche Gunst gelang es Sivers und seinen Freunden, nicht ohne er-

bitterten Widerstand der Gegner, auf dem Landtage von 1803 eine Reform durchzusetzen, die als „Bauernverordnung von 1804“ die Kaiserliche Bestätigung erhielt. Deren Wesen bestand darin, daß die Leibeigenschaft durch eine Gutsuntertänigkeit ersetzt wurde: „Der Bauer blieb zwar an die Scholle gefesselt und fron- und abgabenpflichtig, doch erhielt er nicht nur das Recht, Grundeigentnm zu erwerben, sondern auch, was bei den herrschenden wirtschaftlichen Verhältnissen ungleich wichtiger war, ein unentziehbares, erbliches Nutzungsrecht an seinem Hof mit festbemessenen, am Hof als Reallast haftenden Pflichten und war vom Zwangsgesindedienst befreit, unterlag keinem Heiratszwang und hatte Sitz und Stimme in den Gerichten.“

Wer konnte leugnen, daß damit zum ersten mal ein großer Fortschritt in der Behandlung der Bauern erzielt worden war? Der Geist Friedrich von Schoultz-Ascheradens hatte gesiegt, und in die baltische Welt war das Problem der Bauerbefreiung hineingestellt worden, um nun über zwei Menschenalter die Gemüter in nicht abreißender Spannung zu erhalten.

Denn daß die Bauernverordnung von 1804 nicht der Weisheit letzter Schluß war, zeigte sich sofort. Nicht nur, daß Merkel sie für eine schwächliche Abschlagszahlung erklärte und befehdete, sie wies in der Tat Mängel auf. Mit dem patriarchalischem Bevormundungssystem war nicht gebrochen worden, daher das Verhältnis von Gutsherrn und Bauer über Gebühr reglementiert wurde. Die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit litt fraglos unter der neuen Verordnung, was weniger von den landbesitzlichen Bauern, als von den Gutsbesitzern und den landlosen Knechten empfunden wurde, welch letztere jedem Bauerwirt mit genauen Verpflichtungen zugeteilt wurden und vom Aufrücken in den neugeschaffenen Stand der Ackerbauer ausgeschlossen waren. Aber auch Gutsherren konnten nicht daran denken, zu einem andern wirtschaftlichen System überzugehen, als es die damalige Dreifelderwirtschaft darstellte, da die bäuerlichen Arbeitsleistungen unveränderlich festgelegt waren. Auch das durch wirtschaftliche Gründe oft gebotene Zusammenlegen oder Streulegen von Landstücken war ihnen unmöglich gemacht, da sowohl die gutsherrlichen Äcker als auch die Bauernhöfe ihrem Umfange nach festbegrenzt waren. Diese nicht zu leugnenden Schattenseiten der im Kern richtigen Grundsätze von 1804 hielten Kurland und Estland vom Beschreiten des gleichen Weges zurück und drängten die dortigen Emanzipationspläne in eine andere Richtung. Es waren die Sätze des physiokratischen Systems, das die Staatsgewalt möglichst einschränken und alles der allmächtigen Natur überlassen sollte, das das Laisser faire als Norm hinstellte, die in Verbindung mit den Lehren der von Adam Smith wissenschaftlich begründeten sogenannten Manchestertheorie auch bei uns die Geister damals aufs stärkste beeinflußten: das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte galt als das Heilmittel für alle Schäden, in ihm würden die lebensfähigen, gesunden Elemente obsiegen, während der staatliche Schutz nur dazu beitrage, Schwaches und Welkes künstlich zu erhalten, obwohl es wert sei, zu

Grunde zu gehen. Der Optimismus dieser Theorie kannte die Welt freilich schlecht, aber er übte einen uns heute kaum mehr begreiflichen Zauber auf die Gesellschaft aus. Und so folgerte man denn auch bei uns, daß die Reform von 1804 eine halbe und falsche Maßnahme bedeute, daß man vielmehr dem Bauern nur die volle persönliche Freiheit zu geben brauche, um sein Verhältnis zum Gutsbesitzer, dem Eigentümer des gesammten Gutslandes, gleichsam von selbst aufs harmonischste zu regeln. So beschloß denn 1811 der Estländische Landtag die persönliche Freiheit und Freizügigkeit der Bauern, was den lebhaften Beifall des Monarchen fand. Auf dieser Grundlage entstand die Estländische Bauernverordnung von 1816, und 1817 nahm der Kurländische Landtag mit erdrückender Majorität dieselben Grundsätze an. Diese Beispiele, verstärkt durch die offenkundige Zuneigung des Kaisers für diesen Reformmodus, zwangen Livland zur Verleugnung der bisherigen Richtlinien und zum Übergang zu einer neuen Agrargesetzgebung, die das freie Vertragsverhältnis zwischen Gutsherren und Bauern als Grundlage hinstellte. Das geschah in der Livländischen Bauernverordnung vom März 1819. Damit räumte die Staatsregierung als Ersatz für die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit ohne Bedenken das unbeschränkte Eigentumsrecht am gesamten Gutslande, also auch am gesamten Bauerlande, ein. Die Bauern sollten dagegen in gemessenem Vorschreiten zu „freien Staatsbürgern" erhoben werden. Sie erhielten die volle Rechtsfähigkeit auf dem Gebiet des Vermögensrechts, ein eigenes Privatrecht, eigene Prozeßordnung, eigenes Polizeistrafrecht, eigene Richter und wurden zu Gemeinden vereinigt, die sich selbst zu verwalten hatten. Die Verordnung von 1819 wurde als der Gipfel kluger und humaner Bauernfürsorge gepriesen, unb selbst ein so fanatischer Adelshasser wie Garlieb Merkel wußte dem neuen Werk nicht genug Worte des höchsten Lobes zu sagen. So sehr war man in der Theorie befangen, daß man nicht erkannte oder erkennen wollte, daß das Landvolk weder die volle staatsrechtliche Freiheit noch die wirtschaftliche erlangt hatte, denn jene wurde durch die gutsherrliche Polizeigewalt, von der die Landgemeinde abhängig blieb, diese durch die Überlegenheit des Gutsherrn auf wirtschaftlichem Gebiet über den geistig noch unreifen, jeglichen Schutzes nunmehr entbehrenden Bauern scharf beleuchtet. Der an die Spitze der neuen Gesetzes gestellte Grundsatz: „alles Land ist unbeschränktes Eigentum des Gutsherrn" hob ferner nicht nur das bisherige erbliche bäuerliche Nutzungsrecht auf, sondern beseitigte auch alle Normen der bäuerlichen Dienste, die 1804 so fürsorglich festgesetzt worden waren. Nur wenige Jahre gingen ins Land und man mußte sich sagen, daß man wiederum nicht auf dem richtigen Wege sei, daß wenigstens der für die Bauern mit Sicherheit erwartete Idealzustand nicht eingetreten sei.

Aber wie war der Fehler wieder gut zu machen? Und war es überhaupt die Aufgabe uud Pflicht des Adels, der sich seines Eigentums über die Bauern förmlich entäußert hatte, jetzt etwa einen Teil des Grund und Bodens

dem Bauern ohne Entschädigung zu überlassen, nachdem dem Adel der Boden ausdrücklich in vollem Umfang zum Eigentum zugesprochen war und er ihn auf Grund freier Pachtverträge mit dem Bauern wirtschaftlich nützte? Wer objektiv urteilt, wird diese Frage nicht ohne weiteres bejahen. Er wird das um so weniger, wenn er sich vor Augen hält, welche starken Faktoren auf das weitere selbstlose Vorgehen des Adels als negativ einwirkten. Es waren das Einflüsse von Westen und Osten: von Westen die ständischen Tendenzen Norddeutschlands, die auch in der Entwicklung der preußischen Bauernpolitik unter Verleugnung des ursprünglichen Bauerschutzes durchgedrungen waren, anderseits die ausgesprochen adelsfreundlichen Maximen der Zeit Kaiser Nikolaus I, die dem baltischen Stillleben in den ersten vier Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts ihren Stempel aufdrückten.

Wenn man nun auch bei uns zu Anfang der 40-er Jahre darin einig war, daß die bäuerlichen Verhältnisse einer gründlichen Reform bedürften, so gingen doch die Meinungen sofort auseinander, wenn man an die Frage, was zu geschehen habe, herantrat. Je stärker der Gedanke von der Notwendigkeit der ständischen Gestaltung war, desto stärker mußte ja auch logischer Weise der Wunsch sein, den Bauernstand zwar wirtschaftlich zu stärken, aber seine Abhängigkeit vom Adel dabei zu wahren. Das Pachtverhältnis dünkte vielen z. Z. wenigstens der richtigste Ausdruck der Beziehungen beider Stände zu einander, die Erbpacht keineswegs eine absolute Notwendigkeit, der Übergang zum bäuerlichen Eigentum vollends eine fragliche, jedenfalls mit der größten Behutsamkeit zu erörternde Frage. Und im Bann der ständischen Gliederung standen damals die historisch denkenden und konservativen Männer Norddeutschlands, besonders auch Preußens. Es war die historisch-politische, wohl auch als die romantische Schule bezeichnete Richtung, die im Gegensatz zur liberalen Nationalökonomie zur Herrschaft gekommen war und sich von dieser dadurch grundlegend unterschied, daß sie deren Optimismus und Glauben an die wohltätigen Wirkungen der wirtschaftlichen Freiheit nicht teilte. Zwei ihrer hervorragendsten Vertreter in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts waren Adam Heinrich Müller und Karl Ludwig von Haller. Beide schrieben sie dem Adel eine hohe politische Stellung zu, weil er dazu berufen sei, das notwendige Gegengewicht gegen die beweglichen demokratischen Elemente des Staates zu bilden. Der Großgrundbesitz, — so lehrte ein anderer Anhänger der Theorie, der Freiherr August von Haxthausen —, müsse unmittelbar und mittelbar in den Händen des Adels vereinigt bleiben, dieser sei der natürliche Vertreter des Grund und Bodens, er kenne die ländlichen Interessen am besten und besitze alle notwendigen Eigenschaften, um sie wahrzunehmen. Der Bauernstand müsse in einer Art Klientel zum Adel stehen, da der bäuerliche Wirt zu schwach sei, um sich aus eigener Kraft behaupten zu können. In Berlin hatte der berühmte Philosoph Hegel vom Katheder herab die Lehre vom ständischen Staat vertreten. Es waren das die Gedanken, die in den Reihen der

preußischen Konservativen im Vereinigten Landtage lebendig waren. In glänzenden Reden und Aufsätzen verfocht sie Friedrich Julius Stahl in der ersten Kammer des Landtages, wußte sie Wagner in seinem Staatslexikon unter die Menge zu bringen, bildeten sie das Leitmotiv in der „Berliner Revue". Überall fanden sie Anhänger: so in den Kreisen der frommen und dabei als Landwirte tüchtigen märkischen, pommerschen und preußischen Edelleute, den Senfft-Pilsach, Thadden und Below, in besonders prägnanter Weise in den Gerlachs und in Ernst Gottfried von Bülow-Cummerow, der aus gleichgesinnten preußischen Gutsbesitzern einen „Verein zum Schutz des Eigentums und zur Förderung der Wohlfahrt aller Volksgenossen" gebildet hatte. In der „Berliner Revue" bekämpfte er mit Energie die Stern-Hardenbergsche Reform, die u. a. durch Zulassung gleicher Erbteilung der Bodenzersplitterung die Wege gebahnt hätte. Mit Feuereifer trat er für den ständisch gegliederten Staat ein: der Adel sei Eigentümer eines ihm von Gott anvertrauten Fideikomisses, über dessen Bewirtschaftung er „hier und jenseits Rechenschaft ablegen müsse". Welchen Einfluß diese Männer, besonders von Bülow, auf den jungen Bismarck ausgeübt haben, ist bekannt. In populärer Form endlich propagierte Wilhelm Heinrich Riehl in seiner „Bürgerlichen Gesellschaft" die gleichen Gedanken. Wie hätten sie nicht auch in Livland Boden finden sollen, wo die Zustände ganz besonders prädisponiert für sie waren! In der Tat, sie sind hier von vielen und nicht von den Schlechtesten mit Begeisterung zu den ihrigen gemacht worden: Freiherr August von Haxthausen hat persönlich die baltischen Provinzen eingehend besucht, Below, der Präsident der westpreußischen Landwirte, ist 1849 in Reval gewesen, einer der bedeutendsten Landwirte und Politiker des damaligen Estland, Otto von Gruenewaldt-Koik hat herzliche Beziehungen auch ihm, Senfft-Pilsach und Thadden sein Leben hindurch unterhalten, von der Universität Dorpat wurden deren Ideen lebhaft propagiert, zahlreiche baltische Edelleute, die seit die Zahl der Dorpater Studenten aufs äußerste beschränkt worden war, in Berlin, der Hochburg Hegelscher Gedanken studierten, wurden, heimgekehrt, Apostel der romantisch-konservativen Ideen. Riehls Werke sind bei uns mit demselben Eifer und eben so viel gelesen worden wie draußen. In Livland waren die überzeugtesten Verteidiger der ungeschmälerten Adelsrechte im Sinne der Lehren Müllers und Hallers Karl von Lilienfeld-Oberpahlen, Georg von Rolcken-Lunia, der Vizepräsident des Hofgerichts A. von Löwis und bis in ihre Extrem verfocht sie Ernst von Rolcken, „der livländische v. BülowCummerow", 1857 in seiner Schrift „Rußland allein hat noch die Wahl." Diese baltischen Edelleute, die sich selbst die „Konservativen" nannten, bekämpften in der Bauerfrage ein Zurückgehen auf die Grundsätze von 1804 und eine Aufgabe der Bauerverordnungen von 1816—19 nicht sowohl aus dem Grunde, weil sie letztere für die überlegenen und besseren gehalten hätten, sondern weil sie befürchteten, daß der Adel durch die ihm zugemuteten wirtschaftlichen Einbußen materiell so sehr geschädigt werden würde, daß er seine politische Vorherr-

schaft nicht mehr aufrecht erhalten könnte. Es waren das weit weniger Feudalismus, den sie verteidigten, als nationale deutsche Lebensinteressen, die sie schirmten. Denen, die darauf drängten, dem Bauern, der die persönliche Freiheit erhalten hatte, nun auch den Weg zum Bauerhofbesitz zu bahnen, indem man ihm ein gesetzlich feststehendes Anrecht auf Land zusicherte, konnte Baron G. Nolcken-Lunia nicht ohne Grund erwidern: Bis jetzt habe der Gutsherr allen Grund und Boden zu gleichem Recht besessen, nun beabsichtige man aber zwei rechtlich geschiedene Kategorien zu schaffen, von denen die eine der unbeschränkten Befugnis des Gutsherrn entzogen werden solle. Diese Kürzung des gutsherrlichen Bodenrechts werde in näherer oder fernerer Zukunft den Besitzstand des Adels selbst in Frage stellen. Die moralischen Folgen des geplanten Gesetzes würden durchaus verderbliche sein. Die Verschiedenheit des Volksstammes und der Sprache schaffe zwischen Herren und Bauern eine Kluft so schroff, wie vor 600 Jahren. Auch jetzt noch betrachte der Bauer den Herrn als Eindringling, der ihm sein Land gewaltsam genommen habe und unrechtmäßig vorenthalte. Der Bauer in Livland habe das Recht des Herrn am Grund und Boden niemals anerkannt. Wenn nun ein Gesetz erscheine, das den größten Teil des Bodens der freien Verfügung des Herrn entzöge und ausschließlich dem Bauern zur Benutzung vorbehalte, so werde der Bauer ein solches Zugeständnis nur als eine Abschlagszahlung auf seine ursprüngliche Forderung betrachten.

Die so dachten und sprachen waren in praxi zu großen Zugeständnissen bereit, auch sie waren bauernfreundlich und gute Herren, aber von einem gesetzlichen Zwang wollten sie nichts wissen, sondern alles lediglich der freien Vereinbarung des Gutsherrn überlassen, dem in Bezug auf die Verfügung über seinen Grund und Boden keine Zwangsvorschriften gemacht werden dürften. In ihren Grundsätzen fanden sie lebhafte Unterstützung in Petersburg, wo während der Regierung Kaiser Nikolaus' I, namentlich in der letzten Hälfte seiner Herrschaft, alle Gedanken an eine Emanzipation der Bauern bei Seite gelegt worden waren, seitdem die Februarrevolution das Gespenst einer Ausbreitung der Umsturzideen auch auf Rußland hatte auftauchen lassen.

Aber die Männer dieser politisch-historischen Schule, diese Konservativen, waren doch keineswegs die Interpreten des ganzen Landes. Es gab vielmehr eine, zwar anfänglich durch ihre Zahl nicht starke, aber durch den Idealismus ihrer Vertreter mächtige Richtung, die sich zu andern Prinzipien bekannte. Diese erklärte, „die Notwendigkeit, zu der Bauerverordnung von 1804 zurückzukehren, sie zur Grundlage der Reform zu machen, sei unabweisbar, und die Befürchtungen, eine solche würde die ständische Struktur des Landes und das Deutschtum verderben, sei er grundlos." Der heutige Zustand sei unerträglich, die Reform von 1816/19 ein schwerer Fehlgriff: „Von der schönen Idee der Freiheit geblendet", schrieb von Gruenewaldt-Koik, „im Bestreben diese sogleich und um jeden Preis dem Landvolk zu erringen, hatte

man das neue Gebäude mehr auf Theorien und Voraussetzungen als auf reale Verhältnisse und Erfahrungen begründet. . . . Mit Schrecken gewahrte man nun den Weg, der in sorgloser Sicherheit seit 1816 auf einer Bahn zurückgelegt war, deren Ziel Auflösung aller bisherigen landwirtschaftlichen Verhältnisse und die moralische Vernichtung eines wirklich des Namens würdig zu erachtenden Bauerstandes sein mußte." Auf dem Estländischen Landtag 1839 ist im Zusammenhang mit den Debatten über das Wesen der neuen Reform zuerst der eine fundamentale Gedanke ausgesprochen worden, der dann auch in Livland aufgegriffen wurde: jedes Einziehen von Bauerland bis zu dem Zeitpunkt zu unterlassen, da bestimmt worden sei, ein wie großer Teil des Bauerlandes der gutsherrlichen Verfügungsfreiheit definitiv entzogen werden solle. Es sind dann die sogenannten Liberalen im livländischen Adel gewesen, deren Führer Hamilar von Fölckersam, ein glänzend begabter, auch durch Hegelsche Ideen beeinflußter Mann, war, die diese Gedanken durchgesetzt haben. Bedeutsamen Einfluß haben auf den Fortgang der Reformen auch der ausgezeichnete Jurist Landrat Reinhold von Samson und H. Baron Bruiningk gewonnen, bei welchem pietistisch-religiöse Momente stark mitgewirkt haben dürften.

Es kann hier nicht auseinandergelegt werden, welche Phasen der Kampf um die Agrarreform durchlaufen hat, welche Wandlungen auch die einzelnen Personen in manchen Teilfragen durchgemacht haben, ehe es auf dem denkwürdigen Februarlandtag in Riga 1842 zu den ersten positiven Resultaten im Sinne der Liberalen kam. Hier war es, wo Fölckersam den Ausspruch tat, der Adel habe nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, die Pflicht der Erhaltung seines Standes, und die Pflicht, auch die andern Stände des Landes zu vertreten. Der Landtag beschloß denn auch, daß im wesentlichen alles Land, das 1832 bei der Katastrierung als Bauerland bezeichnet worden war, den Bauern zur unentziehbaren Nutzung überwiesen werden sollte und nur soviel davon eingezogen werden dürfe, als zur Kompletierung eines Feldareals von 10 Lofstellen pro Tag des Gehorchs erforderlich sei, (die „Quote", in Estland das „Sechstel"), daß die Dienste der Bauern gemessene sein und dem Gutsherrn in der Regel nicht das Recht der Kündigung zustehen sollte. Die Erbpacht sei als Übergang zum bäuerlichen Eigentum anzusehen. Die adlige Güterkreditsozietät solle dem kaufenden Bauern die Operation erleichtern. Die Pachtkontrakte sollten schriftlich sein, neben Geldpacht solle es auch Fronpachten geben, die auf landwirtschaftlichen Diensten basierten. Von einer Zwangsablösung sei abzusehen und alles dem freien Verkauf zu überlassen.

Doch die unterlegenen Konservativen gaben sich damit nicht zufrieden, und noch gegen zwanzig Jahre hat das Ringen um die Prinzipien der bäuerlichen Reform gedauert, wobei die wechselnden Stimmungen und Personen in Petersburg nicht unerheblich eingewirkt haben, wo der Kampf in Kommissionen

und Komitees ebenso geführt wurde wie auf den Landtagen. In Estland und Livland wurde schließlich im wesentlichen folgende Grundlage geschaffen, von der ihre Freunde erhofften, daß sie den Bauern vor Willkür sicherten, ihm die Anhänglichkeit an die Heimat wiedergaben, aber zugleich den Herrn in dem schützen würde, was er behalte: das freie Pachtkontraktrecht ohne jede gesetzliche Bestimmung über das Maß der Pachtleistung im Verhältnis zum verpachteten Grundstück; die Abtrennung des Gehorchslandes zur ausschließlichen Benutzung der Bauergemeinde durch Kauf und Pachtung und endlich die Beseitigung der Frone. In Livland sind diese Grundsätze auf dem Landtage 1847 angenommen und 1849 Allerhöchst bestätigt worden. In Estland erhielten sie auf dem Landtag 1849 die Anerkennung des Landtags und wurden 1856 von der Regierung als Estländische Bauerverordnung bestätigt. Fölckersam hatte somit gesiegt, 1858 war er Landmarschall geworden. Als solcher hat er 1858 die bezeichneten Worte gesprochen: „Die Geschichte Livlands wird einst das Zeugnis geben, daß der Adel das Versprechen erfüllt, er jetzt, wie stets bisher, seinen Stolz und seine Kraft darin gesucht, das Gute zu wollen und seine Erinnerungen an eine glorreiche Vergangenheit dadurch zu feiern, daß er die Verpflichtungen der Gegenwart und Zukunft erfüllt". Noch einmal siegte dann vorübergehend die Reaktion und Fölkersam selbst starb, von der Höhe seines Einflusses herabgestürzt, in tiefer Verbitterung. Auch räumlich hatte er sich von Livland bereits getrennt, indem er Rujen-Großhof verkauft und den Pfandbesitz im estnischen Teil aufgegeben hatte. Er zog sich nach Kalkuhnen in Oberkurland zurück, das er zusammen mit August v. Oettingen gekauft hatte. Der letzte Lichtstrahl, der in sein Leben fiel, war der Anbruch einer neuen Aera durch die Thronbesteigung Kaiser Alexanders II. und die 1856 erfolgte Bestätigung der Landesprivilegien durch diesen Kaiser. Freilich hatte er auch hierbei die Enttäuschung erlebt, daß nicht seine Fassung der an den Monarchen zu richtenden Loyalitätsadresse angenommen wurde, sondern die Baron Nolckens, als die Ritterschaft in Anlaß des Endes des Krimkrieges eine solche beschloß. Am 19. April 1856 ist er an einer Erkältung im blühenden Mannesalter (kaum 46 Jahre alt) gestorben. Mochte man den Lebenden wie den Toten, den Menschen mit so manchen Schwächen wie den feurigen optimistischen Staatsmann auch noch so verschieden beurteilt haben, bei seiner Bestattung zeigte sich doch, wie es allen zum Bewußtsein kam, das Land habe in ihm einen außergewöhnlichen Mann verloren. Auf Veranlassung des Generalgouverneurs Suworow hielt Pastor Ferdinand Walter aus Wolmar, der spätere Generalsuperintendent und Bischof, in der Jakobikirche die Leichenrede, der er die Devise Fölckersams zu Grunde legte: „Nicht die Rechte, die jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm seinen Wert." „Diese Devise, sagte Walter u. a., ist diejenige, die jeder wahre tüchtige Geburtsadel nach dem Zeugnis der Weltgeschichte sich vorgestellt hat und betätigen muß. Friedrich der Große nannte sich den ersten Diener seines

Staates, Nikolaus von Rußland, der starke Mann, erklärte, daß er nicht über, sondern unter dem Gesetz stehen wolle, der französische Adel hat das Wort aufgebracht „noblesse oblige" und wo nur Gesinnungstüchtigkeit gilt, da pocht man nicht vorzugsweise auf Vorrechte, sondern auf selbstübernommene Pflichten." Aber auch von einem kühlen, rein sachlichen Gesichtspunkte aus, wird man Fölckersams Reformen die höchste Anerkennung nicht versagen können. So volle Sympathien, subjektiv genommen, die nationalen Gründe verdienen, von denen geleitet die Konservativen die Fölckersamschen Reformvorschläge bekämpften, da sie von ihnen eine schwere wirtschaftliche Schädigung des Adels und in deren Gefolge die Unmöglichkeit der Ritterschaft, ihre politisch-nationale Stellung zu behaupten, befürchteten, so wenig Recht hat ihnen die Geschichte gegeben. Die Agrarreform hat den Großgrundbesitzer nicht ruiniert, überhaupt nicht geschwächt, — freilich, wie unsere Tage bewiesen haben, den Bauern auch nicht jene gute konservative Gesinnung und Liebe zum Boden eingepflanzt, die Fölckersam erwartete und erhoffte. Darin hat ihn sein Optimismus getäuscht. Die Einbußen, die der Adel in letzterer Hinsicht erfahren hat, rühren von andern Machtfaktoren, staatlicher oder russisch-nationaler Art, her. In logischer Entwicklung sind dann in den folgenden Jahren die weitern Ausgestaltungen eingetreten: die Milderung der Freizügigkeitsbeschränkungen, das Verbot der Arbeitspacht, die Entschädigung des abziehenden Pächters, die Beschränkung und Aufhebung der gutsherrlichen Hauszucht, — Maßnahmen, zu denen sich die Ritterschaften in einer erregten Zeit entschlossen, die durch das Emporkommen eines radikalen deutschfeindlichen Jungestentums und durch die die Gewissen bedrückenden kirchlichen Schädigungen ihren Stempel aufgedrückt erhielten. Auf dem Landtag zu Riga März 1865 wurden die Reformen in den wesentlichen Stücken zu Ende geführt. Er bildete gewissermaßen „den Schlußstein der agrarrechtlichen Entwicklung Livlands unter russischem Szepter, die, mit dem Jahre 1765 anhebend, einen Zeitraum von genau 100 Jahren wechselvollen Geschickes umfaßt." Es war so, wie Georg Berkholz es damals ausgedrückt hat: „Seit 1765 bis auf den heutigen Tag ist die Geschichte Livlands eine Geschichte der Rechtskonzessionen von seiten der Gutsbesitzer an die Bauern." Die Freigabe des Rechts zum Erwerb von Rittergütern, die 1865 in Kurland und Estland, im März 1866 in Livland erfolgte, bildete dann die Krönung des Ganzen. Damit fiel die letzte hemmende Schranke, die für die neue Zeit keine Existenzberechtigung mehr hatte.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ und der deutsche Frauenkongreß.

Von Auguste Sprengel. (Berlin.)

Zwei bedeutsame Erscheinungen traten uns in den Wintertagen dieses Jahres leuchtend entgegen, zwei große, eigenartige, wertvolle Kundgebungen der deutschen Frauenbewegung: die Ausstellung der Frauen und der Frauenkongreß. Man kann sie nicht von einander trennen, denn sie gehören aufs engste zusammen, und zwar nicht nur dem Raume und der Zeit nach, — viel mehr noch ist es der innere Zusammenhang, der uns von der Ausstellung zum Kongreß, vom Kongreß zur Ausstellung führt. Es war ein großer, genialer Gedanke, der diese Unternehmungen ins Leben rief; es war ein klarer, zielbewußter Wille, der sie leitete, und es war ein großzügiger, einheitlicher Plan, nach dem gearbeitet wurde — nicht von Hunderten, nein von Tausenden von Frauen im ganzen Deutschen Reich. So nur war es möglich, daß das große Werk gelang, daß ein so glänzendes Ergebnis zustande kam: die Ausstellung war pünktlich zu rechter Zeit fertig, in nicht geahnter Großartigkeit, in wunderbarer Schönheit, und eine mustergültige Ordnung beherrschte das ganze bunte Getriebe.

Die Ausstellung soll — das ist der leitende Gedanke — die Leistungen der deutschen Frauen unserer Zeit veranschaulichen und zur Darstellung bringen. Was die Frau in Kunstgewerbe, Literatur und Wissenschaft hervorbringt, was sie auf dem Gebiete des Erziehungswesens, der Volkswohlfahrt, was sie als Beamtin, als Handwerkerin leistet, soll in Beispielen vorgeführt werden, nicht minder aber auch, wie sie Handel und Gewerbe zu befruchten und zu bereichern weiß, wie fast auf allen Gebieten bewußte Frauenarbeit eigene neue Werte zu prägen sucht, wie die neue Zeit in der Frau neue Kräfte auslöst, wie das Hineinwachsen der Frau in neue Aufgaben das Gesamtleben vertieft und bereichert hat. Aber dies geschieht nicht in dem Sinne oberflächlichen Bewunderns, satten Behagens, eitler Freude, daß wir es so herrlich weit gebracht haben. Es geschieht vor allem in der Erkenntnis, daß mit dem bisher Erreichten nur eine Grundlage geschaffen ist für das Streben nach neuen Zielen, in der reichhaltigen Darbietung neuer Ausbildungsmöglichkeiten, um jene weiteren Ziele zu erreichen. Und diese Gedanken führen hinein in die Aufgabe und die Arbeit des Kongresses. Die Ausstellung gliedert sich in vier große Abteilungen:

1. Die Frau im Hause.
2. Die Frau im Beruf.
3. Die Frau im Vereinsleben.
4. Die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen.

Diesen Abteilungen entspricht die Tagesordnung des Kongresses:

Hauswirtschaft und Frauenfrage.
Bildungs- und Erziehungsfragen.
Berufsfragen.
Die Frau im öffentlichen Leben.
Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen.
Die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter.
Die Stellung der interkonfessionellen Frauenbewegung zur Religion.
Die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur, für die Familie, für das soziale Leben.

Am treffendsten wurde der ganze Arbeitsplan gezeichnet und das ganze Arbeitsgebiet umgrenzt in den Ansprachen bei der Eröffnungsfeier, der die Kaiserin durch ihr Erscheinen eine besondre Weihe gab. Und was man aus beiden Ansprachen als festes Ergebnis gewann, was auch alle diejenigen, die bis dahin der Frauenbewegung ablehnend oder zweifelnd gegenübergestanden hatten, mit getrostem Mute und freudiger Hoffnung erfüllen durfte, das war die Erkenntnis, daß die Zeit hinter uns liegt, in der Vertreterinnen der Frauenbewegung in dem an sich durchaus berechtigten Streben nach vertiefterer Bildung, nach dem Erschließen neuer Berufe — die Arbeit der Frau im Hause unterschätzt, ihr tägliches, stilles Walten im kleinen Kreise gering geachtet haben. Die Frau in Haus und Beruf, gleich gewertet und gleich wertvoll, die neue Zeit verstehend und in ihr neue Aufgaben erfüllend, das war der Grundton, der aus der schönen Festkantate, der aus den gedankenreichen Festreden immer wieder hervorklang.

Zuerst sprach Frau Hedwig Heyl, die Vorsitzende vom Berliner Lyzeumklub, der als Schöpferin der Ausstellung, als Leiterin der schwierigen Vorarbeiten mit Recht das größte Verdienst um das Gelingen das gewaltigen Werkes gebührt: „Die Tonwellen, die immer vernehmlicher durch die Welt klangen, sie haben sich zu harmonischen Akkorden verbunden und umklingen in froher Hoffnung die heutige Stunde. Frauenwollen, Frauentun, Frauendenken, freudiges Werden, junges Können, klare Pläne, Schulung der Kräfte und Gaben, Stählung des Körpers, hohes Streben nach den Gütern feiner Kultur und heiterer Bewältigung harter, praktischer Arbeit — dies alles brachte seine Zeugnisse in diese Mauern und wob sich zu dem Ganzen der Ausstellung „die Frau in Haus und Beruf". Diese Ausstellung ist die Friedensfanfare für die beiden großen Arbeitsgebiete der Frau: Haus und Beruf, die sich anfänglich auszuschließen und sich den Rang streitig zu machen schienen, um sich nun einander immer mehr zu nähern, sich zu ergänzen. Nicht isoliert arbeitet heute die Frau in Deutschland für das Wohl ihrer Familie und damit des Staates; sie tut es mit Anwendung reicher Erfahrungen auf der Grundlage noch verhältnismäßig neuer wissenschaftlicher Erkenntnis, in Gemeinschaft Gleichdenkender, in der Erfüllung neuer, zeitgemäßer Pflichten, die sich ihrer vertiefsten Urteilskraft aufdrängen.

Dieses neue Pflichtgefühl führte sie auch zu Beruf, Erwerb und sozialer Arbeit. In allem will sie den Dilettantismus ausschalten; ja, auch im Genuß beschaulichen Lebens möchte sie von Schöpfungen ernsten Schaffens, wahrhafter Kunst umgeben sein. Tastend hat sie jahrelang nach Wegen aus der Halbheit heraus gesucht und sie sich durch Fleiß und Sorgfalt gebahnt, und heute fordert sie für sich und ihr Geschlecht qualifizierte Arbeit, sich selbst und andre zu befriedigen. So alt unser Geschlecht ist, immer neu ersteht es mit jedem Jahrhundert. Unsre Ausstellung ist ein Zeuge, wie heute das Glücksgefühl der erwachenden eigenen Kraft die Frauen vor allem erfüllt und das Suchen nach dem eigenen Wege sie hinnimmt. Keineswegs aber will sie sagen, daß sich die Frauen in ihrer Arbeit ausschließlich auf sich gestellt und isoliert von dem gemeinsamen Streben der Geschlechter fühlen. Nimmer werden sie vergessen, wie viel Dank sie der Kulturarbeit der Männer schulden. Wenn wir mit dieser Ausstellung gewagt haben, einen Markstein in der Geschichte der deutschen Frau aufzurichten, so wissen wir, daß er weniger von Siegen berichtet, als einen Moment einer noch in weite Zukunft weisenden Entwickelungsreihe festhält. Als Momentbild einer im Werden begriffenen Umgestaltung möchten wir diese Ausstellung gewertet wissen und allen danken, die zur Verwirklichung dieses Gedankens beitrugen."

Die Worte des Dankes klangen in einem Hoch auf den Kaiser und die Kaiserin aus und an sie schloß sich die feinsinnige Rede Dr. Gertrud Bäumers, die als Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine zugleich die berufene Vorsitzende des Kongresses war und ihr Amt in bewunderungswürdiger Weise geführt hat: „Überwältigend in ihrer Fülle und Vielseitigkeit umstehen uns die Zeugnisse der deutschen Frauenarbeit in Haus und Beruf. Und die Stimmung dieser Stunde läßt uns die bunte Welt dieser tausend und aber tausend Dinge als eine einzige mächtige Symphonie der Kraft und des frohen Strebens, als ein volles und stolzes Lebenslied der deutschen Frau empfinden. Uns allen aber, die als Wissende durch diese Räume hindurchgehen, uns allen erzählen sie mehr, als ihr heiterer und festlicher Anblick dem bloßen Beschauer verrät. Die Worte „Haus und Beruf" in ihrer Verbindung sprechen uns von dem Suchen großer Scharen von Frauen nach neuen Lebensformen, da ihnen äußerliche wirtschaftliche Mächte die alten verschließen. Sie sprechen uns von Umgestaltungen des Frauenschicksals in breiten Schichten, in denen die Frau nicht immer Sieger, sondern oft auch Opfer ist, von vielen noch ungelösten Fragen, von vielen noch unsicheren Zielen.

Diese Fragen zusammen zu durchdenken, diese Ziele in gemeinsamer Arbeit zu klären, hat der „Bund deutscher Frauenvereine" alle großen Frauenverbände Deutschlands zu einem deutschen Frauenkongreß zusammengerufen. Zusammen wollen wir deutschen Frauen einmal den Fragen ins Gesicht sehen, die eine neue Zeit mit veränderten Lebensbedingungen für uns bringt, zusammen den Weg suchen, den nachher vielleicht jede für sich gehen

muß. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, daß wir über alle Verschiedenheit der Anschauungen, Lebenskreise und Arbeitsgebiete hinweg uns eins fühlen in dem tiefen und heißen Wunsch, es möchte uns gelingen, alle echte Kraft, alle Innerlichkeit und Tiefe der deutschen Frau durch unvermeidliche Entwickelungskrisen hinüber zu tragen in eine neue Zeit, einzupflanzen auf neuem Boden, — daß wir uns eins fühlen in dem Ernst und der Verantwortlichkeit, die weiß, daß alles, was wir für die Frauen wünschen und erstreben, zugleich dem Ganzen, unserm Volke, unserm Vaterland dienen muß."

Unter dem Eindruck dieser schönen, großen und guten Gedanken erscheint es als eine verlockende Aufgabe, die Ausstellung zu durchwandern und im einzelnen zu prüfen und zu erkennen, wie weit und in welcher Weise jene Gedanken sich in Wirklichkeit umgesetzt haben. Aber wo sollen wir Anfang und Ende finden in dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit, in diesem Reichtum der Formen und froher, leuchtender Farben, die sich immer wieder zu einem harmonisch abgestimmten Ganzen zusammenschließen? Nur Einzelheiten lassen sich herausgreifen, und wenn es überhaupt schon schwer, in mancher Beziehung unmöglich war, den Wert der Frauenarbeit durch eine Ausstellung darzutun — „edle Naturen zahlen mit dem, was sie sind" —, so ist es wiederum schwer, in Worten wiederzugeben, was uns als Bild und Aufbau oder als lebendiges Leben entgegentritt.

Als lebendiges Leben, jawohl. Wir sehen es in der Gärtnerei, die uns ausgesuchte Muster der verschiedensten Gemüse und Früchte, Blumen und Zierpflanzen in vielgestaltigem Aufbau zeigt, Erzeugnisse der Gartenbauschulen von Berlin-Marienfelde, Kiel-Holtenau, Plön, Wolfenbüttel, Godesberg a. Rh., Kaiserswerth und Weimar. Wir sehen es in der Ausstellung der wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande, einer Schöpfung von Ida von Körtzfleisch (Reifenstein bei Birkungen in der Provinz Sachsen, Maidburg bei Kempen in Posen, Scherpingen in Westpreußen, Schloß Nöbdenitz in Sachsen-Altenburg, Häcklingen bei Lüneburg, Arvedshof bei Leipzig, „Prinzessin Arnulf" in München u. a.). Ein wirklicher Viehhof ist es, der den Großstädtern eine Seltenheit, lebendige Hühner und Puten, ein ganzes Küken-heim, ja, ein rundes, rosiges Schwein mit seinen Jungen aufweist. Lebendiges Leben herrscht in der Abteilung für Kunstgewerbe und Handwerk. Hier wird Suppe gekocht, werden Waffeln gebacken und Hühner gebraten, um die neuen Apparate in ihrer Tätigkeit vorzuführen; hier sausen die Spulen und klappert der Webstuhl, der elektrische wie der mit Handbetrieb; vor allem der von Luise Hanckens erfundene, der die alte deutsche Hauskunst des Webens wieder zu Ehren bringen will und durch besondere, höchst einfache Vorrichtungen die Möglichkeit gewährt, in verschiedenen Garnen und verschiedener Art der Ausführung die einfachsten wie die reichsten Muster künstlerisch schön herzustellen. Dem Druck eines Fingers gehorchend, flickt die Maschine kunstgerechter als die geschickteste Flickerin, stickt die Maschine schneller

und sauberer und regelmäßiger als die geschickteste Stickerin. In immer gleichem Takte fällt der Hammer herab, mit dem die Uhrmacherin ihre Räder und Schrauben bearbeitet; junge Mädchen in italienischer Tracht führen uns den „Werdegang" des seidenen Prunkgewandes vor, beginnend mit dem Abwickeln des Seidenfadens vom Kokon, nachdem wir vorher in panoramaartiger Darstellung die Züchtung der Seidenraupe im italienischen Dorf, den Verkauf der Kokons auf italienischem Markt gesehen haben

Aber halt — auf diese Weise geht's nicht weiter; eine Einzelheit würde sich an die andre reihen, und das Ende wäre noch lange nicht da.

Kehren wir zu der oben gegebenen Einteilung, zu den vier großen, im Anfang genannten Gruppen zurück.

So viel wie möglich ist der Grundsatz durchgeführt, daß in den beiden riesigen Hallen des Untergeschosses uns das Bild dessen entgegentritt, was da ist, während im Obergeschoß die Lehrgänge, die Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten gezeigt werden. In der Gruppe I: Die Frau im Haus, sehen wir z. B. die große Wohnung, schöne, künstlerisch ausgestattete Räume: Empfangshalle, Arbeitszimmer und Bibliothek, Musik-, Eß-, Schlaf- und Badezimmer, Kinder- und Spielzimmer, — wir finden die behagliche Mittelstandswohnung, die äußerst anheimelnd wirkt, und die Arbeiterwohnung, die mit aller Rücksicht auf die Bedürfnisse eines einfachen Haushalts, aber zugleich freundlich und geschmackvoll hergestellt ist. Gleichzeitig sind die Räume nach Möglichkeit, d. h. ohne ihre Eigenart zu beeinträchtigen, zu Ausstellungszwecken benutzt. So finden wir in der Bibliothek in fast 2000 Bänden das Beste unsrer Frauenliteratur, zum Teil in künstlerischen Einbänden aus der Buchbinderei des Lettevereins; das Kinderzimmer, mit zweckmäßigen, bunten, luftigen Möbeln ausgestattet, enthält eine Fülle von Spielen und Spielsachen, die neuen, lebensvollen Puppen von Käte Kruse, ein mit einfachsten Mitteln herzustellendes Kasperle-Theater (vom Dürerhaus geliefert), einen Spiel- und Ordnungsschrank, Spiel- und Lesetisch mit abwaschbarer Platte, Bilder- und Postkartenschrank und allerlei anderes, was Kinder gern haben, und was sie entbehren können. — Die bürgerliche Wohnung dient zugleich der Darstellung des hauswirtschaftlichen Unterrichtswesens. Hier wird abwechselnd von verschiedenen hauswirtschaftlichen Lehranstalten Unterricht erteilt, um auf diese Weise besser noch, als es durch bloße Anschauungsmittel möglich ist, diesen verhältnismäßig jungen Zweig unsres Schulwesens praktisch vorzuführen. Wir schließen hier gleich die Untergruppe „Dienstboten" an, die in reichhaltiger Literatur Mittel bietet, die Unklarheiten und Unstimmigkeiten zu erkennen, die in dieser Beziehung in unserer Gesetzgebung noch herrschen. Eine wesentliche Besserung bringt bereits die Reichsversicherungsordnung. Statistiken des „öffentlichen Arbeitsnachweises" und der „Stellenvermittlung der Wohlfahrtsvereine" bieten lehrreiche Einzelheiten.

Aber die Abteilung „Die Frau im Haus" würde unvollständig sein,

wenn die Ausstellung nicht auch die Frau in dem Hause zeigte, das sie fern der Heimat erbaut und verwaltet und dem Manne, der in harter Arbeit auf ausgesetztem Posten steht, zu einer Stätte freundlichen Behagens gestaltet. Darum ist der „Frau in den Kolonien" ein verhältnismäßig großer Raum gewährt, der uns in einem Zeltlager zeigt, wie die Frau auf Reisen im Urwalde und in Steppenländern der Tropen oft monatelang wohnen muß, wie sie auf solchen Reisen lebt und sich kleidet. Neben dem Beginn einer Siedlung in der einfachsten Gestalt finden wir ein behaglich eingerichtetes Tropenhaus, Pläne und Photographien des Kinderheims in Lüderitzbucht und des Mädchenheims in Kretmannshoop, das zugleich durchreisenden Frauen als Hospiz dient, ein Kranken- und Arbeitszimmer des Frauenvereins vom Roten Kreuz, Anstalten der evangelischen und katholischen Missionen mit lebensgroßen Gestalten der Schwestern und Ordensfrauen, Handarbeiten und Schulhefte der in den Missionsschulen erzogenen Kinder, Photographien, Karten, statistische und graphische Tafeln, unter andern eine, die Aufschluß gibt über die Zunahme der weißen Frauen „da draußen". — Neben einer Fülle von Konservenbüchsen und Weckschen Apparaten, die den Beweis liefern, wie sehr sich die heimische Kochkunst bemüht, für die Auslandsdeutschen zu sorgen, belehren uns Tafeln und Abbildungeu über den Nährgehalt tropischer Landesprodukte, und eine auf Grund langjähriger Erfahrungen von Frau Landeshauptmann Brandeis zusammengestellte Speisenfolge weist nach, daß man mit der Zeit in unsern Kolonien die aus Deutschland eingeführten Konserven wird entbehren können. Angeschlossen sind hier gleich Pläne und Photographien der kolonialen Frauenschulen zu Weilbach bei Wiesbaden und der kolonialen Haushaltungsschule der Franziskanerinnen zu Karthaus bei Trier, wo junge Mädchen und Frauen für das Leben und die Arbeit in den Kolonien vorbereitet nnd ausgebildet werden. Im Vorübergehen nur können wir einen Blick werfen auf die reichhaltige Ausstellung der „Frau als Produzentin in Stadt und Land" und „im hauswirtschaftlichen Großbetrieb" mit Gaslehrküche, Krankenküche, Schulspeisung, mit Säuglingspflege, Kindergarten, Jugendlesehalle. Die traulich eingerichtete „alkoholfreie Gaststube" erinnert uns an den luftigen, in seiner Einfachheit und Zweckmäßigkeit vorzüglich wirkenden Bau der ländlichen Erfrischungshalle „Zum grünen Baum", in der — wie auch an andern Trink- und Speisestätten — die vom Schauen und Hören müde gewordenen Besucher neue Kräfte zum Weiterwandern sammeln können.

Denn noch viel gibt es zu sehen und zu bewundern, zumal in der zweiten, der bei weitem größten Abteilung: „die Frau im Beruf", die auf den weiten, die beiden großen Hallen umlaufenden Gallerien in schön geschmückten, sorgfältig eingerichteten Räumen Unterkunft gefunden hat. Die erste Gruppe, „die Frau in Industrie und Handwerk" gibt uns den überraschenden Aufschluß, daß kühne Pfadfinderinnen sich auch in die entlegensten Gebiete gewagt haben:

wir finden nicht nur den weiblichen Tischlermeister, nein, auch den weiblichen Schuhmacher mit einem Paar derber Reiterstiefel, den weiblichen Töpfer mit dem biedern, alten Kachelofen und sogar — den weiblichen Schmied! Das sind natürlich meist durch besondere Verhältnisse veranlaßte Einzelerscheinungen, neben denen die Buchbinderin, die Uhrmacherin und die Frau als Goldschmied uns fast schon alltäglich anmuten. Mit Befriedigung dürfen wir feststellen, daß die Bemühungen, das Handwerk den Frauen wertvoll zu machen und sie in demselben zu „gelernten Arbeitern" zu erziehen, großen Erfolg gehabt haben und weiter haben werden. Das Lehrlings-, das Gesellen-, das Meisterstück, die Gesellen- und Meisterprüfung — alles gilt jetzt für die Frau wie für den Mann. Dadurch soll unlauterer Wettbewerb ausgeschlossen, soll gute, berufsmäßig gelernte Arbeit gewährleistet, soll lohnender Erwerb geboten werden, und die vielen statistischen Darstellungen auf Tafeln, in Säulen und Würfeln zeigen, daß wir hiermit auf gutem Wege sind. Um einige Einzelheiten herauszuheben, sei folgendes erwähnt. Es gibt an berufstätigen Frauen in Deutschland

| | |
|---|---|
| im Bekleidungsgewerbe . . . . . | 721.000 |
| in der Textilindustrie . . . . . | 528.000 |
| in der Nahrungs- und Genußmittel-Industrie | 249.000 |
| im Reinigungsgewerbe . . . . . | 162.000 |

Aus der Zahl der ungelernten Arbeiterinnen heben wir die 134.000 Heimarbeiterinnen hervor; unter ihnen sind nicht weniger als 6000 in der Spitzenindustrie, in der Herstellung echter, genähter oder geklöppelter Spitzen tätig, die sich, dank der Neubelebung unseres Kunstgewerbes, zu neuer Blüte zu entwickeln beginnt.

Die Frau in Handel und Verkehr — in Kontoren, Läden und Warenhäusern, am Hauptbuch und an der Zahlstelle, am Telephon und am Eisenbahnschalter, — überall finden, überall schätzen wir sie und ihre Arbeit; aber in welcher Weise sollte diese auf einer Ausstellung zur Anschauung gebracht werden? Eine Vorführung des Betriebes oder des Arbeitsraums bot wenig Neues und Eigenartiges. Darum sind hier Übersichten, Statistiken und Wandkarten geboten, die, von den großen Verbänden ausgearbeitet, höchst wichtige Aufschlüsse geben über die Entwickelung, die Bestrebungen, die bis dahin erreichten Erfolge und die noch der Erfüllung harrenden Forderungen auf diesem wichtigen Gebiet der Frauenarbeit. Eine Statistik aus dem Jahre 1882 weist 32000 Verkäuferinnen und 5400 Kontorangestellte nach; das Jahr 1911 zeigt dagegen 180000 Verkäuferinnen und 120000 Kontorangestellte. Übersichten über sozialpolitische Erfolge und sozialpolitische Forderungen, über Stellenvermittlung, Wohlfahrtseinrichtungen, Altersheime, Kranken- und Stellenlosenversicherung u. a. zeigen, daß sich hier ein tüchtig arbeitender, zielbewußt aufwärtsstrebender Stand entwickelt, der immer mehr die ungelernte Arbeiterin beseitigen will, der mit aller Kraft für die Pflichtfortbildungsschule eintritt, der der Frau die gleichen Pflichten auferlegen will wie dem Mann, ihr aber auch

die gleichen Bildungsmöglichkeiten und die gleichen gesetzlichen Rechte erringen will.

Die Post- und Eisenbahnbeamtin, die mit in diese Gruppe gehört, spricht auch in statistischen Tabellen zu uns, denen wir z. B. die bemerkenswerte Mitteilung entnehmen, daß es bereits über 20000 weibliche Postbeamten gibt, das sind etwa 10% der überhaupt im Postdienst als „mittlere Beamte" tätigen Personen. Daneben aber sehen wir die neuesten Einrichtungen unserer großen Fernsprechämter, die für Kenner äußerst anziehend sind, und die uns zeigen, daß es auch in diesem anscheinend öden und trocknen Beruf Gelegenheit genug zum Lernen und Nachdenken, Anreiz zu geistiger Arbeit und Betätigung gibt.

In der nächsten Gruppe tritt uns die Frau in der Krankenpflege entgegen in Bildern, Karten, Trachten und Statistiken: der Kaiserswerther Verband der Diakonissenmutterhäuser, wie eine beträchtliche Anzahl katholischer Orden. Der ziemlich große Raum bildet in seiner ruhigen Schlichtheit, durch den Ernst der Farben und die Strenge der Formen einen eigentümlichen Gegensatz zu dem bunten, reichen, farbenglänzenden Leben rings umher. Und doch, welcher Trost geht von ihm aus! Wie beruhigend wirkt es, die Krankenschwester zu sehen mit Koffer und Handtasche, bereit, sofort an das Bett des Kranken zu eilen, der nach ihr ruft! Wie gut versorgt erscheinen wir uns, wenn die statistischen Tafeln uns nachweisen, daß etwa 75000 Frauen beruflich in der Krankenpflege tätig sind (20000 entfallen auf die Orden, 12000 auf die Diakonissenhäuser, 4500 auf das Rote Kreuz, 1400 auf den Diakonieverein, die übrigen auf die Berufsorganisation, auf die städtischen Schwesternschaften und die freien Verbände. Und wie schön ist es, daß die ungebildete und ungeschulte Pflegerin mehr und mehr durch die berufsmäßig ausgebildete ersetzt wird, daß für den Eintritt auch in diesen Beruf eine gute Schulbildung zur Bedingung gemacht wird, und daß hoch über allen Unterschieden der Konfession und der Weltanschauung der eine große Gedanke steht: im Berufe seine besten Kräfte, ja, sein Leben einzusetzen im Dienste der leidenden Menschheit! Eine besondere Baracke ist den Anstalten des Roten Kreuzes gewidmet: ein Operationszimmer, ein Krankensaal sind hier mit allen Einzelheiten, wie sie dem heutigen Stande der Gesundheitspflege entsprechen, aufgebaut; in einzelnen Kopien und Bildern sehen wir die Musterheilstätten von Hohenlychen und Grabowsee, die Anstalten zur Unterdrückung der Tuberkulose, Arbeitergärten, Ferienkolonien, Walderholungsbaracken, — kurz, all die Mittel, mit denen der schlimme Feind unserer Volksgesundheit, die Tuberkulose, mit Nachdruck und durch die Statistik nachgewiesenem greifbarem Erfolge bekämpft wird. Aber die Aufgaben der Frauenvereine zum Roten Kreuz sind viel umfassender, wie uns weitere Einzelheiten zeigen. Der Bayrische Verein, der etwa 90000 Mitglieder zählt, berichtet auf großen übersichtlichen Plakaten über seine Pflegerinnenabteilung, über die Abteilungen für Kriegsvorbereitungen, für Landkrankenpflege, für Volksgesundheitspflege. Der Badische Verein — mit rund 83000

Mitgliedern — zeigt auf einer Landkarte die Verbreitung der Zweigvereine über das ganze Land und die Entwicklung seiner wichtigsten Anstalten. Neben vielgen Bildern, Diplomen, Urkunden, Merkblättern und Drucksachen ist der Lehrgang der drei Landesanstalten für Handarbeitsunterricht mit Einschluß des Handspinnens ausgestellt.

Der Vaterländische Frauenverein, der Preußische Zweig der Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz, wurde am Dank- und Friedensfeste am 11. November 1866 begründet und stand unter dem besonderen Schutze der Kaiserin Augusta, „der Samariterin im Purpurkleid". Er umfaßt 1575 Zweigvereine und hat etwa eine halbe Million Mitglieder. Im Kriege tätig in der Fürsorge für die im Felde Verwundeten und Erkrankten, hat er im Frieden die Aufgabe, seine Kriegstätigkeit vorzubereiten und überall helfend einzutreten, wo es gilt, außerordentliche Notstände zu lindern oder dauernde Übel, Krankheit und wirtschaftliche oder sittliche Not zu bekämpfen. Durch tabellarische Übersichten, graphische Darstellungen, Wandkarten, Bilder, Pläne, Modelle, Musterstücke u. dgl. wird ein übersichtliches Bild gegeben über die großartige und segensreiche Arbeit dieses Vereins: Kriegsvorbereitung, Krankenpflege (auf 1570 Stationen), Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, Kinderfürsorge in Bewahranstalten, Kindergärten und Horten, Haushaltungsunterricht, Gründung und Erhaltung von Fortbildungsschulen, Arbeiterfürsorge, Bekämpfung der Lungentuberkulose (Volksheilstätte Vogelsang), Seuchenbekämpfung, Versorgung von Siechen und Alten, Waisenpflege, Errichtung von Erholungsheimen, — alles dies gehört in sein Arbeitsgebiet, und alle diese Arbeit wird in musterhafter Weise geleistet. Die Ausstellung, so reichhaltig sie ist, gibt doch nur ein schwaches Bild von dem lebendigen Strom des Segens, der gerade von diesem Verein sich über die Lande verbreitet.

Die Frau in der sozialen Arbeit — eine neue Gruppe und doch so ziemlich dieselben Aufgaben erfüllend, die aber hier noch weiter, noch allgemeiner gefaßt sind als Arbeit vieler Vereine, die teils für sich, teils in Verbindung mit einander eintreten, wo es gilt, zu helfen, zu bessern, Not und Elend zu lindern. Ausgestellt sind hier namentlich Übersichtstabellen, Abbildungen und Modelle von Anstalten, Heimen, Pflegestätten verschiedenster Art. Wir können hier nur die einzelnen Untergruppen dem Namen nach anführen, um ein Bild von dem Reichtum dieses Teils der Ausstellung zu geben, der mit ungemeiner Sorgfalt und Sachkenntnis behandelt ist: kirchliche und konfessionelle Liebestätigkeit, kommunale Fürsorge (Armenpflege, Beschäftigungsvereine, Volksküchen, Brockensammlung), Wohlfahrtsbestrebungen für Kinder- und Jugendliche (Waisen-, Mutter-, Säuglingsfürsorge, Vormundschaft, Schuljugendpflege, Kleinkinderschule, Kindergarten), bessernde Fürsorge (für gefährdete und verwahrloste Kinder, Jugendgerichtshilfe, Polizeiassistentin, Gefangenenfürsorge), Fürsorge für Kranke und Gebrechliche (Erholungs- und Altersheime),

vorbeugende Fürsorge (Rechtsschutzstellen, Kampf gegen den Alkoholismus, Arbeitsnachweis, Wohnungs- und Heimatpflege, Bekämpfung des Mädchenhandels), schließlich die Zentralisation der Armenpflege und die Ausbildung von Hilfskräften für soziale Arbeit. Wahrlich, ein weites und reiches Feld, auf dem noch viel zu tun ist, und auf dem es viel zu sehr an geschulten Kräften fehlt. Hier muß unermüdlich Frauenkraft nnd zielbewußter Frauenwille, muß die geschickte Frauenhand, das warme Frauenherz helfen; dies Gebiet, das dem eigensten Wesen der Frau nach jeder Richtung entspricht, verheißt der ernsten Mühe reichen und köstlichen Lohn.

Und nun zum Schluß dieses Abschnittes der großen Abteilung II die Frau in Erziehung und Unterricht. Warum zum Schluß? Gewiß, man hätte diese Gruppe ebenso gut an den Anfang stellen und sagen können: „Nur, wenn auf dem und dem Gebiet die und die Arbeit, die und die Unterweisung vorausgegangen ist, kann das und das geleistet werden", und man hätte daran eine Darbietung der Leistungen geschlossen. Sicher aber liegt es wohl im Wesen einer Ausstellung überhaupt, daß man zunächst die Leistungen zeigt und dann den Weg, der zu ihnen führt, und ganz besonders lag es im Wesen dieser Ausstellung. Auf all diesen Gebieten, das will sie betonen, hat sich die Frau versucht und bis zu einem gewissen Grade bewährt. Wir wollen aber nicht uns daran genügen lassen; wir wollen nicht still stehen; wir wollen weiter kommen und Besseres leisten. Einigen gelingt das mit Hilfe einer besonderen, mit Fleiß und Willen gepaarten Begabung; für die große Menge aber bedarf es einer sorgfältig durchdachten, auf Erfahrung gegründeten Vorbereitung in Schulen und Anstalten, durch besonders geschulte Lehrkräfte.

Darauf wird uns im Anschluß an Abteilung I „Die Frau in Haus und Beruf" die Hausfrau in ihrem Werdegang vorgeführt, nicht nur in der praktischen Arbeit, von der wir oben schon sprachen, sondern in einer Haushaltungsschule, der eine Dienstwohnung für die Vorsteherin und zwei Lehrerinnen angeschlossen ist. Auf diese Weise ist das Bild eines lebensvollen Arbeitsgebietes geschaffen, das die Schülerinnen in täglicher Fürsorge zu behandeln und zu pflegen haben, wird das Verständnis für die Kleinarbeit im Hause geweckt, werden Möbel und Geräte, Bilder und Teppiche, werden Wäscheschrank und Besenraum ihnen nicht nur als notwendige Zubehör der Wohnung, als nützliche Dinge erscheinen, sondern werden zu ihnen gewissermaßen in ein persönliches Verhältnis treten. Küche, Speisekammer, Hausarbeitsraum d. h. der Unterrichtsraum für die Reinigungsarbeiten, Wasch- und Plätträume, Näh- und Schneiderzimmer, Krankenlehrzimmer, all diese Räume erscheinen in mustergültiger Ausstattung, und eine Fülle von Lehrmitteln, von Bildern aus dem Schulleben und von graphischen Darstellungen über die Entwickelung der einzelnen Anstalten sowie eine wohlausgestattete Fachbibliothek vervollständigen den Eindruck, den uns gerade auch dieser Teil der Ausstellung in

seinem nach festem Plane fein ausgeführten Aufbau gewährt. Während wir diese Leistung vor allem dem Pestalozzi-Fröbelhause II in Berlin verdanken — im Verein mit den Haushaltnngs- und Gewerbeschulen in Breslau, Dresden, Hamburg, Hannover, Königsberg, Potsdam, München u. a., denen sich die hauswirtschaftlichen Wanderschulen Süddeutschlands sowie der Hausschwestern-Verein zu Berlin-Pankow angeschlossen haben —, so stellt das Pestalozzi-Fröbelhaus I in Berlin (als Vertreterin des deutschen Fröbelverbandes), zum Teil in Verbindung mit dem Komenius-Seminar in Bonn, mit dem Charlottenburger Jugendheim die Ausbildung der Kindergärtnerin und Jugendpflegerin dar. Dies geschieht im Anschluß an die Darbietungen im Pavillon für Jugendpflege und an die Ausstellung der verschiedenen Werkstätten, Arbeits- und Erholungsräume, wie sie das stattliche Modell des Jugendheims zeigt und zwar höchst einfach dadurch, daß durch Weglassung der Vorderwand dem Beschauer ein ungehinderter Einblick in alle Räume gewährt wird. Die Ausbildung selbst darzustellen, ist ja außerordentlich schwer; man muß sich beschränken auf Tabellen, Lehrgänge, Bilder und Lehrmittel, die denn auch in reicher Auswahl und schöner Ausführung vorhanden sind.

Ein wenig dankbarer Gegenstand für eine Ausstellung ist im allgemeinen die Ausbildung der Lehrerin. Freilich, die Gartenbau-, die Handarbeit-, die Zeichen- und die Gewerbeschullehrerinnen haben schöne Sammlungen von Lehrplänen und Lehrmitteln, von angefangenen und ausgeführten Arbeiten ausstellen und damit einen Beweis liefern können, wie wohlgeordnet auch diese wichtigen Zweige unseres Unterrichtswesens sind. Daneben fehlt es nicht an graphischen und statistischen Tafeln. Diese bilden nun z. B. bei den Lehrerinnen an Volksschulen wie an den höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend, sei es in öffentlichen oder privaten Schulen, den eigentlichen Kern ihrer Ausstellungen. Sie sind mit großem Fleiße gearbeitet und entgehen hoffentlich dem Schicksale, nur als Ausstellungsgegenstände gedient und damit ihren Beruf erfüllt zu haben. Im Gegenteil, — gerade weil man beim Besuche einer Ausstellung kaum Zeit und Ruhe hat, Kurven zu studieren, Höchst- und Mindestmaße mit einander zu vergleichen, sollten alle diese graphischen Darstellungen und statistischen Darbietungen zu späterer Einzelbearbeitung aufbewahrt bleiben: sie haben viel Mühe und Arbeit gekostet und sagen dem oberflächlichen Beschauer wenig, wenn sie nicht verstehen, durch außerordentliche Mittel zu wirken, wie es die eine Tabelle tut, die in höchst lebendiger Weise durch größer und kleiner werdende Gestalten — gelbgrau gekleidete Herren und schwarzweiße Damen — das Verhältnis zur Anschauung bringt, nach dem sich die Zahl der Unterrichtsstunden in der höheren Mädchenschule auf Lehrer und Lehrerinnen verteilt. Die Tätigkeit der Frau in Erziehungsstiften, in Gesundheits- und Heilerziehungsheimen, sowie eine reichhaltige Pädagogische Bibliothek und die „Wohlfahrtseinrichtungen für Lehrerinnen“ kommen in den

letzten Kojen dieser wichtigen Gruppe „Die Frau in Unterricht und Erziehung" zur Darstellung. Bei den Wohlfahrtseinrichtungen sind von vornherein alle Stiftungen und Kassen, die reine Wohltätigkeitseinrichtungen sind, ausgeschlossen. Es handelt sich vielmehr hier um Kassen und Anstalten, die das wirtschaftliche Wohl der Lehrerinnen fördern, indem sie sie zur Selbsthilfe aufrufen, die sie gegen Zahlung bestimmter Beiträge sicherstellen für die Zeiten des Alters, der Krankheit, der Arbeitsunfähigkeit, die ihnen eine Heimstätte gewähren, wenn sie allein im Leben stehen. Es sind deshalb viele Drucksachen ausgelegt: über die Allg. Deutsche Pensionsanstalt, die Preußische Ruhegehalts-Zuschußkasse, die Allg. Deutsche Krankenkasse und andere Hilfskassen, über den Berliner Sanitätsverein, die Lehrerinnen-Krankenkasse in Hannover, über Haftpflicht- und Unfallversicherung, Berichte des Wohfahrtsverbandes, der Pensionsanstalt u. a., das Auskunftsbuch für Lehrerinnen von M. Wandel, die „Lehrerinnenheime und Feierabendhäuser" von F. Mathilde Rost. An der einen Wand hängen graphische Darstellungen, als treffliche Anschauungsmittel über die Entwickelung einzelner Kassen. Am meisten in die Augen fällt die der Allg. Deutschen Pensionsanstalt. Höher und höher streben die hellblauen Säulen empor, die das Wachsen des Vermögens darstellen (es beträgt jetzt über 12 Millionen Mark). Genau genommen, sind sie fein- und festgefügte Mosaikarbeit, bestehen sie aus den tausend und abertausend Steinchen, die in Gestalt von Mark und Pfennigen die Lehrerinnen zusammengetragen haben. Von wie viel treuer Arbeit, festem Willen, angestrengter Sparsamkeit, rührender Fürsorge würden wir hören, wenn all diese Steinchen reden könnten! Unter dem Schutze des Preußischen Unterrichtsministeriums, in dessen Räumen sie auch ihre Arbeitsstätte gefunden hat, gefördert von unseren großen Vereinen, vor allem von dem mit dieser Aufgabe ausdrücklich betrauten Allg. Wohlfahrtsverbande, umsorgt und betreut von einem eifrigen Vorstande und besonders ausgewählten, tüchtigen Beamten, gestützt von dem Vertrauen der deutschen Lehrerinnen — ist die Pensionsanstalt mehr und mehr zum Mittelpunkt der Altersversorgung geworden für Lehrerinnen jeder Art, für Kindergärtnerinnen und Berufsarbeiterinnen der Inneren und Äußeren Mission.

Von den anderen Wänden herab grüßen uns die lieben, vertrauten Bilder unserer Lehrerinnenheime und Feierabendhäuser. Ein entzückendes Aquarell zeigt uns das Haus von Danzig-Oliva mit seinem soeben vollendeten neuen Anbau; breit hingelagert erscheint der schloßartige Bau des Göttinger Hauses; auf einem anderen Bilde prangt eine herrliche, vielhundertjährige Eiche, die das stattliche Gebäude weit überragt, das Wahrzeichen des Feierabendhauses für mecklenburgische Lehrerinnen zu Waren; drei große Photographien zeigen das vor einem Jahr vollendete schöne Berliner Lehrerinnenheim in der Wisbyerstraße, das manche zweckmäßige, neue Einrichtungen aufweist; der Verein Katholischer Deutscher Lehrerinnen hat je 4 Ansichten

von 3 seiner Feierabendhäuser zu großen, wirkungsvollen Bildern vereinigt; das Londoner Heim, Bryanstone Square 16, hat eine Reihe schöner Photographien geschickt, namentlich von seinen behaglich ausgestatteten Innenräumen, die den Lehrerinnen freundliche Aufnahme in der Fremde versprechen; warum aber die Inschriften in englischer Sprache gegeben sind? Deutsch wäre uns für ein deutsches Heim im Ausland lieber gewesen. Noch viele Einzelheiten ließen sich hervorheben: das soeben fertig gewordene Heim zu Neustadt a. d. Hardt, das auch zur Sommerfrische sich freundlich empfiehlt; das Dresdener Lehrerinnenheim, dem man in seiner ganzen Anlage, namentlich auch in seinem Garten mit schönen alten Bäumen noch ansieht, daß es ursprünglich in fürstlichem Besitze war; die beiden Lichtenthaler Häuser, in denen neben dem Dresdener der Gedanke eines Lehrerinnenheims zuerst Gestalt gewann; der stattliche Neubau in Norderney, Besitz des Wilhelm-Augusta-Vereins; Schloß Rhoden, ein alter Besitz des Fürsten von Waldeck, das durch den Unternehmungsgeist und die Tatkraft hannoverscher Lehrerinnen zu einem wundervollen Ruheplatz und Erholungsheim umgeschaffen ist; das Posener Feierabendhaus in dem prächtigen Park des ehemaligen Karmeliterklosters — doch halt! Schöner als im Bilde zeigt uns ein fein ausgeführtes Modell des Posener Hauses, wie gut für unsere alten Lehrerinnen in der Ostmark gesorgt ist, und ein zweites Modell läßt uns den Blick in eine hoffentlich nicht ferne Zukunft tun: so ist ein Haus gedacht, das in der Umgegend von Berlin dessen alten oder auch nur zeitweise müde gewordenen Lehrerinnen eine freundliche Ruhe- und Erholungsstätte bieten soll.

Wenn ich bei der Schilderung der Wohlfahrtseinrichtungen reichlich ausführlich geworden bin, so wolle man das meiner Eigenschaft als Vorsitzende des Wohlfahrtsverbandes zugute halten, um so mehr, als ich über verschiedene Gruppen, die noch in Abteilung II. hineingehören, schnell hinweggehen kann: die Frau in der bildenden Kunst und die Frau im Kunstgewerbe, — freilich nicht, weil von diesen Ausstellungen wenig zu sagen wäre. Im Gegenteil, es ist hier an ausgestellten Gegenständen außerordentlich viel und außerordentlich viel Schönes geboten; aber solche Gegenstände finden wir in vielen Ausstellungen und in ähnlichem Aufbau, abgesehen vielleicht von den Bildnissen berühmter Malerinnen und Bildhauerinnen, die zu einer besonderen Sammlung vereinigt sind. Eine ziemlich neue Erscheinung dagegen ist die Frau in der Architektur, weil bis vor wenigen Jahren den Frauen der Zugang zu den Technischen Hochschulen verschlossen war. So haben sich nur drei Architektinnen an dieser Ausstellung beteiligt; aber ihre 32 Modelle und Zeichnungen zeigen, daß sie sich bereits auf verschiedenen Gebieten mit Erfolg betätigt haben. Wir finden: Einfamilienhäuser, Mietshäuser, Gemeinde- und Pensionshäuser, Herrenhäuser (Schlösser), Fabriken, landwirtschaftliche und öffentliche Gebäude, Festsääle und Brücken sowie einen großzügigen Bebauungsplan für ein Ge-

bäude in der Nähe von Berlin. Die Gruppe: die Frau als Bühnenkünstlerin, in der die Gemahlin des Herzogs von Meiningen den Ehrenvorsitz führt, bietet uns zunächst eine große Reihe von Bildnissen, Sammlungen von Kostümen („historisch verstellbar" durch Auswechselung der Ärmel, der Kopfbedeckung, der Vorderbahn des Rockes), Bühnenwäsche und sogar einen höchst vollständig eingerichteten Schminktisch. Was aber besonders wichtig erscheint, das sind statistische Tabellen, die einen genauen Einblick in die berufliche Tätigkeit gewähren, Auszüge aus dem eben erschienenen Werke von Fräulein Dr. Engel Reimers: „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen", das die Aussichten in diesem Beruf und die Gehaltsverhältnisse mit großer Genauigkeit behandelt und von allen genau gelesen werden sollte, die den „Beruf zur Bühne" in sich zu fühlen meinen.

Der schnelle Schritt, zu dem wir gezwungen sind, um überhaupt zu Ende zu kommen, gestattet uns nicht, uns bei den reichhaltigen Sammlungen aufzuhalten, den die Ausstellungen: die Frau in der Presse, in der Literatur, in der Musik darbieten. Wir werfen im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf die Laboratoriumsgehilfin, da uns die Zeit fehlt, die zu einer genauen Betrachtung ihrer mikroskopisch-anatomischen Schnittpräparate, ihrer Exkrete und Sekrete, ihrer Nährböden und Kulturen, ihrer Photographien, Zeichnungen und Abgüsse unbedingt nötig wäre. Bei der Frau als Bibliothekarin müssen wir aber für kurze Zeit Halt machen; handelt es sich hier doch um einen Berufszweig, der seit den Tagen fürstlicher Archive und sorglich gepflegter Klosterbüchereien nur in Männerhänden gewesen, seit kurzem aber auch dem Wettbewerb der Frauen geöffnet worden ist. Mehr als 400 Frauen sind jetzt in diesem Berufe tätig und zwei von ihnen haben mit Hilfe ihres praktischen Blicks bereits vorhandene Einrichtungen wesentlich verbessert: Bona Peiser mit einem neuen Ausleihesystem auf grund des „Buchkarten-Präsenz-Katalogs" und Bennata Otten mit ihrem Kartonregister, „Kontrollapparat Fix". Unter den hier ausgestellten Sammlungen und Berichten sind hervorzuheben: Sammlung der zur Vorbereitung guten Lesestoffes und für den Kampf gegen die Schundliteratur wichtigen billigen Ausgaben guter Bücher, Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten deutscher Frauen seit 1896, Bibliographie der i. J. 1911 erschienenen Schriften zur Frauenfrage.

Den Schluß der Abteilung I'. soll für uns diejenige Gruppe bilden, die zugleich die vornehmste Spitze der Frauenberufe im öffentlichen Leben darstellt: das Frauenstudium. (Vorsitzende: Helene Lange) Auch hier handelt es sich vornehmlich um statistische Tafeln, die ein Bild von den auf Universitätsstudien gegründeten Frauenberufen geben. Sie teilen sich in folgende Gruppen:

A. Die Entwicklung des Frauenstudiums an den deutschen Universitäten, den technischen, landwirtschaftlichen und kaufmännischen Hochschulen;

B. Die Entwicklung der Vorbildungsanstalten für die Universität;

C. das Eindringen der Frauen in die auf akademischem Studium beruhenden Berufe;

D. die Leistungen der Frauen in diesen Berufen, sofern sie sich ausstellen lassen.

Wie sorgfältig diese Tafeln gearbeitet sind, und einen wie wertvollen Stoff für spätere Arbeiten und Untersuchungen sie darbieten, erkennt man erst, wenn man auf Einzelheiten eingeht. Ein Beispiel muß hier genügen. Die Tafel A: Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland, stellt folgendes fest:

1. Zunahme der weiblichen Studenten von 1896 bis 1911.
2. Verhältnismäßige Höhe dieser Zunahme im Vergleich zu den männlichen Studenten.
3. Verteilung der Frauen auf die verschiedenen Fakultäten, — auch im Vergleich mit den Ziffern der männlichen Studenten, was besonders wichtig ist für die Berufsaussichten der Frauen.
4. Die von Frauen bestandenen Prüfungen.
5. Gliederung der weiblichen Studenten nach Konfession, sozialer Herkunft, Reichszugehörigkeit.
6. Statistik nach den einzelnen Universitäten gesondert, — wodurch gezeigt wird, in welcher Reihenfolge sich die verschiedenen deutschen Staaten zur Eröffnung der Universitäten entschlossen haben, und welche Universitäten von den Frauen bevorzugt werden.
7. Nachweise, wie weit die Frauen schon am akademischen Lehrberuf, wenigstens als Assistentinnen, Mitarbeiterinnen an wissenschaftlichen Instituten usw. zugelassen sind.
8. Auskunft über die den Frauen gewährten Stipendien.

Hiermit beenden wir für heute unsre Wanderung, die uns die Frau im Haus und die Frau im Beruf vorgeführt hat. Wir sind aber damit noch nicht mit der ganzen Ausstellung fertig. Es sind ihr noch zwei Gruppen hinzugefügt: die Frau im Vereinsleben und die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen, und für diese darf ich mir wohl in der nächsten Nummer noch etwas Raum erbitten, ehe ich meinen Bericht über den Kongreß im einzelnen bringe.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# King Cotton.

Von Oskar Grosberg. (St. Petersburg.)

Die ganz unerwartet gekommene Kündigung des russisch-amerikanischen Handelsvertrages seitens der Vereinigten Staaten von Amerika hat die Aufmerksamkeit Rußlands auf die Baumwollenfrage gelenkt. Es ist sehr bezeichnend für unsere amtlichen und nichtamtlichen Wirtschaftspolitiker, daß diese Frage erst dann bei uns aufgeworfen wurde, als die Vereinigten Staaten das lebhafte Bedürfnis empfanden, einem Teil ihrer jüdischen Bürger die Rückkehr nach Rußland zu ermöglichen. Bis dahin hatte man sich wegen der Baumwollenfrage kein Kopfweh gemacht. Das erhellt allein daraus, daß die Nationalisten der Reichsduma mit Herrn A. J. Gutschkow an der Spitze eine fulminante Deklaration gegen die Vereinigten Staaten von Amerika in die Welt setzten, die auf den Ton „шапками закидаемъ" gestimmt war. Freilich erfolgte seitens der Moskauer Textilindustrie sofort ein abkühlender Überguß, denn diese nahm die angedrohte Erklärung des frischfröhlichen Zollkrieges nicht auf die leichte Achsel, weil sie einfach nicht in der Lage ist den Eingangszoll, der um 100 % erhöht werden soll, zu tragen. Die Textilindustrie kann die Auflage nicht auf den Konsumenten abwälzen, da dieser wenig zahlkräftig und von den Zufälligkeiten der Ernte abhängig ist.

Der Streit, ob Zollkrieg oder vernünftiger Kompromiß, wogte lange hin und her und er verstummte erst, als man eingesehen hatte, daß man seinen Gefühlen freien Lauf gelassen, ohne den Verstand zu befragen, der hätte sagen müssen, daß die wichtigste russische Industrie inbezug auf Rohstoff zu 40 % des Bedarfs von Amerika abhängig ist und für geraume Zeit abhängig bleiben muß. Freilich gab der jäh entfesselte Nationalismus nur widerstrebend nach, und erst neuerdings hat eine besonnenere Auffassung der Sachlage Terrain gewonnen und man denkt nun ernstlich daran, die vorhandenen einheimischen Möglichkeiten auszunutzen, um sich von Nordamerika unabhängig zu machen. Die Baumwollenkultur Turkestans und Transkaukasiens soll jede mögliche Förderuug erfahren. Die Reichsduma hat zu diesem Behufe 230.000 Rbl. votiert, und eben ist der Chef der Hauptverwaltung für Landorganisation und Landwirtschaft in Turkestan anwesend, um an Ort und Stelle die nötigen Erhebungen zu machen. So löblich alle diese Bemühungen an und für sich auch sein mögen, so kann man sich doch nicht der Überzeugung erwehren, daß die Vorarbeiten mit einer gewissen Lässigkeit, lediglich aus dem Gesichtswinkel des Konfliktes mit den Vereinigten Staaten, der möglicherweise doch noch beigelegt werden kann, betrieben werden. In der Tat ist bei allen bisherigen Deliberationen dieser Standpunkt eingenommen worden, während es sich tatsächlich nicht um eine partielle Angelegenheit, sondern um eine Weltfrage handelt, — um eine Weltfrage, die unbegrenzte Möglichkeiten in sich schließt und

von deren zweckentsprechender Lösung das Wohl und Wehe von Völkern in dem Maße abhängig ist, als die Gestaltung der wirtschaftlichen Dinge im modernen Staatsleben der ausschlaggebende Faktor ist. Es ist daher ein Fehler, wenn man die Angelegenheit lediglich aus dem Gesichtswinkel der russisch-amerikanischen Beziehungen beurteilen will, denn dieser Fehler kann unserer stark entwickelten und noch eminent entwicklungsfähigen Baumwollenindustrie zum Verderben gereichen.

In der Tat steht die Welt am Vorabende einer Baumwollenkrisis, deren Nahen die Volkswirte des europäischen Kontinents und Großbritanniens schon seit geraumer Zeit mit banger Sorge erfüllt. Diese Sorge erscheint durchaus berechtigt, wenn man berücksichtigt, daß eminente Interessen auf dem Spiele stehen. Nach den neuesten Daten beträgt der Wert der alljährlich auf dem Erdballe verarbeiteten Baumwolle zwei Milliarden Rubel. Der Wert der aus dem Rohstoffe erzeugten Fabrikate beläuft sich auf mehr als vier Milliarden Rbl.

In der Baumwollenkultur sind 15 Millionen Arbeitshände beschäftigt, die 17 Millionen Ballen Rohbaumwolle produzieren. Die Erzeugung von Fertigware erfordert zwei Millionen Arbeiter, die 120 Millionen Spindeln und drei Millionen Webstühle bedienen. Das in der Baumwollenindustrie investierte Kapital wird auf fünf Milliarden Rubel geschätzt.

Die schwindelnd hohen Ziffern lassen die Glorie des allmächtigen „King Cotton" in der rechten Beleuchtung erscheinen; sie lassen aber auch verstehen, warum man der unabweisbaren Baumwollennot bangen Sinnes entgegensieht. An einen Ersatz für Baumwolle ist nicht zu denken, denn Baumwolle ist für Massenproduktion insofern die ideale Gespinstfaser, als sie wenig Bearbeitung erfordert und sich daher wohlfeiler stellt, als etwa Flachs, der vielfache Vorbereitungsstadien durchlaufen muß, ehe er auf die Spindel gelangen kann.

Die Baumwollennot, die mit der Unabwendbarkeit eines Naturereignisses eintreten muß, ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Einesteils wächst die Verarbeitung von Baumwolle rascher als die Erzeugung des Rohstoffes, anderenteils entwickelt sich die Baumwollenindustrie in den Erzeugungsländern in einem Maße, daß an Ausfuhr des Rohstoffes in absehbarer Zeit nicht mehr wird gedacht werden können. Das gilt von allen bisher bekannten Erzeugungsländern ohne Ausnahme. Wenn auch mitunter behauptet wird, daß Amerika sein Baumwollareal in den Südstaaten ohne weiteres soweit vergrößern könnte, daß die Produktion auf circa 70 Millionen Ballen steigen würde, so muß doch bemerkt werden, daß diese Behauptung im Hinblick auf den Mangel an wohlfeilen Arbeitshänden in diesen Staaten unhaltbar ist. Wohlfeile Arbeitshände sind die Grundbedingungen finanziell erfolgreicher Baumwollkultur, die Boden- und klimatischen Verhältnisse allein genügen nicht, — letztere sind in den Südstaaten in der Tat in ausreichendem Maße vorhanden.

In Indien liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als dort nur 4 % der Anbaufläche unter Baumwolle stehen. Arbeitshände sind in genügendem Maße vorhanden, doch wird in Indien nur minderwertige Faser erzeugt, und Versuche müssen erst ergeben, ob der Anbau hoher Sorten möglich ist. Versuche in dieser Richtung werden von Engländern angestellt.

In Ägypten ist die Anbaufläche in den letzten zehn Jahren dank der Errichtung kolossaler Bewässerungsanlagen stark vergrößert worden, doch ist offenbar die äußerste Grenze der Möglichkeit bereits erreicht. Der Nil kann nicht viel mehr Wasser hergeben, als gegenwärtig zu Bewässerungszwecken verwendet wird. Ägypten kann infolge der hohen Bodenwerte nur für die Kultur höchster Sorten in betracht kommen. Wenn nun diese Länder auch die Erzeugung von Rohbaumwolle wesentlich erhöhen wollten und könnten, so würde damit im Hinblick auf die steigende Binnenverarbeitung der Baumwollnot im Sinne der europäischen Interessen doch nicht abgeholfen werden.

Das Mißverhältnis zwischen Produktion des Rohstoffes und Verbrauch spiegelt sich auch in der Preisbildung wieder. Im Jahrzent 1896/1906 betrug der Durchschnittspreis für Rohbaumwolle $8^2/_3$ Cents, während er gegenwärtig zwischen 12 und $14^3/_4$ Cents schwankt. Die Schwingungen des Preispendels sind zudem so ungleichmäßig, daß das kaufmännische Kalkül sehr erschwert wird. Diese Situation ist zum Teil auch dadurch bedingt, daß Amerika auf dem Weltmarkte die Monopolstellung einnimmt und Rohbaumwolle Objekt der Börsenspekulation ist. Die Weltproduktion stellte sich 1909 wie folgt:

| | |
|---|---|
| Vereinigte Staaten. . . | 59,8 |
| Britisch Indien. . . . | 21,8 |
| Ägypten . . . . . | 5,5 |
| Rußland . . . . . | 4,3 |
| China . . . . . | 3,6 |
| Brasilien . . . . . | 2,2 |
| die anderen Länder . . | 3,0 |

Die Monopolstellung Amerikas ist für die europäische Baumwollindustrie insofern als ungünstiger Faktor zu werten, als die Konzentrierung eines so hohen Prozentsatzes der Produktion in einem Bezirke die Schwankungen des Ernteertrages verstärkt. Es fehlt hier die „Rückversicherung", die bei der Getreideproduktion in die Erscheinung tritt, wo der Ausfall eines Bezirks durch den Überschuß anderer automatisch gedeckt wird. Infolge der starken Konzentrierung der Baumwollproduktion in einem Bezirke ist sein Ernteertrag für die Weltproduktion maßgebend. In der Tat sind die Schwankungen des Weltertrages eigentlich Schwankungen der amerikanischen Ernte.

In Erwägung dieser Gesichtspunkte ist es verständlich, daß die europäischen Länder genötigt sind, sich nach anderen Bezugsquellen umzuschauen. Das ist in der Tat auch schon geschehen, und zwar haben Deutschland, England und Frankreich in ihren afrikanischen Kolonien umfassende Versuche angestellt, die

befriedigende Resultate ergeben haben. Man ist in den genannten Ländern eben dabei, die Baumwollkultur in Afrika in großem Stile zu betreiben, um auf diese Weise der drohenden Baumwollnot zu entgehen.

Rußland, dessen Baumwollindustrie in sehr hoher Blüte steht, befindet sich diesen Befürchtungen gegenüber in denkbar günstiger Lage, denn es könnte nicht nur seinen eigenen Bedarf am Rohbaumwolle decken, sondern auch den größten Teil der europäischen Betriebe versorgen und auf diese Weise seine Handelsbilanz erheblich verbessern.

Bevor wir jedoch diesen Chancen nähertreten, sei ein flüchtiger Blick auf den Stand der russischen Baumwollindustrie geworfen. Die Zahl der Spindeln betrug 1911 8.670.000, womit Rußland an vierter Stelle unter allen Baumwolle verarbeitenden Staaten steht. Die Zahl der Webstühle beläuft sich auf 180.000. Die Großbetriebe sind vortrefflich eingerichtet, so gilt beispielsweise die Kränholmsche Manufaktur als die bestgeleitete der Welt. Die russische Baumwollindustrie befindet sich auch insofern in überaus günstiger Lage, als sie nicht für den Export zu arbeiten braucht, sondern ihre Produktion im Inlande absetzen kann, dessen Aufnahmefähigkeit beinahe unbegrenzt ist. Der Absatz muß sich in Zukunft nicht nur infolge des starken natürlichen Zuwachses der Bevölkerung, sondern auch mit dem wachsenden Wohlstande der Volksmassen verstärken.

Unter solchen Umständen ist Rußland an der Baumwollnot insofern stark interessiert, als es zur Zeit vorzugsweise ausländischen Rohstoff verarbeitet; währenddessen könnte es sich in dieser Beziehung vom Auslande völlig unabhängig machen, da in Turkestan und Transkaukasien die Baumwollkultur ohne weiteres zu höchster Blüte gebracht werden könnte.

Die Einfuhr ausländischer Baumwolle betrug:

| | Mill. Pud. | Mill. Rubel. |
|---|---|---|
| 1906 . . . . . | 10,0 | 78,9 |
| 1907 . . . . . | 10,8 | 91,3 |
| 1908 . . . . . | 13,4 | 112,0 |
| 1909 . . . . . | 9,6 | 87,5 |
| 1910 . . . . . | 10,4 | 119,2 |

Die Produktion im eigenen Lande stellte sich in Mill. Pud, wie folgt:

| | Mill. Pud. |
|---|---|
| 1906 . . . . . | 10,9 |
| 1907 . . . . . | 10,8 |
| 1908 . . . . . | 9,8 |
| 1909 . . . . . | 11,0 |
| 1910 . . . . . | 12,0 |

Durch Anwendung des Schutzzolles, der von 1 Rbl. 25 Kop. für das Pud im Jahre 1903 auf 4 Rbl. gebracht wurde, gefördert, stieg die Baum-

wollkultur in Rußland derart, daß sie nun die Hälfte der gesamten Nachfrage befriedigt, nämlich 12 Mill. Pud Baumwolle im Werte von 165 Mill. Rbl. liefert. Nach amtlichen Angaben schreitet die Baumwollkultur in Mittelasien rasch fort, doch ist der Betrieb im allgemeinen sehr primitiv und die anbaufähigen Ländereien werden nur zum geringen Teil ausgenutzt, da es an den unumgänglichen Bewässerungsanlagen mangelt. Die Schuld hieran muß nicht nur unserem Landwirtschaftsressort, sondern auch unserer Baumwollindustrie zugeschoben werden, denn man hat in dieser Beziehung trotz der besten Absichten und endloser Deliberationen, die durch Jahrzehnte gegangen sind, doch nur sehr wenig getan. Man hat allein in den letzten fünf Jahren ruhig eine halbe Milliarde Rbl. für Rohbaumwolle ins Ausland gehen lassen, während diese Summe genügen würde, um die nötigen Bewässerungsarbeiten zwecks Vergrößerung der Anbaufläche auszuführen. In der Tat können in Turkestan gegen 2 Mill. Dessjatinen der Baumwollkultur zugeführt werden, wobei die Kosten der Bewässerung sich auf 100 Rbl. pro Dessjatine stellen würden. Gegenwärtig stehen in Turkestan 300.000 Dessjatinen unter Baumwolle. In Transkaukasien liefern 40.000 Dessjatinen ca. $1^1/_2$ Mill. Pud; unter der Bedingung geeigneter Bewässerungsanlagen könnten etwa $1^1/_2$ Mill. Dessjatinen für die Baumwollkultur gewonnen werden. Dieses neu zu erschließende Areal würde genügen, um nicht nur den wachsenden Bedarf Rußlands zu decken, sondern auch einen wesentlichen Teil der europäischen Nachfrage zu befriedigen.

Es fragt sich nun, auf welche Weise die für die kostspieligen Bewässerungsanlagen erforderlichen Mittel aufgebracht werden sollen. Der Fiskus, der bisher für die Entwicklung der Baumwollkultur herzlich wenig getan hat, kommt natürlich nicht inbetracht, da unsere Finanzverwaltung allen Ausgaben zu produktiven Zwecken sorgfältig aus dem Wege zu gehen pflegt. Ebenso wenig darf auf die Baumwollindustrie gerechnet werden, denn nichts hat sie bisher gehindert, den Rohstoff für ihre Fabrikation im eigenen Lande zu beschaffen. Wenn das nun nicht geschehen ist, so wirft das nicht nur ein eigenartiges Licht auf die allrussischen Baumwollkönige, die sich gern mit ihren Verdiensten um das Vaterland zu brüsten pflegen, sondern man darf auch von dieser Seite in Zukunft nichts Wesentliches erwarten. Der gangbare Ausweg wäre die Hinzuziehung ausländischen Kapitals, und dieser Ausweg ist auch schon ins Auge gefaßt worden. Freilich stellen sich solchen Absichten bisher nicht nur chauvinistische Tendenzen entgegen, sondern das Ausland fürchtete Übergriffe und Drangsalierungen seitens der örtlichen Administration, doch muß man annehmen, daß diese Hinderungen bei einigem guten Willen beseitigt werden können. Man darf immerhin hoffen, daß die Anwesenheit des Chefs unseres Landwirtschaftsressorts in Turkestan wenigstens zur Verbesserung der bestehenden Kulturen führen wird, wodurch nicht nur qualitative, sondern auch quantitative Zunahme der Erzeugung bewirkt werden würde. Vorläufig

ist man trotz fünfzigjährigen Bestehens der Baumwollkultur nicht aus dem Rahmen der äußersten Primitivität gelangt. Man kennt weder rationelle Samenzucht, noch die maschinelle Bodenbearbeitung, die die Betriebskosten erheblich verbilligt. Das soll unn anders werden, — wenn man den Versicherungen amtlicher Stellen glauben darf. Es sollen Mittel zur Hebung der Kulturtechnik beschafft werden. Freilich hört man nichts von der absolut notwendigen Organisation von Kredit für die Plantatoren. Und man kann leider auch nicht annehmen, daß die örtlichen Beamten nun endlich die Initiative entwickeln werden, die sie seit fünfzig Jahren völlig haben vermissen lassen. So ungewiß demnach die Entwicklung der russischen Baumwollkultur zur Zeit erscheint, so gewiß ist, daß man über kurz oder lang die nötigen Mittel wird aufbringen müssen, wenn die ganze russische Baumwollindustrie nicht in die Brüche gehen soll. Vorab sei darauf hingewiesen, daß trotz der bestehenden Hinderungen tatkräftigen und kapitalstarken Elementen die Baumwollkultur ein ertragreiches und aussichtsvolles Tätigkeitsgebiet eröffnet; einer der wesentlichen Mängel der Baumwollkultur in ihrem gegenwärtigen Stadium ist eben die Abwesenheit von Kapital und Intelligenz.

Nachdruck verboten.

# Um nichts.

## Aus einem baltischen Frauenleben.

Von Carl Worms. (Mitau).

Wieder einmal mußte ich auf meiner Couchette liegen, und der alte Doktor saß neben mir, fühlte meinen Puls und freute sich, daß es „vorwärts ginge". Es war im Frühling, wo alles vorwärts geht. Auf Tischen und Fensterbrettern meines Salons war es bunt von Hyazinthen, Narzissen und Tazetten. Die Sonne schien auf den Teppich zwischen uns, auf den herabgerollten roten Atlaspuff. Das ganze Zimmer war voll von Buntheit und genesendem Leben, und mitten darin der feine Kopf meines alten Freundes mit den forschenden schwarzen Augen und dem streng gepflegten, mehr schon weißen als blonden Henri-quatre.

So kannte ich ihn schon zwanzig Jahre, und hatte er sich an meinem äußeren Menschen abgeärgert, so blieb er gern noch ein Weilchen beim inneren Menschen sitzen. Er gehörte noch zu jenen, die ihre ganze Seele an's Krankenbett mitbringen. Alles interessierte ihn, nicht allein die Medizin. Er fand Zeit auch über andre Lebensfragen zu sprechen, so zum Beispiel über die jetzt brennende baltische. Hier waren wir uns besonders nahe getreten, beide um ein Heimatrecht betrogen, erst von den Russen, dann von den Letten.

Unser Gespräch wurde lebhafter.

Ich warf die Frage auf, ob der Lettenhaß sich so hätte auswachsen können, wenn die Deutschen sie mehr an sich herangezogen, vorsorglich ihre

Bildung gefördert hätten. Da wäre doch manche Unterlassungssünde nachzuweisen.

Der Alte schüttelte den weißen Kopf und zog aus freundlicher Gewohnheit die Decke höher über meine Füße. — „Sag das nicht", widersprach er mit seiner schönen, festen Stimme, die so beruhigend im Krankenzimmer zu hören war. „Es ist versucht worden, mehr als einmal, auch in neuster Zeit. Hör doch nicht auf das Geschwätz der Tageszeitungen, die jetzt alte Sünden künstlich ausschaufeln, um Stoff zum Räsonnieren zu haben. Schöne, menschenfreundliche Versuche kenne ich, voll idealer Hingebung, der Inhalt eines ganzen Menschenlebens, aber umsonst! Wir sollten nur einen modus vivendi für's Nebeneinander finden, wir werden ihn finden müssen. Aber so ein Durcheinander —, ein Ineinanderleben — unmöglich, glaub mir. Ich hab's erfahren. Deutsch wäre nicht deutsch und Lettisch nicht lettisch, wenn das möglich wäre."

Ich wollte dreinreden. Er drückte mich ruhig in's Kissen zurück und sah nach seiner Uhr.

„Scht! Heute hab' ich Zeit. Du kannst ja Geschichten brauchen. Ich werde dir eine erzählen, schreib sie dir hinter's Ohr. Aufzuregen brauchst du dich nicht, auch nicht zu verlieben, denn die ich meine, ist nun tot. Aber vielleicht hast du etwas Mitleid auf Lager. Also hör."

* * *

„Als ich noch in Livland Landarzt war, — wir mochten etwa vier Jahre verheiratet sein, unser Hermann war ein dicker Stöpsel von zwei Jahren, Helene lag noch in den Windeln — da kam ein neuer Pastor in unsre nächste Nachbarschaft, auf fünf Werst Entfernung. Der Storch kehrte ziemlich regelmäßig abwechselnd ein, dort zu Weihnachten, im Sommer bei uns. So mußte ich zur Aushilfe in's bescheidene landische Pastorat, und der Nachbar zur Taufe in unser trautes, von hohen Linden umstandenes Nest.

Nie habe ich eine Häuslichkeit gesehen, in der der kategorische Imperativ so herrschte wie im Nachbarhause. Ich zweifle fast, ob der Herr Jesus da so fest thronte wie der alte Kant. Ein geradezu rigoroses Pflichtbewußtsein. Einmal, erinnere ich mich, kam mir die ganze Kinderschar lärmend entgegen, den Bruder Theo, einen trotzigen Blondkopf, mit sich ziehend. Ich sollte ihm einen Zahn ausziehen. Er hatte garkeine Zahnschmerzen. Ja, aber er hätte welche gehabt und versprochen, beim nächsten Besuch vor Onkel Doktor Mut zu zeigen und sich den Zahn heben zu lassen. Und was man versprochen, müsse man halten. Großartig, was?

Allen voran als die Älteste stand energisch auf ihrem Posten Pastors Anna, mit acht Jahren schon die prädestinierte Gouvernante aller kommenden Geschwister. Von der Schulbank auf's Katheder, das war wohl der Lebensweg, den ihr des Vaterhauses knappe Verhältnisse vorschrieben. Sie sprach noch mit einem gewissen Stolz davon. Der Zucht eines jähzornigen Vaters und einer anders gearteten Mutter bald entwachsen, hatte sie schon früh selbständig über sich nachgedacht. Sie war nicht hübsch, hager, ohne Büste, zu lange Extremitäten, fast immer eine etwas gerötete Nasenspitze. Nur auf ihr braunes, reiches Haar konnte sie stolz sein. Sie trug es auch wie eine Krone. Um den breiten Mund lagerte ein bewußt entschlossener Zug. Was mich aber besonders anzog, waren die Augen, bisweilen nur, wenn etwas sie ergriff, — große, graue, kluge Augen. Wenn sie mir den Tulpenflor in

ihrem Frühlingsbeet zeigte, wenn sie dem Vater ein Kapitel aus Dahns Kampf um Rom vorgelesen hatte, — ganz unbeschreiblich, wie es dann in diesen Augen blinkern konnte.

Sie war mein besonderer Liebling, ich bilde mir ein, daß sie zum Onkel Doktor manchmal mehr Vertrauen als zum Vater hatte. Ich versuchte redlich es zu erwidern, leider zu selten, die Zeit war uns knapp bemessen. Sie liebte wie ich die Natur, die Kunst, das Leben. Ein so heiliger, morgenfrischer Schaffensdrang brach aus ihr heraus, daß mir bald klar wurde, die triste Schulstube war für sie zu eng. Sie strebte hinaus und war doch schon achtzehn Jahr alt, als sie zum ersten Mal die Eisenbahn sah und benutzen durfte. Größere Städte wie Riga machten sie stumm, die Häuser waren ihr zu hoch. Auch das Theater enttäuschte sie. Aber die dämmrigen, kühlen Kirchen, wie der alte Dom, imponierten ihr. Hier kam ihr die Andacht von selbst, die sie in dem sonnigen Kirchlein des Vaters oft mit Mühe festhalten mußte, daß sie nicht in die wogenden Kornfelder entschlüpfte.

Im Elternhause trug ja wohl alles einen pastoralen Stempel, bis herunter zu den polierten Spucknäpfen im Winkel auf ungemalter, blank gescheuerter Diele. Auch Anna konnte sich ihre Brüder garnicht anders als Geistliche, die Schwestern nur als Pastorinnen denken. Über sich selbst schien sie noch nicht im Reinen. Und doch war ihr Christentum nicht angelernt. Sie trug in sich ein tiefes, selbstverständlich frommes Gemüt, der Verkehr mit ihrem Gott war ihr so natürlich wie der mit dem Volke, mit dem sie lebte. Und hier in der Kirche schloß sie mit diesem Volke den Bund.

Auf einer Fahrt, die ich mit ihr zu einem meilenweit entfernten Patienten machte — sie begleitete mich bisweilen als anstelliger Assistent — wurde mir ihre wunderliche, selbstgewählte Mission klar, nämlich die Letten zu sich heranzuziehen, die Letten zu bilden. Mit wahrhaft schöner Begeisterung legte sie mir ihr Programm vor: Sonntagsschule, Kindergottesdienst, Nähverein, Unterstützungskasse, Lesestunden, Krankenbesuche. Sie war eine so selbstverständlich baltische Natur, daß sie nur zwischen Wald und Wiese, mit freier Umschau wirken konnte. Aber diese Weite mußte bevölkert sein, natürlich mit Letten, sie kannte es nicht anders. Unter Letten war sie erwachsen, mit Letten fühlte sie. Sie küßte noch immer ihrer alten Amme die Hand, verkehrte noch mit Kutschers Lieschen, mit dem sie gespielt hatte, ehe sie Geschwister bekam. Jeden Sonntag besuchte sie den lettischen Gottesdienst, ein lettisches Gesangbuch hatte sie zur Konfirmation erhalten. Des Vaters landwirtschaftliche Sorgen teilte sie mit dem lettischen Feldaufseher, ein lettischer Stalljunge sattelte ihr den Klepper, wenn sie zum entfernten Kleefelde ritt, um mit allen Geschwistern bei der Ernte zu helfen. Mit lettischen Mädchen sang sie Johannislieder, zwischen lettischen Gräbern wandelte sie über den Friedhof hin.

Besonders die Jugend wollte sie an sich ziehen.

Ein schöner Bund zwischen Deutschen und Letten, ohne Knechtsgefühl, ohne Herrnvorrecht, das war ihr Ziel.

Sie hatte sich warm gesprochen. Ihre sonst blaß gereckten Züge waren gerötet. Ein blauer Schleier flatterte lebhaft um ihre Haarkrone. Sie sah ordentlich hübsch aus.

„Kind, Kind," mahnte ich onkelhaft, „Eile mit Weile, nicht mit dem Kopf durch die Wand. Allzu naher Umgang macht die Leute mißtrauisch, sie wollen eine gewisse Distanz. Die dunkeln Seiten ihres Charakters kennst du doch auch, und Dankbarkeit ist bei ihnen ein seltnes Kraut."

„Aber das ist's ja, Onkel," rief sie eifrig. „Das pflanzen wir an. Ihre Ecken stoßen sie an deutscher Bildung ab. Sie sind doch Menschen, bildungsfähige Menschen, das ist mir genug. Wir haben eine Aufgabe in der Geschichte, wir haben zu beweisen, daß wir an dies Land ein Recht haben. Unsre Kulturpflicht muß unser Leben erst adeln."

* * *

Hier machte mein Doktor eine Pause. Er war etwas greisenhaft zusammengesunken, während er sprach, die Hände hingen schlaff von seinen Knieen herunter. Nun sah er gedankenlos wieder nach der Uhr. — Aufmerksam hatte ich zugehört.

„Nun?" fragte ich ungeduldig, „habe ich's dir nicht gesagt, Vaterchen, daß so etwas nötig ist? Daß also auch andre so denken, höre ich von dir."

„Wart's ab." Er rückte mit seinem Stuhl fort, die Sonne schien ihn zu genieren. Er ließ das dunkle Rouleau herunter. Nun waren wir in seltsam bläuliche Dämmerung gehüllt, Langsamer erzählte er weiter:

„In unsrer Gegend, näher zu uns als zum Pastorat, wohnte der Pächter eines Beihofes, Lette von Geburt wie seine Frau, der durch Fleiß, Schlauheit und seines Barons Gunst es zu einiger Wohlhabenheit gebracht hatte und sich ganz zu uns Deutschen halten wollte, — tüchtige, etwas beschränkte Menschen mit der ganzen Naivetät der Emporkömmlinge und in unbewachten Augenblicken auch mit der ganzen Brutalität ihrer Nation. Ihre Kinder ließen sie in der Stadt deutsch erziehen. Der älteste Sohn hatte auf Kosten der Baronin, die ihn nebenbei stark verwöhnte, Theologie studiert und war als Probekandidat in's Pastorat gekommen, — ein lang aufgeschossener, sommersprossiger junger Mann, mit einer Sicherheit des Auftretens, in die sich Selbstbewußtsein eines Glückspilzes mit Standeshochmut redlich teilte. Solch ein Jüngling mit krausem schwarzem Haar — hm, dachte ich bei mir — wenn der nur nicht einige Verwirrung in die weltferne Abgelegenheit unseres Nachbarhauses hineinträgt. Er gefiel mir nicht. Nicht daß ich seinen Gaben und Kenntnissen oder seiner durchaus natürlichen Amtsmiene mißtraut hätte. Aber eine so schmale Brust, trockner Husten, flirrende Augen, — ich weiß nicht, mir ahnte Schlimmes.

Anna sah ich seltner, aber dann mehr aufgeregt als angeregt, beinahe fahrig, wie ich sie nie gekannt hatte. Meinen Fragen wich sie aus. — „Ach, Onkel Doktor, es ist ja Frühling und morgen ist Mutters Geburtstag und überhaupt, — es ist ja alles so lustig, so lustig..."

Auch sie gefiel mir nicht.

Und dann kam die Bescherung.

Der Kandidat hatte sich mit einer ihrer jüngeren Schwestern verlobt, im Boot, auf einem Ententeich hinter dem Pastorat, worin mehr Schilf als Wasserfläche war. Mir ein Rätsel, wie man sich auf solch einer Dreckpfütze verloben kann.

Anna blieb mir unsichtbar. Es hieß, sie sei sehr beschäftigt. Als sie einmal an unsern Saalfenstern vorbeifuhr, war sie blaß wie das graue Elend vor Aschermittwoch.

Nun aber hatte ich Lunte gerochen.

Ich also zuerst zum Vater —: Wissen Sie, lieber Nachbar — eigentlich geht es mich ja nichts an, aber aus einem gewissen Solidaritätsgefühl heraus, — ich habe die traurige Vermutung, daß Ihr Schwiegersohn in spe Schwindsuchtskandidat ist. Ungläubiges Lächeln, etwas kühle Abweisung. Nu, dann nicht. Ich zitiere mir also den Bräutigam heran, frage ihn aus, mache ihn auf die

schwere Verantwortlichkeit aufmerksam. Er sieht mich an, als ob ich chinesisch spreche. Ich mußte also durchaus an seine Ahnungslosigkeit glauben. Wie ich ihn aber untersuchen wollte, wich er aus. Er, aus einer so gesunden, erdechten Familie — unglaublich! Und bald hörte ich es aus seiner reservierten Art heraus, daß ich mich in fremde Angelegenheiten eigentlich nicht zu mengen hätte.

Ich spreche mit Anna darüber, sie lacht mich aus. Das Mädchen ist nicht wiederzuerkennen, sie ist in einem Jauchzen und Lobpreisen. Sie steht mitten in ihrer Volksbeglückung, und der Schwager versteht sie und hilft ihr und ist der beste, edelste, gesundeste Mensch, ein glänzendes Beispiel dafür, was ein Lette durch deutsche Bildung werden kann.

Ich bin also der Gemeierte und habe das Maul zu halten.

Der glückliche Bräutigam bleibt im Pastorat.

Und ein Jahr darauf ist die junge Braut tot, an galoppierender Schwindsucht gestorben.

Und noch ein Jahr später speit der Kandidat Blut, wie er beim Baden über unsern See geschwommen ist. Seine Eltern gaben ihm die Mittel dazu, er soll nach Davos.

Aber ehe er abreist, hat sich Anna mit ihm verlobt.

Ein Meuchelmord, ein Verbrechen! Ich weiß keinen andern Namen dafür. Die ganze Gegend kommt in Aufruhr, ich tobe, Mutter und Tanten biete ich auf, der Vater will ihr seinen Fluch zur Aussteuer geben. Sie bleibt standhaft. Sie habe eine Schuld an der toten Schwester zu sühnen, ein Erbe anzutreten, es sei ihre Pflicht, den Kranken zu pflegen. Und er — mit dem ausgeprägten Egoismus seiner Natur, findet es selbstverständlich. Er habe die feste Überzeugung, daß er ganz geheilt wiederkehren werde.

Es kam noch ganz anders. Um jede, auch die intimste Pflege an ihm zu leisten, bestand sie auf der Trauung noch vor der Reise. Das warf den Alten nieder. Ein Schlaganfall machte ihn amtsunfähig, er zog sich — auf's Altenteil beschränkt — in's nächste Städtchen zurück. Seine Kinder waren schon hierhin und dorthin verstreut, ein fremder Pastor wurde gewählt.

Und Anna machte Hochzeit, im Hause der Schwiegereltern, da das Vaterhaus sich ihr verschlossen hatte. Ich war der einzige geladne Gast. Ach du lieber Gott, welch ein Fest! Unheimlich, herzbeklemmend. Ich mußte an meine Hochzeit denken, als die Nachtigallen vor unsrer Schlafkammer schlugen, als wüßten sie sich nicht zu lassen vor Jubel über unser Glück. Und hier — kaum ein Spatz wagte im Weinspalier der Veranda zu piepsen. Dieser feiste Pächter, der sich verlegen die Handknöchel rot rieb und immer Schinken anbot. Daneben seine Frau, der die seidne Schleppe immer vor den Füßen war. Der neue Pastor sprach nur von Widmen und Akzidenzien. Ein junger Schwager drückte sich glupsch und verbohrt an den Fenstern herum. Und das Paar! Er fiebernd im Bett, von Kissen gestützt, die sein Wachsgesicht noch mehr hervorhoben. Und sie — in einem kurzen grauen Reiserock und weißer, nicht mehr ganz neuer Bluse, das einzige Festliche an ihr. Später setzte sie ein Häubchen auf, das meine Frau ihr geschickt hatte. Das Gesicht gealtert, wie erschlafft nach einem plötzlichen Krampf.

Wo war ihre Jugend geblieben? Wie ein Schleier zerfetzt, hier ein Stück an der Schulbank hängen geblieben, dort in Knechtsstuben am rußigen Herd, bei Nachtwachen in der Gemeinde. Wie sie sich aber beobachtet sah, verklärte ein tapferer Mut ihre Züge. Mit herber Zuversicht sprach sie ihr Ja. Unver-

wandt sah der Bräutigam sie an. Mir graute, als ich an die leicht erregbare Sinnlichkeit derartiger Kranker denken mußte.

Vor dem Abendessen empfahl ich mich. Ich fürchtete zu weinen oder grob zu werden, wenn ich noch länger blieb. Als ich den dunkeln Korridor zur Küche passierte, um möglichst unbemerkt in den Hof zu meinem Wagen zu kommen, fühlte ich mich plötzlich von hinten gehalten. Zarte Hände zogen meinen Kopf herunter, ein flüchtiger Kuß streifte meine Lippen. Es war Anna.

„Einen, einen einzigen, statt Vaterkuß," stammelte sie. „Und sagen Sie ihm, daß er mir verzeihen soll. Ich kann nicht anders."

Mitleidig streichelte ich sie und fragte, ob ich sonst noch etwas für sie tun könnte.

Sie antwortete nicht. Und da wurde sie auch schon gerufen. Der junge Ehemann vermißte sie. So reisten sie ab.

Drei Jahre blieben sie in der Schweiz."

* * *

„Nur einmal erhielt ich einen Brief von ihr. Von ihrem Manne, von ihrem Zusammenleben kein Wort, aber vier Seiten voll von Sehnsucht nach der Heimat, nach ihren Letten. Auch in der Ferne, auch verheiratet, hielt sie an diesem, ihrer Meinung nach höchsten Beruf ihres Lebens fest. Von der Ernte mußte ich ihr berichten, ob irgend ein Jaunsem sich endlich zu Superphospat entschlossen hätte, ob der Brandewirt seine Knechte ordentlich halte. Alte Häusler sollte ich besuchen, im Armenhause nach baufälligen Öfen sehen, und ob in der Schuldiele doch nicht der Schwamm sich ausbreite. Beim Baron sollte ich durchsetzen, daß der Arrendator von Marienhof einen neuen Schweinestall bekäme, und dergleichen mehr. Zuletzt sollte unsre Helene in ihrem Namen einen Asternkranz auf das Grab der Viehmagd Katte legen. Von ihren Aussichten kein Wort, keine Silbe.

Um so lärmender erfuhr ich von der Schwiegermutter, daß alles vortrefflich stünde. Die Ärzte gäben glänzende Hoffnung, im nächsten Sommer würde ihr Sohning völlig geheilt nach Hause kommen. Geschäftig zeigte sie mir die lockenden Ansichtskarten mit den Bergen und dem See von Davos und wußte ganz genau, wie teuer jede war. Und der Herr Schwiegervater steckte es mir bei einem Glase Rheinwein — drei Rubel die Flasche Einkaufspreis! — im intimsten Vertrauen, daß dank seinen Verbindungen ein Pfarramt für seinen Jungen schon belegt sei. Die Schwiegertochter könne ihm schon die Hand küssen, besonders eine Schwiegertochter, die nicht einmal ein halbes Bettlaken in's Haus gebracht hätte. — Zum Vomieren der Kerl! Ich machte, daß ich weiter fuhr.

Aber du wirst müde sein, mein Lieber. Ich sprech' dir schon zu lange. Ein famoser Arzt, denkst du wohl, der seine Kranken aufregt."

Ich drückte dankbar die Hand, die über meinen Arm hinstreichelte.

„Nein, Vaterchen, sprich nur, du störst mich nicht. Die Augen schließe ich dazwischen nur, um deine Anna deutlicher zu sehen, ganz dicht vor mir, wie photographiert."

Der Alte begehrte auf: „Meine Anna, meine? Wer sagt dir das? Schön Dank, da hätte ich viel zu tun, wenn alle Patienten, die einem doch manchmal am Herzen vorüberstreifen, mir gehören sollten. — Aber wenn du hören willst... Wo blieb ich, waren sie schon zurück? Ach so."

* * *

„Sie kamen also zurück und ein Pastorat war wirklich in Aussicht, etwas klein, weitab im Walde, eine stark verwahrloste Gemeinde. Aber für den Anfang, für einen Genesenden wie geschaffen. Der Glückspilz bewährte sich noch einmal.

Unterdes waren aber drei Jahre verflossen, drei verhängnisvolle Jahre für unser Land, in denen es der lettischen Presse gelungen war, ihr Volk zu vergiften, und gewissenlose Hetzer in Stadt und Land den Haß gegen uns Deutsche einimpften, wie ich die Kuhpocken bei den Kindern. Unzufriedenheit, Mißtrauen überall. Die Straßen wurden unsicher, Heuscheunen brannten nieder, aufreizende Lieder ertönten vor den Krügen. In dies von Grund aus umgepflügte Livland kam die junge Pastorin zurück.

Äußerlich war sie wenig verändert. Sie trug sogar einige Frische zur Schau. Man merkte es ihr an, sie wollte nicht bemitleidet sein, das Leben, das sie sich gewählt hatte, behagte ihr.

„Früher drängte ich aus der Enge in die Weite hinaus", so erzählte sie mir von ihrer Reise. „Nun wurde mir die Weite zu laut und ich sehnte mich nach unserm Winkel. Sie sollen sehen, Onkel Doktor, es wird noch alles gut. Unser Pastorat liegt im Walde, und Waldluft — sagen die Ärzte — ist die beste Arzenei für solche Rekonvaleszenten, nicht wahr? Und ich als Waldmutter werde schalten und walten wie eine Königin. Die armen, vernachlässigten Leute sollen es gut haben und Sie sollen Unrecht behalten, daß Sie unsre Letten schlechter machen, als sie sind."

Sie konnte noch scherzen, aber ihre alte Sicherheit hatte sie nicht mehr. Ihre Seele war in zwei Hälften zerbrochen, und nun wußte sie nicht, ob Krankenpflege oder Volkserziehung ihre Lebensaufgabe werden sollte. Sie hatte bisher gemeint, beides vereinen zu können. Und nun ...

Allmählich wurde sie stiller.

Sie mußte es hinnehmen, daß frühere Dienstboten der Eltern ihr nicht mehr den Ärmel küßten, daß Bauern auf der Landstraße nicht mehr die Mütze zogen. Vor dem Schulhause, auf einem Spaziergange wiesen Bengel mit Fingern auf sie und lachten frech hinter ihr her.

Ihr junger Pastor konnte sich noch nicht so ganz erholen, er blieb reisemüde zu Bett. „Aber Sie sehen doch, wie er sich erholt hat," überredete sich der dicke Vater und die Mutter fügte, mit dem falschen Gebiß klappernd, boshaft hinzu: „Er hätte sich noch mehr erholt, wäre er besser gepflegt worden. Davos ist sehr teuer, Herr Doktor, und leider sehen wir zu spät ein, daß wir dort ganz unnütz zwei Menschen gefüttert haben."

Da wurde ich aber mehr als deutlich. Seitdem hörten diese perfiden Vertraulichkeiten auf, ich bekam aber auch keinen Rheinwein mehr.

Den jungen Pastor sah ich mir an. Er sah nicht anders aus als andre Phthisiker in einem gewissen Stadium. Aber es sollte ja durchaus wieder einmal eine Wunderkur von Davos sein, also mußte er gesund sein. Und da er gesund war, mußte er in's Amt. Ich sah es Anna beim Abschied an, wie sehr sie sich zwingen mußte, zum ersten Mal in ihrem Leben in eine Lüge hineinzufahren. Aber sie hoffte ja noch auf segensreiches Wirken in der Gemeinde und auf ihren livländischen Wald.

Sie sollte vergebens hoffen. Stück um Stück sollte dies vornehme Menschendasein zertrümmert werden, bis sie einsehen sollte, daß alle Opfer um nichts gebracht waren.

Nach einem halben Jahr schon waren sie bankrott, beide bankrott.

Ein Brief an mich sagte das Übrige. Anna begann damit, daß sie in katholischen Landen oft mit einem gewissen Verlangen an den Beichtstühlen vorbeigegangen sei. Sie bedauerte, daß unsre Kirche diese Einrichtung nicht kannte. Denn jetzt müßte sie beichten, es drückte ihr das Herz ab. Und da sie an Vater, Mann und Brüder nicht heran könnte, käme sie zu mir.

Vor allem die erschütternde Nachricht, daß die unheimliche Krankheit nun auch sie ergriffen hatte, sie fühlte es deutlich, verheimlichte es aber vor allen. Aber das sei Strafe für Sünde, nun beginne ihre Buße. Und nun wetterleuchtete es in ihren Zeilen so grell und jäh, so leidenschaftlich, Anklage auf Anklage, seit ihrer frühsten Kindheit, daß ich fast erschrak vor dem weißen Papier, das so Ungeheuerliches trug. Dabei alles nur andeutungsweise, ich konnte mehr ahnen als klar sehen.

Sie fragen vielleicht, liebster Freund — so ungefähr schrieb sie weiter — ob ich in der Gemeinde keinen Ersatz fand für die Leere in meinem Hause. Ich habe es redlich versucht. Aber der Kindergottesdienst blieb leer, in die Häuser ließ man mich nur, wenn ich warme Suppe brachte, zur Nähschule kamen die Mädchen, weil es Kaffee und Weißbrot gab. Zuletzt lachten mich schon die Kinder aus. Raufluft, Diebstahl, Völlerei, Überfall ringsumher. Als überredende Zwiesprache nichts mehr half, versuchte ich das Äußerste. Ich ging zu einem Meeting in den Krug, öffentlich versuchte ich zu sprechen. Man überschrie mich, von oben bis unten mit Kot bespritzt kam ich nach Hause. — Und nun zur vorletzten Station meiner Pilgerschaft. Hier können wir nicht mehr bleiben, ich muß mit meinem Kranken in's Haus meiner Schwiegereltern. Was das für mich bedeutet, erraten Sie wohl. Aber die Pflicht stellt mich dorthin, ich werde aushalten.

Uud dabei hoffte es immer noch, dies große, starke Herz. Sie überredete sich, daß nur in ihrer Gemeinde die Leute so roh wären, zu Hause sei sie mehr bekannt, da werde sie ihre alte Arbeit wieder aufnehmen, wenn auch nicht mehr mit der Tat, so doch mit Wort und Schrift. Gute deutsche Bücher wollte sie in's Lettische übersetzen und sich so auch etwas verdienen, damit sie den Eltern nicht ganz auf der Tasche zu liegen brauchten. Jetzt würde sie ja mehr freie Zeit haben, da sie hoffentlich die Pflege nicht ganz allein haben müßte. — Und in einer Nachschrift: Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau. Sagen Sie ihr, daß ich das Häubchen, ihr Hochzeitsgeschenk, oft noch heimlich betrachte und einst sogar in verzeihlichem Stolz hoffte, ein Kinderhäubchen dürfte folgen. Jetzt graut mir vor dem Gedanken. Sie, lieber Freund, werden mich verstehen. Leben Sie wohl.

* * *

„Und nun kam sie auf der vorletzten Station ihrer Pilgerschaft an. Es begann ein Leben für sie — Hölle, einfach Hölle, wo sie ging und stand. Sie, das fein gebildete, zart fühlende Weib mit seinen, auch schon etwas wurmstichigen Idealen hineingestellt in eine Gesellschaft, die in jeder Beziehung tief, tief unter ihr stand. Gebannt in ein Haus, wo man ihr jede Kopeke vorrechnete, die sie kostete, wo sie durch Sklavendienste sich das Geld erbetteln mußte für die teuren Weine und modernen Heilmittel, die der Kranke forderte. Gefesselt an einen Todeskandidaten, der sie am liebsten mit seinen kühlen, schweißigen Froschhänden am Bett festgehalten hätte, der geizig Rechenschaft forderte von jeder Minute, die sie nicht im Krankenzimmer verbrachte.

Und ihre Letten — auch hier dieselbe Enttäuschung, alles schon erfaßt

von der Pest der Neuerung. Schon belästigte man sie auf ihren einsamen Spaziergängen, der letzten Erholung, die sie suchte, um sich im Walde auszuhusten, damit es die lieben Ihrigen nicht hören sollten. Ihr eigener Schwager, ein saubres Pflänzchen von achtzehn Jahren, hatte seine deutsche Bildung weit hinter sich geworfen und radelte nun als Freiheitsapostel, unrasiert, die Revolutionslocke unter dem Mützenschirm hervorsteckend, in der Nachbarschaft umher. Und kam er dann nach Hause, mit allen Spuren verlumpter Geselligkeit, dann drängte er Anna in einen Winkel und erzählte triumphierend von seinen Erfolgen. Wollte sie nicht hören, so zerriß er wütend ihre mühsam in der Nacht übersetzten Zeitungsartikel und stopfte ihr dafür freche Proklamationen in die Taschen. Sie hielt stillschweigend, duldend aus.

Nur eins war mir noch unklar, wie sie sich eigentlich geistig, seelisch mit ihrem Manne stand. Er war doch ein gebildeter Mensch und hatte mit ihr gemeinsame Interessen gehabt. Sollte das alles vom engherzigen Egoismus seiner Krankheit erstickt sein? Bald sollten mir auch darüber die Augen aufgehen.

Nur widerstrebend, mehr Anna zulieb, um ihr nahe zu sein, hatte ich seine Behandlung übernommen. Da war eben nichts mehr zu machen. So saß ich einmal im Juni um Mitternacht an seinem Bett, starker Blutverlust hatte mich noch so spät zu ihm gerufen. Anna saß mir gegenüber. Zum erstenmal fiel mir eine gewisse Nachlässigkeit an ihr auf, sie schien nichts mehr darauf zu geben. Ein Knopf ihrer Jacke hing an seinen letzten Fäden, die Manchetten waren nicht ganz sauber, und ihr Haar — ja, ich konnte nicht angeben, wie es gewesen war, aber so wie es sein sollte, war es nicht aufgesteckt.

Es war eine warme, windstille Sommernacht, irgendwo schlug eine Nachtigall. Wir aber hörten es nur gedämpft, der Kranke litt kein offnes Fenster, der Jasmin im Garten duftete ihm zu stark. Und widersprach man, so stieg das Fieber sofort. Anna hielt auch jetzt das Thermometer in der Hand, es kam kaum mehr aus ihren Fingern. Sie spielte damit gedankenlos wie eine Katholikin wohl mit ihren Betkorallen. Ihr Mann verwies es ihr auffallend rauh, es machte ihn nervös. Gehorsam legte sie es aus der Hand.

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fing sie an von ihren Übersetzerarbeiten zu erzählen. Eine konservative lettische Zeitung in Riga hatte einige ihrer Artikel angenommen und ganz gut bezahlt. Aber ungnädig drehte ihr der Pastor den Rücken und dozierte:

„Ach, laß doch die Dummheiten! Bauerkerl bleibt Bauerkerl. Du wirst sie doch nicht bekehren. Man soll sie sich selbst überlassen, sie fressen sich ja schon gegenseitig auf."

Eine solche Gemütsroheit war mir noch nicht vorgekommen. Für wen sklavte sie sich denn ab? Doch für ihn. Von welchem Volke sprach er denn? Doch von seinem eigenen. Also hatte alle Bildung nichts geholfen, er stand Eltern und Brüdern doch näher, als ich vorausgesetzt hatte. Nun konnte ich manches begreifen.

Um Anna nicht anzusehen, zählte ich die Nagelköpfe in der Diele, ich schämte mich für sie. Als ich aufsah, war sie nicht mehr in der Stube. Auch ich nahm kürzeren Abschied als sonst. Daß ich ihm nur ja seine Frau hereinschicken sollte, rief er mir nach. Ich ließ ihn rufen.

Im Garten traf ich sie, als ich durch das Seitenpförtchen die Waldstraße gewinnen wollte, um zu Fuß nach Hause zu gehen. Unter einem Jasminstrauch saß sie auf einer plumpen Holzbank. Nun schlug die Nachti-

gall lauter, aber sie hörte sie gewiß nicht. Als sie mich vor sich stehen sah, wandte sie den Kopf wie schamhaft ab und drückte sich in die Zweige hinein. Hell leuchteten die weißen Blütensterne durch die köstliche Junidämmerung.

Ich setzte mich neben sie. Mir war, als brauchte sie einen Menschen.

„Anna . . .“ Und ich zog ihr die Hände vom Gesicht.

Ich hatte sie noch nie weinen sehen. Nun schluchzte sie auf und warf sich gegen mich und weinte an meiner Schulter heißblütig, krampfhaft, wohl eine Viertelstunde lang. Es war Arznei für sie, ich ließ sie gewähren.

Und dann machte ihr Herz sich in harter Beichte Luft. Jetzt erst verstand ich ihren Brief. Sie hatte ihn lieb gewonnen, gleich als er in's Elternhaus kam, mit der ganzen Kraft ihres jäh erwachten Trieblebens. Sie hatte ihn ja mit niemand vergleichen können, er war der erste Mann, der ihr so nahe gekommen, der so auf ihre klugen Gedanken eingegangen war. Und da hatte er sich in der Schwsteer hübsches Gesichtchen verliebt. Ihn hatte sie bedauert und die Schwester beinahe gehaßt, die ihm doch nie, niemals genügen konnte. So ward sie eine Beute innerer Widersprüche. Mit kaltem Herzen hatte sie dann die kranke Schwester gepflegt und doch mit Tränen sie hinwelken sehen, und doch hatte es leise in ihr gejubelt: nun wird er frei! wenn sie es auch hundertmal überschreien wollte.

Die Anstandstrauer am Grabe der Toten hatte sie ausgehalten, wenn auch da schon ihre Blicke sich gefunden hatten. Und dann war es gekommen, als ob ein Vorhang aufginge, ihr Ostern, ihr Sonnenaufgang war gekommen. Er hatte vor ihr gestanden, wie sie ihn am liebsten ansah, als Vertreter seines Volkes und Werber zugleich. Denn sie liebte in ihm sein Volk und ihn in seinem Volke.

Und nun war sie von beiden enttäuscht.

Ach, sie hatte es ja erst allmählich erfahren müssen, wie liebeleer er seiner ganzen Aufgabe gegenüberstand. Den Bauerngeruch in den Hütten der Armen konnte er nicht vertragen, das Geträtsch der alten Mütterchen, die ihn aufsuchten, war ihm widerwärtig, unausstehlich die unumgängliche Beteiligung an lettischen Hochzeiten und Leichenschmäusen. Ihn hatte persönliche Überschätzung seinem Volke, zuletzt auch seinem Weibe so gründlich entfremdet, daß auch nicht eine Spur von gemeinsamen Gedanken nachgeblieben war.

Aber sie hatte es nicht anders verdient und das war Strafe, Strafe — so klagte sie sich an — denn ein Verbrechen war vorausgegangen. Ihr Wunsch hatte die Schwester getötet, ihr Wunsch ihn zu sich gezogen, sie hatte es ihm deutlich genug gemacht. Und sie hatte sich nur selbst belogen, als sie sich eingebildet, das schwere Wärteramt liebreich anstatt der Schwester übernehmen zu müssen. Nichts anderes als die Stimme ihres Blutes hatte sie zum Manne getrieben, an dessen Seite sie nun ihre Ideale, eins nach dem andern, wie erfrorene Vögel, hatte einscharren müssen.

Ich unterbrach sie, alle Trostworte kratzte ich zusammen, die mir im Augenblick einfielen. Der Pastor wäre doch nicht immer so gewesen, erst die Krankheit . . .

Sie zuckte gleichgiltig mit den Achseln: „Mag sein. Dann ist diese Krankheit schon sehr lange in ihm. Ja, diese Krankheit — das einzige Gemeinsame zwischen der Toten und uns beiden! Manchmal sehe ich diese Seuche vor mir in Gestalt des Versuchers, wie auf dem Altarblatt unserer Kirche, wissen Sie, mit den zackigen Fledermausflügeln. Und schließe ich die

Augen, so ist es mir, als rauschten diese Flügel über uns dreien. Wir werden bald in ihrem Schatten ruhig schlafen."

Ich verwies ihr das Sündhafte ihrer Worte und fragte ernst, ob sie nur deshalb in die Kirche gehe, ob sie nichts anderes dahin trieb. Da horchte sie, wie ein Kind auf ein lange nicht gehörtes Kosewort, das ihm plötzlich ruft, und es weiß nicht, wann es dergleichen gehört hat.

„Kirche," sagte sie langsam. „Ich gehe nicht mehr in die Kirche. Ich habe keine Zeit dazu. Und überhaupt — es lohnt sich nicht."

Und doch hatte sie selbst von Sünde, Strafe, Buße gesprochen?

„Ach ja, so aus alter Gewohnheit. Aber Gott weiß nichts mehr von mir. So etwas kommt doch nicht von Gott, lieber Freund. Ich sage Ihnen, der Gewaltige mit den Fledermausflügeln ist über mir, ich höre seine Krallen zusammenknirschen. So etwas ist Teufelswerk, glauben Sie mir."

„Hören Sie auf. Den Unsinn kann ich nicht anhören," unterbrach ich sie mit gespielter Grobheit. Denn eigentlich beschlich mich ein Grauen, das ich gewaltsam abschütteln wollte.

Sie lächelte seltsam. Sie war so mager geworden, daß man ihre Zähne sah, wenn sie lächelte. Die Lippen deckten sie nicht mehr. Sie erhob sich, ihre Röcke zusammenschüttelnd, als ob sie friere: „Ja, ja, Onkel Doktor, Sie haben mich schon zu lange angehört. Aber ich danke Ihnen dafür. Es war wie ein stiller Sonnabendnachmittag zu Hause, wenn wir Papa erzählen durften, was wir in der Woche gelesen hatten.

Haben Sie Nachricht von Papa?"

Als ich aber vom Vater erzählen wollte, hörte Sie schon nicht mehr hin, sondern wies mit dem Finger auf ein Licht, das im Pächterhause von Fenster zu Fenster glitt.

„Aha," sagte sie, schadenfroh kichernd wie ein Kind im Versteck. „Da sucht mich die Mama, die zweite Nachtwache beginnt. Es wird Schelte setzen. Eine Szene gab es heute schon. Mein Mann hat sich ausgedacht, seidne Hemden würden ihn besser vor Temperaturwechsel schützen. Ich trug's der Mama vor und hielt die Flut von Vorwürfen geduldig aus. Dann warf sie mir einen Packen alter Seidenflicker hin, aus dem Plunder sollte ich Hemden machen. Denken Sie, Doktor, ein Sterbender in grasgrüner Seide mit großen schwarzen Mustern! Lachen Sie doch, Doktor, ich möchte so gern jemand lachen sehen. Sind Sie mir böse? — Gute Nacht, Onkel Doktor."

Ihre kalte Hand glitt ohne Gegendruck aus der meinen. Noch einmal kehrte sie sich zu mir und sah zum klaren Himmel auf. — „Doktor," rief sie mir nach. „Sehen Sie doch die vielen Sterne, fast wie im Herbst!" — Ich hörte kaum mehr hin, ich hatte genug. Das Herz schlug mir lauter, mit Mitgefühl und Widerwillen zugleich. In der Nacht habe ich wohl kaum geschlafen."

* * *

Der alte Mann war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Das kannte ich an ihm, dann war er ganz bei seinem Gegenstande. Ich störte ihn also mit keiner Frage. Die Bilder an den Wänden sah er sich an, prüfte den Ofen auf seine Wärme, blätterte in meinem Album. Dann blieb er, eine Hand auf dem Rücken, vor mir stehen, lockerte seinen Hemdkragen mit dem Zeigefinger und sah auf mich herab, als wollte er grimmig werden.

„Ja, was fehlt dir! Du schläfst lang, ißt gut, wirst rund und dick. Denkst wohl garnicht daran, daß du meinen andern Patienten auch etwas

abgeben könntest, zum Beispiel der armen Anna aus dem livländischen Pastorat."

„Nimm zu, Vaterchen, ich halt still."

Er winkte ernst mit der Hand ab: „Lassen wir das Scherzen. Der hilft kein Kraut mehr, die liegt auf Nummero Sicher im letzten Bett. Kein Pächter, kein Pastor, auch kein Doktor kann ihr mehr etwas antun. Ist doch mitunter ein lieber, guter Kerl, der Tod, schläfert ein auch ohne Singsang und Wiegenband. War eigentlich eine mittelalterliche Geschmacklosigkeit, ihn als Knochenmann darzustellen, da waren die Heiden doch geschmackvoller. Vor wieviel härteren Enttäuschungen ist die Arme so bewahrt geblieben. Wenn sie noch all die neusten Mordtaten und Sengereien, Kosakenjagden und Feldgerichte hätte erleben müssen!"

„Also erzähl, Vaterchen."

„Ach ja, es gibt eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Nur das Letzte noch, um dir zu beweisen, daß auch die edelsten derartigen Absichten unreife Utopieen bleiben werden.

Der Pastor starb also, natürlich. Noch im Tode hielt seine starre Hand die ihre fest, als wollte er sie in's Grab nachreißen. Sie hat sich auch nicht gesträubt. Du lieber Gott, was hat dies malträtierte Seelchen alles mit ihrem Toten zugleich eingesargt!

Gleich nach der Beerdigung kam sie zu mir, direkt vom Kirchhof. In's Pächterhaus hat sie nie wieder ihren Fuß gesetzt. Ihre paar Habseligkeiten wurden ihr auf einem Karren zugestellt. Aber lange ließ sie sich von uns nicht halten. Sie wollte wirken, so lange es noch Tag war.

Eine äußerliche Versöhnung mit dem Vater gelang mir noch herbeizuführen, aber sie hatten sich nicht viel zu sagen, beide zu selbständige Naturen, die einander durchaus ausschlossen.

Und dann zog sie nach Kurland zu einem unverheirateten Bruder, der als Förster über große Waldungen gesetzt war. Dem wollte sie den Haushalt führen. Zwei Jahre hielt sie es aus, von zärtlicher Sorgfalt umgeben. Es war wie milderndes Abendrot über ihrem harten Geschick.

Dann kam eine Depesche vom Bruder, sie wollte mich noch einmal sprechen. Ich reiste sofort ab.

Damals habe ich unser Kurland eigentlich erst so recht lieb gewonnen, nicht nur weil es seinen jungen Frühling so schmuck im Birkengrün und Lerchenjubel präsentierte, sondern auch weil es der müde gehetzten Frau eine so hübsche Sterbekammer zubereitete.

Die Forstei lag ganz im Tannenwalde, auffallend hoch für unsre Bodenverhältnisse, mit dem Ausblick auf einen tief liegenden See mit vielen Waldbuchten, die wie Kulissen vor- und zurücktraten. Ein bebuschtes Inselchen verdeckte teilweise die Fernsicht. Die Veranda des Hauses öffnete sich zum See, über ihr sprang ein Giebel vor, über dessen Fenster ein stattliches Elengeweih prangte. Das Ganze in seiner harzigen Frische und farbensatten Heimlichkeit war ein Idyll für gesunde, naturfrohe Menschen, aber eigentlich kein Aufenthalt für Phthisiker, die Winden und Verdunstungen des Sees schutzlos ausgesetzt waren, besonders bei wechselnden Frühlingslaunen.

Den Mantel auf dem Arm, war ich zur Gartenterrasse hinaufgestiegen und genoß, die Veranda im Rücken, den verhältnismäßig milden Aprilabend von hier aus mit besonderm Behagen. In die köstliche, duftige Stille hinein tönten von der Herberge her Harmonikaklänge und Mägdelachen. Aus dem

schon dunkelnden Walde kamen helle Rotkehlchenrufe. Die Baumwipfel zu meinen Füßen standen wie in Abendrot getaucht, ein Boot stieß vom Ufer ab. Über dem See löste sich eine Kette wilder Enten auf, um hinter der Insel einzufallen. Ich weiß nicht, es ging mir so durch den Kopf: hier muß gut leben, hier muß gut sterben sein.

Ein Hund schlug hinter mir an: kurz, fordernd, bewußt. Nun erst sah ich, daß ich nicht allein war. Auf der ersten Verandastufe lag eine getigerte Dogge vor einem mit Kissen ausgepolsterten Krankenstuhl, und die darauf saß, mußte ja wohl die junge Witwe sein, die nie Frau gewesen war. Am dritten Ort hätte ich sie nicht erkannt. So verändert, so ganz in sich zusammengekrochen erschien ihre einst schlanke Gestalt, das Gesicht blutleer, nur vom Abglanz der roten Sonne mit täuschender Farbe belebt. — Hier konnte es sich nur noch um Tage handeln, sagte mir der erste Blick.

Sie machte einen schwachen Versuch zu lächeln, wohl darüber, daß ich sie jetzt erst bemerkte, und hob zum Willkomm den rechten Arm, der aber sogleich müde zurückfiel. Eine junge Diakonisse, die neben ihr kniete, zog eine blaue Decke fester über ihre Kniee und entfernte sich mit stummem Gruß. Der Bruder — ich glaube, es war derselbe, dem ich einst durchaus den Zahn ziehen sollte — war noch nicht aus dem Walde zurück. Wir blieben allein.

Es war schwer sie zu verstehen. Ihre Stimme hatte schon jenes Tonlose, Klanglose, als käme sie aus dem Grabe. Ich wollte sie am Sprechen hindern und erzählte ihr von den Meinen, so von der Hochzeit unserer Marie. Aber das schien für sie weitab zu liegen, sie wollte sprechen, als hätte sie mir noch viel zu sagen. Ich fügte mich, jetzt war es ja auch einerlei.

Auf dem Tisch lag ein Brief aus Deutschland, einige reichsdeutsche Banknoten daneben. Sie zeigte sie mir stolz, es war das erste Honorar einer Berliner Zeitung für einige baltische Skizzen, die sie eingesandt hatte. Also arbeitete sie immer noch? Etwa um ihren Sarg selbst zu bezahlen?

Aber sie hob die Hände wie ein lahmer Vogel seine Flügel, sog die Abendluft ein und flüsterte: „Ach ja, leben, Doktor, leben und schaffen! Das ist doch das Schönste. Leider bin ich oft müde, recht müde, sonst würde ich... Ich habe noch eine Idee, für eine Novelle würde sie langen. Ich möchte von einer erzählen, die ihre Jugend in der Hand hielt wie eine golde Kugel und meinte, sie hielte das Glück.

Als sie aber näher zusah, war die Kugel von Glas, wissen Sie, wie die auf unseren Blumenbeeten, die unsre Gesichter verzerrt widerspiegeln. Da zerdrückte sie die Kugel, ob auch die Hand blutete, und ging ihren eignen Weg. Sie ging irr, sagten die Menschen, sie verlor sich im Gestrüpp. Aber ein Großes, Köstliches hatte sie doch erreicht, sie hatte ihr eignes Leben gelebt.“ „War's in der Kinderstube denn so schlecht?“ wandte ich ein.

„Schlecht, nein. Eigentlich war es ein Jubeln ohne Ende, immer Sonne und Wärme, ich weiß von keinem Regentage. Die Weidenkätzchen am Palmsonntag, Eichenkränze zu Johanni, Bratäpfel in der Ofenröhre und — o die vergoldeten Walnüsse! Das ist ja wie lauter Gedichte, wie Lieder, deren Melodie man nur vergessen hat. Den Geruch von Vaters Studierstube, halb kalter Pfeifenrauch, halb vom Lederpolster seines Arbeitssessels, habe ich heute noch in der Nase. Nur schade, daß man doch nicht immer Kind bleiben kann. Oder auch nicht schade, wie man's nimmt.“

„Aber die Erinnerung an die Kinderzeit sollten wir festhalten. Finden Sie darin so garkeinen Trost?“

„Ich brauche eigentlich keinen Trost," sagte sie langsam und deutlich. „Sie brauchen nicht fortzurücken, lieber Freund, ich werde Sie nicht mehr erschrecken wie damals, damals... All das Wilde, Unstäte in mir ist nicht mehr, ich habe auch das überwunden. Wenn die ersten, die sieghaften Wünsche aufhören, die uns wie bunte, rote Paradiesvögel umflattern, dann werden wir Frauen still, die einen werden langweilig, andere verbittert, die dritten sterben. Und das sind wohl die glücklichsten, nicht wahr? Gewiß haben Sie recht, mein Kindheitserinnern lasse ich mir nicht nehmen, ich putze damit meine Stube aus, ein grünes Waldkraut als Rahmen herum. Ich war ja glücklich, so glücklich."

Sie schloß die Augen. Ein leises Rasseln in der Brust wurde stärker, sie griff ängstlich um sich. Ich gab ihr eine bequemere Lage, sie lächelte dankbar.

„Auch mit unserem Lettenvolk bin ich eigentlich in Frieden," hub sie wieder lebhafter an; „darauf kommt es doch nicht an, daß man gleich reife Früchte seines Wirkens einheimst. Andere werden uns fortsetzen, und zuletzt wird das betörte Volk doch einsehen, daß seine deutschen Lehrmeister seine Freunde sind. Sehen Sie dort die Leberblümchen in der Schale. Ein kleines Bauernmädchen brachte sie mir heute, weil ich ihrer Mutter noch einen schlimmen Arm verbinden konnte. Ich nahm die kleinen Blumen als Abschlagszahlung der großen Schuld."

Ich schwieg. Dieser starke Glaube war mir zu heilig, um ihn durch Vernunftgründe zu widerlegen.

„Ja, soll ich ganz offen sein," sagte sie zuversichtlich, „so war diese Arbeit garnicht umsonst. Ich leistete sie für einen anderen und für eine andere, weil er nicht wollte, sie nicht mehr konnte. Nun graut mir garnicht mehr vor dem Wiedersehen. Irgendwo da unten werden wir uns treffen, in Grottenhallen oder Tropfsteinhöhlen mit Oberlicht — ich weiß nicht — aber in etwas sehr Hohem, Hellem werden sie bestimmt warten. Und dann werden wir zusammen hinauf. Eine Stimme, Gesang oder ein Flügelschlag wird uns die Richtung geben. Glauben Sie nicht?"

Ich beobachtete sie scharf, mir war so... Dicht über sie gebeugt, flüsterte ich sanft beredend: „Wollen Sie das nicht lieber mit dem Pastor besprechen?"

Sie lächelte beinahe schalkhaft: „Lieber Doktor, deswegen sitzen Sie doch heute bei mir. Ich habe ordentlich Sehnsucht nach Ihnen gehabt. Und nun schieben Sie den Pastor vor. Der war ja gestern bei mir. Aber es war so viel Göttliches in seinen Worten, daß das Menschliche etwas zu kurz kam. Ach, und ich habe so viel Menschliches bei mir, so viel, Sie aber auch, Doktor, daher werden Sie mich besser verstehen. Alle meine häßlichen Anklagen gegen Gott sind ja verstummt, und ist nichts in mir zurückgeblieben als eine durch's Leben müde gewordene kleine Seele, die ihren Frieden sucht. Wer mir den gibt, der soll mein Gott sein und ich will sein Kind sein."

Nun schwiegen wir beide.

Die Sonne war untergegangen. Leichte blaue Nebel stiegen aus dem Thal und legten sich wie Brautschleier um die aufschauernden Frühlingsbäume. Zartrosa gefärbte Wölkchen segelten über den See. Von der Landstraße stiegen Staubwolken auf, man hörte Räder und Peitschenknall. Die Dogge hob sich gespannt, mit einem Satz war sie die Treppe hinunter.

Anna richtete sich auf, winkte der Diakonisse, die in der Glastür erschien, und entschuldigte etwas erregt: „Mein Bruder kommt. Er schilt, wenn ich noch so spät draußen sitze. Also morgen mehr davon. Hübsch war's von Ihnen, daß Sie kamen." Auf der Schwelle kehrte sie sich um und nickte mir

zu, wie eine, die schon viel mehr weiß als wir gewöhnliche Sterbliche. Das war das Letzte. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Am anderen Tage mußte ich fort. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt, der besorgte Bruder ließ mich nicht vor. Nach einer Woche starb sie an einem Blutsturz.

Auch ihr Grab habe ich nicht gesehen."

* * *

Ich aber glaubte es zu sehen, so lebhaft war ich noch bei des Doktors Geschichte, als er mich schon längst verlassen hatte. Dort unten im Walde mußte es sein, ein schlichtes Holzkreuz dazu, und in ihren Todesschlaf hinein rauschte der See.

Es war fast dunkel im Zimmer. Nur noch ein schmaler Sonnenstrahl guckte zwischen Rouleau und Fensterrahmen hindurch und glitt über den Atlaspuff auf dem Teppich. Der leuchtete rot auf, dunkelrot, tiefrot. — Da ging die Sonne fort und es ward finster.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Georg Bachmann.

Von Dr. Arthur Luther. (Moskau; z. Zt. Leipzig.)

Am 16. Juni 1912 werden fünf Jahre verflossen sein, seit Georg Bachmann im evangelischen Hospital zu Moskau nach kurzer, aber schwerer Krankheit verschied. Von den Deutschen Moskaus, die damals die Todesanzeige lasen, werden nur wenige gewußt haben, daß ein hochbegabter deutscher Dichter aus dem Leben gegangen war. Man kannte Georg Bachmann eigentlich nur als Lehrer der deutschen Sprache an verschiedenen Moskauer Gymnasien und Töchterschulen und als sehr strengen Examinator beim Kuratorium des Lehrbezirks. An dem gesellschaftlichen Leben der Moskauer Deutschen nahm Bachmann so gut wie garnicht teil; in den letzten Jahren besonders hatte er sich fast ganz aus der Öffentlichkeit zurückgezogen; sein Verkehr beschränkte sich auf einen sehr kleinen Freundeskreis, dessen Mitglieder freilich um so treuer an ihm hingen; es waren meist jüngere russische Dichter, wie Konstantin Balmont, Valer Brjussow, Viktor Hofmann; eine langjährige innige Freundschaft verband ihn mit Thor Lange, dem bekannten dänischen Lyriker, der in Moskau eine zweite Heimat gefunden hatte; von Deutschen stand ihm in den letzten Jahren der Schreiber dieser Zeilen besonders nahe. Wir hatten einander erst im Herbst 1903 kennen gelernt, wurden aber sehr bald intim. Was ihn zu mir zog, war, glaube ich, vor allem sein deutsches Wesen, das von seinem sonstigen Verkehr unbefriedigt blieb. Denn Georg Bachmann war ein deutscher Dichter, und wenn er sich vorzugsweise in russischen Kreisen bewegte, so war der Grund einfach der, daß er hier mehr Kunstverständnis und poetisches Feingefühl fand, als bei den Deutschen seiner Bekanntschaft.

Wundervolle Abendstunden habe ich oft in der engen Gelehrtenstube des kleinen Holzhäuschens in der Malaja Spasskaja zugebracht. Glühend, erregt kam der Hausherr einem entgegen. „Nun sollen Sie gleich hören, was ich eben niedergeschrieben habe!" Und er schlug das wohlbekannte, in schwarzes Leder gebundene Büchlein auf und las seine Verse in etwas singendem Tonfall, ganz hingegeben, alles um sich vergessend. Immer verstand er es, seine Zuhörer mit sich fortzureißen. Georg Bachmann glaubte an sein Dichtertum, und dieser Glaube machte es ihm leicht, mit den Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten fertig zu werden, die auch ihm nicht erspart bleiben konnten.

Über Georg Bachmanns „literarische Laufbahn" ist nicht viel zu sagen. In den 90-ger Jahren konnte man seinen Namen in den verschiedensten deutschen Zeitschriften lesen; vor allen das „Deutsche Dichterheim", daneben die von K. E. Franzos herausgegebene „Deutsche Dichtung", aber auch „Über Land und Meer", die „Deutsche Romanbibliothek" u. a. brachten wiederholt Gedichte von ihm; daß sie Anerkennung fanden, zeigen die im Nachlaß Bachmanns befindlichen Briefe Liliencrons, Paul Heyses, Bodenstedts, Bierbaums u. a. 1897 erschien im Berliner Verlag Concordia seine erste und einzige Gedichtsammlung: „Gestalten und Töne." Sie wurde s. Z. glänzend besprochen, verkauft wurden kaum hundert Exemplare des Büchleins, so daß der Dichter es für das Richtigste hielt, den Rest der Auflage einstampfen zu lassen. Er war überhaupt mit dem Buch nicht sehr zufrieden, — Anordnung und Auswahl der Gedichte waren in weit größerm Maße ein Werk des Verlegers, als des Dichters, und auch geschäftlich glaubte Bachmann sich übervorteilt. Den Gedanken an die Veröffentlichung einer zweiten Gedichtsammlung hat er aber in den zehn Jahren, die ihm nach Erscheinen der „Gestalten und Töne" noch zu leben vergönnt waren, doch nie ganz aufgegeben. Allein, wer selbst von Rußland aus mit deutschen Verlegern und Redaktionen korrespondiert hat, weiß, wie schwer ein derartiger Gedanke sich verwirklichen läßt, — wenn man nämlich nicht die Mittel hat, die Druckkosten selbst zu tragen, oder nicht über das nötige Quantum rücksichtslosen Draufgängertums verfügt. Beides fehlte Bachmann. Er wurde des Herumschickens und Hausierens mit Manuskripten bald müde. Seine literarischen Beziehungen mit Deutschland lösten sich allgemach ganz. Er schuf nur noch für sich und seinen engen Freundeskreis. Erst drei Jahre nach seinem Tode sind seine „Gesammelten Gedichte" auf den Büchermarkt gekommen (Moskau, 1910). Der 294 Seiten starke Band enthält die „Gestalten und Töne" nach dem Originalmanuskript des Dichters, die Nachlaßgedichte von 1898 bis 1907 in chronologischer Reihenfolge unter dem von Bachmann selbst gewünschten Titel „Vibrationen", und eine Anzahl Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Dänischen und Russischen.

Ein Gedichtbuch von kaum 300 Seiten — dieser Ertrag eines 55-jährigen Lebens (Georg Bachmann wurde 1852 in St. Petersburg geboren) scheint gering. Aber auf die Quantität kommt es bei der Kunst am allerwenigsten an.

Ja, die „Gesammelten Gedichte" hätten entschieden gewonnen, wenn der Inhalt einer schärfern Sichtung unterzogen worden wäre. Die Herausgeber haben es nicht getan, weil ihrer Meinung nach der Dichter allein dazu berufen gewesen wäre. So sind nur ein paar schwächere Jugendversuche und Gelegenheitsverse weggeblieben.



Georg Bachmann.

Georg Bachmann war eben einzig und ausschließlich Lyriker. Mit größern dramatischen und epischen Plänen hat er sich höchstens in seiner frühesten Jugend beschäftigt, — verlauten ließ er nie etwas davon und auch sein Nachlaß weist nichts derartiges auf. Eine einzige kleine Novelle hat er geschrieben, „Julie", merkwürdigerweise in französischer Sprache, aber auch sie geht ganz in lyrischer Stimmungsmalerei auf. Gedruckt worden ist sie nie, wohl aber in einer Übersetzung Thor Langes in Dänemark viel gelesen und gerühmt worden. Bachmanns Aufsätze über verschiedene literarische und künstlerische Fragen, die ab und zu in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen,

sind bloße Gelegenheitsarbeiten des Philologen, nicht des Dichters. Bleibende Bedeutung hat einzig seine Lyrik.

Betrachten wir nun diese Lyrik näher, so sehen wir, daß auch sie sich in einem verhältnismäßig engen Kreise bewegt. Es ist reinste Gefühlslyrik, durchaus naive Poesie. Das ist um so auffallender, als es wohl nicht eben viele Menschen geben dürfte, die mit der lyrischen Poesie fast aller Kulturvölker so vertraut wären, wie Georg Bachmann es war. Nichts konnte ihm mehr Freude machen, als bei irgend einem wenig bekannten oder beachteten Dichter eine lyrische Perle zu entdecken, deren Vorhandensein sonst niemand ahnte. „Seine Seele war ein Pandämonium, in dem Viktor Hugo und Baudelaire, Tennyson und Oscar Wilde, Schiller und Dehmel, Puschkin und Fofanow, und alle Dichter, junge und alte, nebeneinander weilten, — über allen der von ihm geradezu vergötterte Goethe", heißt es in dem schönen Nachruf Valer Brjussows in der russischen Zeitschrift „Wjessy".

Es ist aber doch merkwürdig, wie wenig die einzelnen Götter dieses „Pandämoniums" auf Bachmanns eigenes Schaffen eingewirkt haben. Jedes wahre dichterische Können rang ihm Bewunderung ab, aber nicht alle Dichter standen ihm gleich nahe. Die olympische Heiterkeit Goethes und Puschkins sagte ihm mehr, als der ringende Titanismus der Schiller und Byron. Stefan George war ihm zu priesterlich-streng, Richard Dehmel zu chaotisch. „Es ist wunderschön, aber es vibriert nicht," sagte er mir einmal, als ich ihm einige Verse dieser Dichter vorgelesen hatte, die mir besonders schön erschienen. Und ähnlich ging es ihm mit Valer Brjussow. „Er überzeugt mich immer wieder durch seine Größe und seine Kraft," meinte er, „aber sein Wesen ist mir im Grunde ganz fremd." Am nächsten verwandt waren ihm wohl gewisse jüngere Romantiker, wie Brentano, Eichendorff, auch Heine; was ihn von ihnen unterschied, war sein scharf ausgeprägter Sinn für Strenge und Geschlossenheit der Form, — nicht umsonst hatte er immer eine besondere Vorliebe für die französische Dichtung gehabt; so stieß ihn auch bei Liliencron das Aufgeknöpfte, Burschikose ab, — das Sich-gehen-lassen und Auftrumpfen gegenüber dem Philistertum, der „deutsche Bierwitz", wie er sich auszudrücken liebte.

Für seine zwei Gedichtsammlungen wußte Bachmann ungemein bezeichnende Titel zu finden. „Gestalten und Töne", „Vibrationen" — damit ist das Wesen seiner Lyrik erschöpfend ausgedrückt.

Denn diese Lyrik ist von Grund aus musikalisch. Bachmann selbst erzählte mir, wie die Empfindung sich bei ihm zuerst in einer Folge von Tönen auslöste, denen sich das Wort erst später zugesellte. Die Wirkung seiner besten Gedichte beruht fast ausschließlich auf dem Klang. Ich greife aufs Geratewohl eine Strophe aus dem „Nixenruf" heraus:

Wie Eis mein Mund, nicht irdisch warm,
Doch stillt er mild dir Angst und Harm,
Doch wiegt, umschmiegt, gar weich in Lust,

Dich wonnenreich die Nixenbrust,
Zur Nixe komm, ins Wellengrab,
Der Mond entglomm, — hinab! hinab!

Die zahlreichen Binnenreime wirken hier durchaus musikalisch. — Ebenso die dreimal wiederholte Frage im Eingang des Revolutionsgedichtes „Wenn es kommt" – sie macht durchaus den Eindruck eines mächtig anschwellenden Akkords. Dazu kommt dann noch der Wechsel langer und kurzer Verszeilen:

Hört ihr's nicht? Hört ihr's nicht? Hört ihr's wirklich nicht?
Seid ihr taub?
Wie es droht und grollt? Wie's schwillt und rollt?
Das Gericht
Malmt euch zu Staub!

Bemerkenswert ist auch, daß die besten Gedichte Bachmanns selten geschlossene Strophenform zeigen. Das Metrum wechselt mit der Stimmung. Und doch sind es fast nie sogenannte freie Rhythmen, sondern wie die einzelnen Teile einer Symphonie schließen sich die verschieden gebauten Strophen des Gedichtes aneinander. Wird eine Strophenform konsequent durchgeführt, dann stellt sich auch meist — wieder ganz musikalisch — der Refrain ein, wie in „Rosentand":

Blühn zwei Rosen, rot und weiß,
— Kommst du zu mir? Kennst du mich noch? —
Glühn zwei Rosen, sonnenheiß,
Droben am Bergesjoch.
Braun der Knabe, blaß die Maid.
— Kennst du mich noch? Kommst du zu mir? —
Flüchtig, flüchtig die Rosenzeit.
„Leben und sterben mit dir!"
Welk die Rosen, weiß und rot.
— Kommst du zu mir? Kennst du mich noch? —
Fern die beiden. Fern oder tot.
Winter am Bergesjoch.

Ganz refrainartig muten auch die eingeschobenen Sätze im „Gartenland" an. Der Wortlaut ist jedesmal ein anderer, aber die Melodie ist dieselbe. Man fühlt es deutlich, wie diese verschieden gefärbten, aber doch gleichen Töne das ganze Gedicht zusammenhalten:

Einen Garten hatt' ich, wunderfein.
— Ferne, vergangene Tage! —
Eine weiße Lilie nannt' ich mein,
Oh wie war sie schön und schlank und rein!
— Lieben erwacht im Lenze. —
Und in dörrender Hochsommerglut,

— Alles was blüht muß welken —
Und in trunkner Lust und frevlem Mut
Riß ich ab das Blümlein meiner Hut.
— Wonne begehrt das Herze. — u. s. w.

„Gestalten und Töne" nannte Bachmann seine erste Gedichtsammlung. Aber im Anfang war immer der Ton, nicht die Gestalt. Das Musikalische ist überall stärker, als das Malerische. Bachmanns Landschaftsbilder sind meist etwas konventionell — manche gehen auch direkt auf literarische Vorbilder zurück. Wenn es in der „Bootfahrt in Moskau" heißt:

Im Rudertakt, gelind bewegt,
Trug sie der kleine Kahn
Leicht, wie den Schwan die Welle trägt,
Die Wasserbahn hinan, —

so fällt jedem, der seinen Goethe kennt, sofort eine andere, schöner und lebendiger dargestellte Bootfahrt ein:

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Ein Gedicht von höchster Anschaulichkeit hat freilich auch Georg Bachmann verfaßt — es ist vielleicht überhaupt sein schönstes und tiefstes — „Das Erdtier". Aber es sind reine Phantasiebilder, die der Dichter hier malt, und wenn wir lesen:

Doch es zieht
Immer matter, missend Glied um Glied,
Ohne Vogelsang, ohne Blütenbaum,
Ohne Menschentraum von Zeit und Raum.
Und es kreist
Um die Sonne müde und ergreist,
Alle Meere seicht, alle Berge flach,
Jeder Riesenstrom ein flacher Bach —

so fragt es sich noch, ob nicht auch hier die Wirkung vor allem vom Klang ausgeht. Man beachte nur die Alliteration in der zweiten Zeile, oder die Häufung der ch-Laute in den beiden letzten. Und man versuche einmal die Verse laut zu lesen, — man wird sie unwillkürlich langsam und feierlich sprechen; nicht nur der Inhalt, auch der Klang der Worte und der Rhythmus widersetzen sich einem schnellen Vortragstempo.

Gestalten und Töne! Aber die Gestalten lösen sich in den Tönen vollständig auf. Bachmanns balladenartige Gedichte sind seine schwächsten. Es ist ihm auch hier nur um die Empfindung zu tun, deren Ausdruck jedoch durch die epische Einkleidung nur gehemmt wird. Die „Lieder vom verlassenen

Mägdlein", die die Gedichtssammlung eröffnen, wirken in ihrer Gesamtheit etwas eintönig. Dasselbe gilt auch von dem Zyklus „Ein Blütenstrauß", den man wohl als ein ernster gehaltenes Seitenstück zu Heines „Verschiedenen" ansehen kann. Das starke persönliche Gefühl, das aus den meisten dieser Liebesgedichte spricht, verleiht ihnen ja einen großen Reiz, aber es ist kaum möglich, all die Adelen, Annen, Helenen auseinanderzuhalten, so wenig hat der Dichter sie individualisiert, dem es immer nur auf das Gefühl an sich, nicht auf dessen Gegenstand ankam. Bachmanns Jugendlyrik leidet an demselben Mangel, wie die des von ihm so sehr bewunderten und so innig geliebten Konstantin Balmont, – jedes, auch das kleinste und flüchtigste Gefühl wird ihm nur zu leicht zum Gedicht und so entsteht oft ein Mißverhältnis zwischen äußerm Aufwand und innerm Gehalt. Aber während Balmont infolge der ungeheuren Leichtigkeit, mit der er produziert, dieser seiner Neigung mit den Jahren immer mehr nachgibt und in seinen letzten Büchern oft geradezu unerträglich manieriert ist, wird Bachmann, je reifer er wird, desto zurückhaltender und strenger gegen sich selbst. Und die schönsten Liebeslieder, die er gedichtet, stammen aus den letzten zwei Jahren seines Lebens:

Du bist das letzte Leuchten
Der Abendsonnenglut.
Die sonst mir lieblich däuchten,
Umfing die blaue Flut.
Kristallen sprühn die Funken
Ob der verblichnen Zier —
Sie alle sind versunken
Und du nur lebst in mir . . . („Ida")

Es ist etwas wunderbar Ergreifendes, seltsam zu Herzen Gehendes in der verhaltnen Glut dieser Herbstliebe, in diesem Sich-Bezwingen und Entsagen. Ich möchte noch zwei Strophen aus derselben Zeit anführen:

In meinen späten Tagen
Welch fast entwöhnter Glanz!
Soll ich noch einmal tragen
Den Feuerlilienkranz?
Seh einmal noch ich winken
Was dir im Auge loht?
Und soll das Glück ich trinken
Noch einmal vor dem Tod?
O nehmt ihm fort, den Becher,
Er fällt der Hand zu schwer,
Ich bin ein müder Zecher,
Ich kann und mag nicht mehr.
Du mußt nicht weiter fragen,

Hab Dank, mein Lieb, hab Dank!
Dies Herz hat rasch geschlagen,
Jetzt aber ist es krank. („Im Bann der Jahre".)

Gedankenlyrik findet sich bei Bachmann so gut wie garnicht. Das ist ja auch ohne weiteres begreiflich. Ebenso sind seine Gelegenheitsgedichte wenig bedeutend. Nur wo Gedanke und Gefühl ganz eins werden können, sind Bachmann ein paar sehr schöne betrachtende Gedichte gelungen. Da ist es denn vor allem ein Gedanke, den er immer wieder poetisch zu formen versucht. Georg Bachmann war ein Weltkind. Er hing leidenschaftlich an dieser Erde und an diesem Leben. Alles metaphysische Grübeln und Spekulieren war ihm fremd. Aber die Vorstellung von der Vergänglichkeit dessen, an dem seine ganze Seele hing, verdüsterte zuzeiten doch seine Lebensfreude. An eine persönliche Unsterblichkeit konnte er nicht glauben, und wie wenig der Pantheismus ihn zu befriedigen vermochte, zeigen folgende Verse aus dem Jahre 1904:

Die Seele besteht, doch ich muß sterben;
Sie lebt im Weltall, das „Ich" vergeht.
Was frommt, was nutzt mein Ringen und Werben,
Wenn mit dem Tode mein „Ich" verweht?
Verweht, sich lösend in allen Winden,
Aufs neu sich fügend im Schöpfungsdrang,
Die Teilchen fügend, die nie sich finden
Wie einst sie waren mein Leben lang.

Und bis in die frühe Jugend des Dichters reicht das reichlich rhetorische und auch etwas zu lang geratene Gedicht „Warum" zurück, von dem Detlev von Liliencron so entzückt war, daß er dem Dichter einen begeisterten Brief schrieb. Besonders die folgenden vier Zeilen, die auch tatsächlich die eindrucksvollsten sind, hatten es ihm angetan:

Wir tasten hin, verbundnen Augenlichts,
In flüchtiger Lust, in Irrsal, Schuld und Not.
Wir wissen viel — doch wir erkennen nichts,
Und kommt das Glück, so kommt auch schon der Tod.

Am schlichtsten und schönsten aber scheint mir derselbe Gedanke in einem Fragment ausgedrückt, das sich unter dem Titel „In tenebris" und mit dem Datum 15. VII. 1895 im Nachlaß des Dichters fand:

Daß nimmer ich erringe
Wonach mein ganzes Wesen ringt,
Und daß ich nie bezwinge,
Was alle uns bezwingt;
Daß ich nimmer kann erstreben,
Wonach die arme Seele strebt,
Und daß mein ganzes Leben

Aus, wenn es ausgelebt:
Das macht mich oft erbangen,
Das sind die Träume der bösen Nacht,
Die kommen leis' gegangen,
Wenn keine Seele wacht.....

Zum Schluß noch ein Wort über Bachmanns Übersetzungen. Er selbst nannte sie „Wiederdichtungen" — und mit Recht, denn sie wirken fast durchweg wie Originale. Bachmann übertrug eben nur Gedichte, deren Lektüre ihm zum inneren Erlebnis geworden war. So hat er die unheimliche, bange, glanzlose Oktoberstimmung in Edgar Poe's „Ulalume" wundervoll wiedergegeben, und die Übertragung von Baudelaires „Abel und Kain" atmet eine Wildheit und Kraft, wie wir sie in Bachmanns Originalgedichten garnicht finden. Sehr schön sind auch die Übertragungen von achtzehn Gedichten Thor Langes. Endlich hat Bachmann auch eine größere Anzahl russischer Gedichte verdeutscht. Und hier sind ihm gerade die schwierigsten Stücke am besten gelungen. Vor allem die scheinbar völlig unübersetzbaren Verse von Konstantin Balmont — „Das Unwiederbringliche" und „Der Dichter spricht". Zwar den ganzen berückenden Wohllaut, den das letztgenannte Gedicht im Original aufweist, hat auch Bachmann nicht wiedergeben können, aber man lernt seine Leistung schätzen, wenn man sie mit der schülerhaften, sinnentstellenden Übertragung Alexander Eliasbergs in dessen „Russischer Lyrik der Gegenwart" vergleicht. Und in der „Priesterin des Mondes" von Valer Brjussow erreicht Bachmann beinahe die Wirkung des Originals. Besonders die erste Strophe der Übersetzung ist reinste Musik.

Ob Georg Bachmanns Lyrik jetzt, nach seinem Tode, in weitere Kreise dringen wird? Ich wünschte es von ganzem Herzen, aber ich kann kaum daran glauben. Eine Poesie, wie die seinige, ist heute nicht „modern". Hätte Bachmann sich vor zwanzig Jahren durchzusetzen gewußt, sein Name würde jetzt vielleicht mit größerer Achtung genannt werden, als die Namen mancher Tagesgrößen. Seine dichterische Entwickelung wäre dann wohl auch andere Wege gegangen. So aber hat er Zeit seines Lebens abseits gestanden, und vieles, was zum Licht drängte, mußte schon im Keim verkümmern. Er selbst hat darunter freilich — so scheint es zum mindesten — weniger gelitten, als man annehmen möchte. Sein lebensfrohes Naturell und sein starkes Selbstgefühl halfen ihm über vieles hinweg. Aber seine Stärke war zugleich auch seine Schwäche. Er fand sich zu leicht mit den Verhältnissen ab, statt sie zu meistern. Er war zu selbständig, um sich vom Strom tragen zu lassen, aber zu schwach, um gegen ihm zu schwimmen. Und so rauschte die Flut an ihm vorüber.

Und doch wird die Spur auch von seinen Erdetagen nicht untergehen. Was er jenen war, die ihm persönlich nahe standen, welch starke und verschiedenartige Anregungen sie ihm verdanken, das sei hier nur angedeutet.

Ich glaube aber, daß auch der Dichter Georg Bachmann fortleben wird. Ich erwähnte oben, wie glücklich er immer war, wenn es ihm gelang, bei irgend einem vergessenen Dichter ein paar schöne Strophen aufzufinden. Er las sie dann jedem vor, der zu ihm ins Haus kam, und freute sich, wenn man seinem Urteil beistimmte. Ihm selbst wird es nun, dünkt mich, ähnlich gehen. Man wird ihn immer wieder von neuem „entdecken", und immer wieder werden sich bald hier, bald dort stille und schlichte Menschen seiner stillen und schlichten Poesie freuen.

## Moskauer Brief.

Von Johannes Kordes.

2.

Es ist nun Zeit, lieber Freund, daß ich Sie mit dem geistigen und künstlerischen Leben Moskaus bekannt mache; da werden Sie denn sehen, wie sehr viel Interessantes und Bedeutendes Moskau zu bieten vermag.

Zuerst will ich Sie in das Große Kaiserliche Theater führen. Das Gebäude allein ist schon eine Sehenswürdigkeit. Herrlich wirkt die mächtige Säulenreihe der Fassade, und im Inneren blendet Sie eine Überfülle von Licht und Gold. Hier sang noch bis vor einigen Wochen F. Schaljapin, der jetzt im Auslande neue Triumphe feiert.

Im Kleinen Kaiserlichen Theater gehen leider recht minderwertige Stücke über die Bretter; zur Zeit herrscht in der russischen dramatischen Literatur Stillstand. Recht „symbolisch" und bezeichnend für das Kleine Kaiserliche Theater ist die Tatsache, daß in seinen Räumen sich Fledermäuse, ganz natürliche Fledermäuse, eingenistet hatten. Noch bis vor kurzem flatterten sie vor mancher Vorstellung unruhig hin und her, um sich schließlich in irgend eine dunkle Ecke zu verkriechen. Jetzt ist es gelungen die Tiere abzufangen, aber leider sind die Novitäten — die aus der Feder russischer Autoren stammen — dadurch nicht besser geworden: sie riechen nach Staub, Perücken und alten Kleidern. Das ist sehr zu bedauern, da in unserem Kleinen Theater sehr bedeutende schauspielerische Kräfte vorhanden sind; ich nenne nur die Damen: Jermolowa, Fedotowa, Nikulina, Sfadowskaja, und von den Herren: Juschin (Fürst Sumbatow), Brawitsch, Prawdin, Padarin und Rybakow.

Doch zwei Theaterstücke dieser Saison müssen dennoch hervorgehoben werden: das eine stammt von Sir Arthur Pinero und heißt „Auf dem halben Wege", das andere hat Oscar Wilde zum Verfasser und heißt „Die Herzogin von Padua". A. Pinero ist etwas wie ein Bernard Shaw, aber ein sehr, sehr artiger Bernard Shaw.

Pinero verfügt über einen gut pointierten Dialog, einen gewandten scenischen Aufbau, und seine Gesellschaftsstücke verraten eine gewinnende Feinheit in der Charakterzeichnung. Manche Scene ist von köstlichem Humor durchleuchtet, der in scharfe, aber etwas sentimentale Ironie umschlagen kann, wenn Pinero augenfällige Schwächen des heutigen Gesellschaftslebens auf's Korn nimmt. Er besitzt ein offenes Auge für das Morsche und Abgelebte in der heutigen Gesellschaft und ist in seinen Schöpfungen auch sozialer Sittenprediger von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

„Auf dem halben Wege" ist eines von den vielen Stücken, die das Eheproblem aufrollen. Nach Ansicht Pineros hat jede Ehe, etwa auf ihrem halben Wege, etwas wie eine Krise durchzumachen. Im Strome der Ehe gibt es viele verborgene Riffe und Klippen, die plötzlich, eines schönen Tages, auch dann, wenn die Eheleute bisher sehr friedlich miteinander gelebt haben, an die Oberfläche gelangen können, wobei diese Klippen dann imstande sind, die Ehe sehr zu verändern oder gar sie zu zerstören. Aber zuweilen können auch diese Klippen und Riffe mit ein Grund dafür werden, daß die Eheleute noch fester aneinanderwachsen, sich noch lieber gewinnen. — Man sieht: es ist ein interessantes Problem, das Pinero aufwirft, es steckt gewiß manches Wahre darin, und der Dichter hat das Problem mit großer scenischer Fertigkeit, Sicherheit und Feinheit ausgearbeitet.

Aber noch bedeutender als Pineros Bühnenwerke ist die Tragödie in 5 Aufzügen „Die Herzogin von Padua" von Oscar Wilde. — Unter den L'art pour l'art-Künstlern der achtziger und neunziger Jahre ist Wilde der feinste, schönheitsreichste Dichter, und zugleich der tiefste und auch am meisten mitleidende Mensch, was bei den L'art pour l'art-Künstlern so überaus selten ist. Hinter seinem Ästhetentum gähnt kein leerer Abgrund, sondern da lebt ein schlagendes Herz, ein tiefmenschliches Empfinden. Ihm war vor allem die hohe Gabe gegeben, selbst das Häßliche schön zu machen, und will man am treffendsten die Tragödie „Die Herzogin von Padua" charakterisieren, so muß man sagen, dieses Werk ist vor allem schön. Es ist schön, wie in der Architektonik seines Aufbaues, so auch in seiner Sprache; es liegt Schönheit in dem Erleben der Personen, vor allem darin, wie sie es erleben. Die Tragödie spielt in den Renaissance-Tagen in Padua. Sie ist reich an bunten, großzügigen, sehr lebendigen Massenscenen; Liebe und Tod, ihre enge Verschlingung ist der Angelpunkt der Handlung.

Im Theater Korsch ging auch die Piece von Leo Tolstoi „Отъ нея всѣ качества" zum erstenmal über die Bühne. Eigentlich hatte Tolstoi ein Publikum von Bauern und Fabrikarbeitern vor Augen gehabt, als er, etwa sechs Monate vor seinem Tode, dieses Stück schrieb. Diese Tatsache mag manches allzu Primitive darin erklären. Seine Tendenz richtet sich gegen den Alkohol. Отъ нея, d. heißt von der Wodka kommen alle schlechten Eigenschaften. Oft besiegt in dieser Piece der Moralist den Künstler,

doch enthält es Stellen von milder, innerer Schönheit. Es ist ein Werk von ergreifender Schlichtheit, etwa ebenso wie die „Lebende Leiche" und das meiste Andere, was aus den letzten Jahren des großen Menschen und Künstlers von Jaßnaja Poljana stammt. Was an diesen Arbeiten, die aus Tolstois späterer Zeit stammen, besonders ins Auge fällt, ist die Tatsache, daß aus ihnen in seltener Harmonie ein ethisches und ein künstlerisches Genie zugleich reden. Zudem ist in den meisten Schöpfungen aus den späteren Jahren etwas Neues hinzugekommen: eine rührende Einfachheit und in der Einfachheit eine fast überirdische Größe. Fühlbar ist ein großes Verstehen der Welt und der Menschen, ungeheuer viel Herz und Gewissen. Zugleich erwecken viele Arbeiten den Eindruck, als wären sie nur flüchtig hingeworfen worden, als hätte der Geist, der sie schuf, in einer gewaltigen Sehnsucht nach Gott, einfach nicht die Zeit gehabt, sich mit irdischen Dingen zu befassen. Und das verleiht manchen Seiten, trotz ihrer Skizzenhaftigkeit, so ungeheuer viel Herz und Gewissen. Des Lebens große Widersprüche scheinen Sinn zu erlangen, es durchleuchtet das Herz eine heilige Ahnung von dem Zusammenhang des Weltganzen, man fühlt, daß auch das Sinnlose (für uns Menschen Sinnlose) höheren Zwecken, einem Lenker aller Dinge untertan ist.

Auch in unserem „Künstlerischen Theater", diesem funkelnden Edelsteine im Theaterringe Moskaus, ging ein Bühnenwerk von Leo Tolstoi und zwar seine „Lebende Leiche" zum erstenmal über die Bretter. Diese Aufführung der „Lebenden Leiche" war ein Triumph der Verinnerlichung und Einfachheit. Auch heute wird das Stück immer noch vor ausverkauften Hause gespielt und Sie, mein lieber Freund, müssen sich ganz bestimmt unser „Künstlerisches Theater" ansehen, um einen Begriff davon zu erhalten, was Moskau ist. Ich habe Ihnen auch eben einiges von Tolstois Werken erzählt und tat es mit Absicht, denn Tolstoi ist durch und durch vor allem ein slavisches Genie, er ist sozusagen eine Verkörperung des Guten in der slavischen Nation, und ich sprach Ihnen von Tolstoi, um ihnen das Herz Rußlands näher zu bringen.

Aber sehen Sie sich, lieber Freund, im „Künstlerischen Theater" auch bestimmt den „Hamlet" an. Wohl drei Jahre lang hat diese Bühne den Hamlet vorbereitet. Die Inscenierung hatte der geniale (hier darf dies Wort gebraucht werden) Stanislawski, zusammen mit Gordon Craig übernommen. Das Moskauer Künstlerische Theater genießt heutzutage Weltruhm. Im Jahre 1906 unternahm es eine Tournée durch Westeuropa. Der erste Zug ging durch Deutschland. Die blonde Germania rieb sich verwundert die Augen: „Wie! Ist es wahr? Kann eine solche Künstlerschar, eine solche Kunst aus dem dunklen Norden kommen?" — Ich weilte damals gerade in Deutschland und kann Ihnen manche charakteristische Einzelheit aus diesem Triumphzuge erzählen. Ich sehe Gerhart Hauptmann. Er hat Agnetendorf verlassen

und ist nach Berlin gekommen; er kann sich der Tränen nicht enthalten bei den Werken Tschechows, er, der große Kunstverwöhnte. Und er überreicht Stanislawski sein Bild mit der Inschrift: „In Bewunderung". Kaiser Wilhelm II. ersucht die Moskauer, vor der Abreise noch eine Extra-Vorstellung zu geben. Artur Schnitzler, Wolzogen, Friedrich Haase und viele, viele Träger ähnlich bekannter Namen, sie alle kamen, sahen und — wurden besiegt. Auch Maurice Maeterlinck, der diesjährige Nobelpreisgekrönte, gehörte zu ihnen, und um seiner Bewunderung Ausdruck zu geben, versprach er seinen, nun so berühmt gewordenen „Blauen Vogel" dem Theater zur Erstaufführung.

Aus diesen Mitteilungen können Sie schließen, wie hoch die Leistungen des Moskauer Künstlerischen Theaters sein müssen. Und ich erzähle Ihnen das alles, um Ihnen auch zu zeigen, welch eine hohe völkerverbindende, Deutschland und Rußland einander erklärende, fast näher bringende Kulturmission von unserem Künstlerischen Theater ausgeht.

Doch kehren wir zum Hamlet zurück!

Die Aufführung muß als eine große künstlerische Tat, als ein sehr kühner Vorstoß in ganz neue Inszenierungsgebiete angesehen werden. Über Shakespeare und „Hamlet" sind Bibliotheken geschrieben worden. Dieses Werk ist abgrundtief und ewig, wie ein Meer, wie ein Gebirge. Jeder gestaltet und liest sich im Grunde seinen eigenen Hamlet aus Shakespeares ewiger Tragödie. Wie war nun der Hamlet des „Künstlerischen Theaters"?

Der talentvollste Schauspieler dieses Theaters, W. Katschalow, schuf als Hamlet eine sehr eigenartige Gestalt. Das war ein Hamlet, auf den gut die Worte Nietzsches passen würden: „Das aber ist meine Botschaft, über jedwedem Ding als sein eigener Himmel zu stehen." Katschalows Hamlet stand hoch und erhaben, sehr selbstsicher über der Gemeinheit des Hofes. Gleich während des ersten Auftrittes fühlte man bei dem Hamlet Katschalows: das ist ein Hamlet, der nicht am Leben bleiben wird, weil die Erde und die Menschen, die ihn umgeben, zu gemein für ihn sind. Man fühlt: das ist ein Hamlet, der weder an Willensschwäche, noch an Zweifelsqual, sondern vor allem an der Erde und an den Menschen zu Grunde gehen wird mit seiner Seele aus Sternenhöhen. Ja, trotz seiner großen Traurigkeit ob der Niedrigkeit und Gemeinheit der Welt, die ihn umgibt, schien er doch wie mit einer Sternenseele durch die Welt zu gehen, die wieder heim zu den Sternen verlangte.

Es würde zu weit führen auf die übrigen Darsteller einzugehen, wie reizvoll diese Aufgabe auch wäre. Doch über Hamlet mußte ich erzählen, denn seine Gestalt ist der Angelpunkt des Stückes und Katschalow als Hamlet schuf eine Gestalt, die sogar von allgemein-menschlichem Interesse ist.

Als etwas ganz Neues, sehr Originelles müssen die Dekorationen nach den Entwürfen Gordon-Craigs, des englischen Regisseurs, angesehen werden. Es sind sozusagen Wandschirme oder, besser gesagt, Dekorations-

schirme von der Höhe der Szene, die zu den verschiedenartigsten Aufstellungen gelangen. Es hängt vom Schöpfergeiste des Regisseurs ab, die Craigschen Dekorationsschirme dem Geiste der Tragödie gemäß zu beleben, was man durch eine besondere Aufstellung, Kombination und Beleuchtung dieser an sich grauen oder goldenen Schirme zu erzielen sucht. Durch das Licht, das sie bestrahlt, können die Schirme bald blau, bald rot, bald rosig, bald grün — mit einem Wort in allen Regenbogenfarben erschimmern, je nach der Stimmung der Szenerie. Die Dekorationen sind irreal und suchen hauptsächlich den Kern der Stimmung irgend einer Szene zu treffen.

Doch im allgemeinen bleibt die Frage offen, ob sie im Ganzen genommen in innerer notwendiger Beziehung zum „Hamlet" stehen. Sie können sehr wohl irgendeine Seite im „Hamlet" besonders hervorheben, aber andere Seiten verkümmern lassen. Gordon-Craigs Dekorationsschirme sind zweifellos ein wichtiger Faktor für die neue Inscenierungskunst, vielleicht ein sehr wichtiger Faktor für ein Drama, das noch im Schoße der Zukunft schlummert.

Etwas Neues für Moskau sind die Miniaturen-Theater. Die Darbietungen dieser Theater, die nicht länger als etwa 1 1/2—2 Stunden dauern, sind noch stark unausgeglichen. Es gelangen Operetten, Grotesken, Parodien, Satiren, Schwänke, Tänze, Gesangsstücke und dergl. mehr zur Aufführung. Fürs erste kann festgestellt werden, daß die Miniaturen-Theater sich einer ganz besonderen Anziehungskraft beim Publikum erfreuen, ja, sie machen sogar den allmächtigen Kino-Theatern Konkurrenz. Das ganze Unternehmen ist für Moskau, ja für Rußland überhaupt, noch etwas Neues und Werdendes. Durch diese Miniaturen-Theater kann viel guter, aber auch schlechter Samen ausgestreut werden; hoffen wir das erstere!

Auch viele Gemäldeausstellungen hat Moskau über sich „ergehen lassen" müssen. Das ist ein Gewirr von Kunstströmungen! Den Reigen der Ausstellungen eröffnete der Petersburger „Міръ Искусства"; ihm folgten der „Verband russischer Künstler", der „Moskauer Salon", die „31. Periodische Ausstellung", „Die Wanderausstellung" und viele andere.

Was Bedeutendes ist auf all diesen Ausstellungen nicht zu Tage getreten, abgesehen von dem Gemälde Ilja Rjepins „Der fünfzehnjährige Puschkin liest sein Gedicht: — Erinnerungen an Zarskoje Selo — vor". Welch eine Fülle von Gestalten, welch einen Reichtum von Farben weist dieses Gemälde auf! Eine entschwundene Zeit lebt in ihm auf! Da ist der greise Dershawin, der kaum seinen Augen und Ohren traut und ungläubig das kommende Genie, die kommende neue Zeit — den jungen Puschkin anstiert. Da sind Minister, Hofschranzen und Hofdamen, die jeder und jede ihr eigenes Leben leben, von denen jedes auf seine Art den jungen Puschkin betrachtet. Dieser aber steht, noch ein Knabe, in dem prunkvollen Kreise der Hofdamen und Würdenträger und deklamiert — knabenhaft und göttlich unbekümmert — sein Gedicht. Seine Wangen glühen, seine Nasenflügel scheinen zu beben. Man fühlt in

diesem Knaben das zukünftige Genie, — das ist vielleicht mit das Schönste an diesem bedeutenden Gemälde.

Wie in Moskau überhaupt, herrscht auch in der deutschen Gesellschaft Moskaus reges Leben. Das glanzvollste Ereignis war die Jubelfeier der Liedertafel. Und gewiß wird vielen Hunderten das Gedicht aus dem Herzen gesprochen sein, das der baltische Dichter Christoph Mickwitz, der Schöpfer des baltischen Heimatliedes, der Liedertafel zu ihrem 50-jährigen Jubiläum widmete.

Mit großem Beifall verlief der alljährliche Evangelische Weihnachtsbazar in den Räumen der Adelsversammlung. „Die vier Jahreszeiten" nannte sich der diesjährige Bazar. Man konnte bald im Winter, bald im Herbst, bald im Frühling, bald im Sommer weilen. Im Frühling sah man sich in idyllische Frühlingsgärten, an die blaue Riviera unter Mandelblüten, Rosen, Lorberbäume versetzt. Gelungen war auch der Herbst mit seiner goldenen, stillen Wehmut.

Der Moskauer Deutsche Verein, der laut Jahresbericht 1910 — 1817 Mitglieder zählt, veranstaltet oft Vortragsabende, auch Theateraufführungen; gut gelungen war die Aufführung des Lustspieles „Fräulein Doktor" von O. Walther und L. Stein. Der Moskauer Literarisch-Dramatische Verein brachte sogar Hermann Sudermanns „Johannisfeuer" auf die Bretter. Die Inscenierung des Schauspieles war, trotz den bescheidenen Bühnenverhältnissen des Deutschen Klubs (der alles andere als „deutsch" ist), den Anforderungen des Stückes mit Geschmack und Verständnis gerecht geworden. Der Literarisch-Dramatische Verein veranstaltete unlängst auch einen „Rezitationsabend" mit Herrn Wilhelm Rieckhoff aus Riga als Gast. Herr W. Rieckhoff ist in den baltischen Provinzen als Rezitator gut bekannt; auch bei uns in Moskau hat er sich schnell Sympathie erworben. Es wäre freudig zu begrüßen, wenn die deutschen Gesellschaften in den russischen Städten durch „Austausch" und „Gastspiele" künstlerischer, wissenschaftlicher und anderer Kräfte sich näher treten würden. Wir Deutsche im Herzen Rußlands begrüßen freudig jedes Band, das uns Deutsche im weiten Rußland näher zusammenschließt!

Mit Herrn Rieckhoff als Gast veranstaltete der „Literarisch-Dramatische Verein" auch eine Theatervorstellung, wobei der Schwank in 4 Aufzügen: „Großmama" von Max Dreyer zur Aufführung gelangte. — Wie ein Gruß ferner, germanischer Stammesbrüder wirkte der deutsche Vortragsabend, den Hermann Bang hier in Moskau veranstaltet hatte. Derselbe Hermann Bang, der einen Monat später plötzlich, fern von der Heimat, enden sollte.

Dem großen Können Bangs war es gegeben, seltsame und tiefe Gebiete der menschlichen Seele aufzudecken. Aus seinen Werken spricht ein feiner Geist, ein großer Künstler; aus ihnen leuchtet neben aller Zerrissenheit und Müdigkeit einer schönen, vornehmen Seele zuletzt doch etwas wie Ruhe in Schönheit und Einfachheit.

Gewöhnlich sind die Dichter selbst nicht die besten Interpreten ihrer Werke. Vor mir leben so manche Gestalten auf: Richard Dehmel, Heinrich Mann, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Gerhard O. Knoop, Detlev von Liliencron, Frank Wedekind, Gerhart Hauptmann und endlich Leo Tolstoi. Fast alle — außer Tolstoi und Stefan George — „verdarben" eigentlich durch ihren Vortrag ihre Schöpfungen; besonders verdarb seine Werke der sonnige, liebe, fröhliche Liliencron, der wie ein preußischer Leutnant seine Verse abhackte, wobei er zuweilen noch mit dem Absatz den Rhythmus der Verse nachklopfte... Von Bang darf gesagt werden, daß er seine eigenen Werke fast meisterhaft vorzutragen verstand. Er lebte sich seltsam schnell und sicher in die Gestalten seiner Schöpfungen ein: er schrie, er weinte, er lächelte, er lachte, er ironisierte, er schmeichelte, er stöhnte, er wimmerte, er sprang vom Stuhle auf, er setzte sich wieder nieder oder lief auf dem Podium hin und her — er tat, was die Gestalt, die er gerade „vortrug", zu tun hatte. Neben einem großen Dichter lebte in Bang gewiß kein ganz unbedeutender Schauspieler. Sein Vortragsabend war, besonders für uns Deutsche. ein bedeutendes Ereignis.

* * *

Ich habe Sie, lieber Freund, nun durch Moskau geführt und Ihnen nach Möglichkeit das gezeigt und erzählt, was der Erzählung und des Sehens wert ist.

Für das Gedicht, das Sie mir zum Abschied in mein Stambmuch geschrieben haben, danke ich Ihnen bestens. Ich will es hierher setzen, denn ich finde, daß Paul Flemming nicht ohne Grund ein so hübsches Gedicht auf Moskau verfaßt hat; er schrieb es, als er aus Moskau schied, einer Stadt, die er ebenso wie Sie lieb gewonnen hatte.

Hier das Gedicht:

„An den Fluß Moskaw, als er schiede.

Fleuß sanfte, wie du tust, in deinen Ufern hin,
Fleuß deine Stadt vorbei, die große, die gepreißte,
Die nun das ander Mal sich uns so gut erweiste,
Durch welcher Urlaub wir nun in den Aufgang ziehn.
Verbleib ich so gesund, als wie ich ab verreiste,
So sei dir's zugesagt mit Mund und ganzem Geiste:
Du solt mir nimmermehr nicht kommen aus dem Sinn.
Ich will dich so bekannt als meine Mulde machen,
Die itzund über mir nicht allzusehr wird lachen,
Weil ich fast nicht denk heim, ein halbverlorner Sohn.
Nimm diese Handvoll Klee im Mangel der Violen
Zu treuen Günsten an. — —

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die deutschen Kolonien im Gouvernement Cherssón.

Von Im. Schöch. (Worms, Gouv. Cherssón.)

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Ufer des Schwarzen Meeres mit dem Süden des Gouvernements Cherssón den Türken entrissen. Schon längst hatte die russische Regierung ihr Augenmerk auf dieses fruchtbare, aber wenig besiedelte Gebiet gerichtet. Sobald es nun russischer Grund und Boden geworden war, entstanden an den Mündungen der in dieses Meer sich ergießenden Flüsse und Flüßchen mehrere Städte und auf dem flachen Lande eine große Anzahl deutscher Kolonien. Bis zum Jahre 1830 zählte man in Cherssón 29 Kolonien, während bis heute ihre Zahl um mehr als das vier fache gestiegen ist. Es sind jetzt ungefähr 130 deutsche Dörfer mit rund 88.000 Einwohnern.

Alle diese Einwanderer wurden unter denselben Bedingungen und mit denselben Privilegien angesiedelt. Jede Familie bekam eine Wirtschaft von 60 Dessjätinen Land. Die einzelnen Kolonien wurden in unregelmäßigen Entfernungen von einander angelegt, wobei weniger auf eine schöne ebene Bodenbeschaffenheit gesehen wurde, als darauf, ob in genügendem Maße gutes Trinkwasser zu bekommen sei. Auch die Größe der Kolonien war von Anfang an eine verschiedene. So hatte die eine 80 Wirtschaften und die andere 130. Außerdem bekam jeder Kolonistenbezirk noch ein Stück Land, von dessen Ertrag späterhin die Landlosen mit Land versorgt werden sollten und bis heute zum Teil auch versorgt wurden. Diese Ländereien konnten damals noch nicht verpachtet werden und wurden hauptsächlich zu einer ausgedehnten Schafzucht verwandt, wovon sie den Namen „Schäferei-Land" erhielten. Dieses Schäferei-Land reichte aber lange nicht hin, alle Landlosen mit genügend Land zu versorgen; deshalb kauften sich die Söhne wohlhabender und reicher Eltern einzeln und in Genossenschaften „eigenes" Land von russischen Edelleuten. Auf solche Weise entstanden immer wieder neue Dörfer. Ärmere Leute, die nicht kaufen konnten, pachteten gemeinsam ein mehr oder weniger großes Stück Land und gründeten Pachtdörfer. Die meisten solcher Dörfer gingen später käuflich an die ehemaligen Pächter über. Nicht selten aber fanden sich auch solche Kauflustige, die den armen Pächtern das Land vor der Nase wegkauften. Weil heute das Land nur selten auf längere Termine abgegeben wird, so findet man Pachtkolonien nur noch ganz vereinzelt. — Von Zeit zu Zeit kaufte auch das Gebiet (Wolost) auf Rechnung des Schäferei-Landes für einen Teil der Landlosen größere Güter an und gründete neue Dörfer. Doch, wie gesagt, das Schäferei-Land reichte lange nicht für alle Landlosen. Anfangs ging die einzelne Wirtschaft in den

Kolonien an die Minoratserben über. Als aber die Kolonistenverwaltung aufgehoben wurde, teilten die Ansiedler ihre Wirtschaften mehr oder weniger gleichmäßig unter ihre Söhne. Heute gibt es ganze, halbe, Viertel-, Achtelwirtschaften und noch kleinere Teile. Durch diese Zerstückelung des Landes wurden die Dörfer immer größer, oft 2—3 Werst lang.

Fast alle Kolonien wurden in Tälern angelegt, in denen zur Zeit der Schneeschmelze reichlich Wasser zusammenfließt. Die Ansiedler schütteten nun quer über das Tal Erddämme auf und sammeln sich in diesen künstlichen Teichen Wasser für das Vieh und oft auch für den Wirtschaftsbetrieb. Manche solcher Teiche stehen schon jahrzehntelang und haben reichlich Fische und Krebse. — Meistens liegen nun die Häuserreihen zu beiden Seiten des Tales einander gegenüber. Die Höfe sind durch Steinmauern von einander getrennt. Vor dem Hause ist ein Vorgärtchen, häufig mit Blumen, oft aber auch nur mit Akazienbäumen bepflanzt. Hinter dem Hause liegen die Wirtschaftsgebäude, die Dreschtenne mit dem Stroh und meistens auch ein Gemüse- oder Obstgarten und Weinberg. An der Straße entlang ist überall eine Reihe Akazien gepflanzt und zwischen diesen und der Straßenmauer ein primitiv chaussiertes Trottoir angelegt. Die Häuser sind überall aus Kalksteinen oder harten Platten (Kiesel) errichtet und wurden bis vor wenigen Jahren mit Schilf gedeckt, während heute größtenteils Zementziegel oder Blech dazu verwandt werden. Die Häuser sind einstöckig, die Zimmer geräumig, aber fast immer noch recht niedrig.

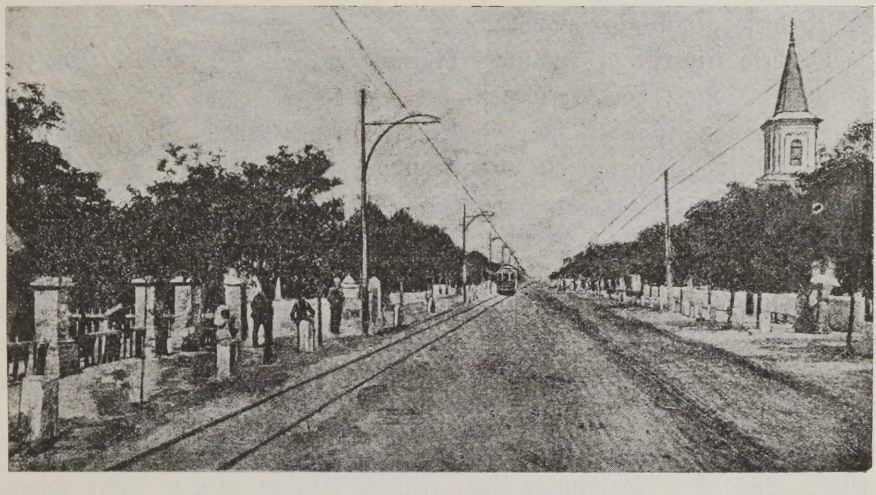
* * *

Will man ein Volk in seiner Lebensweise recht verstehen, so muß man seine Geschichte kennen. Den Aufrufen der russischen Regierung, Neurußland mit tüchtigen Landwirten zu besiedeln, leisteten außer Landwirten und Winzern sehr viele Handwerker und Gewerbelose Folge. Eine bunt durcheinandergewürfelte Gesellschaft kam zusammeun. Wir finden da Bayern, Württemberger, Badenser, Überrheiner, Pfälzer, Ungarn, vereinzelt auch Norddeutsche, Sachsen, Polen u. a.

Auf einer sehr langen, furchtbar anstrengenden Reise zu Wagen oder zu Schiff auf der Donau haben diese Leute oft ihre letzten Groschen verzehrt, kamen sittlich sehr herunter und wurden infolge verschiedener Entbehrungen häufig ernstlich krank. Ja noch mehr: Dutzende starben, noch ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. Hier angekommen, fehlte es an allem Nötigen. Oft kamen Partien von mehreren Tausenden im Herbste hier in dieser rauhen wilden Steppe an, wo kein Baum und kein Strauch, geschweige denn ein Haus zu finden war. Unter solchen Umständen konnten sie im Herbste nicht mehr auf das ihnen zugeteilte Land hinausziehen und mußten in schon gegründeten Kolonien oder in Russendörfern notdürftig überwintern.

Die Folge davon war recht sichtbar: Krankheit, Unmut, Unzufriedenheit mit den Verhältnissen und mit den Anordnungen der Kolonialbehörde konnte

man auf den Gesichtern der Alten lesen, — Frechheit und Laster aller Art infolge völligen Müßiggangs traf man bei den Jungen beiderlei Geschlechts. Viele nicht mehr unbescholtene Existenzen waren hier in ihrem Fahrwasser: Kartenspiel, Trunksucht, Diebstahl breiteten sich mehr und mehr aus, so daß zuletzt auch die Bessergesinnten mit in den Sumpf hineingezogen wurden .... Hundert Jahre sind seither verflossen. In vielem ist eine Besserung eingetreten, manche Untugenden und Laster sind aber heute noch ebenso im Schwang wie damals.



Kolonie Lustdorf.

Im Volksmunde gibt es ein Sprichwort: „Der Jude ißt, um zu leben, und der Deutsche lebt, um zu essen." Das ist ein recht derber Ausspruch, aber in gewisser Beziehung kann er auf die Kolonisten unseres Gebiets angewandt werden, — wegen ihrer vorwiegend materiellen Gesinnung.

Anfangs hatten die Kolonisten, die meist aus ärmlichen Verhältnissen hierher kamen, übergenug Land. Eifrige Beamte gaben den Umwissenden Anleitung zu einer rationellen Bodenbearbeitung, die Faulen und Nachlässigen aber spornten sie an durch die Drohung, ihnen ihren Landanteil zu entziehen. So bildete sich ein guter fleißiger Bauernstand heran, der den umliegenden Russen und Bulgaren bis heute zum Muster und Vorbild dienen kann. Aber so wie die Tüchtigkeit wuchs, erwachte auch die Gier nach mehr Land. Heute ist das Ziel eines jeden Kolonisten, ein eigenes Stückchen Land zu besitzen, und wenn er dazu auch eine ungeheure Schuldenlast auf sich laden muß. Der hiesige Kolonist lebt also auf seinem Land, von seinem Land und für sein Land. Er lebt, um Land zu erwerben.

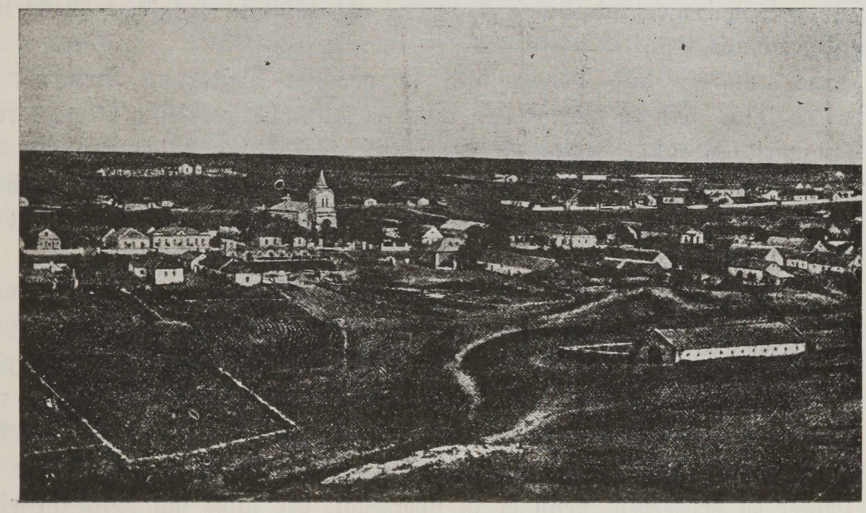
Kaum ist der Knabe schulpflichtig geworden, so muß er auch schon seinem Vater in der Wirtschaft behilflich sein. Ist Arbeitszeit, so wird weder auf die Schule noch auf sonst etwas Rücksicht genommen, die Jugend muß mit an

die Arbeit. Schwer gearbeitet wird im Frühling bei der Bestellung der Frühjahrssaat und noch schwerer zur Zeit der Ernte und des Dreschens. Jung und alt steckt von morgens früh bis abends spät im Joch, so daß die Mahlzeiten höchst unregelmäßig und oft in größter Eile eingenommen werden. Man sieht nicht selten Arbeiter auf dem Wagen beim raschen Fahren ihr frugales Mahl verzehren. Ist die größte Arbeitszeit, die Dreschzeit, vorüber, so haben die Kinder und die Alten ruhigere Tage. Für die Dienstboten, die übrigens am 1. September oder 1. Oktober zum größten Teil in ihre Heimat zurückkehren, und für die ledigen Burschen bleibt immer noch genügend Arbeit, doch wird diese gemütlicher vollbracht.

Mit dem Eintritt des Winters beginnt die Zeit der Ruhe. Die ganze Arbeit besteht dann im Versorgen der Haustiere. Hat der Bauer einen erwachsenen Sohn, so überläßt er diesem mit einem Knecht die ganze Arbeit. Nur arme Wirte besorgen diese Arbeit selbst.

Der Bauer steht bei Tagesanbruch auf, trinkt seinen Kaffee und ißt ein Stück Wurst dazu, dann macht er einen Rundgang durch die Wirtschaftsräume und — geht zum Nachbar, wenn dieser nicht schon vorher zu ihm gekommen ist. Um 11 Uhr geht er nach Hause, ißt zu Mittag und sucht am Nachmittag wieder irgend eine Gesellschaft auf, wo man viel raucht, manchmal die Zeitung liest und fast immer die Tagesneuigkeiten bespricht. Mit Anbruch der Dunkelheit ißt der Bauer zu Nacht. Sind keine kleinen Kinder mehr im Hause, so gehen Vater und Mutter, letztere mit dem Strickstrumpf, zum Gevatter auf „Vorsitz". Wo aber die Mutter ihrer kleinen Kinder wegen nicht ausgehen kann, geht der Vater wenigstens 3 mal in der Woche allein aus. — Die ledigen Burschen und Mädchen sind an den Abenden auch gruppenweise in irgend einer Hinterstube versammelt, wo letztere Handarbeiten machen, während die Jünglinge die Gesellschaft durch verschiedene Späße und derbe Witze erheitern. Bei guter Witterung ziehen die Burschen abends auch durch die Straßen und singen irgend ein Volkslied. Mit dem Neunuhrschlag geht jedermann nach Hause, und schon in einer Viertelstunde erlöschen die Lichter. Die Schulkinder sind an solchen Abenden meist sich selbst überlassen oder sie halten sich mit den erwachsenen Geschwistern gemeinsam in demselben Raume auf. Überhaupt werden die Kinder in den meisten Häusern von der Gemeinschaft der Eltern ausgeschlossen. Vater und Mutter essen in der Stube, die Kinder dagegen mit den Dienstboten in der Küche. Sind die größeren Kinder bei der Mutter im Zimmer, und der Vater kommt herein, so schleichen sie lautlos zur Türe hinaus. Der Sohn, auch der erwachsene, spricht mit seinem Vater nur, was die Wirtschaft betrifft. — Am Sonntag nachmittag versammelt sich die Jugend beiderlei Geschlechts in großen Scharen zum Tanz, den Takt dazu spielt eine Ziehharmonika, oft von einer Trommel (Zimbel) begleitet. — Das Wirtshausleben ist nur wenig ausgebildet: die führenden Männer einer Gemeinde sind dort nicht zu treffen, meist nur Alkoholiker.

Im Winter bildet das Schweineschlachten im Dorfe eine kleine Abwechselung in dem einförmigen Alltagsleben. In jeder größeren Wirtschaft werden den Winter über 3—8 Schweine geschlachtet und gegessen. In großen Familien kommt dazu noch eine Kuh. Zum sofortigen Gebrauch wird viel Wurst gemacht. Schinken und Rippstücke werden geräuchert und für den Sommer aufbewahrt. Werden in einem Hause 2—3 Schweine auf einmal geschlachtet, so kommen die Nachbarn und nächsten Verwandten zusammen und helfen bei der Arbeit. Unter munteren Gesprächen, mit vielen Witzen gewürzt, geht die Arbeit doppelt so rasch von der Hand. Am Abend vereinigt die „Metzelsuppe" noch einmal alle. Solch ein Schlachtfest wird heute hier und morgen dort gefeiert. Leider wird dabei auch häufig zu viel getrunken.



Kolonie Sulz.

Die Kolonisten sind sehr schwerfällig. Große Gänge werden nicht gemacht. Muß der Bauer sich von einem Ende des Dorfes zum anderen begeben, so läßt er den „Federwagen" anspannen und fährt dahin. Weite Fahrten unternimmt der Kolonist nur dann, wenn er muß. Doch gerne fährt er auf den Markt. Wird ein Pferd oder eine Kuh verkauft, so trinken die Beteiligten „Mokaritsch". — Beschert der Winter reichlich Schnee, so vergnügt sich die Jugend an den Nachmittagen mit Schlittenfahren.

Wegen der verschiedenen Abstammung unserer Kolonisten sind sie auch nach Charakter und Temperament nicht gerade gleichartig. Man kann noch heute, nach 100 Jahren, den Überrheiner vom Schwaben sowohl nach seiner Sprache als auch nach seinem Wesen unterscheiden. Doch haben sich durch Verschmelzung und Umgang die Gegensätze teilweise gemildert, so daß man auch wohl von einem Durchschnittscharakter sprechen kann.

Die Kolonisten sind von Haus aus unaufrichtig und dabei pfiffig-schlau. Das steckt ihnen im Blut. Nie sagen sie direkt heraus, was sie denken und wollen, obwohl sie immer mit ihrer „Offenheit" ihre Grobheit bemänteln. Ihr Grundsatz lautet: andere immer vorsichtig aushorchen und ausforschen, das Gehörte aber dann ebenso vorsichtig weitererzählen: „man sagt", „es geht das Gerede," „der Jakob hats verlauten lassen, aber ich kann's nicht beschwören". So will man sich klug vor möglichen schlimmen Folgen seiner Worte bewahren. Will der Kolonist einen Handel oder Kauf bewerkstelligen, so ist er anfangs kalt bei der Sache. „Nicht merken lassen, daß man etwas gerne haben möchte."

Jede Gemeinde ist ein geschlossenes Ganzes, eine große Familie, ein Staat für sich. Einem Fremden erlaubt die Gemeinde nicht, unbewegliches Eigentum zu erwerben. Doch kauft der Jude auf eines Großbauern Namen ein Haus, so hat niemand etwas dagegen. Er zählt ja auf diese Weise nicht zu der Gemeinde.

Auch Pfarrer und Lehrer sind in gewisser Beziehung Fremde. Ein Pfarrer kann noch so beliebt sein, aber er ist nicht „praktisch", wenn er in der Landwirtschaft nicht genau Bescheid weiß. Deshalb holt der Kolonist auch höchst selten Rat bei seinem Pfarrer. Rügt er gar in der Predigt „Sachen", die nicht gerade im Text stehen, so nimmt man das sehr übel. „Was hat der uns vorzuschreiben!"

Mit dem Küster-Lehrer ist das Verhältnis ein besseres, den „braucht" man. Er hat die Kinder in der Schule. Auge um Auge, Zahn um Zahn, — so stehts im 3. Mose, so ist's echte Bauernethik. Das Gegenteil wäre „dumm". Was man nun selber tut, das traut man auch andern zu; nach sich, nach seinem Denken bemißt der Bauer jedermann; daß jemand anders denke und handle, glaubt er einfach nicht. So hütet sich der Bauer, es mit dem Lehrer zu verderben, denn er ist überzeugt, der räche sich dafür an seinen Kindern. Mehrt sich aber die Zahl der Gegner des Lehrers, so gibt's Frontwechsel! Die russischen Lehrer bleiben Fremde. Der Gemeindeschreiber hat mehr Einfluß auf die Familienoberhäupter als der Lehrer; ihm erlaubt man eher, seine Meinung offen auszusprechen. Daß man dem Lehrer Dank schulde für seine aufreibende, ideale Arbeit an den Kindern, das sehen unsere Kolonisten nicht ein. Er wird ja dafür bezahlt, heißt es, und hat nichts zu tun. Dank kennt eben der Bauer nicht. Eine Gefälligkeit macht er rasch durch ein kleines Geschenk quitt, damit ist die Sache für immer abgetan.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

# Selma Lagerlöf's neuster Roman.

Von Anna Stahl-Schroeder. (Riga.)

Aus Traum und Leben, Naturvorgängen und Gedankenerlebnissen entstanden die Märchen vergangener Jahrhunderte. Die mystischen Kräfte der Natur, die Erscheinungen der atmosphärischen Welt, der unerklärbare Zusammenhang vieler Dinge veranlaßten den naiven Beobachter zum Nachdenken über sich und seine Umgebung. Er verlieh den geheimnisvollen Wesen, von denen er sich umgeben glaubte, Sprache, Leben und menschliches Empfinden, und so wurden sie heimisch an seinem Herd. Die siegenden Naturmächte verwandelten sich in wilde Riesen, die Unheil stifteten, oder in ritterliche, junge Prinzen, die mächtige Feinde besiegten und unschuldig Leidende erlösten.

Zu den wenigen, die heute noch verstehen Märchen zu erzählen, gehört Selma Lagerlöf. Sie konnte den Reichtum inneren Erlebens umsetzen in dichterische Tat.

Sie, die Herrin einer reifen, großen Kunst, lebt wie ein Kind in innigem Zusammenhang mit der Natur. Mit leuchtendem Blick dringt sie in das Wesen alles Geschaffenen, läßt Tiere und leblose Gegenstände redend und reflektierend auftreten, und versteht wie wenige in der Seele des Kindes zu lesen.

Das schönste Märchen, das sie gedichtet hat, heißt „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen."

Die Flügel ihrer Phantasie schimmern in allen Farben und tragen sie weit weg über Gletscherseen und dunkle Wälder, bis hinauf in den hohen Norden.

Anders sind ihre Legenden. Sie entstammen alle älteren Quellen. Selma Lagerlöf sagt, es würde ihr nicht richtig vorkommen, neue Legenden zu ersinnen, denn „das Interessante sei ja gerade, daß sie einmal für wahr gehalten wurden." —

Gemütstiefe ohne Sentimentalität, Humor, große Bildkraft und natürliche Frische sind ihr eigen. Ihre Sprache gleicht einem Wandelgang zwischen blühender Romantik und naturalistischer Kleinmalerei, zwischen epischer Pracht und biblischer Einfachheit. Was sie empfindet, kann sie auch gestalten.

Auch ihre Erzählungen, die fest im Erdreich der Wirklichkeit wurzeln, haben einen phantastischen Einschlag.

Ihr letzter Roman „Liljecronas Heimat" spielt in Wermland wie Gösta Berling.

Noch manche andere Parallele ließe sich ziehen — aber nicht zum Vorteil des neuen Buches. Es erreicht bei weitem nicht die Schönheit und urwüchsige Kraft des zuerst erschienenen Romanes.

Die Erzählung beginnt am zweiten Weihnachtsfeiertag im Jahre 1800. Sie setzt ein mit der lebendigen Schilderung eines Sturmes. Die unbarmherzige Gleichgiltigkeit, mit der Naturereignisse über den Menschen hereinbrechen, ist gut wiedergegeben. Die Natur erscheint beseelt. Und die Menschlein, die

diesmal gegen den Sturm zu kämpfen haben, sind noch so klein! Es sind die Kinder Nora und Bubi, die aber als wahre Naturkinder sich zu helfen verstehen.

Der feindlich gesinnte Sturm, der sie anbläst, stößt und schüttelt, als wollte er probieren, was er mit ihnen anfangen könnte, der muß ihnen schließlich zu Diensten sein und sie, auf ihren Sitzen aus Tannenzweigen, über die Eisfläche des Sees hinüberblasen. „Das war die schnellste Fahrt, die die Kinder je in ihrem Leben gemacht hatten."

Und sie kommen rechtzeitig im Pfarrhause von Lövdala an, um am Festmahl, auf welches sie sich schon ein Jahr lang gefreut haben, teilnehmen zu können.

Die Personen, mit deren Leben wir in diesem Roman bekannt gemacht werden, sind der ehrenwerte Pfarrer von Lövdala, seine schöne Tochter Maja Lisa, die böse Stiefmutter und die beiden Brüder Liljecrona. Der eine ist Kandidat der Theologie und der andere wird der Schmied von Henriksberg genannt — ist aber eigentlich kein Schmied, sondern verschiedenes andere — vor allem Künstler! An zwingender Macht kann er es gleich mit dem Rattenfänger von Hameln aufnehmen, und mit seinem Geigenspiel fiedelt er sich in's Herz hinein, wie es von alters her der Brauch war.

So hat er auch einmal zu einem Fest gespielt und seine Jugendgeliebte hat so lange getanzt, bis sie tot hinsank. Dieses Ereignis warf so dunkle Schatten über sein Leben, daß aus dem tatkräftigen jungen Mann ein müder Träumer wurde.

Sehr wahrheitsgetreu ist die tüchtige Jungfer Wabitz geschildert, die als Hilfesuchende in's Pastorat kommt und dasselbe nicht mehr verlassen will, weil sie es sich in den Kopf gesetzt hat, Frau Pastorin zu werden. Als sie dieses Ziel erreicht hat, beginnen für Maja Lisa die schweren Jahre der Dienstbarkeit und Selbstverleugnung. Sie muß es erleben, daß ihr lebensfroher Vater, der früher ihr Freund und Spielkamerad gewesen war, ihr jetzt fremd und feindlich gegenüber steht.

Der Leser wird durch den Inhalt und Titel des Buches erst ein wenig irre geführt. Man glaubt, es handelte sich um den Wohnort des Finnenpastors Liljecrona oben im unwirtlichen Norden. Schließlich erfahren wir, daß die Heimat des anderen Bruders gemeint ist, — eine Heimat, die hoch über allem Erdenbesitz liegt.

Unübertrefflich sind die Naturschilderungen, ob es sich nun um einen Frühlingstag im Walde oder um eine Fahrt über das schwarz-blaue Eis der Seen handelt. Die Verfasserin findet die richtigen Worte für alle Schattierungen der Naturstimmungen. In ebenso anschaulicher Weise wird das Leben und Treiben im Hause, wie es sich vor hundert Jahren abspielte, geschildert. Wir werden in die Spinnstube und in den Salon geführt. Unbedeutende Scenen aus dem Alltagsleben, behaglich erzählt, geben Bilder von kulturhistorischem Wert.

Selma Lagerlöf drückt sich sehr prägnant aus. Wenn sie sagt: „Die große Kastenuhr aus Dalarne schlug sechs mit einem Gerassel, als wollten die schweren Gewichte bis in die Unterwelt hinunterstürzen," — dann sieht man deutlich eine nordisch-warme, holzgetäfelte Stube vor sich, in welche keine Rokokouhr hineinpaßte.

Je weiter eine Erzählung zeitlich zurückgreift, desto näher treten sich Wirklichkeit und Märchen, desto unlösbarer sind sie mit einander verbunden. Und weil der Leser in solch eine Märchenstimmnng versetzt wird, verläßt ihn auch nicht das Gefühl, daß die Erzählung noch ein gutes Ende nehmen muß.

Die eiserne Gerechtigkeit, die im Märchen waltet, verlangt, daß die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Das ist auch hier der Fall — es mischt sich aber doch zuviel Zweifel und Unklarheit in den Gang der Handlung. Die Lösung ist nicht so harmonisch, wie man erwarten dürfte. Zwischen einzelnen dieser Personen besteht ein künstlich konstruierter Zusammenhang, der nicht aus den Dingen und Geschehnissen hervorgeht.

Der Held ist ein Mensch, der den Weg verloren hat, er tastet umher in den Rätselgründen des Daseins und leidet am Leben wie ein moderner Poet. Er ist so abhängig von seinen Stimmungen, daß man beinahe das Vertrauen zu ihm verlieren könnte.

Da war doch Gösta Berling, der schöne Abenteurer, ein ganz anderer Held.

Zum Schluß sehen wir Maja Lisa allein in ihrem blühenden Garten.

Die Stiefmutter ist verschwunden und der Vater gestorben. „Nie hatte er etwas von Kummer und Angst wissen wollen. Als er gefunden, daß das Leben schwer und verworren wurde, war er dahingegangen. Die Erinnerung an ihn war hell und licht." Auch in Maja Lisas Umgebung ist es hell und licht. Liljecrona kommt und spielt.

Da verstand Maja Lisa, daß er die Musik so liebt, wie sie ihre Heimat liebt. Sie will ihn erlösen, aus dem Tal der Schatten hinaufführen zu sonnigen Höhen. Sie und ihre große Liebe und die Kunst als Erlöserin — diese guten Drei — sollen das Wunder vollbringen.

„Die Musik war seine Heimat, sie konnte ihm Ruhe, Sicherheit und Erquickung bringen. Wenn er spielte, spannten die Töne ein Dach über seinem Haupte aus, das strahlender war als Apfelblüten und Sonnenschein. Dann trat er ein in seine wahre Heimat, sie, die während seiner ganzen einsamen Jugendzeit seine Zuflucht gewesen war."

Maja Lisa will die Musik zu ihrer Bundesgenossin machen und als Siegerin hervorgehen.

Wirklichkeit in Märchenstimmung getaucht, in das Gebiet, auf welchem sich die Verfasserin in frohem Schaffen bewegt. Mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin schreitet sie an Höhen und Tiefen vorüber, die durch das Reich der Phantasie führen. Deshalb wird sie wohl auch selbst gewußt haben, wo der Fehler in ihrem Roman liegt.

Maja Lisa wird jetzt selbst die Rolle der Erlöserin übernehmen und der Leser hofft auf das Gelingen dieser Absicht — legt aber doch mit einigem Zweifel das Buch aus der Hand.

Es gibt ästhetische Gesetze, die man nicht ohne weiteres umgehen kann. Sie verlangen, daß ein im Märchenstil angelegter Roman auch folgerichtig in diesem Stil durchgeführt wird. Daher drängt die ganze Anlage in diesem Roman darauf hin, — daß Maja Lisa — auch Schneewittchen genannt — nach allen Leiden durch einen Helden erlöst werden soll.

Goethe sagt: „Der Poet soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin nie Allgemeines darstellen."

Ein echtes Märchen ist gesund wie Marmor, glatt und hell, tadellos, ohne Sprünge und Risse. Deshalb kann da auch nichts gebogen und verändert werden.

Die Schneewittchen, Aschenputtel, Dornröschen kommen ihren prinzlichen Befreiern nicht zu Hilfe, weil das für die Dichtung gleichbedeutend gewesen wäre mit einem Verlust an ästhetischen — in diesem Fall speziell folkloristischen Werten. Der Held im Märchen vollbringt das Unmögliche, — dieser scheut zurück vor der Berührung mit der Wirklichkeit.

Maja Lisa kann nur erlöst werden durch einen, der dem Leben durchaus bejahend gegenüber steht, der stärker und willenskräftiger ist als sie. Statt dessen verlassen wir sie mit der Hoffnung, daß sie einen Kranken, am Leben Verzweifelnden in's Leben zurückführen wird. — Die Gewißheit haben wir nicht.

Was das Buch durch diesen Schluß an ethischem Gehalt gewinnt, verliert es an Harmonie und Formvollendung.

Nachdruck verboten.

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

## 3.

## Klassikerausgaben.

Von Dr. Valerian Tornius. (Leipzig.)

Der Grundbestand einer jeden Hausbibliothek sind und bleiben immer die Klassikerausgaben. Wenn jemand noch so karg mit Bücherschätzen bemessen ist, seinen Goethe, seinen Schiller hat er doch, und wenn dieser auch nur drei deutsche Reichsmark kostete. Allein der Ehrgeiz fast jedes Gebildeten begnügt sich nur selten mit so Wenigem und Billigem. Er möchte zum mindesten eine, wenn auch bescheidene, so doch ansehnliche Bibliothek besitzen, eine Bibliothek, die nicht nur durch ihren idealen Wert angenehm auffällt, sondern die ebenso für das Auge repräsentabel erscheint. Da fällt es denn wirklich oft schwer, unter der Fülle vorhandener Klassikerausgaben die rechte Wahl zu treffen. Die eine Ausgabe hat nach dieser Seite hin ihre Vorzüge, die andere nach jener; die eine zeichnet sich durch treffliche Redaktion, die andere durch vorzügliche Ausstattung aus. Vor zehn Jahren gestaltete sich die Wahl nicht

so schwierig. Damals gab es die bekannten eingebürgerten Klassikerausgaben von Cotta, Reclam, Meyer und Hesse, die sowohl in ihrer Aufmachung, wie in ihrer Preislage sich wenig von einander unterschieden.

Zweifellos gebührt dem Inselverlag das Verdienst, eine rege Konkurrenz auf diesem Gebiete entfacht zu haben, die in verhältnismäßig kurzer Zeit die besten Früchte gezeitigt hat. Der Inselverlag verficht nicht einseitig den prätentiösen bibliophilen Geschmack. Seine bisher erschienenen Klassikerausgaben erweisen deutlich sein Bestreben, allen Ansprüchen vollwertig zu genügen. Er hat Werke veröffentlicht von der erstaunlichen Billigkeit seines „Sechs-Mark-Goethe" und wiederum solche, deren Preis über 100 Mark beträgt, wie z. B. Honoré de Balzacs „Menschliche Komödie." Ein Vorzug der Inselklassiker ist die Eigenart einer jeden Ausgabe. Abgesehen davon, daß dadurch jene störende schablonenhafte Einförmigkeit vermieden wird, die sich leider manche Verlage zum Prinzip gesetzt haben, liegt darin ein sinnigeres Verstehen der Dichterindividualitäten. Man kann nicht Lenau in Scharlachrot oder Hölderlin in Rasengrün einbinden. Es entsteht dadurch ein Widerspruch, der auf feiner empfindende Bücherliebhaber unangenehm wirkt. — Als eine Musterleistung des Inselverlages möchte ich die sechsbändige Dickensausgabe hinstellen. (Jeder Band in Leinen geb. 6 M.; in Leder 7.50). Außerordentlich anheimelnd repräsentieren sich diese hellbraunen goldverzierten Bände, die dünn und federleicht sind, obwohl sie mehr als 1000 Textseiten enthalten. Ein Papier von erstaunlicher Dünne ist hierzu verwandt worden, und doch liest sich alles so klar, als ob es auf wertvollstem Bütten gedruckt worden wäre. Was diese Dickensausgabe auch so reizvoll macht, das sind die alten Federzeichnungen von Phiz, Cruikshauk u. a., die ihr beigegeben wurden. Von andern Klassikerausgaben des Inselverlags seien insbesondere Kleist und Lenau empfohlen, die beide ungefähr in derselben Preislage stehen und den Vorzug haben, neben den Werken die Briefe der Dichter zu enthalten. En passant versäume ich nicht, auch auf ein Werk der älteren Literatur mit gebührendem Nachdruck hinzuweisen, ein Werk, das in keinem deutschen Hause fehlen dürfte: es ist die zweibändige, von Reinhard Buchwald vorzüglich redigierte Ausgabe der Lutherbriefe, die hier in guter Auswahl geboten werden.

Dem Inselverlag unmittelbar an die Seite zu stellen ist der Verlag Georg Müller in München. Auch er hat sich um die Belebung und Neugestaltung unserer Klassiker erhebliche Verdienste erworben. Diese beruhen einerseits auf einem ganz neuen Prinzip der Anordnung: die Werke werden chronologisch aneinandergereiht, wobei nicht nur die poetischen und prosaischen Schriften, sondern auch die Briefe und Tagebücher Berücksichtigung finden. Dadurch entsteht ein vollkommen geschlossenes Bild von dem Entwickelungsgang des Dichters, uud es fällt leicht, sich in den einzelnen Phasen zu orientieren. Nach diesem Prinzip ist die vierzigbändige Goethe- und die sechzehnbändige Schillerausgabe eingeteilt, die unter dem Namen Propyläen- und Horenausgabe gehen. Diese Methode wird auch bei der im Erscheinen begriffenen vierzehnbändigen Hebbelausgabe (der Band geb. M. 5. geb. M. 8) angewandt. Sie wird zum hundertsten Geburtstag des Dichters fertig vorliegen. Gerade bei Hebbel erweist sich das chronologische Prinzip überaus vorteilhaft; denn es zeigt uns deutlich, wie dieser geniale Dichter mit titanischem Drange aus der bedrückenden geistigen Atmosphäre seiner Kindheit allmählich sich losreißt, um zu höchster Klarheit schließlich emporzudringen. Hebbel, der so lange Verkannte, auch noch heute so wenig

Gekannte, wird durch diese Ausgabe viele neue Verehrer und Freunde finden, hauptsächlich darum, weil hier jenes Hindernis, das die Kenntnis seiner Werke erschwert, aufgehoben ist — die planlose Nebeneinanderstellung seines Schaffens aus verschiedenen Zeitperioden. Gerade so wie bei Nietzsche so, muß man sich auch bei Hebbel von Stufe zu Stufe hinauflesen und nie den Entwickelungsfaden aus dem Auge lassen, wenn man ein tieferes Verhältnis zu diesem Dichter gewinnen will. Und das wird, wie gesagt, durch die vorliegende Ausgabe so bequem vorgezeichnet, so gefällig nahe gelegt. Mit dem Letzteren will ich die andere verdienstvolle Seite der Georg Müllerschen Klassiker angedeutet wissen: ihre Ausstattung. Man möge zur Hand nehmen jede Ausgabe, welche es auch sei, und jede wird einen schon in ihrer äußeren Aufmachung angenehm befriedigen. Die Einbände haben ein schlichtes, vornehmes Gepräge. In ihnen feiert die Buchbindekunst früherer Zeiten eine Regeneration, indem sie den Einband zu einem notwendigen künstlerischen Attribut erhebt, ohne jedoch in der Form sklavische Kopie zu sein. Ich wüßte wenige Einbände, die so sinnreich ihren Inhalt charakterisieren, wie die der sechsbändigen Moliere ausgabe (Band geb. M. 5. in Halbleder M. 8) desgleichen Verlages. Die Grazie und Schelmenhaftigkeit des größten Dichtergenies der galanten Zeit leuchtet schon, möchte ich sagen, aus diesem braunroten, mit Rokokoschnörkeln verzierten Buchrücken uns entgegen. Und inhaltlich der gleiche Eindruck wie bei den übrigen Ausgaben: Vornehmheit, Gediegenheit und Tüchtigkeit. Es fehlte uns dringend eine gut übertragene Moliereausgabe. Jetzt haben wir sie endlich; und um ihren Wert zu erhöhen, sind ihr obendrein charakteristische zeitgenössische Kupferstiche beigegeben, die uns die Welt Molieres nur noch näher bringen. Unter den übrigen Klassikerveröffentlichungen des Georg Müllerschen Verlages seien die Romantikerausgaben — Brentano, E. T. A. Hoffmann und Eichendorff — hervorgehoben. Für ein eingehendes Studium der Romantik sind sie unentbehrlich.

Es ist in unserer Zeit besonders stark das Bestreben aufgetreten, die ausländischen Klassiker umzuübersetzen. Man fand in den guten alten Übersetzungen so viel Antiquiertes, daß dadurch der rein ästhetische Genuß des Werkes beiträchtigt werden mußte. So ist es auch Shakespeare ergangen. Über die Schlegel-Tiecksche Übertragung, die ein Jahrhundert lang als die beste gegolten und die eigentlich dem großen Britten die deutsche Popularität verschafft hat, wurde die Feme ausgesprochen. Es wurden Stimmen laut, namentlich von der Bühne, welche die Behauptung aufstellten, daß die langen periodischen Sätze den augenblicklichen realistischen Forderungen der Schauspielkunst zuwiderliefen. Und mit Recht; denn nirgends macht sich ein antiquierter Sprachgebrauch so fühlbar wie gerade auf der Bühne. Diesen Mangel sucht nun der sog. Gundolfsche Shakespeare, der im Verlag von Georg Bondi in Berlin erscheint (broch. Band Mk. 6.; in grün Leinen geb. Mk. 7.50) wirksam auszugleichen. Wir haben es bei dieser Ausgabe nicht mit einer völligen Neuübertragung zu tun. Den Grundstock bilden auch hier August Wilhelm Schlegels siebzehn Übertragungen. Nur revidiert der Herausgeber sorgfältig die inhaltlichen Verstöße, die Schlegel gemacht hat, beseitigt sprachliche Weitschweifigkeiten, umständliche, schwer sprechbare Versanhäufungen und sucht Ton und Sprache, ohne irgendwie dabei anachronistisch zu werden, dem modernen Empfinden anzupassen. Eine gänzliche Neuübertragung erfahren nur die von Schlegel nicht übersetzten Hauptwerke des großen Dichters. Auch

werden die Sonette in der Verdeutschung von Stefan George mit in der Ausgabe, die zehn Bände umfassen soll, Aufnahme finden. Es sind bisher sieben Bände erschienen, und sie zeigen mit großer Deutlichkeit ein allseitiges Gelingen auf der ganzen Linie des seiner Vollendung zuschreitenden Unternehmens. Es ist dem Herausgeber in der Tat geglückt, dem in der Vorrede ausgesprochenen Wunsch, „das Gesicht Shakespeares, wie es diesem anspruchsvolleren Geschlecht erscheint, im Stoff der deutschen Sprache" festzuhalten, Erfüllung zu geben. Für die Verdeutlichung des Textes sorgen die jedem Bande am Schluß beigefügten Anmerkungen. Was die Ausstattung anbetrifft, so entspricht sie in jeder Weise der hier gestellten Aufgabe. Der feinsinnige Berliner Künstler Melchior Lechter hat Einband, Umrahmung der Seiten, Initialen und Vignetten entworfen und damit der Ausgabe ein, den geläutertsten Geschmacksansprüchen genügendes Relief gegeben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gundolfsche Shakespeare der Shakespeare ist, den der Freund und Verehrer des Dichters längst ersehnt und erhofft hat.

Wenn ich oben dem Inselverlag einen nennenswerten Einfluß auf dem Gebiete der Buchausstattung zuschrieb, so darf ich auch den Verlag Eugen Diederichs in Jena als bahnbrechenden Faktor in dieser Hinsicht nicht unerwähnt lassen. Solidität und Geschmack sind die Grundsätze, auf denen der Verlag aufgebaut ist, und ihnen verdankt er ein weit ausgedehntes Renomnee. Unter seinen Klassikerausgaben möchte ich namentlich Hölderlin und Stendhal nennen. Der erstere ist in drei Bänden erschienen (Lwd. Mk. 12, Perg. Mk. 15) und umfaßt den Hyperion, die Gedichte, den Empedokles, Übersetzungen und philosophische Schriften. Die Briefe sind in einem Sonderband veröffentlicht worden. Als Herausgeber zeichnet Wilhelm Böhm. Hölderlin hat nie eine große Gemeinde besessen, und er wird sie auch nie haben, denn sein Denken und Dichten geht auf stillen, verschwiegenen Pfaden, wobei ihm nur sehr zart empfindende Menschen folgen können. Und doch steht dieser Euphorion der Literatur dem modernen Empfinden näher als man denkt. Nicht nur Nietzsche hat in seinen reifsten Lebensjahren von ihm gelernt, die ganze führende gegenwärtige Lyrik reicht in ihren Entwickelungsfäden bis zu ihm zurück. Es ist der weiche musikalische Ton, der diese Verwandtschaft bewirkt, auf den wir seit Nietzsche wieder mit großer Inbrust zu lauschen begonnen haben. Ein Abschnitt aus dem „Hyperion" oder ein Gedicht von Hölderlin wirken wie auserlesene, im intimsten Kreise gespielte Kammermusik. Man sollte sich häufiger daran erbauen. — Stendhal-Henry Beyle stammt aus einer anderen Welt. Ihm fehlt völlig das musikalische Schwingen der Seele. Er sieht die Welt mit einem trockenen, aber scharfen Geiste. „Er ist" — wie Hypolite Taine ihn richtig charakterisiert — „so klar wie die Griechen und wie unsere Klassiker, wie die reinen Geister, die uns mit wissenschaftlicher Exaktheit die sittliche Welt geschildert haben und denen man danken muß, daß man sich manchmal gern Mensch fühlt". Stendhals verhältnismäßig geringes Bekanntsein in Deutschland hängt damit zusammen, daß bisher keine gute deutsche Ausgabe seiner Werke existierte. Die im Verlag von Diederichs erscheinende, von Oppeln-Bronikowski edierte und eingeleitete enthält neben den „Römischen Spaziergängen" und der „Reise in Italien", diesen beiden für jeden Italien-Reisenden so lehrreichen Begleitbüchern, die Renaissancenovellen, den Roman „Rot und Schwarz", dessen Erscheinen seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte, und vor allem die überaus interessanten und lesenswerten „Bekenntnisse eines Egotisten" (die Preise der Bände verschieden: br. von 4—7 Mk., geb. von

5—9 Mk.). Die vorliegende Ausgabe wird zweifellos viel zu dem Verständnis dieses Dichterphilosophen beitragen.

Einen absonderlichen, ebenso wenig beachteten und doch genialen Dichter hat der Verlag Paul Cassirer in Berlin, der uns auch eine hübsche Ausgabe der Werke unseres genialsten baltischen Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz bescherte, aufleben lassen. Es ist der jungdeutsche Stürmer und Dränger Georg Büchner (Gesammelte Schriften in 2 Bänden; brosch. 10 M., kart. 12 M.) Zwischen Lenz und Büchner besteht eine gewisse Verwandtschaft. Sie sind beide überschäumende revolutionäre Draufgängernaturen. Aber dieses Draufgängertum unterscheidet sie auch gleichzeitig voneinander. Lenz ist Literat, Büchner — Politiker. Das gibt ihrer Richtung das Gepräge. Wie sehr Büchner sich jedoch seinem älteren Vorgänger verwandt fühlte, das zeigt deutlich der Umstand, daß er ihn zum Helden einer Novelle machte, die allerdings Fragment geblieben ist. Wer ein starkes impressionistisches Bild von der aufsteigenden politischen Gewitterschwüle, deren Entladung schließlich nach mehr als zwei Jahrzehnten das Jahr 1848 vollzog, gewinnen will, wird Büchner lesen müssen. In seinen Dramen und Briefen findet er mehr, als vielleicht ein dickleibiges Geschichtswerk ihm zu sagen vermag.

Alle eben besprochenen Ausgaben sind wegen ihrer kostspieligeren Ausstattung naturgemäß nicht so billig, wie man es eigentlich bei Klassikern erwartet. Ihr anspruchsvolleres äußeres Gewand kommt natürlich bei der Festsetzung der Preislage erheblich in Frage und will bezahlt sein. Eine Zwischenstellung zwischen den kostspieligeren und den ganz billigen Klassikern behaupten die sog. Tempelklassiker, die der Tempelverlag zur Ausgabe gelangen läßt. Hier kostet jeder Band in Leder M. 3.—, in Halbleder M. 3.75, ein Preis, der in Anbetracht der angewandten Sorgfalt und Gediegenheit wohlfeil zu nennen ist. Die Eigenart der Tempelklassiker besteht darin, allen philologischen und kritischen Apparat, Lesarten, Anmerkungen und dgl., kurzum alles, was eigentlich mehr den Forscher, als den gebildeten Leser interessiert, aus ihrem Rahmen auszuschalten; statt dessen enthält der letzte Band eine ausführliche Biographie des betreffenden Dichters, die mit einer reichhaltigen Anzahl von Briefen durchflochten ist. Die Einheitlichkeit der Tempelklassiker kennzeichnet sich dadurch, daß eine bestimmte Schrift — die E. R. Weiß-Fraktur — für alle Ausgaben verwandt wird, doch fällt diese Einheitlichkeit insofern nicht unangenehm auf, weil die Farbe der Einbände jeder Ausgabe verschieden und außerdem sehr geschmackvoll gewählt ist. Von den bisher erschienenen Tempelklassikern liegen mir zwei vor: ein zehnbändiger Heine und ein vierbändiger Mörike (es sind aber auch Goethe, Schiller, Uhland und Kleist bereits erschienen). An beiden Ausgaben habe ich eine aufrichtige Freude. Nicht nur daß sie in textlicher Hinsicht einen mustergültigen Eindruck machen, auch die Type hat etwas ungemein Reizvolles und für das Auge Beruhigendes; sie lenkt nicht durch unnützen Zierat die Aufmerksamkeit ab und läßt deswegen um so plastischer das Wort des Dichters auf den Leser wirken. Die Heinebiographie, die den Werken beigefügt ist und Dr. Rudolf Fürst zum Verfasser hat, zeichnet sich durch Klarheit und feinsinnige Darstellung aus, wodurch das Bild des viel geliebten und gehaßten Dichters in das rechte Licht gerückt wird. Die Mörikebiographie von Dr. Franz Deibel steht noch aus.

Den Forderungen der Zeit entsprechend haben auch einige der alten bekannten Klassikerverlage ihren Ausgaben eine moderne Umwandlung zuteil

werden lassen. Ich nenne hier in erster Linie die große sechzehnbändige Schillersäkularausgabe des Cotta'schen Verlages, die zu dem enorm billigen Preise von 32 Mark käuflich ist. Die tiefgründige, scharfsichtige Gelehrsamkeit unserer ersten lebenden Literarhistoriker Erich Schmidt, Albert Köster, Jakob Minor u. a. tritt uns in diesen Bänden auf Schritt und Tritt entgegen. Sie umrahmt mit Einleitungen und Anmerkungen das gewaltige Bekenntnis des großen Dichterfürsten und deutet das Einzelne, unserer Zeit schwer Verständliche. Das prägnant zusammengefaßte Resultat einer jahrhundertlangen Schillerforschung ist in diesem leichtflüssig lesbaren Kommentar ausgedrückt, und viel Mühe wird darum demjenigen erspart, der in die Tiefen des Schillerschen Geistes eindringen will. Daß sie in textlicher Hinsicht absolut zuverlässig ist, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Diese Schillersäkularausgabe, der sich in würdiger Nachbarschaft die im gleichen Verlage erschienene Goethejubiläumsausgabe anreiht, steht unter den vielen Dutzend bisher existierender unleugbar voran und gibt auch dem weniger Bemittelten durch ihre Billigkeit Gelegenheit, sie zu einer Zierde seiner Bibliothek zu gewinnen.

Eine ebenso vorteilhafte Metamorphose hat Richard Bongs ehemalige Goldene Klassikerbibliothek erlebt. Die schweren goldenen funkelnden Einbände sind gewichen und haben ein schlichteres, aber geschmackvolleres Äußere erhalten. Die vierzigteilige vollständige Goethe-Ausgabe, die bereits bis zu dreizehn Bänden angewachsen ist (20 Bände brosch. à M. 1,50; geb. à M. 2; in Halbfranz à M. 3) macht einen sehr erfreulichen Eindruck, innerlich wie äußerlich. Was mir besonders rühmenswert an diesem „Goethe" erscheint, ist die kluge Anordnung der Werke. Sie sind in leicht übersichtliche Gruppen geteilt, so daß sich derjenige, der nicht vollständig mit dem Schaffen des Dichters vertraut ist, leicht zurechtfindet. Jeder einzelnen Gruppe steht eine Einleitung voran, die das Notwendige, literarhistorisch Wissenswerte zusammenfaßt. Die Anmerkungen stehen getrennt in zwei Bänden, damit der Leser nicht durch unnötiges Blättern abgelenkt wird und jederzeit bequem das Erforderliche nachschlagen kann. Eine Biographie Goethes leitet die Ausgabe ein, und ein Gesamtregister der Werke schließt sie ab. Was dieser Ausgabe noch einen besonderen Reiz verleiht, das sind die beigefügten Abbildungen, Porträts von Goethe und ihm nahestehenden Persönlichkeiten, Landschaften, Handschriftproben u. s. w.. Alles in allem genommen ist der Bongsche Goethe eine lobenswerte Leistung, der man nur wünschen kann, daß sie in den weitesten Kreisen bekannt wird. Gleich verdienstvoll sind die Ausgaben anderer Klassiker. Die Freiligrathausgabe, die mir gerade vorliegt, steht auf dem gleichen gediegenen Niveau und ist allen Freunden dieses Dichters nur zu empfehlen.

Nicht vergessen möchte ich Reklams Heliosklassiker, die jetzt ebenfalls unter Assistenz bedeutender Gelehrter ihr früher sehr bescheidenes Werktagskleid mit einem soliden Sonntagsgewand vertauscht haben. Die Lessingausgabe z. B. enthält in drei ansehnlichen Bänden die wichtigsten Werke in einer ansprechenden, auf gutem Papier gedruckten lesbaren Form. Eine kurze Einleitung orientiert über das Nötigste. Und in ähnlicher Anlage sind auch die übrigen Klassiker gehalten. Diese Ausgaben seien insbesondere Schülern und der studierenden Jugend empfohlen, die hier mit wenig Geld eine kleine Bibliothek erwerben können, an der sie ihre reine Freude haben werden. —

Es ist natürlich nicht möglich, sämtliche in den letzten Jahren erschienene

Klassikerausgaben in diesem engen Rahmen zu würdigen. Das soll auch nicht der Zweck dieser Zeilen sein. Sie beanspruchen nichts mehr, als die Rolle eines Wegweisers zu spielen. Aus der Fülle des Vorhandenen wählen sie das, was ihnen am bedeutendsten und am empfehlenswertesten scheint. Sie wollen nur auf die Bausteine hinweisen. Wie diese aneinander zu fügen sind, das möge dem literarischen Geschmack eines jeden Einzelnen überlassen bleiben.

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)

(Benvenuto Sartorius.)

(3. Fortsetzung.)

Wissifluh, den 10. Mai.

Nun sind wir schon über eine Woche hier oben in der Bergeinsamkeit, am Rigistock.

Ein einziges Haus inmitten blühender Alpenmatten.

Tief drunten der Vierwaldstätter See, wie eine kleine Wasserlache für spielende Kinder, jenseits der zerklüftete schneeige Gipfel des Pilatus.

Eine reine, herzstärkende Luft weht hier oben.

Firnenluft — —

Ich atme wieder — kann wieder frei aufatmen — — an der Riviera glaubte ich zu ersticken!

San Remo — —

Wie ein beklemmender Traum steigt es wieder auf, legt sich würgend, wie ein Alp, mir auf die Brust.

Wie kann man ankämpfen gegen etwas Körperloses . . gegen blutlose Schemen, die unsre Seele ängstigen —!

Dies unfaßbare Grauen vor dem Tode! —

Da ist es heraus, das unselige Geheimnis, das ich all' diese Tage mit mir herumgetragen, seit jener Morgenstunde, da ich, ohne zu wollen, mit anhören mußte — —

Doch ich will versuchen, meine Gedanken zu klären; vielleicht, wenn ich mich bemühe ganz getreu meine Erinnerungen aufzuzeichnen, gelingt es, mir das Grauen von der Seele zu schreiben — — — — — — — — — — —

Ich hatte mich vor Tante Maluschas, mir von Tag zu Tag unerträglicher werdender Gesellschaft in meine Grotte geflüchtet.

Hier unten herrschte eine angenehme Temperatur, die drückende, sommerliche Schwüle, die alle Menschen matt, wie die Fliegen, umherschleichen ließ, drang nicht herein.

Aus dem geborstnen Gestein über meinem Haupte hing knorrig verwachsenes breitblättriges Feigengestrüpp, durchwoben von blühenden Schmarotzerpflanzen, und bildete eine dem Späherauge undurchdringliche grüne Matte, durch deren Geflecht das blaue Meer zu mir hereindämmerte.

Die Sonne schwamm auf den Wellenkämmen, — wie gemünztes Gold fluteten sie heran und brachen sich schäumend an den Steinblöcken zu meinen Füßen —

Immer näher krochen sie heran — leckten den Saum meines Kleides — meine Fußspitzen — — meine herabhängenden Hände — —

Wie langhaarige weiße Angorakatzen, die sich heranschmeicheln und, abgeschüttelt, sich in eine blaugrünschillernde, goldig durchleuchtete Schlange verwandeln.

Ich kam mir vor wie die Gefangene des Wassermanns im Märchen.

Dazu diese tausend Stimmen im Wasser, dies Raunen — Flüstern — Rauschen — — ein Ewiges, das zu mir heraufklang, mich umtönte und einlullte, daß ich in einen halbwachen, dämmerhaften Zustand verfiel, als sänke eine schwere Müdigkeit sich bleiern auf meine Glieder — —

Und dann, in all dies Raunen und Rauschen hinein, der Klang menschlicher Stimmen — unmittelbar neben — über mir — —

Bei dem gewaltigen Getöse, das mich umbraust, ist mir's, als tönten sie in meinem eigenen Kopfe — —

Die hohe Stimme ist die von Tante Maluscha. Die andere, eine Männerstimme, ist mir fremd.

Die Worte dringen vereinzelt, abgerissen zu meinem Ohr — — ich bin zu müde sie aneinander zu reihen, damit sie Sinn bekommen.

Doch da höre ich meinen Namen nennen und horche auf.

Tante beklagt sich über meine Launen, über den Aufenthalt in dem heißen, menschenleeren San Remo.

Die andere Stimme — es ist der neue Arzt, der Stellvertreter des Sanitätsrats — nimmt meine Partei.

Das stärkere Rauschen des Meeres übertönt das Gespräch, von dem ich nur zusammenhanglose Bruchstücke aufzufangen vermag.

Einige Minuten später — die Sprechenden mußten jetzt unmittelbar über mir am Gitter stehen — hörte ich sie so deutlich reden, als sprächen sie zu mir.

Wie Peitschenhiebe fielen die vorsichtig abwägenden und doch so erbarmungslos aufklärenden Worte in meine ahnungslose Seele — —

„Es ist ein furchtbar tragisches Geschick . . . einer von den Fällen, denen wir Ärzte machtlos gegenüber stehen. Ich habe den Bericht der Petersburger Ärzte gelesen, sowie die Aufzeichnungen des Sanitätsrats über die Entwicklung, welche die Krankheit hier unter seinen Augen genommen. Es scheint, der Fall habe sein ganz besonderes Interesse geweckt, — vielleicht als typisches Beispiel der noch immer vielfach angefochtnen Vererbungstheorie . . ."

„Aber", wandte Tante ein, „Tanias Mutter war doch von Haus aus gesund. Die Schwindsucht, an der sie starb, war die Folge der binnen wenig Jahren sich rasch folgenden Wochenbetten. Den ungeheuren Kräfte- und Blutverlust konnte der geschwächte Körper nicht ersetzen. Dazu kam der Eigensinn, mit dem sie darauf bestand, das Kind selbst zu nähren — trotz aller warnenden Vorstellungen der Ärzte. Schließlich mußte man ihr den Willen lassen, um sie nicht unnütz aufzuregen. Sie war so überglücklich, endlich ein lebendes Kind an die Brust zu drücken, nachdem sie sich dreimal in ihren mütterlichen Hoffnungen getäuscht gesehen."

„So hat sie vielleicht unbewußt, in mütterlichem Egoismus, ihrem Kinde das verhängnisvolle Erbteil übermittelt", hörte ich die ernste Stimme des Arztes sagen . . . und nach einer Pause, während mir das Herz zum Zerspringen schlug und ich gleichwohl mit Anspannung aller Kräfte auf die Fortsetzung des Gesprächs lauschte, begann er aufs neue:

„Das Wochenbett war wohl besonders schwer, weil eine Anzahl Frühgeburten vorausgegangen war, deren Kräfteverbrauch verhängnisvoll für die Wöchnerin wurde. — — Arme junge Mutter, Blut und Leben einzusetzen, um die lebensunfähigen Kinder eines durch Alkohol entnervten Vaters zur Welt zu bringen! — — "

Ich wähnte das Martyrium sei zu Ende, doch die unerbittliche Stimme über mir fuhr fort:

„Es ist dies eins der dunkelsten Kapitel der Medizin. Der Vater war Alkoholiker, bereits vor der Ehe. Das junge Wesen, das einer verhängnisvollen Stunde das Dasein verdankt, ist doppelt belastet — "

Tantens Entgegnung konnte ich nicht verstehen, um so deutlicher klangen des Doktors Worte zu mir herunter . . .

„Der alte Herr scheint eine große Sympathie für Ihr Fräulein Nichte gehabt zu haben. Er hat, wie ich aus seinen Aufzeichnungen ersehe, alle Möglichkeiten inbetracht gezogen, die trotz der ererbten Anlage noch einen günstigen Verlauf erhoffen ließen. Das Fazit, das er aus seinen eignen Beobachtungen ziehen mußte, ließ keine Selbsttäuschung mehr aufkommen. Die Jugend der Patientin, die bei dem vorgeschrittnen Stadium der Krankheit erschwerend ins Gewicht fällt — dazu in dieser morbiden Hülle eine leidenschaftliche, in fortgesetzter Erregung sich aufreibende Seele — eine Flamme, die sich im eigenen Feuer verzehrt — — "

Und nach einer mir unverständlichen Einwendung von Tante . . „der Aufenthalt in der ozonreichen Waldluft Finnlands kann möglicherweise eine vorübergehende Besserung bringen — wenigstens einen Stillstand des Krankheitsprozesses. Der Kräfteverfall wird sich hinziehen, wie es bei derartigen Patienten zu sein pflegt — bis die Blätter fallen — — " — — — — —

Was weiter gesprochen wurde, vernahm ich nicht mehr . . . vor meinen Augen wurde es dunkel und ein Brausen ging durch meinen Kopf, als sei alles Blut aus meinem Gehirn gewichen und eine vollkommene Leere eingetreten, die mich unfähig machte zu denken — —

Dann kam das Erwachen aus dieser dumpfen Schwere — wie das Erwachen einer Scheintoten, die sich bewußt ist, ausgelöscht zu sein aus der Liste der Lebenden — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Leben, das schon vor der Geburt den Todeskeim in sich trug — —!

Wie oft hatte ich in stillen einsamen Stunden über meine, in undurchdringliches Dunkel gehüllte, früheste Kindheit gegrübelt . . . mit heißem Sehnen derer gedacht, die mir das Leben gaben — — nun stehe ich vor der tragischen Lösung des Rätsels meines Daseins und kann das entsetzliche Licht, das blitzgleich vor mir aufgeleuchtet, nicht ertragen! . . kann die furchtbare, niederschmetternde Wahrheit nicht fassen — —!

Meine Gedanken sind wie eine Schar armer kleiner Vögel, die angstvoll durcheinanderflattern, um der unausweichlichen Todesgefahr zu entrinnen . . .

Ich möchte sie sammeln . . . einen Entschluß fassen . . und finde nichts als Tränen, bittere, ohnmächtige Tränen, die unaufhaltsam über mein Gesicht rinnen und auf das Papier niedertropfen, die Worte unleserlich machend, die ich schreibe . . .

O könnte ich sie damit auslöschen, ungesagt machen, diese furchtbaren Worte!

Ein unsägliches Mitleid überkommt mich mit mir selbst, mit meiner sehnsuchtsvollen, unverbrauchten Jugend!

Und daneben eine brennende Scham — daß ich mich fortschleichen möchte — seitab von den lebenskräftigen Genossen — mich verkriechen, wie ein todwundes Tier — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber stärker als alle anderen Gefühle regt sich in meiner Seele ein leidenschaftliches, sehnendes Heimverlangen!

* * *

## II.

Das Mysterium der Liebe ist tiefer als
die geheimnisvollen Wunder des Todes.
Oscar Wilde.

Lenorenhof, den 1. Juni.

Daheim — endlich daheim!

All' der Jammer dieser letzten Wochen, die fieberhafte Anspannung der Nerven, die mein ganzes Sein erbeben ließ in krankhaftem Heimweh und uneingestandner qualvoller Todesangst — gelöst in der Empfindung willenlosen Dahintreibens im Strome des Lebens . . .

Unsre Rückreise war wie eine Flucht, eine Flucht vor dem Tode, vor dem Sterben in der Fremde —

Jetzt bin ich in der Heimat, am Mutterherzen. Tante Lucy's Nähe schon allein hat so etwas Beruhigendes, Seelenstarkes.

Ich sehe sie jetzt mit andern Augen an, als früher — —

Ich bin überhaupt hellsehender geworden.

Sie muß viel durchgekämpft haben im Leben, das Leiden hat sie gezeichnet —

Aber sie ist Siegerin geblieben im Kampf, und das gibt ihr solche Gewalt über die Seelen anderer.

Es geht solch ein warmer Lebensstrom von Tante Lucy aus, etwas so unendlich Gütiges, Mütterliches. Als ob man in ihrer Nähe gesichert wäre vor jedem Unheil . . .

Wie gebannt folgen meine Augen der hohen Gestalt, wie sie so still umherwandelt zwischen den hochstämmigen Rosen, die sie alle selbst gepflanzt und gehegt, und deren Aufblühen und Welken sie mit immer neuem liebevollen Interesse beobachtet — — und unwillkürlich steigt die Frage auf in meiner Seele, wie es geworden wäre, wenn Papa anders gewählt — damals — — wenn dies ganze quälende Dasein, in das ich ungewollt hineingeboren wurde, nicht wäre — — all' dies marternde Denken und verzweifelte Sichanklammern an das entfliehende Leben, wenn es ungerufen geblieben wäre, nie aufgetaucht aus dem Schoße Nirwanas — wie die Töne einer Harfe, deren Saiten nie eine Hand berührt — —

Es klingt so greisenhaft weise, was ich da niedergeschrieben — aber ich bin ja auch alt — uralt!

Die Zeit, da ich jung war, scheint so weit hinter mir zu liegen, wie der Traum der ersten Kinderjahre.

Alt sein ist doch nur ein relativer Begriff.

Jedes Menschenleben umfaßt eine gewisse Spanne Zeit, bald länger, bald kürzer bemessen, — in der sich das Dasein mit all' seinem Glück und Weh, den stolzen Plänen und schrankenlosen Zukunftshoffnungen und — schmerzvollem Verzichten abspielt. Je mehr wir uns dem Abschluß nähern, um so

gereifter und geläuterter wird die Seele — ob dies Ziel uns nach siebzig oder zwanzig Jahren gesteckt ist — und mir —? „wenn die Blätter fallen — —"

Doch wozu an den Herbst denken?! Noch liegen Wochen, Monate, zwischen dem heute und den entblätternden Herbststürmen — Noch blühen die Rosen!

* * *

Unweit von hier liegt ein bekanntes Sanatorium für Lungenkranke. Ich glaube, man hat mich eigentlich dahinschicken wollen, nachdem sich die erste Bestürzung über meine so unvorhergesehene plötzliche Rückkehr gelegt.

Allein unser alter Hausarzt ist dagegen gewesen. Derselbe, der noch die arme Mama behandelt und mir zum Eintritt in diese Welt des Jammers verholfen! Er hat gemeint: das stete Zusammenleben mit Kranken sei nichts für ein so lebensfrohes junges Geschöpf, wie ich eins bin, und die Luft in Lenorenhof sei ebenso heilkräftig für den dummen Katarrh, der sich leider allerdings etwas in die Länge ziehe — —

Guter alter Mann! Gott segne sein menschenfreundliches Herz, das den Kranken über den Ernst der Stunde hinwegzutäuschen sucht! Wenn er ahnte, wie ich seine Verstellung durchschaue! — — — — — — — — — — —

Und nun sitze ich hier in dem lieben alten Lenorenhof, wo einst meine Mutter ihren kurzen Liebestraum geträumt, wo mich sonnige Kindheitserinnerungen umgeben, vor denen die Schatten der Zukunft weichen.

In der Atmosphäre harmonischen Friedens, die mich umfängt, finde ich mich selbst, das verlorene Gleichgewicht meiner Seele wieder.

Meine Gedanken klären sich, stürzen nicht mehr so wild durcheinander, wie sich zerfleischende hungernde Bestien ...

Ich habe in diesen Tagen des Ausruhens die Zeit gefunden, die alten Tagebuchblätter durchzulesen —

Gott, wie kindisch war ich, als ich dies schrieb! wie ahnungslos, daseinsfreudig ...

Und wie vielverlangend von der Zukunft — vom Leben — —

Wie ein Kind in der erwartungsvollen, freudigen Erregung der Adventzeit ...

Jetzt verlange ich nichts, als nur — leben! — leben, wenn es sein muß in Not und Elend, in nie aufhörendem unerbittlichem Kampf ums Dasein — das nackte Leben, das auch dem elendesten Bettler geschenkt wird — selbst dem Verbrecher, wenn er an die Gnade seines Königs appelliert — —

Und diese armselige Bitte — m i r wird sie verweigert!

Wie eine taube Blüte werde ich abfallen vom Baume der Menschheit — ohne etwas geleistet zu haben — ohne eine Spur meines Erdendaseins zu hinterlassen — —

* * *

Es ist eigen, wie die absolute Ruhe hier, der Blick in die weite stille Landschaft, aus der Hunderte von Seen wie eben soviele lichte Himmelsaugen zu mir herübergrüßen, besänftigend auf meine überreizten Nerven wirkt.

Mehr vielleicht noch das Bewußtsein, von zartfühlender fürsorgender Liebe umgeben zu sein, den Blick eines Menschen auf mir ruhen zu fühlen, für den mein Leben Wert hat.

Ich kann wieder klar über das Geschehne nachdenken.

Ich frage mich: m u ß es denn sein?

Ist jener Arzt unfehlbar?

Sind nicht selbst die anerkanntesten Autoritäten Irrtümern unterworfen — Autoritäten von Weltruf!

Und wer war jener junge unbekannte Arzt, der die undankbare Vertretung übernommen während der Nach-Saison? Hatte er überhaupt die Möglichkeit gehabt, sich in seiner gewiß noch kurzen ärztlichen Praxis genügende Erfahrungen am Krankenbett zu sammeln, um daraufhin sich ein so sichres Urteil anzumaßen?!

Zeugte es nicht von jugendlicher Überhebung, ohne den Patienten selbst gesehen und untersucht zu haben, das Todesurteil über ein Menschenleben zu fällen?

Wollte er nicht vielleicht nur Tante imponieren durch diese zur Schau getragene Sicherheit?! — —

Und wie das glückselige Ahnen neuerwachenden Lebens regt sich in mir der Flügelschlag wiederbelebter Hoffnung.

* * *

Aber in einem bin ich ihm Dank schuldig, jenem Unbekannten.

Seine Worte haben mich aufgerüttelt aus dem gedankenlosen Hinleben, das ich, wie wohl neun Zehntel meiner Altersgenossinnen, bisher geführt . . . mir die ernste Mahnung zugerufen, meinem Dasein Inhalt zu geben, keine Seite in dem Buche des Lebens unbeschrieben zu lassen, so lange es noch für mich aufgeschlagen ist. —

* * *

Die letzten Reisewochen haben mir fast gar keine Eindrücke hinterlassen: eine Reihe sich einander ablösender Stationen. . . Namen, die mir nichts sagen, an denen keine Erinnerung haftet.

Was ich in jenen Tagen erlebt, ist rein innerlich, fast unter der Schwelle des Bewußtseins — —

Es ist überhaupt kein Erleben, nur eine folternde Angst — die schaudernde Flucht vor allem Denken. .

Zwei Momente nur haben sich meinem Gedächtnis eingeprägt:

Das eine, als in Wirballen unser Zug langsam in die große Halle des Grenzbahnhofs einfuhr, und der erste russische Mushik mich begrüßte in der Sprache der Heimat — und die von Kind auf dem Ohr vertrauten Laute ein warmes Gefühl der Freude in meiner Seele auslösten —

und der Moment, da Maxime mich begrüßte und ich den Ausdruck jähen Erschreckens wahrnahm, der seine Augen durchzuckte, als sie meiner gewahr wurden — — es war nur ein flüchtiger, gedankenschneller Augenblick — — gleich darauf begrüßte er mich mit altgewohnter brüderlicher Herzlichkeit in warmen Worten unverhohlener Freude — —

aber dies, ihm wohl selbst kaum bewußt gewordene, aufzuckende Erschrecken, das mir nicht entgangen, gab seiner Herzlichkeit einen Schimmer von Mitleid — — und in dem Augenblick haßte ich ihn für dieses Mitleid, das mir wie eine Bestätigung des Todesurteils erschien!

Etwas Fremdes, Feindseliges drängte die Freude des Wiedersehens zurück und legte sich wie Mehltau auf die zarten Triebe der alten Kinderfreundschaft.

Vor dem Schlafengehen aber habe ich lange vor dem Spiegel gestanden. . .

Ob ich mich sehr verändert habe — — — — — — — — — — ?

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Finnland. Mit leidgeschärften Augen habe ich in Tante Lucys Zügen geforscht nach einem Widerschein jenes Erschreckens bei meinem Anblick. . .

Aber nur Freude, rückhaltslose Freude über die Heimkehr ihres sehnsüchtig erwarteten Kindes habe ich in den geliebten Augen gelesen —

Gott segne sie dafür!

Wie sie mich an ihre Brust gezogen, und ihre liebe Hand leise liebkosend mein Haar zurückstrich, fühlte ich mich so geborgen — alle die schrillen Dissonanzen meiner Seele lösten sich und die Stürme, die mein Inneres durchtobt und zerrissen, wurden still.

* * *

Vor meinem Fenster, das die ganze Nacht hindurch geöffnet bleibt, singen die kleinen heimischen Waldvögel und der Kuckuck ruft unermüdlich.

Auch als ich ihn fragte, wie lange ich leben werde — unermüdlich — — —

Und die hellen Sommernächte liegen wie eine Liebkosung der Frühlingsgötter über den Seen und kleinen Inseln —

Der Himmel glänzt in zarter, durchscheinender Bläue, von rosigen Abend- und Morgenwölkchen durchschifft . . .

In der ganzen Landschaft keine harte heroische Kontur, keine grell die Augen blendende Farbe — alles nur wie angedeutet, wie die beseligende Ahnung einer von keinem nächtigen Dunkel getrübten, lichten Zeit, in der auch die Schatten des Todes keine Gewalt haben über die Menschen . . .

* * *

Ich lebe eine unendliche Gegenwart. Die Vergangenheit gehört mir nicht mehr; — weit zurück — versunken im Strom der Zeiten — liegt das Märchen meiner Kindheit, und mir graut vor den Geisterhänden, die aus jenen alten Tagen zu mir herüberwinken . . .

Auch die Zukunft ist nicht mehr mein — nur das Heute, das Jetzt, ist mein unbestrittnes Eigentum — und mit lechzender Seele genieße ich die Schönheit des Augenblicks —

die holde Gewohnheit des Daseins! . .

* * *

Mir ist, als sei ich nie von hier fortgewesen. Die Reise mit all' ihren Erlebnissen und innerem Erleben, diese sechs Monate an der Riviera, liegen hinter mir, wie etwas Überwundenes, wie die Beklemmungen einer bösen Nacht beim Erwachen in sonniger Morgenstunde.

Ein erlösender Aufschrei — und der Alp weicht von der Seele des Erwachenden.

Ewiger Gott, gib mir Mut! löse die meine Zunge fesselnde Scham, daß mein angstgepreßtes Herz aufschreie in seiner Qual, einer mitfühlenden Menschenseele das düstere Geheimnis anvertraue, das ich mit mir herumtrage!

Ich weiß, Tante Lucys Liebe würde das befreiende Wort finden, vor dem die aufsteigenden grauen Nebel zerreißen, die wie ein Trauerflor meine Zukunft einhüllen.

Und doch — —

O diese erbärmliche Feigheit!

Wenn ich ihr beichtete und in ihren Augen die Bestätigung des Furchtbaren lesen sollte — —

Lieber die Marter schweigend weiter dulden, als diese Gewißheit!

* * *

Zuweilen überkommt mich ein Paroxismus der Verzweiflung, wie eine Raserei unersättlicher Lebensgier!

Dann möchte ich mich hinausschleichen an die Landstraßen, wie eine Dirne meinen jungen, dem Tode verfallenen Leib verschenken, dem ersten besten vorüberziehenden Bettler — — !

Das ist pervers! ich fühle es — — und mir graut vor dem Abgrund in meinem Innern, von dem meine Seele nichts geahnt — —

Pervers — — doch wer von Euch, denen das Leben in seiner strahlenden Glorie sich auftut, wagt es, den Stein auf mich zu werfen?!

Es ist ja nur das Aufbäumen der vergewaltigten Natur, des unterdrückten Menschseins, was diese wahnsinnigen Gedanken in meinem Hirn erzeugt!

* * *

Die griechische Sage erzählt von einem Tempel der Astarte in Kleinasien, zu dem die aufblühenden Jungfrauen wallfahrteten, um sich der Göttin zum Opfer darzubringen.

Der vorbeiziehende Fremdling, der die Einfriedigung des Tempels betrat, galt für den von der Göttin gesandten Boten, das Liebesopfer zu empfangen in einer in wollüstigen Schauern im Heiligtum verbrachten Nacht.

Die Mädchen aber schritten bei der Morgenröte aus dem Tempel hinaus, stolz erhobnen Hauptes, als die von der Göttin Geweihten — —

* * *

Wer dem Tode nicht so unmittelbar in das grauenhafte Antlitz gesehen, der versteht nicht den brennenden Lebenshunger, der mich verzehrt!

Das Glück läßt sich ja nicht messen nach menschlichen Zeitbegriffen.

In einer einzigen Stunde kann so viel stürmische Liebesseligkeit und lodernde Lebensglut zusammengedrängt sein, wie in Jahren tropfenweis abgemessenen Menschenglücks — —

— — wie die tanzenden Schaumperlen in einem zerbrechlichen Kristallkelch, den der Verschmachtende lechzend an die Lippen setzt und leert in einem einzigen, langen, gierigen Zug — — und hat er den quälenden Durst gelöscht, entgleitet das Glas achtlos seinen Händen und zerschellt zu seinen Füßen. —

Es hat seine Mission erfüllt, den Zweck, für den des Schöpfers Hand es gebildet . . .

„Wehe dem, der zu sterben geht
Und keinem Liebe geschenkt hat —
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Dürstenden getränkt hat — —“

Wie dies Dichterwort meine Seele durchschauert!

Dem zum Tode Verurteilten ist ein letzter Wunsch gewährt — —

Laß mich diesen quälenden Hunger stillen, grausamer Richter über den Sternen!

* * *

## III.

Tout ce que touche l'amour
est sauvé de la mort.
Romain Rolland.

### Dr. Helmuth Arnoldsen an Dr. N. L. in St. Petersburg.

* * järwi den 3. Juni.

Lieber Freund!

Der Wunsch, den Ihr beide, du und deine liebe Frau, so oft ausgesprochen, wenn wir nach längerer Trennung uns im Herbst wieder zusammen fanden und in einer Eurer gemütlichen Teestunden Sommererinnerungen austauschten, ist in Erfüllung gegangen. Wie Euch der Poststempel zeigt, weile ich zur Zeit in dem von Euch so begeistert gepriesenen Lande der tausend Seen. Ein glücklicher Zufall hat mich hergeführt. — Oder sollte es mehr als ein Zufall sein, daß die Wahl des Komitee's unter den vielen Bewerbern, die sich für die Assistentenstelle an der neugegründeten Lungenheilstätte gemeldet, just auf mich gefallen? und ich verdanke Deiner Protektion die Berücksichtigung meines Gesuchs? Eine Ahnung sagt mir das Letztere, und der Wert der in dieser Wahl liegenden Anerkennung meiner ärztlichen Leistungen wird in meinen Augen noch dadurch erhöht, daß ich sie deiner Freundschaft danke. Jedenfalls ist Deine Stimme, als die eines unserer hervorragendsten Lungentherapeuten, ausschlaggebend gewesen.

Es war ein glücklicher Gedanke, die neue Lungenheilanstalt hier anzulegen, fern von der Eisenbahn und den großen Touristenheerstraßen zum Imatra oder nach der Westküste des Landes. Eine Kette steiler Granitfelsen zwischen Seen und harzreichem Nadelholzbestand bilden eine Schweizer Landschaft en miniature, zugleich ein Bollwerk gegen die Nord- und Ostwinde. Nach Süden zu, jenseit des Wuoxen, der hier nach seinem Ausfluß aus dem Ladoga eine Reihe kleiner Stromschnellen bildet und anmutig bewaldete Steilufer aufweist, zieht sich das flache Land in sanfter Neigung den kleinen Landseen zu, von denen eine feuchte, staubfreie Luft zu uns herüberweht. Einige Morgen zu Park umgewandelten Nadelwaldes, von gutgehaltenen Promenadenwegen durchschnitten, ermöglichen den Patienten angenehme, ihren Kräften angepaßte Spaziergänge. Zunächst ist die Anstalt noch wenig besucht und ich habe genügend freie Zeit zu Ausflügen, auch an entfernter liegende schöne Punkte. Mein Rad wird mir dabei gute Dienste leisten.

Bei meiner Berufung zum zweiten Anstaltsarzt hat man mir das Recht zugesichert, Privatpraxis auszuüben. Ich werde wohl schwerlich oft in den Fall kommen, Gebrauch davon zu machen. Die autochthone Bevölkerung wird sich kaum einem Arzt anvertrauen, der die finnische Sprache nicht beherrscht, Güter soll es im nächsten Umkreis wenig geben, so bleiben nur die Sommerfrischler, die jetzt anfangen ihre Villegiaturen in den anmutig gelegnen finnischen Ortschaften zu beziehen. Deren gibt es aber hier bei weitem weniger, als in der Umgebung Wiborgs und in den zwischen Petersburg und Terijoki, längs der finnländischen Bahn gelegnen Datschenorten. So werde ich voraussichtlich Muße haben, Dir häufig Berichte zu schicken über mein Leben und meine Tätigkeit im grünen Lande der tausend Seen.

Sage Deiner Frau, daß ich schon jetzt ihre Liebe für die eigenartige, so garnicht aufdringliche Schönheit der finnischen Landschaft verstehe, obgleich ich erst wenige Tage im Reich der weißen Nächte zugebracht, und daß ich mich freue auf die Zeit des Rückblicks und Gedankenaustauschs an kommenden

Wintertagen, wenn der gastliche Samowar uns wieder in Eurem behaglichen Speisezimmer vereinigt, von dessen brauner Eichentäfelung Deine Jagdtrophäen aus den Olonez'schen Waldungen — mächtige Elenschaufeln und zierliches Renntiergehörn — so stimmungsvoll auf uns herniederschauen.

Dein Helmuth.

* * järwi den 8. Juni 19 * *

Lieber Freund!

Nun habe ich bereits die nächste Nachbarschaft kreuz und quer durchradelt, auch schon einige Besuche gemacht. Die Menschen, die ich auf diesen Streifereien kennen gelernt, dürften Euch wenig interessieren, obgleich einige prächtige Typen drunter sind, eingefleischte Finnländer, für welche die Geschichte Rußlands mit dem Tode Alexander II., des Zar-Befreiers, aufhört, des letzten Großfürsten, der den Eid auf die finnländische Verfassung geleistet. Doch davon lieber mündlich, auf dem Papier dürfte es mir kaum gelingen, die Eigenart dieser Leute scharf zu charakterisieren.

Am meisten Interesse abgewonnen hat mir eine Gutsherrin, deren Landbesitz an das Areal des Sanatoriums grenzt, eine unverheiratete Dame von etwa vierzig Jahren, die ohne männlichen Rat und männliche Hilfskräfte ihr großes Anwesen mustergiltig bewirtschaftet. In Smolna erzogen, hat sie durch Beziehungen, die sie in der Jugend angeknüpft, in der ersten Petersburger Gesellschaft verkehrt, und ihre Verwandten wünschen dringend, daß sie den Winter in der Residenz verlebe. Dessen ungeachtet zieht sie es vor, sich hier in der weltverlorenen Einsamkeit einschneien zu lassen, und verbringt Sommer und Winter auf ihrem Gute. Das allein würde jedoch nicht hinreichend sein, mein Interesse für diese außergewöhnliche Frau zu rechtfertigen. In ihrer Persönlichkeit liegt die Anziehungskraft, die sie auf mich, wie wohl auf jeden, der ihr nahe kommt, ausübt. Jedes Wort gewinnt in ihrem Munde eine besondere Bedeutung, wird gleichsam geadelt durch die Art und Weise, wie es gesprochen wird und wie sich darin die von der landläufigen Auffassung abweichende, persönliche Anschauungsweise auch der alltäglichsten Dinge verrät und so in scharf umrissenen Linien die Gesinnung der Sprechenden erkennen läßt. Einen sie charakterisierenden liebenswürdigen Zug möchte ich noch hervorheben: ohne es direkt auszusprechen, weiß sie in dem Besucher das Gefühl zu wecken, daß sein Kommen ihr eine besondere Freude bereite, und dieser Gedanke löst die wohltuende Empfindung des Sichzuhausefühlens aus, schlägt einen warmen Herzton an, der weiter fortklingt, auch wenn man das Haus schon verlassen.

Im Laufe des Gesprächs erwähnte sie, daß es ihr eine große Beruhigung gewähre, tüchtige Ärzte in nächster Nähe zu wissen, da ihre Pflegetochter, die eben nicht anwesend war, an einem chronischen Lungenkatarrh leide. Die Krankheit habe, trotz eines mehrmonatlichen Aufenthalts in südlichem Klima, besorgniserregende Fortschritte gemacht.

Die großen grauen Augen der Sprechenden bekamen eine merkwürdig durchsichtige Klarheit, während sie, als wolle sie meinen Blick vermeiden, an mir vorüber in die Frühlingslandschaft hinausschaute. — Wir saßen auf der nach Süden zu offenen Veranda.

Während ich nach einer tröstlichen Erwiderung sann, um das eingetretne sekundenlange Schweigen zu brechen, kehrten die von Licht erfüllten Blicke sich mir wieder zu. „Ich hoffe, wir werden Sie recht häufig als G a s t bei uns sehen. Ich möchte das Kind nicht beunruhigen, indem ich Sie ihr als A r z t zuführe."

Ich drückte verstehend ihre Hand an die Lippen. Welche Fülle von Liebe und Zartgefühl birgt solch eine Frauenseele!

Ich erschrecke, da ich gewahr werde, wie meine Feder mit mir durchgegangen ist! Vergib mir, daß ich mich hinreißen ließ! Allein mir war, als säße Deine liebe Frau neben mir am Tisch und ihre klaren verstehenden Augen blickten mich freundlich ermunternd an. Sie würde diese große, in sich gefestigte Frauennatur kongenial verstehen. Herzlichen Gruß Euch beiden lieben Menschen! Helmuth.

## Fortsetzung des Tagebuchs.

Lenorenhof den 10. Juni.

Heute früh ist unsre Wäscherin mit rotgeweinten Augen zu Tante gekommen, sie um Rat und Beistand in einer Familienangelegenheit zu fragen.

Es ist zu bewundern, wie Tante es verstanden hat, zwischen sich und den Gutsangehörigen ein Vertrauensverhältnis herzustellen, das jedem das Recht und den Mut gibt, ihr seine Not zu klagen und an ihr gütiges Herz, ihren klaren, stets das rechte treffenden Verstand zu appellieren.

Die Wäscherin ist eine sehr ordentliche Frau und tüchtige Arbeiterin, auf die Tante große Stücke hält. Seit ich denken kann, steht sie in ihren Diensten und besorgt nebenbei, während der Sommermonate, die Wäsche für die Bewohner der umliegenden Datschen. Ihr Mann ist Heizer auf einem der kleinen finnischen Küstendampfer. Diese Finnen sind alle entweder Holzflößer oder bei irgend einer Dampferlinie angestellt. Sie sieht ihn kaum einmal im Monat, aber so oft er kommt, bringt er ihr seinen Lohn, denn er ist ein ordentlicher nüchterner Mensch. Seit Jahren haben beide ihre Ersparnisse zusammen gelegt, und als die Summe groß genug war, sich hier in der Nähe von Lenorenhof ein kleines Anwesen gekauft, welches die Frau mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Hylin instand hält. Diese hilft ihr auch bei der Wäsche während der Sommerszeit und verdient sich durch Wasser- und Holztragen ein gutes Stück Geld, denn sie ist ein flinkes arbeitwilliges Geschöpf.

Dieses Mädel, die Hylin, die noch kaum die Kinderschuhe ausgetreten hat, will heiraten!

Ich mußte lachen, wie ich's hörte, denn ich kann mir die kleine rotbackige Hylin garnicht als Frau vorstellen.

Aus den rotgeränderten, verweinten Augen der Wäscherin aber hat mich solch ein kummervoller weher Blick getroffen, daß mir das Lachen vergangen ist. Und dann hat sie die verarbeiteten Hände in einander verschlungen und so still vor sich hin gesagt: „Und von ihrem Willen wird keiner sie abbringen — denn wenn die sich mal was in den Kopf gesetzt hat! — wir Finnen sind alle so" — — und dann, zu Tante gewendet: „Ich hab' ihr im Guten zugeredet, daß sie nicht nötig habe, sich an den ersten Besten wegzuwerfen. Wenn 's ihr zuhause nicht mehr paßt, mag sie in Dienst gehen, und ist sie erst älter und hat sich was erspart, findet sich wohl ein vermögender gesetzter Mann, der sie nimmt. Aber sie hat immer die gleiche Antwort: Ihr habt auch jung gefreit, Mutter, und es ist euch nicht leid geworden, und den Wanja nehm' ich, weil er mir gefällt, und ich tät' ihn nehmen, auch wenn der reichste Stockjunker*) heut käme, um mich zu freien."

„Schließlich ist es doch auch nicht solch ein Unglück", begütigte Tante, „wenn die beiden ein Paar werden! Arbeiten gelernt haben sie beide, und wenn sie sich nur lieb haben . . "

*) Holzhändler.

„Ach gnädiges Fräulein", fiel ihr die Wäscherin ins Wort, „das mag alles ganz richtig sein für die Herrschaften, aber bei unser einem, da ist es schon gut, wenn einer ein Sümmchen in Reserve hat für den Notfall."

„Nun darüber braucht die Hylin sich keine Sorgen zu machen", meinte Tante. „Sie weiß recht gut, daß Ihr was zurück gelegt habt und ihr unter die Arme greifen könnt, wenn sie unverschuldet in Not gerät."

„Das will ich gewiß nicht bestreiten", gab die Wäscherin zu, „für wen sollten wir denn sparen? Die Hylin ist unser einziges Kind. Aber mit dem Wanja hat es einen Haken. Er hat keinen Willen, ist schwach wie ein Kind und kann sich nicht bezwingen, wenn mal die Versuchung an ihn herantritt. Hat er einen guten Verdienst, so leidet's ihn nicht im Hause, er muß in den Krug und den letzten Penni vertrinken."

„Ach solch einer ist der Wanja!" nickt die Tante und dann blickt sie sinnend durch die offene Balkontür ins Leere, als habe sie die Gegenwart der Frau vergessen und ihre Gedanken schweiften weit zurück in vergangene Zeiten . . . „Ja dann freilich . . ! Schickt mir nachher mal die Hylin. Ich will mit ihr reden. Vielleicht gelingt es mir, diese Sorge von Euch abzuwenden."

Die Frau knixt nach Art der hiesigen Leute und küßt die ihr gereichte Hand der Tante.

„Möge Euch der Allmächtige seinen Beistand verleihen!" seufzt sie tief auf . . . Unser eins hat so sein gerüttelt Maß voll Sorgen! Da ist mein Mann neulich, wie sie in Wiborg anlegen, mit dem rechten Arm zwischen zwei Böte geklemmt worden, daß er gemeint hat, er wird ihm vom Leib gerissen. Nun doktert er schon zwei Wochen und es will noch immer nicht gut werden. Ein Glück, daß unser einer keine Zeit hat über das Unglück, das einem zustößt, nachzugrübeln — — ja, wäre die Arbeit nicht, man möchte sich am liebsten still wegschleichen aus der Welt!"

„Da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen", sagt die Tante ernst, „daß eine rechte Arbeit ein Segen Gottes ist! Drum macht Euch keine Sorgen, Wäscherin, es wird noch alles gut werden.!" — — — — — — — — —

Eine rechte Arbeit — solch eine, die Leib und Seele gleichermaßen in Anspruch nimmt — — ich glaube, wenn ich die hätte, wäre auch mir geholfen!

Tolstoi sagt mal von irgend einem: „er war zu beschäftigt, um daran denken zu können, daß er nicht mehr dachte" —

Beinah könnte man solch einen Menschen beneiden! (Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**
erscheint am 15./28. jedes Monats in Heften zu mindestens 5 Bogen (80 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

# Rigascher Strand.

**Bilderlingshof** **Marienprospekt 8**

Tel. 180. **„Pension Strandhof“** Tel. 180.

**Pension I. Ranges, 5 Minuten vom Meere,** 5 Min. vom Bahnhof entfernt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Bäder im Hause. Für die Sommersaison **komfortable eingerichtete Zimmer** in allen Preislagen **noch zu haben.**




Die beliebtesten
Zigarren und
Zigaretten
HABANERA
zu haben überall.

## Gute, saubere Familienpension in Dresden.

Zivile Preise und aufmerksame Bedienung.
Anfragen werden gewissenhaft beantwortet.

**Dresden-Oberlössnitz,** Sophien-Str. 9, Pension Tauscher.

# Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

**Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Rußlands.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.


Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.
Buchdr. der „Revalschen Zeitung“. Reval.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 5. Reval, 15. (28.) Mai. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ und der deutsche Frauenkongreß.

Von Auguste Sprengel. (Berlin.)

(Fortsetzung.)

„Die Frau im Haus“, „die Frau im Beruf“, — diese beiden umfangreichen Abteilungen haben wir schnellen Schrittes durchwandert, so schnell, daß wir viele, viele schöne Einzelheiten unberücksichtigt lassen mußten, selbst wenn sie sich in so vollendeter Weise darboten wie die Sonderausstellung der genialen Königin von Rumänien, die zunächst wohl als Protektorin vom Lyzeumklub, dann aber auch als hervorragende Erscheinung unter den fürstlichen Frauen unsrer Zeit, auf eine derartige Bevorzugung gerechten Anspruch hatte. Oder darf unser rascher Wanderblick hier noch einen Augenblick ruhen? Er fällt auf wundervoll ausgeführte Handarbeiten, in einer von der Königin selbst erfundenen Art, die sich an die alte sogen. Frivolitäten-Arbeit anlehnt und wie Spitzengewebe wirkt. Viele dieser Arbeiten, namentlich Decken und Vorhänge, sind von der Königin selbst verfertigt, andre nach ihren Entwürfen ausgeführt. Daneben sind künstlerisch hervorragende Schriften und Zeichnungen in Gebet- und Andachtsbüchern von ihr ausgestellt, Pergamentblätter und Miniaturen von der Hand der Kronprin-

zessin und — was noch wertvoller ist als die Betätigung der Fürstinnen selbst — die Nachweise, von wie großem Einfluß ihr Beispiel für das ganze Land gewesen ist: wie Carmen Sylva in echter landesmütterlicher Fürsorge verstanden hat, die rumänischen Frauen zur Vervollkommnung der altbekannten, vom alten dem jungen Geschlecht überlieferten Handarbeiten anzuregen, wie sie durch die Anfertigung künstlerisch und technisch wertvoller Stickereien und Webereien den Frauen des rumänischen Landvolks eine reiche Erwerbsquelle erschlossen hat.

Doch nun weiter in unserem Rundgang; denn den beiden Abteilungen „Haus und Beruf" hat die weitblickende Leiterin der Ausstellung zwei andre angeschlossen, ausgehend von dem Gedanken, daß die heutige Frau nicht nur im Hause, nicht nur im Berufe, daß sie auch im öffentlichen Leben ihren Platz auszufüllen hat. Abteilung III. zeigt: „Die Frau im Vereinsleben", Abteilung IV.: „Die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen".

„Die Frau im Vereinsleben": vorzugsweise sind es Statistiken, die hier geboten werden, die aber auch in einer solchen Ausstellung geboten werden mußten, um die Wurzel erkennen zu lassen, aus der ein gut Teil der hier ausgestellten Frauenarbeit herausgewachsen ist, um die große Kraft zu kennzeichnen, die sich für Anerkennung und Würdigung der Frauenarbeit, für Frauenrechte und Frauenpflichten einsetzt — mit einem Wort, um die deutsche Frauenbewegung zur Darstellung zu bringen, die in den Frauen aller Berufe und Stände das Gefühl der Zusammengehörigkeit erweckt, sie die Notwendigkeit des Zusammenstehens gelehrt, in ihnen den Mut gestärkt hat, in einer solchen Ausstellung Zeugnis von dem Wollen und Streben der Frauen abzulegen. Die deutsche Frauenbewegung findet ihre vollkommenste Vertretung in dem „Bund deutscher Frauenvereine" (Vorsitzende: Dr. Gertrud Bäumer), der, im Jahre 1894 gegründet, jetzt 39 große Verbände mit 1563 Vereinen umfaßt, und dem noch 48 weitere Vereine angeschlossen sind. Er bezweckt „die Vereinigung aller Organisationen deutscher Frauen, welche die Förderung des weiblichen Geschlechts in wirtschaftlicher, rechtlicher, geistiger und körperlicher Hinsicht und die Hebung des Allgemeinwohls anstreben, zu gemeinsamer Verfolgung dieser Ziele und zu gemeinsamer Erörterung der Ideen der Frauenbewegung." Ideen sind nicht ausstellbar, gewiß nicht; zur Anschauung zu bringen aber ist ihr Wachsen, ihre Verbreitung, und das ist geschehen durch viele Karten und Übersichtstafeln. Eine Landkarte z. B. gibt ein Bild von der Verteilung der Bundesvereine in den einzelnen deutschen Staaten; auf einem Plakat stellen Säulen in verschiedener Größe den Umfang der einzelnen Verbände dar. Die soziale, erzieherische, hauswirtschaftliche, berufliche Tätigkeit vieler Bundesverbände ist ja schon in den einzelnen Gruppen der beiden ersten Abteilungen zum Ausdruck gekommen. Hier sind es Bilder und Broschüren, Flugblätter und Plakate, Bücher, Karten und Abzeichen, dazu Tabellen und wieder Tabellen, die uns belehren über die

Bewegung für Frauenstimmrecht, über Verbesserung der Frauenkleidung, über Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde, über den Anteil der Frauen an der Verwaltung städtischer Angelegenheiten, über die weitverzweigte Arbeit des deutsch-evangelischen Frauenbundes, der im Sinne des in Gottes Wort geoffenbarten Evangeliums an der Lösung der Frauenfrage, sowie an der religiös-sittlichen Erneuerung, und an der wirtschaftlichen und sozialen Hebung des Volkslebens mitarbeitet. Daneben finden wir andere evangelische Frauenvereine (z. B. Kapellenverein, Kirchlich-soziale Frauengruppen, Verband evangelischer Jungfrauenvereine, der durch eine Tabelle mit 20 weiblichen Gestalten in verschiedenen Landestrachten und verschiedener Größe seinen Mitgliederstand in den verschiedenen deutschen Ländern zur Anschauung bringt, Wohlfahrt der weiblichen Jugend — mit besonderer Betonung der Arbeit in der Bahnhofsmission —, deutscher Zweig des bekannten internationalen Vereins der Freundinnen junger Mädchen, dessen ‚rosa Ratgeber' schon vielen Rat und Hilfe gebracht hat, Frauenhilfe, Verband evangelischer Arbeiterinnenvereine), ferner eine große Reihe paritätischer Frauenvereine (deutscher Käuferbund, eine „Vereinigung von Männern und Frauen aller Konfessionen und Richtungen, die als Käufer und Konsumenten sich ihrer Verantwortlichkeit gegenüber den Heimarbeitern, Werkstättenarbeitern und Handelsangestellten bewußt sind und eine Verbesserung ihrer Arbeitsverhältnisse erstreben", deutscher Frauenbund, deutscher Frauenverein für die Ostmarken, Flottenbund deutscher Frauen, Frauenvereine im Kampf gegen den Alkoholismus, Frauenvereine gegen Schmutz und Schund in der Literatur, Bund für Vogelschutz u. a.), und schließlich kommt — und zwar in einer Geschlossenheit und Reichhaltigkeit, wie in keiner früheren Ausstellung — die großartige Tätigkeit der katholischen Frauenvereine zur Darstellung, namentlich die des Katholischen Frauenbundes und des Verbandes katholischer Jugendvereine. Wie rasche Fortschritte die Frauenbewegung gerade unter den katholischen Frauen, die ihr früher ziemlich ablehnend gegenüberstanden, in letzter Zeit gemacht hat, erhellt wohl am besten aus dem Umstande, daß der Katholische Frauenbund, der erst 1903 gegründet wurde, bereits 78 Zweigvereine und 207 angeschlossene Vereine aufweist.

So sprechen auch alle diese Tabellen, diese Zeugnisse emsiger, gewissenhafter Arbeit, eine laute, eindringliche, überzeugende Sprache, und damit ist nicht nur die Berechtigung dieser Abteilung erwiesen, sondern, wie ich schon oben sagte, ihre unbedingte Notwendigkeit.

Und nun zum Schluß Abteilung IV: Die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen, als vollkommenes Gegenstück zu Abteilung III voll von bunten Bildern, von greifbaren, ins Auge fallenden Gegenständen, von leuchtendem, lebendigem Leben. Die Gruppe: „Die Frau als Sammlerin" enthält aus naheliegenden Gründen nicht die großen kulturgeschichtlichen Sammlungen, wie sie z. B. Frieda von Lipperheide-Berlin auf dem Gebiete der Textilarbeit, Fräulein Professor Johanna Mestorf in Kiel auf

dem der Altertumsforschung in mustergültiger Weise geschaffen haben. Sie will vielmehr dartun, wie durch ein liebevolles Vertiefen in Einzelgebiete Zielbewußtsein, Ausdauer und Opferfreudigkeit entwickelt und gesteigert, wie durch verständnisvolles Sammeln neue Glückswerte des Lebens geschaffen werden können. Die hier vorgeführten Einzelgebiete liegen weit auseinander: babylonische Siegel und römische Altertümer, Buddhafiguren und altdeutsches Spielzeug, Fächer und Spitzen, Autographen und Almanache, Fingerhüte, Tassen, Uhren und noch vieles andre erscheinen in bunter Reihe und bilden zumteil einen eigenartigen Schmuck der schönen Empfangshalle, von der schon oben berichtet ist. „Die Frau im Klubleben", „Die Frau in Sport und Körperkultur", „Die Frau auf der Reise", — diese Gruppen zeigen Bilder, Gegenstände und Gestalten, wie wir sie von andern Ausstellungen kennen, wenn auch vielleicht Fechten, Skilaufen und Luftschiffahrt dem an sich schon mannigfaltigen und vielgestaltigen Bilde neue, kecke Farben hinzugefügt haben.

In der Gruppe „die Ausländerin in Deutschland" finden wir nach den amtlichen Ermittelungen der Volkszählung aufgestellte Tabellen, die die Gesamtzahl der in Deutschland lebenden fremden Frauen und Mädchen angeben. Vor allem aber fesselt uns hier eine schön aufgestellte Gruppe von Wachspuppen, meistens in Landestrachten; durch die Verschiedenheit ihrer Größe sollen sie den Prozentsatz ausdrücken, der auf jedes einzelne Land entfällt. So wird z. B. Österreich-Ungarn, das mit seinen Kronländern rund $^1/_2$ Million Frauen nach Deutschland entsendet, durch die beiden größten Puppen veranschaulicht: eine Österreicherin und eine Ungarin in Hoftracht. Es folgen der Reihe nach: die Niederlande, Rußland (mit 39.250), die Schweiz, Frankreich (mit 18.594), Nordamerika (mit 14.138), Großbritannien (mit 11.669) und die übrigen Länder bis zu Norwegen, das mit 916 Vertreterinnen durch die kleinste Puppe verkörpert ist.

Die letzte Gruppe, die wir betrachten, „die Deutsche im Auslande", will den Einfluß zeigen, den die Frau von deutscher Geburt und Erziehung in dem fremden Lande, das ihr zur Heimat geworden ist, auf verschiedenen Gebieten, meistens auf dem der Schule, der Krankenpflege, der Liebestätigkeit ausübt. Modelle, Bilder, Bücher, Berichte sind in reicher Fülle vorhanden. Wir erfahren u. a.: die Herzogin von Albany geb. Prinzessin von Waldeck-Pyrmont richtete verschiedene Wohltätigkeitsanstalten in England ein und brachte ihren praktischen deutschen Sinn, Ordnungsliebe und Gründlichkeit in ihnen zum Ausdruck; die Kronprinzessin von Griechenland geb. Prinzessin von Preußen gründete in Athen ein Hospital und Volksküchen nach deutschem Muster; Fräulein Alice Meyer hat in Vill' Alto bei Lugano schöne Werke der Nächstenliebe ins Leben gerufen; Frau Dornhoefer geb. Lander hat die Frauenbewegung in Amerika mitbegründet und steht noch an ihrer Spitze; in Smyrna haben sich deutsche Frauen um die Teppichindustrie besondere Verdienste erworben; Dorothea Dreier hat das Deutsche Haus zur Erholung für

Frauen und Kinder, Mathilde Demmler das deutsche Gouvernantenheim, beide in Brooklyn, erbaut. Von deutschen Frauen liegen Berichte vor über den Verein der Angehörigen des deutschen Reiches in Riga, über den Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Libau. Und was die Kaiserswerther Diakonissen und die Katholischen Schwestern im Orient in Schulen und Waisenhäusern, in Krankenhäusern, Greisen- und Aussätzigen-Asylen, was unsre deutschen Missionarinnen beider Konfessionen auf den von steter Gefahr umlauerten Stationen in China, an den in leiblicher und geistiger Unterdrückung schmachtenden Frauen Indiens, unter der sengenden Sonne Afrikas geleistet haben und leisten, das wissen wir zwar, sehen es aber an vielen Beweisen und Proben in der Ausstellung mit immer neuem Staunen und immer neuer Bewunderung. So dürfen wir auch von der „Deutschen im Ausland" sagen, was Felix Dahn zum Lobe der deutschen Sprache singt: „Sie bauet jenseit blauer Meere sich eine neue deutsche Welt."

Damit ist unser Gang durch die Ausstellung beendet. Sind nun die Worte zu ihrem Lobe nicht zu volltönend gewesen? Haben wir sie nicht vielleicht von unserm Frauenstandpunkt, durch eine parteipolitisch gefärbte Brille angesehen und zu günstig beurteilt? Gewiß haben wir hier und da abfällige Urteile gelesen, die von einer „Ausstellung der Damen" sprechen, arrangiert von „Damen, die von oben herab soziale Beglückung betreiben wollen", eine Ausstelluug, bei der der schöne Schein fast alles, das Wesen fast nichts ist, eine Ausstellung, „mit der die gewerbtätige Frau, die sorgsame Mutter, die ökonomische Hausfrau nichts zu tun haben". Solchen Aussprüchen gegenüber, die von einer eigentümlichen Verkennung der Wirklichkeit zeugen, können wir mit Genugtuung feststellen, daß die gesamte ernsthafte Presse die Leistungen der Frauen ebenso rückhaltlos anerkennt wie die ruhige, würdige Art, in der sie dargeboten wurden, und als Schlußwort für unsre Schilderung fügen wir das Urteil hinzu, das Theodor Heuß in der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Hilfe" veröffentlicht. Es heißt hier: „Die Frauen sind außerordentlich stolz auf diese Ausstellung. Diejenigen, die sie gemacht haben, mit vollem Recht; denn das Organisatorische, die mühevolle Arbeit, bis diese von freiwilligem Dilettantismus überall getragene Ausstellung fertig wurde, der Umstand, daß sie völlig rechtzeitig fertig wurde, einen vortrefflichen Katalog schuf — all dies darf der ernsthaften Anerkennung sicher sein. Aber das, was das Wachstum und die innere Wucht der Frauenbewegung hemmen könnte, ist ja nicht so sehr die Mißgunst der Männer als das mangelnde Selbstvertrauen, die oft verstimmende Geschlechtsbescheidenheit der Frauen selbst. Hier wird diese Ausstellung bei Zehntausenden ein gutes Werk tun, indem sie sie stolz und sicher macht". Und zum Schluß: „Die Kritik, die sich gegen Einzelmängel wenden mußte, schweigt gegenüber der Anerkennung der Gesamtleistung. Sie zeugt für die umsichtige Besonnenheit, mit der unsre Frauen diese mühselige Arbeit auf sich nahmen, und dafür, daß sie ihren Enthusiasmus mit

Pünktlichkeit, Klarheit und Geschmack zu verbinden wußten. Dafür gehört ihnen unsre dankbare Freude."

Und jetzt der Kongreß, der Text zu den Bildern, die die Ausstellung als reichen Anschauungsstoff aufgebaut hat, aber weit hinausgehend über das Amt eines klugen Führers und Erklärers: eine großartige Kundgebung von dem jetzigen Stande der Frauenbewegung, eine sachkundige Behandlung von Einzelfragen, die, wenn sie unter einander auch große Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit anwiesen, sich doch zu einem schönen, einheitlichen, eindrucksvollen Bilde zusammenschlossen. Es ist gar keine Frage: der Kongreß hat seinen Zweck erreicht; er hat aufklärend gewirkt auch bei denen, die die Frauenbewegung wenig oder garnicht kannten, vielleicht auch nicht kennen wollten; er hat gezeigt, was sie bedeutet, welche Fortschritte sie gemacht, welche Ziele sie sich gesteckt hat.

„Wir haben heute 9½ Millionen erwerbstätiger Frauen in Deutschland. Dadurch muß das Frauenleben eine Umgestaltung erfahren; dadurch sind ihm neue Aufgaben gestellt, und der Kongreß soll die Wege zeigen, wie die Frauen ihnen gerecht werden können. Er soll die Frauen erkennen lassen, daß die Fragen ihres Geschlechts zumteil soziale und politische Fragen geworden sind, und daß sie die Pflicht haben, auch ihrerseits Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen. Er soll aber immer wieder darauf hinweisen, daß durch alle Veränderungen hindurch der alte Frauenwert gewahrt werden muß." Das war der Grundgedanke der Rede, mit der Fräulein Dr. Bäumer am Abend vor dem Beginn des Kongresses die glänzende Versammlung begrüßte, die sich in den Festräumen des Zoologischen Gartens zur Empfangsfeier eingefunden hatte und in ihrer Zusammensetzung klar zum Ausdruck brachte, wie sehr sich im Laufe der letzten zehn Jahre das allgemeine Urteil über die Frauenbestrebungen gewandelt hat. Vertreter des Reichs und des preußischen Staats, der Stadt und der Universität Berlin, Vertreterinnen vieler deutschen Fürstinnen, unter ihnen die Hofstaatsdame der Kaiserin, Abgeordnete von 84 Verbänden verschiedenster Richtungen, dazu eine Fülle hervorragender, bekannter und minder bekannter Persönlichkeiten — sie alle, deren Zahl über tausend betrug, bezeugten durch ihre Anwesenheit, wie hoch sie die ganze Veranstaltung, die unermüdliche Tatkraft, das ernste Wollen der Frauen einschätzten. Staatssekretär Dr. Delbrück, der im Namen des Reichskanzlers und der preußischen Staatsregierung die Versammlung begrüßte und mit besondrer Freude die Voranstellung der „Frau im Haus" hervorhob, erklärte zum Schluß: „Je größere wirtschaftliche und soziale Selbständigkeit die Frau erlange, desto gerechter werde sie in der Beurteilung der ihr gezogenen natürlichen Grenzen sein; desto mehr werde sie das gemeinsame Werk heben und veredeln wollen zum Segen des Vaterlandes." Bürgermeister Dr. Reicke pries es als einen besonders glücklichen Gedanken, daß man den Kongreß mit der Ausstellung verbunden habe; so brauche man nicht blutlose Programmrederei zu fürchten,

sondern wisse von vornherein, daß es sich nicht um graue Theorie, sondern um Früchte von des Lebens goldenem Baume handle. Geheimrat Dr. Lenz, derzeitiger Rektor der Universität, schilderte den Kampf der Frauen um das akademische Studium. Den Anfängen der Frauenbewegung sind die Männer mit der gleichen Energie entgegengetreten wie dem Feinde jenseit des Rheins. Als Sfonja Kowalewska im Jahre 1869 den Antrag stellte, an der Universität Berlin studieren zu dürfen, wurde er glatt abgelehnt, und lange blieb der Senat auf diesem Standpunkt stehen. Seitdem sind mehr als 40 Jahre vergangen; heute legt man die gleichen Statuten anders aus, und bald wird die tausendste Studentin in die Universität Berlin einziehen ... „Das Ziel liegt noch fern; aber die Anfänge zeigen die Keime großer Entwickelung, und die Frau wird auch in der Wissenschaft ein Faktor werden, den man im Interesse der allgemeinen Kulturentwicklung begrüßen soll."

Am Dienstag Morgen begann dann die eigentliche Arbeit, begannen die Sitzungen des „Frauenparlaments" in dem großen, mit schöner Einfachheit geschmückten Festsaal. Er enthält 3000 Sitzplätze; aber schon bis zum 10. Februar waren 3000 Karten verkauft, und so hatte die Kongreßleitung im Einverständnis mit den Rednerinnen die Einrichtung getroffen, daß die Vorträge des Nachmittags wiederholt würden, — eine Einrichtung, die, wie die Menge der herbeiströmenden Hörerinnen bewies, mit Dank aufgenommen wurde und glänzenden Erfolg hatte.

Hauswirtschaft und Frauenfrage — das war die Überschrift über diesen ersten Tag, der folgende Punkte behandeln sollte:

„Hauswirtschaftliche Bildung und Volkskultur": Frau Hedwig Heyl-Berlin.

„Die Reform der Hauswirtschaft": Frau Elly Heuß-Knapp-Charlottenburg.

„Die Bewertung der Frauenarbeit": Frau Marianne Weber-Heidelberg.

„Die Frage des weiblichen Dienstjahrs": Frau Gnauck-Kühne-Blankenburg a./Harz.

Leider mußte Fräulein Dr. Bäumer den kurzen Worten, mit denen sie die Verhandlungen eröffnete, die Nachricht hinzufügen, daß der Vortrag von Frau Heyl, da diese erkrankt sei, zunächst ausfallen müsse, hoffentlich aber an einem der nächsten Tage nachgeholt werden könne. Diese Hoffnung — das wollen wir hier gleich einfügen — erfüllte sich leider nicht: es erschien geradezu tragisch, daß eine schwere Erkrankung nicht nur während der Dauer des Kongresses sondern fast bis zum Schluß der Ausstellung gerade die Frau fernhalten mußte, deren Kopfe der ganze Gedanke entsprungen war, die mit unvergleichlicher Tatkraft und Einsicht an der Verwirklichung des Gedankens gearbeitet hatte. Frau Heyl hat die freudige Genugtuung gehabt, die Ausstellung als eine fertige in ihrer stolzen Schönheit eröffnen zu können; dann

aber durfte sie erst am vorletzten Tage wieder kommen, um dem „Abbau" zuzusehen, dem traurigen Zusammenschlagen und Verschwinden der mit märchenhafter Schnelle emporgewachsenen Herrlichkeit.

Die Reihe der Vorträge wurde also durch Frau Heuß-Knapp eröffnet, die zu ihrem Thema: Reform der Hauswirtschaft etwa Folgendes ausführte: Es hat Stimmen gegeben, und sie sind auch noch nicht verstummt, die den Einzelhaushalt, da er einen Kleinbetrieb darstelle, als unwirtschaftlich verwerfen, und die deshalb verlangen, daß er sich zum Großbetrieb umgestalten müsse, daß also an die Stelle der vielen Küchen, die ein großes Mietshaus enthalte, das Einküchenhaus treten solle: aus der einen Küche werden dann sämtliche Bewohner des Hauses versorgt; jeder Familie können aber die Speisen in ihre Wohnung geliefert werden. Auf diese Weise wird Zeit, Kraft und Geld gespart. Das alles ist unzweifelhaft richtig, und doch hat sich das Einküchenhaus nicht durchgesetzt. Im Gegenteil: je mehr das Berufsleben an Einförmigkeit zunimmt, je einseitiger sich manche Betriebe ausbilden, desto lebhafter tritt das Bestreben hervor, dem Familienleben seine Eigenart zu erhalten, es nach persönlichem Geschmack und persönlicher Neigung auszugestalten. Mitten aus der Flut kapitalistischen Großbetriebes ragt der Einzelhaushalt als friedliche Insel hervor. — Freilich ist es nicht mehr der Haushalt unsrer Großmütter. Handwerk und Industrie haben einen Teil der hauswirtschaftlichen Arbeit übernommen (Backen, Schlachten, Einmachen, Schneidern, Wäschenähen usw.) und haben andrerseits durch mancherlei Maschinen Erleichterungen für den Wirtschaftsbetrieb geschaffen, wie es außerdem durch städtische Einrichtungen (Gas- und Wasserleitung und dgl.) geschieht. Dadurch wird freilich die denkende, fürsorgende Hausfrau nicht überflüssig gemacht; aber indem sie frei wird von mancher mechanischen Arbeit, gewinnt sie Zeit für die Erfüllung andrer Pflichten, für die Betätigung auch auf Gebieten, die außerhalb ihrer vier Wände liegen. Die Hausfrauenarbeit muß gründlich, berufsmäßig gelernt werden, und ebenso darf die Dienstbotenarbeit nicht auf der Stufe der ungelernten Berufe stehen bleiben. Eine sittlich vertiefte Auffassung für den Wert und die Bedeutung der Hauswirtschaft muß unser ganzes Volksleben durchdringen.

In der Besprechung dieses durch Maß und Klarheit ausgezeichneten Vortrags trat Frau Regine Deutsch für die von allen Parteien mit immer größerem Nachdruck geforderte Pflichtfortbildungsschule ein. Sie ist für die Knaben eingeführt; wir brauchen sie ebenso sehr für die Mädchen, ganz besonders für diejenigen, die später den einfachen Haushalt des Arbeiters führen sollen und weder Einkaufen noch Berechnen, weder die Zubereitung der Speisen noch die Verwendung der Reste gelernt haben. Maria Lischnewska verteidigte mit der ihr eigenen Klarheit und Bestimmtheit das Einküchenhaus; aber der Stoff erwies sich selbst für eine so gewandte Rednerin als ein undankbarer — sie fand nur vereinzelte Zustimmung.

Die zweite Rednerin, Frau Marianne Weber, sprach über die Bewertung der Hausfrauenarbeit, eine Forderung, die aus dem Streben der verheirateten Frau nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit entstanden ist. Sie schilderte den vielfach herrschenden, aber im Grund unwürdigen Zustand, daß die Frau weder über ein festes Haushaltsgeld noch über ein festes Sondergeld für ihre persönlichen Bedürfnisse verfüge, sondern beides von ihrem Mann erbitten müsse, dem gesetzlich die alleinige Bestimmung über sein eigenes und das von der Frau eingebrachte Vermögen zusteht. Manche Vorschläge zur Abhilfe haben sich als undurchführbar erwiesen. Dahin gehört das „selbständige Geldverdienen". Von den 10,8 Millionen Ehefrauen, die wir in Deutschland haben, sind 2,8 Millionen voll erwerbstätig, und von diesen gehören 2,6 Millionen zur Klasse der Lohnarbeiterinnen, in der Landwirtschaft und in Fabrikbetrieben. Es ist also unmöglich, die Verhältnisse dieser 98 Prozent aller erwerbstätigen Ehefrauen, bei denen wir die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft als ein Übel beklagen, zur Richtschnur für alle übrigen Frauen zu nehmen, die anderen Gesellschaftsklassen angehören. Noch undurchführbarer, ja, überhaupt nicht ernsthaft zu nehmen sind die sogenannten „Mutterschaftsrenten", und gleichfalls zu verwerfen ist die „Besoldung" der Hausfrau, weil diese Einrichtung, die die Frau zur besoldeten Angestellten des Mannes machen würde, unserer Auffassung von dem Wesen der Ehe als einer Gemeinschaft von zwei gleichgeordneten Wesen durchaus widerspricht. — Eine Lösung aber läßt sich finden durch Ausgestaltung des Eherechts in der Weise, daß das Gesetz der Ehefrau ein Anrecht auf Vereinbarung eines festen Haushaltsgeldes wie eines festen Sondergeldes für ihre persönlichen Bedürfnisse zuerkennt.

Frau Gnauck-Kühne behandelte die Frage des weiblichen Dienstjahres. Die Frage ist nicht neu; schon vor mehr als 20 Jahren hat Mathilde Lammers vorgeschlagen, daß, entsprechend dem Freiwilligenjahr, das den jungen Mann in seine Pflichten als Verteidiger des Vaterlandes einführt, unsere jungen Mädchen sich ein Jahr hindurch freiwillig in den Dienst der sozialen Arbeit stellen sollten. Den gleichen Gedanken führte die Rednerin warm und überzeugend aus. Aber als sie die Forderung aufstellte, die jungen Mädchen, getrennt von ihrer Familie, in Gesellschaftshäusern unterzubringen, deren Leiter ihnen ihre tägliche Arbeit in Erziehungs-, Pflege- und Fürsorgeanstalten zuerteilen sollten, da wurden manche Bedenken laut. Und diese Bedenken steigerten sich zu lebhaftem Widerspruch, als die Rednerin allen Ernstes forderte, daß die Berechtigung zur Eheschließung von dem durch solche Arbeit erdienten „Abgangszeugnis" abhängig gemacht werde!

Wir kennen und schätzen Frau Gnauck-Kühne als die warmherzige, zugleich aber kluge und besonnene Verfasserin vortrefflicher Bücher wie: „Die soziale Lage der Frau", Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende", „Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich". Um so mehr müssen wir

bedauern, daß sie sich, in der eifrigen Vertretung des an sich höchst gesunden Gedankens vom weiblichen Dienstjahr, zu so merkwürdigen Übertreibungen hinreißen ließ. Es gibt noch nicht einmal ein Gesetz, das Epileptikern und Schwindsüchtigen das Heiraten verbietet, und dann soll es den jungen Mädchen untersagt werden, die nicht den durch das Dienstjahr zu erlangenden Befähigungsbeweis beibringen können! Derartige Forderungen geben den Gegnern der Frauenbewegung sofort die erwünschte Gelegenheit, die „Verstiegenheit" der „überspannten Frauen" mit Behagen in allen Tonarten zu verspotten und zu verdammen.

Der zweite Tag — wir schließen hier zunächst die Abendversammlungen aus, um den Zusammenhang mit der „Frau in Haus und Beruf" auch äußerlich festzuhalten — war den Bildungs- und Erziehungsfragen gewidmet. Es sprachen „Über die Frage des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter": Frau Dr. Mewaldt von Wedel-Greifswald, Frau Elsbeth Krukenberg-Kreuznach, Frau Florence Keys vom Vassar Kollege U. S. A.; „Über die Aufgabe der Schule gegenüber dem Berufsleben": Fräulein Elisabeth Schneider-Berlin (für die Volksschule) und Fräulein Helene Lange (für die höhere Mädchenschule).

Frau Dr. Mewaldt von Wedel vertrat durchaus den Standpunkt von der unbedingten Nützlichkeit der gemeinsamen Erziehung. — Schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit sollte man in den mittleren und kleineren Städten den Töchtern des gebildeten Mittelstandes die höheren Schulen öffnen, die ihre Brüder besuchen; sie würden dann, ohne daß besondere Geldmittel für Errichtung von Sonderschulen aufgewendet zu werden brauchten, und ohne daß die jungen Mädchen genötigt wären, frühzeitig aus dem Elternhause fort in die teure Pension der Großstadt zu gehen, ohne weitere Schwierigkeiten sich diejenige höhere Bildung aneignen können, die ihrer Begabung und ihrem Stande entspricht und ihnen den Zugang zu den akademischen Berufen erschließt. Außerdem aber erscheint der Rednerin der gemeinsame Unterricht auch aus pädagogischen Gründen wünschenswert; denn nur dann sei eine richtige Auslese möglich, wenn allein die Begabung, nicht aber der Zufall des Wohnorts über die Vorbildung zu einem gelehrten Berufe entscheide. Durch die tägliche gemeinsame Arbeit, durch das ernste Hinstreben nach gemeinsamen Zielen bilde sich auch eine harmlose Kameradschaftlichkeit, die den jetzt bestehenden Trieb zu heimlichen Liebeleien verringern werde und für später eine geistige Gemeinschaft der Geschlechter in wichtigen Kulturfragen vorbereiten könne.

Frau Krukenberg dagegen will die gemeinsame Erziehung nur als Notbehelf zulassen, nur da, wo es den Städten mit Rücksicht auf ihre Kassenverhältnisse nicht möglich ist, neben der höheren Lehranstalt für Knaben noch eine solche für Mädchen zu errichten. Sie stimmt in dieser Beziehung mit Fräulein von Bennigsen-Hannover überein, die nachher in der Diskussion als Vertreterin des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes dessen Beschluß her-

vorhob, „die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen von Fall zu Fall zu fordern." Frau Krukenberg wies außerdem sehr nachdrücklich auf die Verschiedenheit der „Entwicklungskurven und Interessensphären" bei Knaben und Mädchen hin, die es schwierig, wo nicht unmöglich mache, das heutige Erziehungsideal, das mit Nachdruck „Berücksichtigung der Eigenart" verlange, zu verwirklichen.

Die theoretischen Erörterungen beider Rednerinnen erfuhren eine wertvolle Ergänzung durch die Mitteilungen, die Professor Florence Keys aus der Praxis hinzufügte. In den Vereinigten Staaten ist die gemeinsame Erziehung die Regel. Sie ist hervorgegangen teils aus politischen Grundsätzen, nach denen freier öffentlicher Unterricht für alle Bürger ohne Unterschied des Geschlechts eingerichtet wurde, teils aus der Entwickelung der Städte, die, aus kleinen Anfängen hervorwachsend, zunächst geringe Mittel für ihre Schulen aufwenden konnten und deshalb möglichst viele Kinder von möglichst wenig Lehrkräften unterrichten ließen. Was zuerst unter dem Zwang der Verhältnisse geschah, ist dann später Gewohnheit und Regel geworden, so daß der Unterricht in den Elementarschulen (Alter: 6—14 Jahre) überall gemeinschaftlich ist und von den Sekundärschulen, die 915.061 Schüler im Alter von 14 bis 18 Jahren umfassen, nur 6 Prozent als Anstalten mit Trennung der Geschlechter bestehen. Von diesen Sonderanstalten kommen 73 Prozent auf den Nordosten, also den Teil, der die älteste moderne Kultur aufweist; es ist bezeichnend, daß sich hier eine starke Bewegung gegen die gemeinschaftliche Erziehung geltend macht.

Es war natürlich, daß gerade diese Vorträge zu äußerst lebhafter Besprechung anregten, in der die Gegensätze scharf zum Ausdruck kamen. Frau Halsten-Finnland konnte über die Entwickelung des dortigen Schulwesens, die gleichfalls zu gemeinsamer Erziehung geführt, Ähnliches berichten wie Frau Florence Keys. Verschiedene Rednerinnen waren — wie Frau Krukenberg und Fräulein von Bennigsen — für eine Entscheidung von Fall zu Fall. Unbedingt abgelehnt wurde aus „hygienischen, pädagogischen, sozialen und moralischen Gründen" die gemeinsame Erziehung von den Vertreterinnen des Vereins Katholischer Deutscher Lehrerinnen, während Fräulein Agnes Herrmann, die Vorsitzende des Verbandes für kaufmännische weibliche Angestellte, in der gemeinsamen Erziehung das sicherste Mittel erblickt, die Stellung der Frau im öffentlichen Leben, im Beruf und in der Ehe zu heben. Auch Fräulein Dr. Bäumer trat nachdrücklich für die gemeinsame Erziehung ein. Von dem „veredelnden Einfluß der Mädchen auf die Knaben" von dem so häufig die Rede sei, verspreche sie sich freilich nicht viel; schließlich seien die Mädchen aber auch nicht dazu in der Schule, um die Knaben zu veredeln, sondern um für sich selbst zu arbeiten. – Eine grundsätzliche Entscheidung für oder wider die gemeinsame Erziehung wurde nicht herbeigeführt, war auch nach der ganzen Sachlage unmöglich. Selbst wenn es eine Abstimmung gegeben hätte, so würde auch diese nur bedingten Wert haben können. Solche

einschneidende Fragen lassen sich eben einzig und allein an der Hand der Erfahrung regeln, und da erscheint die bedingte Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen an den Orten, die nicht auch eine entsprechende Anstalt für Mädchen einzurichten vermögen, tatsächlich als der einfachste und sicherste Weg, die nötigen Erfahrungen zu sammeln und besonders den Einfluß festzustellen, den die Verschiedenheit der Entwicklungskurve ausübt.

Das zweite Thema des Tages: „Die Aufgabe der Schule gegenüber dem Berufsleben" führte bereits von der „Frau im Haus" hinüber zu der „Frau im Beruf. Als Vertreterin der Volksschule sprach Fräulein Elisabeth Schneider, die Vorsitzende des Landesvereins Preußischer Volksschullehrerinnen. Sie will die Schule nicht aufgefaßt haben als Vorbildungsanstalt für einzelne Berufe, sondern als Erziehungsanstalt fürs Leben: die Schule soll den Charakter und Willen bilden und soll durch vernünftige Körperpflege die Gesundheit kräftigen; dadurch schafft sie starke Menschen, die in jedem Berufe Tüchtiges leisten. Um aber jedes Mädchen dem Berufe zuzuführen, der ihrer Eigenart am besten entspricht, muß zu der Aufgabe der sittlichen und körperlichen Ertüchtigung als dritte wichtige Aufgabe die Berufsberatung hinzukommen. Zur Erreichung dieses Ziels fordert die Rednerin: starke Selbstbetätigung der Kinder in der Stunde, namentlich auch im naturkundlichen Unterricht, möglichst selbständige mündliche und schriftliche Darstellung, — vor allem einen starken Einfluß der Lehrerin auch auf der Oberstufe, überhaupt grundsätzlich einen dauernden Zusammenhang zwischen den lehrenden Persönlichkeiten und Schülerinnen; dieselbe Persönlichkeit muß die Kinder durch die drei Jahre der Unterstufe hindurchführen und sie wenigstens in einem Lehrfach durch alle Klassen begleiten; ähnlich muß es auf der Mittelstufe sein, und auch auf der Oberstufe darf der Klassenlehrer nicht jedes Jahr wechseln. Auf diese Weise ist es möglich, daß selbst in den stark und zu stark gefüllten Klassen der Volksschule die Lehrerinnen die Kinder genau kennen lernen und zu ihnen eine persönliche Vertrauensstellung gewinnen, die für deren ganzes Leben von unschätzbarem Werte sein kann.

Fräulein Helene Lange wies der höheren Mädchenschule die Aufgabe zu, ergänzend neben das Haus zu treten und die Erziehung für die Gebiete zu übernehmen, für die das Haus nicht erziehen kann: in erster Linie also für das Gemeinschaftsleben, während dem Hause die Pflege des persönlichen Lebens, der inneren Angelegenheiten der Familie zufällt. Die Schule soll demnach freilich nicht schon in den Dienst einer eigentlichen fachlichen Berufsbildung gestellt werden; aber sie soll ihr vorarbeiten und soll durch Unterricht und Erziehung die Schülerinnen tüchtig machen für die Erfüllung der Pflichten, die ein künftiger Beruf von ihnen fordert. Eine so gerichtete Schularbeit werde zugleich am besten der formalen Schulung der künftigen Hausfrau und Mutter dienen, die heute auch genötigt sei, aus dem Privathaushalt hinauszudenken in das volkswirtschaftliche Leben. — Aus dem ganzen

Vortrage klang — gegenüber der schwächlichen Auffassung, die stets die Schonungsbedürftigkeit der Jugend betont und in jeder Anstrengung eine schädliche Überbürdung sieht, — die nachdrückliche Forderung heraus, die schon Luise Otto und Auguste Schmidt vor mehr als 50 Jahren erhoben haben: auch das Mädchen hat ein Recht auf Arbeit. Nicht die Arbeit an sich, auch nicht die angestrengte Arbeit wirkt schädlich, wohl aber die Zersplitterung in der Arbeit. Die führt zu Halbheit, Oberflächlichkeit, Unbefriedigtheit, während die tüchtige, ernsthafte Arbeit jenes gesunde Kraftbewußtsein entwickelt, das für jeden Menschen von höchstem Werte ist, weil es ihn zu immer neuen und immer besseren Leistungen treibt.

Die Besprechung, die auf diese Vorträge folgte, brachte wohl eine Vertiefung und Erweiterung der ausgesprochenen Gedanken, fügte aber kaum wesentlich Neues hinzu. Frau Oberin Michry-Hannover trat sehr lebhaft für die Frauenschule ein und sprach den Wunsch aus, daß alle Schülerinnen der höheren Mädchenschule verpflichtet würden, sie durchzumachen. Fräulein Lischnewska-Berlin — als eine der überzeugtesten Vertreterinnen des Verbandes für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau — führte aus, wie notwendig für jeden Beruf die richtige Vorbereitung sei, wie nur die „gelernte" Arbeiterin im bittern Konkurrenzkampfe sich behaupten könne, und erklärte es als größtes Verdienst der Frauenbewegung, daß sie „das Recht der Frau auf Arbeit", auf tüchtige, berufsmäßig gelernte und geübte Arbeit, als ihre oberste Forderung aufgestellt habe.

Der dritte und vierte Tag des Kongresses gehörten nun vollständig der „Frau im Beruf". Den Anfang machte, wie billig, der älteste und naturgemäßeste aller Berufe, — die Landwirtschaft, mit den drei Vorträgen:

„Der Anteil der Frau an der landwirtschaftlichen Produktion" von Frau Elisabeth Böhm-Lamparben;

„Probleme der landwirtschaftlichen Frauenarbeit", von Dr. Rosa Kempf-München und Freiin Elly zu Putlitz.

Es folgten Handwerk und Gewerbe in den Vorträgen über die Frage:

„Wie erzielen wir Qualitätsarbeit in Industrie, Handwerk und Kunstgewerbe?" von Dr. Marie Baum, Dr. Margarete Bernhard und Frau Fia Wille-Berlin,

und den Schluß dieser Verhandlungen bildete der zusammenfassende Vortrag:

„Was bedeutet die Organisation für unser berufliches und persönliches Leben" von Frl. Gertrud Israel-Berlin.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Kulturleben und Geschichte des Schwarzmeergebietes.

Von Prof. Ernst v. Stern. (Halle a. S.)

Nicht nur wer als flüchtiger Tourist im Süden Rußlands das Steppen- und Schwarzmeergebiet bereist, sondern auch, wer hier seinen ständigen Wohnsitz genommen, empfängt bei der ersten Bekanntschaft mit Land und Leuten zunächst den Eindruck, daß er ein Neuland der Kultur vor sich hat.

Und in der Tat, neu und modern erscheint hier alles: es ist ja kaum ein Menschenalter her, daß die weiten Steppen in großem Maßstab vom Pfluge aufgerissen sind; die großen Städte im Südgebiet — Odessa, Nikolajew, Kischinew, Cherssón, Jelisawetgrad und andere — können erst auf eine etwas über hundertjährige Vergangenheit zurückschauen, und keine winkligen Gassen, keine Giebelhäuser und Mauerreste, die in den Städten Westeuropas, der Ostseeprovinzen oder auch Mittelrußlands der modernen, nivellierenden Kulturentwickelung noch Stand gehalten haben, gemahnen hier an längstvergangene Tage: man muß schon weit von der gewöhnlichen Reiseroute abweichen und die jetzigen Kulturzentren verlassen, um im kleinen Akkerman, in Theodosia oder der versteckten Bucht von Sudak am Südufer der Krim die Überreste stolzer alter Festungsbauten zu finden. Aber diese Überreste, denen in der nächsten Umgebung so gar nichts entspricht, scheinen in ihrer Vereinsamung nur die Richtigkeit des gewonnenen Eindrucks zu bestätigen. Und dieser Eindruck des Neulandes wird vertieft und verstärkt, wenn man die Bevölkerung des Gebietes näher kennen lernt. Den einen hat nordisches Waldesrauschen das Wiegenlied gesungen, die anderen sind aus dem sonnigen Süden zugewandert, wieder andere hat das Schicksal aus dem kulturellen Westen hierher verschlagen, noch andere der Reichtum des Bodens und das rasche Wachstum der neuerstandenen Städte aus dem Osten zur Ansiedelung gelockt; aber wer auch hier bereits geboren und groß geworden ist, der weiß es noch aus der Familientradition, daß sein Großvater oder im äußersten Fall sein Urgroßvater von anderswoher gekommen ist. Bodenständig und bodenstämmig ist das bunte Völkergemisch des Südens Rußlands nicht, und wenn man von den Krimtataren und den Krimer Juden, sowie von den Moldovanen in Bessarabien absieht, deren Einwanderung in eine frühere Periode zurückreicht, so läßt sich im großen und ganzen sagen, daß die Besiedelung des in Rede stehenden Gebietes von der jetzigen Bevölkerung erst eigentlich seit den Zeiten Katharinas der Großen beginnt.

Bei dieser Sachlage ist es verständlich, daß der Süden Rußlands oft mit Argentinien, Odessa etwa mit Chicago verglichen wird, und daß sich die jetzigen Bewohner mit gewissem Stolz als Kulturpioniere auf jungfräulichem

Boden fühlen. Dennoch ist diese Ansicht falsch. Die Geschichtskundigen haben es schon seit langem gewußt, daß das Gebiet der unteren Flußläufe des Dnjestr, Dnjepr und Bug und die Krim altes Kulturland im strikteſten Sinn dieses Wortes gewesen ist; daß diese Kulturperiode in die graueste Vorzeit hinaufreicht, hat freilich erst die archäologische Forschung des letzten Jahrzehntes feststellen können. Da der deutsche Einschlag in der Bevölkerung Südrußlands nicht gering ist und es vor allem diejenigen Leser dieser Zeitschrift, welche hier ihre zweite Heimat gefunden, interessieren dürfte, Näheres über die Vergangenheit des Landes, das sie bewohnen, zu erfahren, soll im Folgenden auf Anregung der Redaktion der Versuch gemacht werden, die Kulturzustände und historischen Schicksale des uns beschäftigenden Gebietes vom Beginn unserer Kunde und unseres Wissens bis zur Angliederung des Schwarzmeerlandes an das große russische Reich und der Begründung der heutigen Lage, hauptsächlich auf Grund der Ausgrabungsresultate, in großen Umrissen zu skizzieren.

Die Anfänge kulturellen Lebens in Süd-Rußland gehören der Periode an, in der die europäische Menschheit den Gebrauch von Metallen noch nicht kannte. Und zwar tritt uns hier dieses Leben nicht etwa auf einer groben, primitiven Stufe, sondern in einer sehr eigenartigen Entwickelung entgegen. Es ist im Laufe des letzten Jahrzehntes gelungen, die Spuren dieser Kultur auf einem recht weiten Gebiet festzustellen: angefangen vom Tschernigowschen Gouvernement am Ufer der Desna ziehen sich diese Spuren durch alle Kreise des Gouvernement Kijew, greifen in die angrenzenden Teile des Cherssoner Gouvernements über, gehen dann durch ganz Podolien und den nördlichen Teil Bessarabiens; ebenso sind nach Westen hin, im Norden und Süden der Balkanhalbinsel, in Galizien, Rumänien, Ungarn-Siebenbürgen, der Bukowina, Ost-Rumelien bis nach Thessalien Reste einer analogen Kultur in reicher Fülle zu Tage gefördert worden. Trotz mancher lokaler Abweichungen und Besonderheiten dürfen wir diese Kultur ihrer überall wiederkehrenden, charakteristischen Merkmale wegen als im wesentlichen einheitlich betrachten. Auf den zu Flüssen und Taleinschnitten abfallenden Plateaus des Dnjepr- und Dnjestrgebietes — in dem Rayon, der uns hier an erster Stelle interessiert — sind in großer Menge, fast unmittelbar unter der Ackerkrume, rechteckige Vertiefungen mit geglätteten, festgestampften Lehmdielen und mit Resten von einstigem Lehmbewurf an Rundhölzern aufgedeckt worden. Nach Hinwegräumung des Lehmgerölls, das aus Klumpen verschiedener Größe besteht, häufig die Abdrücke von Rundhölzern aufweist, ebenso häufig aber auch aus einfach geglätteten Stücken besteht, die bisweilen noch Farbenspuren — rot oder hellgrau — an sich tragen, treten dann Scherben, größere Fragmente oder ganz erhaltene Exemplare von geradezu massenhaft deponiertem Tongeschirr zu Tage. Unmittelbar an den Längs- und Querseiten der Ausgrabungsstätten sind stets in großer Zahl vollständig erhaltene Schalen und Näpfe gefunden worden: ihre fast intakte Konservierung erklärt sich einmal aus ihrer Form, die es ihnen ermög-

lichte, einem recht bedeutenden Druck Widerstand zu leisten, dann aber vor allem wohl daraus, daß sie durch ihren Aufstellungsort mehr als die zum Zentrum hin deponierten Gefäße davor geschützt waren, beim Einsturz der Lehmdecke zerschlagen zu werden. Diese kleineren Näpfe und Schalen, mit Asche, Resten von Tierknochen oder von Hirse gefüllt, umgeben gewöhnlich die Fragmente einer größeren Urne, die fast niemals vollständig heil erhalten ist, aber in den meisten Fällen aus den Scherben zusammengesetzt werden kann. Der Boden dieser Urnen enthält eine deutlich erkennbare Aschenschicht. Der Form nach herrschen bei diesen größeren Urnen zwei Typen vor: entweder läuft die dickbauchige, birnenförmige Urne in einen kurzen, nicht allzubreiten Hals aus, der mit einem Deckel geschlossen werden kann, oder aber die Urne hat eine dem griechischen Mischkrug (Kratér) verwandte Gestalt mit weitausladendem, umgebogenem Rande. Gewöhnlich stehen diese Urnen in den vier Ecken und im Zentrum der Stätte; herum am Boden liegen all' die übrigen Fundobjekte: außer den genannten Näpfen uud Schalen — Schleudersteine, Steinhammer und Beile, Messer und Sägen aus Feuerstein, Ockerklumpen, Knochen, Zähne und Hörner von Tieren, Tonidole in Menschenform oder Tierfiguren (Stiere mit großen Hörnern, Kühe, Kälbchen) aus gleichem Material. An sehr vielen dieser Gegenstände sind Brandspuren zu konstatieren; namentlich sind die Scherben und Fragmente von kleineren und größeren Gefäßen durch Feuer aus ihrer ursprünglichen Form gebracht oder gar in Schlackmasse verwandelt. Das massenhaft auf verhältnismäßig engem Raum konzentrierte Geschirr, die Aschenurnen und Brandspuren einerseits, sowie das Fehlen eines Herdes und ausgesprochener Küchenabfälle andererseits lassen es nicht zweifelhaft erschienen, daß die hier beschriebenen Fundstätten einer vorgeschichtlichen Kultur als Beisetzungs- und Opferplätze betrachtet worden müssen. Selbstverständlich hat das Volk oder der Volksstamm, der diese Beisetzungs- und Opferplätze anlegte, in der Nähe derselben auch seine Siedelungen gehabt. Noch sind sie nicht an allen Ausgrabungsstätten aufgedeckt werden, doch kann ihr Typus als festgestellt betrachtet werden. Es handelt sich um Lehmhütten, die eine Länge von 4—6 Meter und eine Breite von 3—5 Meter haben; an einer der Seitenwände befindet sich regelmäßig ein aus Lehm gebauter oder in den gewachsenen Boden getriebener Kochherd; den Boden der ausgehobenen Grube bedeckt eine dicke Schicht von „Kökkenmöddinger"; Muschelschalen, zerschlagene Tier- und Vogelknochen, Fischgräten und -schuppen, Kohle und Asche sind um den Herd verstreut. Dazwischen finden sich Scherben von Gefäßen derselben Art wie an den Beisetzungsplätzen, nur in sehr viel geringerer Zahl, und endlich vereinzelt Gegenstände aus Knochen, Horn und Feuerstein. Lehmgeröll und Klumpen mit Abdrücken von Stangen und Ruten erlauben einen Rückschluß auf die Bauart dieser Hütten.

Charakteristisch für diese steinzeitliche Kultur, die dadurch einen ganz gesonderten Platz und eine feste Umgrenzung erhält, ist ihre eigenartige

Keramik, — eigenartig nicht nur durch die Form der Tongefäße, sondern in erster Linie durch den dekorativen Schmuck derselben. Gefäße ohne jegliche Dekoration, monochrom in der Tonfarbe gehalten mit glänzend polierter Oberfläche, finden sich verhältnismäßig selten; es überwiegen Gefäße mit Ritztechnik-Tiefornamentik oder Gefäße, die auf poliertem Tongrund oder Überzug mit dekorativer Malerei geschmückt sind. Statistisch bilden unter den Funden auf den Ausgrabungsstätten im Kijewer Gouvernement diese bemalten Gefäße die verschwindende Minderheit gegenüber denen mit eingeritzten Ornamenten, während sie im bessarabischen Gebiet und dann weiter nach Westen entschieden vorherrschen. Wir werden in der Annahme nicht fehlgehen — worauf ja schon die Brenn- und Tonbereitungstechnik hinweist, — daß diese Gattung ein weiteres Stadium in der Entwicklung dieser eigenartigen neolithischen Keramik bedeutet. Der Brauch, die Gefäße mit aufgemalten Ornamenten zu schmücken, erscheint wie eine neue Mode, die allmählich eindringt: am schnellsten am Zentrum ihrer Erfindung, langsamer an der Peripherie des gleichen Kulturkreises.

Es ist daher die Annahme nicht notwendig, daß die Beisetzungsstätten in Bessarabien einer wesentlich späteren Zeit angehören, als die entsprechenden Anlagen im Kijewer Gouvernement und den angrenzenden Kreisen des Chersones; schon der Charakter der Steingeräte, die mit dieser bemalten Tonware in Bessarabien gefunden sind, spricht entschieden gegen diese Annahme; wohl aber dürfen wir vermuten, daß sich gerade hier ein Zentrum dieser bemalten keramischen Industrie befunden hat, — die Vollkommenheit in Brand und Tonbereitung und die Sicherheit der Malweise unterstützen diese Vermutung, — und daß von hier die neue Technik weitere Ansiedelungsplätze beeinflußt hat.

Es läßt sich auch sonst konstatieren, daß bei aller Verwandtschaft der Tonplastik und Keramik der neolithischen Kultur in Donau-Dnjeprgebiet sich überall lokale Differenzen finden, daß bei aller Übereinstimmung der Dekorationsmotive die Dekorationsmittel häufig verschieden sind und daß schließlich an verschiedenen Fundstätten bestimmte Gefäßformen und Dekorationsarten vorherrschen, die an anderen sich nur vereinzelt finden. Diese Tatsachen sprechen für das Vorhandensein einer stark entwickelten lokalen keramischen Industrie, die sich dabei aber gegen den Einfluß benachbarter Zentren nicht abschloß. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich wohl am ungezwungensten die gleichzeitige Verwendnng von Mal- und Ritztechnik in dieser Keramik und das Prävalieren der einen oder der anderen auf bestimmten Ausgrabungsstätten.

Der Dekorationsstil dieser Gefäße, sowohl der einen wie der anderen Gattung, ist in seinen Grundprinzipien geometrisch. Der Ausgangspunkt für die Stilentwickelung ist die einfache Linearornamentik, sowohl die gradlinige, wie die spiralige. Wir sehen noch häufig auf den Randstücken oder auf dem Bauch kleinerer Gefäße den Schmuck in Form gerader, horizontal oder vertikal verlaufender Linien. Diese „alteuropäische" Horizontal- und Vertikalornamentik

findet sich aber auf keinem Gefäß als gebundenes System, sondern stets in Verbindung mit neuen Ornamentmotiven. Zu diesen gehört sehr häufig das Zick-Zack- und Winkelband, vielfach in einer Form, die uns beispielsweise auch in der ältesten Keramik von Troja wieder begegnet.

Aber daneben treten nun neue Muster auf, die sich in die alte Linear-technik nicht mehr organisch einfügen lassen: der konzentrische und der tangierte Kreis, das Spiral- und Bogenband, die als potenzierter Ausdruck der „band-keramischen" Dekorationssysteme erscheinen. Diese neuen Elemente in ihrer freien Anwendung führen zu abwechslungsvollen Kombinationen und sind zu einem Idealmotiv einer freien Dekorationsweise vereinigt, die zusammen mit der glücklichen Farbenwahl in dieser Buntmalerei uns vor dem künstlerischen Können dieser Meister in einer rein neolithischen Zeit alle Hochachtung abnötigen.

Aber so wichtig diese abwechslungsreichen Spiralbandornamente, die gleichsam das Leitmotiv in dieser ganzen Dekorationssymphonie bilden, für die richtige Würdigung der steinzeitlichen Keramik des heutigen Süd-Rußlands und ihres Verbreitungsweges sind, von größerer Wichtigkeit ist doch noch ein anderes Moment: auf den hier gefundenen Gefäßen haben wir zum ersten Mal in der neolithischen Kultur Europas den Versuch, die von der geometrischen Dekoration frei gebliebenen Flächen mit Nachbildungen von Typen aus der organischen Welt zu schmücken. — Im Vergleich mit der vollendeten Aus-führung der geometrischen Dekoration sind diese Versuche einer Nachbildung von Menschen und Tierfiguren freilich sehr unvollkommen ausgefallen, aber ihr Vorhandensein beweist, daß der bisher als maßgebend geltende Gegensatz zwischen der steinzeitlichen Keramik Europas und der alten Kulturländer am Mittelmeerbecken nicht mehr aufrecht zu erhalten ist.

Welche weittragenden Folgerungen sich hieraus für die Entwickelungs-frage der Keramik in der ägäischen Kulturwelt ergeben, dem nachzugehen fällt aus dem Rahmen der mir hier gestellten Aufgabe hinaus, — aber auch ohne-dem dürfte es aus dem bisher Dargelegten zur Genüge verständlich sein, daß es an erster Stelle diese eigenartige bemalte Keramik ist, welche den neolithischen Fundstätten in Süd-Rußland ihr spezielles Gepräge und besonderes Interesse verleiht.

Versuchen wir daher kurz die Schlußfolgerungen zu ziehen, die sich in kultureller Hinsicht aus den Ausgrabungsresultaten ergeben. Das Volk, das uns die oben beschriebenen Spuren seines Daseins hinterlassen hat, war bereits zu einem seßhaften Leben gelangt und hat einen, wenn auch primitiven Ackerbau betrieben. Dieser Schluß ergibt sich aus der ganzen Siedelungsweise, der Anlage der Beisetzungsstätten, den Funden von Hirse und Spelt, vor allem aber auch aus dem Vorkommen von Schweineknochen und -kiefern, denn nomadisierende Völker kennen die Schweinezucht nicht. Die wichtigsten Haustiere — Ziege, Schaf, Schwein, Rind — gehören der Wirtschaft dieser seß-haften Leute an. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht ist nach Ausweis

des Inhalts der „Kökkenmöddinger“ Jagd und Fischfang eine Hauptquelle des Lebensunterhaltes der Bevölkerung. Die auch in den bessarabischen Ansiedelungen häufig gefundenen Reste von Hirschknochen, Zähnen und Geweihen, meist junger Exemplare, — das Erlegen ausgewachsener Tiere mochte bei den primitiven Waffen größere Schwierigkeiten bereiten, — beweist, nebenbei bemerkt, daß diese jetzt baumlose Gegend zu der Zeit noch bewaldet gewesen ist. Den Gebrauch von Metallen kennt die Bevölkerung noch nicht: nur ganz vereinzelt sind ein Kupferbeil und einige Kupferperlen gefunden worden — ein offenbar weit her gekommener und angestaunter Besitz. Alle Geräte und Waffen sind aus Stein hergestellt; die Politur und Zubereitung dieser Hämmer, Messer, Schleuderkugeln und Pfeilspitzen ist wenig vollkommen, dagegen ist die Tonplastik und Keramik hoch entwickelt, zwar nicht technisch, denn die Töpferscheibe ist noch unbekannt, wohl aber künstlerisch. Die Gefäßmalerei zeugt von langer Übung, einem entwickelten Geschmack und hervorragendem Können und sichert dieser sonst rein neolithischen Kultur eine ganz eigenartige Bedeutung.

Einen Einblick in die Organisation und den Vorstellungskreis dieser Bevölkerung zu gewinnen, gestattet, wenn auch in beschränkterem Maße, als dies an sich wünschenswert wäre, die interessante Anlage der Beisetzungsplätze, die sogleich eine Schlußfolgerung über die Rassenzugehörigkeit zu ziehen ermöglicht. Die Toten werden verbrannt, die Asche wird in Urnen gesammelt und diese in einem eigens dazu aufgeführten Bau beigesetzt. Die Zahl der Urnen und der übrigen Gegenstände in den einzelnen „Totenhäusern“ ist sehr verschieden; die einen sind derart damit angefüllt, daß sie zunächst den Eindruck einer Niederlage bei einer Töpferwerkstatt machen, die anderen enthalten nur wenig große Urnen und eine dem entsprechende Anzahl kleinerer Gefäße. Dieser in die Augen fallende Unterschied erklärt sich ungezwungen nur bei der Annahme, daß die einzelnen „Totenhäuser“ von bestimmten „Sippen“ oder „Clans“ benutzt wurden. War die Sippe groß, so füllte sich das Haus bald mit Urnen, so daß kein freier Raum mehr drin blieb; starb die Sippe aus, oder verließen die Angehörigen den Wohnsitz, so blieb das „Totenhaus“, das fast immer gleich groß angelegt war, nur spärlich besetzt und in der Folgezeit unbenutzt. Eine bestimmte Organisation nach Verbänden läßt sich also aus der Anlage dieser Beisetzungsplätze und ihrem Inhalt erkennen. Weiter sehen wir, daß dem Geist der Toten oder den sie beschützenden Göttern an der Beisetzungsstätte Brandopfer und Weihgeschenke — Tonidole und Rinderfiguren — dargebracht wurden. Aber nicht nur dieses. Es wurden noch weitere Gaben niedergelegt: Schleuderkugeln, Steinhämmer, Äxte, Pfeilspitzen, Knochenpfriemen und allerlei Hausgerät, Näpfe, Schalen und Becher. Diese Beigaben, sowie der sorgfältige Bau des Totenhauses, das wie die Grabstätten der alten Ägypter, größer und besser ausgestattet erscheint, als die Erdhütte der Lebenden, weisen darauf hin, daß die Vorstellung noch lebendig war, der Verstorbene bedürfe all dieser Dinge auch nach seinem Tode. Diese Vor-

stellungen sind uns bei Totenbestattung geläufig; sie überraschen einigermaßen bei Leichenverbrennung.

Eine Erklärung dieser eigentümlichen Beisetzungsart — für die die homerischen Schilderungen der Verbrennungsfeierlichkeiten der vor Troja gefallenen Helden und die Brandgräber auf der Schwarzmeerinsel Berezan lehrreiche Analogien bieten — läßt sich nur in der Annahme finden, die Bevölkerung habe in früherer Zeit die Beerdigung der Toten gekannt und geübt. Trotz des Übergangs zu neuen religiösen Anschauungen hält auch hier die Masse zäh an traditionell geübten Bräuchen fest, obwohl sie jeden realen Sinn verloren haben. Daß dies nicht nur eine theoretisch, wenn auch unzweifelhaft richtige Konstruktion ist, lehrt folgende Tatsache: zwar nicht in Bessarabien, wo ich die Ausgrabungen persönlich geleitet und deren Resultate ich hier daher auch in erster Linie berücksichtigt habe, wohl aber im Kijewer Gouvernement und in Podolien sind bei der Aufdeckung ganz analoger Beisetzungsplätze nicht selten halbverbrannte und bisweilen, (2—3 Fälle auf 100) auch unverbrannte Skelette gefunden worden. Daß diese, nur noch vereinzelt vorkommende Bestattung von der Leichenverbrennung abgelöst worden ist, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Ich denke, die hier geschilderte Kultur und ihre Träger sind interessant genug, um die weiteren Fragen aufzuwerfen: erstens, ist diese eigenartige Kultur von außen beeinflußt, oder hat sie sich selbständig entwickelt, lassen sich ihre Spuren verfolgen? und zweitens: können die Träger derselben ethnologisch und zeitlich näher bestimmt werden?

Man hat, als die überraschende Entdeckung einer bemalten Keramik in steinzeitlicher Kultur bekannt geworden war, zunächst die Vermutung ausgesprochen, daß sie aus fremdländischen Einflüssen abzuleiten sei. Es ist dabei der Gedanke maßgebend gewesen, daß dem künstlerischen Empfinden und dem technischen Können einer reinen Steinzeit eine derartige Malweise und eine so vollendete Dekorationskombination nicht zugetraut werden dürfe; und da nun andererseits eine gewisse Verwandtschaft dieser Keramik mit der mykenischen unverkennbar war, so suchte man ihr Auftreten in der neolithischen Kultur des Donau-Dnjeprgebietes durch Einwirkungen aus dem Süden, aus der Kulturwelt des ägäischen Meeres, zu erklären. Dieser weitverbreiteten Theorie gegenüber, die heute noch ihre Vertreter hat, habe ich bereits auf dem Charkower Archäologenkongreß (1902) eine abweichende Anschauung zu begründen gesucht, deren Richtigkeit mittlerweile vielfach anerkannt und durch neue Funde schlagend bestätigt worden ist.

Daß von direktem oder indirektem Handelsverkehr zwischen dem ägäischen Kulturkreis und den neolithischen Stationen des Donau-Dnjeprgebietes nicht die Rede sein kann, liegt klar zu Tage. In all diesen mit Sorgfalt durchforschten Siedelungen und Beisetzungsplätzen ist nicht eine Scherbe einer echt mykenischen Vase, kein einziges anderes Produkt mykenischer Kultur gefunden

worden. Es bleibt also nur die Voraussetzung der „Einwanderung fremder Gewerbetreibender" übrig, denen Stil und Technik der mykenischen Vasenmalerei bekannt waren.

So befremdlich nun schon an sich dieser präsumptive Auszug von Töpfermeistern aus dem Süden in die unwirtlichen Gegenden des Donau-Dnjeprgebietes ist, noch befremdlicher müßte bei dieser Voraussetzung die Tatsache bleiben, daß diese Töpfermeister die nördlichen Barbaren wohl in die Geheimnisse des mykenischen „Spiraldekorationssystems" und der polychromen Mattmalerei eingeweiht haben sollen, aber ihnen, die schlecht und recht ihr Gebrauchsgeschirr mit der Hand formten und mit Stäben und Brettchen glätteten, die Bekanntschaft mit der im mykenischen Kulturkreis längst verwendeten Töpferscheibe vorenthalten haben. Es ist doch einleuchtend, daß die Verbreitung dieser technischen Errungenschaft den steinzeitlichen Bewohnern des uns interessierenden Gebietes viel nutzbringender und daher auch den „eingewanderten Töpfern" viel gewinnverheißender sein mußte, als die Einführung eines Dekorationssystems der Gefäße, für welches das künstlerische Empfinden der damit Beglückten nach Ansicht der Vertreter dieser Entlehnungstheorie noch lange nicht genügend entwickelt war.

Und weiter: es ist immer ein Zeichen beginnender reger Handelsbeziehungen und feinerer kultureller Bedürfnisse, wenn auf dem Gebiet der keramischen Industrie Entlehnungen und Beeinflussungen statt haben; auf primitiver Kulturstufe verfertigt jedes Volk sein Tongeschirr selbst. Fanden nun wirklich eingewanderte Töpfer bei den Bewohnern des heutigen Süd-Rußlands Arbeit und Verdienst, so müßten wir nach allen historischen Analogien notwendig erwarten, daß vordem schon oder wenigstens gleichzeitig andere Gewerbetreibende, vor allem die Bronzegießer, dort festen Fuß gefaßt hatten. Denn glänzender Schmuck und vor allem Schutz- und Angriffswaffen aus Metall, welche Besitz und Herrschaft sichern, sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern weit begehrtere Gegenstände gewesen, als schön bemalte Tonwaren. Und nun sehen wir, daß in dem ganzen Dnjepr-Dnjestrgebiet zur Zeit der vollsten Entwickelung und Blüte dieser bemalten Keramik eine Metallindustrie überhaupt noch unbekannt ist, Bronze sich nicht findet und nur ganz vereinzelt eine Kupferperle oder ein Kupferteil aus weiter vorgeschrittenen Kulturgebieten sich hierher durch irgend einen Zufall verirrt hat, — offenbar ein ganz fremdartiger, als Seltenheit geltender Besitz.

Desgleichen lehrt ein aufmerksames vergleichendes Studium der mykenischen und der neolithischen Tonindustrie im Donau-Dnjeprgebiet und des in Parallele gesetzten Dekorationssystems die ganze Haltlosigkeit dieser Entlehnungstheorie. Mir ist auf all den vielen Gefäßen und Scherben aus unseren neolithischen Stationen keine einzige zu Gesicht gekommen, deren Dekoration man als „Barbarisierung" mykenischer Muster, als mißverständliche Anwendung mykenischer Motive oder als sklavische Kopie betrachten darf. Vielmehr

liegt die Sache so, daß diese neolithische Gefäßmalerei gleichsam die Voraussetzung, die Vorstufe zur mykenischen bildet und in ihr alle Elemente dieser Malerei gleichsam als Prototyp enthalten sind, angefangen von der Wellenlinie und Spirale und endigend mit den ersten Versuchen der Tier- und Menschendarstellung.

Diese Auffassung, wenigstens soweit sie der neolithischen Kultur in Süd-Rußland ein weit höheres Alter vindiciert als der mykenischen, ist durch später gemachte Funde vollkommen bestätigt worden. In Thessalien (bei Seiklo und Dimini) sind steinzeitliche Ansiedelungen, deren Zugehörigkeit zu dem uns interessierenden Kulturkreis nach dem Charakter der bemalten Keramik außer aller Frage steht, tief unten an der Sohle von Hügeln aufgedeckt, deren Gipfel die Spuren von mykenischen Burganlagen tragen; zwischen beiden Schichten, der untersten neolithischen und der mykenischen, ist eine mittlere von viel geringerer Kunstfertigkeit nachgewiesen: die Zeitfolge ergibt sich durch diese Fundtatsachen von selbst.

Diese neolithische Kultur im Donau-Dnjeprgebiet, die sich westlich bis zur Bukowina und südlich bis nach Nordgriechenland nachweisen läßt, hat sich also, soweit wir bisher urteilen können, selbständig entwickelt. Sie in Zusammenhang zu bringen mit einer sehr analogen bemalten Keramik, die in Persien (Susa) bei den Ausgrabungen aufgedeckt ist, geht bei der Verschiedenheit der Zeitperioden, denen sie hier und dort angehört, und bei dem Mangel an Zwischengliedern zwischen Susa und Süd-Rußland nicht an. Wie die Gesichtsurnen, die in Troja und Ostpreußen und Mexiko in den Gräberfeldern gefunden sind, beweisen, haben unabhängig von einander zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern analoge Kulturentwickelungen ganz spontan einen analogen künstlerischen Ausdruck gefunden.

Zeitlich läßt sich nun diese eigenartige Kultur in Süd-Rußland ziemlich genau umgrenzen. Wir wissen durch die grundlegenden Untersuchungen von Montelius, Sophus Müller, M. Much und andern, daß sich die Bronze in Europa um 2000 v. Ch. zu verbreiten beginnt; die steinzeitliche Kultur im Gebiet östlich von den Karpathen kennt die Bronze noch nicht und ist, wie wir gesehen haben, älter als die fest datierbare Kultur der ägäischen Inselwelt, die in ihrer Gefäßmalerei und Tonplastik zur beginnenden Bronzezeit sich eng mit dieser steinzeitlichen Kultur berührt und in gewisser Beziehung, wie unter anderem die Entlehnung des Spiralmotivs in dem Dekorationssystem beweist, von ihr beeinflußt ist.

Mit dem Ende der Steinzeit bricht diese eigenartige Kultur im Dnjepr-Dnjestrgebiet jäh ab: sobald die Bronze in Süd-Rußland auftritt, ist keine Spur mehr von bemalter Keramik und den eigenartigen Beisetzungsplätzen zu finden. Das Ende dieser Kultur fällt also zusammen mit dem Beginn analoger Erscheinungen nnd Typen im Gebiet des ägäischen Meeres, ihre Entwicke-

lung und Blütezeit läßt sich daher mit Sicherheit in das dritte vorchristliche Jahrtausend datieren.

Viel schwieriger ist die Frage nach der ethnologischen Bestimmung der Träger dieser eigenartigen Kultur. Man hat in letzter Zeit vielfach diese Kultur des Donau-Dnjeprgebietes für die Thraker in Anspruch genommen. Alle Momente, die für diese Annahme zu sprechen scheinen, haben namentlich H. Schmidt, M. Much und andere mit Geschick hervorgehoben. Aber die bestimmte ethnologische Fixierung der uns interessierenden Kultur und ihre Zuweisung an einen speziellen, aus historischer Zeit bekannten Volksstamm scheint doch recht problematisch und beruht auf einer Reihe unbeweisbarer Prämissen. Ganz abgesehen davon, daß wir eine ununterbrochene Kontinuität der Besiedelung des Karpathen-Donaugebietes durch dieselben Volkselemente von der Urzeit bis in die historisch fixierbaren Epochen vorauszusetzen hätten, wogegen gewichtige Gründe sprechen, müßten wir weiter annehmen, daß bereits um die Wende des vierten Jahrtausends v. Ch. die Thraker als solche sich aus der indoeuropäischen Völkermasse zu einem eigens benannten und in seinen Eigentümlichkeiten fest umgrenzten Stamm ausgesondert hätten. Bei dem nachweisbaren Fluß der Stammesbildungen in ältester Zeit, der Aussonderung neuer Gruppen und der Absorbierung anderer durch größere geschlossene Massen halte ich es für methodisch richtiger, darauf zu verzichten, schon für jene weit zurückliegenden Zeiten bestimmte Völkernamen zu nennen, die uns aus späteren Epochen geläufig sind. Ich ziehe es daher vor, weder von Thrakern noch Achäern noch Karern hier zu sprechen, sondern das uns beschäftigende Problem in allgemeinerer Fassung zu beleuchten. Es läßt sich etwa folgendermaßen formulieren.

Aus der indo-europäischen Völkermasse sonderten sich im Laufe des dritten Jahrtausends v. Chr. Stämme und Gruppen aus, die im Donau-Dnjestrgebiet zu seßhaftem Leben gelangten. Hier schufen sie eine eigenartige Kultur, die sich durch zwei besonders charakteristische Momente auszeichnet: eine bestimmte künstlerische Veranlagung, vielleicht zunächst nur einzelner Individuen oder einer einzelnen Gruppe, ließ im Endresultat eine hochentwickelte bemalte Keramik entstehen, die selbst das gewöhnlichste Gebrauchsgeschirr mit farbigem dekorativem Schmuck versah. Und ferner hat diese Kultur des Dnjestr-Dnjeprgebietes ein neues, eigenartiges Moment in die weitere Entwickelung eingeführt, die Verbrennung des Toten. Weder die Ägypter, noch die asiatischen Kulturvölker kennen sie, und hier zum ersten Male begegnet sie uns auf europäischem Boden, um dann, bald zurückgedrängt, bald wieder hervortretend, nicht mehr aus dem europäischen Kulturleben zu verschwinden. Zu Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. hört diese Kulturentwicklung im heutigen Süd-Rußland plötzlich auf. In der folgenden Epoche ist das Gebiet verödet. Wohl unter dem Einfluß einer Völkerwelle von Norden her, eines Nachschubs neuer indoeuropäischer Stämme, oder aber weil bei den primitiven

Ackerbauverhältnissen der Boden die zunehmende Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, geraten diese durch eine analoge Kultur verbundenen Stämme und Gruppen in Fluß. Trotz mehrfachen Widerspruches halte ich auch jetzt noch meine Annahme, daß diese Abwanderung von Norden nach Süden erfolgt sei, daß diese Stämme und Gruppen in der ägäischen Kulturwelt aufgegangen und von ihr, sie beeinflussend, absorbiert sind, für die weitaus wahrscheinlichste. Jedenfalls findet das von ihnen begründete Dekorationssystem in der Gefäßmalerei dort seine künstlerische Fortsetzung nnd Weiterentwickelung, und die von ihnen zuerst geübte Totenverbrennung dringt in der Kulturwelt der homerischen Zeit siegreich durch. Bei der sonstigen Unselbständigkeit und Inferiorität der europäischen Kulturen im Vergleich zur orientalisch-ägäischen Welt mag es die heutigen Bewohner des Dnjepr-Dnjestrgebietes immerhin mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß gerade dieses Gebiet in gewissem Sinne eine Ausnahme macht, und daß die Bewohner desselben im 2-ten vorchristlichen Jahrtausend zu selbständigen Gestaltungen gelangt sind, die in der weiteren Entwickelung ihre Spuren hinterlassen haben.

Diese Bedeutung und die Eigenart der neolithischen Siedlungen auf dem Boden des heutigen Süd-Rußlands muß es entschuldigen, daß ich so eingehend bei den ersten greifbaren Spuren eines kulturellen Lebens auf dem uns interessierenden Boden verweilt bin: desto kürzer darf ich mich dagegen über die nächste Epoche fassen.

Was auf die hochentwickelte steinzeitliche Zeit folgt, erscheint zunächst überaus armselig. Ein reines Bronzezeitalter gibt es bekanntlich in Süd-Rußland nicht, abgesehen von den sogenannten Kimmeriergräbern in der Krim, in denen dürftige Bronzeschmuckstücke — Ringe, Spiralen, Plättchen — gefunden sind; sonst tritt neben und mit der Bronze zugleich das Eisen auf. Die Gräberfunde ergeben rotgefärbte Hockerskelette, der Bronzeschmuck, soweit er überhaupt vorhanden, ist primitiv, die Eisenwaffen und Geräte sind roh gearbeitet, die Keramik ist ganz dürftig.

Wir wissen aus Herodot, daß erst die Kimmerier, und dann die sie verdrängenden Skythen von der südrussischen Ebene Besitz ergriffen haben. Es ist möglich, daß, wenn einmal der große Tumulus, den man bei der Einfahrt in den Dnjestr schon weit vom Meere aus erblickt, den Herodot schon in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Ch. gesehen und als Kimmeriergrab bezeichnet hat, vollständig durchforscht und abgetragen sein wird, die Scheidung dieser Völker und ihrer Eigentümlichkeiten auf einer sichereren Basis aufgebaut werden kann, — bis jetzt läßt sich in diesen Fragen über vage Hypothesen nicht herauskommen.

Nur soviel kann als sicher gelten, daß ein Teil wenigstens der iranischen Stämme, die unter dem Namen Skoloten oder Skythen zusammengefaßt werden, um die Wende des ersten Jahrtausends v. Chr. zu seßhaftem Leben übergegangen ist, Ackerbau in dem fruchtbaren Schwarzerdegebiet getrieben und

zu gewissem Wohlstand gelangt ist. Man hat sich meist durch den, viel Legendenhaftes enthaltenden Bericht des Herodot über Darius' Skythenfeldzug im letzten Drittel des 6. Jahrhundert dazu verführen lassen, diese Skythenbevölkerung sich insgesamt als wilde Nomadenschwärme vorzustellen; daß diese Vorstellung einer wesentlichen Modifikation bedarf, beweist die Tatsache der zu Ende des 8. und Anfang des 7. Jahrhunderts beginnenden Griechenkolonisation in diesen Gebieten.

Diese Kolonisation besteht zunächst in der Anlage von Handelsfaktoreien, und solche können natürlich nur gegründet werden, wenn Export und Import sich lohnt. Die Führung gehört einer wohlverbürgten Tradition nach der griechischen Stadt Milet. Wir haben uns die Entstehung dieser milesischen Kolonien derart zu denken, daß zunächst einzelne unternehmende Handelshäuser das große Risiko wagten und Schiffe mit Waren an die Nordküste des Schwarzen Meeres entsandten. Als die Schiffe mit reichem Gewinn heimkehrten, wurden diese Fahrten in regelmäßigen Intervallen wiederholt, es entstanden Stapelplätze und Agenturen, andere folgten dem Beispiel dieser antiken Woermanns und Godeffroys; Verträge wurden mit den Eingeborenen abgeschlossen, Faktoreien in ihren Siedlungen angelegt, und als das griechische Element, das in der Hoffnung auf die Gründung einer sicheren Lebensexistenz von überallher heranzog, sich mehrte, da wurde die Flagge des Vaterlandes in den okkupierten Küstenpunkten gehißt, die Faktorei zur Kolonie erklärt und unter den Schutz der Mutterstadt gestellt.

Allmählich wuchsen diese Neugründungen zu ganzen Städten heran, die mit Mauern und Wällen versehen, gleich einem Blütenkranz das ganze Nordufer des Schwarzmeers umsäumten: Olbia am Bug und Tyras am Dnjestr, Theodosia, Pantikapaion (Kertsch), Phanagoria, Gorgippia und andere in der Krim, Tanais am Don sind solche milesische Kolonien, die eine vollständig organisierte städtische Verwaltung hatten und mit der Zeit eine für das ganze Land tiefgreifende Bedeutung gewannen. Zahlreiche Grabfunde altmilesischer Töpferwaren weit von der Schwarzmeerküste nach Norden, im Jekaterinoslawschen Gouvernement, im Gouvernement Kijew bis Smela, in Swenigorodsker Kreise des Kijewer Gouvernements, ganz neuerdings auch in Podolien, beweisen, daß diese milesische Kulturwelle sich weit ins Festland ergossen hat; im Gegensatz zu Goldschmuck und Waffen, die als Kriegsbeute oft weit gewandert sind, lassen die keramischen Funde auf eine intensive kulturelle Beeinflussung der indigenen Bevölkerung schließen.

Wie es in dieser ersten Epoche des griechischen Einflusses in einer solchen Kolonie aussah, wie das Leben sich dort gestaltete, lehren die Ausgrabungen, die mir im Laufe des letzten Jahrzehntes an einem Orte zu machen vergönnt war, von dem die literarische Überlieferung schweigt, — die Ausgrabungen einer in ihrem Hauptbestand milesischen Niederlassung auf der dem Dnjepr-Bug-Liman vorgelagerten Insel Berezan; diese Niederlassung ist historisch

und archäologisch um so bedeutsamer, als sie nur bis zum Beginn des 5. Jahrh. v. Ch. existiert hat und uns daher ohne jede spätere Beimischung ein Bild des ältesten Koloniallebens gleichsam in Reinzucht bietet.

Die jetzige Insel Berezan hat damals noch offenbar mit dem Festland zusammengehangen; der c. 5 Kilometer breite Meeresarm, der jetzt die Insel vom Ufer trennt, ist so seicht, daß er zum großen Teil nur auf einem Flachboot zu passieren ist, und auf seinem Grunde finden sich die gleichen antiken Kulturüberreste, wie auf der Insel. Der sanfter zum Meer abfallende nordwestliche Teil des steilen Felseneilands war von der antiken Siedelung eingenommen.

Es lassen sich deutlich zwei Bauperioden unterscheiden, die aber kaum um ein Jahrhundert auseinanderliegen. Die kleinen Häuser der ersten Periode sind aus behauenen Steinen, von denen sich selten mehr als 3—5 Reihen erhalten haben, ohne Mörtel errichtet. Die Mauern stehen, wie sich das auch vielfach in Olbia konstatieren läßt, nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern auf einer aus Asche und Lehm gebildeten Isolierschicht. Es ist das eine speziell milesische Bauweise, die dort in den Bodenverhältnissen ihren sehr einleuchtenden Grund hat, und von den Kolonisten beibehalten ist, obwohl auf dem hochgelegenen Berezan und dem ebenso hohen Bugufer in Olbia eine Veranlassung zur Aufführung dieser Zwischenschicht eigentlich nicht vorhanden war. Neben den Häusern befinden sich trichterförmig sich nach unten erweiternde, runde Abfallgruben, und kreisrunde, in den Fels getriebene Brunnen, deren Wasser jetzt, nachdem der Meeresdurchbruch erfolgt ist, einen bitteren Geschmack hat. In der zweiten Bauperiode, die, wie gesagt, nach den Funden kaum 50—100 Jahre später liegt, sind die Häusermauern direkt auf der Kulturschicht der früheren Periode aufgeführt: vielfach ziehen sie sich über die zugeschütteten Gruben aus dieser Periode hin und mußten abgetragen werden, um diese in archäologischer Hinsicht so wichtige Gruben zu leeren. Im ganzen und großen sind die Mauern aus dieser zweiten Bauzeit weniger sorgfältig aus kleinen Steinen errichtet, zum Teil mit Lehmmörtel verschmiert; die Lehmdiele ist glatt gestampft, an den Wänden ziehen sich Lehmbänke hin, ganz wie heute beim kleinrussischen Bauernhaus. Ein Haus oder Zimmer aus dieser zweiten Bauepoche ist besonders gut erhalten, — bis zur 17. Reihe der sorgfältig behauenen Steine; ein kleines Fenster in der einen Längswand spendete Licht, die Tür war so hoch angebracht, daß sie von außen wie von innen nur durch eine Treppe oder Leiter zu erreichen war: offenbar der größeren Sicherheit wegen. Die Brunnen dieser zweiten Periode haben eine viereckige Form.

Das Hauptinteresse des Archäologen und Historikers fesselt in erster Linie der Inhalt der Abfallgruben und Brunnen. Außer mit Küchenabfällen — Austernschalen, Fischgräten, Wirbelknochen und Gebissen immenser Sterlete und Karpfen, Knochen aller Tiergattungen, unter anderen vielfach auch junger

Hirsche, denen das damals bewaldete Gebiet an der Dnjeprmündung einen geeigneten Standort bot, — sind diese Gruben mit jeglicher Art von Kulturresten angefüllt: Pfeilspitzen aus Bronze, Münzen (die sogenannten Olbia-Fische), Bronze- und Eisengeräten, Beilen, Hämmern, Ankern, Messern, Schleifsteinen, Netzbeschwerern aus Stein und Ton, Angelhaken, Häkelnadeln aus Knochen geschnitzt, Netzstrickern, Spinnwirteln, Garnwickeln u. s. w., vor allem aber mit Tongefäßen und Vasenscherben. Und nach diesen keramischen Funden, die außer in den Abfallgruben auch sehr zahlreich in den Brunnen gemacht sind, lassen sich drei Perioden aus dem Leben dieser Ansiedelung unterscheiden.

Außer den großen, einfachen Wein- und Ölkrügen verschiedener Form — den Amphoren — und dem einfachen, schwarz graphitiertem Koch- und Gebrauchsgeschirr und lokalen, ohne Drehscheibe aus schlecht gebranntem Lehm geformten Näpfen, — Gefäßen, die man früher als charakteristisch für die Skythengräber betrachtete, — enthalten die Gruben und Brunnen aus dem Mutterland importierte Tonwaren: und es läßt sich nun feststellen, daß in den einen Scherben altmilesischer und klazomenischer Gefäße mit ihren leuchtenden Farben und wunderbar reichen und schönen Tierfriesen, „Fikellenaware" aus Samos, rhodische Teller, Becher aus Naukratis in Ägypten, — kurz Überreste rein ionischer Keramik vorwiegen, daß in den anderen in den unteren Schichten zwar milesisches Gut, ionische Kyliken und korinthische Scherben vorherrschen, weiter oben aber sich schwarzlackierte Schalen und schwarzfigurige attische Scherben finden, und daß endlich in wieder anderen Gruben die samische, rhodische, milesische Keramik ganz oder fast ganz fehlt, und die schwarzfigurige attische Ware prävaliert: sehr vereinzelt finden sich ganz oben in diesen Gruben, wie auch in den viereckigen Brunnen, rotfigurige attische Scherben und Schalen des strengen Stiles — unter ihnen Stücke ersten Ranges.

Nicht minder interessant ist die Nekropole. Die ionisch-griechische Bevölkerung verbrannte ihre Toten, bis auf die kleinen Kinder, deren Leichname in Tonamphoren in die Erde gebettet wurden. Die Aschenurnen der verbrannten Toten wurden in trichterförmigen Gruben beigesetzt, die ganz ähnlich wie die Abfallgruben konstruiert sind. Der Totenverbrennung aber muß — ganz wie es aus Homer zu ersehen ist — eine Periode vorangegangen sein, in der die Jonier ihre Toten bestatteten: das beweisen die Beigaben, — Lampen, Gebrauchsgeschirr, Netzbeschwerer, Angelhaken, Münzen, Figuren aus Terrakotta, Waffen, die neben den Aschenurnen sich finden. Besonders lehrreich war die Aufdeckung einer Krematoriums-Grube mit mächtiger Holzkohlenschicht und seitlichem Rauchabzug, neben der eine Reihe von flacheren Beisetzungsgruben lagen: Scherben ein und desselben, beim Trankopfer zerschlagenen Gefäßes fanden sich im Krematorium und in der Beisetzungsgrube, — ein deutlicher Beweis, daß die Leiche zunächst im Krematorium verbrannt und

dort auch gleich die ersten Opferspenden gebracht wurden, — und daß dann die Asche in eine Urne gesammelt und mit den Resten der Opfergaben in eine andere Grube gebettet ist.

Auch in Gruben direkt bei und in den Häusern fanden solche Beisetzungen statt: es ließ sich dies dann mit Sicherheit feststellen, wenn bei der Verbrennung nicht alle Knochen sich in Asche verwandelt haben. Es kommt der Fall vor, daß Beinknochen und Schädeldecke der Wirkung des Feuers widerstanden haben; jedesmal war dann, wenn die Beisetzung in einer solchen Hausgrube vor sich gegangen war, das Inventar dieser Gruben besonders reich; es fehlte der Küchenabfall, dafür waren heile Lämpchen, archaische Terrakottafiguren, Schalen und Teller vorhanden. Unter attischem Einfluß kommt dann die Totenbestattung auf: neben dem Skelett steht die schwarzfigurige Lekythos, das Olbia-Fischchen ist in der Hand oder im Munde, andere Beigaben sind im Grabe verteilt.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Aus den Jugenderinnerungen eines deutschen Kaukasiers.

Biographische Skizzen von C. v. Hahn. (Tiflis.)

2.

Die Reise nach Irkutsk nahm 5 Wochen (26. April — 30. Mai 1855) in Anspruch. Von Kasan an wurde in einem Tarantas in Gesellschaft von zwei Militärärzten Tag und Nacht gefahren. Am 10. Mai überschritt man die Wasserscheide des Ural. Nur das Monument, das hier an der Grenze zwischen zwei Weltteilen errichtet ist, zeigt die sonst gänzlich verschwimmende Grenze an. Radde findet, daß Europa eigentlich nichts anderes ist, als eine große Halbinsel des östlichen Kolosses. Über Omsk und Tomsk gings unaufhaltsam dem fernen Reiseziel entgegen. Noch vor Krasnojarsk verließen die beiden Doktoren den jungen Forscher, und er mußte nun in einer Kibitke allein weiterreisen. Hinter Krasnojarsk hatte er Gelegenheit, die grausigen Szenerieen des Brandes eines großen Waldkomplexes in nächster Nähe zu sehen. Rauchgrauer Schleier hüllte alles ein, ab und zu brachen hochzüngelnde rote Flammen hervor. Die aufsteigende Hitze riß viel Asche mit sich, und weithin fiel der Aschenregen. Am harzigen Stamme einzelner Kiefern lief die Flamme rasch hinauf, es knatterte im Geäste, das Feuer leckte in der Krone. Zahlreiche umgestürzte Stämme schwelten am Boden .... Mit Windeseile wurde die unheimliche Strecke durchflogen, und schon tauchten am südlichen Horizonte die

Höhen des östlichen Sajan auf. Dort liegen die berühmten Graphitwerke, deren Ausbeute von der weltberühmten Firma Faber in Nürnberg zu Bleistiften verarbeitet wird. Über jene weiten Gebiete hatte in der Mitte der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zum ersten Mal der berühmte Pallas in klassischer Sprache berichtet. Am 30. Mai wurde die breite, klare Angara erreicht und bald auch am jenseitigen Ufer Irkutsk. Hier fand Radde gute Aufnahme und freundliche anregende Gesellschaft. Der damalige General-Gouverneur Murawjow (später Graf Amurski) war gerade abwesend; er hatte eine Reise zur Mündung des Amur angetreten. Das größte Interesse des jungen Forschers erregten einige Dekabristen und andere bedeutende Persönlichkeiten, welche ihrer politischen Überzeugungen und Bestrebungen wegen dorthin verbannt waren. Wir nennen die Fürsten Trubezkoj und Wolkonskij, Petruschewskij, Speschnew und andere.

Das erste Debüt Raddes in Irkutsk gestaltete sich sehr günstig. Auch die sibirische Frühlingsnatur zeigte, besonders am rechten Angaraufer, viel Liebliches und Neues in Flora und Fauna.

Nach etwa sechswöchentlichem Aufenthalt in Irkutsk bestieg er an der Angaramündung ein 25′ langes Boot. Die Gesellschaft, bestehend aus fünf Mann, welche ihn begleitete, war durchaus nicht die gewählteste: es waren lauter Verbrecher, darunter zwei Mörder. Doch erwiesen sich diese Leute wider Erwarten als gut und dienstfertig, wenn auch nicht als besonders geweckt und fleißig. Von Bucht zu Bucht wurde der Baikalsee befahren; jeden Abend ging man vor Anker und stieg ans Land, um abzukochen und zu nächtigen. Das Wasser des Sees war kristallklar und kalt, in 8—10 Faden Tiefe sah man auf dem Grunde alles genau. Manchmal war der See bewegt und wogte in kurzen, scharfen Wellen. Lästig waren die häufigen kalten Nebel, ungemein schädlich für die Provision und die Sammlungen. Zur Nacht wurden Schlingen gestellt, um Charius und Omul zu fangen. Die Natur ist ernst und namentlich bei Regenhimmel ungemein melancholisch und düster. Die ganze Stimmung erinnert an Lenaus Poesie. Die dunkeln Felsen und Wälder zeigen wenig Leben. Am Horizont laufen Höhenrücken in ruhigen Randlinien; die nächsten Täler sind von stumpfkonischen Hügeln in fast immer gleicher Form umgeben. Ein etwas helleres Kolorit zeigen der lichte Birkenwald und die hohen Balsampappeln. Die zahllosen Blüten am Spiräa-Gebüsch weben dem äußersten Waldrande entlang ein breites, schneeweißes Band um die Buchten, auch bei Nacht sichtbar. Anfang Juli wurde die Insel Olchon besucht und durchquert; sie wird von Burjäten bewohnt. Diese sind Ichthyophagen und leben vom Omul. Interessant waren die Andacht-Opferplätze, in der Regel inmitten einer geschonten Wiese gelegen. An Pfählen sind wollene, flache Säcke befestigt mit kleinen Täschchen, in denen kleine menschliche Figuren, sehr grob aus dünnem Messingblech geschnitten, eingehüllt liegen. Früher wurden an diesen Plätzen wertvolle Tierbälge geopfert, jetzt hängt manchmal nur noch

ein schlechtes Eichhörnchen oder ein weißer Hase da. Ein grüner Nephrit in einem Holzkistchen war die einzige Seltenheit. Radde erlaubte sich im Interesse der Wissenschaft diesen Schatz zu stehlen und entkam ungestraft.

Am 23. Juli wurde der nördliche Winkel der breiten Goremyki-Bucht erreicht. Dort hatten sich vier russische Bauernfamilien niedergelassen, wirkliche Kulturpioniere in diesen traurigen Waldeinöden und Urwäldern. Die braven Bauern bauten Roggen und Gerste auf gerodetem Waldboden, jagten im Winter Zobel und Eichhörnchen und brachten sogar gefrorene Fische nach Irkutsk. Dort kauften sie ihre Vorräte fürs ganze Jahr.

Nachdem man sich gehörig verproviantiert, ging die Fahrt weiter zum Nordende des Baikal in das Mündungsgebiet der nördlichen Angara. Hier traf man eine Menge von Omulfischern in großen Barken. Der wertvolle Fisch, eine etwa einen Fuß lange Salmonide, wird hier zur Laichzeit in ungeheuren Massen gefangen und eingesalzen; er vertritt in Transbaikalien und im Gouvernement Irkutsk den Hering. Gegen die empörende Raubwirtschaft beim Fang konnte der Reisende nichts ausrichten; als Vertreter der Regierung wurde er von den Fischern sehr unfreundlich aufgenommen. Wie an manchen andern Orten des russischen Reichs wurde schon damals der enorme Reichtum der Natur durch entsetzlichen Mißbrauch mehr und mehr geschwächt. Anfang August fuhr man längs der menschenleeren, steilen Ostküste des Baikal weiter. Überall düsterer Wald, meistens Zapfenbäume, Zirbel und Lärche wechseln in großen Beständen, selten unterbrochen von Kiefern und Fichten. An flachen Ufern Birken; den Bächen entlang Ellern, Weiden und Zwergbirken. Flechten und Moose allenthalben; zur daurischen Azalea gesellt sich das gelbe, großblumige Rhododendron chrysanthemum und die Preißelbeere.

Wenn man von der Ajaja-Bucht im Tale des gleichnamigen Baches aufsteigt, gelangt man zum Dawatschanda-See. Dort kommt eine blutrote Forelle vor, die Pallas beschrieben hatte. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg hatte Radde die Anweisung gegeben, diesen Fisch wiederaufzufinden. Mit zwei Tungusen machte er sich dahin auf den Weg. Als man ermüdet zum See gelangte, war die Forelle gerade zum jenseitigen Ufer in einen Bach gewandert, der sich als unerreichbar erwies, um so mehr, als auch der Forscher infolge eines kalten Trunkes schwer erkrankte. Mit Mühe schleppte er sich zum Lager am Baikal zurück. Nun bekam er täglich schwere Fieberanfälle mit hoher Temperatur bis zur Bewußtlosigkeit. Auch herbstliches Wetter mit Sturm und Regen, sowie Mangel an ordentlicher, frischer Nahrung machten die Expedition äußerst beschwerlich. Bis zur Mündung des Barguzin waren noch 400 km. zurückzulegen. Erst Mitte August wurde endlich der innere Winkel des mächtigen Vorgebirgs Swjatoi-Noß erreicht. Radde war gänzlich erschöpft und erteilte vor beginnendem Fieberanfalle seinen Leuten den Befehl, ihn sofort nach seinem Tode hier zu begraben, dann quer über den Baikal zur Angara-Mündung und nach Irkutsk zu reisen, um dort seinen Tod

zu melden. Dann verfiel er in einen bewußtlosen Zustand. Als er nach vielen Stunden erwachte, umstanden ihn seine Leute. Sie hatten in einer hölzernen Schale Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren gesammelt, mit denen ihr kranker Herr den brennenden Durst löschen sollte. Mit wahrem Heißhunger verzehrte dieser das köstliche Labsal und fühlte sich etwas besser. Man bettete ihn auf dem hohen Vorderdeck und gelangte am nächsten Tag zur Barguzin-Mündung. Die ganze Strecke mußte gerudert werden, da die zahlreichen Bären am Ufer das Treideln gefährlich machten. Für diese Gegend war die Jahreszeit schon vorgerückt. Bei niedriger Temperatur trat regnerisches Wetter ein. Der Baikal tobte, Regen und Stürm wüteten. Darum begab sich Radde auf der Poststraße nach den Schwefelbädern von Turkinsk, um sich zunächst dort zu erholen. Mitte September war er wieder in Irkutsk.

Nach mehr als fünfmonatlichem Aufenthalt erstarkt, machte sich der Reisende aufs neue auf den Weg. Über Werchne-Udinsk und Tschita ging's nach der Kosakenstanitza Kulusutajewsk an der mongolischen Grenze, am großen See Taveinor gelegen. Dieser befindet sich südlich vom Ononufer (Quellen des Amur) am Nordende der „hohen Gobi". Hier wurde bis Anfang Juni auf kleineren und größeren Exkursionen reiches faunistisches und floristisches Material gesammelt. Im Sommer ward der Arguni, der östliche Quellfluß des Amur, und der Verbannungsort Nertschinsk besucht. Dort lernte R. die buntgewürfelte Gesellschaft der Verbrecher, unter denen sich viele Intelligente und Gelehrte verschiedener Berufe befanden, kennen. Später wurden im granitischen Sochondo-Gebirge, in den hochhügeligen Steppen nördlich vom Arguni, Dschigittais und Kropfantilopen auf schnellen Rossen gejagt. Im November finden wir den unermüdlichen Reisenden in den menschenleeren Urwäldern des Apfelgebirgs, von wo er anfangs Januar 1856 mit reichen Sammlungen über Tschita nach Irkutsk zurückkehrte. Der Raum erlaubt es uns leider nicht, alle Details dieser an wissenschaftlichen Ergebnissen, aber auch an Abenteuern und Entbehrungen reichen Exkursionen zu schildern. Wir überschlagen zahlreiche Seiten und gehen über zu derjenigen Expedition, welche R. selbst die schönste seines Lebens nennt.

Die Schilderungen R. Maaks, L. v. Schrenck's und Maximowitsch's, die das „neuentdeckte" Amurland nur eilig besuchten, aber der reichen und vielgestalteten Natur im mittleren Teile des Amur das höchste Lob spendeten, weckten den Wissensdurst des jungen Forschers im höchsten Grade. Er wollte wenigstens einen Teil des unerforschten Gebiets gründlich kennen lernen und sich ganze zwei Jahre in dem menschenleeren kleinen Chingan, eigentlich Kamni- oder Bureja-Gebirge niederlassen. Der Trieb zum Unbekannten, Fremdartigen, ganz und gar Neuen, die Aussicht auf Gefahr und Abenteuer, auf Kampf und Sieg — alles das verlieh dem Unternehmen von Haus aus einen besonderen Reiz. Mächtig wurde auch die Phantasie angeregt, und jetzt spielten Tiger in subtropischer Landschaft die Hauptrolle in nächtlichen Träumen. Dieser Abschnitt in Radde's Selbst-

biographie ist wohl der interessanteste seines ganzen Lebens und liest sich wie eine Robinsonade, die es eigentlich auch war. Wir wollen darüber etwas ausführlicher berichten.

Drei Kosaken und ein getaufter Tunguse, Iwan Gerassimow, ein Prachtexemplar von einem kleinen echten Waldmenschen, begleiteten den Forscher auf seiner Expedition. Mit zwei Kosaken, Nikolai und Wassili, Naturen, so verschieden wie Tag und Nacht, hatte er eine gute Wahl getroffen. Nikolai war der beste aller Jäger von sibirischem Typus; außerordentlich geschickt handhabte er die schwere Büchse mit Steinschloß, deren Lauf er selbst geschmiedet und deren Gänge er beständig nachfeilte; bei jeder Mannesarbeit war er am Platz, ein Mensch, wie gemacht für den Urwald und die Wildnis. Dabei aber war er auch ein Großmaul. Wassili, ein sehr armer Mann, gefiel Radde, weil er alles, was er erlebte, Gutes und Böses, gläubig als Schicksalsbestimmung aufnahm. Ein solcher Fatalist ist in bösen Zeiten unbezahlbar. Er übernahm mehr die häuslichen Arbeiten, wusch die Wäsche, heizte die Badstube, schleppte Brennholz herbei, buk das Brot, besorgte überhaupt die häuslichen Bedürfnisse. Der dritte Kosak war ein Städter, dem das wilde Leben wenig behagte. Er war sauberer als die beiden anderen, hielt die Zimmer rein, konnte auch etwas schneidern.

Graf Murawjow-Amurski, der dem Forscher sehr geneigt war, machte ihn formell zu seinem Adjutanten und befahl ihm, des Ansehens wegen sich einen langen Adjutantenrock mit Litzen und Schnur machen zu lassen. Da aber die Schneiderin aus Unwissenheit das ganze Kostüm mit weißer Kante versehen hatte, so beförderte sie Radde zum Flügeladjutanten Seiner Majestät, was, als sich der neuernannte Adjutant vorstellte, beim Grafen ungeheure Heiterkeit hervorrief. Der Polizeimeister schenkte zu der hübschen Uniform noch zwei hübsche Epauletten mit langen Silbertressen, die später von großem Nutzen sein sollten.

Mit drei vollgepackten Kibitken wurde die Reise am 1. April 1857 angetreten. In Kiachta wurden die Festlichkeiten aus Veranlassung der Ankunft des außerordentlichen Gesandten für China, Grafen Putjatin, mitgemacht. Um den Chinesen zu imponieren, veranstaltete man ein glänzendes militärisches Schauspiel in Gegenwart des Grafen Murawjow. Beim Festessen floß der Champagner (die Flasche zu 10—12 Rubel) in Strömen, die Stimmung war eine sehr heitere und zum Schluß tanzte alles und begoß sich gegenseitig mit dem edlen Naß. Nach diesem amüsanten Intermezzo begab man sich nach Tschita. Im Gebirge lag noch Schnee, aber der Strom war schon eisfrei. Von hier fuhr R. auf einer der großen, flachbodigen Barken, die Hunderttausende von Puden jedweder Artikel, namentlich Mehl und andere Lebensmittel stromabwärts beförderten, voraus und war am 10. Mai schon auf der Schilka beim großen Dorf Bajukina. Auf einem kleinen Floß sollte das Gepäck nachkommen und dann ein größeres für die Weiterreise gezimmert werden.

Am 15. Mai war dieses fertig. Es bestand aus 40 Balken, von denen je 20 fest verkoppelt und dann die beiden Hälften miteinander sehr solide verbunden waren; vorne und hinten ruhte in einer Gabel ein schweres, langes Ruder zum Steuern. Ein kleines Boot folgte an der Leine und am Rande des Flosses lag ein ganz leichtes aus Birkenrinde zusammengenähtes Fahrzeug, in den Fugen verschmiert. Die Feuerstelle war am Ende des Flosses aus geschlagenem Ton hergestellt. Seitwärts zur Mitte des hinteren Flosses stand eine solide Kajüte von ca $6^1/_2$ □ Mtr. Bodenfläche bei $1^3/_4$ Mtr. Höhe. Sie schützte vor der Sonne und den Unbilden der Witterung. Das Lager war einfach, eine Bärenhaut bedeckte den zusammengelegten Pelz aus Rehfell, auf dem Kosakensattel mit Lederkissen ruhte der Kopf.

Die Vorräte waren auf zwei Jahre berechnet. Sie bestanden aus 6 großen Fässern Mehl, einem Faß Graupen, einem Faß Erbsen, etwas Salzfleisch, – das übrige sollte die Jagd liefern; ferner 3 Pud Salz, 10 Pud Blei, 3 Pud Pulver, 3 Eimer Spiritus, einem Dutzend kleiner Glasscheiben. Alles war mit großen Stücken von Birken- und Lärchenrinde zugedeckt. Auch mehrere Kisten mit Tauschartikeln, wie: Messer, Stoffe, rotes Tuch, Perlen, schwarzer Zirn, Nadeln, Bilderbogen, namentlich Porträts des Zaren, der Zarin und der Kaiserlichen Familie wurden mitgenommen, natürlich auch einiges Zimmerzeug, wie Sägen und gute russische Beile. Die Kleidung des Reisenden bestand aus weiten hirschledernen Hosen, weichem Schuhzeug mit Sohlen aus Elen, innen mit weichem Sumpfgras ausgelegt. Der kurze Rock war aus Sämischleder, mittels Ellerrinde hellbraun gefärbt, mit einem Kragen aus Seehundsfell. Die Jagdausrüstung bildete eine Doppelflinte für Schrot (Vorderlader) und eine sibirische Büchse mit Feuersteinschloß auf Gabel; sie schoß auf 80—100 Schritte sicher und scharf, war aber schwer und unbequem. Ein finnisches Messer im hölzernen Futteral, an der Seite getragen, vervollständigte die Bewaffnung. Von Büchern waren neben Pallas Zoographie und Reisebeschreibung, einigen zoologischen und botanischen Werken auch Schillers Gedichte und Goethes Faust mitgenommen worden.

Zwischen den felsigen Steilufern der Schilka bewegte sich das Floß in den Strudeln des eiligströmenden Flusses rasch vorwärts. Das Ufer hat hier und im Großen Chingan einen ernsten, toten Charakter, das dunkle Gestein trägt düstern Wald. Da und dort geben die rotvioletten Blumen von Rhododendron dahuricum den Gehängen ein etwas freundlicheres Gepräge. In Gorbitsa kam ein neues Mitglied zu der Gesellschaft, der obengenannte Iwan Gerassimow, ein getaufter Orotschone. Dieser kleine, unansehnliche Mensch, ein Urtypus seines Geschlechts, wurde in der Folge die wichtigste Persönlichkeit in der kleinen Suite. Er brachte einen Hund „Ukté“ mit, der sein bester Freund war. Verheiratet, wollte er nur bis Neujahr dienen und dann zu seiner Frau zurückkehren, die, durch ein geschenktes Kleid bestimmt, ihn ziehen ließ. Die Schwiegermutter, die Spektakel machte, wurde durch einige Schnäpse außer Gefecht gesetzt.

„Ukté“ konnte sich als Jagdhund mit den zwei anderen Hunden der Kosaken nicht befreunden. Sie waren gemeine Dorfköter und so wenig intelligent, daß sie bei der Weiterfahrt nicht mehr vom Land zurückkehrten. Um etwas mehr Leben auf dem Boote und einen lebendigen Wecker zu haben, hatte Radde auch einen Hahn und eine Henne mit sich genommen, welche sich hoch auf den Mehlfässern einrichteten. Noch einige unfreiwillige kleine Gäste in Gestalt von Hausmäusen begleiteten die Expedition.

Die Reise ging ungestört von statten. Mittels der kleinen und schnellen „Omarotschka“ konnte man exkursieren. Allabendlich wurde angelegt. Hier oben am Amur war die Bevölkerung sehr dünn. Da und dort traf man einen Jäger; linkerseits am Ufer, damals noch recht weit voneinander getrennt, befanden sich kleine russische Kosaken-Pikets.

Die Natur nimmt nach und nach einen andern Charakter an; der Strom wird immer mächtiger, die Uferländer immer breiter und flacher, das Gebirge tritt weiter zurück. Ohne Zwischenfall wurden die ersten 1000 km. zurückgelegt und am 11. Juni die Mündung der Zeja, des mächtigsten aus Norden kommenden Zuflusses des Amur, erreicht. Dort gründete Murawjow-Amurski eben Blagoweschtschensk, das sich bei seiner günstigen Lage in der Nähe des starkbevölkerten chinesischen Aigun rasch entwickelte. Im weiten Umkreise dieser Stadt sind beide Ufer des Amur stark besiedelt, viel Ackerbau, allgemeiner Wohlstand. Die Bevölkerung vermied es, mit den Russen in Beziehung zu treten.

Bald befand man sich wieder in der Einsamkeit, aber in einer ganz anderen Natur. Der düstere, abstoßende Ernst war verschwunden. Weite Ebenen dehnten sich entlang den Ufern, bedeckt mit üppiger Gras- und Kräuterflora, da und dort Eichengebüsch, starke dauriſche Birken und vereinzelt alte, schirmkronige Birken, alles im vollen Sonnenschein. Schon die erste flüchtige Expedition am Ufer überraschte durch neue, nie zuvor gesehene Pflanzen und Tiere. Das eigentliche Sibirien lag im Rücken, man lebte in einer neuen, besseren Welt.

Am 17. Juni wurde die Mündung der recht ansehnlichen Bureja erreicht. Hier stand ein Piket von Kosaken. Sie erzählten, daß im voraufgehenden Winter von abziehenden Kollegen, die dann alle auf der Rückkehr vor Erschöpfung und Hunger umkamen, 10—12 Pferde wegen Futtermangels zurückgelassen wurden. Von diesen war nur ein Schimmel nachgeblieben. Das Pferd wurde mit vieler Mühe eingefangen. Man baute ihm einen Notstall auf dem vorderen Floß. Anfangs bissig und störrisch, wurde „Waßjka“ durch Salzlecken bald zahm. Am 20. Juni war das Bureja-Gebirge erreicht und nach zwei Tagen in dessen menschenleerer Wildnis an einer Stelle, wo das Floß zufällig aufgesessen war, der zukünftige Wohnort gewählt. Ein hinter dem ca. 2—3 Fuß hohen Steilufer liegendes Flachländchen mitten im Wald war gänzlich frei von Schwemmholz und bot also vollkommenen Schutz gegen das Hochwasser. Das ist ein bei der Anlage von Ansiedelungen sehr zu beachtender Umstand. Bei den großen Schwankungen des Amurspiegels sind viele Stätten der spä-

teren Kolonisation durch Überschwemmungen zu Grunde gegangen, weil man dieses nicht beachtet hatte. Die zweite wichtige Frage betraf den Fischfang. Mit dem 60 Faden langen Netze war bei der mächtigen Strömung des Flusses nichts anzufangen. Man war auf den Köder- und Hakenfang angewiesen. Die Bedingungen in der Nähe waren diesem günstig. Man fand zwei Stellen mit sandigem Grund von 3—4 Faden Tiefe, wo das Wasser durch Anprallen an das felsige Ufer eine Rückströmung erhält und eine Stillung der Flut erzeugt. Das liebt der Stör. Zwei wichtige Bedingungen für die Ansiedelungen waren also vorhanden. So wurde denn vom 5. Juli an von früh bis spät gearbeitet. Zuerst wurde eine geräumige, spitz-konische Jurte aus langen Stangen zusammengefügt und mit abgeschnittenen Gräsern und Kräutern dick belegt; die Feuerstelle kam in die Mitte. Dann wurde ein Magazin für die Vorräte gebaut, gefällte, leibdicke Zitterpappeln wurden $1^1/_2$ Fuß tief aufrecht dicht aneinander eingegraben und das schräge Dach mit Rindenstücken bedeckt. Hierher wurden die auf zwei Jahre berechneten Vorräte gebracht und auf Querhölzern aufgespeichert. Gesalzenes Fleisch war wenig vorhanden, man hoffte vorwiegend von der Beute der Jagd zu leben.

Große Mühe machte die Bergung des Flosses, doch wurde ein Spill konstruiert, dessen Welle, in zwei nahe stehende Rüsterstämme eingelassen, gute Dienste leistete. Im Verlauf von einer Woche lagen die 40 Balken auf dem Bauplatz.

Die neue Wohnstätte lassen wir Radde mit eigenen Worten schildern. „Die nächsten Umgebungen unserer Niederlassung," sagt er, „waren entzückend. Eine liebliche, unberührte Natur milden Charakters. Nur Laubholz, an den Anhöhen vorwaltend Eichen, tiefer auf der Uferebene ein Gemisch von fremdartigen Büschen und Hochstämmen. An den Phellodendronbäumen, deren geborstene Rinde dicke Korklager aufwies, kletterten die Amurreben bis in die Kronen hinauf. Hier und da eine Linde, eine Esche, mehrere Ahornarten und mancherlei Schlinger, an lichten Stellen Lespida-Gebüsch mit vielen intensiv rosa Blumen und in den tiefeinschneidenden schattigen Tälchen dichte Panaxgruppen und kleinblättrige Deuzia. Was dem Auge so frappant in der Vegetation entgegentrat, nämlich ein fast subtropischer Charakter, das bestätigten für die Insektenwelt auch sofort die ersten Exkursionen. Große und brillant kolorierte Papilionen zogen um die Mittagszeit in der sonnigen Uferzone ihre regelmäßigen Bahnen auf und ab. Unter den modernden Windfällen auf den Anhöhen lebten jetzt die prachtvollen, glänzenden Carabusarten. Den Reichtum dieser Wälder an jagdbarem Hochwild, an Raub- und wertvollen Pelztieren, an schmackhaftem Geflügel und seltenen Vögeln sollten wir erst später kennen lernen."

Bis zum 5. Juli war alles eingerichtet und sogar ein kleiner Gemüsegarten angelegt. Nun begab sich der Forscher mit Alexei und Nikolai im großen Boote zur Ussuri-Mündung, ca 500 km. vom Wohnplatze. Die zurück-

gebliebenen zwei Leute sollten das Eigentum bewachen, Luftziegel bereiten, den Boden in der Größe des künftigen Hauses 3/4 M. tief ausheben und durch Jagd und Fischerei Vorräte für den Winter sammeln.

Nach einem Monat kehrte R. von seiner eiligen Exkursion zurück, auf der die Reisenden am Tage von lästigen Bremsen, in der Nacht von unzähligen Moskitos- und Mückenschwärmen beunruhigt wurden. Die üppigen Prärien, welche gleich am Nordostende des Gebirges beginnen, wurden durch ihre Einförmigkeit bald langweilig, obwohl sie durch ihre riesigen Umbelliferen und Artemisien das Erstaunen des Beschauers erregten. Die Rückreise stromaufwärts hatte 19 Tage gedauert.

Nun ging es energisch an den Bau, den Nikolai leitete. Die Wände aus je 6 Balken vom Floß wurden in den Ecken über dem ausgehobenen Boden abgebunden und aufeinander gefügt und die Fugen mit Werg verdichtet. Dann wurden Tür- und Fensteröffnungen eingeschnitten. Als Tragbalken dienten noch die letzten brauchbaren Stämme des Flosses. Die Querlager wurden mit zerschnittenen Stücken der mürben Balken und mit Grünholz aus dem Walde ausgefüllt und dann kam eine Schicht von Lehm in 1′ Dicke darauf. Ein Notdach aus Sumpfgräsern, Binsen usw. hielt den Regen wenigstens geraume Zeit ab. Raddes Wohnraum umfaßte ca. 8 □ Faden, derjenige der Leute drei. Beide Räume waren durch eine Wand aus dicken Dielen bis zur Ofenhöhe getrennt, so daß Wärme und Luft frei zirkulieren konnten. Der Ofen bestand aus festgeschlagenem Lehm. In Meterhöhe befand sich die Schlafpritsche der Leute. Ein kleines Fenster an der niedrigen Nordfront spendete genügendes Licht. Hahn und Henne teilten den Raum mit den Leuten. Der Hund blieb draußen, bis es sehr kalt wurde, dann nahm ihn der Tunguse zu sich. Im Zimmer des Forschers war ein chinesischer Ofen das Universalmöbel, er nahm die ganze Ostseite bei 5′ Breite ein. Dieser Ofen bestand aus einem in die Erde gegrabenen, mit großen Schieferplatten bedeckten Heizkanal. Über diesem war die Bettstelle auf mehreren Querhölzern angebracht. Das Bettzeug bildeten eine Bärenhaut und der Sattel mit Kissen. Vor der Mitte des Ofens stand ein rohgezimmerter Tisch mit rotem Tuch bedeckt. Zwischen zwei Kerzen auf messingenen Leuchtern stand das Tintenfaß; links und rechts von den Leuchtern lagen die blitzenden Majorsepauletten, die sozusagen Seine Majestät den Kaiser und dessen hohe Gemahlin repräsentierten. Die ganze Herrichtung machte beim gelegentlichen Besuch von Eingeborenen einen großen Eindruck. Vor dem allen lag eine Schreibmappe, und in wichtigen Fällen wurde die Adjutantenuniform angezogen. In der Südwestwand der Mauer waren zwei Fenster mit je acht kleinen Scheiben angebracht. Zwischen ihnen ein Bücherbrett und darunter stand der Arbeitstisch mit meteorologischem Journal, Tagebüchern und verschiedenen Instrumenten, an der Wand das Barometer, auf dem Boden die Spirituosen u. s. w.

Am 1. September wurde die neue Wohnung bezogen. Es gab frisch-

gebackenes Brot, und zur Mahlzeit wurde das delikate Fleisch eines Ebers verzehrt. Er war kurz vorher geschossen worden, als er den Amur durchschwimmen wollte. Für die Reinlichkeit des Leibes wurde durch eine primitive Badstube gesorgt. Im lehmigen Hochufer hatte Wassili eine Höhle mit ganz kleiner Öffnung gegraben und dort Steine angehäuft. Diese wurden durch Feuer erhitzt, dann Wasser darauf gegossen und das Dampfbad war fertig. Auch für „Waßjka" wurde ein schließbarer Raum geschaffen, da sich mehrmals in der Nähe der Wohnung ein Tiger gezeigt hatte; später wurde das Pferd doch von einem solchen erwürgt. Bei dieser Gelegenheit erzählt Radde, daß er hier 14 Male Tigern begegnet sei, aber nur einmal in gefährlicher Nähe. Angegriffen hat er nie und zwar aus Angst. In der mitgebrachten Sammlung figurierten zwei schöne Tiger.

Ende Oktober kam die beste Jagdzeit. Der Wald lichtete sich, es wurde klarer, das Wetter war beständig schön, wenn auch nachts die Kälte sich fühlbar machte. Das Tierreich war in voller Bewegung; die Reife verschiedener Früchte bedingte das. Bär, Dachs, Fuchs und Iltis kannten die Täler genau, wo die wilden Äpfel jetzt zu Boden fielen und die Trauben reiften. Hirsche und Eber mästeten sich jetzt mit Eicheln. Die Eichhörnchen, in besten, dunkeln Pelz gekleidet, lebten im Zirbelwalde in großer Menge da, wo die Zapfen am häufigsten standen. Die Nüsse waren ihre Lieblingsspeise. Ihnen folgte der Zobel. In den lichten Buchen- und Zitterpappelgebüschen hörte man oft das Pfeifen der Haselhühner; kurz — überall Leben, Jagd und Beute.

Auf einem dreiwöchigen Ausflug zum wasserreichen Ditschuna-Bach, einem linksseitigen Zufluß des Amur, 12 Km. vom Blockhaus wurden nicht weniger als 800 Eichhörnchen im besten, dunkelgrauen Winterkleid getötet; die Tierchen, welche nie eine Flinte gesehen, blieben, wenn eines getroffen herunterfiel, ruhig sitzen. Neben anderen Tieren wurde auch ein sehr seltener großer Marder erlegt, nachdem „Ukté" zuvor mit ihm auf Leben und Tod gekämpft hatte.

Während dieser Jagdzeit erkrankte Nikolai an den Folgen einer alten Lues und mußte nach Hause geschickt werden.

Solange der Strom noch offen war, gab es öfters Besuch. Etwa 12 Km. vom Blockhaus entfernt lebten 10—12 Bivaren-Familien auf chinesischer Seite am Flüßchen „U". Diese Bivaren sind die ärmsten aller Tungusen, weil hier infolge der südlichen Lage das Renntier nicht existieren kann. Sie leben in kleinen niedrigen Jurten. Ihre Nahrung bildete schlechte Hirse, und schlechtes schmutziges Salz tauschten sie gegen ihre Jagdbeute aus. Ihre Existenz war sehr elend.

Schon Ende Oktober setzte der volle Winter ein; seit dem 23. gab es viel Treibeis, und am 30. kam der Fluß zum Stehen. Das Thermometer fiel bis auf — 20° R. Im Anfang November begann ein 40 Stunden lang anhaltendes Schneetreiben. Bis Ende Januar war nun das Blockhaus ganz

isoliert. Die Vorräte an Wild nnd Fischen waren völlig ausreichend, doch wurde der Mangel an Milch, Eier und Butter empfunden. Letztere wurde durch Eberfett ersetzt.

In den Umgebungen der Hütte wurden viele Füchse, welche, vom Hunger getrieben, gierig die vergifteten Talgpillen auffraßen, erbeutet. Doch wurden sie mit der Zeit gewitzigt, und daher mußten die Pillen, um Menschenwitterung zu vermeiden, in kalbledernen Fausthandschuhen geknetet werden. Äußerst interessant war es zu sehen, wie verschieden die vergifteten Tiere verendeten.

Der Fuchsbalg ist hier wunderschön, die arktischen Kälten bedingen das. Entweder sind es brillante Brandfüchse (Ognewki) oder sogenannte Kreuzfüchse (Krestowki) mit recht deutlicher, dunkler, bis fast schwarzer Kreuzzeichnung über den Schultern und bisweilen untenher von der Kehle an bis zu den Weichen hin dunkel, fast schwarz. Merkwürdig, daß man nie vergiftete Wölfe fand; sie verkrochen sich ins hohe Gras. Bei ihnen dauert es länger, bis das Gift wirkt, da sie die Pillen nicht wie die Füchse zerbeißen, sondern ganz verschlucken, und es immer einige Zeit dauert, bis der gefrorene Talg im Magen auftaut.

Auf den Winterjagden bekam Radde, den dieses Mal nur „Ukté" begleitete, einmal einen Tiger in nächster Nähe zu sehen. Lassen wir ihn selbst erzählen. „Es waren ein paar entsetzliche Momente. In kaum 60 Schritt Entfernung trat mir ganz unverhofft ein mächtiger Tiger entgegen. Die Überraschung war so groß, daß wir beide wie versteinert dastanden, hinter mir Ukté mit gesträubtem Haare. Glücklicherweise war die Überraschung gegenseitig. Auch der Tiger stand unbeweglich festgebannt, wie aus Erz gegossen, den seitwärts breitbebarteten Kopf mir zugewendet, den Schweif schräg nach oben gehoben. An seiner Spitze spielten die beiden Endwirbel kurzwedelnd hin und her, auf und ab. Alles andere war an der Bestie erstarrt, dann eine langsame Kopfbewegung, kein Rachen, keine Fratze, kein Knurren, kein Ton — und auf dem Eise entlang der Gebirgswand trollte der Tiger stromabwärts fort. Er hatte offenbar keinen Hunger und ich viel Glück, denn ohne dies würde ich schon damals die Feder für immer aus der Hand gelegt haben. — Immer noch stand ich wie angefesselt. Dann fing das Herz zu pochen an, stark und stärker und dann lief ich, so rasch als mich die Füße trugen, nach Hause. Leichenblaß betrat ich mein Haus und erzählte den beiden Kosaken das Erlebte."

Zu Neujahr kam Iwan und bat, ihn dem Versprechen gemäß nach Haus zu entlassen. Es war ein gewagtes Unternehmen, nach dem 1500 km. entfernten Gorbitsa allein zu wandern. Alle Worte waren vergebens, er bestand auf seiner Absicht und machte sich mit seiner Büchse auf den Weg. Nach ca. 2 1/2 Monaten ist er auch glücklich in Gorbitsa eingetroffen, wo ihn ein liebendes Weib und seine böse Schwiegermutter freudig empfingen. Er hatte sich ein hübsches Sümmchen verdient, auch wohl ein Dutzend Zobel mitgenommen. Seinen treuen Hund hatte er zurückgelassen, und dieser schloß sich nun um so

intimer an Radde an, welcher ihn zur Zeit der größten Kälte in sein Zimmer aufnahm.

Die Kälte und der Schnee nahmen so zu, daß an Jagen nicht mehr zu denken war. Auch die Bewohner des Blockhauses ergaben sich dem Winterschlaf.

Einmal an einem Vormittage ertönt auf einmal das Spiel kleiner Glöckchen. Rasch kommt es näher; nach wenigen Minuten hält vor dem Hause eine Narte mit 11 Hunden bespannt, eine zweite folgt ihr. In dicke Pelze gehüllt grüßt ein fremder Mann und wird in die Stube geführt. Ohne einander zu kennen, umarmen sich Radde und der Unbekannte mit einem stürmischen Ausdruck der Freude. Es war ein Kurier von Nikolajewsk nach Irkutsk. Leider mußte schon am nächsten Morgen geschieden werden.

Die Pflege der erschöpften Hunde war nach der Begrüßung die erste Sorge. Sie erhielten, am langen Leitriemen gefesselt, je zu zweien ihr Lager in der Nähe des Magazins. Jeder Hund hatte sein Bettchen, bestehend aus fußlangem, zusammengedrücktem Sumpfgras. Das legte man auf den gefrorenen Boden, der vom Schnee möglichst gesäubert wurde, und darauf streckte sich der Hund. Sind alle so placiert, so beginnen sie zunächst die Klauen zu lecken, die durch das beständige, rasche Laufen stark erhitzt und gerötet sind. Nach der Fußwaschung legen sich alle schlafen, die Schnauze in den Weichen. Gleich nach Sonnenuntergang erhalten sie ihre Portion hart gefrorenen Fisches und morgens vor der Abreise eine dickliche Mehlkleisuppe. Jedes Nartengespann hat unter seinen Hunden einen Führer, der an verlängertem Riemen voranläuft und den Gang der andern reguliert. Die Faullenzer springt er seitwärts an; sie fürchten seinen Biß. Auf den Ruf des Führers gibt er der Fahrt die Richtung. Nur zum Halten wird der Schlitten mittels eines Stockes gebremst. Die Hunde fühlen das und bleiben sofort stehen. Die sind überhaupt sehr gut erzogen. Das zeigt sich namentlich bei der Fütterung, die ohne Zank, Streit und Rauferei abgeht, auch dann, wenn das Futterstück nicht unmittelbar vor den Hund fiel, dessen Namen gerufen wurde.

Ukté sah auf die Gesellschaft mit Verachtung herab. Er war ein Herr mit nobeln Leidenschaften, stellte er doch den Bären und den Eber und jagte den Edelhirsch. Nur am Morgen, als fünf der Schlittenhunde verendet dalagen, beschnüffelte er die Kadaver, senkte die buschige Rute und kam winselnd zu seinem Herrn.

Im Innern des Blockhauses war es unterdessen mollig warm. Die Badstube wurde angeheizt, der Kapitän, d. i. der Fremde, nahm ein Bad, Alexei buk Pfannkuchen mit Eberfett, und an Fisch und Fleisch, an frischem Brot und einem Schluck Branntwein mangelte es nicht; dann kam erquickender Schlaf und viel zu früh der Abschied.

Bis Ende März kamen noch zwei Kuriere; dieselbe Freude, derselbe Empfang.

Aus jener Zeit berichtet Radde über drei Ereignisse. Das eine gab dem

Forscher die Möglichkeit, einen intimen Einblick in das Seelenleben der Bivaren zu tun, das zweite war ein Attentat auf sein Leben. Das dritte war der Verlust Waßjka's, welchen ein Tiger erwürgte. Wir erzählen die ersten zwei, weil sie außerordentlich originell sind.

Am 17. Januar kam ein alter Bivarenfreund ins Blockhaus. Nach der Bewirtung und Begrüßung klagte er über schlechte Zeiten, Jagd und Fischfang gäben schlechte Beute. Er hatte eine Jurte in der Nähe des Stroms errichtet, eine große Wuhne ins Eis gehauen und alles zum Harpunieren der Fische vorbereitet. Schon drei Tage hatte er vergeblich an der Wuhne gesessen, aber kein Fisch hatte sich gezeigt. Und an all dem sei sein Burchan (Götzenbild) schuld, er sei alt geworden und tauge nichts mehr. Darum habe er diesen Burchan in der Nähe des Blockhauses an einem Birkenaste aufgehängt. Es war ein 2' langes Futteral, aus dem hohlen Stengel einer Umbelle verfertigt, und den Inhalt des Futterals hatte der Bivare, Mirgatui hieß er, mitgebracht: ein zusammengerolltes, schon etwas zerrissenes chinesisches Papier mit verschiedenen menschlichen Figuren. „Du siehst", sagte er zu R., „mein Burchan hat einen weißen Bart; male ihm einen schwarzen und rechts und links vom Opferbecken einen schwarzen, aufrecht sitzenden Kater." „Gut", antwortete dieser, „ich werde dir einen jungen starken Burchan malen. Aber schwere Arbeit verlangt hohen Lohn, du mußt mir dafür einen Eber oder einen Hirsch geben." Das sagte er, weil die Vorräte auf der Neige waren. Der Bivare versprach das und noch die Hälfte von aller Beute auf der Jagd und beim Fischfang.

Nach acht Tagen kam Mirgatui. Der Burchan war fertig, und der Bivare lud Radde ein, mitzukommen und das neue Götzenbild gemeinsam mit seiner Frau einzuweihen und anzubeten. Dieser kam mit und wurde von der Gattin Mirgatui's, einem alten Mütterchen mit Affengesicht, freundlich empfangen; dem neuen Burchan wurden nun feierlich Araka (schlechter Hirsebranntwein) vorgesetzt, ebenso zwei große Eberkotletten, dazu unverständliche Worte gemurmelt. Dann tranken auch die Anwesenden Araka und aßen das Fleisch auf.

Nach zwei Tagen lachte die Sonne im öden, mit Schnee bedeckten Waldgebirge. Von jenseits näherte sich keuchend eine Gestalt mit einem riesigen, silberschimmernden Lachs auf der rechten Schulter. Er trat näher und warf ihn zu Boden. „Dein Gott ist stark", sagte er, „ich habe gestern drei solcher Fische harpuniert; dein Gott ist wirklich stark".

Im Verlauf der nächsten Zeit hatte sich der Ruhm des Forschers als Göttermalers unter den Bivaren verbreitet, und er fertigte noch mehrere Exemplare an.

Am 1. März gegen Abend war Radde im Blockhaus allein, die beiden Kosaken waren nach Holz gegangen. Unverhofft kam ein betrunkener Bivare in die Stube. Er verlangte in unverschämter Weise Blei, Pulver, Schnaps und Zucker, wurde aber gewaltsam zur Türe hinausbefördert. Da zückte er sein Messer, welches aber gut pariert wurde. Dann packte ihn Radde an beiden

Armen und rief die Leute aus dem Walde herbei. Diese fesselten den wütenden Attentäter und sperrten ihn in die Küche. Am andern Tag wurde Gericht über den Missetäter gehalten in Gegenwart von Mirgatui und seiner Gemahlin. Die Kosaken mußten sich festlich ankleiden, und zu den zwei Kerzen auf dem Tisch wurden noch vier andere aufgestellt. Der Delinquent wurde vorgeführt; er hatte seinen Rausch ausgeschlafen. Man stellte ihn in einiger Entfernung von den Epauletten. Dann fragte Radde den Mirgatui, als den Ältesten der Bivaren: „Habe ich euch je gekränkt, habe ich euch nicht Brot und Schnaps gegeben, habe ich euch nicht starke Burchane gemalt?“ Das wurde bejaht. „Und siehe, nun kam dieser und wollte mich töten, weil ich ihm nicht gab, was er verlangte. Wisset ihr, daß diese Epauletten den Zaren und die Zarin bedeuten, und weißt du, (zum Verbrecher gewandt) daß man dir morgen in Aigun den Kopf abschlägt, wenn ich dich dorthin schicke?“ Der Bivare fiel auf die Knie und küßte die Erde. So mußte er eine halbe Stunde in dieser Stellung verharren. „Aber,“ endigte der Forscher seine Rede; „ich will dich im Frieden ziehen lassen und schenke dir dieses Messer. Bist du noch mein Feind, so stoße es mir in die Brust!“ „Nur eine Gnade bitte ich von dir,“ flehte der Bivare, „laß mich diese Nacht draußen im Schnee vor deiner Hütte schlafen.“ Diese Gnade wurde gewährt. Aber für alle Fälle wurde die Türe von innen mit Bindfaden festgebunden (Schlösser gab's nicht) und die geladene Flinte am Kopfende der Schlafstelle aufgestellt. Am andern Morgen brachte der Bivare als Gegengabe ein großes Stück Eberfleisch und zog davon.

Nun lag endlich die böse Zeit des langen und kalten Winters hinter den Einsiedlern; man hatte Fröste bis zu 30 und 35° R. erlebt, und noch am 6. März wurden — 23° notiert. Aber die Sonne zeigte um die Mittagszeit schon ihre Macht. Mit Freude begrüßte man den ersten Eiszapfen. Anfang März begann das vegetative Leben sich zu regen. Die Kätzchen der Weiden, Birken und mandschurischen Haselnüsse schwollen sichtlich an. Die Sonne räumte auf. Noch lag der Amur fest, aber die Decke war nicht mehr weiß, sondern schmutzig gefärbt.

Es war in der heiligen Osternacht. Schon lange mochten die Wachskerzen in den Kirchen des heiligen russischen Reichs abgebrannt sein. Im Chingan brannten die heiligen Feuer noch lange fort; nicht in dem einsamen Blockhaus, sondern draußen im Walde, und nicht ein paar hundert einzelner Flammen, sondern ein ganzes Flammenmeer. Und anstatt der himmlischen Musik der Kirchenchöre — welche Musik hier! Das war ein furchtbares Konzert. Das Krachen in der mannshohen Vegetation der armdicken Umbelliferen, das lärmende Prasseln der Gräser, das Knarren und Gegeneinanderschlagen schlanker Stämme, durch welche der Nordwind sauste. Ab und zu heulte ein Wolf, vom Feuer überrascht, oder erschallte das dumpfe Gebrüll eines Tigers, welcher sich am Blute eines eben gewürgten Ebers laben mochte. Dieses Schauspiel in der Osternacht verdankte man Mirgatui, der das Gras angezündet hatte und weiter zum „U“fluß gezogen war.

Später stattete Radde ihm und seinen Landsleuten an dem genannten Flusse einen Besuch ab, ebenso einigen Kosakenpiketen. Verschiedene Tiere, auch ein magerer Tiger wurden dabei erlegt. Als man zum Blockhaus zurückkehrte, wurde man auch hier von einer solchen Bestie beunruhigt. Radde begab sich mit Wassili, beide bis an die Ohren bewaffnet, auf die Suche. Die Spuren waren bald gefunden, aber auch die Spuren von vier Wildschweinen und drei Pferden, die der Tiger verzehrt hatte. Auch der liebe Grauschimmel Waßjka ward sein Opfer. Der Tiger hatte ihn mit einem Riesensprung von 30—40′ Länge vom Berge herunter gefällt und die Halsarterien gefaßt. Das Pferd lag auf der Seite, kopfabwärts. Der Tiger hatte zuerst sein Blut getrunken und dann dem Schenkel ein Stück entrissen. Waßjka wurde beweint und zum Andenken aus dem Rückenfell ein Riemen geschnitten, an dem fürderhin das Jagdmesser getragen wurde.

Am 10. April ging das Amureis auf; die Entwickelung der Vegetation ging rasch vor sich. Temperaturen von über 20° R. zur Mittagszeit im Schatten förderten das Wachstum ungemein, und bald prangten die Laubwälder im ersten Frühlingsgrün. Täglich passierten kleine Boote auf dem Strom vorbei. Die großen Transporte kamen erst später. Zeitweise traf auch die Post ein.

Ende Mai umgab den Forscher die volle Pracht üppigster und eigenartigster Flora. Die Genera waren die gleichen wie in Europa, aber die Spezies meist andere. Dazu gesellten sich überall fremdartige Elemente und japanische Formen. Eine Menge von Schlingpflanzen machten sich sogar in den vollschattigen Koniferenwäldern bemerkbar. Ungemein üppig entwickelte sich die Bodenflora und an lieblichen Gehängen gab es Prachtgestalten, Lilium spectabile und Päonien in erster Reihe.

Auch die Tierwelt, namentlich die Vögel wurden munter; fast handgroße Falter in tropischer Pracht jagten am sonnigen Uferrand hin und her. Wunderbar, wie sie im Winter nicht zu Grunde gingen!

Am 24. Mai kam Graf Murawjow auf einem großen, bedeckten Bote zu Besuch. Der Graf war sehr leutselig, küßte den mutigen Pionier und stellte ihn seinem Gefolge als „Sa Majesté, le roi du Chingan“ vor. Es wurde alles gezeigt und für gut befunden, dann gings aufs Boot des Grafen, welches sehr gut und bequem eingerichtet war. Auf die Frage des Grafen, was er wünsche, sagte R.: „Herr Graf, ich bitte nur um ein edles Getränk.“ Champagner kam. Der Graf nannte Radde einen Molodez und trank zuerst seine Gesundheit. Weiter wurde getrunken und viel gesprochen. Der Graf wünschte, daß sich sein Schützling an der Kolonisation beteiligen solle. Nahe vom Blockhaus wollte er eine Kosakenstaniza gründen, 24 Familien von Fußkosaken aus Transbaikalien und 20 Soldaten aus der Strafkompagnie sollten bald ankommen und Radde sollte die Errichtung der Ansiedelung anordnen und leiten. Aus Dankbarkeit wurde dieser Auftrag zunächst angenommen, dagegen wurde der zweite Vorschlag des Grafen, nach der Gründung der Kolonie

mit 4—6 tüchtigen Kosakenjägern zum Ochotskischen Meere vorzudringen, abgewiesen.

Nach kurzer Zeit fuhr der Graf weiter. Im Juni kamen auch die Ansiedler. Das Land in der Umgebung des Blockhauses war sehr günstig gelegen, aber zu klein, darum wurden hier nur einige Häuser gebaut, die andern auf einem etwas weiter oben gelegenen Flachland.

Das Regime war ein militärisches, und Radde ging in seiner Adjutanten-Uniform. Jeden Tag wurde die Ordre für den kommenden Tag ausgegeben und am Abend Bericht erstattet.

Es ging alles gut von statten. Die Ansiedler sahen ein, daß sie für sich arbeiteten. Auch war die Auswahl der Leute keine schlechte.

Als der Graf am 5. Juli unerwartet auf einem Dampfer zurückkehrte, betrat er schon eine breite Straße, an deren Ende fünf fertige Häuser prangten. Am Ufer waren 12 Kubikfaden Holz für den Dampfer aufgestapelt. Der Graf war sehr zufrieden und dankte herzlich.

Was die Verdienste des Grafen Murawjow um die Kolonisation der Amur- und Küstenländer anbelangt, so gibt Radde, der teilweise mitten in dieser Kolonisationsarbeit gestanden, wohl ein richtigeres und mehr objektives Urteil ab, als z. B. Iwan Barsukow in seinem 1891 in Moskau erschienenen Werk. In Raddes Augen steht der Graf da als ein Koloß an Energie, Arbeitskraft, Rechtschaffenheit und Intelligenz, der in allen seinen Handlungen zunächst von wirklichem Patriotismus, dann natürlich auch von persönlichem Ehrgeiz getrieben wurde. Doch wurden seine Pläne mehrfach gehindert, und er war in seinem Wollen und Können durchaus nicht frei, da alle wichtigen Fragen im Ministerium zu Petersburg entschieden wurden. Dabei waren die materiellen Mittel gering, der Geschäftsgang schleppend, das Menschenmaterial zu wenig kulturell, und die chinesische Diplomatie spielte alle Kabalen aus. So ists begreiflich, daß der Graf trotz seiner unerschöpflichen Energie und nie ermüdenden Arbeitskraft nach fast zehnjähriger Arbeit physisch und moralisch, wenn nicht zu Grunde ging, doch schwer litt. In diesem ungleichen Kampfe ließ er 1861 die Hand sinken und zog sich von dem Dienst zurück.

Der Besuch des Grafen war für den „König von Chingan" das letzte freudige Ereignis. Er war entthront. Es kamen böse Zeiten. Radde erkrankte an bösem Fieber, bekam einen neuen, wenig sympathischen Urjadnik, der sogar im Magazin des Blockhauses durch's Dach einbrach und den dort lagernden Spiritus stahl. Dann ging er betrunken mit geschwungenem Beile auf Radde los. Einige beherzte Burschen verhinderten die Mordtat. Er wurde bestraft und entfernt und nahm bald ein schlechtes Ende.

Der Herbst kam. Der Forscher hatte seine Arbeit beendigt und seine Sammlungen gepackt. Zum Glück kam Ende September der Dampfer „Amur" vorbei, wo Radde mit dem Kosaken Alexei an Bord ging und seine Sammlungen gut unterbrachte. Sie wurden zunächst in Blagoweschtschensk deponiert.

Dann kehrte er noch einmal zu seiner Ansiedelung zurück, um noch Verschiedenes zu ordnen, die Tagebücher zu ergänzen und seinen Bericht zu beendigen. Am 10. November verließ er für immer die von ihm gegründete Ansiedelung, welcher die Kosaken den Namen Raddewka gegeben hatten, so daß der Name des kühnen sibirischen Pioniers für ewige Zeiten erhalten ist.

Wie war seit Jahr und Tag hier alles anderes geworden! Damals nur ein paar Menschen im Urwalde, die freiwillig in den Kampf mit der Natur getreten waren und doch im Frieden und behäbig lebten. Jetzt eine Schar kriegerischer Ansiedler, Groß und Klein, Mann und Weib und Kind, von denen keines zufrieden war, weil alle gezwungen das tun mußten, was sie eigentlich gar nicht tun wollten. Da gab es viel Elend, auch bösen Willen und schlechte Instinkte. Die Zeit hat viel gemildert und gebessert. Daß die ersten Jahre sehr schwer waren, läßt sich nicht leugnen. Bewunderung verdient die Geduld und Ergebenheit, die Bedürfnislosigkeit und die Glaubensstärke, welche die Kosaken in allen schweren Lagen bewiesen. Nach 40—50 Jahren sind die anfänglichen Schäden längst geheilt, und in den meisten damals gegründeten Plätzen haben Wohlstand und Gesittung sich eingebürgert.

Auch die Ansiedelung Raddewka wurde bald mustergültig. Raddes Hand war glücklich gewesen. Seine Stanitza ist eine der größten und blühendsten am Amur. Den ersten Grund zu ihrem Wohlstand legte gewiß die reiche Jagd und der Reichtum an edlen Fischarten. Von den ersten Ansiedlern waren vor wenigen Jahren noch vier Kosaken am Leben.

Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, daß vor etwa 15 Jahren die Kosaken von Raddewka dem Gründer eine Petition einreichten des Inhalts, er möge für die neue Kathedrale das Bild seines Heiligen schicken. Radde war in großer Verlegenheit, da es einen heiligen Gustav nicht gibt. Es mußte also ein anderer Name aushelfen.

Die Stanitza wurde seiner Zeit auch vom Großfürsten Alexander Michailowitsch und im Jahre 1891 von dem damaligen Thronfolger, dem jetzt regierenden Kaiser Nikolaus II., besucht. Die hohen Herren beglückten den Gründer mit gnädigen Telegrammen.

Am 17. Januar des folgenden Jahres kam Radde nach anstrengender Reise mit seinen Sammlungen wieder in Irkutsk an. Die Expedition hatte 22 Monate in Anspruch genommen. Seine Reisezeit war eigentlich beendet, aber die Reiselust noch lange nicht. In einem Memoire wurden die ferneren Reisepläne der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft auseinandergesetzt. Bis jetzt waren die auf russischem Gebiete gelegenen Hauptquellflüsse des Amur untersucht, dann war der Reisende dem Hauptstrom bis in seine südlichsten Breiten gefolgt und dort fast zwei Jahre geblieben. Jetzt wendeten sich die Blicke westwärts zu dem östlichen Quelland der Jenissei-Zuflüsse mit dem Sajan und den Tunkinischen Alpen, sowie namentlich zum mächtigen

Munku-Sardyk, dem Scheider zwischen den Baikal- und Jenisseizuflüssen. Die Geographische Gesellschaft ging auf Raddes Pläne ein.

Während seines diesmaligen Aufenthalts in Irkutsk lernte der junge Forscher auch eine interessante Persönlichkeit, den vielgenannten Bakunin, kennen. Er war unter sehr milden Bedingungen nach Ostsibirien verwiesen; persönliche Freiheit, Wahl des Wohnorts, Privaterwerb waren ihm gesichert. Er hatte sich unterwegs verheiratet. Graf Murawjow war diesem Manne gegenüber außerordentlich freundlich. Bakunin war fast täglicher Tischgast, wie Radde. Der große radikale Agitator war eine robuste, breitschultrige Gestalt; ein mächtiger, stark gerundeter Kopf krönte sie. Er erinnerte etwas an Karl Vogt, doch waren dessen Züge etwas feiner. Die Sprache Bakunins war laut, geläufig, seiner Rede kein Ende, alle Bewegungen lebhaft. Er sprach auch Deutsch. Sein beständiger Ausruf war: „Alles, was da ist, muß fort!" Und wenn man ihn fragte: „Was dann?" antwortete er: „Dann werden wir schon sehen, was kommt." Mit einem Worte, er war der Geist, der stets verneint. Man mied ihn. Er hat sich bald nachher als schlechten Menschen erwiesen.

Die Sache war so. Graf Murawjow und sein Nachfolger M. S. Korssakow hatten ihm gestattet, den großen Kronstransport von 1859 stromabwärts als Kontrolleur zu begleiten, wofür er sehr gut honoriert wurde. Die einzige Bedingung war, Sibirien nicht zu verlassen und nicht etwa auf einem amerikanischen Schiff durchzubrennen, wenn an der Mündung des Stroms seine Arbeit zu Ende war. Er hatte das Wort gegeben, aber nicht gehalten. Er hat sein Prinzip an sich selbst bewährt. Erst alles fort — auch das Ehrenwort — und dann wollen wir sehen, was kommt! Er hat sich selbst gerichtet.

Die Reisen im Jahre 1859 nahmen fast sieben Monate in Anspruch. Diese Reisen bieten wohl alle ein hohes wissenschaftliches Interesse, treten aber gegen die Erlebnisse im Urwald am Amur weit zurück. Im Mittelpunkt aller Exkursionen stand der Riese Munku-Sardyk (11400′ hoch) hart an der mongolisch-russischen Grenze, mit seinem Südfuß den Spiegel des Kossogol-Sees berührend. Trotz der Warnung der Eingebornen, daß da oben böse Geister wohnen, wurde die nicht schwierige Ersteigung ausgeführt. Auch die berühmten Graphitwerke im Norden vom Munku-Sardyk wurden besucht. Sie sind jetzt eingegangen, und die Flechten und Moose der Hochtundren haben sich ihr angeborenes Reich wieder erobert. Mit dem damaligen Besitzer der Werke, Herrn Alibert, traf Radde später während der letzten Pariser Weltausstellung zusammen.

In der Nähe der Graphitwerke stieß der Forscher auf die letzten Überreste der einstigen Urbewohner des Sajan, nämlich der Samojeden, die später, den Stromadern folgend, bis zum Eismeer wanderten, wo sie jetzt noch leben.

Auf den Graphitwerken lebten etwa noch ca. 200 Sojoten beiderlei Geschlechts. Sie hatten die Muttersprache bis auf die Zahlwörter vergessen, sie

waren nicht nur linguistisch, sondern auch physisch durch Ehen mit den Urjanchen mongolisiert; doch sind sie im Aussterben begriffen.

Mancherlei Ritte wurden längs der mongolischen Grenze ausgeführt, und der Reisende kam bis zur Oka. Dann blieb er bis Ende Oktober im stillen Tukinsk und schrieb seine Berichte. Hierauf gings wieder nach Irkutsk; man brachte außer sehr reichen Sammlungen 11 sibirische Steinböcke und zwei interessante und seltene Moschustiere mit. Alle Sammlungen wurden dann in 39 Kisten verpackt, zwei große Schlitten mit breiten seitlichen Stützflügeln konstruiert und der Transport in Begleitung von Kosaken mit Kurierpferden an die Akademie nach Petersburg abgefertigt. Am 26. November trat Radde selbst die Rückreise an; über Kasan und Moskau, wo das Wiedersehen mit O. N. Schatilow ein sehr herzliches war, gelangte er am 6. Januar 1860 nach St. Petersburg.

Nun war es zunächst aus mit dem Reiseleben. Der Eindruck in der Hauptstadt war ernst, erdrückend. Am liebsten wäre er gleich wieder davongelaufen! Wer so lange im Urwald gelebt hat, der paßt nicht mehr in die städtische Gesellschaft, er muß sich erst wieder an alles gewöhnen.

Die alten berühmten Herren der Akademie empfingen den jungen Forscher außerordentlich freundlich und waren entzückt über den Reichtum der eigenartigen Sammlungen; die meisten der spezifisch Pallasschen Arten, die seit 1772 nicht wieder nach Europa gekommen waren, und viele neue fanden sich vor.

Großes war wirklich von Radde geleistet worden und mit mäßigen Mitteln. Es ist fast zu prosaisch, aber dennoch für den Leser in hohem Grade interessant, wenn er am Schlusse die Kosten der Reise aufzählt. Die Unkosten der Expeditionen, einschließlich aller Postgelder und Gagen der Leute waren:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1855. Baikal-Reise . . | 458 | Rbl. 15 | Kop. |
| 1856. Transbaikalien . | 771 | „ — | „ |
| 1857—58. Amur . . | 1878 | „ 51 | „ |
| 1859. Östlicher Sajan . | 705 | „ 49 | „ |
| | 3813 | Rbl. 15 | Kop. |
| Dazu Raddes Gehalt für 5 Jahre: | 2500 | „ — | „ |
| Summa | 6313 | Rbl. 15 | Kop. |

Diese geringen Mittel verschwinden vollends im Vergleich mit den erreichten Resultaten. Raddes Ruhm war geschaffen. Kein Wunder, daß die Akademie der Wissenschaften und die Geographische Gesellschaft ihm auch weiterhin den Weg zu bahnen bemüht waren.

Nachdruck erbeten.

# Das Wesen und die Bekämpfung der Tuberkulose.

Von Dr. Albert Haller. (Reval.)

Die moderne Medizin hat auf dem Gebiet der Verhütung ansteckender Krankheiten die schönsten Erfolge erzielt. Seitdem die Tuberkulose auch zu diesen Krankheiten gezählt werden muß, seitdem wir wissen, daß sie geheilt und verhütet werden kann, hat die ganze zivilisierte Welt eine immer mächtiger werdende Bewegung ergriffen, die mit großem Aufwand von Arbeit und Geldmitteln auf Vernichtung dieses uralten Feindes des Menschengeschlechts hinzielt.

Rußland ist erst seit kurzem in die Zahl der bewußten Tuberkulosebekämpfer eingetreten, und es dürfte auch für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein, sich in Kürze über die Möglichkeit und Berechtigung dieses Kampfes orientieren zu lassen.

Der alteingebürgerte Name Schwindsucht wird heute mehr und mehr durch die Bezeichnung Tuberkulose verdrängt. Das geschieht mit Recht, denn Schwindsucht bezeichnet ja nur den letzten Abschnitt der Krankheit, wo das Hinschwinden des Kranken für jeden augenfällig ist.

Die Bezeichnung Tuberkulose dagegen, aus dem lateinischen Worte tuberculum (Knötchen) gebildet, begreift alle Erkrankungen in sich, die die Bildung des für die Krankheit charakteristischen Knötchens zeigen, und heißt verdeutscht Knötchenkrankheit (russisch бугорчатка). So sprechen wir nun von einer Tuberkulose der Gelenke, der Knochen, des Gehirns, des Darms, der Augen usw.

Am häufigsten begegnen wir der Tuberkulose der Lungen; doch können wir auch hier nicht gleich von Schwindsucht sprechen: erst wenn die Knötchen in größerer Menge auftreten, wenn sie zerfallen und sich zu größeren Herden vereinigen, deckt sich die Erkrankung mit dem Begriff der Schwindsucht. Die Mehrzahl der Menschen zeigt an den Lungen Veränderungen, die mit Sicherheit darauf hinweisen, daß sie einmal einen Kampf mit der Tuberkulose ausgefochten und gesiegt haben: sie waren nie schwindsüchtig, sie waren aber einmal tuberkulös.

Ungeheuer verbreitet ist die Tuberkulose der Lungen in allen Ländern der Erde; wir finden sie im hohen Norden und im heißen Süden, in Amerika und in Afrika, bei Völkern höchster wie niedrigster Kulturstufe; Arm und Reich, Hoch und Niedrig zahlen der weißen Pest, wie sie auch genannt wird, ihren Tribut: von je 7 Sterbefällen ist stets einer durch Tuberkulose verursacht und auf der ganzen Erde sterben jährlich ca. 3 Millionen Menschen an Tuberkulose.

Man schätzt die Zahl der Tuberkulösen in Europa allein auf 7 Mill.: es sterben davon jährlich ca. 1 Million; mit anderen Worten: jeden Tag fallen allein ungefähr 3000 Bewohner Europas dieser weißen Pest zum Opfer, und

das Tag für Tag, Jahr für Jahr. In Rußland allein sterben 500,000 Menschen jedes Jahr an Tuberkulose, und es gibt bei uns nach oberflächlicher Schätzung 2—3 Mill. Schwindsüchtiger.

An Tuberkulose sterben jährlich in Deutschland ca. 100,000, in Frankreich 150,000, ebensoviel in den Verein. Staaten Nordamerikas, in Österreich 100,000, im kleinen Belgien 20,000.

Wahrlich, unheimliche Zahlen, gegen die die blutigsten Kriege, die verheerendsten Seuchen ein Nichts sind. Im deutsch-französischen Kriege, der einer der blutigsten war, fielen 40,000 Deutsche auf dem Schlachtfelde, aber zu Hause starben 3 mal mehr an Tuberkulose.

Die Choleraepidemie 1910 raffte in Rußland 150,000 Menschenleben dahin; die Tuberkulose aber vernichtet jährlich 500,000 Mitbürger.

Bösartige Epidemien, wie Cholera oder Ruhr, treten meist plötzlich auf; sie raffen viele Menschen dahin und verbreiten, wo sie hinkommen, Schrecken und Angst: die Menschen flüchten in seuchefreie Gegenden, legen sich allerlei Entbehrungen auf, um nur ja nicht krank zu werden, und alles atmet auf, wenn die bösartige Krankheit schwindet. An die Tuberkulose haben wir uns so gewöhnt, daß es uns weiter nicht viel berührt, wenn wir hören, daß dieser und jener daran in blühendem Alter gestorben ist; die große Zahl der Schwindsüchtigen fällt uns nicht auf, weil die Krankheit langsam verläuft, lange Zeit von der Umgebung des Kranken und auch vom Kranken selbst garnicht bemerkt wird und auch das Ende der Tragödie sich so hinzieht, daß die Umgebung reichlich Zeit hat, sich an den Gedanken des Verlustes zu gewöhnen, ja meist das Ende der Qualen herbeisehnt.

Und doch ist die Tuberkulose der schrecklichste Würgengel der Völker, wie die vorher genannten Zahlen erweisen; sie hat mehr Kummer und Elend, Armut und Not gebracht, wie alle anderen ansteckenden Krankheiten zusammen, und seit Jahrtausenden schon kennt und fürchtet man sie (Hippokrates ca. 400 v. Chr. nennt sie die Krankheit, die am schwierigsten zu behandeln sei und die meisten Opfer erfordere).

Daß die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit ist, ist heutzutage mehr oder weniger jedem bewußt; doch wissen wir das noch nicht gar lange. Zwar nahm man es schon im Altertum nnd im Mittelalter hier und da an, es fehlten aber die Beweise, und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schenkte man der Ansteckungs- und Übertragungstheorie selbst in ärztlichen Kreisen wenig Beachtung. Man nahm vielmehr eine Vererbung an, wie sich etwa äußere Formen und Charaktereigenschaften vererben, und beugte sich unter diese furchtbare Geißel mit fatalistischem Gleichmut.

Erst 1865 gelang es dem französischen Arzt Villemin, die Übertragbarkeit der Tuberkulose zu erweisen: er brachte tuberkulöse Ausscheidungen in Tierkörper und rief hier typische Tuberkulose hervor. Noch eingreifender und die ganze Stellung zur Tuberkulose verändernd war die Entdeckung Rob.

Kochs 1882: er wies nach, daß überall, wo tuberkulöse Veränderungen vorhanden sind, ein kleines Pflänzchen aus der Klasse der Bakterien sich findet; es gelang ihm, dieses Pflänzchen auf Gelatine als Pilzrasen wachsen zu lassen, und überall, wo er es in den tierischen Körper versetzte, damit richtige Tuberkulose zu erzeugen. Seitdem wird dieses Pflänzchen Kochscher Tuberkelbazillus genannt, und jeder Arzt kennt ihn.

Der Tuberkelbazillus ist mit bloßem Auge nicht sichtbar; unter dem Mikroskop, bei starker Vergrößerung, erkennt man ihn leicht: ein dünnes, schlankes Stäbchen, das leicht gekrümmt ist. Zum besseren Sichtbarwerden wird er mit Farbstoffen behandelt, und da er sich den Farbstoffen gegenüber anders verhält als andere Bakterien, so kann der geübte Arzt bei genügender Sorgfalt leicht entscheiden, ob in einem Auswurf Kochsche Bazillen vorhanden sind oder nicht, d. h. ob die vorliegende Erkrankung tuberkulös ist oder nicht.

Der Tuberkelbazillus wächst unter natürlichen Verhältnissen nur im Leibe höherer und zwar warmblütiger Geschöpfe, des Menschen und vieler Tierarten; er ist ein echter Schmarotzer, der außerhalb im Freien nicht gedeiht und sich nicht vermehrt, da er dazu durchaus eine Temperatur von 37° C., also die Körperwärme nötig hat. Wohl aber vermag er sich — einmal in die Außenwelt gelangt — hier viele Tage, Wochen und selbst Monate hindurch in einem Schlummerzustande lebens- und ansteckungsfähig zu erhalten, und in dem Augenblick, wo er wieder unter günstige Entwicklungsbedingungen gebracht wird, d. h. Gelegenheit findet, in den Körper empfänglicher Geschöpfe einzudringen, beginnt er sogleich wieder sich zu vermehren und seine verderbliche Tätigkeit zu entfalten. Sogar in getrocknetem Zustande behält er diese eigentümliche Fähigkeit des Lebens. Kälte und trockne Hitze schaden ihm ziemlich wenig und nur eins wird ihm in der Natur gefährlich: das direkte Sonnenlicht, in viel geringerem Grade das zerstreute Tageslicht.

Durch Kochen können wir die Bazillen in 5—10 Minuten, durch Sublimatlösung (1 : 1000) in 4 Stunden, 5% Karbollösung erst in ca. 24 Stunden vernichten.

Die Kochsche Lehre: jede Tuberkulose entsteht nur durch eingedrungene Bazillen und ohne Bazillen gibt es keine Tuberkulose — hat einer 30jährigen Kritik siegreich standgehalten; einige weitere Folgerungen, die man daraus zog, sind später wesentlich verändert worden. So glaubte man anfangs, lebensfähige Tuberkelbazillen müßten, bei der großen Anzahl von Kranken, überall vorhanden sein: in der Luft, im Straßenstaub usw. Genaue Untersuchungen haben aber ergeben, daß das nicht der Fall ist; das Sonnenlicht sorgt dafür, daß sie im Freien sehr bald absterben; geschlossene Räume dagegen beherbergen sie oft, und je näher man einem Kranken selbst kommt, um so leichter und in um so größerer Anzahl findet man sie. Am meisten finden sie sich in der nächsten Umgebung des unreinlichen Kranken, denn ein Schwindsüchtiger wirft oft mit seinem reichlichen Auswurf Tausende von ihnen täglich aus.

Dagegen gelingt es durch richtiges Umgehen mit dem Auswurf (Desinfektion), peinliche Sauberkeit und richtiges Verhalten die Bazillen sämtlich zu vernichten, und ein Kranker, der das tut, ist ebenso wenig gefährlich wie ein Gesunder. Das kann in jedem Sanatorium hundertfältig bewiesen werden, das kann aber auch in jeder Privatwohnung durchgeführt werden.

Während andere Bazillen, wie etwa die Cholerabazillen, die Ruhrbazillen, ihre krankmachenden Eigenschaften nur dann entwickeln können, wenn sie in bestimmte Körperorgane gelangen, ist es den Tuberkelbazillen ziemlich einerlei, wohin sie im Körper verschlagen werden; überall, in allen Organen treiben sie ihr zerstörendes Werk: in den Gelenken bringen sie Schwellung, Entzündung, Vereiterung und Versteifung zustande, in den Knochen sehen wir Eiterung und Ausstoßung von abgestorbenen Knochenstücken auftreten, im Darm entstehen Geschwüre, Schmerzen und Durchfall, in den Nieren — Eiterung, in der Haut — fressende Geschwüre. Am häufigsten setzen sie sich in den Lungen fest, und für die Verbreitung der Tuberkulose ist gerade das von größter praktischer Bedeutung: denn während die übrigen Tuberkulose-Erkrankungen nur wenig Eiter und in dem Eiter fast nur abgestorbene Bazillen in die Außenwelt gelangen lassen, entleert der Lungenkranke große Mengen lebensfähiger Bazillen.

Betrachten wir uns die Veränderungen, die die Tuberkulosebazillen in der Lunge verursachen, etwas genauer. Eingangs erwähnte ich schon, daß in der Umgebung der Bazillen sich zunächst als erstes Zeichen ein kleines, derbes Knötchen, wie ein Hirsekorn, bildet, von dem die Krankheit ihren Namen hat. Diese Knötchen zerfallen bald zu Eiter, in ihrer Umgebung geht die Entzündung weiter und es bilden sich größere entzündete Stellen. Doch zum Glück ist der Verlauf nicht immer so; es treten auch Heilungsvorgänge auf, indem sich zwischen die kranken und gesunden Teile sogenanntes Narbengewebe schiebt und das Kranke so mehr und mehr zu isolieren sucht. Gelingt das vollkommen, so entsteht schließlich an dieser Stelle eine feste Narbe, in die oft noch Kalk abgelagert wird und die in ihrem Innern wohl noch lebensfähige Bazillen enthalten kann; diese sind aber unschädlich, da sie in einem festen Gefängnis sitzen und nicht herauskönnen. Das ist die sogenannte Verkapselung.

Die Wissenschaft hat gezeigt, daß sehr viele Menschen solch einen abgekapselten, oft winzig kleinen Herd in sich tragen und daraus sieht man, daß die Tuberkulose eine heilbare Krankheit ist: wenn die Umstände günstig sind und der Körper sonst gesund und widerstandsfähig ist, setzt er dem Eindringen weniger Tuberkelbazillen kräftigen Widerstand entgegen: sie werden entweder getötet von den gesunden Körpersäften oder in einer Abkapseluug eingesperrt. Ein gesunder Körper und kräftige Körpersäfte geben den Menschen mithin die Kraft, eingedrungene Tuberkelbazillen unschädlich zu machen: nicht jede Infektion ist gleichbedeutend mit Erkrankung.

Es ist ohne weiteres klar, daß dieser Kampf nicht mit der genügenden Energie geführt werden kann, wenn die Kräfte des Körpers durch irgendwelche Umstände geschwächt sind. Nehmen wir einen Menschen, der tagsüber und dazu die halbe Nacht arbeitet, sich dabei kaum Zeit zum Essen gönnt, oder einen anderen, den schwere Sorgen und Kummer drücken, der eben eine schwere Krankheit durchgemacht hat, oder einen, der die halben Nächte in schlecht gelüfteten Gasthäusern zubringt und große Mengen Bier oder Wein oder Schnaps vertilgt, so ist es klar, daß all diese dem Eindringen von Tuberkelbazillen keinen sehr kräftigen Widerstand entgegensetzen werden. In demselben Sinn wirken dunkle, enge, schlechte Wohnungen und gewisse Berufsarten, die mit starker Staubbildung einhergehen: der Staub reizt die Lungen und macht sie so empfänglicher.

Doch nicht nur von der Außenwelt ist eine höhere oder geringere Empfänglichkeit für Tuberkulose abhängig; früher glaubte man, weil so häufig in bestimmten Familien Tuberkulose-Erkrankungen vorkommen, daß die Kinder schwindsüchtiger Eltern bereits mit der Krankheit behaftet zur Welt kommen, daß also die Krankheit als solche vererbt wird. Das ist aber nur in einer ganz verschwindenden Anzahl von Fällen der Fall und wo das eintritt, ist die Lebensdauer des Kindes nur eine äußerst kurze. Heute wissen wir, daß nicht die Krankheit selbst, wohl aber eine Anlage dazu vererbt wird, die sich in allerlei äußeren Anzeichen ausspricht: der Brustkorb ist flach, besonders in seinen oberen Teilen, so daß die Lungenflügel nicht recht atmen können, er ist dabei besonders lang und schmal, oft wenig beweglich und ausdehnungsfähig; diese Menschen sind blaß und wenig leistungsfähig, sind schlechte Esser, haben oft auf der Brust eine starke Aderzeichnung (die Adern schimmern durch die Haut bläulich durch) und auf dem Rücken oft eine starke feine Behaarung.

Durch richtiges Leben, fortgesetzte Abhärtung und Stählung solcher für Tuberkulose empfänglicher Menschen gelingt es aber auch bei ihnen, die Widerstandskraft zu heben und sie vor einer Erkrankung zu bewahren.

Wie und auf welchem Wege gelangen denn nun die Tuberkelbazillen in den Körper?

Es sind mehrere Wege möglich; nehmen wir zuerst den häufigsten. Ich erwähnte schon, wie gefährlich ein unreinlicher Lungenkranker für seine Umgebung wird. Er speit auf den Boden, verunreinigt seine Kleidung, seine Hände, ev. seinen Bart mit dem Auswurf. Nach einiger Zeit sind die Auswurfteilchen hier durch die Luft getrocknet, sie zerfallen zu Staub, und dieser wird nun durch den Luftstrom und durch Bewegungen aufgewirbelt. Die winzigen Staubteilchen, wie auch die winzigen Bakterien werden von der natürlichen Feuchtigkeit der Luft lange Zeit schwebend gehalten, sie senken sich nur langsam zu Boden und werden beim nächsten Luftzuge wieder aufgewirbelt. Von diesem Spiel kann man sich jederzeit überzeugen, wenn man einen

Sonnenstrahl, der ins Zimmer fällt, beobachtet: Milliarden von Staubteilchen sieht man darin schweben.

So atmen wir in geschlossenen Räumen immerwährend gewisse Mengen von Staub ein, und sind darunter auch Tuberkelbazillen, so gelangen diese mit dem Luftstrom in die Lungen und bleiben hier liegen, um unter Umständen ihre Zerstörungsarbeit zu beginnen.

Daß die Ansteckung mit Tuberkelbazillen tatsächlich so erfolgt, beweist der Versuch von Cornet: er verunreinigte einen Teppich mit dem Auswurf eines Schwindsüchtigen; diesen Teppich legte er nun aus in einem Raum, wo Käfige mit gesunden Meerschweinchen aufgestellt waren, und ließ ihn mit einer trockenen Bürste reinigen, so daß der Staub von ihm aufwirbelte. Von den 48 dort aufgestellten Meerschweinchen erkrankten 47 an Tuberkulose.

Für kleine Kinder ist Tuberkelbazillen enthaltender Staub besonders gefährlich, denn sie spielen ja so oft auf der Diele, nehmen gern alles in den Mund und führen sich so, — ahnungslos und auch sorgenden Eltern unbewußt, — selbst das Gift zu.

Auf eine andere Ansteckungsmöglichkeit hat Prof. Flügge aufmerksam gemacht: halten wir beim Sprechen oder Husten in einiger Entfernung vom Munde uns einen Spiegel vor, so sehen wir sehr kleine und kleinste Tröpfchen darauf erscheinen, die von unserem Atemstrom dorthin gerissen wurden. Beim Lungenkranken enthalten nun auch diese kleinsten Tröpfchen Tuberkelbazillen; auch sie halten sich einige Zeit in der Luft und sinken dann langsam nieder. Durch diese Tröpfchen kann eine Ansteckung entstehen, wenn die Menschen sich beim Husten oder Sprechen auf 1 Meter und weniger einander nähern. Auch diese Ansteckungsart ist durchs Tierexperiment vielfach bewiesen, wobei zugleich festgestellt wurde, daß die Tröpfchen weiter als ein Meter nicht fliegen und wohlverstanden nur beim Husten und Sprechen. Die ruhige Atemluft ist auch beim Lungenkranken frei von allen Bazillen.

Von Prof. Behring ist endlich darauf hingewiesen worden, daß die Milch tuberkulöser Kühe Tuberkelbazillen enthält und, wenn sie genossen wird, vom Darm aus Tuberkulose erzeugt. Wie bekannt, führte das dazu, daß man sich lange Zeit scheute, ungekochte Milch zu trinken. Diese Art der Ansteckung spielt jedenfalls gegenüber den beiden ersten Arten eine geringe Rolle und von sehr vielen Forschern wird sie ganz abgelehnt. Es ist wahrscheinlich, daß sie nur bei kleinen Kindern eine Rolle spielt, deren Darm besonders zart ist und die überhaupt gegen die Tuberkulose noch wenig Widerstandskraft haben. Darum ist es ganz berechtigt, wenn die Ärzte empfehlen, Kindern bis zum 7. Jahr nur gekochte Milch zu geben, von da an aber die rohe Milch freigeben.

Durch die Kochsche Entdeckung der Tuberkelbazillen sind wir in das innerste Wesen und die Entstehungsweise der Krankheit eingedrungen, ist uns das Verständnis für die Übertragung aufgegangen, erst durch sie haben wir

den sicheren Boden gewonnen, auf dem eine erfolgreiche Verhütung des Übels Platz greifen kann.

Aus allem bisher Angeführten ergeben sich die Mittel dazu ganz von selbst. Aufenthalt in reiner staubfreier Luft, geeignete Ernährung, Bewegung des Körpers, geeignete Beschäftigung und nüchterne Lebensführung verhindern und erschweren die Ansteckung und verleihen sogar den von Hause aus Empfänglichen noch einen wirksamen Schutz. Für letztere ist die Auswahl des richtigen Lebensberufes von größter Wichtigkeit: denn kommen zur inneren Empfänglichkeit noch ungünstige äußere Umstände hinzu, so kann die Krankheit leicht ausbrechen. Die Berufe des Gärtners und des Landmannes sind für solche Personen geeignet, während Stubensitzen, Bureau- und Näharbeit ungeeignet sind.

Um die Gesunden vor Ansteckung zu bewahren, muß der einmal Erkrankte sich in mancher Beziehung vorsichtig verhalten. Wir wissen ja, daß zur Ansteckung Bazillen vorhanden sein müssen und daß diese in der Hauptsache aus dem Auswurf des Kranken stammen: darum muß der Auswurfbeseitigung besondere Sorgfalt zuteil werden. Niemand sollte auf die Diele oder auf den Boden spucken: in der Wohnung des Kranken, aber auch an öffentlichen Orten, überall wo mehr Menschen aus- und eingehen oder sich versammeln, sollte durch reichlich aufgestellte Speibecken (mit Wasser gefüllt) die Erfüllung dieses Gebots erleichtert werden. Jeder Kranke und Hustende sollte ein Taschenspuckglas stets bei sich tragen, denn auch das Speien in Taschentücher ist durchaus zu verwerfen: auch hier trocknet der Auswurf aus und verwandelt sich in Staub.

In New-York wird jeder, der dabei ertappt wird, auf den Boden zu spucken, mit einer Strafe bis zu 500 Rbl. oder Arrest bestraft.

Der Lungenkranke soll besonders peinlich alle Gebote der Reinlichkeit befolgen, sich häufig die Hände waschen, öfters baden, sein eigenes Eß- und Trinkbesteck haben, seine Wäsche gesondert von anderer waschen lassen, seine Kleidung öfters in die Sonne hängen. Sein Zimmer soll leicht zu reinigende Möbel (Polstermöbel sind zu verwerfen), keine Teppiche und Vorhänge haben und täglich soll die Diele feucht (nicht trocken) gereinigt werden. Häufiges Lüften am Tage, im Sommer auch nachts, ist nötig, ebenso von Zeit zu Zeit eine Desinfektion des Zimmers mit chemischen Desinfektionsmitteln.

Im Umgang mit Menschen muß der Lungenkranke die unnütze Sitte des Küssens ganz vermeiden; bei der Unterhaltung muß er nicht auf den andern eindringen und sich hüten, jemand anzuhusten.

Auf diese Weise kann, wie ich schon sagte, ein energischer und vorsichtiger Lungenkranker ruhig unter Gesunden leben, ohne daß je eine Ansteckung erfolgen wird. Dazu gehört aber ein großes Maß von Energie und Einsicht, und die ist leider bei der Mehrzahl der sorglosen Kranken nicht zu finden.

Ist es schon in gebildeten und gut situierten Kreisen nicht leicht, alle nötigen Maßnahmen durchzuführen, so werden die Hindernisse oft unüberwindlich, wo es sich um arme und ungebildete Kranke handelt, und hier ist es, wo der

Todeszug der Tuberkulose ganze Familien mitnimmt, und wo das Elend, das sie verursacht, die höchsten Grade erreicht. Der Familienvater, von dessen Erwerb alles abhängt, die Mutter, die Haus und Kinder versorgt, die eben erzogenen Kinder, die nun das Alter der Eltern stützen sollten, werden von der Krankheit befallen; ihr langes Siechtum macht die so traurig veränderte Lage noch empfindlicher, denn auch die geringe, sonst noch vorhandene Arbeitskraft wird von der Pflege des Erkrankten völlig in Anspruch genommen. Verarmung und Not sind die Schwestern der Krankheit, und so offenbart sich die Tuberkulose nicht nur als Würgengel Tausender, sondern auch als unbarmherziger Vernichter von Geld und Gut, von materiellen und ethischen Werten.

Die Verluste, die Staat und Gesellschaft jährlich durch die Tuberkulose erleiden, sind enorm, und es ist ein natürlicher Trieb, der nicht nur auf dem idealen Boden des Mitleids, sondern auf realem, sozialpolitischem Boden steht, wenn sich überall die Menschen zusammentun, um gegen diesen Schädling anzukämpfen.

Nur in wenigen Ländern, wie z. B. in Dänemark, hat der Staat selbst diesen Kampf in die Hand genommen; meist sind es private Vereinigungen, die, je nach Kräften, bald diesen bald jenen Zweig der Tuberkulosebekämpfung ausbauen. Diese einigen sich wieder zu nationalen Ligen, und ihrer Verständigung unter einander, ihrer gegenseitigen Anregung und Förderung dient endlich die internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose.

Diese hält alljährlich bald hier bald da eine Konferenz ihrer Vertreter ab, und alle 3 Jahre findet ein internationaler Tuberkulosekongreß statt.

So ist denn dafür gesorgt, daß die Frage der Tuberkulosebekämpfung nicht ins Stocken gerät, daß die Erfahrungen der einzelnen Organisationen dem Ganzen zu gute kommen, daß begangene Fehler nicht nutzlos wiederholt worden.

Für die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland ist Brehmer von großer Bedeutung gewesen. Er zeigte an sich selbst und an Hunderten seiner Kranken, daß die Tuberkulose in den ersten Stadien heilbar ist; daß das Heil aber nicht so sehr in Medikamenten wie in der sogen. hygienisch-diätetischen Heilmethode liege, d. h. eine richtige kräftige Ernährung, genau bemessene körperliche Bewegung und Ruhe in gehörigem Wechsel, ausgiebigster Genuß der freien Luft, Abhärtung und gymnastische Schulung des Körpers und Anleitung zu vernunftgemäßer Lebensweise. Unsere gewöhnlichen Krankenhäuser vermögen diesen Anforderungen nicht zu genügen, und daher gründete Brehmer die erste Lungenheilanstalt im nördlichen Deutschland, in der alles auf diese Art Behandlung der Lungenkranken zugeschnitten war.

Brehmers Erfolge ließen bald auch in anderen Gegenden Deutschlands Sanatorien entstehen und heute ist ihre Zahl auf 35 angewachsen.

Für die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit wurde diese Bewegung aber erst von Bedeutung, als die großen und kapitalstarken Arbei-

terkrankenkassen und die staatliche Arbeiterversicherung 1892 in der rechtzeitigen Behandlung und Heilung der Tuberkulösen ihren Vorteil erkannte. Jetzt setzte die große Volksheilstättenbewegung ein, die bis heute schon über 100 Heilstätten und 97 Kinderheilstätten geschaffen hat.

Die Wohltaten einer Sanatoriumbehandlung genießen in Deutschland jährlich über 50.000 Personen. Es werden dadurch jährlich eine große Anzahl Kranker (25 %) geheilt, und auch die, die nur gebessert die Anstalt verlassen, nehmen die erhaltenen Lehren und das zweckmäßige Verhalten mit und bilden dadurch in der alten Umgebung keine Gefahr mehr.

Da aber doch nicht alle Lungenkranken in Heilstätten untergebracht werden können, so hat man noch Walderholungsstätten in der nächsten Nähe der Städte gegründet, wo die Kranken während der wärmeren Monate am Morgen hinausfahren, den ganzen Tag an der Luft verbringen und erst abends wieder in ihre Wohnungen zurückkehren. Es sind also Tagessanatorien, die auch wieder viel Segen für leicht wie schwerer Kranke bringen und zugleich als Übergang dienen zwischen voller Sanatoriumbehandlung und Rückkehr ins Arbeitsleben. In Deutschland gibt es über 80 solcher Erholungsstätten.

In ähnlicher Weise wirken die Waldschulen, wo leichtkranke oder gefährdete schulpflichtige Kinder den Tag über im Freien und in guter Luft verbringen und nebenbei auch einige Unterrichtsstunden genießen.

Die aus der Heilstätte heimgekehrten Patienten erhalten in den Arbeitergärten der Großstädte ein Stück Gartenland, das sie nach eigenem Geschmack bestellen. Sie üben hier ihre Kräfte, ehe sie zur Arbeit zurückkehren, und später verbringen sie ihre Freistunden hier in frischer Luft, anstatt in dumpfen Stuben zu sitzen.

Es bleiben aber noch alle die zu versorgen, deren Erkrankung so weit fortgeschritten ist, daß sie nicht mehr in eine Heilstätte passen. Diese stellen für ihre Umgebung eine besondere Gefahr dar und für sie sind sogenannte Pflegeheime begründet: in Norwegen sind sie am besten ausgebildet. Während die Heilstätten sowohl in Errichtung wie in Betrieb recht teuer sind, sind die Pflegeheime, in der Regel für 20 Kranke eingerichtet, billig; sie werden in den Städten oder Vorstädten eingerichtet, bieten den Kranken Behaglichkeit und Bequemlichkeit, dabei auch reichlichen Luftgenuß; die Kranken sind in der Nähe ihrer Angehörigen und können deren Besuch öfters empfangen.

Endlich ist noch eine Einrichtung zu erwähnen, die für die praktische Tuberkulosebekämpfung von größter Bedeutung ist: die Fürsorgestellen oder Dispensaires.

Sie haben die Aufgabe, die Tuberkulose möglichst frühzeitig festzustellen, die Kranken, wenn möglich, in eine Heilstätte oder ähnliche Anstalt zu placieren oder, wo das nicht möglich ist, den Verlauf der Krankheit zu verfolgen und den Kranken mit Rat und Tat zu unterstützen. Die Kranken und ihre Hausgenossen werden immer wieder über die Gefahren belehrt, zu hygienischem

Verhalten angehalten, und — wo nötig — wird ihnen und ihren Familien materielle Hilfe geboten.

Eine sehr große Zahl solcher Fürsorgestellen arbeiten fast in allen größeren Städten Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz, und neuerdings sind auch auf dem Lande welche entstanden. Alle arbeiten sie mit dem größten Nutzen, und ihrem ersten Begründer Calmette gebührt der Dank der ganzen Welt.

Zum Schluß sei noch die Frage beantwortet, ob diese Tuberkulosebekämpfung, die so viel Arbeitskraft und Geld kostet, auch nennenswerte Erfolge erzielt?

O ja, sehr bedeutende, wie die statistischen Zahlen der Todesursachen beweisen: in England ist die Sterblichkeit an Tuberkulose um 40%, in Schweden um 28%, in Deutschland um 30% gesunken. In Preußen ist die Sterblichkeit an Tuberkulose im Laufe von 25 Jahren auf die Hälfte gesunken, und in den 4 Jahren von 1899—1903 sind 400,000 Menschen weniger an Tuberkulose gestorben, als in den früheren Jahren. Falls die Todesfälle an Tuberkulose in England weiter so zurückgehen, wie in den letzten Jahren, so wird die Sterbeziffer in einigen Jahrzehnten ganz gering sein, und die Tuberkulose hat dort dann aufgehört, eine Volksgeißel zu sein.

Das ist das Ziel, dem alle Länder zustreben, von dem aber unser Vaterland noch am entferntesten ist: über 1000 Opfer fordert die Tuberkulose in Rußland täglich, und erst in den letzten Jahren beginnt man sich ernstlich zum Kampfe dagegen zu rüsten. Nach dem Beispiel der anderen Länder ist in Rußland am 20. April 1910 eine allrussische Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose mit dem Sitz in Moskau gegründet: sie hat den Zweck, unter ihrem Zeichen, dem doppelt durchstrichenen Kreuz, alle Kampfesorganisationen und Vereine zu sammeln und alle derartigen Bestrebungen zu fördern. Durch Besprechungen und Kongresse sollen die für Rußland zweckmäßigen Kampfmittel festgestellt werden; sie ist behilflich, Aufklärung in alle Schichten der Bevölkerung zu tragen, und wird mit der Zeit auch die lokalen Vereine materiell unterstützen können.

In den 2 Jahren ihres Bestehens hat die allrussische Liga eine eifrige organisatorische Arbeit entfaltet und die besten Anfänge für eine fruchtbare Tätigkeit gezeigt. Sie gibt eine Monatsschrift „die Tuberkulose" heraus, die alle Mitglieder gratis erhalten; sie hat 4 kleinere Tuberkulose-Broschüren erscheinen lassen und eben die preisgekrönte populäre Schrift von Dr. Jakir: „Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung" herausgegeben. Die Verwaltung der Liga ist jetzt beschäftigt, 3 Tuberkulose-Museen zu organisieren: 1 ständiges für Moskau und 2 Wandermuseen, die in den Provinzen zirkulieren werden. Sie beabsichtigt in Moskau Fortbildungskurse für Ärzte über Diagnostik und Therapie der Tuberkulose einzurichten und wird ferner Unterrichtskurse für barmherzige Schwestern arrangieren, die diese für den sozialmedizinischen Dienst an den Fürsorgestellen gründlich vorbilden. Die wenigen

in Rußland schon bestehenden Fürsorgestellen haben den Nutzen dieser Einrichtung auch für unsere Verhältnisse erwiesen, und die Liga empfiehlt den örtlichen Tuberkulosevereinen vor allem die Gründung solcher Stellen. An sie sollen dann allmählich die übrigen Kampfesmittel angegliedert werden.

Die Liga hat bereits in 70 Städten Rußlands Abteilungen eröffnet und außerdem gehören ihr noch 20 Tuberkulosegesellschaften an. Der Vorschlag Prof. Wladimiroffs, den in Skandinavien üblichen Blumentag zur Propaganda und Gewinnung von Geldmitteln auch in Rußland einzuführen, hat am 20. April 1911 einen großartigen Erfolg gehabt: die Idee der Tuberkulosebekämpfung wurde in weite Kreise getragen, das weiße Blümchen fand überall Symphathie, und es sind in den sich daran beteiligenden Städten zusammen über 500.000 Rbl. gesammelt worden. Von der Liga ging Aufforderung und kräftige Unterstützung zu dieser Veranstaltung aus; die gewonnenen Mittel bleiben aber an den Sammelstellen zur Befriedigung der lokalen Bedürfnisse. Dadurch vereint die Liga aufs glücklichste Zentralisation mit Dezentralisation.

So hat sich Rußland für die Idee der Tuberkulosebekämpfung voll empfänglich erwiesen, die eingeleitete Bewegung zieht immer weitere Kreise, und schon in einigen Jahren lassen sich die ersten Früchte der jungen Saat erwarten.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs. (Berlin.)

In allen Kulturländern ist die Zahl der berufstätigen Frauen in ständigem Steigen begriffen.

Die Gründe hierfür liegen hauptsächlich in den immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Verhältnissen, die einerseits durch die wachsenden Bedürfnisse, andererseits durch die starke Bevölkerungszunahme hervorgerufen worden sind. In zahlreichen Familien, die noch vor einer Generation durch die Erwerbsarbeit des Mannes vollauf befriedigt wurden, ist das Mitverdienen der Frau eine Notwendigkeit geworden. Dazu kommt, — dies trifft besonders auf die pekuniär sicherer gestellten Kreise zu, — daß Frauenkräfte in hohem Grade frei geworden sind, die früher das Haus gänzlich in Anspruch nahm. In dem Maße, in dem die Industrie der Hausfrau ein Arbeitsgebiet nach dem anderen abnimmt, — (wer denkt heute noch daran, selbst etwa Seife zu sieden, Lichte zu ziehen, Brot zu backen?) — wächst für sie die Möglichkeit, sich beruflich zu betätigen. Auch die erwachsene Tochter, die mit Spinnen und Weben, Nähen und Kochen reichlich beschäftigt zu sein pflegte, findet heute nur noch selten im elterlichen Haushalt eine ausfüllende Tätigkeit und ergreift darum häufig, auch wenn sie nicht darauf angewiesen

ist, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, einen Beruf. Diese Mädchen sind für ihr Leben geborgen. Stellt sie ihr Geschick doch einmal vor die Notwendigkeit des Erwerbens, so gibt ihnen der in ihrer Jugend erlernte Beruf die Möglichkeit dazu. Was für einen durch nichts zu ersetzenden Vorteil das bedeutet, weiß man vielleicht erst in vollem Umfang zu schätzen, wenn man in einer Auskunftsstelle für Frauenberufe die Scharen von Frauen hat zusammenströmen sehen, die verarmt, verwitwet, geschieden, eheverlassen oder unfähig, die Kosten für die Erziehung ihrer Kinder zu beschaffen, nun rat- und hilfesuchend nach Erwerbsquellen forschen. Wie oft kann man ihnen keinerlei befriedigenden Rat geben und muß zufrieden sein, wenn man ihnen günstigen Falls zu einem Erwerb verhelfen kann, der eine kärgliche Lebensfristung ohne fremde Unterstützung gewährt. Denn meistens handelt es sich dabei um von Sorgen körperlich und geistig gebrochene Frauen, denen die Spannkraft zu gründlicher Berufsausbildung fehlt, ganz abgesehen davon, daß sie die Altersgrenze, die für manche staatliche Prüfungen festgesetzt ist, bereits überschritten haben und, wenn sie schon die Not zum Erwerben zwingt, nicht die erforderlichen Mittel zur Ausbildung aufzubringen vermögen. Solchen Fällen gegenüber sind nur diejenigen gewappnet, die in ihrer Jugend irgend ein Fach gründlich erlernt haben. Setzen sie dann etwa, wie dies häufig vorkommt, in der Ehe auch mehrere Jahre mit der Ausübung des Berufs aus, so kann es sich bei ihnen doch immer nur um ein Anknüpfen, ein Wiedereinarbeiten handeln.

Leider wird fast in allen Kreisen die Bedeutung der Frauenberufsfrage verkannt.

Bei den besitzlosen Volksschichten, in denen materielle Not die Mädchen zur Berufswahl zwingt, tritt diese Verkennung besonders dadurch zu Tage, daß die Eltern an der Ausbildung der Töchter im Gegensatz zu der der Söhne zu sparen streben. Anstatt die Mädchen ebenso wie die Knaben eine geordnete Lehrzeit durchmachen zu lassen, müssen sie oft ungelernte Berufe ergreifen, die zwar im Augenblick schon einen kleinen Verdienst einbringen, dafür aber weder in finanzieller noch in geistiger Beziehung Aussicht auf einen nennenswerten Aufstieg bieten. Solche höchst bedauerlichen Verhältnisse haben ihren Grund in der Anschauung, daß die Berufsarbeit der Frau nur ein Provisorium bis zur Eingehung der Ehe sei. Diese Eltern übersehen außer alle dem vorher Gesagten, daß grade in den arbeitenden Klassen ein Mädchen leichter zur Ehe gelangen wird, wenn es imstande ist, durch seine Berufstätigkeit zu den Kosten des Haushalts beizusteuern; daß andererseits aber überhaupt nicht mit Sicherheit für jedes Mädchen auf Verheiratung gerechnet werden kann.

Im Fall der Ehelosigkeit erscheint auch in Kreisen, in denen die Frau pekuniär sichergestellt ist, ein Beruf von ganz besonderer Wichtigkeit. Wer kennt nicht jene traurigen Erscheinungen, die alternden Töchter aus wohl-

habenden Häusern, deren inhaltsloses Leben die schmerzlichste Unbefriedigung hervorruft! Die Nachteile der Berufslosigkeit einerseits, die Vorteile, die ideelle und materielle Notwendigkeit einer allgemeinen Berufswahl des weiblichen Geschlechts andererseits, liegen so klar auf der Hand, daß sich jede Erörterung über dieses Thema erübrigen würde, wenn nicht veraltete Anschauungen noch so vielfach hindernd im Wege ständen. Hier liegt der Punkt, der deutlich zeigt, wie oft auch in gebildeten Kreisen die Bedeutung der weiblichen Berufsarbeit unterschätzt wird. Was in den besitzlosen Schichten häufig durch falsch angebrachte Sparsamkeit versäumt wird, das tun hier falsche Standesrücksichten, inhaltlos gewordene Vorstellungen von dem natürlichen häuslichen Wirkungskreis der Frau.

Allmählich aber bricht sich doch der von der „Frauenbewegung" immer wieder betonte Gedanke Bahn, daß ein Mädchen für jede Lage des Lebens nicht besser vorbereitet sein kann, als wenn sie in ernsthafter Ausbildung ihrer Kräfte Pflichtgefühl gelernt und ihren Gesichtskreis erweitert hat, während eine spielerische Zersplitterung, mit der noch häufig die aufnahmefähigsten Jahre vergeudet werden, die Tüchtigkeit und den Wert eines Menschen nur herabmindern kann. Den Gegnern der Frauenberufsarbeit, die vor allem meinen, die Weiblichkeit würde unter einer mit beruflicher Strenge durchgeführten Tätigkeit leiden, betont sie, daß die Weiblichkeit sehr wenig wert sein müßte, die beim ersten Schritt aus dem engen Rahmen der Häuslichkeit Schaden erleiden würde; daß im Gegenteil die Möglichkeit einer vollen Entwickelung der weiblichen Kräfte bedenklich in Frage steht, wo ihnen kein reiches Betätigungsfeld geboten wird. So verlangt sie die Teilnahme der Frau am Berufsleben um der Entfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit willen. Ebenso nachdrücklich stellt sie diese Forderung aber im Interesse der Allgemeinheit. Sie bekämpft die Einseitigkeit der ausschließlichen Männerherrschaft im öffentlichen Leben und befürwortet das Eindringen der Frau auch in Berufsarten, die bisher dem männlichen Geschlecht vorbehalten waren. Gabriele Reuter formuliert einmal die hier liegende Aufgabe der Frau folgendermaßen: „Sie muß die weibliche Seite, welche in fast allen menschlichen Tätigkeiten neben der männlichen verborgen liegt, entdecken, mit ihrer vollen Kraft durchdringen, ans Licht heben und ausbauen. Nur in dieser, neue Werte schaffenden Arbeit liegt die Rechtfertigung des Eindringens der Frauen in die bisher allein von Männern ausgeübten Berufsarten."

* * *

So führen materielle und ideelle Momente in allen Kulturländern die Frauen in stetig wachsendem Umfang dem Berufsleben zu. Da die Berufsverhältnisse, soweit sie das weibliche Geschlecht betreffen, sich noch vielfach im Fluß befinden, und das Mädchen daher bei der Berufswahl Unsicherheiten und Schwierigkeiten ausgesetzt ist, die für den Knaben, dem die Traditionen

des Erwerbslebens meist vorgezeichnete Bahnen weisen, kaum in Betracht kommen, sind in jüngster Zeit an vielen Stellen Auskunftsstellen für Frauenberufe entstanden, die auf Grund fortlaufender Materialsammlung Interessenten über alle diesbezüglichen Fragen unterrichten. In Deutschland haben sich vergangenen Herbst eine größere Anzahl dieser Auskunftsstellen zu einem Kartell zusammengeschlossen, das seinerseits wieder mit den bedeutendsten entsprechenden Einrichtungen des Auslandes in Verbindung steht. Die größte derartige Institution in Deutschland ist die „Auskunftsstelle für Fraueninteressen des Bundes deutscher Frauenvereine" in Berlin, Brückenallee 33. Es empfiehlt sich, etwaige Detailfragen, die die folgenden Artikel in den Lesern dieses Blattes anregen mögen, dorthin zu richten (unter Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken). In dem gegebenen Rahmen kann nur eine Übersicht über diejenigen Ausbildungsmöglichkeiten in Deutschland geboten werden, die für junge Mädchen aus gebildeten Kreisen besonders in Frage kommen, wobei die russischen Verhältnisse so weit als möglich Berücksichtigung finden sollen. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, werden diese Aufsätze über folgende Berufe unterrichten: über den der Akademikerin, der Lehrerin, der Arbeiterin auf sozialen Gebieten im engeren Sinn, der Krankenpflegerin, der höheren häuslichen Angestellten, der Künstlerin und Kunstgewerblerin, der Handel- und Gewerbetreibenden und der landwirtschaftlich Tätigen.

## 1. Die sozialen Berufe.

Für Mädchen, die nicht gezwungen sind, auf die Einträglichkeit ihres Berufes großes Gewicht zu legen, bieten die sozialen Berufe im engeren Sinn die Möglichkeit besonders reicher Befriedigung. Ist es doch von alters her in erster Linie Sache der Frauen gewesen, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, kurz überall helfend einzugreifen, wo Menschen Not litten und nicht imstande waren, ihre Bedürfnisse aus eigener Kraft zu befriedigen. Doch hat heute die soziale Frauenarbeit, die aus der natürlichen Tätigkeit der Frau und Mutter erwachsen ist, indem sie die Familienfürsorge auf Außenstehende übertrug, infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Anstelle der vereinzelten Not, die einzelne Hilfe sucht in einfachen, leicht übersehbaren Verhältnissen, da einer den anderen kennt, ist die Erscheinung des Massenelends getreten. Die komplizierteren, wechselreicheren Lebensverhältnisse, namentlich in den Großstädten, erschweren die persönliche Kenntnis und die Teilnahme am einzelnen Fall, während die sozialen Zustände großer Volksteile systematische, organisierte Maßnahmen erfordern. Die allein vom „guten Herzen" ins Werk gesetzte Wohltätigkeit genügt nicht mehr; die Frauen haben erkannt, daß unsere Zeit planvolle Schulung für ernsthafte soziale Arbeit verlangt. So hat z. B. die Speisung des Bettlers an der Tür zur Errichtung von Volksküchen, die gelegentliche Aufnahme eines aufsichtslosen Nachbarkindes zur

Gründung von Kinderhorten geführt. Wenn auch hierin der unser Industriezeitalter charakterisierende Zug vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb erkennbar ist, so versteht es sich doch von selbst, daß die Hilfe von Mensch zu Mensch, wie sie das Wesen der sozialen Arbeit ist, stets ein verständnisvolles Individualisieren erfordern wird, das nur einem warmen liebevollen menschlichen Empfinden, einem persönlichen Interesse für den Hilfsbedürftigen entspringen kann. Jede Ausbildung auf diesem Gebiet kann nur dazu dienen, die soziale Gesinnung zu vertiefen und für die praktischen Aufgaben tüchtig zu machen.

In den letzten Jahren sind in Deutschland eine Anzahl meist gut besuchter Schulen für Frauen und Mädchen gegründet worden, die für die soziale Arbeit, — besoldete wie unbesoldete, — ausbilden. Häufig sind sie konfessionell, wie z. B., die „Frauenschule der Inneren Mission" in Berlin. (Bülowstr. 88. — Kursus 1 1/2 J. Honorar vierteljährlich 50 M.) Ferner die „Christlich-soziale Frauenschule für Frauen und Mädchen gebildeter Stände" in Hannover (Kursus 1 J., Honorar 350 M. jährlich.) Von katholischer Seite aus hat der „Münchener Katholische Frauenbund", Theresienstr. 25, ähnliche Kurse eingerichtet. Die bedeutendste interkonfessionelle Schule dieser Art in Deutschland, die „Soziale Frauenschule", wurde 1908 gemeinsam von den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Arbeit und dem Verein für Volkserziehung in Berlin, Kyffhäuserstr. 21, eröffnet. Die Schule zerfällt in eine Unter- und Oberstufe und einen Fortbildungskursus. Der Unterrichtsplan umfaßt: Erziehungslehre, Hygiene der Familie, Volkswirtschaftslehre, Verfassungsgeschichte und Bürgerkunde, Einführung in die soziale und pädagogische Literatur, Handfertigkeit, Arbeit im Kindergarten, häusliche Beschäftigung für die jüngeren Schülerinnen, — und fügt für die älteren noch Staatslehre, Familienrecht, gesundheitliche Fürsorge, Armenwesen u. s. w. in tiefer eindringender Belehrung hinzu. Das Honorar beträgt in der Unterstufe 150 M., in der Oberstufe 180 M. Die ausgebildeten Schülerinnen erhalten, soweit dies möglich ist, auch besoldete Berufsstellen nachgewiesen.

Im allgemeinen reicht die Besoldung für soziale Berufe in Deutschland nicht über einen bescheidenen Lebensunterhalt hinaus. Die Tätigkeit der Frauen in der öffentlichen Armenpflege ist in Deutschland ziemlich jungen Datums; ihr Umfang wächst von Jahr zu Jahr. Meistens aber finden weibliche, für soziale Tätigkeit geschulte Kräfte durch Vereine ein reiches Wirkungsfeld. Die häufigsten kommunalen und privaten Berufsstellungen bekleidet die Frau als Polizei-Assistentin, Fabrikpflegerin, Wohnungsinspektorin, Waisenpflegerin, als Leiterin oder Hilfsarbeiterin in Arbeitsnachweisen, in der Trinkerfürsorge, in Zentralen für Säuglingsschutz und Mutterberatung. Frauen sind außerdem auf zahlreichen anderen sozialen Gebieten tätig, die im einzelnen zu besprechen nicht angebracht wäre, da die lokalen Verhältnisse in hohem Grade für Art und Umfang, sowie für die Höhe des Gehalts bestimmend sind, wodurch z. T. beträchtliche Verschiedenheiten entstehen.

Selbstverständlich wird in jedem Fall nach Absolvierung einer Frauenschule für das Ergreifen eines bestimmten Zweiges eine Spezialisierung notwendig sein. Die Frauenschulen, namentlich die „Soziale Frauenschule" in Berlin*), die ihrer hervorragenden Leitung wegen besonders zu empfehlen ist, — sofern nicht eine Schulung auf konfessioneller Grundlage erstrebt wird, — übermittelt Wissen auf pädagogischem, hygienischem und volkswirtschaftlichem Gebiet, das für jeden Zweig sozialer Fürsorge unerläßlich ist, vermeidet aber eine Zersplitterung durch Vorbereitung für Einzelposten. Darum kann auch Ausländerinnen der Besuch dieser Schule empfohlen werden, selbst wenn die äußeren Verhältnisse in ihrer Heimat, in der sie sich später zu betätigen planen, anders liegen als in Deutschland; denn die Grundlagen sind in allen Kulturländern dieselben, und eine kürzere oder längere Sozialausbildung im Anschluß an den Jahreskursus in der Oberstufe der Sozialen Frauenschule ist in jedem Fall wünschenswert. Also würden Ausländerinnen keine besonderen unüberwindlichen Schwierigkeiten im Wege stehen. Über die häufigsten Arten der Spezialausbildung sei folgendes erwähnt:

Eine Anzahl der jährlichen Absolventinnen der „Sozialen Frauenschule" nehmen einen mehr-wöchentlichen oder mehr-monatlichen Kursus in der Säuglingspflege. Andere haben bereits bei ihrem Eintritt in die Schule ein pädagogisches Examen abgelegt (Lehrerin, Kindergärtnerin, Jugendleiterin) und arbeiten dann auf sozial-pädagogischem Gebiet, in Erziehungsanstalten verschiedenster Art. Relativ günstige Chancen für besoldete Anstellung in Vereinsbüros bietet die Verbindung mit kaufmännischen Kenntnissen (Schreibmaschine, Stenographie, Buchführung).

### 2. Die Krankenpflegerin.

Der Beruf der Krankenpflegerin, der ja im weiteren Sinn auch den sogenannten „sozialen Berufen" zugerechnet werden muß, verlangt eingehendere Erörterung; einmal, weil er einer verhältnismäßig großen Zahl von Frauen Lebensinhalt und Lebensunterhalt gewährt; und ferner, weil die Ausbildung seit 1906 in Preußen und in allen größeren Deutschen Staaten, außer in Baden und Bayern, staatlich geregelt ist, und lokale Verhältnisse auf die Berufsbedingungen kaum von Einfluß sind.

Für die Krankenpflege gilt im höchsten Grade das für alle sozialen Berufe charakteristische Haupterfordernis: sie verlangt eine besondere charitative Hingebung und Opferwilligkeit, Eigenschaften, die sich erklärlicherweise auf der Basis streng religiösen Glaubens am natürlichsten entwickeln. Hierin liegt wohl auch der Grund dafür, daß die Krankenpflege diejenige Kulturarbeit ist, die am längsten in den Händen der Kirche geblieben ist. Da bei dem Ergreifen dieses Berufs pekuniäre Vorteile nicht mitsprechen und religiöses Gebot wie

*) Vgl. den Aufsatz von A. Salomon in № 2 dieser Zeitschrift.

individueller Hang zu selbstloser Aufopferung im Dienste der Mitmenschen eine energische Wahrung persönlicher Interessen nicht aufkommen ließen, konnten sich hier Mißstände, wie Arbeitsüberbürdung, mangelhafte wirtschaftliche Versorgung u. s. w. einstellen, die schließlich zu Reformen innerhalb der Ordensgemeinschaften selbst wie auch durch staatliche Maßnahmen geführt haben. Heute drängt einerseits die wirtschaftliche Notwendigkeit immer mehr Frauen in Berufe, deren Ausübung ihnen die Möglichkeit selbständiger Lebensführung gewährt, andererseits hat die Kirche über wachsende Kreise ihre Macht verloren. Die Folge davon ist, daß sich in jüngster Zeit eine freie Berufskrankenpflege entwickelt hat. Den Ausgangspunkt für diese Bestrebungen gab die höchst verdienstvolle Schwester Agnes Karll, indem sie 1903 die „Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands" ins Leben rief. Ihr Büro, das alle einschlägigen Fragen beantwortet, befindet sich in Berlin W., Nürnbergerstraße 22.

Als freier Beruf für die gebildete Frau gewinnt die Krankenpflege an Bedeutung durch die Einführung des staatlichen Befähigungsnachweises, der die qualifizierten Pflegekräfte von den anderen scheidet. Zur Ablegung der Prüfung ist der erfolgreiche Volksschulbesuch oder der Nachweis gleichwertiger Bildung erforderlich. Die eigentliche Berufsausbildung ist auf mindestens 1 Jahr festgesetzt und darf nur an bestimmten Krankenpflegeanstalten erfolgen. Ausnahmsweise wird auch der Nachweis einer mindestens gleichwertigen Ausbildung in der Krankenpflege als ausreichend erachtet. Die Prüfungsgebühren betragen meistens 24 Mark (in Sachsen z. B. nur 20 Mark), die Verpflegungskosten in dem betreffenden Krankenhaus, in dem die Prüfung stattfindet, schwanken zwischen 1 und 5 Mark täglich. Die Ausbildung ist im allgemeinen kostenlos, bei freier Station, doch knüpfen die konfessionellen Vereine bestimmte Bedingungen der Zugehörigkeit an die von ihnen gewährte Ausbildung.

Was die katholischen Ordensschwestern anbelangt, so sind ihre Ordensregeln zu verschieden, als daß allgemein Gültiges darüber gesagt werden könnte. Näheres ist in einer Schrift von Heinrich Keiter bearbeitet: „Bedingungen für den Eintritt in die religiösen Frauenorden und Genossenschaften Deutschlands". Essen, Fredebeul und Könen.

Den Ausgangspunkt für die evangelische Krankenpflege stellt das 1836 von Pastor Fliedner gegründete Diakonissen-Mutterhaus in Kaiserswerth dar. Heute sind über 52 deutsche Mutterhäuser in der „Kaiserswerther General-Konferenz" verbunden.

Es bestehen auch Vereine für jüdische Krankenpflegerinnen (z. B. das „Jüdische Schwesternheim" in Breslau). Sie wollen jüdischen Mädchen die schwer anderweitig zu erlangende Ausbildung in der Krankenpflege verschaffen und sind zu einem „Verband jüdischer Krankenpflegerinnenvereine" zusammengeschlossen. Die Bedingungen sind meist:

Aufnahmealter von 20—35 Jahren, unentgeltliche Lehrzeit von $1^1/_2$ Jahren unter Stellung einer Kaution und Gewährung eines Taschengeldes von monatlich 10 Mark im 1. Semester, 15 Mark in den folgenden Monaten. Die Schwestern verpflichten sich, nach abgelegter Staatsprüfung ihrem Verein noch mindestens 3 Jahre zu dienen.

Der Krankenpflege nahe verwandt ist die Säuglingspflege, in der eine Reihe von Anstalten in Jahreskursen gegen Stellung einer Kaution von 100—200 Mark und Gewährung eines Taschengeldes von 10—15 Mark im 2. Halbjahr ausbilden. Empfehlenswert sind u. a. das Säuglingsheim in Berlin, Invalidenstr. 147, das Säuglingskrankenhaus in Berlin, Blumenstr. 78, ferner die Säuglingspflegeanstalten in Barmen, Zeughausstr. 40, in Danzig, Schichaugasse 23, und das Waisenhaus in Hamburg, (dort ist die Einführung eines staatlichen Examens beabsichtigt). Kurse von nur 6-monatlicher Dauer finden u. a. statt in Berlin, Krippenverein (Wohnung und Verpflegung 70 Mark monatlich, Unterricht 100 Mark für den Kursus) Berlin-Halensee, Schweidnitzerstraße 5, im Deutschen Verein für Kinderasyle, (Wohnung und Verpflegung unentgeltlich, U. 20 Mark monatlich), in Heidelberg, Universitätskinderklinik, (Unterricht 150 Mark für den Kursus), ferner in Stuttgart, München, Charlottenburg bei Berlin u. s. w.

* * *

Wenn man auch bedauern mag, daß hie und da der sozialen Arbeit fähige Kräfte entzogen werden, weil sie im allgemeinen nicht sehr gut besoldet ist, so ist doch andererseits zu bedenken, daß es der Sache viel mehr Schaden zufügen könnte, wenn sich in die sozialen Berufe ihres lukrativen Charakters wegen ungeeignete Persönlichkeiten drängen würden. Die meisten der auf sozialem Gebiet berufstätigen Frauen bescheiden sich mit einer einfachen Lebenshaltung, weil ihr Beruf so viel reichere Befriedigungsmöglichkeiten grade für die weibliche Natur birgt, als die meisten anderen, die zwar besser lohnen, aber selten in so hohem Maße an alle Seelenkräfte appellieren. Wen aber glückliche äußere Verhältnisse vom wirtschaftlichen Kampf befreien, der sollte es als Pflicht empfinden, einen, wenn auch noch so kleinen Teil der freien Zeit und Kraft dem Wohl der arbeitenden Klassen zu widmen.

(Weitere Artikel folgen.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die deutschen Kolonien im Gouvernement Cherſſon.

Von Im. Schöch. (Worms, Gouv. Cherſſon.)

(Schluß.)

Der deutſche Koloniſt iſt ein ziemlich eingefleiſchter Egoiſt. Gut iſt, was nützt. Lüge und Betrug ſind erſt Sünde, ſobald man erwiſcht und überführt iſt.

Verlangt die Obrigkeit Daten über Ausſaat und Ernte, ſo gibt der Koloniſt nicht ſelten weniger an, als es wirklich der Fall iſt. „Wozu denen alles auf die Naſe binden?“ Die vielen Beamten ſind ihm Faulenzer. Er iſt überzeugt, daß die alle nur für ſich ſorgen. Dasſelbe Mißtrauen hat er gegen Richter: daß die für Schmiergeld zu haben ſind, ſteht ihm feſt. Verliert er einen Prozeß, dann kann ihm kein Menſch ausreden, daß die Gegenpartei den Richter gekauft hatte. Er iſt zu nüchtern, um eine Ahnung zu haben von idealen Mächten, von idealer Berufsauffaſſung.

Zum Mißtrauen tritt Starrköpfigkeit und Unverſöhnlichkeit. Vergeben wird höchſt ſelten. Man iſt ſtolz auf ſeinen unentwegten Haß. Das nennt man „Charakter haben“. — Iſt er krank und muß länger liegen, ſo wurmt es ihn, daß er dem Doktor ſo viel zahlen muß, und vor allem, daß er nun nicht arbeiten kann. Darüber kann er ganz jämmerlich klagen.

Dem Tode geht er gewöhnlich als einer Naturnotwendigkeit ruhig entgegen. Beſondere Gedanken über Tod und Auferſtehung machen ſich nur wenige. Das ſind zu ſelbſtverſtändliche Dinge. Nur beim Abſchiednehmen am Grabe gibt es oft entſetzliche Szenen. Iſt aber das Grab zugeſchaufelt und der Leichen-„Imbs“ eingenommen, ſo gehts wieder an die Arbeit. — Sind die Kräfte verbraucht, ſo hat der Menſch keinen Wert mehr. Deshalb ſieht man oft greiſe Eltern darben.

Nüchtern wie immer iſt auch der „verliebte“ Koloniſt, wenn man da überhaupt von Verliebtheit reden kann. Die jungen Leute laufen oft von der Schulbank an einander zu. Aber nicht immer führt das Zuſammenlaufen zur Ehe. Oft beſtimmen die Eltern dem Sohne die Braut; denn Heiraten iſt ein Geſchäft. Das Geld und die Arbeitskraft geben meiſt den Ausſchlag. Schönheit iſt Nebenſache. Ebenſo fragt niemand darnach, ob die Charaktere der beiden jungen Leute zuſammenpaſſen. „Die werden ſich ſchon an einander gewöhnen“.

Über die politiſchen Anſchauungen des Koloniſten kann man ſchwer urteilen. Soviel ſteht feſt: er iſt kaiſertreu und monarchiſch geſinnt. Staatspolitik liegt ihm zu fern, da fehlt das lebendige Intereſſe. In Dorfpolitik macht jeder Koloniſt. Einige Vordermänner verſchaffen ſich einen Anhang. Iſt die Partei ſtark genug, ihre Pläne und Wünſche durchzuführen, ſo geſchieht es leicht, iſt ſie aber zu ſchwach, ſo ſucht ſie die Vorſchläge ihrer Gegenpartei zunichte zu machen. Taſtet aber jemand ihre Religion oder ſonſtigen Rechte an, ſo ſtehen alle wie ein Mann für einander und für ihr Recht.

Sinn für Kunst finden wir bei unseren Kolonisten sehr wenig. Überall herrscht Nüchternheit und größte Einfachheit. Die Wohnhäuser werden alle nach einem Plan gebaut. Der Eingang in der Mitte führt durch das Vorhaus in die Küche und rechts und links in die Vorder- und Hinterstube. Die Vorderstube hat fast überall gestrichene Dielen, die Wände sind bunt tapeziert. An den Fenstern sieht man häufig Gardinen oder Vorhänge angebracht. In der vorderen Ecke des Zimmers steht ein Sofa oder ein hölzernes Kanapee, an der Seitenwand ein großer einfacher Tisch und mehrere Stühle, und in der Nähe der Türe ein Schrank mit dem Geschirr. An den Wänden sehen wir außer den Kaiserbildern und einigen Hausegen recht viele Photographien in einfachen Rahmen. Der Ofen ist aus Stein gebaut und häufig mit Ölfarbe bunt bemalt. Neben der Vorderstube liegt die Kammer, welche dem Vater und der Mutter nebst den kleinsten Kindern als Schlafstube dient. — Die Hinterstube ist gewöhnlich viel einfacher gehalten. Sehr oft findet man da Lehmboden mit Sand bestreut, mit Kalk getünchte Wände und einfache Möbel: eine lange Bank, ein angestrichener Tisch aus Fichtenholz und eine kurze Ofenbank oder einige schlichte Stühle. Von außen sind die Häuser weiß, blau, grün oder gelb getüncht und an vielen Orten die Ecken bunt bemalt. Das Bunte ist überhaupt beliebt: bunte Wäsche, bunte Betten und vor allem bunte Bilder. Rot wie der Klatschmohn, blau wie der Himmel, gelb wie reife Ähren, grün wie der Klee, — das sind vielerorts des Bauern Lieblingsfarben.

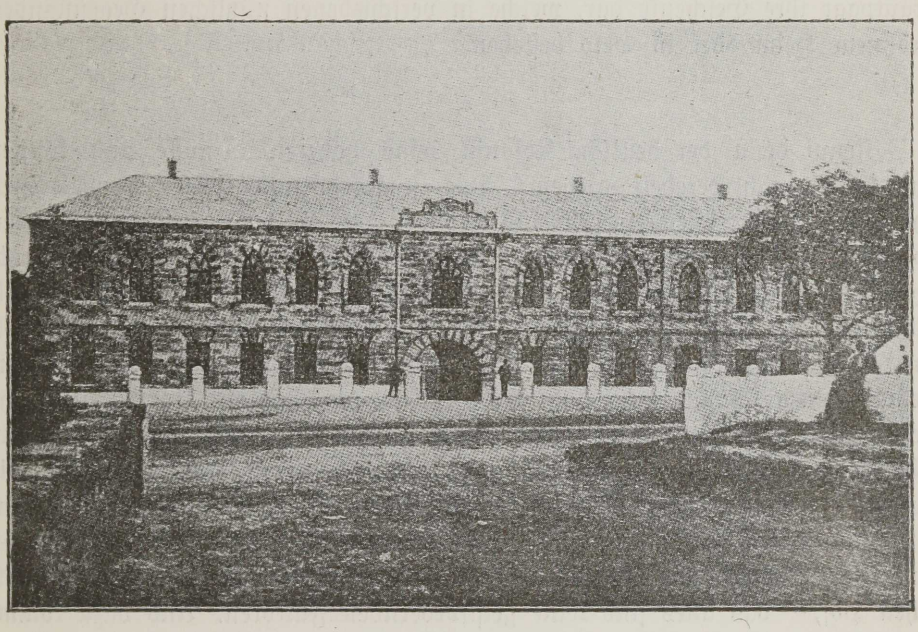
Besondere Trachten gibt es in unserem Bezirk nicht mehr. Alles Alte mußte der Mode weichen. Die meisten tragen sich städtisch, wenn es die Mittel erlauben. Daß Benehmen und Kleidung in vielen Fällen nicht zusammenpassen und wahre Zwitterwesen entstehen, kann sich der Leser denken.

Wie an grellen Farben, so hat der Bauer Freude an greller Musik. Kapellen gibts in vielen Dörfern, ihr Spiel ist aber oft mehr laut als schön. Jeder bläst und pfeift aus Leibeskräften, daß man ihn heraushören soll. Gespielt werden geistliche und weltliche Lieder, Vortragsstücke, Märsche und auch Tänze. Zum Tanze spielt die Kapelle wohl nur bei Hochzeiten auf. Hier darf ich nicht verschweigen, daß in den katholischen Kolonien die Musik mehr in Ehren steht als in den evangelischen. Auch der kirchliche Chorgesang wird dort mehr gepflegt. Aber hier wie dort wird das deutsche Volkslied sehr vernachlässigt. Das geistliche Lied wird schon in der Schule mehr geübt und dann auch von den Erwachsenen gepflegt. Aber das russische Volkslied, das in der Schule auch geübt und von den Kindern gerne gesungen wird, hat sich bisher noch garnicht eingebürgert. Es ist eben noch zu viel deutscher Geist unter unseren Kolonisten, was man ja auch deutlich an der Sprache hört. Die Umgangssprache ist überall noch deutsch, wenn auch in manchen Gegenden viele russische Wörter eingeflochten werden.

Volksfeste gibt es bei unseren Kolonisten nicht mehr. Belustigungen der Jugend, die vor 20—30 Jahren noch überall stattfanden, wurden von der

kirchlichen und weltlichen Obrigkeit verboten, weil solche Feste immer mit wüsten Trinkgelagen, Schlägereien und dergleichen endigten.

In den evangelischen Gemeinden ist die Kirchweih ein Volksfest. Der kirchliche Ursprung ist vergessen. Der Tag heißt im Volksmund auch Kerwe oder Kerb. Zu diesem Fest werden Haufen von Brotkuchen gebacken, und der Vater sorgt für einen Tropfen guten Weines. Am Nachmittag und Abend kommt die „Freundschaft" zusammen, ißt und trinkt und freut sich ihres Lebens. Die Jugend macht an diesem Tage gerne ein Tänzchen und vertilgt nebenbei eine Menge Kuchen und Wein.



Mädchen-Progymnasium in der Kolonie Landau.

Auch eine Hochzeit ist ein kleines Volksfest. Schon am Tage vorher führen Jünglinge auf Wagen, mit bebänderten Pferden bespannt, Tische und Bänke ins Hochzeitshaus. Am Hochzeitsmorgen holen die Brautführer ihre Brautmädchen auch ins Hochzeitshaus ab, wo sich außerdem noch viele von den geladenen Gästen versammeln. Von hier aus geht der Zug in die Kirche. Voraus gehen die Brautführer mit ihren Mädchen, oft 4—20 Paare, das Brautpaar in der Mitte, dann folgen die Eltern, Verwandten und so weiter. Die Braut und die Brautjungfern sind hell gekleidet und tragen auf dem Kopf einen Kranz aus künstlichen Blumen. Der Bräutigam und die Brautführer haben einen ebensolchen Strauß an der Brust, dazu noch einige bunte seidene Bänder. In kirchlichen Kreisen wird noch ein Choral gesungen, bevor man zur Kirche geht, in weltlichen ein munterer Marsch gespielt. Nach der Trauung geht der ganze Zug zurück ins Hochzeitshaus, wo mittlerweile die

Tische zum Mittagessen gedeckt worden sind. Ist eine Kapelle da, so spielt diese während des Mahles, ist keine da, so werden einige Choräle gesungen. Pfarrer und Lehrer sind selbstverständlich auch geladen. Ersterer bekommt immer den Ehrenplatz oben am Tische. – Nach dem Essen entfernen sich die Jungen aus dem Zimmer und machen ein Tänzchen, während die Alten noch plaudernd beisammensitzen, Wein trinken und Kuchen essen. Das Abendessen vereinigt wieder alle im Zimmer. Der Abend wird auf dieselbe Weise verbracht, wie der Nachmittag, ja oft die ganze Nacht. Am zweiten Tage wird gewöhnlich eine lustige Nachhochzeit gefeiert. Nach der Hochzeit bringen die Gäste dem Brautpaar ihre Geschenke dar, welche in verschiedenen nützlichen Gegenständen fürs neue Heim oder in Geld bestehen.

* * *

Kennt denn der deutsche Kolonist keine höheren Genüsse und können seine Sitten nicht veredelt werden? Das ist gerade unter diesen Verhältnissen sehr schwer zu erreichen, weil die Quellen des Geisteslebens in den Kolonien so spärlich fließen. Das Schulwesen krankte und krankt heute noch an dem großen Übelstand, daß die Kinder die Schule viel zu unregelmäßig und zu kurze Zeit besuchen. Da die Schulen zudem meist überfüllt sind, ist ihr Bildungsresultat bei aller Treue und Hingebung des Lehrers ganz gering. Dazu kommt noch, daß viele Kinder die russische Unterrichtssprache nicht genügend verstehen und deshalb nur geringen Gewinn aus dem Unterricht ziehen. Mit der Schulentlassung hört alle Geistesschulung auf. Die Kinder, die schon vorher gründlich im Ackerbau mithelfen mußten, sinken nun zu bloßen Arbeitsmaschinen hinab. Die ewig gleiche Arbeit des Landmanns, sein steter Umgang mit Vieh und Scholle, sein Sitzenbleiben auf dem heimatlichen Hof, — das alles sind keine geistfördernden Faktoren. Und dazu kommt noch die dem Durchschnitt überhaupt eigene Denkfaulheit.

Die weltliche Literatur, die dem Bauern zur Verfügung steht, kann auch sein Geistesleben nicht fördern. Zeitungen liest der Kolonist im Sommer nicht, da hat er keine Zeit. Und was er im Winter in den Zeitungen sucht, das sind Lokalnachrichten und Saatenstandsberichte. In den evangelischen Gemeinden trifft man vorzugsweise die „Odessaer Zeitung", während in den katholischen Dörfern hauptsächlich die „Deutsche Rundschau" gelesen wird. — Kalender dürfen im Kolonistenhause nicht fehlen; denn dem Bauern ist der Kalender seine Jahresuhr. Wetterprophezeihungen, Mondwechsel, Quatember studiert der Bauer genau. Auch die Geschichten und Anekdoten machen ihm Spaß. Für andere Bücher ist der Kolonist nur schwer zu haben, sie sind für ihn totes Kapital. — Viele Gemeinden haben kleine Leihbibliotheken, die aber nur von einem kleinen Prozent der Einwohner gelesen werden. Leichte, seichte Erzählungen liest man am liebsten. Nur ja kein Buch, das zum Nachdenken zwingt! — Neben die weltliche Literatur tritt die geist-

liche. Die fehlt in keinem Hause. Sie besteht in Bibel, Gesangbuch, Hillers „Schatzkästlein", Brastbergers und Hofackers Predigtbüchern, auch Büchern von Spurgeon u. a. In katholischen Häusern findet man verschiedene Gebetbücher und Heiligenbücher. Mehr als die Zeitung werden christliche Zeitschriften gelesen. In vielen Häusern findet man das „Petersburg. Sonntagsblatt", den „Christenboten", den „Christl. Volksboten" u. a. Dies alles, noch dazu der sonntägliche Gottesdienst, bilden die Quellen des Geisteslebens unserer Kolonisten.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten dieses Bezirks ist, wie wir gesehen haben, die Landwirtschaft. Es gibt Dörfer, wo außer Getreidebau gar nichts getrieben wird. Von dem Gemeindeland kommen ungefähr $^3/_4$ unter den Pflug und das übrige wird als Weideland benutzt. Wiesen gibt es garnicht, deshalb auch nur wenig Heu. Das Weideland wird nach einer Reihe von Jahren umgepflügt und mit Getreide eingesät. Dagegen bleibt wieder ausgesogenes Ackerland für Weide liegen. Schwarzbrache trifft man nur höchst selten, dafür umsomehr Halbbrache: so nennt man hier Land, das ein Jahr mit Hackfrüchten bepflanzt ist und auf diese Weise von Unkraut gereinigt wird. Gesät wird Weizen, Gerste, Hafer und Roggen, als Hackfrüchte viel Welschkorn, — Kartoffeln und Melonen zu eigenem Bedarf. Heu wird mit jedem Jahr weniger und teuerer. — Neben dem Getreidebau wird in geringem Umfang Wein- oder Obstbau betrieben. Das Obst wird am eigenen Ort verbraucht und der Wein geht auch selten über die Grenzen des Gebiets. In einigen Weingegenden wird eine furchtbar große Masse Wein vertilgt. Wo kein Wein oder nur wenig gebaut wird, trinkt der Kolonist viel Schnaps und Bier. — Das Ackerland wird mit Pferden bearbeitet. Der Bauer spannt 4—6 Pferde vor den Pflug und pflügt das Land 4 Werschok tief um. Das geschieht meistens im Herbst. Im Frühling wird dann auf diesem Land die Saat nur eingeeggt. Das nicht umgepflügte Land wird im Frühling gebuggert, d. h. ganz flach geackert. — Geerntet wird alles mit Maschinen. Tritt Mitte Juni große Hitze ein, so reift das Getreide schnell und fast alles auf einmal. In 2—3 Wochen müssen sowohl Winter- als auch Sommerfrüchte geerntet sein. Welche Menge Arbeit der Kolonist in dieser Zeit bewältigt, kann man sich anderswo garnicht vorstellen. Heute steht noch alles Getreide in Ähren, und nach zwei Wochen sieht man werste- und meilenweit nur Garben und Haufen. — Sofort nach der Ernte wird auch gedroschen. Die meisten Kolonisten dreschen ihr Getreide mit Pferden. Es wird auf einer Tenne (Dreschplatz) unter freiem Himmel ausgebreitet und mit Pferden, die eine steinerne Walze hinter sich ziehen, ausgetreten resp. ausgewalzt. Das Stroh wird dann auf Schober gesetzt, und die Körner werden mit der Putzmühle von der Spreu gereinigt und häufig auch gleich verkauft. Außer Getreide wird auch viel Welschkorn gepflanzt, das im Sommer mehrmals vom Unkraut gereinigt und erst im Herbst eingeheimst wird. Gemüse pflanzt der Kolonist sehr wenig, wie er auch wenig Gemüse ißt.

Neben der Landwirtschaft spielt die Milchwirtschaft eine nicht geringe

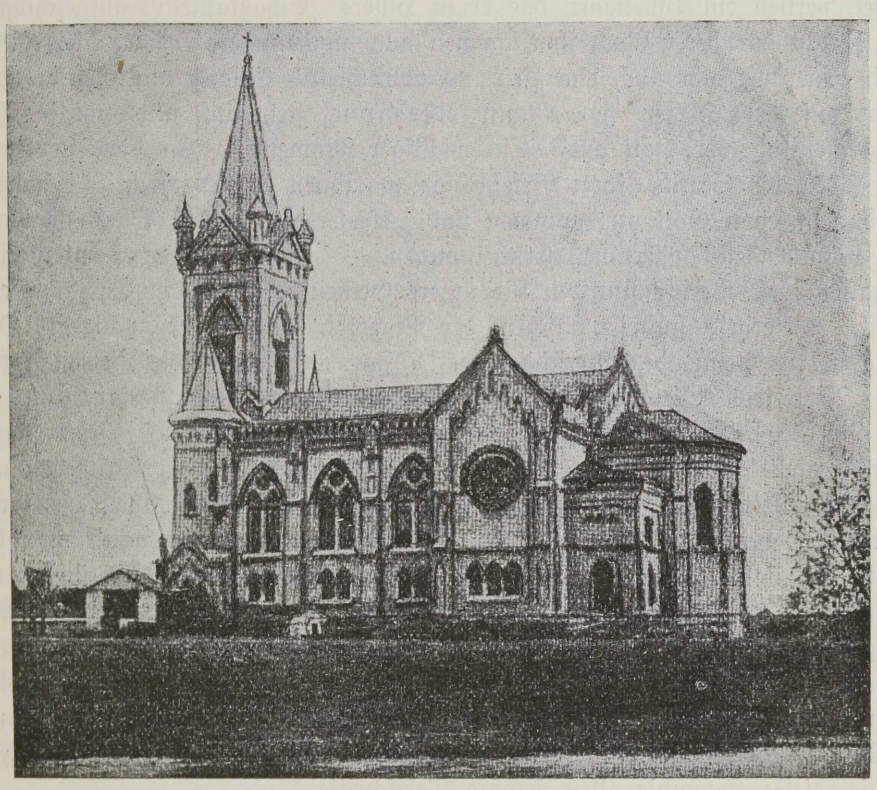
Rolle im Haushalt. Jeder Wirt hält einige Milchkühe. Die entrahmte Milch wird in der Küche und in der Wirtschaft verbraucht, während die meiste Butter verkauft wird. Die Frau bestreitet oft alle Auslagen fürs Haus aus dem Erlös von Butter und Eiern. Hühner werden in jedem Haushalt gezüchtet und zwar oft 50—100 Stück. Enten und Gänse meist nur dort, wo dieselben leicht zum Wasser kommen können — Nur wenige Kolonisten machen ihre Reparaturen an den Wirtschaftsgeräten selbst; das besorgt der Handwerker. Solche findet man überall, an manchem Ort mehr als nötig, so daß dieselben für den Markt arbeiten müssen. Seit einigen Jahren werden in den Kolonien selbst außer Wagen und Pflügen auch Mähmaschinen, Säemaschinen und dergleichen angefertigt. Auch Dachpfannen aus Ton und Zement werden von den Kolonisten gemacht. — Der Dünger aus dem Kuh- und Pferdestall wird den Winter über auf einen Haufen geworfen, wo er gärt. Ein großer Misthaufen ist der Stolz der Bauern. Im Frühling wird der Düngerhaufen auf der Tenne ausgebreitet, mit steinernen Walzen fest gewalzt, mit Spaten zu Würfeln gestochen, ähnlich wie der Torf, und an der Sonne getrocknet. Dieser „Kirpitsch" ist neben dem Stroh das einzige Brennmaterial des Kolonisten.

Der ganze Wohlstand des Kolonisten besteht in Land, Pferden und Kühen. Bearbeitet ein Wirt 25 Dessjätinen, so hält er 7—8 Pferde, bei 70—80 Dessjätinen 12—15 Pferde. Bei vielen Wirten ist nur im Herbst Bargeld vorhanden, und dennoch kann er als wohlhabend gelten. Es gibt in unserem Bezirk wirklich reiche Kolonisten, aber auch sehr viele arme. Wer heute landlos ist, kann bei den furchtbar hohen Pachtpreisen nicht mehr auf den grünen Zweig kommen. Es gibt viele Kolonisten, die keine Scholle Land ihr eigen nennen und sich und ihre Familie mit „Fuhrwerken" ernähren. Tagelöhner im eigentlichen Sinne des Worts gibt es nicht. Verunglückte und mittellose Kranke werden von der Gemeinde und von Privatpersonen unterstützt; doch trifft man hie und da auch deutsche Bettler. Allgemeine Bettelei ist in unseren Kolonien überhaupt sehr verbreitet.

Sobald wir von Kirche und Religion sprechen, müssen wir Katholiken und Protestanten auseinanderhalten. Erstere sind durchweg streng konservativ. Der katholische Kolonist hält nicht nur äußerlich auf eine schöne große Kirche, sondern er besucht auch sehr fleißig Messe und Gottesdienst. Der Ritus seiner Kirche ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und nur in der Ausübung seiner gottesdienstlichen Ordnung findet er Befriedigung und fühlt sich wohl. Der Pfarrer ist für ihn eine Autorität, und deshalb läßt sich der Kolonist von diesem willig führen und leiten.

Der Evangelische ist in einer Beziehung mehr liberal. Der Pastor und die sonstige kirchliche Obrigkeit „sind auch Menschen". Er bleibt bei seiner Kirche, weil er in ihr geboren ist. Doch kleine äußerliche Ursachen dienen oft als Grund zum Übertritt aus der lutherischen zur reformierten Kirche oder umgekehrt. „Dort braucht man nicht so viel Steuern zu bezahlen." „Der Pastor

(der Küster) hat mich geärgert." Kein Wunder, daß der Baptismus bei solchen Leuten bald Boden gewinnt, wenn das Kirchspiel einige Jahre vakant ist, oder wenn das Kirchspiel so groß ist, daß der Pastor nur 2—3 mal im Jahre in die abgelegenen Orte kommen kann. Es gibt Kirchspiele mit 11 Dörfern und einer Anzahl „Chutoren." Liberal ist der evangelische Kolonist auch, was die kirchliche Bedienung betrifft. Ob der Pastor oder der Küster das Kind tauft, ist ihm einerlei, wenn nur der „Form" genügt worden ist. Sind an einem Orte zwei Gemeinden, so strömt alles in die Kirche, wo ein tüchtiger Redner predigt. — Andererseits besitzt der Kolonist einen Konservatismus,



Kirche in der Kolonie Neuburg.

der an Starrköpfigkeit grenzt. Eine Änderung der gottesdienstlichen Ordnung oder die Einführung eines neuen Gesangbuches kann ihn aus Rand und Band bringen. Beim Gottesdienst sitzen die Geschlechter getrennt: vorne Schulkinder, dann die Ledigen und zuletzt die Verheirateten. Die Lesegottesdienste werden mittelmäßig und im Sommer schwach besucht; die pastoralen Gottesdienste dagegen sind gut besucht, an Festtagen sehr gut. Zum Abendmahl geht jederman 1—2 mal im Jahr, viele aus bloßer Gewohnheit. Die konfirmierte Jugend besucht 3 Jahre lang an den Sonntagnachmittagen die Kin-

derlehre. Dieser Besuch ist an vielen Orten ein erzwungener. Nach ihrer Entlassung besuchen die Betreffenden die Kinderlehre nicht ein einziges mal mehr.

Hier muß ich noch auf eine Erscheinung auf kirchlichem Gebiet hinweisen, die wir in allen evangelischen Gemeinden unseres Bezirks vorfinden, nämlich die private Verkündigung des Wortes Gottes. In jeder Gemeinde gibt es sogenannte „Brüder" und „Schwestern", Gemeinschafts-, Versammlungs- oder Stundenleute genannt. Diese versammeln sich an den Abenden oder Sonntagnachmittagen in irgend einer geräumigen Stube und halten ihre Betstunde ab. Es wird gesungen. Ein Bruder spricht ein freies Gebet, verliest ein Bibelwort, das er in Hillers „Schatzkästlein" aufgeschlagen, und spricht darüber. Nach ihm sprechen auch noch andere Brüder über diesen Text. Hierauf folgt noch eine Zeitlang abwechselnd Gesang und Gebet. Wer etwas auf dem Herzen hat, Mann oder Frau, steht auf und schüttet sein Herz öffentlich vor Gott aus. Ein wichtiger Moment ist für diese Leute der Tag oder die Stunde ihrer Bekehrung, wo ihnen zur Gewißheit geworden ist, daß sie von Gott angenommen sind. Dieser Akt vollzieht sich oft unter sehr auffallenden äußerlichen Erscheinungen. — Bei manchen Schattenseiten enthalten diese Versammlungen für unsere Gemeinden doch ein Salz und eine Kraft. Vielerorts sind sie Stützen der Prediger, halten auf Zucht und Ordnung in der Gemeinde, unterstützen die Mission und fördern die Liebestätigkeit.

Aber trotz allem Gottesdienst, trotz Kinderlehre und Versammlung ist der Aberglaube in den Kolonien noch sehr verbreitet. Man glaubt vielfach noch an Hexen und an „böse Weiber", läßt sich Karten legen und hängt Amulette um. Sehr häufig wendet man in Krankheitsfällen zuerst verschiedene Geheimmittel an, und erst, wenn diese nichts helfen, ruft man den Arzt, der dann aber gewöhnlich zu spät kommt. — Eulen verkünden mit ihrem Rufe Krankheit und Tod. Kreuzt einem ein russischer Pope den Weg, so gibts ein Unglück. Träumt man von Verstorbenen, so kommt Regen. Solche und ähnliche „Glaubenssätze" könnte man nach Dutzenden aufzählen. Zwar nimmt der Aberglaube mit jeder Generation ab, aber Kirche und Schule werden noch jahrelang hart kämpfen müssen gegen dieses Bollwerk der Finsternis, dieses Hemmnis allen wahren Fortschritts.

Was die Schule betrifft, so ist der Kolonist stets von ihrer Notwendigkeit überzeugt gewesen. Gleich bei der Ansiedelung errichtete jede Gemeinde auch ein Häuschen, in dem Sonntags Gottesdienst und Werktags Schule gehalten wurde. Lange fehlte es aber an tüchtigen Lehrern. Die Chronik berichtet hier über unglaubliche „Existenzen". Erst als die Kolonisten ihre eigenen Lehrerbildungsstätten hatten, wurde es in dieser Beziehung besser, ja gut. Die Gemeinden sorgten für genügend Raum, bestrebten sich, dem Lehrer an die Hand zu gehen und die Schulsache nach Möglichkeit zu fördern. In den 80-er und 90-er Jahren waren unter den Rekruten der deutschen Kolonisten beinahe keine Analphabeten mehr. Nachdem aber unsere Schulen der

allgemeinen Schulobrigkeit unterstellt und den Kolonisten manche Rechte inbetreff derselben genommen worden waren, trat eine bedeutende Verschlimmerung ein. Vielfach sind jetzt die Räume zu klein und die Zahl der Lehrer ungenügend. Sodann ist der Schulbesuch in den meisten Schulen höchst unregelmäßig. Arme Kinder, denen es an Kleidung fehlt, kommen oft den ganzen Winter nicht ein einziges Mal in die Schule. Aber auch andere versäumen bei jeder Gelegenheit den Unterricht, ohne dafür von der Schulobrigkeit oder von der Gemeinde zur Verantwortung gezogen zu werden. Die letzten Schüler kommen in die Schule, wenn der erste Schnee fällt, und bleiben aus der Schule wieder weg, wenn die erste Lerche in die Luft steigt. Der Lehrer tut also eine wahre Sisyphusarbeit! Bei dieser viel unterbrochenen, unregelmäßigen Schulzeit zwei Sprachen zugleich zu erlernen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, und deshalb verlassen viele Kinder die Schule, ohne richtig lesen oder einen Brief schreiben zu können. Kommt solch ein junger Mensch dann in eine Umgebung, wo er zum Lesen oder Schreiben nicht angehalten wird, so vergißt er das wenige, das er gelernt hat, oft schon in kurzer Zeit. — Die Unterrichtssprache ist die russische für alle Fächer, außer für Deutsch und Religion. Trotz dieser eben geschilderten Gleichgiltigkeit trägt die Gemeinde alle Auslagen für die Schule aus eigenen Mitteln.

Wir sind am Schluß. Vergleichen wir den heutigen Kolonisten mit dem Einwanderer vor hundert Jahren, so müssen wir immerhin einen großen Fortschritt verzeichnen. Wirtschaftlich war er jederzeit seinem russischen Nachbar ein mustergiltiges Vorbild. Materiell hat er sich sehr emporgearbeitet und häufig ein großes Vermögen erworben. Aber auch geistig sind die Kolonisten nicht zurückgeblieben, wenn auch nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in einzelnen Vertretern. Viele Jahrzehnte lang verblieben sie in ihrer isolierten Stellung. Dann erlernten sie die Landessprache und schickten ihre Glieder hinaus in den Kampf des Lebens außerhalb der Kolonien. Keine besonders großen Männer sind aus den deutschen Kolonien des Cherssoner Gouvernements hervorgegangen, aber heute arbeiten eine ganze Anzahl Kolonistensöhne mit Hochschulbildung als Ärzte, Gymnasiallehrer, Agronomen, Ingenieure u. s. w. in den Kolonien und außerhalb derselben. Einer sitzt in der Reichsduma (Lutz) und vertritt dort eifrig die Interessen seiner Stammesgenossen. Viele Katholiken ließen sich zu Priestern weihen, und einer brachte es sogar zum Bischof (Zerr). — In den letzten zwei Jahrzehnten entstanden in recht vielen deutschen Kolonien Konsumvereine, die bessere Waren zu billigeren Preisen liefern. Hie und da bildeten sich auch Leih- und Sparkassen und gegenseitige Kreditgesellschaften. Im ganzen Gouvernement bestehen 3—4 deutsche Bildungsvereine, die in erster Linie für Fortbildungsschulen sorgen. Deutsche Frauenvereine, die für wohltätige Zwecke arbeiten, gibt es recht viele.

# Die Bedeutung der Rutzschen Typenlehre für Gesang und Sprache.

Erklärende Besprechung von Emsy Aeckerle-Klau,
Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin.*)

Die für die Weiterentwickelung der Gesangs- und Sprechkunst so bedeutungsvollen neuen Entdeckungen von der menschlichen Stimme wurden zuerst von dem Sänger Joseph Rutz gemacht, der 1834 zu Oberammergau geboren wurde, — 1895 in München starb. Er war Chorführer bei den Oberammergauer Passionsspielen. Durch eine heftige Erkältung und Überanstrengung verlor er dort seine kräftige Tenorstimme, die er sich durch unablässige Studien, feinsinnigste Beobachtungen und hiernach gewählte Übungen wieder eroberte.

Sein Sohn, Rechtsanwalt Dr. Ottmar Rutz in München, und dessen Mutter, die den regsten Anteil an den Beobachtungen ihres Gatten genommen hatte, ließen nach dem Tode des Sängers seine Erfahrungen, die sie in eine systematische Lehre zusammenfaßten, in einem umfangreichen Werke unter dem Titel „Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme" (München, Beck, 1908) erscheinen. — Inzwischen hatten die Herausgeber gleichartige Beobachtungen auch in Bezug auf das Sprechen gemacht, die sie in das System mit einschlossen.

Zum erweiternden Verständnis füge ich hier ein Citat aus einer psychophysiologischen Studie von Professor Felix Krüger-Halle (veröffentlicht in der Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft, Bd. XI, Heft 6 und 7) ein:

„Unabhängig von der Rutzschen Lehre führte der Leipziger Germanist Sievers seine bekannten Untersuchungen über die Tonhöhenbewegung der Sprechstimme in verschiedenen Sprachen und Dialekten. Er beobachtete individuelle Unterschiede der Sprechtongebung und zog aus dem Vergleich Folgerungen für Text und Stilkritik. Die so gewonnenen akustischen Typen stimmten teilweise mit den akustisch motorischen der Rutzschen Lehre überein. Neuerdings tritt in den Arbeiten der Sieversschen Schule das tonliche, insbesondere das melodische Moment zurück zugunsten des motorischen, das im engen Anschluß an Rutz beschrieben wird. Von der akustischen Seite her ist der Germanist und Literarhistoriker F. Saran in Halle für die Grundgedanken der neuen Theorie eingetreten. Die Bedeutsamkeit der so in Fluß geratenen Fragen ist offenbar. Sie reicht über die Grenzen der Musik und Sprachwissenschaften hinaus in die Ästhetik, ins allgemein Psychologische und Physiologische. Für diese drei Forschungsgebiete hat die genannte Bewegung etwas geradezu Alarmierendes."

Somit waren von verschiedener Seite gleichartige Beobachtungen gemacht. — Die Grundlage dieser Beobachtungen ist die, daß bestimmte Grundstimmungen des menschlichen Seelenlebens sich in einer gewohnheitsmäßigen Rumpfmuskeleinstellung ausprägen, die nicht nur auf die Körperhaltung und

*) Die Verfasserin ist Baltin.

auf die ganze äußere Erscheinung beeinflussend wirken, sondern auch auf die Klangfarbe in Sprache und Gesang. Rutz fand vier solch grundlegender Rumpfmuskeleinstellungen, jedoch nach umfangreichen Untersuchungen wurden drei Grundtypen festgestellt, die auf Gesang, Sprache, ja auch auf Anschlag, Strich oder Ansatz beim Instrumentenspiel gleich stark unterscheidenden Einfluß ausüben. Diese drei verschiedenen Formen der Rumpfmuskeleinstellung bewirken drei verschiedene Formen des Stimmansatzes, — bei Instrumentenspiel Anschlag, Strich oder Ansatz, — woraus sich wiederum drei verschiedene Klangfarben, für jeden Typus eine bestimmte, ergeben. Von der Erkenntnis ausgehend, daß jeder Mensch seinen eigenen Typus, also gewohnheitsmäßige Rumpfmuskeleinstellung hat, schloß man folgerichtig, daß jeder Komponist, Dichter oder Schriftsteller, der ein Werk schafft, es in seinem eigenen Typus empfindet und so zu Papier bringt. Hat nun der Reproduzierende eine andere gewohnheitsmäßige Rumpfmuskeleinstellung wie der Schöpfer des Kunstwerkes, somit auch wie das Kunstwerk selbst, das er wiedergeben will, so wird er dabei auf größere gesang- oder sprachtechnische Schwierigkeiten stoßen, als wenn er denselben Typus sein eigen nennt, den die tonsprachliche oder dichterische Arbeit hat, die er wiedergeben will. Durch die leichte Ausführbarkeit der grundlegenden Rumpfmuskeleinstellungen ist die Möglichkeit gegeben, neben seinem eigenen Typus, den man auf Grund des Wissens zur Vollkommenheit ausprägen kann, auch die Rumpfmuskeleinstellungen der beiden anderen Typen sich anzueignen, und somit auch deren Stimmansatz und Klangfarbe. So ausgerüstet, ist man in der Lage, die Rumpfmuskeleinstellung zu vollziehen, die das wiederzugebende Kunstwerk erheischt, wodurch die gesangtechnischen Schwierigkeiten, auf die man beim Gebrauch seines persönlichen Typus, der dem Typus des Kunstwerkes nicht entsprach, gestoßen war, vollkommen beseitigt werden. Die Höhe besonders gestaltet sich beim Gesang leichter und freier, wie auch die Textaussprache. In jedem Typus lassen sich noch vier Paar Unterarten unterscheiden, jedoch ist das erste Paar das maßgebendste. — Hier nun bei der bewußten Rumpfmuskeleinstellung trete ich als dritte Beobachterin dieser wunderbaren Erkenntnis hinzu, indem ich die Rumpfmuskeleinstellungen zu den 4 Typen durch die Sprache fand, unabhängig von Rutz, der die Einstellungen der Rumpfmuskeln nur durch den Willen ausführen läßt. — Der Vorteil der sprachlichen Einstellung liegt darin, daß die erste grundlegende Muskelbewegung sich gleich in Verbindung mit der obligaten zweiten, das heißt einer des ersten Unterartenpaares vollzieht, während Rutz diese beiden Einstellungen aufeinanderfolgend ausführen läßt. Der hygienische Vorteil besteht in der Vorbeugung einer zu starken Willensbewegung bei einem temperamentvollen Woller, die gesundheitsschädlich wirken kann. Die in der Natürlichkeit begründete Sprachmuskelbewegung, die bei dieser Art der Einstellung die Rumpfmuskeln, mit denen die Sprachmuskulatur zusammenhängt, regiert, schiebt einem schädlichen „Zuviel" einen

Riegel vor, die grundlegenden, den Typus charakterisierenden Rumpfmuskeleinstellungen sind bei den drei Typen verschieden, die vier Paar Unterarten, von denen, wie schon gesagt, das erste Paar das wichtigste ist, sind die gleichen in allen drei Typen. —

Jeder Typus hat neben seiner charakteristischen Klangfarbe auch einen bestimmten Weichheitsgrad.

Typus I ist dunkel und zugleich weich; Typus III im Gegensatz dazu hell (durchsichtig klar) und zugleich metallisch hart; Typus II hell, sehr weich. —

Ein Ton- oder Sprachdichter schafft sein Kunstwerk nur in einem dieser drei Typen, eben in dem, zu welchem er durch seine eigene, gewohnheitsmäßige Rumpfmuskeleinstellung gehört. Dennoch kann auch bei diesem einen Typus eine Abwechselung eintreten, die durch das erste Unterartenpaar bedingt wird, welches den Grundtypus dahin charakterisiert, daß derselbe entweder eine kalte, bezeichnender ausgedrückt, schmale, oder eine warme, das heißt breitere Tongebung erhält.

Dem ersten Typus, dunkel-weich, gehören die meisten italienischen Komponisten an, wodurch sich Rutz wohl veranlaßt sah, ihn als den italienischen zu bezeichnen, wenngleich auch deutsche Meister zu ihm gehören, wie Händel, Haydn, Mozart, Schubert. Auf sprachlichem Gebiete wäre z. B. Goethe als zu diesem Typus gehörend zu nennen. Auch Russen und Polen gehören in tondichterischer wie sprachlicher Hinsicht hierzu.

Den zweiten Typus, hell, sehr weich, nennt Rutz den deutschen. Zu diesem gehören die meisten deutschen Komponisten, wie Beethoven, Brahms, Weber, Schumann u. s. w.; von den Modernen Strauß, Schillings, v. Hausegger und Reger. Auch die deutschen Volksweisen gehören in ihrer Mehrzahl hierher, und von Dichtern z. B. Schiller.

Dem dritten Typus, hell, durchsichtig-klar und zugleich metallisch-hart, gehören die meisten französischen Tondichter an. Rutz nennt ihn den französischen, obschon auch diesem Typus deutsche Meister angehören, wie Wagner, Gluck und J. S. Bach, und von deutschen Dichtern Heine. —

Wie ich es schon in meinem, in der „Stimme" (Centralblatt für Stimm- und Tonbildung) erschienenen Artikel: „Worin besteht der Hauptwert des Rutzschen Typensystems für den Kunstsingenden?" aussprach, kann das Typensingen nur bei sorgfältiger Stimmbildung, unter Ausnutzung aller gegebenen Resonanzmöglichkeiten zur Klangverstärkung, wie auch in Verbindung mit Phonetik und Sprachtechnik dem Kunstgesang nützlich sein, und der Wiedergabe der verschiedenen Komponisten in dem ihnen entsprechenden Typus gerecht werden. —

Die Ausführung der grundlegenden Rumpfmuskeleinstellungen für die drei Typen vollzieht sich folgendermaßen: Beim I. Typus, dunkel-weich, muß derjenige, der nicht schon gewohnheitsmäßig diese Rumpfmuskeleinstellung besitzt, und somit schon ein Repräsentant des ersten Typus ist, den Unterleib

in wagerechter Richtung vorwölben und in dieser Stellung so lange verharren, bis er die Absicht, eine Übung oder ein tondichterisches Kunstwerk in diesem Typus zu singen, oder ein dichterisches zu sprechen, ausgeführt hat.

Jedes Mal, bevor er beginnt, wird er nach der grundlegenden Rumpfmuskeleinstellung auch eine des ersten Unterartenpaares, die entweder die schmale oder die breite Tongebung bedingt, vollziehen müssen, was nach Rutz geschieht, indem man den Leib in Taillenhöhe ca. drei bis vier Finger breit von der senkrechten Mittellinie des Körpers auf beiden Seiten einzieht, welche Stellen er mit den Punkten A. 1. A. 2 bezeichnet, die die schmale Tongebung bestimmen. – Die zweite Einstellung des ersten Unterartenpaares vollzieht sich in gleicher Weise, nur liegen die beiden Einziehungsstellen weiter auseinander, circa 6 bis 8 Finger breit von der senkrechten Mittellinie des Körpers entfernt, und diese Stellen bezeichnet Rutz als Punkte B. 1. B. 2. Diese Einstellung ergibt die breite Tongebung.

Beim II. Typus, hell sehr weich, bestehen die grundlegenden Rumpfmuskeleinstellungen in gleichzeitigem wagerechtem Zurückschieben des Unterleibes und Vorwölben des Brustkastens. Auch hier müssen die besprochenen Punkte A. 1. A. 2. oder B. 1. B. 2. eingezogen werden, um die Tongebung als schmal oder breit zu charakterisieren. — Die grundlegende Muskeleinstellung für den III. hell-harten Typus vollzieht sich durch Abwärtsschieben der Rumpfmuskeln, sich dabei streckend, *entweder schräg nach vorne* oder *schräg nach rückwärts*, wodurch schon zugleich die eine der obligaten Unterarten von schmal durch vorwärts, breit durch rückwärts gekennzeichnet wird, wozu dann noch in *beiden* Fällen die Einziehungspunkte B. 1. B. 2. hinzutreten und zwar *nicht eingezogen*, sondern *herausgewölbt*. —

Nach dieser Darlegung wird man mir gewiß beistimmen, wenn ich meine, daß es mir durch meine Erkenntnis, vermittelst der Sprache die Rumpfmuskeleinstellung zu vollziehen, gelungen ist, eine bedeutende Erleichterung der Aneignungsmöglichkeit geschaffen zu haben, denn ohne Willensanstrengung vollziehen sich die Grundmuskeleinstellungen *verbunden* mit einer der obligaten Unterarten durch tadellose, sehr scharfe Artikulation einer bestimmten, für jeden Typus verschiedenen Silbe. Der Wille kommt natürlich so weit in Betracht, als daß er die auf so leichte Weise gewonnene Einstellung beibehält, so lange er sie zur Ausführung seiner gesanglichen oder sprachlichen Absicht braucht. Beim dritten Typus vollzieht sich genau auch das vorwärts und rückwärts Schieben und Strecken der Rumpfmuskulatur, wie auch die Auswölbung der Punkte B. 1. B. 2. durch die hierzu bestimmte Silbe. —

Zum Schluß muß ich aus eigenster Erfahrung den *hohen* gesundheitlichen Wert des Typensingens preisen, der sich durch die wechselnden Rumpfmuskeleinstellungen ergibt, die, offenbar der Natürlichkeit entsprechend, durch innere Gymnastik, die ganz besonders die Lunge in allen ihren Teilen gesundheitlich beeinflußt, Ebenmäßigkeit des Körpers bewirkt. —

Herzasthma und chronischen Lungenspitzenkatarrh habe ich mir fortgesungen.

Nach der Beschreibung der Rutzschen Einstellungen, kann jeder leicht an sich selbst den Versuch machen, die Einstellungen zu finden und sie zu üben, doch rate ich sich lieber von einem darin schon geübten Lehrer oder einer Lehrerin unterweisen zu lassen, da die Möglichkeit einer Überanstrengung oder nicht ganz richtigen Einstellung sich ergeben kann, denn was dem Lehrenden möglich ist, nämlich die richtige Einstellung an der Klangfarbe zu erkennen, ist dem Lernenden, so lange sein Ohr dafür noch nicht geschärft ist, unmöglich. —

Ich gebe mit Absicht meine Spracheinstellung nicht restlos her, weil durch Ungenauigkeit und durch das Unvermögen, die Beibehaltung der Einstellung durch die Klangfarbe zu kontrollieren, sich eine falsche Ausführung ergeben dürfte, wodurch die Beurteilung dieser für Gesang und Sprache gleich bedeutungsvollen Entdeckungen des feingeistigen Beobachters Joseph Rutz geschädigt werden könnte.

Mit dem Wunsche, daß meine Besprechung genügend klar war, um einen allgemeinen Überblick über diese so wertvolle Weiterentwickelung der Gesangs- und Sprechkunst zu ermöglichen, verbinde ich die Hoffnung, daß meine Begeisterung für diese, auf Kunst und Gesundheit gleich veredelnd wirkende Erkenntnis einen Widerhall bei den Lesern finde, und diese mir zustimmen möchten, wenn ich mit Goethes Worten schließe:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

# Adam Müller-Guttenbrunn.

Von Anna Stahl-Schroeder. (Riga.)

Die Kunst verhält sich bekanntlich „höchst reizbar gegen jede Absicht". Deshalb nehmen wir Romane, die eine politische Tendenz vermuten lassen, mit einem Vorurteil in die Hand. Und sei uns die Tendenz auch so sympathisch wie die in Müller-Guttenbrunns Erzählungen, — wir müssen doch in erster Linie darnach fragen: Wie hat der Schriftsteller seine Aufgabe gelöst? Haben stoffliche Qualitäten die Kunstform zerbrochen oder tönten in harmonischem Gleichklang alle Saiten, die der Verfasser gerade in diesem Werk anschlagen wollte? Will er Volksführer oder Dichter sein, schreibt er einen Roman oder eine Agitationsschrift?

Politisch gefärbte Dichtungen enthalten gewöhnlich mehr Wahrheit als Dichtung, Wahrheiten, die grollend wie ein Gewitter herankommen oder abziehen und die Stimmung verderben.

Ein echtes Kunstwerk strahlt harmonische Ruhe aus, es ist in sich einig und geschlossen. Kann eine Erzählung, in welcher es sich fast ausschließlich um einen Streit handelt, diese Wirkung haben? — Doch nur, wenn die psychologische Charakterentwickelung den ersten Platz einnimmt und die handelnden Personen Träger höherer Ideen sind.

Bei Müller-Guttenbrunn bestimmte die Vaterlandsliebe den Lebensrhythmus. Er und sein Werk sind eins.

Seine beiden größeren Erzählungen heißen „Götzendämmerung" und „Glocken der Heimat".

Der Inhalt der beiden Bücher ist gleichartig. Es handelt sich um den Kampf der Deutschen in Südungarn gegen die Überflutung durch das Magyarentum. Diese Leute besitzen den Kolonistenstolz derer, die sich ihr Land erst durch jahrelange harte Arbeit erobern mußten.

Die Erzählungen spielen in der Gegenwart und geben zugleich einen Rückblick auf die zweihundertjährige Vergangenheit des Landes.

Auf den Ruf der jungen Kaiserin Maria Theresia kamen im Jahre 1745 Deutsche aus allen Gauen nach Siebenbürgen gezogen. „Die Pest und die Cholera waren damals hier ständig zu Gast, die Wölfe und die Bären lauerten in den Wäldern auf Beute, aber die Bauern aus Baden, Hessen, der bayrischen Pfalz, Lothringen und dem Elsaß trotzten allen Unbilden und bezogen wohlgemut die Wohnstätte, die die Kaiserin ihnen hatte bauen lassen." — Und ihr Glaube trog sie nicht. Sie rodeten Wälder aus, entwässerten die sumpfigen Donauebenen, pflanzten Weinberge und versuchten den Bergbau, den die Römer hier einst betrieben hatten, wieder einzurichten.

So wurde ihnen die Fremde zur Heimat, und heute künden blühende Ortschaften und weite Kornfelder von der Arbeit und dem Fleiß der Deutschen.

Aus ihrer Mitte ist Müller-Guttenbrunn hervorgegangen. Er hat sich zum literarischen Vorkämpfer des ungarischen Deutschtums gemacht und seine Erzählerkunst in den Dienst der Heimat gestellt.

Die nordische Mythologie berichtet uns in ihrer großzügigen, ernsten Art, wie Erde und Himmel im Feuer untergehen mußten, als die „Götterdämmerung" anbrach, als Recht und Sitte nichts mehr galten. Aus den Wassern, die über alles Gewesene dahinströmten, erhob sich dann eine neue grüne Erde, ein neuer Himmel entstand und andere Götter und Menschen herrschten. Wenn schon Götter untergehen mußten, da können Götzen erst recht nicht bestehen. —

Somit hat der Verfasser schon im Titel „Götzendämmerung" in scharfer Weise sein Programm und seine Absicht ausgesprochen. In fünf Kapiteln wird uns ein Stück Kulturgeschichte vorgeführt.

Der Wasserbauingenieur Georg Trauttmann aus Amerika, der nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit zu einem Besuch in sein Heimatland zurückkehrt, findet vieles traurig verändert. — Es entgeht ihm allerdings nicht,

deß man überall bemüht ist, auf ein „europäisches Niveau" zu gelangen, — aber das Deutschtum wird unterdrückt. In den öffentlichen Ämtern werden Magyaren bevorzugt, die über ein Volk herrschen sollen, dessen Sprache und Sitte sie nicht kennen. Auf der Straße, im Gasthaus, in der Kirche, in der Familie, — überall kommt es zu Feindseligkeiten. Dagegen kann er nicht viel ausrichten, und er will in anderer Weise seinen Stammesgenossen nützen. Er arbeitet einen Plan aus zur Nutzbarmachung der Donau- und Theißebenen. Es liegt Größe in der Art, wie dieses Zukunftsbild aufgerollt wird, mit weitem Fernblick, sachlich, kühl und klar. — Er dringt auch durch bei den zuständigen Behörden, denn es ist beinahe undenkbar, daß man den Vorteil dieses Zukunftsprojekts nicht einsehen sollte; — und doch kommt es nicht zur Ausführung. Als ein anderer Minister gewählt wird, ist keine Rede mehr von seinem Wasserbauunternehmen, und der geniale Unternehmer kehrt nach Amerika zurück.

Die Wünsche, Pläne, Gedanken und Taten dieses Mannes bilden den roten Faden, der sich durch's Buch zieht. Dazwischen und daneben werden Bilder und Szenen aus der Großstadt und dem ländlichen Leben vorgeführt.

Weil das Buch kein Roman sein will, sondern ein Kulturbild aus dem Banat, ist es vollendet in seiner Art: Form und Inhalt decken sich. Die Erzählung schließt mit der Beschreibung einer ländlichen Hochzeit. Es sind nicht diese Scenen, die zuletzt im Gedächtnis haften. Die Gedanken kehren zum alten Kaiser zurück. In einfacher Art, ohne rhetorisches Pathos, erzählt der Verfasser von der Enttäuschung, die der Herrscher in Ofen, das er zur Feier seines vierzigjährigen Regierungsjubiläums aufgesucht hat, erlebt. Kossuth's Anhänger sind wieder am Ruder, und mit kühler Reserve wird der König von Ungarn empfangen, er, der diesem Volk so viel gegeben und es so weise regiert hat. In der Stadt fehlt es an impulsiver Freude und festlicher Helligkeit. Nur die Erinnerung strahlt wie ein seltsam leuchtender Stern. Vor 40 Jahren war es anders gewesen: „Neben dem Monarchen stand die schöne Kaiserin Elisabeth, der auch die Krone von Ungarn aufgesetzt werden sollte, und als der König auf seinem herrlichen Schimmel den Krönungshügel hinan ritt, da durfte der Kronprinz Rudolf, ein hoffnungsvoller Knabe von neun Jahren, vom Balkon aus das Schauspiel sehen."

Das ist dramatisch und dichterisch geschaut. Wir hören keine Monologe und keine Reflexionen. Wir fühlen nur, daß der Erzähler mit leidet, und diese tiefe, persönliche Anteilnahme überträgt sich auch auf den Leser.

Das Schlußkapitel heißt: „Wann steigt der Kaiser zu Pferde?" Das klingt wie ein Fanfarenruf und verhallt doch wirkungslos.

„Glocken der Heimat". Ein Roman, — so heißt das folgende Buch.

Auch für dieses Werk wäre der bezeichnendste Untertitel: „Kulturbilder", denn einen Roman kann man diese Lebensausschnitte und aneinandergereihten Szenen nicht nennen.

Es sind nicht die Erlebnisse der typischen Helden, die hier erzählt werden,

sondern es handelt sich um das Geschick einer ganzen Ortschaft. Und dann sind es Heimatbilder, zusammengetragen mit dem Bestreben, sie der Vergangenheit zu entreißen. In das feste Gefüge der täglichen Arbeit, der politischen Ereignisse, der sozialen Geschehnisse, schlingen sich wie grüne Ranken die Volksgesänge und Tanzlieder und die Erinnerungen an alte Festgebräuche. Als Kulturbilder haben sie einen unvergänglichen geschichtlichen Wert. Die Nachkommen der gegenwärtig dort lebenden Schwaben werden ihre Freude haben an diesem Blick in die Vergangenheit und an dem mannhaften Widerstand, den ihre Vorfahren der feindlichen Strömung entgegenstellten. Früher lebten sie, umgeben von Fremdstämmigen, wie auf einer geschützten Insel. Der Blick in die nächste Zukunft zeigt die Gefahren, von welchen sie umringt sind.

Der Verfasser hat sich in diesem Buch ganz persönlich gegeben. Seiner Sehnsucht und seiner Heimatliebe hat er Worte geliehen. Die Glocken der Heimat sind die inneren Stimmen, die desto lauter tönten, je weiter er sich entfernte. Da wo ein tiefes Gefühl ausgedrückt werden soll, wo wenig Worte am Platz sind — da trifft er den richtigen Ton, — wo es auf anschauliche Naturschilderungen ankommt, hat seine Feder oft etwas Ungefüges. Es ist kein überlegenes Können, kein nachgibiges Gleiten.

Bei seinen Landschaftsbeschreibungen dürfen wir nicht an Maurus Jokais stimmungsvolle Schilderungen der Donauufer denken. Müller-Guttenbrunn ist ein Mann der Praxis und sieht die wirtschaftliche Zukunft des Landes, — Jokai sah die Schönheit dieser Gegenden und ließ sie auch andere sehen.

Im Anfang der Erzählung werden mir mit den Honoratioren des Dorfes bekannt gemacht, die an einem schönen Frühlingstage in ihren Gärten arbeiten. Die Unterhaltung wird über den Zaun weg geführt. Da sehen wir in dem einen Garten den katholischen Pfarrer Horrat, seinen Kaplan und seine Nichte, die zierliche Juliska, und auf der anderen Seite des Zaunes befinden sich der alte Oberlehrer Heckmüller und seine energische Frau.

Der junge, hübsche Kaplan steht unter den blühenden Aprikosenbäumen und schaut nach Raupen aus, die er etwa ablesen könnte, und während dieser wenig verlockenden Tätigkeit kommt ihm die hinreißende Schönheit des Frühlingstages zum Bewußtsein, und er hätte am liebsten mit dem fröhlichen Weltkind, der Juliska, ein Duett angestimmt — aber er bleibt ruhig — sich innerlich ermahnend: „Mehr Würde!“ „Mehr Würde!“

Von den Erlebnissen dieser und verschiedener anderer Personen wird uns in den folgenden Kapiteln erzählt. Dramatische Szenen wechseln mit idyllischen Ausblicken und behaglichen Schilderungen ländlichen Lebens. Dazwischen tönen die Glocken der Heimat, die Sehnsuchtsrufe nach der alten Zeit, immer unterbrochen und gestört durch den Lärm der Gegenwart. In Schule, Haus und Obrigkeit kommt es zu tragischen Konflikten. Und wie ein Symbol dieser inneren Kämpfe geht die Sorge um die äußere Wohlfahrt immer nebenher: die Sorge um die schlechtbefestigten Dämme, die Furcht vor Überschwemmungen.

Der alte brave Lehrer des Dorfes, ein Kinderfreund, ist gut charakterisiert. Er hat seine eigene Methode, den Unterricht zu leiten und greift, so weit als tunlich, zurück auf die Geschichte der engumhegten Heimat. „Diese Art des Geschichtsunterrichts aus den Quellen des heimatlichen Dorfes und seiner Schicksale erwies sich als überaus anregend und fruchtbar. Jedes Wort fiel in die Herzen, wie ein Samenkorn in die Ackerfurche. Jüngere Lehrer meinten zwar, das sei kein patriotischer Unterricht. Man müsse der Jugend mehr erzählen vom Ungartum und seiner Größe. Und einer von ihnen, Arpad Halmos (er hieß früher Alfred Halm) arbeitete in der dritten Klasse nach dieser Richtung." Der quälende Konflikt, der in den Herzen der Schüler entsteht, bleibt nicht als Gespenst im Schulzimmer zurück, — er greift hinüber in's Familienleben, führt zu traurigen Zerwürfnissen wirft seine dunklen Schleier über manches Einzelschicksal. — Ebenso wahr wie der alte Lehrer, der sich in die neue Zeit nicht finden kann, wird der Dorfrichter geschildert. Wie er mit seinen krummen Bauerfingern die Feder nimmt, um seinen Protest unter ein Protokoll zu setzen, — das wirkt in seiner lebendigen Naturwahrheit wie eine Zeichnung von Menzel. —

Wenn die Winterabende kommen und die Frauen in der Spinnstube sitzen, da schweigt die frostige Politik. Sie spinnen und singen und essen gerösteten Mais, und wenn sie sich recht fröhlich und glücklich fühlen, dann stimmen sie alte Lieder an vom Scheiden und Meiden, von Trübsal und Tod. —

Im Frühjahr bricht die Katastrophe herein, auf welche der Leser von Anfang an vorbereitet wurde. Die Dämme brechen, und die wilde Donau und die schleichende Theiß überfluten das Dorf. Die „Wasserwehr" kann nichts ausrichten.

Die Schilderung dieses Ereignisses ist recht matt und nüchtern. Das Tatsächliche wird mitgeteilt, ohne daß uns die grausige Schönheit dieses Kampfes zwischen wehrlosen Menschen und wilden Naturmächten deutlich zum Bewußtsein käme.

Wir erleben nicht den Schauer, den die suggestive Kraft des Dichters in uns auslösen könnte. Wenn brutale Naturgewalten sich in ihrer Größe erheben und in willensmächtigem Drang und jauchzendem Tosen Menschenwerke und deren Schöpfer wie welke Blätter wegfegen, dann kann nur der die Wahrheit wiedergeben, dem Phantasie die Feder führt. —

„Götzendämmerung" und „Glocken der Heimat" sind Bücher voll Kraft und Ehrlichkeit, mehr menschliche als ästhetische Werte umfassend. Es sind die Werke eines Kämpfers, der ungestüm vorgeht, dem nichts daran gelegen ist, differenzierte Naturen zu schildern, sondern der einzig darauf bedacht ist, Sprache und Sitte, Glaube und Recht seiner Heimat zu befestigen und zu erhalten. —

Eine kurze Erzählung, die nach der „Götzendämmerung" erschien, heißt „Der kleine Schwab." Ein alter schwäbischer Dorfschulze schreibt seine Erin-

nerungen nieder. Er versteht sich so lebhaft in seine Jugendzeit zurückzuversetzen, daß man schon nach den ersten Seiten nicht mehr an den alten Mann denkt. Man hat es nur mit dem kleinen Schwabenjungen zu tun.

Mit wenigen Worten werden die Eltern charakterisiert. Der Vater ist ein unternehmender Handelsmann, der auf seinen Reisen lieber die langen als die kurzen Wege wählt. Es interessiert ihn, fremde Gegenden kennen zu lernen. Einmal war er sogar bis Hermannstadt gekommen und wurde angestaunt, als der Kolumbus des Dorfes. Auch in dieser Erzählung ist es die Sprachenfrage, die dem Leben des kleinen Jungen eine andere Richtung gibt. Die Lateinschule in Temeswar muß er verlassen, weil er dem magyarischen Unterricht nicht folgen kann. Der Vater beschließt, ihn nach Hermannstadt in eine deutsche Schule zu bringen. Vater und Sohn treten die Reise nach Siebenbürgen an. Der kleine Schwabe schaut mit offenen Augen um sich. Er beobachtet die Wallfahrer, die entgegen kommen, die veränderte Gegend, die Berge, vor denen er sich so klein und bedrückt fühlt, und nicht wenig Interesse erregen auch die beiden jungen Fuchsstuten, die der Vater lenkt. „Rukuru" ging rechts, die „Bläß" links. „Wer sie beim Einspannen verwechselt hätte, der würde etwas erlebt haben. Sie, die Rukuru, bestand auf ihrem Ehrenplatz zur Rechten des Wagenlenkers, und sie wußte, was sie diesem Platz schuldig war."

Drei Jahre bleibt der Knabe in Siebenbürgen, und er erlebt viel in dieser Zeit, Leiden und Freuden der Schulzeit, angestrengte Arbeit, Tanz und Spiel und die erste Liebe. Dieses Idyll mit seinem Frühlingsglanz wird plötzlich durch einen schwarzen Vorhang verdeckt. Der Tod des Vaters ruft ihn in die Heimat zurück. Damit schließen die Jugenderinnerungen des Memoirenschreibens, und er weiß wieder, daß er ein alter, kranker Mann ist.

Auch als Feuilletonist ist Müller-Guttenbrunn bekannt. Es fehlt ihm nicht an rekonstruierender Phantasie, wenn es gilt, weiter zurückliegende historische Vorgänge zu schildern. Das tritt einem häufig in den kleineren Aufsätzen entgegen, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind.

In dem Artikel „Die Türken vor Wien" entwirft er ein klares Bild der damaligen Zustände. Körner läßt den alten Soliman deklamieren: „Die Welt soll's wissen, daß der Löwe stirbt, und Wien soll ihm als Todesfackel brennen!" Dazu macht der Verfasser die trockene Bemerkung: „Aber der Löwe starb und Wien brannte nicht." — Die Kolonien in Südungarn werden wohl vielen unbekannter sein als manches außereuropäische Land, das räumlich weiter entfernt ist. Müller-Guttenbrunn ist ein Mann der Tat und der Arbeit und dabei ein guter Erzähler; er meistert den spröden Stoff und hat überall, wo Deutsche wohnen, für sein angestammtes Vaterland Interesse erweckt.

Was viele Leser suchen, werden sie in diesen Büchern finden: Schilderung wirklicher Ereignisse, Bekanntschaft mit etwas Neuem, Belehrung und innere Wahrheit.

# Bücherbesprechungen.

1.

**Isebies.** Roman von Helene Böhlau. München, Albert Langen.

Daß Helene Böhlau hier den Roman ihres eigenen Lebens erzählt, fühlt man beim Lesen sofort. So kann man nur von Dingen reden, die man selbst in Schmerz und Freude durchlebt hat. Den Philologen der Zukunft bleibt es vorbehalten, Wahrheit und Dichtung dieses Lebens- und Bekenntnisbuches fein säuberlich zu scheiden. Es sind noch keine anderthalb Jahre her, daß Friedrich Arnd, Helene Böhlaus Gatte, in München starb. Als Denkmal für den Entschlafenen ist wohl dieses Buch gedacht, das von zwei edeln und reinen Menschen erzählt, die so viel Schweres und Furchtbares durchzumachen hatten, ehe sie den Bund für's Leben schließen durften. Und es ist vielleicht der beste Beweis für das große künstlerische Können Helene Böhlaus, daß man durch die aufrichtigen und mutigen Selbstbekenntnisse dieses Buches kein einziges Mal peinlich berührt wird, — wie so oft beim Lesen eines andern Frauenbuches aus jüngster Zeit, Lily Brauns „Memoiren einer Sozialistin." „Isebies" ist kein romanhaft verbrämtes Memoirenwerk, sondern eine aus Erlebtem emporgewachsene Dichtung, in der ein mächtiges subjektives Empfinden und ein durch und durch persönlicher Stil sich mit strengstes Objektivität der Darstellung paaren. Das zeigt sich vor allem an der überraschenden Tatsache, daß die gelungenste Gestalt in dem ganzen Buche die der Frau ist, derentwegen Helene-Isebies am meisten zu leiden hatte, — die Gestalt der ersten Gattin Alexander Dohrns. Dieses ehrgeizige leidenschaftliche Wesen mit den „Edelsteinaugen", das sich zur Lady Macbeth oder Katharina II. berufen fühlt und für die tiefe Innerlichkeit des Gatten kein Verständnis hat, diese Frau, die die junge Isebies selbst zu sich heranzieht, die sich anfangs über das neue Leben zu freuen scheint, das mit Isebies in ihr Haus kommt, und die dann später — wie es scheint nur aus einem unwiderstehlichen Machtbedürfnis heraus — die zwei Menschen, die sie selbst z. T. zusammengeführt hat, so grausam zu quälen weiß, — sie ist eine der vollendetsten Schöpfungen nicht nur Helene Böhlaus, sondern der gesamten modernen Frauenliteratur, seltsam und doch verständlich, hart und grausam, und doch bedauerns-, oft beinahe liebenswert. Das persönliche Erlebnis ist hier ganz zum künstlerischen geworden, und von der Bitterkeit, die das erste in der Seele der Dichterin wecken mußte, ist auch nicht ein Hauch in dem Buche zu spüren. Und — seltsam genug — sowie Elise Dohrn vom Schauplatz verschwindet, erlahmt das Interesse an der Dichtung bis zu einem gewissen Grad. Dem zweiten Teil des Romans, der das Eheleben Alexander Dohrns mit Isebies zum Inhalt hat, mangelt jene Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, durch die sich die erste Hälfte des Buches auszeichnet. Es ist, als hätte das hier Geschilderte der Dichterin doch noch zu

nahe gestanden, als daß sie es ganz objektiv und rein künstlerisch zu gestalten vermocht hätte. Und es scheint, als ob sie aus eben diesem Grunde vorgezogen hätte zu wenig zu sagen, als zu viel.

Die schönste Partie des Buches ist aber die Jugendgeschichte der Heldin. So wunderbar lebendig wird uns dieses ganze alte Weimar mit all seinen merkwürdigen Menschen und Menschlein, dieses ehrenfeste Patriziertum des Eigenbrodt'schen Hauses — welch eine Prachtgestalt diese Großmutter, die ganz Licht, ganz Güte ist, um die noch ein Hauch vom Wesen jener schönen und stolzen Frauen der Goethezeit schwebt! —, vor allem aber das sonderbare Kind Isebies selbst, das so ganz aus der Art geschlagen scheint, und doch so ganz zu diesen Menschen gehört. Welch ein Zauber strömt von ihr aus und wie schnell gewinnt man sie lieb. Und wieder bewundert man das hohe und reife Künstlertum der Dichterin, die sich selbst zu schildern weiß ohne Selbstgefälligkeit, ihr Subjekt vollständig zum Objekt zu machen versteht. Helene Böhlaus Weg ist nicht immer in gerade aufsteigender Richtung gegangen, — dieses Buch aber ist eines ihrer reifsten und schönsten, ein Höhepunkt, auf dem man schon deshalb gerne verweilt, weil sich von ihm ein Blick in unendliche Fernen auftut.

Leipzig. Arthur Luther.

2.

**Dr. Paul Schiemann:** Auf dem Wege zum neuen Drama. Ein literar-historischer Versuch. Reval, Kluge & Ströhm 1912. Geh. Rbl. 1.50.

Unter dem „neuen" Drama ist hier das zeitgenössische verstanden. Das Buch will also nicht Perspektiven auf ein Drama der Zukunft eröffnen — obwohl auch das ein lohnender Versuch wäre —, sondern allen denen, die aus Mangel an Quellen oder Zeit den Entwickelungsgang des Dramas von Schiller bis zu Hugo von Hofmannsthal nicht haben verfolgen können, ein treuer Wegweiser sein. Es stellt zunächst im allgemeinen die Hauptunterschiede zwischen dem klassischen und modernen Drama fest, widmet den drei großen Bahnbrechern auf dem Gebiet des Dramas — Heinrich von Kleist, Friedrich Hebbel, Henrik Ibsen — je ein besonderes Kapitel, streift dazwischen die Epigonen und schaut nach neuen Strömungen innerhalb der zeitgenössischen dramatischen Literatur aus, wobei ihre markantesten Vertreter Revue passieren. Dabei fallen Streiflichter auf die Literatur in der Schule, Kunst und Kunstkritik, Zeitgeist und künstlerische Produktivität. Das Technische des Dramas findet jedesmal eine ebenso liebevolle Berücksichtigung, wie das Stoffliche, Psychologische und Formal-Ästhetische. Das Buch kommt einem Bedürfnis entgegen. Wir besitzen gute Monographieen über die einzelnen Schriftsteller, ebenso gute Literaturgeschichten — ich nenne nur Kummer, deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts —; wir besitzen auch moderne Werke über das Wesen des Dramas — man denke nur an Alfred Kerr—, und doch erschöpften sie alle

nicht die im vorliegenden Buch behandelten Fragen. Das ist auch unmöglich. Auch vorliegendes Buch, das sich selbst bescheiden als Versuch bezeichnet, will an seinem Teil zur Lösung der Fragen beitragen. Dabei öffnen sich Blicke auf Gegenden, die man übersehn, anderes erscheint in neuer Beleuchtung, und über den Wert des Ganzen entscheidet doch schließlich immer nur die Individualität. Und das wird man dem Autor nachsagen können: es spricht aus dem Ganzen ein tiefer Ernst und ein starker Glaube an das Gute, das unsere Zeit hervorgebracht hat. Man wird häufig anderer Meinung sein, aber man wird nicht leugnen können, daß nur völlige Vertrautheit mit dem Stoff und ein berufener Mund so reden können. Im einzelnen vermisse ich nicht Wildenbruch, wohl aber Anzengruber. Er hätte den Autor genötigt, einerseits auf das Wiener Volksstück zurückzugehen, andererseits für Schönherr unter den markanten Vertretern der Neuzeit, sowie für den Dialekt im Drama ein paar Worte zu finden. Ferner hätte ich gern die Misere des modernen Lustspiels beleuchtet gesehn. Das wäre ein Kapitel von großem psychologischen Reiz. Endlich hätte ich gern die Möglichkeit eines Rassenproblems im modernen Drama erwogen gesehn (Taifun). Doch gebe ich zu, daß letzteres ein rein persönlicher Wunsch ist. Schließlich eine Kleinigkeit: an der betreffenden Stelle (S. 103) hätte gesagt werden können, daß der Ausdruck „süßes Mädel" von Wolzogen in die Literatur eingeführt ist.

Zu den genußreichsten Kapiteln des Buches zähle ich das über Friedrich Hebbel, und in diesem ist wiederum die kritisch-psychologische Zergliederung von „Gyges und sein Ring" von hohem kunstästhetischen Reiz. Das Buch sei allen, die mit unserer Zeit leiden und lieben, wärmstens empfohlen.

Reval. Arthur Behrsing.

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)
(Benvenuto Sartorius.)
(4. Fortsetzung.)

Als Hylin sich zu der von Tante bestimmten Stunde einfand, erwartete ich sie in dem kleinen Salon vor Tantes Kabinett. Wie sie mich beim Hereintreten erblickte, prallte sie scheu zurück und wandte sich zum Gehen.

Da bin ich schnell auf sie zugetreten, habe ihre Hand ergriffen und ihr bedeutet, dazubleiben, da ich, bevor sie zu Tante ginge, mit ihr sprechen wolle. Ich bin nämlich der festen Überzeugung, daß die Jugend sich nur durch Gleichaltrige beeinflussen läßt. Älteren Leuten, mit ihren Erfahrungen und gereiften Ansichten, stehen wir von Anfang an skeptisch gegenüber und hören achselzuckend ihre graue Weisheit an: Was verstehen sie von dem Drängen und Treiben in unsrer Brust?! sie, die vielleicht nie versucht worden sind oder doch längst überwunden und vergessen haben!

Es war ein schicksalschwerer Augenblick, das fühlte ich. Hier galt es nicht nur ein junges, lebensfrohes Geschöpf, das meinesgleichen war, vor Enttäuschung und Elend zu bewahren, — — ungeborene Generationen tauchten schattenhaft vor meiner erregten Phantasie auf, bleiche Schemen, die ihre schmalen Kinderhände flehend zu mir erhoben: Schütze uns vor dem Erdendasein, du, die unter dem Fluche geboren bist, dem wir verfallen . . .

Die Hylin ist in alten Zeiten meine Gespielin gewesen, so oft ich als Kind die Sommermonate in Lenorenhof verbrachte. Aus dieser Zeit gemeinschaftlicher Kinderspiele ist ein vertraulicher Ton zwischen uns geblieben.

Meine Stimme dämpfend, damit Tante es nicht höre und störend dazwischen komme, sagte ich ihr, daß die Mutter erzählt habe, sie wolle den Wanja heiraten, gegen den Wunsch der Eltern, die in einer Ehe mit einem dem Alkohol ergebenen Manne Unheil vorausfähen.

Die Kleine warf den Kopf zurück und entgegnete kurz: die Herrschaften möchten es ihr nicht noch erschweren, sie habe es so schon nicht leicht mit den beiden Alten, und da sie mit dem Wanja einig sei, könne ihr Entschluß durch nichts geändert werden. „Die Eltern sehen alles zu schwarz," fügte sie hinzu. Der Vater sei in seiner Jugend auch noch kein Abstinenzler gewesen, weil damals der Bund in Finnland noch garnicht bestanden habe, dem jetzt alle älteren Leute und auch viele von den jungen beigetreten seien. Und schließlich sei ein Trinker noch bei weitem nicht der Schlimmste. Habe er seinen Rausch ausgeschlafen, so schäme er sich des Vorgefallenen und lasse sich von der Frau um den Finger wickeln.

Ich ereiferte mich mehr und mehr, angesichts ihres Leichtsinns und ihrer Verblendung. Ich malte ihr die Zukunft aus: den Mann, der immer mehr dem Alkohol fröhnt und dadurch arbeitsscheu und arbeitsunfähig wurde; zuletzt beschwor ich sie mit stockender Stimme, wenn nichts sie zur Vernunft zu bringen vermöge, an die Kinder zu denken, die schwächlich und lebensunfähig zur Welt kämen, wenn der Vater ein Trinker sei . . .

Sie wurde blutrot, zog ihre Schürze vor's Gesicht und ließ mich, ohne eine Antwort zu geben, stehen. Ich hörte sie noch leise in sich hineinkichern, wie sie hinter der Tür von Tantes Kabinett verschwand. — — — — — —

Mich hatte die Unterredung so aufgeregt, daß ich wie vernichtet in einem Sessel zusammenbrach und in unaufhaltsames krampfhaftes Weinen verfiel.

So hatte meine Mutter sich auch getröstet! einem solchen leichtfertig geschlossenen Bunde verdankte ich das Leben!

* * *

Es kommen Stunden, wo ich ruhiger bin . . . nicht ergeben in mein Schicksal, in „Gottes unerforschlichen Ratschluß," wie die Frommen sagen — es wäre Lästerung, Blasphemie so etwas auszusprechen!

Es ist die Ruhe vollständiger Erschlaffung, das Versagen der Kräfte nach aufreibendem, aussichtslosem, erbittertem Kampf. —

Momente, in denen die gemarterten Nerven erstarren in einem Zustand von Lähmung, wo eine Leere im Gehirn eintritt, die jedes Denken ausschließt. Ein Insichselbstverkriechen in stumpfer Resignation.

Resignation! aber nicht errungen als Kampfpreis im Siege über mich selbst — nein — äußerlich aufgezwungen von brutalen Schicksalsmächten, denen ich mich füge, wie der Sklave dem von gewalttätiger Herrenhand geführten Peitschenhieb, den die kettenbelasteten, gefesselten Hände nicht abzuwehren vermögen — — !

Dr. Helmuth Arnoldsen an Dr. R. L. in St. Petersburg.

* * järwi den 20. Juni 19..

Lieber Freund!

Ich habe die Bekanntschaft des „Kindes" gemacht und zwar in eigenartig romantischer Weise.

Ihr werdet vielleicht garnichts Außergewöhnliches dabei finden, das Besondere, Reizvolle beruht möglicherweise nur in der Stimmung, die über dieser ersten Begegnung liegt, und die läßt sich nur schwer wiedergeben. Das geschriebene Wort ist ein unzulängliches Medium, Stimmungen zu übertragen, nur große Dichter, Seelenkundige vermochten es und vermögen es noch heute in den Feierstunden ihres Lebens. Der gewöhnliche Sterbliche muß sich daran genügen lassen, die Farbe, den Ton anzudeuten, worin ein Erleben, eine Begebenheit ausklingt.

Seit meinem letzten Brief, den ich dir nach meinem Besuch in Lenorenhof schrieb, ist über eine Woche vergangen. Die in den Abschiedsworten der Gutsherrin ausgedrückte Bitte mahnte mich, die Wiederholung nicht allzulang hinauszuschieben.

Der gestrige Tag war verlockend schön zu einer Fußwanderung. Zeit habe ich massenhaft. Ich ließ also mein Rad stehen und beschloß die paar Stunden bis Lenorenhof zu Fuß zurückzulegen. Ein paar Werst verfolgte ich die Poststraße, dann schlug ich einen in den Wald abzweigenden schmalen Pfad ein, der mir ganz den Eindruck einer Wildfährte machte; man findet deren häufig in der Gegend, sie verlieren sich meist in unzugänglichem Dickicht des jungfräulichen Waldes. Es sind die Spuren der durch den Niederwald brechenden Elentiere, deren es in diesem gesegneten Lande noch genug gibt, vielleicht mehr als in den Olonez'schen Jagdgründen, wo wir einst gemeinsam auf dies seltne Wild pürschten.

Man hatte mir auf der Poststation einen Jungen mitgegeben, der mich bis zu dem, sonst leicht übersehenen Seitenpfad begleitete, auf dem ich in längstens anderthalb Stunden das Ziel meiner Wanderung erreichen sollte, während man auf der Straße beinah die doppelte Zeit brauchte.

Die Sonne stand im Zenith.

Mittagsstille.

Die Stunde des großen Pan.

Allerlei kleines Getier huschte lautlos über den bemoosten Waldsteig. Die Palmenwedel hochragender Farnen, zwischen den von zierlichen Ranken der Linnea borealis übersponnenen erratischen Blöcken, standen regungslos. Ein feiner Duft, wie von aufbrechenden Orangenblüten, stieg von dem feuchten Waldboden auf, in dem eine Menge kleiner blühender Gewächse wucherten. Mein in unmerklicher Steigung fortwährend bergan führender Weg verlor sich auf einer von Renntiermoos und Flechten überzogenen Felsplatte. Der süßliche Blumenduft blieb zurück, drang nicht hinauf auf die freie Anhöhe, dafür war die heiße, auf der Lichtung brütende Mittagsluft wie getränkt mit kräftigem Harzgeruch, den der, sich von allen Seiten herandrängende Nadelwald ausströmte. Und hier, mitten im grellsten Sonnenschein, auf einer bunten italienischen Friesdecke, lag ein junges Mädchen auf dem Rücken ausgestreckt und sog in tiefen regelmäßigen Atemzügen die warme harzige Luft ein. Ich beobachtete sie ungesehen ein paar Minuten: es war bewußte Lungengymnastik, die hier mit großer Konsequenz durchgeführt wurde.

Um die Liegende durch mein plötzliches Auftauchen in der Einsamkeit des Waldes nicht zu erschrecken, ging ich ein paar Schritte auf dem Weg, den

ich gekommen, zurück und, fest auftretend auf dem mit dürren Ästen bedeckten Waldboden, schlenderte ich langsam, eine Melodie pfeifend, der Lichtung zu. Als ich unter den letzten Bäumen heraustrat, fand ich die junge Dame auf einem Baumstumpf sitzend, eine Menge bunter Waldblumen zum Strauße ordnend. Bei meinem Nahen blickten mich aus einem schmalen, beinah durchsichtig zarten Gesicht ein paar durch die dunkle Umrandung vergrößerte, ungewöhnlich leuchtende Augen von intensivem Blau verwundert und forschend an.

Als gut geschulter Europäer bat ich wegen der Störung um Vergebung und nannte meinen Namen, die Frage daran knüpfend, ob man mich auf der Poststation recht gewiesen und dies der Weg nach Lenorenhof sei.

Sie hatte sich, während ich sprach, von ihrem Sitz erhoben, eine hochgewachsene, auffallend schmalschultrige Gestalt, und bot sich mir als Führerin an, da sie eben imbegriff stehe, auf das Gut zurück zu kehren, und es nicht leicht sei, die Fortsetzung des Weges zu finden. Ich nahm die Decke, auf der sie gelegen, über den Arm und wir schritten bald neben- bald hintereinander, je nachdem das Terrain es erlaubte, auf dem, jenseits der Lichtung kaum mehr erkennbaren Pfad, durch den dicht verwachsenen Niederwald.

Wir sprachen, wie das eine solche erste Begegnung mit sich bringt, über die nächst liegenden Dinge, die bekannten Wald-, Feld- und Wiesengespräche, wie deine liebe Frau derartige Unterhaltungen zu bezeichnen pflegt, — und doch lag in der Art, wie sich meine Begleiterin über die beseelte und unbeseelte Natur äußerte, ein undefinierbarer Reiz. Die durch alles, was sie sagte, durchklingende Grundnote war eine leidenschaftliche Liebe für den Boden, dem sie sich zugehörig fühlte, ein starkes Heimatsbewußtsein, das nur den erfüllt, der lange in der Fremde gewesen, oder der eine baldige Trennung vor Augen sieht.

Hätte ich nicht vorher erfahren, in welch innigem Verhältnis dies junge Wesen zu der Herrin von Lenorenhof steht, an der Art der Auffassung, der Verinnerlichung des Gesehenen, Erlebten würde ich deren Einfluß erkannt haben.

Es gibt Menschen, die durch ihre bloße Gegenwart so auf ihre Umgebung einwirken, daß das Beste, was in uns lebt, vielleicht noch unbewußt in unsrer Seele schlummert, geweckt wird und zutage tritt. Eine Art geistiger Geburtshelfer möchte ich sie nennen. Wir fühlen uns besser und darum glücklicher in ihrer Nähe, die alle guten Regungen und Gedanken in uns auslöst, alle in uns gelegten Keime zur Entfaltung bringt. Zu diesen gebenedeiten Menschen gehört auch diese seltne Frau, zu der ich mit immer steigender Verehrung emporblicke.

Wir trafen sie auf der Veranda, und ich las in ihren Blicken den Dank für die Erfüllung ihrer Bitte.

Wie weit ihre Besorgnis das ‚Kind' betreffend begründet ist, wage ich nach einem so kurzen Zusammensein nicht zu entscheiden, umsoweniger, da ich mich veranlaßt fühlte, jede schärfere Beobachtung zu vermeiden.

Du weißt, daß ich stets bei unsern ärzlichen Zusammenkünften dafür plaidiere, daß der Arzt in erster Linie *Mensch* sei, die Ausübung seines Berufs kommt erst an zweiter Stelle. Nur dann werden uns die, denen wir helfen wollen, unbefangen entgegentreten und sich natürlich geben, was *nie* geschieht, sobald sie den Herz und Nieren prüfenden Blick des Arztes auf sich ruhen fühlen. Und nur, wenn sie sich ungezwungen zeigen, sind wir imstande, uns ein ungetrübtes und, soweit es Menschen überhaupt möglich ist, richtiges Urteil über unsre Patienten zu bilden.

Auch hier vermied ich, des mir gegebenen Winks eingedenk, Themata, die medizinische Fragen streiften oder Erinnerungen an Krankheit und Siechtum wachrufen konnten.

Des verflossenen Winters, des Aufenthalts in Italien wurde mit keinem Worte gedacht. Wir haben viel über Kunst gesprochen. Auch auf diesem, scheinbar harmlosen Gebiet, gab es eine Klippe, an der alle meine Taktik beinah gescheitert wäre. Wir kamen unter anderen auf unseren im Ausland lebenden Landsmann Sascha Schneider zu sprechen, auf eine kürzlich von ihm herausgegebene Skizzenmappe, die viel Interessantes und psychologisch Fesselndes enthält. Sie wurde herbei geholt — da ich eingestand, sie noch nicht zu kennen — und ich nahm das erste Blatt heraus: ‚Das Gefühl der Abhängigkeit'. Ich weiß nicht, ob Ihr dies furchtbare Bild kennt, furchtbar durch die unheimlich-faszinierende Wirkung, die es auf den Betrachtenden ausübt: dies dumpfe Gefühl das Unentrinnbaren vor dem Fatum, das tückisch glotzend im Hintergrund lauert und seine Riesenfangarme nach dem Gefesselten ausstreckt. Ich bemerkte, wie ein leises Frösteln die schmale Gestalt neben mir überlief, ein Grauen, nicht allein durch die von Meisterhand entworfene Skizze hervorgerufen. Das Sujet weckte wohl düstre Reflexionen in dieser jungen Seele, mahnte sie an das über ihrem Leben drohende dunkle Geschick. Sie betrachtete die nächsten Blätter zerstreut, offenbar noch ganz unter dem Eindruck des ersten Bildes stehend. In dem gequälten Ausdruck der Augen keimte eine unausgesprochne Frage, die ich fürchtete, und welcher zuvorzukommen, ich das rechte Wort nicht fand. So entstand ein vielleicht nur minutenlanges und doch lastendes Schweigen.

In diese beklommende Spannung hinein tönten die fragenden Klänge des Schumannschen ‚Warum'?

Die Baronin hatte sich, ohne daß ich ihr Aufstehen bemerkt, im Nebenzimmer ans Klavier gesetzt und löste so, ohne ein Wort zu sprechen, durch die unter ihren Händen erklingenden Harmonien, die das Gemüt ihres Kindes beunruhigenden Fragen.

Ich bewunderte ihr feines musikalisches Empfinden, das sie Schumann wählen ließ, diesen Interpreten der zweifelnden, hoffenden, bangenden Jugend, mit ihren tausend Rätseln und märchenhaften, ins Unendliche schweifenden Wünschen und Fragen an die Zukunft.

Ich sehe im Geist das feine spöttische Lächeln Frau Gertas Mund umziehen, während Ihr dies lest . . . welch eine Vermessenheit von einem Laien, der nie eine Taste berührt, unter dessen Hand nie eine Saite erklungen! Und dennoch — — ‚wenn es nicht aus der Seele dringt —'

Das Zwingende in der Schumann'schen Musik habe ich stets wie eine suggestive Macht empfunden, besonders in Momenten innerer Zerrissenheit, an denen die jugendliche Menschenseele krankt, um so schwerer krankt, je mehr sie, sich von der Oberfläche abwendend, die eignen Tiefen und Untiefen zue rgründen sucht.

Und somit lebt wohl! Mit diesem stereotypen Schlußwort unsres einfachen Volks laßt mich diese Epistel schließen.

Helmuth.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Die Intimität unsres Zusammenlebens ist durch das Hereintreten einer neuen Persönlichkeit in unsre Einsamkeit zerstört worden.

Zerstört — das ist doch wohl nicht das richtige Wort, denn ich habe nichts von Störung empfunden.

Tante Lucy, die kurz mit ihrem Lob und zurückhaltend mit ihrem Urteil über neue Bekanntschaften ist, sagt: unser Leben ist bereichert worden.

Und da ich mich in diesem steten Beisammensein so ganz in ihre Denkweise eingelebt, daß ich anfange, nur mit ihren Augen zu sehen, habe auch ich heute dieselbe Empfindung gehabt, obgleich der Fremde einer Menschenklasse angehört, die mir verhaßt ist.

Bis gestern noch war ich überzeugt, die Gegenwart eines Arztes nicht mehr ertragen zu können!

Zum Glück führte der Zufall uns im Walde zusammen. Ich hatte keine Ahnung von seiner Lebensstellung, seinem Beruf, — so trat ich ihm ohne jedes Vorurteil entgegen.

Wir haben über alles mögliche geplaudert. Ohne aufdringlich zu sein mit seinen Kenntnissen, zeigte er in der Unterhaltung eine so vielseitige Bildung, wie man sie selten bei einem, durch seinen Beruf so leicht zur Einseitigkeit gezwungnen Mann trifft.

Was er über Kunst und Musik sprach, war mir sympathisch und hat mich ihm schnell nahe gebracht.

Tante spricht mit ihm, wie mit einem langjährigen Freunde. Eine Auszeichnung, deren sich nur wenig Menschen rühmen können.

* * *

Seit einigen Tagen haben wir Nordwestwind mit häufigen Regenschauern, die verheerend unter Tante Lucy's Rosen hausen. Man sieht das Erdreich nicht mehr unter der dichten Schicht zartfarbiger Rosenblätter, und die regenfeuchte Luft ist durchtränkt mit ihrem Duft. Sie waren ja noch nicht welk, als der Sturm sie herunterfegte; in vollster Blüte, manche noch kaum erschlossen, sind sie vor der Zeit der Vernichtung anheimgefallen. Die Rosenterrassen, der Stolz von Lenorenhof, sehen traurig aus. Nur vereinzelte Blüten stehen noch hie und da zwischen den zerzausten grünen Blättern. Sie mögen geschützter stehen oder — die Natur hat ihnen mehr Widerstandskraft verliehen. — —

Ich darf dem Gedanken nicht nachhängen, sonst steigen die Schatten wieder auf, die ich niedergezwungen — —

Da ich den Wind vermeide und das Wetter zu unsicher ist für weite Spaziergänge, sehe ich mich an's Haus gebannt.

Hoffentlich nicht für lange!

Ich vermisse die Ruhestunde im Walde. .

Wenn die Sonnenglut zitternd über der Lichtung brütet, den Granitfelsen, auf dem ich ausgestreckt liege, durchwärmt, das Harz in den Nadelbäumen kocht, daß es in dicken Tropfen an der narbigen Borke niederrinnt, durchströmt mich mit jedem Atemzug das Gefühl wiederkehrender, erstarkender Gesundheit und freudiger Lebensgewißheit.

Das tausendfältige Kleinleben des Waldes, das mich umwebt, in dessen Mitte ich mich nur als einen Teil der ewigen, unvergänglichen Natur empfinde, läßt mich hineinblicken in die geheimnisvollen Wunder des beseelten All. Ein fast unbewußtes Aufgehen in der Natur löst meine Gedanken von dem eignen anspruchsvollen Ich, das sie sonst gänzlich ausfüllt, und löscht das Angstgefühl, das mich sonst nie ganz verläßt, aus meiner Seele. — — — —

Um den Aufenthalt in der freien Luft nicht zu sehr zu entbehren, halte ich mich stundenlang in der Bibliothek auf, die nach Süden gelegen ist, sodaß ich trotz des unfreundlichen Wetters bei geöffneten Fenstern sitzen und lesen kann.

Der kräftige Erdgeruch aus dem regenfeuchten Garten, vermischt mit dem Duft der entblätterten Rosen, steigt zu mir herauf und erfüllt den weiten hohen Raum, dessen altväterische, mit verblichenen Zuggardinen verhängte Bücherschränke ich nach Raritäten durchstöbere.

Bisher mit wenig Erfolg.

Die früheren Bewohner von Lenorenhof scheinen nicht viel auf Bücherweisheit gegeben zu haben. Außer einer Reihe ehrwürdiger Folianten über Finnlands Verfassung und Gerechtsame und einer Anzahl Bücher über landwirtschaftlichen Betrieb ist eigentlich nichts da. Das einzig literarisch Wertvolle ist eine Bibelsammlung, deren Anfänge in die Reformationszeit zurückreichen. Demnach scheinen Tante Lucy's Vorfahren ein sich praktisch betätigendes, bibelgläubiges Geschlecht gewesen zu sein, das über das Nächstliegende — nach Martin Luthers Erklärung in den Begriff des täglichen Brots Eingeschlossene, — nicht hinaustrachtete und kein Bedürfnis hatte nach geistiger Kost und Anregung von Außen.

Woher kommt es nur, daß Tante so ganz anders geartet ist? — Daß sie so reges Interesse nimmt an allem, was die Menschheit an idealen Werten besitzt und neu erringt, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst? Daß sie den Tag für verloren erachtet, an dem sie nicht die Zeit gefunden sich in ein Buch hineinzuarbeiten? Denn sie begnügt sich nicht mit populär geschriebener, gemeinverständlicher Anpassungslektüre, die geistige Arbeit, die das Lesen ernster, wissenschaftlicher Werke erfordert, ist ihr Bedürfnis, ein Äquivalent für den mangelnden persönlichen Verkehr mit auf gleichem Niveau stehenden, geistig hervorragenden Menschen, den sie, trotz des auf freier Wahl beruhenden Aufsichalleingestelltseins, doch im tiefsten Innern vermißt. Das habe ich oft durchgefühlt im Gedankenaustausch mit ihr, und unverkennbar tritt es hervor in ihrer Unterhaltung mit Doktor Arnoldsen, die auf mich immer den Eindruck eines tiefen geistigen Aufatmens macht.

Wenn man den Katalog durchblättert und etwas aufmerksam die Titel der seit dem Tode des letzten Besitzers von Lenorenhof angeschafften Bücher ansieht — sie füllen zwei Drittel der Bibliothek! — so gewinnt man einen tiefen Einblick in das Selenleben der Frau, die sie erworben, um sich dadurch die Fühlung zu wahren mit dem starken Strom des Lebens, das jenseit ihrer stillen Welt auf neuen Bahnen neuen Zielen und Idealen zutreibt.

Woher dieser nie gestillte geistige Heißhunger bei einer Frau, deren Vorfahren ausnahmslos so nüchtern und seelisch genügsam veranlegt waren, daß die Bibel ausreichend war, ihren bescheidnen Wissendurst zu befriedigen! In der Familienchronik, die ein jeder von ihnen pflichtgetreu weitergeführt, habe ich vergebens dem Glimmen des Funkens nachgespürt, dessen Feuer Tante Lucy's Wesen erleuchtet und durchglüht, — und die Frage wird unwillkürlich in mir laut: wie bringt man das in Einklang mit der Entwicklungs- und Vererbungstheorie?!

Wenn ich an die Größten unsres Volkes denke, — was haben sie ihren Nachkommen an geistigen Fähigkeiten vererbt? Sind diese nicht fast ausnahmslos wieder untergetaucht in der großen Masse der Durchschnittsmenschen?

Und wenn es so steht auf geistigem Gebiet, woher diese unumstößliche Sicherheit, mit der die Vererbung physischer Anlagen behauptet wird? Ist dies neue Dogma wirklich so einwandfrei, daß man ihm blindlings glauben muß?

Ich habe heute in der Bibliothek ein noch unaufgeschnittnes Buch gefunden, eine kürzlich erschienene Sammlung lyrischer Gedichte, aus denen die

Züge einer hochgesinnten, zu freudigem geistigen Ringen gestählten Frau hervorleuchten. Eine Frau, gleich mir von einem grausamen Geschick zum Tode verurteilt — doch in andrer Weise: zu hoffnungslosem geistigen Siechtum in der weltabgeschiednen Einöde des Karst, unter einer stumpfsinnigen bigotten Bevölkerung, der sie die Gebote höherer Menschlichkeit, befreiender Kultur nicht bringen, den Funken erlösender Erkenntnis in ihrer Seele nicht wecken darf, da fanatische Priesterfaust wie ein Bleigewicht auf ihr kampffreudiges, jugendkräftiges Wollen drückt.

Ein grauenhaftes, allmähliches Absterben bei vollem Bewußtsein!

Reicht mein Geschick heran an das jener, lebend vom Leben Ausgestoßnen?!

Die Schlußworte des einen Gedichts kommen mir nicht aus dem Sinn:

Mir wird so bang und beklommen zu Sinn,
Als läge ich selbst schon im Grabe drin
Und niemand brächte mir Blumen. . .

In dieser Vorstellung liegt eine so wehe Hoffnungslosigkeit, die Trauer eines Kindes, für das ein blumengeschmücktes Grab nichts Düstres, Beängstigendes hat. . . . . .

* * *

Ich segne euch, ihr lichten nordischen Sommernächte!

Ihr kürzt den Tribut, den wir von der knapp bemessenen Frist unsrer Tage dem Schlafe opfern müssen, täuscht uns hinweg über die unaufhaltsam enteilende Zeit. Unmerklich, in rosiger Dämmerung, geht ein Tag in den andern über . . . Vergangenheit und Zukunft, verbunden durch die rosige Brücke der Gegenwart.

Und wie alles sich der Natur anpaßt, so dünkt mich, daß auch mein Bedürfnis nach Schlaf auf ein Minimum reduziert ist, und jeder Tag für mich doppelt so viel Stunden zählt wie sonst. Und das ist ein hohes göttliches Geschenk, das ich dankbar hinnehme und mir zu eigen mache, jede Stunde, jede Minute mit Bewußtsein lebend und restlos auskostend.

Wäre nicht jenes furchtbare memento mori vor mir aufgeflammt, ich wäre vielleicht achtlos vorübergegangen an den tausend verborgenen Schönheiten der mich umgebenden Natur!

Jetzt blicke ich mit geschärften Sinnen hinein in die Werkstatt Gottes, lausche auf die intimsten Stimmen und beobachte mit tastendem Verständnis das Hinüber- und Herüberspinnen der zartesten Fäden um mich und in mir.

So lebe ich ein intensiveres Leben und merke es kaum, wie die Tage verrinnen und der Sommer vergeht.

Ich segne euch, ihr lichten nordischen Sommernächte!

* * *

Doktor Arnoldsen ist ein häufiger Gast in Lenorenhof. Wir haben uns so mit ihm eingelebt, daß wir schon anfangen ihn zu vermissen, wenn seine Kranken ihn zu sehr in Anspruch nehmen und mehrere Tage vergehen, ehe er sich wieder blicken läßt.

Tante bespricht alles mit ihm, wie mit einem nahen Angehörigen. Es besteht eine Art geistiger Wahlverwandtschaft zwischen diesen beiden, gleich hochgesinnten Menschen, die wohl beide herausfühlen:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten —"

Diese Anziehungskraft übt Tante auf den Doktor aus. In seinem Gebahren zeigt sich die, an die Hingebung eines Sohnes grenzende Verehrung, die er für sie hegt.

Das Gemeinsame, Gleichartige ihres Wesens tritt besonders scharf hervor bei der Erörterung ethischer Probleme. Es ist die gleiche Tiefgründigkeit, die keine Halbheit duldet und jeden unklaren, dunklen Begriff aufzulichten bestrebt ist. Man hat solchen Menschen gegenüber immer das Gefühl: sie geben sich nie ganz aus. Von der Fülle ihres Wissens, dem Reichtum ihres Gemüts, bleibt immer ein Rest, auch wenn das Thema bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt wird. Dabei ist der Doktor gleich entfernt von kleinlicher Pedanterie wie von oberflächlichem Brillieren mit seinem Wissen. Ich habe bis jetzt nur Männer kennen gelernt, die nach der einen oder andern Seite hinneigen. Unsre Petersburger Männerwelt des high life kennzeichnet eine alle Gebiete des Wissens und der Kunst streifende glänzende Konversation, eine geistreiche Schlagfertigkeit, die oft faszinierend wirkt, die aber geschickt jedes tiefere Eingehen auf einen Gegenstand zu vermeiden weiß.

Das ist mir nicht erst jetzt klar geworden. Ich habe mich oft darüber mit Maxime ausgesprochen, der mir Recht geben mußte, so sehr er auch in der Frage Partei war.

Die jetzige Generation der russischen Jugend bildet in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Sie hat ein festes Ziel vor Augen. Aber sie ist einseitig, und statt Vertiefung findet man ein Streben ins Grenzenlose, das wie ein sengender Gewittersturm alles vor sich niederreißt und keine Zeit hat, zu sichten und zu werten.

Der Grundzug von des Doktors Wesen ist Güte und warmherziges Verstehen, gepaart mit einer Feinfühligkeit, wie sie nur wenig Menschen eignet.

Es läge doch so nahe, daß er als Arzt mit mir des leidigen Katarrhs wegen spricht, mir Verhaltungsmaßregeln gibt ꝛc. Doch in der ganzen Zeit seines Verkehrs in Lenorenhof ist die Gesundheitsfrage nie berührt worden.

Als feiner Psychologe fühlt er, wie peinigend derartige Gespräche dem Leidenden sind, und vermeidet sie.

Doch gibt es eine Art unaufdringlicher Sorge und Rücksichtnahme, die uns wie ein Schutzwall umgibt, ohne uns zu bedrücken, da sie bei feinfühligen Menschen nur selbstverständlich erscheint; diese zarte fürsorgende Ritterlichkeit, die der Doktor im hohem Grade besitzt, schützt mich vor Überanstrengung oder Ermüdung.

Zuweilen steigt der törichte Wunsch in mir auf, er möge weniger zartfühlend sein und im Verkehr mit mir den Arzt zu seinem Rechte kommen lassen . . . und eine Frage brennt mir auf den Lippen. . .

Aber noch habe ich sie immer zurückgedrängt.

Zu ihm, glaube ich, könnte ich Vertrauen fassen, und, was er auch sagen würde — ich fühle es — es täte nicht weh.

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**
erscheint von jetzt an am 1./14. jedes Monats.

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Die nächste Nummer der
**„Deutschen Monatsschrift für Rußland“**
wird schon **am 1./14. Juni dieses Jahres** erscheinen.

**Assern — Rigascher Strand.**
**Deutsches Erziehungsheim für Mädchen,**
in unmittelbarer Nähe von Wald und Meer. Russische, Französische, Englische Konversation. Musik und Turnen.
Hausarzt. Bäder.
**Leiterin Fräulein J. von Grabbe,** Assern, Villa Grabbe.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.

Die **illustrierte** Zeitschrift

# „Technische Neuheiten“

**RIGA**

erscheint seit bereits 21 Jahren in deutscher Sprache mit russischer Übersetzung.
Der Abonnementspreis beträgt **2 Rubel** jährlich für **12 Nummern.**

**Alle** diejenigen, welche selbst Fabriken besitzen u. diese verbessern wollen oder zur Begründung neuer Unternehmen Maschinen anzuschaffen gedenken, werden in der Zeitschrift **vorteilhafte Notizen** finden.

Speziell **Maschinenhändler, reisende Maschinen-Agenten** und **gebildete,** über freie Zeit verfügende **Herren,** könnten aus den deutlich beschriebenen, mit Preisen und Abbildungen versehenen neuen Erscheinungen auf technischem Gebiete, vielfach Belehrung und **bei richtiger Verwendung der Mitteilungen, leicht größeren Gewinn erzielen.**




In unserem großen Reiche haben noch viele tausend Fabrik-Unternehmen Raum, aber nur solche Industrien oder Gewerbebetriebe können auf Erfolg und Nutzen rechnen, welche richtig organisiert u. mit den neuesten **bewährten besten Maschinen** ausgerüstet sind.

**Postfach № 165. Riga.**

## Rigascher Strand.

**Bilderlingshof** **Marienprospekt 8**

**Tel. 180.** **„Pension Strandhof“** **Tel. 180.**

**Pension I. Ranges, 5 Minuten vom Meere,** 5 Min. vom Bahnhof entfernt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Bäder im Hause. Für die Sommersaison **komfortabel eingerichtete Zimmer** in allen Preislagen **noch zu haben.**




**Die beliebtesten**

**Zigarren** und **Zigaretten**

**HABANERA**

zu haben überall.

Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers. — Buchdr. der „Revalschen Zeitung“. Reval.

MEINER HAENDE HOHES GLUECK
SCHAFF DAS TAGWERK
DASS ICH'S VOLLENDE



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 6. Reval, 1. (14.) Juni. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Rußland und die Bagdadbahn.

Von Dr. Paul Rohrbach. (Berlin.)

Zu den politischen Problemen des Orients, die während der letzten zwanzig Jahre das meiste Interesse in Anspruch genommen haben, gehört die sogenannte Bagdadbahn. Wenn man von früheren englischen Plänen zur Schiffbarmachung des Euphrat auf seinem ganzen Mittel- und Unterlauf und von dem gleichfalls zuerst in England ausgesprochenen Gedanken einer Euphratbahn von Damaskus oder einem anderen syrischen Platze zum Persischen Golf absieht, so ist der Plan einer modernen Verkehrsverbindung durch Syrien und Mesopotamien nach Bagdad zum ersten Male in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem früheren deutschen Ingenieuroffizier, Wilhelm von Pressel, ernsthaft bearbeitet worden. Außer den prinzipiellen Entschlußschwierigkeiten, mit denen solche weitaussehenden Ideen in der früheren Türkei verbunden waren, erschien es aber lange Zeit praktisch aussichtslos, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Allerdings hat die Türkei in der Zeit zwischen dem Pariser Frieden von 1856 und dem Ausbruch des Krieges mit Rußland 1877 dem europäischen Geldmarkt ungezählte Millionen auf dem Anleihewege entnommen. Diese Beträge hätten ausgereicht, um das ganze türkische Reich mit einem Netz von Eisenbahnen zu überziehen, aber sie waren zum allergrößten Teile in nutzloser und verschwenderischer Weise vergeudet worden. Bezeichnend für Zustände ist die Charakteristik, die einer der besten

Kenner der türkischen Finanzen, Charles Morawitz*), von dem Sultan Abdul Azis entwirft, der 1861 den Thron bestiegen hatte: „Höchst segensreich war seine Regierung für die wucherischen Bankiers von Galata, für die Waffenlieferanten und Architekten. Dieser unglückselige Sultan hatte eine Leidenschaft für kleine Pferdchen (ein bekanntes Hazardspiel), Musikkassetten, wilde Tiere, Panzerfregatten, 5%tige türkische Konsolidations-Obligationen und, nach dem Besuche der Pariser Weltausstellung von 1867, für grandiose Bauwerke. Folgende wohlverbürgte Anekdote mag von seinem Seelenleben eine Vorstellung geben: Als er auf seiner Reise nach Koblenz zur Zusammenkunft mit dem König von Preußen den Rhein entlang fuhr, fragte er, ob man diesen Strom ihm zu Ehren hergeleitet habe!" Unendliche Summen wurden durch den Bau der Marmorpaläste am Ufer des Bosporus verschlungen; noch größere verschwanden in den Tiefen des großherrlichen Harems und in den Taschen diebischer Günstlinge. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß auch europäische Schwindler und Betrüger kleinsten und größten Stiles ihr vollgerütteltes Maß an Gold, Silber und Papier durch die finanzielle Kopflosigkeit des Sultans erbeuteten.

Bis zum Jahre 1886 erfolgten alle Eisenbahnbauten in der asiatischen Türkei ziemlich planlos. Ausgehend von einer Anzahl von Hafenplätzen kamen fünf kurze Linien zustande, die alle in geringer Entfernung landeinwärts von der Küste endeten. Pressel arbeitete alsdann den ersten Gesamtplan für Anatolien, das Euphrat-Tigrisgebiet und Nordsyrien aus, und das wichtigste Stück innerhalb dieses Programms bildete die Fortsetzung der bei Km. 92 steckengebliebenen Linie von Haidar-Pascha, das am Bosporus gegenüber Konstantinopel liegt, nach Ismid am Marmara-Meer. Nach Presselś Idee sollte der Schienenweg zunächst von Ismid über Angora nach Diarbekir fortgesetzt und von Diarbekir südwärts auf Bagdad zu gegangen werden. Außerdem sah das Projekt eine Linie von Suedji bei Antiochien über Aleppo nach Diarbekir vor. Diarbekir war als Hauptknotenpunkt des türkischen Bahnnetzes in Vorderasien ausersehen. Am 8. Oktober 1888 erhielt eine unter Führung der Deutschen Bank stehende deutsche Gruppe die Betriebskonzession für die bestehende Linie von Haidar-Pascha nach Ismid und außerdem die Konzession zum Bau und Betrieb ihrer Fortsetzung bis Angora. Das war der praktische Anfang der Bagdadbahn. Die ganze Länge der Strecke von Haidar-Pascha bis Angora betrug 578 Km., und zwar wurde zur finanziellen Ermöglichung des Baus das System der sogenannten Kilometergarantie befolgt. Man setzte für die Kosten des Betriebes, der Verzinsung und der Amortisation für die Strecke Ismid-Angora die Summe von 13.000 Francs auf den Kilometer fest; die Differenz zwischen diesem Betrage und der faktischen Einnahme der Bahngesellschaft verpflichtete sich die türkische Regierung

*) „Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen". Berlin 1903. Seite 53.

zu decken. Diese Garantie wurde wiederum durch die Zehntsteuer der von der Eisenbahn durchzogenen Provinzen sichergestellt — eine Methode, die in der Folge auch beim Bau der Bagdadbahn in Anwendung kommen sollte. Im November 1892 wurde die Bahn Ismid-Angora eröffnet.

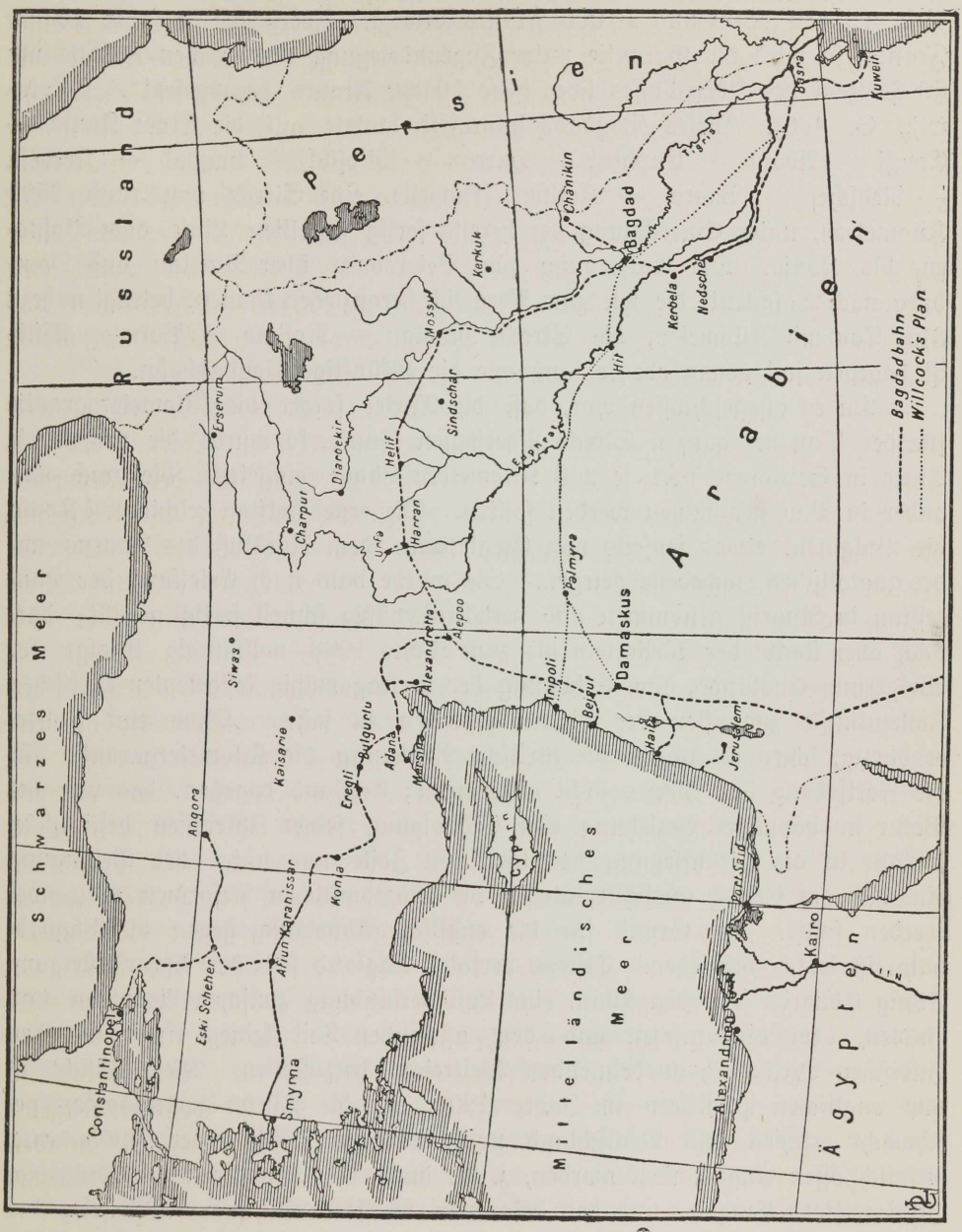
Von Anfang an hatten die beteiligten Stellen bei der Gründung der Baugesellschaft, der „Société du chemin de fer Ottoman d' Anatolie", den Gedanken, daß es sich nur um den ersten Abschnitt einer zukünftigen großen Magistrale von Konstantinopel nach Bagdad und dem Persischen Golfe handeln sollte. Es fragte sich nur, welche Linienführung hierfür einzuschlagen war: nördlich oder südlich von der großen Salzwüste, die das Innere von Kleinasien erfüllt. Aus der Tatsache, daß Angora als Zielpunkt der Stammstrecke gewählt wurde, läßt sich der Schluß ziehen, daß ursprünglich die Umgehung der Wüste auf einer nördlichen Route beabsichtigt war. Wenige Monate nach der Vollendung der Strecke bis Angora, im Februar 1893, erhielt die anatolische Bahngesellschaft gleichzeitig die Konzessionen für eine 384 Kilometer lange Fortsetzung der Angoralinie bis Kaisarie und für eine Abzweigung von Eski-Schehir, halbwegs vom Bosporus nach Angora, über Afiun-Karahissar nach Konia, zusammen 445 Km. Die erstere Strecke verlief nördlich der Wüste, und sie oder eine Variante über Siwas sollte die eigentliche Fortsetzung in der Richtung auf Bagdad bilden — über Charput, Diarbekir und Mossul; die zweite, südlichere, die zunächst von geringerer Bedeutung schien, wurde aber aus politischen Gründen bevorzugt, und der Bau von Angora nach Kaisarie unterblieb überhaupt. Der Grund hierfür war ein von russischer Seite erhobener Einspruch. Die russische Politik hielt es für den Interessen Rußlands nicht entsprechend, wenn sich im nördlichen Teil Kleinasiens bedeutende türkische Eisenbahnlinien entwickelten, während im russischen Kaukasusgebiet die Bahnen noch sehr zurück waren und eine Schienenverbindung zwischen dem europäischen Rußland und Transkaukasien überhaupt nicht existierte. Rußland schloß daher in der Folge mit der Türkei ein Abkommen, wonach östlich von Angora in der Nordhälfte der anatolischen Halbinsel Bahnen entweder nur direkt auf Kosten und im Betriebe der türkischen Regierung oder mit Hilfe des russischen Kapitals gebaut werden sollten. Die erstere Möglichkeit hielt man mit Rücksicht auf die türkische Finanzlage für höchst unwahrscheinlich, und im zweiten Falle wären die vom russischen Standpunkt aus erforderlichen politischen Garantien von selber gegeben gewesen.

Die Strecke Eskischehir-Konia wurde im Juli 1896 eröffnet. Das Anlagekapital betrug ca. 177 Millionen Franks, und zwar ausschließlich deutsches Kapital, das von der Deutschen Bank in Berlin beschafft wurde. Mit dem Februarvertrage von 1893 trat zum ersten Mal die Fortsetzung des anatolischen Bahnsystems bis Bagdad offiziell in Sicht, denn die Konzessionsurkunde enthält folgende Bestimmungen: „Der Konzessionär (die anatolische Bahngesellschaft) verpflichtet sich, sobald die Linie Haidar Pascha-Angora durch

drei aufeinander folgende Jahre eine Bruttoeinnahme von 15.000 Franks per Jahr und Kilometer erzielt hat, die Linie nach vorhergegangener Verständigung mit der Regierung bis Siwas zu verlängern. Er verpflichtet sich, gleichfalls nach vorher eingeholtem Einverständnisse mit der Regierung, die Linie von Siwas bis Diarbekir und Bagdad fortzusetzen, sobald die Linien Haidar Pascha-Angora-Cäsarea und Eskischehir-Konia soviel Bruttoertag liefern, daß sie auf Garantien keinen Anspruch mehr haben. Die für die genannten Verlängerungsstrecken zu bewilligenden Garantien sollen durch beiderseitige Vereinbarung festgesetzt werden. Ungeachtet der vorstehenden Bestimmungen kann die Regierung zu jeder beliebigen Zeit verlangen, daß die Bahn von Cäsarea nach Bagdad fortgesetzt werde, wenn sie die von beiden Parteien dafür erforderlich erachteten Garantien aufweist".

Schon lange bevor die Möglichkeit der Kostendeckung für Bahnbetrieb und Kapitalverzinsung ohne Inanspruchnahme der Garantie praktisch in Frage kam, interessierte sich aber die türkische Regierung lebhaft für den Weiterbau, und da wie gesagt Rußland Widerspruch gegen die Führung der Magistrale über Kaisarie-Charput oder vollends über Siwas-Charput erhob, die Türkei aber den Konflikt mit Rußland scheute, so blieb nur die südliche Trace übrig. Ein so weittragendes Projekt konnte die Deutsche Bank aber nicht mehr hoffen unter Ausschaltung des politischen Moments, d. h. im Falle der Südlinie der englisch-französischen Eifersucht, auszuführen. Es wurden zunächst Verhandlungen mit einer englischen Gesellschaft angeknüpft, die eine Eisenbahn von Smyrna nach Aïdin im südwestlichen Kleinasien betrieb, und als diese erfolglos blieben, mit der Banque Ottomane, der Repräsentantin der französischen Eisenbahngesellschaft Smyrna-Cassaba. Diese führten endlich zum Ziel, und im Mai 1899 konnte eine Assoziation zur gemeinsamen Betreibung des Bagdadbahnprojekts mit den Franzosen geschlossen werden. „Zwei Administratoren der anatolischen Gesellschaft traten in den Verwaltungsrat der Smyrna-Cassaba Gesellschaft und zwei Direktoren dieser Sozietät wurden zu Verwaltungsräten der anatolischen Bahnen gewählt. Die Anteile an dem zum Bau der Bagdadlinie erforderlichen Kapital sind für die durch die Ottomanbank vertretene französische Gruppe mit 40 Prozent, für die durch die Deutsche Bank repräsentierte Gruppe mit 60 Prozent festgesetzt worden. Die beiden Gruppen haben sich zu gemeinsamem Vorgehen in allen, die kleinasiatischen Eisenbahnen berührenden Fragen vereinigt". (Morawitz, S. 458).

Im Dezember 1899 wurde zwischen dem türkischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten und dem Direktor der Deutschen Bank Dr. v. Siemens ein vorläufiges Abkommen und am 21. Januar 1902 ein definitiver Vertrag abgeschlossen, durch die der neuen Bagdadbahngesellschaft resp. der Deutschen Bank die Konzession für die Linie Konia-Bagdad-Basra und mehrere Zweigstrecken auf 99 Jahre erteilt wurde, unter gleichzeitiger Verlängerung der




Konzessionen für das bereits bestehende, in Angora und Konia endigende Netz auf den gleichen Zeitraum. „Die Regierung garantierte dem Konzessionär eine Annuität von 12 000 Franks per km. für den Zinsen- und Amortisierungsdienst des Baukapitals und 4500 Francs per km. für Betriebskosten.

Diese Garantie verringert sich um den Ertrag der Bruttoeinnahme, wenn sich diese zwischen 4500 und 10 000 Francs bewegt. Übersteigt sie aber 10 000 Francs, so wird die Garantie unter Zugrundelegung des gleichen Kalküls um 60 Prozent des Überschusses über diese 10 000 Francs herabgesetzt". (Morawitz, S. 460). Dieses Bagdadbahnprojekt lautete auf die Trace Konia — Eregli — Adana — Euphrat — Harran — Mossul — Bagdad — Kerbela — Nedschef — Basra — Kasima (Kuweit), eine Strecke von rund 2500 Kilometern, unter Einrechnung der bereits fertig gestellten Linie vom Bosporus bis Konia. Die Entfernung von Petersburg über Moskau und Orenburg nach Taschkent, die wir zum Vergleich heranziehen können, beträgt nahezu $3^1/_2$ Tausend Kilometer; die Strecke Moskau — Rostow — Baku — Tiflis ist dagegen fast genau ebenso lang wie die zukünftige Bagdadbahn.

Da es ausgeschlossen war, daß die Türkei sofort die Kilometergarantie für den Bau der ganzen Strecke sicherstellen konnte, so wurde die projektierte Trace in Sektionen von je 200 Kilometern Länge eingeteilt, die nach einander in Bau genommen werden sollten. Die erste Sektion reichte von Konia bis Bulgurlu, etwas jenseits von Eregli nahe dem Nordfuß des Taurus auf der anatolischen Hochebene gelegen. Sie wurde bald nach Erteilung der Konzession in Angriff genommen und verhältnismäßig schnell fertig gestellt; darnach aber stockte der Weiterbau bis zum Jahre 1908 vollständig infolge der Weigerung Englands, eine Erhöhung der vertragsmäßig festgelegten türkischen Zolleinkünfte zugunsten des Baues eintreten zu lassen. Ohne eine Zollerhöhung, schien es, konnte die türkische Regierung die Kilometergarantie für die Fortsetzung des Werkes nicht aufbringen; England dagegen, das von der Bahn in doppelter Beziehung eine Schädigung seiner Interessen befürchtete, willigte in die Heraufsetzung der türkischen Zölle nur unter der Bedingung ein, daß der Ertrag ausschließlich für die Mazedonischen Reformen verwendet werden sollte. Der Grund für die englische Abneigung gegen die Bagdadbahn ist leicht einzusehen. Erstens verfolgt England seit der Thronbesteigung König Eduards VII. den Plan, eine Landverbindung zwischen Aegypten und Indien, dem afrikanischen und dem asiatischen Teil seines rings um den Indischen Ozean sich ausdehnenden Weltreichs, herzustellen. Diese Absicht ist von englischen Politikern im Jahre 1900, als die Türkei hoffnungslos geschwächt erschien und Deutschland noch nicht im Besitz seiner Flotte war, ziemlich offen eingestanden worden, z. B. durch den damaligen Vizekönig von Indien, Lord Curzon, und den bekannten Wasserbauingenieur Willcocks, der ein Projekt der Kolonisierung des Euphrat- und Tigrisgebiets mit ägyptischen und indischen Bauern, also englischen Untertanen, aufstellte, bei gleichzeitiger Erneuerung der antiken Bewässerungsanlagen unter englischer Leitung. Ebenso diente das Abkommen zwischen England und Rußland über Persien vom 31. August 1907, wodurch an England die ausschließliche politische Kontrolle über einen Teil von Südpersien (und die Gewässer des Persischen Golfs)

überlassen wurde, der Annäherung an das gewünschte Ziel. Sobald aber die Türken in den Besitz einer Eisenbahnverbindung zwischen Konstantinopel und Bagdad gelangen, sind sie natürlich imstande, jederzeit genügende Truppenmassen in das Vilajet von Bagdad — heute das arabische Irak genannt, im Altertum Babylonien — zu werfen, um eine englische Invasion, die zu Wasser von Indien über den Persischen Golf und weiterhin auf dem schiffbaren Tigris erfolgen müßte, zu verhindern.

Der zweite Grund, aus dem England die Bagdadbahn auch schon weit diesseits Bagdad als eine Unbequemlichkeit, ja als eine direkte Gefahr empfindet, ist der, daß mit ihrer Hilfe ein militärisches Unternehmen großen Stils gegen Aegypten in den Bereich der Möglichkeit tritt, sobald der Bau bis Aleppo, der Hauptstadt von Nordsyrien, vorgeschritten ist. Nach dem ursprünglichen Projekt sollte Aleppo nicht direkt, sondern nur durch eine Zweiglinie berührt werden; der gegenwärtige Plan sieht dagegen eine Führung der Magistrale selbst mit einer Ausbuchtung nach Süden über Aleppo vor. Aleppo ist der nördliche Endpunkt des syrischen Bahnsystems, der Damaskus-Beirut-Aleppobahn und der Mekkabahn, mit ihren verschiedenen Abzweigungen, von denen eine bei Haifa am Fuße des Vorgebirges Karmel das Mittelmeer erreicht. Mit Hilfe dieser verschiedenen Schienenwege wird es in ziemlich kurzer Zeit möglich sein, im Kriegsfall eine moderne Armee per Eisenbahn bis auf eine Entfernung von einigen hundert Kilometern Fußmarsch an den Suezkanal heranzubringen, und es ist begreiflich, daß diese Perspektive England nicht gerade erfreut. Man braucht sich nur zu denken, daß sich bei einem englisch-deutschen Kriege die Türkei als Bundesgenosse auf die Seite Deutschlands stellt, und man wird leicht einsehen, daß etwaige englische Angriffspläne gegen Deutschland durch die Eventualität einer türkischen Diversion mit Hilfe der Bagdadbahn in der Richtung gegen Aegypten eine starke Dämpfung erleiden müssen.

Während der Jahre zwischen der Erteilung der Baukonzession für die Bagdadbahn und der türkischen Revolution vom Sommer 1908 schien diesen englischen Befürchtungen keine besondere Aktualität inne zu wohnen, weil der Bau infolge der Unmöglichkeit einer genügenden Garantiebeschaffung stockte. Seitdem aber haben sich Mittel gefunden, um die Zahlung der Kilometergarantie im Bedarfsfalle zu sichern und zwar aus den Überschüssen der Dette Publique Ottomane, der Verwaltung der öffentlichen Schuld. Diese Einkünfte bilden im türkischen Budget eine feste Gruppe, die für den Zinsendienst der auswärtigen Anleihen bestimmt ist; ergibt sich, daß nach Regulierung dieser Verpflichtungen die betreffenden Einnahmequellen ein Plus aufweisen — die Verhältnisse hatten sich zu der Zeit gerade günstig entwickelt — so kann die Regierung für allgemeine Zwecke darüber verfügen. Der tatsächliche Beginn der Bauarbeiten auf der Strecke zwischen Eregli und Adana erfolgt erst Ende 1909; 1910 und 1911 ist das Werk gleichzeitig an verschiedenen

Punkten, von Adana, von Aleppo und von Bagdad aus, in Angriff genommen worden, und seine Vollendung kann nach dem gegenwärtigen Stande der Arbeiten für 1916 oder 1917 erwartet werden.

Das besondere Verhältnis Rußlands zur Bagdadbahn kam nach einer längeren Pause zum ersten Mal wieder bei der Zusammenkunft des deutschen und des russischen Kaisers in Potsdam am 4. November 1910 zur Sprache. Der russische Minister des Auswärtigen Ssasonow bemerkte hierüber am 8. November 1910 gegenüber einem Mitarbeiter der Zeitung Nowoje Wremja: „Die Berliner Begegnung hat auch die persische Frage klargelegt, die von einem Teile der Presse furchtbar aufgebauscht wird. Deutschland erkennt Rußlands Sonderinteressen in Nordpersien an und wird dort keine Konzessionen anstreben. Es wünscht aber, wenn Rußland in Nordpersien Eisenbahnen baut, daß die deutschen Interessen, die mit der Bagdadbahn verbunden sind, gewahrt werden." Die deutschen Interessen, von denen der Minister spricht, beziehen sich auf die zukünftige Verbindung zwischen der Bagdadbahn und dem von Rußland geplanten persischen Bahnsystem. Die Bagdadbahn soll von Sadijé aus, einer Station nahe nördlich von Bagdad, durch eine Zweiglinie mit dem türkisch-persischen Grenzort Chanikin verbunden werden. Dieses Chanikin liegt an der uralten Karawanenstraße, die aus der babylonischen Tiefebene nach dem Hochland von Iran hinaufführt. Sie verband im Altertum die Königsstädte Babylon — Ktesiphon mit Ekbatana und Susa. Ekbatana ist das heutige Hamadan; es liegt ebenso wie das wichtige Kirmanschah, das die Route nach Chanikin und Bagdad beherrscht, innerhalb der durch das Abkommen zwischen Rußland und England bezeichneten russischen Interessensphäre. Rußland plant den Ausbau eines Bahnnetzes in Persien, das sich, der Ausdehnung des russischen Einflußgebiets entsprechend, in der Hauptsache in westöstlicher Richtung erstrecken müßte. Die festen, von Natur gegebenen Ansatzpunkte sind Täbris in Aserbeidschan, das nur eine kurze Strecke von dem gegenwärtigen Endpunkt der russischen Bahnen in Transkaukasien, Dschulfa am Araxes, entfernt liegt, und Meschhed in Chorassan, an das die mittelasiatische oder transkaspische Eisenbahnlinie ebenfalls nahe heranreicht. Mitten inne zwischen den Hauptstädten des Ostens und Westens von Russisch-Persien, Täbris und Meschhed, liegt die Residenz Teheran. Diese nordpersische Magistrale Dschulfa — Täbris — Teheran — Meschhed — Merw würde, für sich allein betrachtet, freilich außer Zusammenhang mit der Bagdadbahnfrage stehen. Es ist aber unmöglich, wenn in Persien überhaupt Bahnen gebaut werden, ein so wichtiges Wirtschafts- und Verkehrszentrum wie Hamadan nicht mit anzuschließen. Außerdem besteht der Plan einer durchgehenden, gemeinsam mit russischen und englischen Mitteln herzustellenden Verbindung zwischen dem westlichen Persien und der augenblicklichen Endstation des anglo-indischen Netzes, Nuschki in Beludschistan. Der Gedanke, auf dem Wege durch Deutschland, Rußland und Persien einen direkten Eisenbahnverkehr

zwischen Europa und Indien ins Leben zu rufen, der von verschiedenen Seiten eine Zeitlang erwogen wurde, ist allerdings wegen des unverhältnismäßigen Umwegs, der gemacht werden müßte, nicht ernsthaft zu diskutieren; „Indien über Rußland" kann nicht eher eine große Weltverkehrsroute werden, als bis auf englischer Seite die Bedenken gegen einen russisch-englischem Bahnbau in Afghanistan fallen gelassen sind. Dagegen ist, sobald einmal das Bagdadbahnsystem bis Chanikin und die russisch-persischen Bahnen bis Hamadan reichen, die Erbauung der Verbindungsstrecke Hamadan — Kirmanschah — Chanikin eine absolute Notwendigkeit. Von Hamadan muß auch die Abzweigung der russisch-englischen Bahn über Ispahan, Jesd und Kirman nach Nuschki erfolgen.

Im Herbst 1911 wurden die allgemeinen Potsdamer Abmachungen zwischen Rußland und Deutschland dahin präzisiert, daß Rußland zusagte, die Verbindungsstrecke von Hamadan nach Chanikin zu bauen, sobald es die nordpersischen Bahnen in Angriff nimmt. Für die Bagdadbahn ist dieses Einverständnis aus dem Grunde wichtig, weil sie auf der Strecke von Chanikin über Bagdad nach Kerbela und Nedschef voraussichtlich eine große Anzahl von persischen Muhammedanern, Schiiten, nach den heiligen Städten jenseit des Euphrat zu befördern haben würden. Kerbela und Nedschef sind die Grabstätten der heiligen Imame des Schiitismus und werden schon jetzt zu Fuß und zu Pferde von vielen Tausenden persischer und russischer Schiiten besucht. Sogar die Leichen von verstorbenen Gläubigen werden massenweise dorthin gebracht. Dieser Pilgerverkehr würde durch die genannte Bahnverbindung zum Nutzen der Bagdadbahn einen bedeutenden Aufschwung nehmen.

Von Seiten russischer Interessenten wurde nun geltend gemacht, daß die Verbindung Persiens mit der Bagdadbahn den europäischen, namentlich den deutschen und englischen Waren, einen vorteilhaften Zugang in das westliche und südwestliche Persien eröffnen und daß die russische Exportindustrie den Nachteil davon haben würde. Bekanntlich hat Rußland im Laufe des letzten Jahrzehnts die Hauptmasse des persischen Handels an sich gezogen und sogar England, das früher bei weitem an erster Stelle kam, um ein Bedeutendes geschlagen. Der russische Handel nach Persien wird durch Exportprämien und Zollvergütungen unterstützt, aber trotzdem besorgen namentlich die Moskauer Fabrikanten und die südrussischen Zuckerindustriellen einen erfolgreichen Wettbewerb des westeuropäischen Imports über Bagdad. Jedoch hat sich die russische Regierung zu dem Versprechen des Bahnbaus nach Chanikin entschlossen, weil sie sicher war, auf diese Weise politisch wie wirtschaftlich in ganz Nordpersien deutsche Bestrebungen auszuschalten. Deutschland hat zwar direkt keine politischen Interessen in Persien, weder im Norden noch im Süden des Landes, aber es befindet sich durch seine Beziehungen zur Türkei auch der persischen Frage gegenüber in einer nicht ganz einfachen Lage. Für das Jungtürkentum bedeutet die Besorgnis, daß Persien eines

Tages aus der Reihe der selbständigen muhammedanischen Staaten verschwinden könnte, eine sehr peinliche Frage vom allgemein islamischen Standpunkt aus. Soll aber Persien durchaus dem russischen und englischen Einfluß anheimfallen, so wünschen die Türken wenigstens ein Stück von Aserbeidschan, die Gegend am Urmiasee, für sich reserviert zu sehen, und sie rechnen, ebenso wie gegenwärtig in ihrem Kriege mit Italien, auf die guten Dienste Deutschlands zur Wahrnehmung ihrer Interessen. Ist nun die deutsche Polotik in der Lage, den Türken als Gegenwert dafür, daß Deutschland von einer Unterstützung ihrer politischen Wünsche in Persien absieht, die finanziell vorteilhafte Eisenbahnverbindung Bagdad-Hamadan auf Grund der Verständigung mit Rußland anzubieten, so darf angenommen werden, daß das politische Moment in Bezug auf Persien aus den deutsch-türkischen Beziehungen zum Vorteil Rußlands ausscheidet. In ökonomischer Hinsicht würde sich allerdings der Betätigung des deutschen Kapitals in Persien, z. B. durch Gründung von Banken und ähnlichen Unternehmungen, ein an sich vorteilhaftes und unpolitisches Feld eröffnen. Trotzdem war man russischerseits von dem zeitweilig aufgetauchten Gedanken, deutsche Kapitalien in persischen Unternehmungen anzulegen, nicht angenehm berührt, aus Rücksicht auf die möglicherweise zu befürchtenden Verwicklungen und auf die geschäftliche Konkurrenz. Die Frucht der Verständigung mit Deutschland war auch hier der Rückzug der deutschen Finanz- und sonstigen Wirtschaftsinteressen aus Persien.

Was schließlich die große Politik betrifft, so bedeutet die Bagdadbahn, wie wir das im ersten Teil dieses Aufsatzes ausgeführt haben, insofern eine Verstärkung der vorhandenen Friedensbürgschaften, als die kriegerische Richtung in England sowohl gegenüber der Türkei als auch gegenüber Deutschland voraussichtlich zu größerer Besonnenheit veranlaßt werden wird, sobald die Vollendung der Bahn die englische Politik nötigt, sowohl die Deckung für Aegypten statt auf militärischem Wege durch Pflege politischer Freundschaftsverhältnisse mit der mitteleuropäischen Mächtegruppe zu suchen, als auch dem Gedanken eines Konflikts mit Deutschland prinzipiell mit größerer Vorsicht gegenüberzustehen. Da Rußland nach den Versicherungen seiner Staatsmänner und nach den Bedürfnissen seiner allgemeinen Lage ebenfalls auf der Seite des Friedens in Europa steht, so kann also auch in dieser Hinsicht aus der Vollendung des Bagdadbahnprojekts keine Schädigung der russischen Interessen abgeleitet werden. Falls es, wie zweifellos anzunehmen, in nicht allzu ferner Zukunft zum Ausbau der persischen Bahnen kommt, so würde dabei nicht nur das politische, sondern auch das finanzielle Interesse Rußlands stark engagiert werden, denn es ist nicht daran zu denken, daß Persien aus eigenen Mitteln Eisenbahnen bauen kann. Abgesehen davon, daß die russische Eisenindustrie einen bedeutenden Vorteil von der Herstellung von soundsoviel tausend Kilometern russisch-persischer Bahnen haben wird, muß das ganze Netz doch auch seine Betriebskosten decken und Zinsen samt Amortisation für das hineinge-

steckte Kapital aufbringen. Ein Verkehr größeren Stils, sowohl für Personen, als auch für Postsendungen und Frachten, wird sich auf den persischen Bahnen aber erst dann mit Sicherheit entwickeln, wenn sie an das große Verkehrsnetz der Bagdadbahn und damit an den durchgehenden Weltverkehr von und nach dem Orient und dem mittlern Osten eingeschlossen sind. Alle großen Verkehswerke dienen nicht nur dem Frieden, sondern auch dem wirtschaftlichen Fortschritt der von ihnen aufgeschlossenen Länder, und je umfassender die Verbindungen eines jeden territorialen oder internationalen Verkehrssystems sind, desto besser pflegt sich seine Rentabilität zu entwickeln!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Kulturleben und Geschichte des Schwarzmeergebietes.

Von Prof. Ernst v. Stern. (Halle a. S.)

(Schluß.)

Der Gesammteindruck, der sich aus dem Studium des archäologischen Materials gewinnen läßt, kann etwa dahin zusammengefaßt werden: wir haben eine ionische Niederlassung vor uns, deren Bevölkerung Fischerei und Handel treibt. Die Wohnungsverhältnisse in der Kolonie sind sehr primitiv, die Bevölkerung lebt einfach, — Gold und reicher Schmuck findet sich selten; aber die Handelsbeziehungen reichen bis Ägypten, — die vielfach gefundenen Skarabäen aus dem VII. Jahrh., die Naukratisscherben beweisen es deutlich. Fische, Getreide und Tonwaren sind die hauptsächlichsten Export- und Importartikel. Die feine importierte Tonware versteht die Bevölkerung zu schätzen, ebenso wie die benachbarten Skythenstämme, die teilweise unter griechischen Einfluß geraten. Als Wertmaß dienen die „Fischchen" meist in Gestalt von Delphinen, selten in der von Butten, und die großen „Asse" mit dem Athena- oder Medusakopf, die in Olbia geprägt werden. Zum großen Teil ist die Bevölkerung, ganz im Gegensatz zu den jetzt nach 2500 Jahren umwohnenden Fischern, alphabet. Zahlreiche in Tonscherben eingekratzte Zuschriften, sogenannte „Graffits" in rein ionischer Schrift, mit Weihungen an Götter, oder Besitzerinschriften oder Inschriften scherzhaften Inhaltes (z. B. „Niemand wird mich stehlen" auf dem Boden eines einfachen Kochtopfes) lassen darüber keinen Zweifel aufkommen.

Der Inhalt der Kindergräber mit ihrem Spielzeug und andern Einzelheiten gestattet uns Einblick in das Leben und Treiben der Zeit zu gewinnen. Hier seien zwei als Illustrationsproben angeführt: In einem der runden Brunnen waren derart viel Scherben von feinen ionischen Schalen angehäuft, daß sich daraus an 100 solcher Schalen rekonstruieren ließen: man sieht es dabei

noch lebendig vor sich, wie die schönen Joniermädchen zum Brunnen gingen, um Wasser zu schöpfen, und hier nun plauderten und scherzten oder dem Liebeswerben eines Jünglings ihr Ohr liehen und, dadurch zerstreut, die wertvollen Schalen in den Brunnen fallen ließen. Oder ein anderes, grausiges Bild: in einem der viereckigen Brunnen, der in seinen obcren Schichten Abfälle aller Art enthielt und offenbar im Altertum schon zugeschüttet war, lagen ganz unten im Grunde Knochen- und Schädelreste eines Pferdes und eines Menschen; am Finger einer Hand war noch ein Bronzering erhalten. Da oberhalb dieser Überreste sich ionische Scherben fanden, gehört dieser Brunnensturz noch in das VI. Jahrh. v. Chr. Ob wir es mit einem Unglücksfall oder, worauf die Anwesenheit des Pferdes hinweist, mit der Beiseiteschaffung eines feindlichen Skythen zu tun haben, mag der Leser sich ausmalen. Solche und ähnliche Einzelbeobachtungen, wie die hier angeführten, lassen sich nicht nur in Berezan machen, sondern in Fülle auf allen Punkten der griechischen Kolonien im Schwarzmeergebiet: sie helfen uns, das Skelett der archäologischen Daten gleichsam mit Fleisch und Blut zu umkleiden, und gestatten der nachschaffenden Phantasie des Forschers, welcher der Historiker ebenso bedarf, wie der Dichter, ein lebendiges Bild dieser altersgrauen Zeiten zu gewinnen.

Zu Ende des VI. Jahrh. v. Chr. wird dann diese ionische Kultur durch den überhand nehmenden attischen Einfluß verdrängt; wir dürfen dieses Prävalieren Athens wohl mit dem Glanz der Pisistratidenherrschaft in direkten Zusammenhang setzen. Nicht nur in Berezan läßt sich diese Beobachtung machen; in Olbia, Pantikapaion, Phanagoria, Gorgippia u. s. w. haben wir die gleiche Erscheinung; schwarzfigurige attische Tonware, hier und da ein Stück rotfiguriger Ware strengen Stiles herrscht überall vor, — und weit nach Norden hinein ins Festland geht dieser Einfluß; die milesische Kulturwelle wird von der attischen abgelöst, die weitergehend und stärker erscheint.

Dann kommt eine jähe Unterbrechung, wohl durch die Perserkriege hervorgerufen: Vasen aus der Übergangszeit vom rotfigurigen strengen Stil zum freien finden sich fast garnicht. Erst seit der Pontusexpedition des Perikles um die Mitte des V. Jahrh. v. Ch., der Begründung des athenischen Hafenplatzes Nymphaion in der Krim, dem wahrscheinlichen Anschluß der wichtigen Hafenstädte Olbia, Pantikapaion (Kertsch) und anderer an den attischen Seebund und der Pontusfahrt des Alkibiades faßt Athen wieder festen Fuß im Schwarzmeergebiet; die massenhaft gefundenen attischen Vasen des schönen, malerischen Stils, attische Terrakotten, das Vorherrschen der attischen Sprache auf den Steininschriften beweisen, daß auch noch nach dem Fall des attischen Reiches der attische Handel und damit auch Athens Einfluß während des ganzen IV. Jahrh. im heutigen südrussischen Küstengebiet maßgebend geblieben ist, so lange Athen als Großstadt, als Fabrikations- und Konsumszentrum bestand.

Aber freilich politisch war das Kolonialgebiet selbständig und unabhängig geworden. Über die staatliche Organisation in den Pontusstädten am Aus-

gang des VI. und während des V. u. IV. Jahrh. schweigt unsere literarische Überlieferung. Herodot, der um die Mitte des V. Jahrh. Olbia besucht hat, interessierte sich natürlich viel mehr für das Leben und die Sitten der indigenen Bevölkerung, als für die Verfassung der griechischen Stadt. Ihm verdanken wir wichtige Nachrichten über die Natur des Landes, die Gebräuche der einzelnen Stämme, die es bewohnen, und lebensvolle Schilderungen (z. B. in der Geschichte des Skythenkönigs Skyles) über das siegreiche Vordringen griechischer Sitten und Anschauungen: ein Skythenstamm, der am Bug wohnte, erscheint, wie sein Name beweist, schon halb gräzisiert. Die Lücke, die der alte griechische Geschichtsschreiber durch sein Schweigen über die von ihm als bekannt vorausgesetzte Verfassung der griechischen Schwarzmeerstädte gelassen, füllt nun zum Teil das archäologische Material aus, das durch die Ausgrabungen helfend und unsere Kenntnisse fördernd hinzugetreten ist.

Ob ursprünglich Dynasten oder Tyrannen an der Spitze von Olbia standen, läßt sich auf Grund der Aufschriften auf den großen Münzen nicht mit Bestimmtheit entscheiden; sicher aber ist, daß Olbia, nach den Inschriftenfunden zu urteilen, sich im Laufe des V. u. IV. Jahrh. v. Ch. zu einem blühenden und mächtigen Stadtstaat enwickelt hat, mit einem vielköpfigen Verwaltungsapparat, mit Rat und Magistraten, — zu einem Stadtstaat, der auswärtige Beziehungen pflegte und dessen reiche Bürger für die Befestigung der Stadt und den Schmuck der Heiligtümer sorgten. Die Mauerreste des IV. Jahrh., die bei den Ausgrabungen aufgedeckt sind, die schier unerschöpflich reichen Nekropolen dieser Zeit, die so viele Museen und Privatsammlungen mit ihren Schätzen an schönem Goldschmuck und künstlerischer Keramik gefüllt haben, zeugen von der großen Bedeutung dieses äußersten Vorpostens griechischer Kultur.

In Pantikapaion hatte sich während dessen das Geschlecht der Spartokiden — wohl thrakischen Ursprungs — der Herrschaft bemächtigt und erweiterte Schritt für Schritt seine Macht: die bei den Ausgrabungen gefundenen Inschriften dieser Herrscher zeigen in ihrer Titulatur, daß nicht nur die umwohnenden Barbarenstämme weit nach Osten und Norden hin den Herren von Pantikapaion-Bosporos untertänig waren, sondern daß auch die anderen Griechenstädte in der Krim, Nymphaion, Phanagoria, Kimmerion, und schließlich auch nach hartem Kampf Theodosia dem bosporanischen Reich einverleibt wurden, das mächtig seine Herrschaft über ein bedeutendes Gebiet des heutigen Süd-Rußland entfaltete.

Nur *eine* Stadt in Taurien bewahrte ihre Unabhängigkeit: das erst am Ende des V. Jahrh. v. Ch. vom dorischen Heraklea gegründete taurische Chersonesos an der heutigen Quarantänebucht, nicht weit von Sewastopol. Obgleich diese Stadt ununterbrochen bis zur Türkenzeit bewohnt gewesen ist, so ist doch durch die systematischen Ausgrabungen der letzten zwanzig Jahre genügendes inschriftliches, numismatisches und keramisches Material zu Tage gefördert, um eine Vorstellung von der Verwaltung und Bedeutung von

Chersonesos in dieser Frühzeit zu gewinnen: fällt auch seine Glanzperiode in die byzantinische Epoche, so läßt sich doch auf Grund der Funde erkennen, daß Chersonesos schon im IV. u. III. Jahrh. v. Ch. ein wohlverwalteter, gut befestigter Stadtstaat war, der seinen dorischen Charakter streng bewahrt hat und dessen Gebiet sich von Eupatoria bis Balaklawa erstreckte.

Anschaulicher noch, als über die politische und kommerzielle Entwickelung der Schwarzmeerkolonien in dieser Zeit gestatten uns die Ausgrabungsresultate über das Kulturleben in dem uns interessierenden Gebiet zu urteilen. Es sei hier besonders betont, daß es sich dabei nicht etwa nur um die Funde im Weichbild der Griechenstädte und ihrer Nekropolen handelt: weit ins Land hinein, das ganze Bugufer entlang vom Meer bis nach Nikolajew, im Dnjeprgebiet bis hinter Jekaterinoslaw, im Chersoner Gouvernement und im Kijewer, den Dnjestr hinauf bis hinter Tyras, im Flußgebiet des Kalmius und noch an vielen anderen Punkten — überall sind die Spuren dieser hochentwickelten griechischen Kultur von der archäologischen Forschung aufgedeckt worden. Der berühmte Kertscher Goldsaal in der Kaiserlichen Ermitage in Petersburg ermöglicht jedem Besucher, ein Bild zu gewinnen vom Reichtum der Bosporanischen Kaufherren in dieser Zeit; und doch ist dieses Bild noch lange nicht der Wirklichkeit entsprechend; nur wer übersieht, was an hier gefundenen Kunstgegenständen in die verschiedenen Provinzialmuseen und Privatsammlungen und leider auch in großer Zahl ins Ausland bis nach Amerika hin abgeflossen ist, dürfte das richtige Augenmaß für den enormen Reichtum dieser materiellen Kultur gewinnen.

Läßt man die große Masse der Funde vor dem geistigen Auge Revue passieren, so drängt sich eine nicht uninteressante Beobachtung auf. Die Kaufherren am schwarzen Meere des V. u. IV. Jahrh. v. Ch., die Athen die Hälfte seines Getreidebedarfs lieferten, ihr Heim mit den schönsten Vasen und Terrakotten aus dem Mutterland schmückten und selbst Künstlern wie Praxiteles Bestellungen gaben, bewahrten in den lokalen Kunstarbeiten, besonders in der Toreutik, und in ihren religiösen Gebräuchen, vor allem im Grabbau und Beerdigungszeremonial, Geschmack und Anschauungen, von denen das Mutterland im V. u. IV. Jahrh. nichts mehr wußte. Die Kertscher Kuppelgräber erscheinen gleichsam als Fortsetzung mykenischer Tradition, und Technik und Form des Goldschmuckes aus den Gräberfunden des V. u. IV. Jahrh., die Goldbleche mit Spiralen und Schmetterlingsdarstellungen, finden ihre Analogien im Mutterland in längst vergangenen Zeiten. Wir haben hier den gleichen Konservatismus, die gleiche Rückständigkeit, wie im Literaturgeschmack der Olbiopoliten noch in der römischen Kaiserzeit, die nach dem Zeugnis des Dio Chrysostomos außer Homer nichts gelten ließen. Die Erscheinung, daß abgesprengte Volksteile noch Jahrhunderte lang an Sitten und Gebräuchen fest halten, die im Mutterland längst veraltet und vergessen sind, läßt sich übrigens vielfach belegen; ich verweise nur auf die im gleichen Gebiet, von dem hier die

Rede ist, befindlichen deutschen Kolonien in Süd-Rußland: es lassen sich in ihnen ganz analoge Beobachtungen machen.

Auch in den Wirren der Diadochenzeit, im III. und II. Jahrhundert v. Ch., hören die Beziehungen des Schwarzmeergebietes zu den hellenistischen Staaten nicht auf; nach den Funden der letzten Jahre, die ein reiches archäologisches Material ergeben haben, sind die Handelsbeziehungen zu dem Seleukiden- und Ptolemäerreich viel intensiver gewesen, als man von vornherein vorauszusetzen geneigt sein konnte. Politisch freilich ist diese Zeit, in der der materielle Wohlstand in den Kolonien noch hoch stand, eine Zeit schweren Leidens und Kämpfens. Die Olbiaer Steine und Münzen lehren uns erschütternde Episoden aus diesem Ringen um die politische Selbständigkeit kennen. Grade durch den zunehmenden Wohlstand und die gesteigerte Kultur erwacht in der indigenen Bevölkerung das Bewußtsein ihrer Eigenart und das Gefühl ihrer Macht; jetzt, wo durch den politischen Niedergang Griechenlands und den Zwist der hellenistischen Staaten hinter den Kolonien im Schwarzmeergebiet keine seebeherrschende Macht mehr steht, dringen die Barbaren immer mehr vor. Das Reich der Skythen unter Skiluros und Pelakos entfaltet immer mehr seinen Einfluß und erweitert seinen Besitz: Olbia, das bosporanische Reich und Chersonesos können nicht mehr widerstehen, — und da entschließt sich Chersonesos der Barbarenherrschaft die Unterordnung unter einen immerhin ganz hellenisierten König vorzuziehen; es stellt sich unter den Schutz des Mithridates von Pontus.

Die berühmte, in Chersonesos gefundene Inschrift zu Ehren seines Feldherrn Diophantes gibt uns Aufschluß über die Eroberung des Bosporus durch den pontischen König. Daß nicht nur die taurische Halbinsel, sondern auch Olbia und das Bug-Dnjeprgebiet dem neubegründeten machtvollen Reich einverleibt worden sind, lehrt ein neuerdings gefundener Olbiaer Inschriftenstein. Die Kriege des unerfüllbare Pläne schmiedenden Königs, die Pontussperre, in Olbia noch dazu die Gotenstürme in der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts v. Ch., haben für das griechische Kolonialreich am Schwarzen Meer schwere materielle Verluste zur Folge und inaugurieren eine Periode des Niederganges, aus der erst unter römischer Vorherrschaft ein neuer, allmählicher Aufschwung erfolgt.

Für Olbia, Chersonesos, Pantikapaion beweisen das wieder die Ausgrabungsresultate und die Inschriftenfunde: die imposante Olbiaer Stadtmauer, die Ringmauer in Chersonesos stammen aus römischer Zeit; römische Truppenabteilungen sind in Olbia, Chersonesos, im heutigen Aitador in der Krim stationiert, und römische Befehlshaber greifen nach den Inschriften in die inneren Verwaltungsverhältnisse der Kolonien selbst da ein, wo, wie in Chersonesos, politische Autonomie gewährt war. Roms imposante Herrscherstellung hält Skythen und Sarmaten in Schach, sichert die Grenzen, unter dem Schutz der Weltmacht gedeiht von neuem Handel und Wandel, und wenn auch Italien,

da es nähere Kornkammern hat, des Pontusgetreides nicht direkt bedarf und Griechenland als Kornkonsument immer mehr an Bedeutung verlor, — so lange Rhodos mit seinem blühenden Zwischenhandel noch einen wesentlichen Faktor auf dem Weltmarkt bedeutete, mag sich die Verschiebung der Verhältnisse im Bosporos nicht allzu fühlbar gemacht haben: die in den Schwarzmeerkolonien massenhaft ausgegrabenen Amphoren und Amphorenhenkel mit ihren Stempeln gestatten diese Schlußfolgerung zu ziehen. Freilich als dann nachher Rhodos die Lebensader unterbunden war, mußte der Export wohl zurückgehen und sich auf Dinge beschränken, die — wie bestimmte Fische, Felle, Pelzwaren, Rhabarber und dergleichen — nicht aus näher gelegenen Gegenden auf den hauptsächlich in Betracht kommenden italischen Weltmarkt gebracht werden konnten.

Daß solche direkte Beziehungen zu Italien bestanden, beweist eine Reihe von Fundobjekten in den Schwarzmeerkolonien; die Handelsbedeutung selbst solcher entlegener Punkte wie Tyras (das heutige Akkerman) am Dnjestr wird durch das zweisprachige Dekret der Kaiser Septimius Severus und Caracalla illustriert, das den Tyriten Abgabenfreiheit für Ein- und Ausfuhr gewährt, und das, von den Tyriten auf einer großen Marmortafel aufgezeichnet, jetzt nach seiner Ausgrabung aus dem schützenden Schoß der Erde glänzendes Zeugnis ablegt von der Sorge der römischen Kaiser auch für ihre entferntesten Untertanen und von der Würdigung, die diese Untertanen durch die reich ausgestattete, monumentale Verewigung dieses Erlasses dieser Sorge zu Teil werden ließen.

Aber nicht nur in handelspolitischer, sondern auch in religionsgeschichtlicher Beziehung ist diese spätrömische Periode in den Schwarzmeerkolonien von besonderem Interesse. In Olbia gewinnt, wie die vielen am Meeresufer und auf Berezan aufgestellten Weihinschriften beweisen, der Kult des meerbeherrschenden Achill große Bedeutung und in Taurien (Pantikapaion, Theodosia, Gorgippia, Phanagoria) entstehen religiöse Genossenschaften, die den „höchsten gnädigen Gott" verehren, — eine Frucht der jüdischen Propaganda. Die Religion dieser „Brüder", — wie das ihre Namen auf den Inschriftenlisten beweisen, zum großen Teil gräzisierter Barbaren, — war weder Judentum noch Heidentum, sondern eine Neutralisierung beider. Von den jüdischen Lehrmeistern, die seit Mithridates-Zeiten (1. Jahrh. v. Chr.) in der Krim ansässig geworden sind und seitdem in dem Bevölkerungsgemisch Süd-Rußlands eine erhebliche Rolle spielen, haben sie die Verehrung des höchsten Gottes, dabei aber zugleich griechische Elemente, die Zeusvorstellung, beibehalten.

So lehren die Funde, daß das bosporische Kolonialreich unter der Herrschaft von Rom eine Renaissance erlebt, — eine Nachblüte von nicht abzustreitender Bedeutung. Charakteristisch ist dabei, daß Rom, im stolzen Bewußtsein seiner Größe und Macht, den griechischen Charakter der Kultur des Schwarzmeergebietes während seiner jahrhundertelangen Oberherrschaft schützt und wahrt.

Die offiziellen Erlasse und Verordnungen sind zweisprachig, und auch die lateinischen Inschriften privaten Inhaltes treten den griechischen gegenüber völlig zurück. Nur in der Namengebung merken wir die große Anziehungskraft, den großen Einfluß, den Rom trotzdem oder vielmehr dank seiner weisen Verwaltungspolitik geübt hat.

Dann bricht die Katastrophe über das Weltreich herein, und an erster Stelle werden die östlichen Vorposten antiker Kultur in Mitleidenschaft gezogen. Olbia, dessen Münzen bis Valerian d. Älteren reichen († 260 nach Chr.), wird zuerst von den Goten erobert, der Germanenstamm der Heruler, deren Nekropole bei Gursuf neuerdings aufgedeckt ist, setzt sich in der Krim fest, um dort für lange Fuß zu fassen und erst allmählich absorbiert zu werden: daß, beiläufig bemerkt, noch heute unter den Krimtataren sich nicht selten auffallend schöne Gestalten und Erscheinungen finden, geht wohl auf diesen nordischen Einschlag zurück. Das bosporische Reich fristet, wie die Ausgrabungsresultate lehren, sein Dasein bis ans Ende des V. Jahrhunderts nach Christo, Theodosia gelangt im V. Jahrhundert in den Besitz der Alanen, die es in Abdarda umbenennen.

Aber nicht auf lange erliegen die Griechenkolonien am Schwarzen Meer den Völkerwellen, die über sie hinweggegangen sind. Schon der Kaiser Justinian (VI. Jahrh.) stellt die Mauern von Chersonesos und Bosporos wieder her und die christliche Religion und die byzantinisch-griechische Kultur schlagen, wenigstens in der Süd-Krim, früh Wurzeln. Speziell in Chersonesos lehren uns die Jahrzehnte lange betriebenen systematischen Ausgrabungen ein wichtiges Zentrum der byzantinischen Kultur kennen: interessante Inschriftensteine — z. B. die große Inschrift des Kaisers Zenon —, hervorragende Baudenkmäler, angefangen von der vor einigen Jahren aufgedeckten Kreuzeskirche aus dem VI. Jahrh. mit ihrem Mosaikfußboden und endigend mit den massenhaften späteren Baptisterien und großen Basiliken, deren Zahl schon eine Vorstellung von der Bedeutung der Stadt geben kann, und schließlich die reichen Überreste byzantinischer Keramik, die sich auch in Tyras, Theodosia, Suchum usw. gefunden haben, in Verbindung mit all den Kleinfunden aus jener Zeit, den Münzen, Zollplomben, Schmuckgegenständen, Hausgerät, — all dieses archäologische Material gestattet dem Historiker Einblicke und Ausblicke in die Kulturzusammenhänge und das Kulturleben jener Epoche zu tun. Besondere Bedeutung gewinnt dieses christlich-byzantinische Kulturzentrum ja noch durch die Beziehungen, die sich von hier nach Norden zum Kijewer Großfürstentum knüpften und durch die Vermittlerrolle, welche Chersonesos bei der Christianisierung der künftigen Herrscher über dieses Land der reichen Vergangenheit spielte.

Den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bilden während der Völkerwanderungsperiode und dann weiter um die Wende des ersten Jahrtausends nach Ch. freilich nur die Städte, die, außer Olbia, das vollständig ver-

ödet ist, ihre alte Handelsbedeutung nicht verlieren, auch als im VIII.—X. Jahrh. die Chazaren, in der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. die Kumanen und zu Beginn des XIII. Jahrh. die Tatarenchane über das alte bosporische Reich die Herrschaft erlangt haben. Das flache Land allerdings, das Dnjepr-Dnjestrgebiet, wo nur das alte Tyrus eine Kulturenklave bildet, scheint weithin verödet und barbarisiert; dort wo zur griechisch-römischen Zeit die Kultur der antiken Völker, nach den Grabfunden, die indigene Bevölkerung intensiv beeinflußt hatte, bietet der Inhalt der Grabhügel („Kurgane"), die sich massenhaft in der Steppe erheben, das Bild primitiver Verhältnisse barbarischer Reiterhorden: Mann und Roß sind meist zusammen bestattet; einfaches Zaumzeug, hie und da Sattelschmuck, kunstlose Bronzeringe, schmucklose Waffen, ein eiserner Kessel, wenn es hoch kommt, oder eine handgeformte Tonschale ohne jedes Ornament, — das sind die dürftigen Überreste aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends und stumm-beredte Zeugen der Verödung eines Gebietes, das einst eine weit höhere Kultur gekannt hat. Aber, wie gesagt, den Bestand der Bevölkerung der Städte und der unter deren Einfluß stehenden Umgebung haben diese Oberhoheiten der verschiedenen Völker, die erobernd und wieder verdrängt von neuen Völkerwellen über das alte bosporische Kolonialreich geflutet sind, nur sehr teilweise modifiziert. Nach wie vor bildet die gräzisierte Mischbevölkerung mit ihrer byzantinischen Kultur den Hauptbestandteil der Einwohnerschaft, wie sich das aus den Daten, die wir aus dem XIII. und XIV. Jahrh. besitzen, mit Deutlichkeit ergibt.

Viel einschneidender, als diese Oberherrschaft von Chazaren, Kumanen und Tataren, erscheint in kultureller Beziehung für die Geschichte des uns interessierenden Gebietes ein anderer Einfluß, — der des Abendlandes, und mit dem Beginn dieses Einflusses hebt die Periode einer neuen Blüte an. Schon lange bevor die Krim von den Tataren erobert wurde, haben die Genuesen und Venezianer dort Handelsbeziehungen angeknüpft; nicht nur die reichen Rohprodukte des Hinterlandes, die einst die Griechen angelockt hatten, waren die Veranlassung hierzu, sondern hauptsächlich der Umstand, daß eine der wichtigsten Handelsstraßen in den fernen Osten mit seinen begehrten Schätzen und Produkten hier im Schwarzmeergebiet mündete. Nach dem Vertrage vom Jahre 1170 zwischen Genua und Byzanz dürfen die genuesischen Schiffe die Häfen von Kertsch und Taman nicht besuchen; wir können aus diesem Verbot schließen, daß sie früher in diesen Häfen gelandet waren und daß auch nach diesem Vertrage ihnen die übrigen Schwarzmeerhäfen zugänglich blieben. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer sind diese Handelsbeziehungen natürlich noch intensiver geworden. Ein Dokument aus dem Jahre 1234, das in seinen Details dem Verständnis freilich manche Schwierigkeiten bereitet, lehrt uns die Privilegien genuesischer Privathandelsunternehmungen in Kaffa kennen, wie das alte Theodosia seit dem X. Jahrh. nachweisbar heißt. Aber erst als die Republik Genua die Koloni-

sation Kaffas — bald nach dem Jahre 1266 — als Staatsunternehmen ins Werk setzte, beginnt der Aufschwung der Stadt und des ganzen Gebietes.

Es ist hier nicht der Ort, die wechselvolle Geschichte dieser Kolonisation im Einzelnen darzulegen; es genüge der Hinweis, daß die Genuesen in Theodosia-Kaffa, Tyras-Moncastro, Sugdaja-Sudak, Cembalo-Balaklawa ihre stolzen Städte und Festungen errichteten, deren monumentalen Reste ja heute noch unsere Bewunderung erregen, daß sie seit 1380 die Herrschaft über ganz „Gothien", d. h. den Küstenstrich von Sudak bis Balaklawa erlangten, und daß sie einen schwunghaften Handel mit dem fernen Osten betrieben, um zu verstehen, daß diese Entwickelung in aufsteigender Linie weiten Kreisen und Gebieten der Schwarzmeerlandschaft zugute gekommen ist. Kaum weniger als die Genuesen waren auch die Päpste an diesem Aufblühen namentlich Kaffas interessiert; sie nahmen seit Johann dem XII. lebhaften Anteil an der Entwickelung der römisch-katholischen Propaganda in diesem entfernten Vorposten der lateinischen Einflußsphäre. So entstehen katholische Kirchen neben den griechischen und armenischen, (seit dem XI. Jahrh. bilden die Armenier ein bedeutendes Kontingent der Bevölkerung von Taurien); zieht man ferner in Betracht, daß es dort auch große jüdische und muselmännische Gemeinden gab, so läßt sich leicht ein anschauliches Bild gewinnen von der nach Sprache, Glauben und Nationalität verschiedenen Bevölkerung, welche in regem Handelswettstreit die Bedeutung Kaffas und der anderen Kolonien immer mehr festigte und sicherte. Kaffa wird, wie aus der Kolonialgesetzgebung zu ersehen, der politische Mittelpunkt und Vorort für den gesamten Komplex der pontischen Kolonien: wir verstehen darnach, daß es zu Beginn des XV. Jahrh. über 21.000 Häuser zählte, und daß die Genuesen die Stadt an Volksreichtum mit Konstantinopel verglichen.

Diese Blüte des ganzen Gebietes dauert, trotz mancher Rückschläge, bis zum Zeitpunkt, als die Türken Konstantinopol erobern (1453). Dann beginnt der Kampf um die Existenz. Trotz aller Energie der Georgienbank, welche vom Staat Genua die pontischen Kolonien übernommen hatte, ließ sich das durch den Gang der Ereignisse unvermeidlich gewordene Schicksal nicht abwenden: Kaffa kann den Angriffen der Türken nicht stand halten; es kapituliert, und nach grausamen, sich immer steigenden Kontributionen werden endlich am 8. Juli 1475 die latinischen Bewohner Kaffas gezwungen, die türkischen Schiffe zu besteigen und nach Konstantinopol überzusiedeln.

So schließt die über zweihundertjährige Periode der genuesischen Kolonisation des Schwarzmeergebietes, eine Periode hoher materieller Blüte und Kulturentwickelung. Die Denkmälerreste entsprechen der hier kurz in den größten Umrissen entworfenen Skizze dieser Kolonisation. Noch stehen Türme und Mauerreste trotz aller späteren Verheerungen und Verwüstungen aufrecht da, — ein stolzes Zeugnis für die kapitalen genuesischen Festungsanlagen; die Ausgrabungen haben viele schöne Konsulareinschriften, Fragmente von

Marmorsäulen und Kapitälen, Steinreliefs und Heiligendarstellungen zu Tage gefördert, die uns über die Kirchenbauten der verschiedenen Religionsgemeinden belehren, und unter der schützenden Decke der Mutter-Erde sind die Münzen und die Scherben hervorgeholt, — die stummen und doch so beredten Zeugen für die Industrie und den Handel der damaligen Zeit. Die Tatsache z. B., daß bei den Grabungen im Hof der Akkermann-Festung neben dem schönen venezianischen Glas — den charakteristischen Tauben und den verschiedenfarbigen Flaschen und Schalen — stets Reste von dem wunderbar reichen und feinen arabisch-persischen und persisch-chinesischen Fayence gefunden sind (céladon vert, craquelé u. s. w.) eröffnet weite Einblicke in die Geschichte des blühenden Levantehandels vom XIII.—XV. Jahrhundert und ergänzt und bestätigt in erwünschter Weise die literarische Überlieferung, welche die Archive von Genua und Venedig bergen.

Mit der Türkenherrschaft beginnt für das Schwarzmeergebiet eine neue Periode seiner Existenz. Man hat sich gewöhnt, die Zeit der Herrschaft der Tataren-Chane und des Sultans als eine Periode unaufhaltsamen und völligen Verfalles zu betrachten. Richtig daran ist, daß unter dem Halbmonde von einer geistigen Befruchtung und Fortentwickelung der Kultur nicht die Rede sein kann, und daß der Glanz der Genuesenzeit unwiederbringlich dahin war. Aber das düstere Bild, das oft gezeichnet worden ist, bedarf doch wesentlicher Retouchen.

Bei der türkischen Eroberung wurde nur die genuesische Bevölkerung aus Kaffa entfernt, und die nicht mal vollständig — wir haben noch eine genuesische Grabschrift vom Jahre 1523; die Griechen blieben in Kaffa leben; wie zahlreich sie waren, lehren die Daten des Statutes von 1449; ebenso finden wir da ein großes Kontingent von Juden, die am Ende der Genuesenzeit eine hervorragende Rolle spielen: 1471 waren Juden die Pächter der Münze und der Zölle, — und vor allem Armenier. Diese Bevölkerungselemente, zu denen sich nun Türken und vereinzelt auch russische Kaufleute gesellen, denen der Großfürst Iwan Wassiljewitsch vom Sultan Bajazet das Recht erworben hat, sich in Kaffa niederzulassen und eine Kirche zu bauen, unterhalten, wenn auch in beschränkterem Maße im Vergleich zu früher, die alten Handelsbeziehungen, namentlich zu Konstantinopel. So erwarb sich Kaffa, das als persönliches Eigentum des Sultans galt, den Namen Kutschuk-Stambul (das kleine Stambul) und bewahrte seine Bedeutung als Hauptmarkt des Schwarzen Meeres während der ganzen türkischen Periode. Der im Jahre 1784 infolge der Ordre des Fürsten Potemkin zusammengestellte Plan von Kaffa zählt 20 griechische, 30 armenische, 694 türkische, 63 jüdische Häuser; 29 Moscheen, 13 griechische, 22 armenische Kirchen, 6 Bäder, 33 Brunnen und Fontänen. Ein Jahrhundert früher gab es 32, noch früher 44 armenische Kirchen. Wir haben da freilich eine Bewegung in absteigender Linie, aber von einer völligen Verödung kann doch angesichts dieser Daten nicht die Rede sein. Und neben Kaffa

stehen Akkerman, Otschakow, Ismail, Chotin, lauter große Festungen und Städte, und die Reste der türkischen Baudenkmäler und die mannigfachen Kleinfunde lassen das Leben der Zeit nach der materiellen Seite hin garnicht so ärmlich erscheinen.

Dazu kommt, daß für das flache Land und seine Kultur die Türkenbesiedlung nicht ohne Bedeutung gewesen ist. Sie haben sich um die Wasserversorgung bemüht, diese brennende Frage im südrussischen Steppenleben, und vielfach findet man noch jetzt in Dörfern, die hierin leidlich bestellt sind, Brunnen und Zisternen aus der Türkenzeit; und weiter hat Garten- und Fruchtbau damals prosperiert; wir lesen in den Berichten von Suworow, daß beim Sturm von Otschakow für die Truppen in den Weinpflanzungen vor der Stadt Deckung gefunden sei, — heute ist von Weinbergen und Gärten um Otschakow keine Spur mehr vorhanden.

Kaum hundert Jahre länger als die Genuesenzeit hat die Türkenherrschaft über das Schwarzmeergebiet gedauert; immer mächtiger und unaufhaltsam dringt Rußland nach Süden vor, und die große Kaiserin Katharina die II. erlangt dann im Jahre 1783 die Abtretung der Krim und 1792 nach dem zweiten Türkenkriege im Frieden von Jassy die Angliederung des Küstenlandes am Schwarzen Meer bis zum Dnjestr an das große Russische Reich, für das der Besitz dieses Südtores durch seine vitalsten Interessen erfordert wurde.

Ich habe versucht ein Bild vom Kulturleben „Neu-Rußlands" in seinen wechselnden Phasen und Schicksalen von altersgrauer Zeit bis zum Beginn der heutigen Epoche in großen Umrißlinien hauptsächlich auf Grund archäologischer Forschungsresultate zu entwerfen. Ein Eingehen auf das Detail hätte den mir in diesem Aufsatz gegebenen Rahmen nach jeder Richtung hin gesprengt; und doch ist es erst dieses archäologische Detail, das dem Bilde Farbe und Leben verleiht. Ich bin mir daher der Unzulänglichkeit einer solchen Umrißzeichnung sehr wohl bewußt: aber ich kann's nicht ändern; die Möglichkeit, den Leser stundenlang durch die Museen und Sammlungen zu führen, ist mir versagt. Und selbst eine solche Führung würde noch kaum eine volle Anschauung geben; die gewinnt nur, wer selbst an den Fund- und Ruinenstätten weilt und dem Boden seine Geheimnisse entlockt. Wenn dann nach des Tages Arbeit das fahle Mondlicht der südlichen Sommernacht die Härten und Schäden der Gegenwart mit mildem Glanz umschleiert und die Reste vergangener Tage in aller Pracht hervorzaubert, schließen sich in der nachschaffenden Phantasie des Forschers die unendlich vielen Splitter und Einzelheiten zu einem lebensvollen Gesamtbilde zusammen, und aus den Trümmern der Vergangenheit ersteht aufs neue das farbenreiche Kulturleben längst verflossener Zeiten. Aber trotzdem ist doch die Silhouette, die ich hier nur habe bieten können, für die Leser dieser Zeitschrift vielleicht nicht ohne alle Bedeutung: sie reizt möglicher Weise den einen oder anderen von ihnen, selbst diese Umrisse zu ergänzen, den Einzelzügen nachzuspüren und sie sich schärfer zu ziehen, und

so aus der vertieften Erkenntnis der Vergangenheit ein gesichertes Verständnis für die Gegenwart und ihre Aufgaben zu gewinnen. Denn unser aller Lehrmeisterin bleibt die Geschichte: nicht in dem landläufigen und mißverständlichen Sinn, als genüge es ihre Seiten zu durchblättern und aus ihnen sich die Rezepte und Mittelchen für die Gestaltung der Gegenwart abzuschreiben, wohl aber in dem Sinne, daß ihre Kenntnis und ihr Studium uns die Bedingungen und Grenzen, die dem Einzelwirken und Völkerleben gezogen sind, verstehen läßt und uns dem näher bringt, was Shakespeare in die Worte zusammen gefaßt hat: „reif sein ist alles."

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" und der deutsche Frauenkongreß.

Von Auguste Sprengel. (Berlin.)

(Schluß.)

Schon in der Ausstellung war der Landwirtschaft als dem Berufe, der für unser täglich Brot in seiner verschiedenen Gestaltung sorgt, entsprechend seiner Bedeutung ein breiter Raum zugewiesen, und diese Bedeutung kam in den drei ihr gewidmeten Vorträgen voll und gewichtig zum Ausdruck. Wir sind es gewöhnt, die Hausfrauen auf dem Lande in Haus und Hof und Garten tätig zu sehen und ihr tüchtiges Wissen und Können in allen praktischen Angelegenheiten des täglichen Lebens anzuerkennen und zu bewundern. Wenig aber wußten wir bis dahin von ihrer Vereinstätigkeit, und noch weniger hatten wir Gelegenheit, sie als Rednerinnen zu begrüßen. Da war es eine besondre Freude, den Ausführungen von Frau Böhm, der Vorsitzenden des Verbandes ostpreußischer landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine, zu folgen, die in klaren, kernigen Worten nachwies, daß kein landwirtschaftlicher Betrieb ohne Mitarbeit der Frau denkbar sei: in Obst- und Gemüsebau, in Geflügelzucht und Milchwirtschaft sowie in der Leitung des großen Hausstandes und der Fürsorge für sämtliche Gutsangehörige. Wie groß die Bedeutung der Frauenarbeit in den ländlichen Betrieben ist, spricht sich am deutlichsten in Zahlen aus: von 10 Millionen in der Landwirtschaft selbständig tätigen Personen sind fast die Hälfte Frauen (4,6 Millionen)! Es fehlt aber noch vielfach an der richtigen Ausbildung für den Hausfrauenberuf in der Stadt wie auf dem Lande; denn wie einerseits die Warenunkenntnis der Stadtfrauen ein schwerer Schaden für die Gesamtheit ist, so fehlt es andrerseits den Landfrauen vielfach an dem weiten Blick, der sich neue Absatzgebiete sucht und, um ihnen zu genügen, den wirtschaftlichen Betrieb erweitert.

Neun Zehntel alles dessen, was der Mann erwirbt, gehen durch die Hand der Hausfrau; um so notwendiger ist ihre wirtschaftliche Schulung, und darum ist die Gründung „wirtschaftlicher Frauenschulen auf dem Lande," wie wir sie der unermüdlichen Tätigkeit von Fräulein Ida von Kortzfleisch verdanken, mit besondrer Freude zu begrüßen und nach Kräften zu fördern. In Ost- und Westpreußen haben sich die Hausfrauen in Stadt und Land zu landwirtschaftlichen Hausfrauenvereinen zusammengeschlossen, die bereits mehrere tausend Mitglieder zählen und vor allem den doppelten Zweck verfolgen: Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Versorgung des Stadthaushalts mit unverfälschter Ware. Der Staat erkennt durch besondre Zuschüsse die Wichtigkeit solcher Verbände an, und es ist nur zu wünschen, daß sie sich baldmöglichst über das ganze Reich ausdehnen.

Wie Frau Böhm von norddeutschen, so ging Fräulein Dr. Kempf von süddeutschen Verhältnissen aus. Die bayrische Landwirtschaft ist vorwiegend bäuerliche Eigenarbeit im besten Sinne, in der die Frau nicht nur eine hervorragende Stellung einnimmt, sondern auch der Zahl nach die größere Hälfte der hauptberuflich in der Landwirtschaft tätigen Personen bildet: auf 48,6 Männer kommen 51,4 Frauen. Deshalb ist es nur gerecht, daß durch die Einbeziehung der Frauen in alle bäuerlichen Vereine und Genossenschaften der Wert ihrer Arbeit die verdiente Anerkennung findet, und daß die Hausmutter selbständig über die durch sie verdienten Gelder verfügt, und es ist von größter Wichtigkeit, daß durch tüchtige wirtschaftliche Schulung der Frauen die Ertragsfähigkeit ihres Betriebes möglichst erhöht wird.

Im Gegensatz zu den besitzenden Frauen schilderte Freiin Elly zu Putlitz die unselbständigen Arbeiterinnen auf dem Lande: die Magd im bäuerlichen Dienst, die Hofgängerin in der Tagelöhnerfamilie auf den großen Landgütern, die Wanderarbeiterin, die freie Tagelöhnerin und die nicht im landwirtschaftlichen Betriebe mitbeschäftigte Frau des kontraktlich gebundenen Landarbeiters. Sie stellte die traurige Tatsache fest, daß trotz gestiegener Löhne die jungen Landmädchen unaufhaltsam dem Zuge in die Stadt, namentlich in die Großstadt, folgten, daß sie immer seltener als Mägde oder Hofgängerinnen dienen wollten, und daß für die frische, tüchtige, gesunde, auf dem Lande aufgewachsene, mit seinen Verhältnissen vertraute einheimische Jugend die landfremde Wanderarbeiterin eintrete, nicht an Sauberkeit und Ordnung gewöhnt, nach möglichst schnellem Erwerb suchend und schließlich eine schwere Gefahr für deutsche Sitte und deutsches Wesen bedeutend, wenn sie, was leider vielfach geschieht, nicht in ihre Heimat zurückkehrt, sondern durch Heirat sich bei uns festsetzt. Die Rednerin empfahl aufs dringendste, durch gute Erziehung auf die jungen Landmädchen zu wirken und durch Pflege der heimatlichen Werte und Vorzüge ihnen Landleben und Landarbeit lieb und begehrenswert zu machen.

In den Vorträgen, die die Stellung der Frau in Industrie, Handwerk und Kunstgewerbe behandelten, wurde gleichfalls immer wieder die Forderung

nach tüchtiger Schulung, nach gründlicher Berufsausbildung aufgestellt. „Qualitätsarbeit, d. h. wertvolle, durch richtige Vorbildung gelernte Arbeit ist notwendig nicht nur im Interesse des Arbeitsprodukts, das im Wettbewerbe siegen soll, sondern vor allem auch im Interesse dessen, der es herstellt. Heute fällt der Frau die ungelernte oder halbgelernte, daher schlecht gelohnte und wenig Befriedigung gewährende Arbeit zu" — das war der Hauptgedanke in dem Vortrage von Fräulein Dr. Baum, die besonders die Frau in der Großindustrie berücksichtigte, während Fräulein Dr. Bernhard über die im Handwerk tätige Frau sprach. Sie konnte berichten, daß vor allem dank der Arbeit des „Verbandes für berufsmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau" auf diesen Gebieten in den letzten Jahren viel erreicht ist. Die Gesetze zum Schutz des Handwerks kommen auch den Frauen zu gute; sie haben das volle Recht, Lehrlings-, Gesellen- und Meisterprüfungen abzulegen, und es kommt nur darauf an — was freilich noch viel Geduld und Mühe erfordert, — den Gedanken von dem Wert und der Notwendigkeit der gelernten, d. h. der gründlich, in fester Ordnung und unter Benutzung aller gebotenen Hilfsmittel gelernten Arbeit in immer weitere Kreise zu tragen und den sich den gewerblichen Berufen zuwendenden Frauen die Wege, die sie zur Erreichung solchen Zieles zu gehen haben, zu weisen und nach Möglichkeit zu ebnen.

Frau Fia Wille, die bekannte Kunstgewerblerin, verlangte von der „Qualitätsarbeit", daß der hergestellte Gegenstand „zweckentsprechend und materialgerecht sei und auf der Höhe der Technik stehe." Sie betonte, daß man von dem entwerfenden Künstler nicht vollständige Beherrschung der Technik, ebenso wenig von dem ausführenden Handwerker die Herstellung künstlerischer Entwürfe verlangen könne, wenn auch eine derartige doppelte Befähigung in Einzelfällen möglich sei. Meistens werde sich im Kunstgewerbe empfehlen, daß der Künstler die Ausführung seines Entwurfs einem gut geschulten Handwerker übergebe, der zugleich Sinn und Verständnis für Form und Farbe besitze. Zugleich aber forderte sie die gebildete Verkäuferin, die dem kaufenden Publikum das Verständnis für den Wert solcher Arbeit erschließen und es in richtiger Weise beraten könne. Zur Zeit freilich würden einem solchen Beruf gegenüber manche Standesvorurteile zu überwinden sein; allein die Frau, die mit guter allgemeiner Bildung eine gleich gute Fachausbildung verbinde, werde ihre Stellung als Verkäuferin von vornherein adeln durch das Bewußtsein, daß sie im Dienste der Schönheit neue Kulturwerte schaffe.

Es folgte eine sehr lebhafte Besprechung. Von den verschiedenen Rednerinnen sei nur Fräulein Dr. Bernays-Heidelberg hervorgehoben, die selbst sechzehn Monate als Fabrikarbeiterin gearbeitet hat, um ihre volkswirtschaftlichen Studien durch genaue Kenntnis des Fabrikwesens und der Verhältnisse der Fabrikarbeiter, in eigenem Anschauen und Erleben gewonnen, zu unterstützen. Sie führte aus, daß man heute nicht mehr von einer Bedienung der Maschine

sprechen dürfe; sie sei ein so feingegliederter, vielgestaltiger Organismus, daß nur der Arbeiter Tüchtiges leiste, der sie zu beherrschen verstehe.

Der letzte Vortrag galt der Frage nach dem Werte des Vereinslebens für den Beruf wie für die einzelne Persönlichkeit. Die Rednerin, Fräulein Gertrud Israel-Berlin, wies nach, daß der Hauptwert in dem inneren Ausbau einer solchen Vereinigung liege, daß die Frau durch den Zusammenschluß mit Gleichstrebenden aus der Eintönigkeit des Berufslebens zu freundlicher Anteilnahme an dem Leben der Arbeitsgenossen, aus der Vereinsamung zur Gemeinsamkeit geführt werde, und daß ihr daraus wieder der Vorteil erwachse, für ihren Beruf neue Anregung zu gewinnen, größere Tüchtigkeit zu erwerben und auf diese Weise ein befriedigter, glücklicher Mensch zu werden.

Der vierte Tag brachte zunächst die Verhandlungen über die gelehrten und die künstlerischen Berufe:

„Warum wir die Zulassung zu den akademischen Berufen erstrebt haben?" von Oberlehrerin Margarete Treuge-Berlin, und Frau Ellen Ammann-München;

„Was erwarten die Schauspielerinnen vom Reichstheatergesetz?" von Frau Marie von Bülow-Berlin.

Daran schlossen sich Besprechungen über

„die Pflichten von Staat und Gesellschaft gegen die Krankenpflegerinnen."

Fräulein Treuge beantwortete die Frage: „Warum wir die Zulassung zu den akademischen Berufen erstrebt haben?" vom Standpunkte der Einzelpersönlichkeit und führte aus, wie dies Streben aus dem Wissensdrange, dem Bildungsbedürfnis einzelner Frauen, aus dem Wunsche, sich vom Dilettantismus zu befreien, erwachsen sei, und trat der Auffassung entgegen, daß die Frauenbewegung die Frauen in die akademischen Berufe „hineingetrieben" habe. Jedenfalls aber ist es die Frauenbewegung gewesen, die immer lauter und immer dringender solche Zulassung gefordert hat, und ihr ist es zu danken, daß nunmehr alle Schranken gefallen und die sämtlichen akademischen Berufe den Frauen erschlossen sind.

Zu den Ausführungen der ersten Rednerin bildete der von Frau Ammann eine wertvolle Ergänzung. Sie untersuchte das Bedürfnis nach akademisch-gebildeten Frauen und beleuchtete, davon ausgehend, die Wichtigkeit und den Wert der verschiedenen Berufe für unser Volksleben: die Ärztin ist eine Notwendigkeit aus sozialen und sittlichen Gründen; die Nationalökonomin wird als Betriebs- und Wohnungsinspektorin bei ihren Geschlechtsgenossinnen größeres Vertrauen genießen; die Oberlehrerin ist aus pädagogischen Gründen eine Notwendigkeit für die Schule, und ebenso notwendig ist die Juristin, namentlich für Frauen und in den Jugendgerichtshöfen.

Von besondrer Bedeutung war es, daß in der Diskussion Geheimrat Harnack das Wort ergriff und, indem er den Rednerinnen und dem Ver-

langen der Frauen nach akademischer Bildung im allgemeinen zustimmte, noch einige besondere Wünsche äußerte:

1. Die jungen Mädchen möchten zur Vorbereitung auf das akademische Studium womöglich den Weg über die Studienanstalt, nicht aber übers Seminar wählen.
2. Die Studienanstalten seien mehr nach dem Muster des humanistischen Gymnasiums, weniger nach dem des Realgymnasiums einzurichten.
3. Man möchte den Frauen nicht die Aussicht auf die höchste akademische Stellung, auf den Zugang zur Dozentur, verschließen, ebenso wenig wie man einem Leutnant sagen könne, er dürfe es aber nicht weiter als bis zum Major bringen. Ob viele Frauen auf den Lehrstuhl an einer Universität gelangen würden, sei eine andre Frage; aber auch unter den Männern gebe es mehr ausführende als führende Geister, und daß die Frauen den Wettbewerb mit jenen aushalten könnten, hätten sie bereits bewiesen.

In dem dann folgenden Vortrage, der sich dem Berufe der Schauspielerinnen zuwendete, schilderte Frau von Bülow, die Witwe des großen Klavierspielers, die besonderen Schwierigkeiten, die es in diesem Berufe gibt. Sie stützte sich dabei auf das kürzlich erschienene Buch von Dr. Charlotte Engel Reimers: „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen, eine wirtschaftliche Untersuchung“ und wendete sich gegen den übergroßen Zudrang zur Bühne, gegen die Gründung immer neuer Theater: darin sah sie die tiefste Wurzel des Schauspielerelends, das in den niedrigen Durchschnittsgehältern zum Ausdruck komme, und das nur durch Beschränkung der Konzession zu haben sein werde, weniger durch ein neues Theatergesetz. Ein solches werde kaum mehr bringen können, als was das Bürgerliche Gesetzbuch und die Gewerbeordnung bereits gebracht hätten: gleiches Kündigungsrecht für Schauspieler und Direktoren, Schutz vor Ausbeutung und gewisse gesundheitliche Vorschriften in bezug auf die Beschaffenheit der Arbeitsräume. Im übrigen stellte die Rednerin fest, daß die Schauspielerinnen in Deutschland wohl eine bessere gesellschaftliche Stellung hätten als in andern Ländern, daß aber ein völliger Ausgleich bestehender und tiefgehender Gegensätze vorläufig ausgeschlossen sei.

Den Schluß der Verhandlungen über die „Frau im Beruf“ bildeten die langen und gründlichen Erörterungen über die wirtschaftliche Lage und die soziale Stellung der Krankenpflegerinnen, die in ihrer Gesamtheit wohl noch nie so eingehende Berücksichtigung in der Öffentlichkeit gefunden haben. Jedenfalls hatten sie eine große Anzahl von Schwestern verschiedener Richtungen, von der streng gebundenen Diakonisse bis zur „freien Schwester“, herbeigeführt, die in ihren ernsten Trachten einen besonderen Ton in das farbenreiche Bild der Versammlung hineintrugen. Der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Graf Hans Praschma besprach die Tätigkeit

der katholischen Ordensschwestern auf dem Gebiet der Krankenpflege. Ihre Stellung ist ganz auf das Gebot der Nächstenliebe gegründet, völlig ohne Rücksicht auf Verdienst oder äußeres Ansehen; ihre Arbeit ist Gottesdienst, die Erfüllung einer freiwillig übernommenen Pflicht nach dem Gebot der Kirche, die ihnen dafür Schutz, Sicherstellung und Versorgung gewährt. Da aber die Ansprüche an die Tätigkeit der Ordensschwestern beständig wachsen, so ist zu wünschen, daß sie durch geregelte weltliche Krankenpflege möglichst entlastet werden. Die Diakonissen-Mutterhäuser der evangelischen Kirche gewähren — nach den Darlegungen der Frau Oberin Gräfin Hertzberg — den Schwestern den gleichen Schutz und die gleiche Versorgung in den Zeiten der Krankheit und des Alters, wie es die katholische Kirche den Ordensschwestern gegenüber tut, und sie gewährleisten die gleiche tüchtige Berufsausbildung, lassen ihnen aber -- wenn auch mit ziemlicher Beschränkung — die Möglichkeit, unter gewissen Bedingungen aus der Gemeinschaft auszutreten. — Eine noch freiere Stellung haben, wie Generalarzt Dr. Werner schilderte, die Angehörigen der Schwesternschaften vom Roten Kreuz. Wir brauchen nur an den Namen des Genfers Duvant zu erinnern, der Anfang der sechziger Jahre durch Wort und Schrift die Anregung gab zu der großartigen, jetzt fast alle Staaten Europas umfassenden Vereinigung, die unter dem Zeichen des Roten Kreuzes sich bestrebt, die Schrecken des Krieges für die im Felde stehenden Truppen zu mildern und für die verwundeten und erkrankten Krieger zu sorgen. Allen voran war es die damalige Königin Augusta, die diesen großen Gedanken erfaßte und zunächst für Preußen, dann als Kaiserin fürs ganze deutsche Reich fruchtbar machte, die nicht müde wurde, auf diesem Gebiet zu immer neuen Einrichtungen oder zum Verbessern der schon bestehenden anzuregen, und deren tatkräftige Fürsorge als ‚Samariterin im Purpurkleid' garnicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ihrem Beispiel folgend, ist die jetzige Kaiserin Protektorin des vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz und stehen viele deutsche Fürstinnen an der Spitze der einzelnen Landesvereine. Die Zahl der Schwesternschaften beträgt zur Zeit 45 mit einem Mitgliederbestande von fast 5000 Schwestern. Sie werden durch den Verein in besondern Krankenhäusern und Kliniken ausgebildet und haben die Verpflichtung, nach der Bestimmung ihres Mutterhauses im Kriegsfall auf dem Kriegsschauplatz oder in Lazaretten die Pflege der Verwundeten und Kranken zu übernehmen, im Frieden aber bei allgemeinen Notständen oder nach Bedarf der einzelnen Pflegehäuser tätige Hilfe zu leisten. Ihre soziale Stellung ist eine durchaus angemessene; sie genießen die Wertschätzung der gebildeten Frau, die hohe vaterländische Pflichten zu erfüllen freiwillig übernommen hat. Die Einnahmen aus ihrer beruflichen Tätigkeit fließen ihrem Mutterhause aus, das dafür ihre völlige Versorgung übernimmt, so lange sie in der Arbeit steht, und ebenso dann, wenn Krankheit oder Alter sie dazu unfähig gemacht haben.

All diesen Schwestern, die in geschlossenen Kreisen mehr oder weniger streng gebunden sind, stehen die „freien Schwestern" gegenüber., die sich zu einzelnen Vereinen, zu größeren oder kleineren Gemeinschaften nach selbstgegebenen Regeln zusammenfinden. Im Namen der „Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands" sprach deren Vorsitzende, Schwester Agnes Karll-Berlin. Sie forderte zur Erlangung wirklicher Berufstüchtigkeit eine Ausbildungszeit von drei Jahren für alle Schwestern, außerdem für Oberschwestern und Oberinnen eine Weiterbildung durch Hochschulkurse, ferner behördliche Konzession auch für die sogenannten Schwesternheime, die jetzt oft ungenügend ausgebildete Personen für die Krankenpflege zur Verfügung stellen, dann eine möglichst lange Probezeit, damit ungeeignete Elemente ausgeschieden werden könnten, und endlich die Ausdehnung aller staatlichen Fürsorgeeinrichtungen, namentlich der Alters- uud Unfallversicherung, auf alle Krankenpflegerinnen, denen nicht durch ein Mutterhaus oder die Zugehörigkeit zu einem Orden Schutz und Pflege zuteil werden kann. — Auch diese Ausführungen waren von dem Gedanken getragen, der sämtliche Verhandlungen über Berufsfragen beherrschte: „Wir wollen Pflichten übernehmen; wir wollen Gutes leisten in dem gewählten Berufe. Wir brauchen aber eine gründliche, tüchtige Ausbildung; wir fordern sie als unser gutes Recht, und wir erstreben sie mit all unsrer Kraft."

Und dann kam der letzte Tag, der die Verhandlungen über die Frau im öffentlichen Leben brachte:

„Von der Charitas zur Sozialpolitik" von Dr. Alice Salomon-Berlin;

„Die sozialen Aufgaben der Frau in der Gemeinde" von Frau Jenny Apolont, Frau Neuhaus und Frau Marie Wagner;

„Die Frauen und die Politik".

Fräulein Dr. Salomon wies nach, wie die Charitas früherer Zeit, das Erweisen von Wohltaten, nicht mehr in unsre Zeit, in unser Wirtschaftsleben hineinpasse. Früher waren die Verhältnisse enger; man kannte den Einzelnen, dem man als Wohltäter gegenübertrat; man kannte seine Not und konnte ihn im Auge behalten, und weil man ihn kannte, darum wirkte ein solches Wohltun im allgemeinen nicht demütigend auf den Empfänger. Heute siud die Verhältnisse weiter, ist die Stellung von Mensch zu Mensch freier geworden, verwischen sich die Klassengegensätze mehr und mehr. Man hat eingesehen, daß das Empfangen unverdienter Gaben das Ehrgefühl abstumpft, Unbescheidenheit und Begehrlichkeit groß zieht, daß mithin die Aufgabe der sozialen Politik eine richtig geleitete Wohlfahrtspflege sein muß, um ein starkes, seiner Selbstverantwortung bewußtes Geschlecht zu erziehen; auch die Frau hat in solcher Wohlfahrtspflege wichtige Aufgaben und Pflichten zu erfüllen.

Welcher Art diese Pflichten sind, das ergab sich aus den Vorträgen der drei Rednerinnen über „die sozialen Aufgaben der Frau in der Gemeinde". Sie liegen auf dem Gebiet der Armen- und Waisenpflege, der Tuberkulosen- und Trinkerfürsorge, der Schulgesundheitspflege, der Wohnungsinspektion, der

Beteiligung an den Aufgaben der Polizei. Immer wichtiger, immer notwendiger wird die Mitarbeit der Frau in der gesamten Wohlfahrtspflege; sie kann ehrenamtlich, kann aber auch besoldete Berufsarbeit sein und dadurch den Frauen gerade solche Arbeitsgebiete eröffnen, die ihrem Wesen und ihrer natürlichen Begabung besonders entsprechen. — Die letzte Rednerin, Frau Marie Wagner, forderte mit Nachdruck das kommunale Wahlrecht für die Frauen, das aktive sowie das passive: denn erst, wenn die Frau Sitz und Stimme in der Stadtverordneten-Versammlung habe, könne sie ihren Einfluß geltend machen zur Beseitigung von Schäden und Mißständen, die sie durch ihre soziale Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten kennen gelernt habe.

Von der Forderung des kommunalen Wahlrechts bis zu der des allgemeinen Stimmrechts war nur ein Schritt. Ihn tat bei der Behandlung des letzten Themas: „Die Frauen und die Politik" gleich die erste Rednerin, Frau Minna Kauer-Berlin, die bekannte Vorsitzende des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht, die auf Grund des „allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts" die Anwendung dieses „Hoheitsrechtes des deutschen Volkes" auch für die deutsche Frau verlangte, um ihr dadurch das Recht als gleichwertige Staatsbürgerin zu sichern. — Im allgemeinen hatten die Rednerinnen, die für das Frauenstimmrecht eintraten, gerade an dem Tage keinen ganz leichten Stand, um die Zuhörer für ihre Ansichten zu gewinnen, wenn sie auch unter der Menge ihre Gesinnungsgenossinnen hatten, die mit ihren Beifallsbezeugungen nicht kargten. Denn an demselben Morgen hatten die Zeitungen ausführliche Berichte über die neusten Ausschreitungen der englischen Suffragettes gebracht. Eine der Rednerinnen, Frau Lindmann, versuchte sie nach Möglichkeit in Schutz zu nehmen und vor allem die englischen Zeitungen insgesamt als von parteipolitischen Rücksichten beeinflußt hinzustellen. Sie konnte freilich nicht leugnen, daß Steine gegen die Wagen von Ministern und Parlamentsmitgliedern geschleudert seien; das sei aber nur als Demonstration aufzufassen, zumal die Frauen die Steine mit Flanell umwickelt hätten. Jedenfalls dürfe man die englischen Frauen nicht nach ihrem äußeren Auftreten beurteilen; man müsse aber ihr starkes Wollen anerkennen und den Umfang und die Kraft einer Bewegung bewundern, die die vornehmste Lady und die ärmste Frau aus dem Volke Schulter an Schulter für ihr gemeinsames Recht kämpfen lasse.

Zu dem Thema: „Die Frauen und die Politik" gehörten schließlich noch verschiedene Vorträge über die Stellung und Mitarbeit der Frau in den politischen Parteien. Die verschiedensten Richtungen kamen zu Wort: Frau Direktorin Mießen-Viersen betonte, daß das Zentrum in seiner positiv christlichen Weltanschauung ein konservatives Element darstelle, in seiner praktischen politischen Tätigkeit aber durchaus fortschrittlich auftrete, daß es der Frauenbewegung große Aufmerksamkeit zuwende, und daß in seiner Beurteilung einer Betätigung der Frau im öffentlichen Leben ein lang-

samer, aber stetiger Fortschritt zu verzeichnen sei. Oberlehrerin Zenker-Saarbrücken rechnet auf die nationalliberale Partei und erwartet von der Einströmung der Frauen in dieselbe neben der Pflege des nationalen Gedankens eine vielseitigere Betonung der liberalen Ideen und der Pflicht, die soziale Fürsorge zu fördern. Als Vertreterin der fortschrittlichen Volkspartei sprach Frau Martha Voß-Zietz, die mit Nachdruck den Eifer hervorhob, mit dem die Frauen sich an der Arbeit für die letzten Reichstagswahlen beteiligt hätten, und sich zugleich der Tatsache freute, daß die Zahl der führenden Männer, die für die politische Gleichberechtigung der Frauen eintreten, sich immer mehr vergrößert. Sie erklärte diese Erscheinung aus der inneren Übereinstimmung zwischen den Grundsätzen dieser Partei und denen der Frauenbewegung und hoffte, daß beide Vereinigungen immer inniger mit einander verschmelzen würden, — eine Hoffnung, die sich nicht allzubald erfüllen dürfte, und deren Erfüllung nicht einmal wünschenswert erscheint.

Damit war auch der letzte Punkt der Tagesordnung erledigt, und es folgten die üblichen Danksagungen, die ihre volle Berechtigung hatten: sowohl die an den Vorstand gerichteten, der in musterhafter Weise mit immer gleicher Liebenswürdigkeit seines nicht immer leichten Amtes gewaltet hatte, wie der, den die Vorsitzende allen Beteiligten aussprach, und der mit dem Hinweise schloß, daß der Zweck des Kongresses erreicht sei, „wenn alle das Bewußtsein mit heimtragen, daß das Gemeinsame unter den Frauen stark genug ist, um alle Gegensätze der Weltanschauung zu überbrücken."

Hiermit schließen wir den Bericht über diejenigen Verhandlungen des Kongresses, die, wie wir im Eingang sagten, gleichsam den Text zu dem Bilde bedeuten, daß die Ausstellung gewährt hat. Eine nach allen Seiten genaue Berichterstattung müßte jetzt noch die Abendvorträge behandeln, die gleichfalls vor einer tausendköpfigen Menge gehalten wurden:

„Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen": Frau Marie Stritt, Frl. Helene Lange, Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

„Die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter": Frau Marianne Weber, Frau Scheven, Frl. Anna Pappritz;

„Die Stellung der Frauenbewegung zur Religion": Frl. Paula Mueller, Dr. Gertrud Bäumer, Frl. Bertha Pappenheim;

„Die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur, für die Familie, für das soziale Leben": Dr. Gertrud Bäumer, Dr. Ada Weinel, Dr. Alice Salomon.

Allein der Raum fehlt, um auch nur einigermaßen ihrem reichen Inhalt gerecht werden; außerdem werden sie ihrem Wortlaut nach abgedruckt in einem demnächst bei B. G. Teubner-Leipzig erscheinenden Buche, auf das

wir schon heute aufmerksam machen. Wir glauben, dies am besten dadurch zu tun, daß wir aus dem Rückblick auf den Kongreß, den Dr. Gertrud Bäumer im „Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" veröffentlicht hat, einzelne besonders wichtige Sätze herausheben:

„Die Rednerinnen zum ersten Thema, Frau Marie Stritt und Fräulein Helene Lange, haben sicherlich überzeugend gewirkt, nicht nur durch die Argumente, mit denen die erste die Mitarbeit der berufstätigen Frauen als eine Notwendigkeit für die Frauenbewegung und die zweite den Wert dieser Mitarbeit für die berufstätigen Frauen selbst darlegte, sondern vor allem durch die Überzeugungskraft, die eine jahrzehntelange Zugehörigkeit zu unsrer Sache, die ein vollkommenes inneres Verwachsensein mit ihrem Wesenskern ganz von selbst gibt. Der Vortrag von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner gab eine für diesen Kongreß noch mehrfach charakteristische Note: eine jetzt in der Frauenbewegung als Frucht wissenschaftlicher Kultur und größerer innerer Ruhe sich ausbreitende Objektivität. Daß diese Betrachtungsweise in der Frauenbewegung an Boden gewonnen hat, ja, das Feld heute eigentlich beherrscht, davon hat dieser Kongreß in manchen gegnerischen Kreisen zum ersten mal einen starken Eindruck gegeben . . .

Der Abend, der dem Anteil der Frau am kirchlichen und religiösen Leben gewidmet war, sollte ein Mißverständnis beseitigen, das der interkonfessionellen Frauenbewegung immer begegnet: daß sie dem religiösen Leben ablehnend oder gleichgültig gegenüberstehe. Aber er gab viel mehr als das. In den drei Vorträgen, die alle gleichmäßig überzeugungstreu und doch taktvoll dem Rahmen der Versammlung angepaßt waren, trat mit einer alle Hörer ergreifenden Plastik das typische Wesen der großen Religionsgemeinschaften als greifbarer historischer Mächte hervor, und es wehte etwas von dem Geist der ganz großen Menschlichkeitsfragen und -kämpfe über uns hin. Und zugleich empfanden wir, daß es eine Objektivität gibt bei vollstem und innerlichstem Durchdrungensein von der eigenen, persönlich errungenen Wahrheit, und daß es der Wille der Frauen ist, einander diese Objektivität zu beweisen.

Auf die gleiche Höhe führte der Abend mit den Vorträgen über die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter. Frau Marianne Weber brachte die in persönlichem Erlebnis, philosophischer Arbeit und historischem Wissen gleich tief begründeten Gedanken ihres Buches in die eindrucksvolle Form eines lebendigen Bekenntnisses, das für die beiden andern Themen: „die sittliche Erziehung" (Frau Scheven) und „die öffentliche Sittlichkeit" (Fräulein Pappritz) die inneren Voraussetzungen normierte. Und aus den Vorträgen der beiden deutschen Führerinnen auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung sprach bezwingend und überzeugend das Pathos des langjährigen Kampfes. Eine Art Fazit aller inneren Antriebe und Bestrebungen der Frauenbewegung sollte die letzte Abendversammlung ziehen. Es darf gerade bei dem unvermeidlichen Plakatstil einer Riesenver-

sammlung nicht versäumt werden, nach diesen endgültigen inneren Werten unsrer Bewegung zu fragen, auch wenn Vorträge sie ja nur nennen und nicht lebendig darbieten können. Und auch hier hat die Zuhörerschaft nicht versagt und ist dem Gedankengang des Abends von der Bedeutung der Frauenbewegung mit der Empfänglichkeit gefolgt, durch die sie uns während des ganzen Kongresses so beglückt hat!" — —

Zweifellos bedeutet der Kongreß einen großen Erfolg der Frauenbewegung. Er erscheint als eine gewaltige Heerschau über die in ihr vertretenen Kräfte, als eine ruhige, achtunggebietende Bezeugung von Frauenwollen und Frauentun. Daß er den Beschauern Achtung abnötigte, gerade auch denen, die solchem Frauenwollen und Frauentun nicht immer freundlich gegenüberstehen, sondern leicht geneigt sind, die alten Vorwürfe der Überspanntheit, Verstiegenheit, Verschwommenheit zu erneuern, das beweisen die Stimmen der Presse. Und wie wir den Bericht über die Ausstellung mit den Ausführungen eines linksstehenden Blattes schlossen, so wollen wir hier ein Urteil der „Kreuzzeitung" anführen, in dem jene Art der Anerkennung zum Ausdruck kommt: „Der Frauenkongreß hat gewiß eine große politische Bedeutung, zumal wenn man ihn als Symptom der kommenden Entwicklung ansieht. Das ungebärdige Wüten gegen die Vorherrschaft der Männer im öffentlichen Leben scheint der vernünftigen Erwägung Platz zu machen, daß am Gemeinwohl alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes in gleicher Weise interessiert sind, und auf dieser Grundlage wird eine Verständigung über den Anteil der Frauen an den Pflichten und Rechten des Staatsbürgers möglich sein. Das Haupthindernis besteht nach wie vor in der Verschiedenheit der persönlichen Erfahrungen. Der Mann, der in seiner Familie weibliche Idealgestalten älteren Stils verehren gelernt hat, wird sich nur schwer darein finden können, daß dieser Typus verschwinden soll. Er wird aber zugeben müssen, daß auch die Männer sich modernisiert haben, nicht immer zum Vorteil ihrer Männlichkeit. Über eins ist wohl aber gar kein Streit mehr: daß nämlich unser sogenanntes Privatleben immer öffentlicher, von der sozialen Entwickelung immer abhängiger wird, und daß darum die Frau auch lernen muß, sich im öffentlichen Leben zurecht zu finden, sich erforderlichenfalls selber darin geltend zu machen. Seit die Sozialdemokratie ihre Frauen mobil macht, können die konservativen Frauen nicht zu Hause bleiben. In der sozialen Fürsorge, in der Innern Mission haben sie längst, dienend und führend, Großes geleistet. Von da in die Politik ist nur ein kleiner und unvermeidbarer Schritt."

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs. (Berlin.)

## 3. Die kaufmännischen Berufe.

Unter den spezifisch modernen weiblichen Berufen nehmen die kaufmännischen einen besonders breiten Raum ein. Man unterscheidet 2 Hauptgruppen: das Verkaufspersonal und das Büropersonal.

In der erst genannten Gruppe finden sich verhältnismäßig wenig Frauen gebildeter Kreise, doch macht sich in jüngster Zeit in Deutschland eine Bewegung geltend, die darauf gerichtet ist, hier Wandel zu schaffen. Mangelhafte Schulbildung und Kürze der Lehrzeit haben zusammen gewirkt, um einen empfindlichen Mangel an leistungsfähigen Kräften hervorzurufen, wodurch weiten Kreisen des Handelsstandes nicht unbeträchtliche Schädigung droht. Hier setzt nun der reformatorische Wille interessierter Persönlichkeiten ein, der auf Hebung des Standes durch erhöhte Anforderungen an Allgemeinbildung und an Berufsbildung gerichtet ist. Praktische Schulung, ergänzt durch theoretische Unterrichtskurse, sollen den Verkäuferinnen eine der neuzeitlichen Entwicklung des Geschäftslebens Rechnung tragende Ausbildung geben. Hoffentlich gelingt es dieser gesunden Bewegung bald, die gesellschaftlichen Vorurteile zu überwinden, die heute noch manch eine geeignete Kraft dem Verkäuferinnenberuf fernhält. Grade hier hängt so viel vom guten Geschmack und vom Taktgefühl ab, daß ein Nachwuchs aus gebildeten Kreisen nicht genug propagiert werden kann. Berechtigen doch auch weder ideelle noch materielle Gründe zu der Annahme, daß dieser Beruf gebildete Mädchen nicht befriedigen könnte. Die Gehälter sind sogar für gründlich vorgebildete Kräfte mit guter Allgemeinbildung besonders günstig. Sie beginnen mit einem Monatsgehalt von etwa 70 Mark, das bis 250 Mark, — in manchen Fällen noch höher, — steigt.

Nach dem Vorbild der 2—3-jährigen Lehrzeit für männliche Lehrlinge wird die Einführung der obligatorischen 2-jährigen Lehrzeit für Mädchen erstrebt, die bisher nur in einigen Städten (z. B. in Frankfurt a. M.) durchgeführt ist. In Berlin sind in jüngster Zeit mehrfache Gründungen erfolgt, die Verkäuferinnen Gelegenheit bieten, durch theoretische Schulung ihre beruflichen Kenntnisse zu erweitern, und ihnen so ein Aufsteigen in ihrem Beruf sichern. Auch die vielseitige, in Bezug auf Berufsausbildung des weiblichen Geschlechts an erster Stelle stehende Victoria-Fortbildungsschule, Berlin W, Kurfürstenstr. 160, veranstaltet 2 mal wöchentlich von 6—8 Uhr abends derartige Kurse. (10 Mark halbjährl.)

Über die Verkäuferinnenfrage in Deutschland orientiert in sachkundiger Weise die kleine Schrift: „Verkäuferinnen", Gedanken und Vorschläge eines Praktikers. Von Willy Cohn, Halberstadt. Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rothschild. 1911. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß sich große Ge-

schäfte mit stark ausgebildeter Arbeitsteilung sowie Warenhäuser als Lehrstellen nicht eignen, — ebensowenig wie ganz kleine Geschäfte, in denen der Lehrling zu unverhältnismäßig viel mechanischer Arbeit herangezogen wird; hingegen sind mittelgroße Geschäfte, namentlich der Textil-, Leder- oder Galanteriewarenbranche, als Lehrstellen zu empfehlen. Auf einen schriftlichen Lehrvertrag, der von beiden Seiten zu unterzeichnen ist, sollte großes Gewicht gelegt werden. In der Regel wird während der Lehrzeit eine monatliche Vergütung, — in kleinen Städten statt dessen häufig freie Station, — gewährt. Als besonderer Vorteil des Verkäuferinnenberufs ist zu erwähnen, daß tüchtige Kräfte die Möglichkeit des Aufstiegs haben. Sie können z. B. in größeren Geschäften zu Aufsichtsdamen oder zu Filialleiterinnen avancieren, während Fähigkeiten wie Lackschrift schreiben, Dekorieren der Auslagen, Bücher führen oder fremdsprachliche Kenntnisse sie für den Beruf ungleich wertvoller machen als Konkurrentinnen, die nicht über derartige Fähigkeiten verfügen, was sich auch deutlich in ihren Einkommensverhältnissen ausprägt.

* * *

Was die Ausbildung für die Tätigkeit im Kontor anbelangt, so ist aufs dringendste vor den sogenannten „Akademien" zu warnen, die in kurzer Zeit, meist bei sehr hohem Honorar, eine oberflächliche Einführung in die notwendigsten kaufmännischen Fertigkeiten übermitteln. Tritt doch hier in ganz besonders krasser Weise der große Schaden hervor, an dem heute noch die Frauenarbeit auf so vielen Gebieten krankt: ein Überangebot von minderwertigen Kräften einerseits und eine nicht zu befriedigende Nachfrage nach leistungsfähigen, gründlich vorgebildeten Persönlichkeiten andererseits.

Als Ausbildung ist der Besuch eines mindestens 1-jährigen Kursus an einer Handelsschule zu empfehlen, wobei jedoch stets im Auge zu behalten ist, daß eine längere Ausbildung, — es bestehen Kurse bis zu 3 Jahren — entsprechend größere Chancen bietet. In jedem Fall sollte aber nach Ablauf der eigentlichen Ausbildungszeit dauernd an der kaufmännischen Fortbildung — durch Lektüre, Vorträge usw. — gearbeitet werden. Der Stoff, der in Fachschulen für weibliche Handlungsgehilfinnen geboten wird, ist im wesentlichen: kaufmännische Korrespondenz (auch in französischer und englischer Sprache), Handels- und Wechsellehre, Handels- und Wechselrecht, Rechnen, Buchführung, Handelsgeographie, Warenkunde und Volkswirtschaftslehre.

Von empfehlenswerten Ausbildungsanstalten für weibliche Handlungsgehilfinnen seien folgende genannt:

Berlin: Lette-Verein, Viktoria-Luiseplatz 6, Unterricht 50 Mark vierteljährlich, 1 Jahr; 2. Klasse (Vorbereitungsklasse) Unterricht 40 Mark vierteljährlich; 1/2—1 Jahr.

Berlin: Viktoria-Fortbildungsschule, Kurfürstenstraße 160. — Unterricht 36 Mark vierteljährlich; 1 1/2 Jahre.

Breslau: Handelsschule des kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte. — Unterricht 25 Mark vierteljährlich; 1 Jahr.

Bromberg: Handelsschule für Mädchen des Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte. — Unterricht 25 Mark vierteljährlich; 1 Jahr.

Danzig: Handelsschule für Frauen und Mädchen. — Unterricht 22.50 M. vierteljährlich; 1 Jahr.

Elbing: Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. — Unterricht 22.50 Mark vierteljährlich; 1 1/2 Jahre.

Königsberg: Handelslehranstalt des Vereins Frauenwohl. — Unterricht 17.50 Mark vierteljährlich; 3/4 Jahre.

Posen: Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. — Unterricht 75 Mark halbjährlich; 1 Jahr.

Thorn: Handelsschule für Mädchen. — Unterricht 100 Mark halbjährlich; 1 Jahr.

Bevor der Besuch einer fremden Ausbildungsanstalt in Erwägung gezogen wird, sollten bei den Berufsorganisationen Erkundigungen über ihre Zuverlässigkeit eingezogen werden. Es kommen vor allem in betracht der „Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte," Berlin, Köpenickerstraße 74; die „Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte" Frankfurt a/M., Großer Hirschgraben 11 und der „Verband katholischer kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtinnen Deutschlands," Köln, Georgstraße 7.

* * *

Die Ausbildung der kaufmännischen Handels- und Fortbildungsschulen hat den Beruf der weiblichen Handelslehrerin ins Leben gerufen. Solange hierfür in Preußen kein staatliches Examen eingeführt ist, empfiehlt sich am meisten die Ausbildung in der Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin, Kurfürstenstraße 160. Dort bestehen 2 Kurse zur Ausbildung von Handelslehrerinnen, von denen jeder ein Jahr dauert: ein pädagogischer Kursus, der höhere Töchterschulbildung und das Absolvieren einer Handelsschule mit mindestens einjährigem Lehrgang und mindestens 2 Jahre kaufmännischer Praxis voraussetzt, (250 Mark); der andere Kursus übermittelt geprüften Lehrerinnen die fehlenden kaufmännischen Kenntnisse. (180 Mark.)

In München bildet das Seminar der städtischen Riemerschmid-Handelsschule Handelslehrerinnen aus. Dort wird der Besuch einer 3-kursigen Handelsschule vorausgesetzt und außerdem der Nachweis 3-jähriger kaufmännischer Praxis gefordert. Die Gehälter der Handelslehrerinnen schwanken zwischen 1600 und 2700 Mark.

### 4. Der hauswirtschaftliche Beruf.

Zu der Zeit, da die wirtschaftliche Not die Frauen der besitzlosen Klassen immer mehr zu außerhäuslicher Arbeit zwang und sie so dem Hauswesen entzog, während geistige Not die Frauen der besitzenden Klassen den höheren

Berufen zuführte, da die Fortschritte der Technik die Arbeitsgelegenheiten im Haushalt ständig verminderten, — zu dieser Zeit wurde die hauswirtschaftliche Betätigung der Frau etwas in den Hintergrund des Interesses geschoben und vielfach nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt. Auch das verständnislose, nie verstummende „Die Frau gehört ins Haus" der Gegner der Frauenbewegung war angesichts der herrschenden Verhältnisse nicht geeignet, diesem wichtigsten aller Frauenberufe zu der ihm gebührenden Beachtung zu verhelfen. Wenn ihm heute doch wieder große Aufmerksamkeit zugewendet wird, so sprechen hierfür Gründe mit, die im Rahmen dieses Artikels nur angedeutet werden können, aber immerhin berührt werden müssen, weil ihre Kenntnis zum Verständnis der modernen hauswirtschaftlichen Bewegung in Deutschland erforderlich ist.

Die übermäßige außerhäusliche Betätigung der Frau hat zu so schweren Schädigungen der Volksgesundheit geführt, daß die Gesetzgebung durch Regelung der Arbeitszeit, Verbot von Frauenarbeit in besonders gesundheitsgefährlichen Betrieben u. s. w. eingreifen mußte, um — besonders der Hausfrau und Mutter — die durch die weibliche Konstitution notwendige Schonung sowie die für die Pflege der Familie unerläßliche freie Zeit zu gewährleisten. Doch es zeigte sich, daß viele Frauen die freie Zeit nicht in dem gewünschten Maße zum Wohl der Familie anzuwenden verstanden. Vielfach waren sie von der Schule aus sofort in die Fabrik eingetreten; nie hatten sie Gelegenheit gehabt, sich die nötigen hauswirtschaftlichen Kenntnisse anzueignen. Ihre Töchter mußten infolgedessen auch die mütterliche Anleitung entbehren, die in früheren Zeiten eine Generation der anderen zu übermitteln pflegte. Um diese Lücken auszufüllen, wurde hauswirtschaftlicher Unterricht in Volks- und Fortbildungsschulen eingeführt und Vorträge für Arbeiterfrauen über rationelle Ernährung, über Kinderpflege u. s. w. gehalten.

Auch in den Kreisen der gebildeten Frauen zeigt sich heute ein größeres Verständnis für die häusliche Tätigkeit. Nun die für die freie Selbstbestimmung notwendige Öffnung fast aller Berufe durchgesetzt ist und der alle Kräfte absorbierende Kampf nachgelassen hat, ist die Möglichkeit eines unbefangeneren Umblickes gegeben. Und da rücken wieder die häuslichen Aufgaben der Frau in den engeren Interessenkreis. Dazu kommt, daß grade das wissenschaftliche Eindringen, namentlich auf nationalökonomischem und medizinischem Gebiet, zu einer vertieften Erkenntnis der Bedeutung und Tragweite hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit führen mußte, von der in so hohem Grade das körperliche und seelische Wohl der Familie abhängt. Was die Anforderungen anlangt, die unsere Zeit an die fähige Hausfrau in gut situierten Kreisen stellt, so hat man erkannt, daß die veränderten Verhältnisse sie nicht nur alter Arbeitsgebiete beraubt, sondern auch neue Pflichten mit sich gebracht haben, die, wenn sie auch ihrem Wesen nach zum großen Teil andersartig, doch nicht minder wichtig sind, als die früherer Zeiten, ja, die vielleicht an die Intelligenz größere Ansprüche stellen. Sie muß über Konsumgenossenschaften unterrichtet

sein, sie muß vor allem auf positive Kenntnisse gestütztes Verständnis für die Probleme der Dienstbotenfrage haben, deren friedliche Lösung sie mehr als alle anderen in ihren Händen hat, kurz, alle derartigen neuen Bewegungen kennen, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt haben.

Wird also für alle Schichten des Volkes eine Vorbildung der weiblichen Jugend auf den künftigen Pflichtenkreis als Hausfrau und Mutter erstrebt, so bilden sich auch eine große Anzahl junger Mädchen berufsmäßig für hauswirtschaftliche Tätigkeit aus, die später nicht einem eigenen Haushalt vorstehen, sondern mit den erworbenen Fähigkeiten in einer fremden Häuslichkeit ihren Lebensunterhalt verdienen.

Unter diesen Frauen ist nach rechtlicher und sozialer Stellung zu unterscheiden zwischen Gesinde- und Hausbeamtinnen.

Unter die erstgenannte Kategorie fallen die Hausmädchen, Köchinnen, Mädchen für alles, Jungfern, Zofen, Küchenmädchen u. s. w., deren Bildung nicht über die Volksschule hinausgeht. Uns soll hier vorwiegend die zweite Gruppe beschäftigen, die weiblichen Angestellten mit höherer Schulbildung, die als Stützen, Hausdamen, Wirtschafterinnen u. s. w. ihr Brot verdienen. Teilweise haben sie die gleiche Arbeit zu leisten, — etwa Kochen, Staubwischen, Plätten etc., — doch richten sich die Verhältnisse so stark nach dem Zuschnitt der einzelnen Häuslichkeit, sowie nach der Persönlichkeit der Angestellten, daß eine scharfe Grenze nicht zu ziehen ist. Was im allgemeinen die Hausbeamtin von der Hausangestellten unterscheidet, ist der Familienanschluß.

Häufig wird von bleichsüchtigen Mädchen der hauswirtschaftliche Beruf ergriffen, weil er vor vielen anderen den Vorzug hat, — durch den häufigen Wechsel der Tätigkeit und die mit ihm verbundene körperliche Bewegung, — der Gesundheit im allgemeinen zuträglich zu sein. Niemals aber sollte eine häusliche Stellung ohne berufliche Vorbildung angenommen werden, denn die Hausfrau, die eine besoldete Hausbeamtin anstellt, braucht eine gelernte Kraft, nicht eine, die erst in ihrem Haushalt lernen will. Es besteht in Deutschland ein Überfluß an ungelernten „Hausdamen," deren Besoldung auch dementsprechend ist, während die Nachfrage nach geschulten Kräften bei weitem das Angebot übertrifft.

Haushaltungsschulen gibt es fast in jeder Stadt. Bei der Wahl ist zuverlässige Erkundigung anzuraten, da sie ihrem Werte nach sehr verschieden sind. Als allgemein gültiger Gesichtspunkt kann nur darauf hingewiesen werden, daß Anstalten mit geschlossenen Jahreskursen zu bevorzugen sind.

Die jüngste Gründung auf diesem Gebiet ist der „Hausschwestern-Verein," in Pankow bei Berlin, Hartwigstraße 113, der, nach dem Vorbild der englischen lady-servants, gebildete Mädchen an Stelle der ungenügend vorhandenen Dienstboten setzen will; zur Unterscheidung von diesen soll der Name „Hausschwestern" dienen.

In Berlin bestehen 2 besonders stark besuchte Haushaltungsschulen, die

beide unter vorzüglicher Leitung stehen: das Pestalozzi-Fröbel-Haus II. Kyffhäuserstraße 21. (Bedingungen: ein Alter von mindestens 18 Jahren, Töchterschulbildung. — Unterricht 350 Mark jährlich. Unterricht, Wohnung und Verpflegung 1210 Mark), — und der Lette-Verein, Viktoria-Luiseplatz 6 mit ähnlichen Bedingungen. Beide Anstalten haben auch 6-monatliche Kurse eingerichtet. Ferner seien als Ausbildungsstätten für Hausbeamtinnen genannt:

Hamburg: Brennerstraße 77. Gewerbeschule für Mädchen. Aufnahmealter nicht unter 18 Jahr, Dauer 1 Jahr, Unterricht 60 Mark vierteljährlich.

Hannover: Freytagstraße 6. Koch- und Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins. — 16 Jahre; 1 Jahr. Unterricht 200 Mark jährlich, Wohnung und Verpflegung 600 Mark jährlich.

Tilsit: Kasernenstraße 21. Dauer 1 Jahr, Unterricht 160 Mark jährlich. Wohnung und Verpflegung 45 Mark monatlich; 3 Mark Einschreibegebühr.

Es bestehen auch konfessionelle Haushaltungsschulen.

Auskunft über das gesamte Gebiet hauswirtschaftlicher Schulung erteilt der „Verband zur Hebung hauswirtschaftlicher Frauenbildung", Berlin W 10, Hildebrandt-Str. 14.

Über die Gehälter der Hausbeamtinnen lassen sich keine festen Angaben machen. Am besten bezahlt werden sie als Leiterinnen größerer Hauswesen. Sie erhalten — stets neben freier Station — 600—1200 M. jährlich, doch finden sich, je nach Art der Stellung und persönlicher Tüchtigkeit, auch wesentlich geringere Gehälter.

Die unerläßlichen Eigenschaften, die von hauswirtschaftlich berufstätigen Frauen vor allen anderen gefordert werden, sind Sauberkeit, Pünktlichkeit und Ordnungssinn.

Werden Stellungen in größeren wirtschaftlichen Betrieben angestrebt, wie Sanatorien, Krankenhäusern, Erziehungsanstalten usw., so ist es nötig, nach Absolvierung des einjährigen Kursus noch eine Volontärinnenzeit in einem Großbetrieb abzulegen.

Eine andere Art hauswirtschaftlicher Tätigkeit eröffnet sich der Lehrerin für Hauswirtschaft. Ihr Lehrgang wird in dem Artikel über die Lehrberufe geschildert werden. An dieser Stelle soll nur noch ergänzend hinzugefügt werden, daß eine Anzahl geschulter Kräfte als Wanderkochlehrerinnen sowie Wanderhaushaltungslehrerinnen angestellt sind. Sie wandern mit den nötigen Ausrüstungsgegenständen von Ort zu Ort, um kurzfristige Kurse abzuhalten, die die notwendigsten Kenntnisse vermitteln. Ausbildung und Anstellung finden sie vorwiegend in Süd-Deutschland; für Ausländerinnen dürften die Chancen sehr gering sein, da das Vertrautsein mit den lokalen Verhältnissen wesentlich ist. Doch hat diese Einrichtung in Deutschland in der kurzen Zeit ihres Bestehens so viel Gutes geschaffen, daß andere Länder mit ähnlicher Entwicklung sie wohl auch allmählich einführen werden.

Ganz besonders auf dem Lande bieten sich der gebildeten Hausbeamtin wichtige kulturelle Aufgaben, denn dort, wo viele Familien noch in völliger Unwissenheit über die unerläßlichen Anforderungen moderner Hygiene sind, erschließt sich ihr auch ein soziales Arbeitsfeld. Der speziellen Heranbildung von hauswirtschaftlich tätigen Frauen auf dem Lande dienen besondere landwirtschaftliche Frauenschulen. Der „Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande", Vorsitzende Frl. Ida von Kortzfleisch, Reifenstein bei Birkungen, Prov. Sachsen, hat mehrere solcher Schulen ins Leben gerufen, die unterschiedslos empfohlen werden können:

Reifenstein bei Birkungen, Prov. Sachsen. Bedingungen: ein Aufnahmealter von 18 Jahren, Töchterschulbildung. Unterricht, Wohnung und Verpflegung während des Jahreskursus 1200 M. Oberkirchen, Kr. Rinteln, Prov. Hessen-Nassau. Bedingungen: 16 Jahre, Volksschulbildung; 1/2—1 Jahr; Unterricht, Wohnung und Verpflegung 125 M. vierteljährlich. Ein anderer Kursus stellt als Bedingung ein Alter zwischen 16 und 36 Jahren und dauert 1 Jahr; Unterricht, Wohnung und Verpflegung 400 M. vierteljährlich. Weitere Kurse ebenda bilden Lehrerinnen an hauswirtschaftlichen (1 1/2 J.) und an landwirtschaftlichen (2 J.) Schulen aus (Eintritt Oktober).

Sehr ähnlich oder gleich sind die Bedingungen der anderen Schulen des Vereins in Maidburg, Kr. Kempten, Prov. Posen; Miesbach in Oberbayern; Scherpingen, Kr. Sobbowitz, in Westpreußen, und Arvedshof bei Elbisbach, Post Hopfgarten, Bez. Leipzig.

Es ist ratsam, daß sich jedes junge Mädchen, das vor der Wahl einer Wirtschaftsschule steht, darüber klar wird, ob sie ihr späteres Wirkungsfeld in der Stadt oder auf dem Lande zu suchen gedenkt. Denn je nachdem stellt der Beruf recht verschiedene Anforderungen. In jedem Fall aber sollte das größte Gewicht, — dies ist das A und O dieses ältesten und natürlichsten aller Frauenberufe, wie der gesamten Frauenberufsfrage überhaupt, — auf eine gründliche Ausbildung gelegt werden.

(Weitere Artikel folgen.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Der Vogelflug.

Von A. Martenson. (Forstei Waldenrode in Livland.)

Wenig Menschen mag es geben, die nicht mit Bewunderung und Neid dem Fluge der Vögel zugeschaut, nicht den im Volksliede „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hät'" offenbarten Wunsch mitempfunden hätten. Solche Empfindungen fanden auch darin Ausdruck, daß man die menschliche Gestalt in den geflügelten Phantasiewesen, den Engeln, idealisierte, und sie liefern wohl auch den Keim zu jenen nächtlichen Träumen, wo wir

wonnig auf und ab schweben. Und in der Tat: gewähren nicht die ersten zaghaften Flugübungen, welche die flügge gewordenen Jungen der Stare, Schwalben und Störche unternehmen, einen reizvollen Anblick? Oder zu schauen, wie im Frühling Bussarde, Schreiadler und Milane in Bögen und Kreisen hoch im Äther hinschweben, oder die Lerchen schwirrend und singend sich höher und höher ins Luftmeer heben, bis nur noch das Ohr sie vernimmt, oder wie der afrikanische Schlangenadler (Helotarsus ecaudatus) oder auch unser Kiebitz auf und nieder gaukelt und die kühnsten Schwenkungen spielend ausführt, oder die Schwalben stundenlang und unermüdlich über eine Wiese oder einen Teich hin und her schießen? Ist es nicht ein anmutendes Schauspiel, wenn im Spätsommer des Abends eine große Schar Stare über einer schilfbewachsenen Bucht in den Lüften umherschwärmt, bevor sie sich zur Nachtruh ins Röhricht hinabsenkt? Hin und her, steigend und fallend, fliegt die dichtgeschlossene Menge, bald einer Kugel, bald einer Säule vergleichbar, als wäre sie ein einziger Körper, von einem Willen beseelt und einem Befehle blitzschnell gehorchend.

Was befähigt die Vögel zum Fluge und zu solchen Flugkünsten?

Schon die wagerechte Haltung und die sich nach vornhin verjüngende Gestalt des Vogelkörpers mit dem spitzen Schnabel begünstigt ein Durchschneiden der Luft, und der innere Bau des Körpers erleichtert ein Verweilen in der Luft. Die Knochen sind dünn und leicht und die Hauptknochen hohl und mit Luft gefüllt; die Rückenwirbel sind miteinander verwachsen, wodurch die gestreckte Körperhaltung erhöhte Festigkeit gewinnt. Das Brustbein ist auffallend groß und hat in der Mitte einen starken Kamm, an welchem die auffallend großen und die Flugbewegungen hauptsächlich leitenden Brustmuskeln befestigt sind. Außer letzteren sind noch eine Menge Muskeln, Sehnen und Bänder vorhanden, die den Flügeln innerhalb eines gewissen Spielraums jede Bewegung und Stellung möglich machen. Im Körper ist eine Anzahl mit den Lungen verbunderer Luftsäcke verteilt, deren erwärmte Luft gewiß das spezifische Gewicht des Vogels vermindert. Außerdem dienen sie zur Warmhaltung des Körpers und bilden auch elastische Kissen, welche den harten Schlag der Flügel weniger empfindlich machen und die Erschütterung des Körpers mildern. Wahrscheinlich spielen diese Luftsäcke auch bei anhaltendem Gesang und beim Dauerflug in Höhen mit verdünnter Luft eine wichtige Rolle, indem ihr Luftvorrat einer Erschöpfung der Atmung vorbeugt. — Der Körper ist mit einem dichten, leichten und warmhaltenden Federkleid bedeckt, das aus Hornstoff, demselben Stoffe, aus dem auch die Haare, Hörner, Zehen und Nägel der Vierfüßler gebildet sind, besteht, und jede Feder erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Kunstwerk. Man unterscheidet zwei Arten von Federn: die Flaumfedern oder Daunen, die unmittelbar die Körperhaut bedecken und durch ihre wollige Beschaffenheit den Körper warm halten, und die Konturfedern, welche schuppenförmig übereinander gelagert die obere Körperhülle bilden und aus denen auch die unmittelbaren Werkzeuge des Fluges, die Flügel

und der Schwanz, zusammengesetzt sind. Diese Konturfedern bestehen aus zwei Hauptteilen, dem zum Teil hohlen Schafte, auch Kiel oder Spule genannt, und der an ihm befestigten Fahne oder dem Bart. Diese zu beiden Seiten des Schaftes befindliche Fahne ist aus zahlreichen plattgeformten Strahlen oder Ästen zusammengesetzt, die mit ihren platten Seiten dicht aneinander gereiht und unter sich wiederum durch kleinere Strahlen und mikroskopisch kleine Häkchen so miteinander verknüpft sind, daß die Fahne eine gegen starken Winddruck feste und nur wenig nachgiebige Fläche bildet, besonders da ihre Strahlen auf die schmale Kante gestellt sind. Bekanntlich ist es leicht, ein Lineal zu biegen oder zu zerbrechen, wenn man gegen eine von seinen Breitseiten Druck ausübt, sehr schwer aber, wenn man das mit einer der Schmalkanten versucht. Daher werden auch bei allerlei Baukonstruktionen die Tragbalken auf die Schmalkanten gesetzt. — Die eine Hälfte der Federfahne, die Vorderfahne, ist gewöhnlich schmäler als die andre, die Hinterfahne. Jede Feder aber hat eine andre Form und eine bestimmte Beugung oder Bauschung. Die Schwungfedern der Flügel und die Steuerfedern des Schwanzes schieben sich fächerförmig über einander. Die Härte und Straffheit der Federn ist verschieden; Birk- und Feldhühner z. B. besitzen ein hartes, die Eulen ein weiches, einen leisen Flug bewirkendes Gefieder.

Das Skelett des Flügels besteht aus dem Oberarm, dem Unterarm und der Hand mit drei Fingern, und zwar einem längeren und zweien durch Bänder mit einander verbundenen kürzeren Fingern. An der Hand sind die 9 bis 12 sogenannten Schwingen erster Ordnung oder die Handschwingen befestigt, welche die Spitze des Flügels bilden, und am Unterarm die in der Regel kürzeren und etwa 9 bis 15 Stück zählenden Armschwingen oder Schwingen zweiter Ordnung. Außerdem besitzt der Flügel auf seiner Oberseite eine größere Anzahl von Deckfedern, die als große, mittlere, kleine und als After- und Schulterdecken unterschieden werden. Ebenso hat die untere Flügelfläche ihre Deckfedern. Alle diese schuppenförmig über einander gelagerten Deckfedern verstärken nicht nur den Flügel, sondern verdecken auch die Lücken, die sich zwischen den unbefahnten Teilen der Schwungfederkiele befinden. Zwischen Ober- und Unterarm, also vom Flügelbug zur Brust hin, ist ein flacher und sehr elastischer Muskel gespannt, der beim Fliegen mit seiner Vorderkante die Luft durchschneidet. — Der Flügel stellt keine ebene Fläche dar, sondern hat nach oben und vorn hin eine Aufbauschung oder Wölbung und übt dadurch beim Nieder- oder Abschlag einen starken Druck gegen die Luft aus, die nach unten, hinten und zur Seite gepreßt wird. Dabei führen auch die Enden der Schwingen elastische Bewegungen aus. Wie stark beim Flügelschlag die Bewegung der Luft ist, können wir deutlich bei einem festgehaltenen flügelschlagenden Vogel fühlen, und wir benutzen ja auch Flügel zum Anfachen eines Feuers. Durch den Flügelschlag wird zunächst die Wirkung der Schwerkraft aufgehoben und der Körper des Vogels nach oben und vorn geschnellt. In der Ruhe werden

die Flügel fächerartig zusammengelegt, sodaß jede einzelne Schwungfeder zum Teile unter die nächste zu liegen kommt, und die Flügel schmiegen sich dann gefällig und bequem dem Körper an. Jede Vogelart hat eine eigne Flügelform, und es giebt spitze, abgerundete, lange und kurze Flügel.

Der Schwanz — in der Weidmannssprache bei größeren Vögeln Stoß, beim Auer- und Birkhahn Spiel genannt — besteht gewöhnlich aus 10 bis 20 grade gerichteten Federn und dient, durch vielfache Muskeln und Sehnen regiert, hauptsächlich zur Steuerung des Fluges, ferner zur Vergrößerung der Tragfläche des Vogels und wohl auch als eine Art Fallschirm. Etwas aufgerichtet unterstützt er eine Hebung des Vogels, nach unten gebogen eine Senkung, und stark ausgebreitet wirkt er beim Auffußen des Vogels flughemmend. Doch spielt er beim Fliegen eine etwas untergeordnete Rolle, denn auch mit einem gestutzten Schwanze fliegt der Vogel immerhin noch recht geschickt. Die Form und Größe des Schwanzes ist noch mannigfacher als die der Flügel, und bei einzelnen Arten ist er recht kurz, bei andern übermäßig lang. Kurze Schwänze haben u. a. einige Gänse und Entenarten, auch Kraniche und Wachteln, längere und lange z. B. Bachstelzen, Schneidervögel, Schwanzmeisen, Schwalbenstelzen, Elstern, Paradieswitwen, Paradiesvögel, Schleppenfliegenschnäpper, einige Kolibriarten, Mäusevögel, Araras, Wellensittiche, Fasanen, Pfauen, Leiervögel, Kranichgeier, Fregatt- und Tropikvögel. Bei einzelnen Vogelarten bildet die ungewöhnliche Länge des Schwanzes oder die Länge einzelner seiner Federn gewiß ein Hindernis beim Fluge, so beim Pfauenhahn, bei der brasilianischen Nachtschwalbe und bei den Paradiesvögeln, und er dient ihnen etwa nur als ein prächtiger farbenschillernder Schmuck. Bei den Spechten unterstützt der Schwanz das Klettern an Baumstämmen.

Nicht unwesentlich wird der Vogel in seinem Flugvermögen durch seine bedeutende Muskelkraft, sein überaus regsames Temperament und seine hohe Sensibilität gefördert, welche Eigenschaften sich aus seinem im Vergleich mit den Säugetieren rascheren und stärkeren Stoffwechsel und seiner hohen, bis c. 43° Celsius betragenden Blutwärme herleiten. Die Rückwirkung und Rückstrahlung auf einen äußern Reiz oder Anstoß tritt bei ihm rascher als etwa bei uns ein, und das befähigt ihn auch, augenblicklich jede Veränderung der Luftbewegung zu fühlen und sie beim Fluge auszunutzen.

Einige Vogelarten vermögen nicht zu fliegen oder haben ihr Flugvermögen im Laufe der Zeiten eingebüßt. Solche besitzen dann auch nur rudimentäre oder verkümmerte Flügel, wie die afrikanischen Strauße, die amerikanischen Nandus und die australischen Kasuare oder Emus, oder wie die Schnepfenstrauße oder Kiwis, welche kaum erkennbare Flügelstummel haben. Im Zusammenhang damit fehlen diesen Vögeln in der Regel die starken Brustmuskeln und der zu deren Befestigung dienende Kamm am Brustbein, und ihr Gefieder zeigt keine richtigen Konturfedern, sondern ist haarartig. Auch

bei den Pinguinen sind die Flügel verkümmert und dienen nur noch zum Rudern und Tauchen im Wasser.

Die Vorübungen zum Fluge bei den erwachsenen Jungvögeln währen um so länger, je größer die Vogelart ist. Während die Kleinvögel schon in wenigen Tagen flugbar werden, dauern die Vorübungen z. B. bei den Störchen zwei bis drei Wochen. Zunächst stellt sich der junge Storch einigemal täglich auf den Nestrand, den Schnabel gegen den Wind gerichtet, breitet die Schwingen aus und schlägt mit ihnen einige Male. Später dann schnellt er sich flügelschlagend bereits ein paar Fuß senkrecht in die Höhe, und endlich entschließt er sich eines Tages, einen kurzen, natürlich noch etwas schwankenden und unsichern Flug zur nächsten Wiese zu machen.

Will sich ein flugbarer Vogel vom Boden oder auch vom Wasser erheben, so schnellt er sich mit den Füßen oder Ständern ab, schlägt gleichzeitig mit den Flügeln und trägt sich derart nach vorn und schräg aufwärts. Große Vögel, wie Trappen, Kraniche und Störche, können ohne starken Abstoß mit den Füßen schwerlich hinaufgelangen und sind oft genötigt, laufend den Abstoß mehrfach zu wiederholen, kleinere Vögel mit schwerem Körper, wie die Wildhühner, schwirren nach dem Abstoß heftig mit den Flügeln. Steht der Vogel auf einem Baumast oder Dache, wobei er sich stets gegen den Wind richtet, um ihn nicht ins Gefieder blasen zu lassen, so neigt er Kopf und Vorderkörper und schwebt nun, will er zu Boden, mit ausgebreiteten und wenig oder gar nicht bewegten Flügeln abwärts, wobei er gewöhnlich, um den Schwung zu hemmen, kurz vor dem Auffußen in etwas aufgerichteter Stellung einige Flügelschläge macht, wenn ihm nicht ein Gegenwind diese Arbeit ersetzt. Will der Vogel aber von seinem Hochstand aufwärts, so setzt er die Flügel in Schwingung und der Gegenwind erleichtert ihm wie einem Papierdrachen das Aufsteigen. Beim Weiterstreichen strebt er die Gleichgewichtslage einzuhalten, und das fällt ihm nicht schwer, weil sein Schwerpunkt sich in der Brust befindet und die Flügel oberhalb das Schwerpunktes angesetzt sind. Überdies dient auch der Schwanz zur Erhaltung solcher Lage. Beim Aufschlag der Flügel, also bei einem Ausholen zu einem Schlage, wird der infolge der Wölbung der Flügel unbedeutende Gegendruck der Luft dadurch unwirksam gemacht, daß die Schwungfedern ihren Zusammenhang lockern und die Luft durch die zwischen ihnen gebildeten Spalten abströmen kann, außerdem auch die Flügel im Handgelenk mehr oder weniger eingeknickt werden. Beim Niederschlag wirken die Handschwingen, also die untersten Schwungfedern, infolge ihrer Elastizität und gebogenen Gestalt nicht nur nach unten hin, also hebend, sondern auch ruderartig nach hinten, also vorwärts treibend. Wendungen im Fluge werden dadurch hervorgebracht, daß der auf der erstrebten Seite befindliche Flügel seine Lage ändert und dadurch seinen Druckpunkt verschiebt, auch mehr oder minder zusammengefaltet bleibt, während der andre Flügel voll tätig ist, wobei auch noch der Schwanz durch eine schräge Beugung gleich dem

Steuer eines Bootes mithilft. Es scheint den Vögeln unmöglich zu sein, in einem gleichen Zeitraum mit jedem Flügel eine verschiedene Anzahl Schläge zu machen, also etwa links zwei und zugleich rechts drei oder vier, wohl aber möglich, mit einer Schwinge gleichzeitig stärker zu schlagen als mit der andern. Der Aufschlag übrigens erfordert etwa nur die Hälfte der Zeit des Abschlages.

Man unterscheidet zwei Hauptarten von Flug: den Flatterflug und den Segel- oder Schwebeflug. Der Flatterflug ist vorzugsweise den Kleinvögeln eigen und kennzeichnet sich durch sehr rasch, und zwar etwa zehn bis fünfzehn mal in der Sekunde erfolgende Flügelschläge oder ein Schwirren. Unser Auge vermag dabei die einzelnen Schläge kaum oder nicht mehr aufzufassen, wie etwa bei einem sich nach dem Bade trocknenden Kanarienvogel. Sehr viele Kleinvögel wechseln im Fluge mit dem in die Höhe fördernden Flattern und einer Art Schweben mit zusammengezogenen Flügeln ab, wodurch die Fluglinie sich wellenförmig gestaltet. In reinster Form sehen wir das Schwirren bei den Kolibris, ferner bei Fledermäusen, den einzigen Säugetieren, denen es gegönnt ist, sich geschickt in der Luft zu tummeln, dann auch noch bei zahlreichen Fliegenarten. Das auch in unsern Wäldern, wenn auch selten vorkommende Flughörnchen vermag nicht zu fliegen, sondern nur mittels der zwischen Vorder- und Hinterfüßen gespannten Häute weitere Sprünge durch die Luft in schräg absteigender Linie zu machen. Dagegen gibt es Fische, welche in der Tat eine flugähnliche Leistung aufweisen; sie besitzen spitz zugeschnittene große Brustflossen, springen einige Fuß oder bisweilen auch einige Faden hoch aus dem Wasser und gleiten dann mit wagerecht gehaltenen Flossen höchstens 30 bis 35 Meter schräg durch die Luft zum Wasser hinab.

In der Sekundär- oder Mesozoischen Epoche, genauer zur Kreidezeit unsrer Erde, also vor unbestimmten Hunderttausenden von Jahren, hat das bis jetzt bekannte größte fliegende Tier gelebt, ein Reptil oder Flugsaurier, der Pterodactylus ornithostoma, dessen Skelett im Missisippitale gefunden worden ist. Er besaß leichte und dünne Knochen, einen starken, drei Fuß langen Schnabel und sehr lange und spitze häutige Flügel, die sieben Meter klafterten und eine Fläche von etwa sechs □ Metern bedeckt haben mußten. Sein Flug wird hauptsächlich ein Schwebeflug gewesen sein. Auch in Europa hat man fossile Reste solcher Flugechsen, allerdings kleinerer gefunden, so des Pterodactylus longirostris, dessen Hauptknochen gleich denen der Vögel hohl sind, und im Solnhofer Juraschiefer entdeckte man den genauen Abdruck vom Körper des Archäopteryx, des Urvogels, welcher mit seinen befiederten Flügeln und Vogelfüßen, trotz seines Echsenschwanzes und seiner Zähne, als Urbild der Vögel oder als eine der vielen Übergangsformen von den Reptilien zu den Vögeln und zugleich als eine Bestätigung der Darwinscher Lehren zu gelten hat.

Ein rasches Schwirren ist den Großvögeln unmöglich; der gewaltige Luftdruck, den ihre Flügelflächen dabei erzeugen würden, bräche ihnen die Federn oder Knochen ihrer Flügel.

Ungleich schöner und vollendeter als der Flatterflug erscheint uns der Schwebe- oder Gleitflug und namentlich das mit ihm verbundene Kreisen, wie wir es z. B. besonders großartig beim Condor, ferner bei den Adlern, Falken, Weihen, Bussarden und auch Störchen sehen. Dieses Kreisen und Hinschweben mit gespannt ruhenden Flügeln geschieht in schiefen Schraubenlinien, ähnlich denen, die eine schräg auseinandergezogene Spiralfeder darstellt. Bedingung dazu ist ein nicht zu starker gleichmäßiger Wind, da Windstille oder Sturm das Kreisen unmöglich machen. Den Gleitflug begünstigen aufsteigende Luftströme, wie solche nicht selten an stillen klaren Tagen vorhanden sind. Hielte ein Schwebeflieger bei windstillem Wetter ohne aufsteigende Luftströme seine Flügel unbewegt ausgespannt, so müßte er früher oder später unbedingt in einer schrägen Linie zur Erde herabgelangen. Beim Kreisen nun steigt der Vogel, sobald er sich gegen den Wind wendet, durch dessen Druck aufwärts, um dann wieder mit dem Winde oder mit seitlichem Winde wagerecht oder etwas schräg abwärts weiter zu gleiten. Unter Umständen kann er auch mit dem Winde segelnd diesen zeitweilig überholen und gewinnt dann durch den so erzeugten Gegenwind etwas Auftrieb. Die Flügel hält er straff gespannt, namentlich auch in ihrem vorderen Teil, und streckt, um den Schwerpunkt mehr nach vorn zu rücken und eine ruhige Gleichgewichtslage einzuhalten, Kopf und Hals nach vorn aus.

Wie der Segelschiffer zum Fahren Wasser und Wind nötig hat, so der Vogel Luft und bewegte Luft; im luftleeren Raum ist kein Fliegen möglich, auch wenn die Lungen mit Atemluft versorgt wären. Mehr oder minder bewegte Luft aber ist fast stets vorhanden, und windstille Tage oder Stunden sind selten genug. Und wenns auch an der Erdoberfläche windstill sein sollte, in höheren Regionen herrscht doch ein Windstrom oder herrschen gar verschiedene sich kreuzende Strömungen, welche wir am Zuge der Wolken oder bei Ballonfahrten erkennen können. Hat man doch neuerdings durch sogenannte Pilotballons festgestellt, daß zu Zeiten sechs an Stärke, Richtung und Schichtdicke verschiedene Winde gleichzeitig im Luftraum bis etwa 15 Kilometer Höhe hinströmten! Bewegte Luft oder Wind aber ist jeden Augenblick in Stärke und Richtung unbeständig, der Wind schralt, wie der Schiffer es nennt, und dieser bemüht sich, solche Unbeständigkeit durch Änderung der Segel- und Steuerstellung auszugleichen oder auszunutzen. Der Vogel nun tut das Gleiche in vollkommener Art; er fühlt jede Abänderung des Windes blitzschnell und beutet sie für seinen Zweck sogleich durch eine Änderung der Flügelstellung und der Häufigkeit und Stärke der Flügelschläge aus. Und findet er am Ende unten nicht die ihm passende Luftströmung, so sucht er sie höher oben.

Vielfache Untersuchungen haben festgestellt, daß bei den Vögeln die relative Flügelgröße mit zunehmendem Körpergewicht abnimmt. Der etwa drei Decigramm wiegende Sperling besitzt eine Flügelfläche von 20 □ Centimetern, ein zehn Kilogramm schwerer Trapphahn aber eine solche von 6200 □ Centi-

metern. Mithin entfallen beim Sperling auf ein Gramm Gewicht 200 □ Millimeter Flügelfläche, bei der Trappe aber nur 62 □ Millimeter.

Die Flügelform beeinflußt die Dauer und Geschwindigkeit des Fluges. Die besten und unermüdlichen Flieger, wie die echten Falken, besonders der Wanderfalk, ferner die Mehl- und Rauchschwalben und der Mauersegler, dann der am Mittelmeer heimische Alpensegler (Apus melba), der Albatros (Diomeda exulans), der Fregattvogel (Atagen aquila), der schöne Tropikvogel, von Linné Sohn der Sonne, Phaëton aethereus, genannt, die Sturmvögel, die Seeschwalben, auch wohl einige Taubenarten und die Steppenhühner zeichnen sich durch lange, schmale und spitze Flügel aus.

Werfen wir noch einen Blick auf besondere Flugkünste einzelner Vogelarten. Die Kolibris, diese fliegenden Juwelen, vermögen lautlos schwirrend sich auf einem Fleck in der Luft zu halten und schießen dann wieder blitzschnell, sodaß das Auge sie nicht erfassen kann und nur dem Ohr ein summender Ton vernehmbar ist, 30 bis 40 Fuß nach oben oder seitwärts, um dann abermals zu halten. — Die Falken verweilen gleichfalls zuweilen wie angenagelt auf einem Fleck in der Luft, sie „rütteln". Dabei halten sie den Kopf nach unten gesenkt und schlagen kräftig mit den schräg nach oben gehaltenen Flügeln. Haben sie dann am Boden oder auf dem Wasser eine Beute erspäht, so stürzen sie auf diese kopfüber und mit angezogenen Flügeln entweder in grader Linie wie ein fallender Stein oder auch in einige mal geknickter Linie hinab und hemmen kurz vor dem Ziel die Wucht ihres Stoßes durch das Ausbreiten der Flügel und des Schwanzes. — In den hellen nordischen Frühlingsnächten vernimmt man über Mooren und feuchten Wiesen ein surrendes oder schnarrendes Geräusch in den Lüften, das „Meckern" der sog. Himmelsziege oder der Bekassine. Dieses Geräusch wird, wie das namentlich der Ornithologe J. Rohweder nachgewiesen hat, dadurch hervorgebracht, daß diese Schnepfe bei ihrem Balzfluge große Kreise abfliegt und sie von Zeit zu Zeit durch steilschräge Abstürze unterbricht, wobei die Flügel angezogen werden und zuckende Bewegungen ausführen, während die Schwanzfedern durch den heftigen Luftstrom in zitternde Bewegung geraten. — Einzelne der Haustauben, welche beiläufig bemerkt von der Felsentaube, Columba livia, abstammen, überwerfen sich im Fluge mutwillig zwei- oder dreimal hintereinander, um dann wieder ihren Flug fortzusetzen. Soviel ich mich aus meinen Knabenjahren, wo ich einige solcher Künstler, Tümmler genannt, besaß, erinnere, schlagen sie diese Räder rückwärts, denn vorwärts wäre es schwierig. — Bemerkenswert ist auch, welche Lasten manche Vögel fliegend tragen können, so z. B. der Hühnerhabicht ein Birkhuhn oder der Steinadler eine junge Gans. Ich schoß einmal einen Wanderfalken, der mit einem von ihm gefangenen, noch lebenden und mit den Flügeln fuchtelnden Kibitz flott einherstrich.

Welche Ausdauer und Schnelligkeit die Vögel im Fliegen entwickeln, erkennen wir aus ihren Wanderflügen. Die so sehr merk- und denkwürdige

Erscheinung des periodischen Vogelzuges sei hier nur flüchtig berührt. — Der Zug der meisten nordischen Vogelarten im Herbst nach Süden hin bedeutet eine Rettung ihres Daseins, denn in unserm Winter erlägen sie unfehlbar dem Hunger und Frost. Die allgemeine Annahme, daß während der Sekundärepoche auf unsrer nördlichen Halbkugel noch ein fast tropisches Klima herrschte, das ein Wandern der Vögel überflüssig machte, daß aber später, zu Ende jener Epoche und zu Beginn der Tertiärzeit, besonders als die Eiszeiten heranrückten, die meisten Vogelarten sich allmählich genötigt sahen, zeitweilig ihre Heimstätten zu verlassen und solches ihnen seitdem zur ererbten Gewohnheit geworden, diese Annahme oder Hypothese hat vieles für sich. Unbegreiflich aber bleibt dabei stets, wie die Vögel den Winter, den sie doch noch keinmal erlebt, vorauswissen, besonders, da viele Arten uns bereits zu einer Jahreszeit verlassen, wo weder Nahrungsmangel noch Kälte sie bedroht. So zieht z. B. der Gartenlaubvogel (Hypolais salicaria) bereits Anfang Juli a. St. fort, so verlassen uns der Mauersegler (Cypselus apus), der schwarzstirnige und der rotrückige Würger (Lanius minor und collurio), alle Grasmückenarten und unsre Nachtigal oder der Sprosser (Erithacus philomela) bereits um Mitte Juli. Vielfach ist behauptet worden, daß sogar junge Vögel, die noch keinmal die Reise nach Süden gemacht, wie z. B. die Jungen der Kuckucks oder der nordischen Leinfinken, ohne von älteren geleitet zu werden und zeitig vor diesen, den richtigen Weg finden, ebenso, daß alle Zugvögel im Frühjahr zu der für sie richtigen Zeit in der Heimat eintreffen, einzig vom „Wandertrieb" und „Instinkt" geleitet. Doch ist diese Behauptung noch keineswegs einwandfrei erwiesen. Auch sei daran erinnert, daß häufig genug Vögel verschiedener Arten gemeinsam reisen.

Die von einigen Vogelarten bei ihren Zügen entwickelte Geschwindigkeit ist eine erstaunliche. Im Magen eines im Frühling heimgekehrten Kuckucks sollen noch unverdaute Reste einer afrikanischen Strauchart gefunden worden sein, was bei der raschen Verdauung der Vögel für eine wunderbare Fluggeschwindigkeit dieses Vogels spräche. Der Maler Gätke, welcher fünfzig Jahre lang auf Helgoland, einer beliebten Vogelstation, Vögel und deren Züge beobachtete und die Ergebnisse in einem Werke „Die Vogelwarte Helgoland" veröffentlichte, hat u. a. berechnet, daß das kleine rotsternige Blaukehlchen (Erithacus suecicus) den 2800 Kilometer langen Weg von der Nordküste Ägyptens bis Helgoland in neun nächtlichen Stunden zurücklegt. Das ergäbe eine Geschwindigkeit von über 300 Kilometern in der Stunde! Dabei ist zu bemerken, daß dieses Vögelchen ein Erdsänger ist, meist am Boden lebt und gewöhnlich ungern und träge fliegt. Der Mauersegler soll gar 495 Kilometer in der Stunde zurücklegen! All' diese Angaben aber erscheinen stark übertrieben und lassen sich schwer nachweisen oder nachprüfen. Immerhin aber ist mit einiger Zuverlässigkeit bestimmt worden, daß Brieftauben bei stiller oder wenig bewegter Luft etwa 70 bis 90 Kilom., Schwalben, besonders die

Mauersegler, wohl 100 bis 120 Kilom. in der Stunde zurücklegen können. Diese Geschwindigkeit vermindert sich bei Gegenwind und steigert sich bei Rückenwind nicht unerheblich, und das sind doch wahrlich nicht geringe Leistungen! An Ausdauer im Fliegen übertreffen die Sturmvögel, Albatrosse, Sturmschwalben u. a. alle übrigen Vögel; sie sind auch mit vielen und besonders großen Luftsäcken ausgestattet. Krähen hingegen werden schwerlich mehr als etwa 60 Kilom. in der Stunde leisten können und sicher nicht, wie Gätke berechnet haben will, mit 200 Kilom. Geschwindigkeit über die Nordsee ziehen.

Über die sonstige Art und Weise der Vogelreisen sind wir nur dürftig unterrichtet. Die Beobachtung wird dadurch erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, daß die meisten Arten der Zugvögel in der Nacht und häufig in für unsre Seh- und Hörkraft entrückten Höhen ziehen. Gewöhnlich vollzieht sich der Flug in einer Höhe von etwa 400 bis 1000 Metern, seltener wohl in noch höheren Luftschichten, wie uns davon Ballonfahrer berichten. Wahrscheinlich ist es, daß die Vögel gern in einer Höhe ziehen, wo sie noch einige Übersicht über die Oberfläche der Erde, wenigstens über die Hauptgestaltung dieser Oberfläche haben, und vielleicht nur dann in größere Höhen bis 2000 Meter und darüber sich hinaufschwingen, wenn dort eine ihnen günstigere Luftströmung vorhanden ist. In finsteren Herbstnächten wird eine Orientierung aus großer Höhe nicht wohl möglich sein. Ob dann der Zug stockt und eine Unterbrechung erfährt, wissen wir nicht. Gegen die Kälte in großen Höhen schützt die Vögel ihr dichtes Federkleid, ihre hohe Bluttemperatur und die rastlose Bewegung. Es gibt ja auch Säugetiere, die die verdünnte Luft und die Kälte solcher Höhen gut vertragen, so die wilden und zahmen Jackochsen auf den Hochflächen Zentral-Asiens. Außerdem mögen hoch oben auch nicht selten wärmere Luftschichten vorhanden sein. — Gegen die Annahme, daß Vögel solche Höhen vertrügen, hat man angeführt, daß von Luftschiffern dort ausgeworfene Brieftauben sich gleich Steinen zur Tiefe fallen ließen. Nun, das war doch von diesen Tauben jedenfalls vernünftig gehandelt, denn was sollten sie in diesen unwirtlichen Höhen anderes beginnen?

Die Frage, ob die Vögel ihre Wanderzüge mit dem Winde oder gegen ihn unternehmen, ist zwar noch nicht endgültig beantwortet, doch bin ich nach den von mir und andern gemachten, wenn auch spärlichen Beobachtungen der Meinung, daß sie vorzugsweise mäßige Winde benutzen, die mehr oder weniger in der Flugrichtung, also zum Ziele hin wehen. Wenigstens steht es fest, daß der Hauptzug im Frühjahr bei südlichen und im Herbst bei nördlichen Winden vor sich geht. Ein Kampf gegen den Wind würde auf die Dauer die Kräfte der Vögel übermäßig anstrengen, und sie haben's ungleich bequemer, sich vom Winde fördern zu lassen. Hat man sie wirklich gegen den Wind ziehen sehen, so mochte das vielleicht in der Anfangs- oder Schlußstrecke der Fahrt sein, oder weil sie einen günstigeren Luftstrom suchten. Plötzlich einsetzende Stürme werden ihnen oft verderblich und verschlagen sie aus ihrer Richtung.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß einzelne Vogelarten bei ihren Zügen eine gewisse Ordnung und Gruppierung beobachten. Wildgänse, Kraniche, Reiher und einzelne Entenarten fliegen, wenn die Anzahl der Individuen eine geringe ist, in einer schrägen Linie, bei größerer Anzahl aber in Haken- oder Winkelform, wobei nicht selten der eine Schenkel kürzer als der andre ist. Die Sichler oder europäischen Ibisse (Plegadis falcinellus) ziehen in einer Kurve oder einem ganz stumpfen Winkel, die Kiebitze in einer zur Flugrichtung queren graden Linie. Dabei gewahrt man in der Regel eine schlängelnde Bewegung der Linien oder Schenkel. Weshalb eine solche Flugordnung eingehalten wird und welche Vorteile sie gewährt, vermögen wir nur ungenügend zu deuten. Jedenfalls ist anzunehmen, daß dadurch zunächst gegenseitige Störungen vermieden, ferner den einzelnen Individuen Kräfte erspart oder zweckmäßig ausgenutzt werden. In einem gewissen schrägen Abstande des einen Vogels vom andern vermeidet der hintere vielleicht die durch den Flügelschlag des vorderen erzeugte heftige und störende Luftschwingung. Außerdem hat jeder einzelne freie Aussicht sowohl auf den Führer an der Spitze als auch auf den Raum vor und unter sich. Daß der Führer es dabei am schwersten hat, ist einleuchtend, und daher auch verständlich, daß er von Zeit zu Zeit abgelöst wird oder sich ablösen läßt, wie man das mehrfach gesehen haben will. Die wechselnde Gestalt der Fluglinie oder die Winkelgröße ist vielleicht von der jeweiligen Richtung des Windes abhängig oder wird so gewählt, daß der Wind die von den einzelnen Fliegern erzeugten störenden Luftwirbel zur Seite trägt. — Die große Menge der Kleinvögel, aber auch viele größere Vogelarten ziehen dagegen in kleineren ungeordneten Gesellschaften, wie die Waldschnepfen, oder in lockeren Schwärmen von vielen Tausenden von Köpfen; viele Arten übrigens auch familienweise oder gar einzeln. — In der Regel verläuft der Frühlingszug rasch und stürmisch, der Herbstzug langsamer mit Aufenthalten und Stationen. Schlechte Flieger, wie die Wachteln, legen einen Teil ihrer Reise wohl auch laufend zurück. — Die Zugrichtung ist zwar im allgemeinen eine nordsüdliche, doch mit vielfachen Abweichungen, so in Europa meist von Nordost nach Südwest und umgekehrt, in Asien vielfach von Nordwest nach Südost. Vögel einer Art aus einem gewissen Gebiet haben ihre eignen, in der Regel alljährlich benutzten Zugstraßen, welche häufig den Flußtälern entlang führen. Hohe Gebirgsketten werden umgangen oder in ihren Pässen überflogen, Inseln und Halbinseln gern zu Stationen benutzt.

Ungeachtet aller Bemühungen, die mannigfachen und verwickelten Erscheinungen des Vogelfluges zu erklären, zeigt er uns doch noch viel Rätselhaftes, und der Beobachtung und Forschung steht da noch ein weites Feld offen. Die bisherigen Beobachtungen geschahen nicht immer der reinen Wissenschaft zu liebe, sondern verfolgten auch einen praktischen Zweck: der Mensch wollte es den Vögeln womöglich gleich machen und zu seinen vielfachen Fortbewegungsarten auch noch das Fliegen und Schweben durch den Luftraum

fügen. Wann und wo in früheren Zeiten die ersten Versuche dazu gemacht worden sind, ist nicht bekannt, und weder ägyptische Hieroglyphen noch assyrische Keilschriften verkünden etwas davon. Nur in der altgriechischen Sage finden wir bereits eine Andeutung. Dädalos, aus königlichem Geschlecht und ein großer Erfinder und Meister in allerlei Künsten, geriet in die Gefangenschaft des Königs Minos von Kreta, und um zu flüchten, verfertigte er sich und seinem kleinen Sohne Ikaros Flügel aus Vogelfedern, welche durch Wachs mit einander verbunden waren. Er, der Vater, gelangte dank diesen Flügeln auch glücklich ans Festland zurück, Ikaros aber hatte die Warnung des Vaters, zu hoch und der Sonne zu nahe zu fliegen, nicht beachtet und stürzte ins Meer ab, weil die Sonnenhitze den Klebstoff der Flügel geschmolzen hatte.

In der Neuzeit sind bisher dreierlei Apparate für Luftfahrten erfunden und benutzt worden: der durch erwärmte Luft oder leichte Gase zum Steigen gebrachte kugelförmige Ballon, ferner das lenkbare Luftschiff und schließlich Flugapparate verschiedenen Baues. Der einfache Ballon ist in horizontaler Richtung nicht lenkbar und ganz von den Windrichtungen abhängig; doch ist es gelungen, mit ihm erhebliche Höhen zu erreichen. Am höchsten sind bisher wohl die Berliner Luftschiffer Berson und Dr. Süring gelangt, die im Jahre 1901 eine Höhe von 10800 Metern erreichten, wo sie eine Temperatur von — 40° Celsius vorfanden. Dr. Süring fiel auf dieser Fahrt trotz des Gebrauchs von mitgeführtem Sauerstoff in schwere Ohnmacht. Noch größere Höhen erreichten die kleinen unbemannten und nur mit metereologischen Instrumenten ausgestatteten sogenannten Registrierballons, so 1895 eine Höhe von 21800 m. und 1905 gar von 26000 m.

Die lenkbaren Luftschiffe, wie sie zuerst von den Franzosen Krebs und Renard im Jahre 1884, später von dem Österreicher Schwartz, dem Deutschen Zeppelin, dem Brasilianer Santos Dumont, dem Franzosen Lebaudy, den preußischen Majoren Parseval und Groß, den Amerikanern Gebrüder Wright und anderen, oft in riesiger Größe, hergestellt wurden, unterscheiden sich bekanntlich von den Ballons durch die länglich-wulstartige Form des Gasbehälters und besitzen einen leichten, aber kräftigen Petrolmotor, welcher die Schraubenflügel treibt, und auch einen Steuerapparat. Diese Fahrzeuge sowie auch die eigenartig gebauten kleineren sogenannten Aeroplans haben in letzter Zeit sehr beachtenswerte Leistungen gezeigt, doch ist wohl auch in dieser Beziehung dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie sehr man noch da im Bereiche unsicherer Versuche steckt, zeigen die vielen, gar vielen unglücklichen Abstürze der Luftflieger in den letzten Jahren.

Die von verschiedenen Personen, so von dem Franzosen Besnier, dem preußischen Ingenieur Lilienthal, dem Amerikaner Maxim, dem Engländer Pilcher u. a. bisher verfertigten Vogelflug-Apparate ohne einen Motor sind noch recht dürftige und halsbrecherische Dinge, und viele ihrer Erfinder büßten bei ihren Versuchen mit diesen Gesundheit und Leben ein. Die Grundidee

dieser Apparate besteht darin, daß am Menschenkörper zwei künstliche Flügel und womöglich auch ein Steuerschwanz befestigt werden, welche durch die Muskelkraft der Arme und Beine in Bewegung zu setzen sind. Es ist schwerlich zu erwarten, daß eine solche steife Mechanik, eine solche plumpe Nachahmung des Vogelfluges es je zu einer befriedigenden Leistung bringen werde. Dem Menschen fehlt so ziemlich alles, was den Vogel zum Fliegen befähigt, er haftet nun einmal an der Erdscholle.

Sollten aber allendlich und in aller Zukunft alle unsere Nachahmungen des Vogel- oder Insektenfluges nur Stümperei bleiben: „weils eben nit kann sein," — nun, so wollen wir uns dabei bescheiden und uns daran genügen lassen, daß uns der Flug der Gedanken verliehen ist, der in Vergangenheit und Zukunft dringt und bis zu den höchsten Fernen des Universums sich aufzuschwingen vermag.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die Dichterin Frances Külpe.

Von Dr. Valerian Tornius. (Leipzig.)

Es gibt nur wenige baltische Dichterinnen, und von diesen wenigen wird nur eine einzige lebende über die Grenzen der Ostseeprovinzen hinaus gekannt und geschätzt: Frances Külpe. Ja, es muß gesagt werden, daß diese talentvolle Frau in Deutschland mehr Anerkennung findet, als in ihrer engeren Heimat, wo man aus unerklärlicher philiströser Voreingenommenheit ihr einen Platz auf dem Parnaß durchaus verweigern möchte. Sonst geschieht es nur selten, daß die baltische Dichtung dem Reichsdeutschen näher rückt. Zumeist hat das seinen Grund in der stillen Abgeschlossenheit jenes deutsch-russischen Kulturwinkels, dessen gesellschaftliches und geistiges Leben dem stammverwandten Urvolk etwas fremd gegenüberstehen. Den Reichsdeutschen interessieren nicht diese in einer eigenen, ihm unverständlichen Kulturatmosphäre aufwachsenden Menschen, und darum bringt er ihnen, auch wenn sie in der Dichtung widergespiegelt werden, keine warme Teilnahme entgegen. Nur solchen baltischen Autoren, die sich in ihrem Schaffen losgelöst haben von dem Zwang lokaler Abhängigkeit, vermag er Verständnis abzugewinnen. Und zu diesen gehört auch Frances Külpe.

Sie wurde am 20. Februar 1862 im Inneren Rußlands geboren. Ihr Vater war Engländer, die Mutter — Kurländerin. So wurzelt sie eigentlich ihrer Abstammung nach nur zum Teil in dem baltischen Boden. Aber Erziehung und späteres Leben haben sie so innig mit dem dortigen Kulturmilieu verschmolzen, daß sie wohl mit Recht in den Ostseeprovinzen ihre wirkliche Heimat sehen darf. In Kurland verbrachte sie ihre Mädchenjahre, die sie in

den Schulmauern Mitaus beschloß. Darauf folgten weitere Ausbildungsjahre in Dorpat und zuletzt das obligate Gouvernantenexamen. Eine unglückliche Ehe, die sie in sehr jugendlichem Alter einging, streifte sie nach sechsjähriger Leidenszeit ab. Vier Jahre später vermählte sie sich mit dem Pastor Ernst Külpe und zog aufs Land und zwar nach Alt-Rohden bei Bauske.

Hier in der beschaulichen Stille einer Landpfarre reifte auch nach einigen kleinen vorausgegangenen novellistischen Versuchen die Schriftstellerin heran.



Frances Külpe.

„Es waren gute, ruhige, kräftigende Jahre", schrieb sie mir einmal. Aber bei all dieser zu dichterischem Sinnen herausfordernden Einsamkeit fehlte ihr doch eines zu der Entfaltung ihres deutschen dichterischen Empfindens: das deutsche Volk. Von dem sie umgebenden Volke, das eine fremde Sprache sprach, fremde Sitten und Gebräuche hatte, vermochte sie nicht das zu lernen, was den Mangel ihres Talentes ausgeglichen hätte. Sie würde auf der Stufe

der meisten ihrer schriftstellernden Landsleute stehen geblieben sein, d. h. aus der lokalen Abhängigkeit sich nicht losgerungen haben, wenn ihrem Gesichtskreis nicht plötzlich weitere Grenzen erschlossen worden wären. Es war für das Talent dieser Frau eine glückliche Konstellation des Schicksals, daß ihr Gatte, der lange Jahre in Kurland Pfarrer war, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den kurischen Wohnort mit dem sonnigen Süden vertauschen mußte. Unter dem klaren tiefblauen italienischen Himmel, angesichts einer freundlichen farbenprächtigen Landschaft, inmitten eines aus aller Herren Ländern herbeigeströmten Publikums, weiteten sich ihre Anschauungen, gewann sie ein tieferes Verständnis für das Allgemein-Menschliche. Außerdem lernte sie auf ihren Reisen durch Deutschland Richard Dehmel kennen, der ihre schriftstellerischen Versuche las und sie zu weiterem Schaffen ermunterte. Er mag sie vielleicht auch auf das Eigentümliche ihrer Begabung hingewiesen und ihr den Rat erteilt haben, den der Berliner Literat im „Schmerzenssohn" dem jungen Wanderer gibt: „Aber hüten sie sich vor den lauten Tönen und schreienden Farben. Die Stille ist ihr Gebiet." Frances Külpe ist diesem Rat nicht untreu geworden: sie hat unermüdlich auf die „Stille" hingearbeitet, bis sie in ihren letzten Novellen ihrer Eigenart eine wunderbare ausgereifte Form verliehen hat.

Es ist ein großer Abstand zwischen den Skizzen und Phantasien der Külpe: „Die Insel des Lebens", ihrer psychologischen Novelle „Drei Menschen" — bei der man schon am Titel die Beeinflussung durch Dehmel herausfühlt — und ihren späteren großen Romanen, ein Abstand, der durch die Wandlung des inneren und äußeren Lebens, dem die Verfasserin in Nervi und dann, nach dem Tode ihres Gatten, in München und Berlin unterworfen war, seine Erklärung findet. Während sie in den erstgenannten Werken noch vollständig „baltisch" fühlt, d. h. ihre Menschen aus der engen Abgeschlossenheit ihrer heimatlichen Umgebung herausgreift, unter einseitigen Gesichtspunkten schildert, ohne ihrem Tun und Denken ein allgemeingültiges Gepräge zu verleihen, emanzipiert sie sich in ihrem Roman „Mutterschaft" und noch mehr in den folgenden Romanen fast ganz von diesem Zwang lokaler Abhängigkeit. Wohl sind die hier vorkommenden Personen auch Balten, aber ihr Wesen ist menschlich so vertieft, daß es ebensogut Pommern oder Thüringer sein könnten. Auch die Sprache, die in den „Drei Menschen" förmlich wimmelt von Provinzialismen und absonderlichen baltischen Stilwendungen, die nur dem Einheimischen verständlich sind, hat sich zur Klarheit eines guten Hochdeutsch durchgerungen.

Das autobiographische Element wiegt in den Romanen der Külpe vor. Dieses ist ihre Eigenheit und zugleich ihre Schwäche. Wo sie allzusehr dem Eindruck des persönlichen Erlebnisses unterworfen ist, neigt sie zu störender Reflexion und wird zuweilen tendenziös. Aber wo dieses Erleben nur den zarten duftigen Hintergrund bildet und die dichterische Idee zur Hauptsache

erhoben wird, feiert ihre Erzählungskunst Triumphe. Dasjenige Werk, in dem das Autobiographische den breitesten Ramen einnimmt, ist „Mutterschaft".*)

Die Külpe hat sich in diesem Roman ein Thema gewählt, das für die schriftstellernde Frau unserer Zeit eine besondere Anziehungskraft besitzt. Sie schildert uns das Leben einer jungen kurischen Komtesse, die bei Gelegenheit eines Kuraufenthalts in Wehrawald ein ausgesetztes Kind rettet, es erzieht und in dieser Erziehung so aufgeht, daß sie sich völlig in die Seele einer natürlichen Mutter hineinlebt und das fremde Kind wie ihr eigenes behandeln und betrachten lernt. Nach manchen Schicksalsverkettungen — die allerdings die Grenze des Zufälligen allzuoft streifen — findet sie den Vater des Kindes, einen kurländischen Edelmann, den sie wegen seines idealen Wesens lieb gewinnt. Sie heiratet ihn, nachdem der Tod der Mutter ihres gefundenen Töchterchens die unglückliche Ehe mit dem geliebten Manne gelöst hat, und begründet auch das Glück ihres erzogenen Findlings, den sie ihrem Vetter, einem früheren Jugendgespielen, zur Frau gibt. Man wird sich gewiß die Frage vorlegen müssen, ob der Titel des Romans auch seinem Inhalte entspricht, fällt doch gerade das Wesentliche der Mutterschaft, der unmittelbare persönliche Anteil am Werden eines neuen Menschen, hier fort. Die Verfasserin ist sich dieses Vorwurfs bewußt gewesen und hat darum die Berechtigung der von ihr vorgetragenen Idee einer rein geistigen Mutterschaft, die nach Frances Külpe lediglich eine Sache des guten Willens ist, mehrfach nachzuweisen versucht. Die Komtesse rettete nämlich das Kind, das auf einem Baum über einem Abgrund schwebte, mit eigener Lebensgefahr. Darum sagt sie: „Der Todesgang in die Wolfsschlucht hinein gilt ebensoviel, nein, mehr wie eine leibliche Geburt, denn dies war eine freiwillige Tat, und Rixa setzte ihr junges Leben damit aufs Spiel wie nur je eine Mutter." Ob diese Motivierung des Begriffes Mutterschaft befriedigt oder ob damit schon die Berechtigung für den Titel ergeben ist? Wie dem auch sei, die Absichten der Verfasserin treten klar zutage. Was sie zeigen wollte, hat sie gezeigt. Sie hat den Entwicklungsgang dieser freigewählten fünfzehnjährigen Mutter trefflich veranschaulicht und das Seelenleben ihrer Heldin in allen seinen Regungen glaubhaft dargestellt. Sie hat ferner die Handlung mit reizenden Episoden aus dem kurischen Idyll durchflochten, hat heimatliche Landschaften in ihrer schlichten Anspruchslosigkeit anmutig ausgemalt. Auch der grelle Feuerschein der Revolution leuchtet in ihre Zeichnung hinein. Kurzum, die Verfasserin gibt alles, was sie geben kann und was sie in ihrer Erinnerung aus früheren Tagen aufgespeichert hatte. Und sie gibt es meist in einer Art, die nicht aufdringlich ist und die nur hin und wieder eine tendenziöse Färbung enthält.

*) Dieser Roman und der „Schmerzenssohn" sind bei S. Schottlaender erschienen, die späteren Romane im Verlag von Georg Müller in München.

Mit derselben schlichten Aufrichtigkeit schildert Frances Külpe den „Schmerzenssohn." Ungleich reifer und abgeklärter steht jedoch dieses Werk über dem vorigen. Es ist nicht das Schicksal eines Weibes, das hier ausgemalt wird, ein Thema, das leider durch die modernen Romanschriftsteller zum Überdruß ausgebeutet worden ist, sondern es handelt sich um eine durchaus männliche Geschichte. Es ist die Geschichte von dem kleinen Peter Wanderer, den seine Mutter schon bei der Geburt das „Schmerzensföhnchen" nennt, weil er etwas „Trauriges" hat, dessen er sich nachher noch oftmals schämen muß. Dieses Traurige aber ist in erster Linie sein Buckel; schon die Buben in der Schule hänseln ihn deshalb, schließen ihn deshalb von ihren frohen Spielen aus. So geht das Kind, der Knabe, der Jüngling einsam und unfroh durch das Leben; sein ganzes Leben verzweigt und vertieft sich nach innen, — er wird zum Träumer, und aus dem Träumer entwickelt sich allmählich der Dichter. Und als reifer Künstler findet der Schmerzenssohn endlich alle die Freuden, nach denen er sich als Jüngling in Sehnsucht verzehrte und die ihm damals in ihrer Unerreichbarkeit so herrlich leuchteten. Der Roman ist ein prächtiges Seitenstück zu Otto Ernsts „Asmus Semper" und doch wiederum so verschieden von diesem, daß man ihn als eine Ergänzung, sicher jedoch mit Gewinn und Vergnügen lesen wird. Auch der „Schmerzenssohn" spielt in den baltischen Provinzen. Aber es sind nicht die baltischen Provinzen von heute, sondern die goldenen Tage vor der Russifizierung, von denen die noch lebende ältere Generation der heranwachsenden mit leuchtenden Augen zu erzählen pflegt — die Zeit, in der noch alles im Baltenland ein biederes behagliches Deutschtum atmete. Mit großer Anschaulichkeit geschildert, weht diese glückliche Zeit aus dem Roman zu uns herüber. Wer die Alten von ihr hat reden hören, wird diesem Külpeschen Werk ein ganz besonderes Interesse entgegenbringen. Aber auch der Fernstehende, der hier Land und Leute der baltischen Provinzen nur so nebenbei und gleichsam spielend kennen lernt, wird diesen Roman mit Freude lesen.

Ebenso eine männliche Geschichte ist der letzte Roman der Külpe: „Doppelseele." Es handelt sich in diesem Buche um das Faustische Problem „zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust." Die Verfasserin sagt darüber am Eingang ihres Buches: „Den einen ist die Kraft der in sich gefestigten Persönlichkeit eigen, und andere gibt es, die in einer kurzen Zeitspanne tausend Leben gelebt haben, weil ihre Seelen nicht rasten noch ruhen können in sich selbst, sondern täglich eine neue Prägung erfahren." In diese letzte Kategorie Menschen ist auch der Held des Romans einzureihen. Von frühester Kindheit an führt er ein Doppelleben: auf der einen Seite ein Träumer und Grübler, der sich an die Außenwelt nur mit zartem Empfinden anzuschmiegen vermag, auf der andern — ein leidenschaftlicher, eigenwilliger, trotziger Knabe. Und in diesen immer stärker werdenden Gegensätzen baut sich sein Leben auf, das ihn schon als Gymnasiasten die Regungen einer heißen Liebe auskosten läßt, ihn

ruhelos von einer Neigung in die andere treibt, bis es schließlich ihm die eine zuführt, in der Rausch und Traum eins geworden schienen. Hier findet seine suchende Doppelseelennatur ihren Frieden. — Das Milieu, in dem sich die Handlung abspielt, ist das russische und das baltische. Sie hat die Absonderlichkeiten sowohl des russischen wie des baltischen Lebens mit feinen Strichen festzuhalten verstanden. Wie der „Schmerzenssohn," so ist auch dieser Roman keine Schöpfung, die aus lauten Tönen und schreienden Farben besteht. Eine stille Seele hält hier Zwiesprache mit der Welt. Und eben die Art, wie sie diese Zwiesprache hält, gibt dem Werke seinen Reiz.

Beträchtlich stärkere Töne schlägt ihr Novellenbuch „Rote Tage" an. Diese grellere Zeichnung wird jedoch durch den Stoff bedingt, den die Novellen behandeln. Sie führen uns in den Bereich der baltischen Revolution und schildern naturwahr, jedoch zuweilen etwas aufdringlich lehrhaft, Land und Leute in jener sturmgeprüften Zeit. Mehr geglückt sind ihre letzten Novellen, die sie unter dem Gesamttitel „Wege der Liebe" unlängst hat erscheinen lassen. Es ist unter diesen Novellen eine, die mir nicht nur das Beste zu sein scheint, das die Külpe geschaffen hat, sondern die überhaupt zu den Perlen moderner Novellistik gezählt werden kann. Die kleine Erzählung heißt „zwei Lieder" Auch sie spielt in den bangen Tagen der Revolution, schildert in knapper Weise das Schicksal eines jungen lettischen Bauernburschen, der als eines der vielen ungerechten Opfer von der rächenden Hand der Staatsgewalt fällt. Aber die Art, wie diese an und für sich belanglose Begebenheit von der Külpe gemeistert wird, wie sie diesen Burschen mit seiner künstlerischen Seele zeichnet, weist auf einen hohen Grad dichterischen Gestaltens hin. Zu dieser Höhe erheben sich die übrigen Novellen nicht, obschon auch in ihnen eine Fülle poetischer Schönheiten enthalten ist. Vor allem rühmenswert ist die Konzisität, zu der die Külpe in ihren letzten Novellen gelangt ist. Sie steuert jetzt schnurstracks auf ihr Ziel los und versucht sich nicht an Nebensächlichkeiten zu erschöpfen. Sie hat, möchte ich sagen, die Seele ihrer Kunst erfaßt. „Noch wandern wir, aber wir wissen schon wohin," läßt sie ihren poetischen Bauernburschen, den Jahnit, vor seinem Ende sagen. Diese Worte mögen auch auf ihr Schaffen bezogen werden. Noch wandert sie, aber sie weiß bereits: wohin.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

Zuerst ein paar Worte zur Einleitung. Meine vorigjährige Frühlings- und Sommerreise führte mich über Rjasan, Ssysran, Ssamara, Orenburg, Taschkent nach Turkestan, und in Turkestan zuerst nach Kokand. Etwa zwei Monate lang lebte ich in Kokand, suchte Land und Leute kennen zu lernen, machte Ausflüge in die Sartenstadt und auf das Land hinaus. Von Kokand ging es nach Ssamarkand, dieser Stadt herrlicher Ruinen, sodann nach Buchara, der seltsamen Residenz des Emirs von Buchara, weiter nach Merw durch trostlose Wüstenöden, wo nur auf einen Augenblick der herrliche Amu Darja, umringt von Oasen, wie ein schöner Traum aufleuchtet; dann ging es über Aschabad, Krasnowodsk und das Kaspische Meer nach Baku und Tiflis. Von



Kirgisen in Turkestan.

dort die grusinische Heerstraße nach Wladikawkas, Pjatigorsk, Kislowodsk, Shelesnowodsk, Essentucki und endlich von Zarizyn die Wolga herauf wieder zurück nach Moskau. Die Wolgareise brachte mich auch in deutsche Kolonien; ich lernte fern vom Mutterlande eigenartiges deutsches Leben kennen, und lange lebte ich mitten in der weiten, weiten endlosen herrlichen Steppe, die so berauschend nach Wermuth und Thymian duftet, besonders des Abends und in der Nacht, wenn der Sternenhimmel in erlösender Erhabenheit, Majestät und Unergründlichkeit erstrahlt ... Viel Schönes, Neues, viel Lehrreiches und Eigenartiges sahen meine Augen auf dieser weiten Reise, und falls ein gütiges Schicksal es mir vergönnt, gebe ich mal ein Büchlein heraus; für das ich schon den Namen: „Der Wunderring" mir zurechtgedacht habe. Ja, im Grunde war es ein Ring von Wundern, der sich von Moskau

bis Moskau reihte, in Kokand, in Ssamarkand, in Buchara, im Kaukasus und auf der Wolga. —

Jetzt will ich meinem freundlichen Leser einiges von Turkestan erzählen. Aber wo beginne ich? Soll ich von stillen Mondnächten auf den Märchentrümmern Ssamarkands erzählen? Vom Grabmal des großen Timur, vom Rigistan-Platz mit seinen altersgrauen herrlichen Moscheen, mit ihren himmelblauen blendenden Kuppeln und Minaretts? Oder erzähle ich von morgenländischen Basaren, ihren Wundern und ihrer Buntheit? Von sartischen Teehäusern, Wasserpfeifen und köstlichem grünen Tee? Oder führe ich Dich, lieber Leser, in Karawanenhöfe, wo die Reisenden nach langen Wüstenwanderungen endlich Ruhe finden, und wo in malerischer Unordnung seltsame morgenländische Waren, Gewürze, bunte Teppiche, kostbare Seidenstoffe und schneeige Gewebe, luftig wie Azur, vor Deinen Augen sich ausbreiten werden? Oder erzähle ich Dir vielleicht von hohen, kupferbraunen Indern, von Sarten, schlauen Persern, Afghanen, die ihre Bärte und Fingernägel sich rot färben, von Turkmenen, ihren seltsamen Trachten und Bräuchen? Oder erzähle ich etwas von hinreißenden, inbrünstigen Gottesdiensten in hochgewölbten Moscheen? Von sartischen Festen und sartischer Musik? Von Opiumhöhlen? Vom Sarten mit seinen vielen Frauen? Von morgenländischen Glutaugen? Von weltabgeschlossenen Gartenhöfen mit ruhigen winzigen Teichen und kühlen Gebeträumen, die vielleicht noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat? Von zerfallenden Grabdenkmälern berühmter Chans und heiliger Mullahs? Von religiösen Tänzen auf einsamen Friedhöfen? Vom Emir von Buchara und seiner seltsamen Residenz? Oder vom alten Merw, dieser wehmütigen Totenstadt? Von Fata-Morganas und schauervollen Wüstenöden? Von Sandstürmen, Karawanen, wandernden Sandbergen, Skorpionen, Taranteln und Erdbeben? Von heißen Tagen mit + 58° R.? Von der Wüste bei Nacht, vom Sternenhimmel über der Wüste? Von manchem Erlebnis — so seltsam schön, eigenartig und „spannend" wie aus „Tausend und einer Nacht"? . . .

— Soll ich das alles erzählen? Nun gut, lieber Leser, ich will es versuchen, *versuchen* will ich es.

* * *

## *Auf dem Wege nach Turkestan.*

Schneekapuzen lagen noch auf den Dächern und Kirchtürmen der alten Zarenstadt, als der Zug sich in Bewegung setzte, um nach einer Reise von 6 Tagen in tropischer Sonne, in Blüten, Blättergrün und Frühling in Kokand zu „landen".

Eine Reise von Moskau nach Turkestan ist bei den heutigen Verkehrserrungenschaften eigentlich ein Kinderspiel und eine Erholungsfahrt. Es geht von Moskau bis Kokand ein direkter „internationaler" Schlafwagen, man braucht sich nur hineinzusetzen (zuerst aber ein Billet lösen!), um sodann nach etwa 6 Tagen (so viel ich weiß, jetzt sogar in etwa 4 Tagen) in Kokand aus-

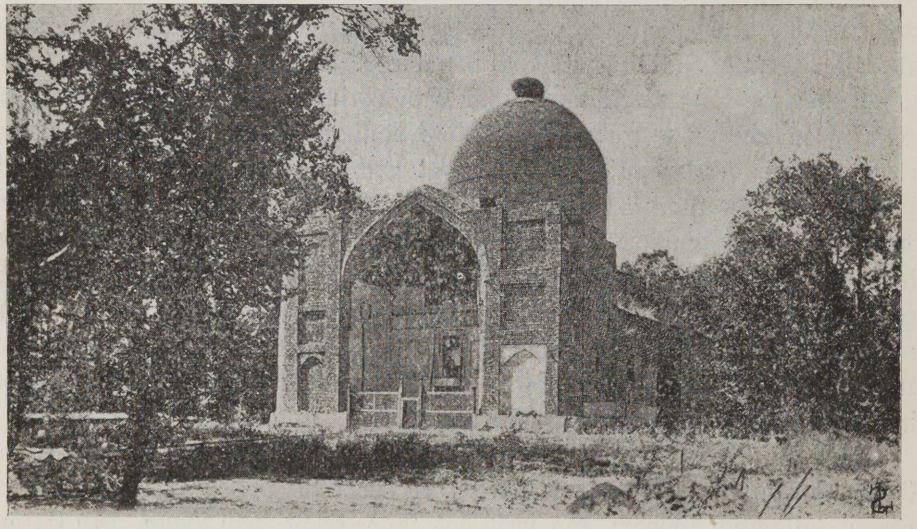
zusteigen. Die Wagen sind groß, elegant ausgestattet, man fährt wie auf wiegenden Gummirädern, hat einen Tisch, eine elektrische Tischlampe mit rotem Lampenschirm, ein gutes Bett und Bettwäsche, und man braucht nur den elektrischen Knopf zu drücken, damit auch ein dienstbarer Geist erscheint.

Außerdem kann man nach Belieben zum Fenster hinausschauen und Bild an Bild, Dörfer, Wälder, Felder vorüberschweben lassen. Zuerst kommen Villenorte. Bei Malachowka sehe ich lange aus dem Fenster, denn dort hatte ich mal als Knabe oft im Sommer gelebt. Viele Jahre sah ich diesen Ort nicht und nun grüße ich ihn wieder, im schnellen Vorüberfahren, wie einen alten, lieben, fast vergessenen Freund. So geht es uns allen: wir lieben die Orte unserer Kindheit, und im späteren Leben haben wir meist nur Gelegenheit sie von ferne, im schnellen Vorüberwandern mit Wehmut zu grüßen... Vorüber sind nun auch die Villenorte; es folgen Wälder und Felder, hier und da ein Dorf, ein Städtchen, ein Flüßchen, Ackerland und öde Stoppelfelder, viel Schnee und dann wieder und immer wieder: Wälder, Felder, Dörfer, Städtchen, Ackerland, Stoppelfelder — eintönige russische Natur. Die Telegraphendrähte und -pfosten eilen und verschwinden, huschen auf, sinken nieder und ratt . . tatta . . tattatta . . rasseln die Räder . . Es geht dem Süden zu, — aber tagelang merkt man nichts davon; immer dieselbe eintönige Natur. Bei Sysran wird die große Wolgabrücke passiert. Es dunkelt schon, als wir da anlangen; der mächtige Strom liegt noch im Schnee- und Eisgewande; ich stehe auf der Plattform, blicke nieder in einen schwindelnden gähnenden Abgrund. Weiß schimmert die Eisdecke, von schwarzen Rissen durchzogen. Ein köstlicher, belebender Duft neuer schwarzer Erde und auftauender gewaltiger Schneemassen erfüllt die Luft. Und tief unten fühlt man das Erwachen einer gewaltigen Naturmacht. Ab und zu ertönt von unten herauf ein dumpfes Krachen: der große Strom erwacht aus dem Winterschlafe, sprengt seine Decke, sehnt sich dem Lenze entgegen.

In der Nacht wird Ssamara passiert, und sodann geht es durch endlose Flächen schwarzer Erde immer weiter, weiter dem Süden zu. Die schwarze Erde ist tatsächlich schwarz. So weit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch — alles schwarzes Ackerland. Wir fahren durch Rußlands Getreidespeicher, und diese Gegend scheint tatsächlich nach frischem Korn zu duften; auch das Brot, das man hier auf den Stationen von den Weibern in bunten Trachten sich kaufen kann, hat ein seltsam-frisches Roggenaroma.

Orenburg! Diese Stadt liegt zwischen Europa und Asien; einst war Orenburg der letzte, große Vorposten Rußlands, ja Europas vor Asien, Mittelasien. Unzählige räuberische asiatische Horden zerbrachen sich an Orenburg. Wer kennt nicht die wunderbare Erzählung Puschkins „Капитанская дочка“? Hier in dieser Gegend spielen sich ja die Geschehnisse dieser Erzählung ab. Doch horch! Dreimal tönt die Eisenbahnglocke! Ich setze mich in den Wagen und weiß: wenn ich jetzt auf der nächsten Station aus dem Zuge steige, be-

trete ich zum erstenmal Asiens Boden. Wir fahren durch ödes Steppenland; passieren den Ural-Fluß, — jetzt sind wir in Asien. Ein recht schmales, schäbiges Flüßchen trennt Europa von Asien. Bald nach dem Ural-Fluß tauchen, mitten in der flachen grenzenlosen Steppe liegend, zerfallende Mauern auf. Purpurner, trüber Sonnenuntergang taucht diese Mauern in dunkle Glut. Das ist der sogenannte: „Мѣновый дворъ“ („Tauschmarkt“). Hier fanden vor Jahren große Märkte statt. Europa und Asien tauschten auf diesem, durch hohe, zackige Mauern umschlossenen Territorium ihre Waren aus. In ganz frühen Zeiten, als noch keine Geldmünzen existierten, und die Menschen sich leicht in den Haaren lagen, brachten asiatische Kaufleute ihre Waren in die Grenzen dieser Mauern. Sodann zogen sie sich in die Steppe zurück und warteten, bis die europäischen Kaufleute kamen und ihrerseits europäische Waren neben die asiatischen niederlegten. Sodann zogen sich die Europäer zurück, die Asiaten kamen, betrachteten die zum Tausche hingelegten Waren; also wurde „hin und hergezogen“, bis endlich eine Einigung erzielt wurde.



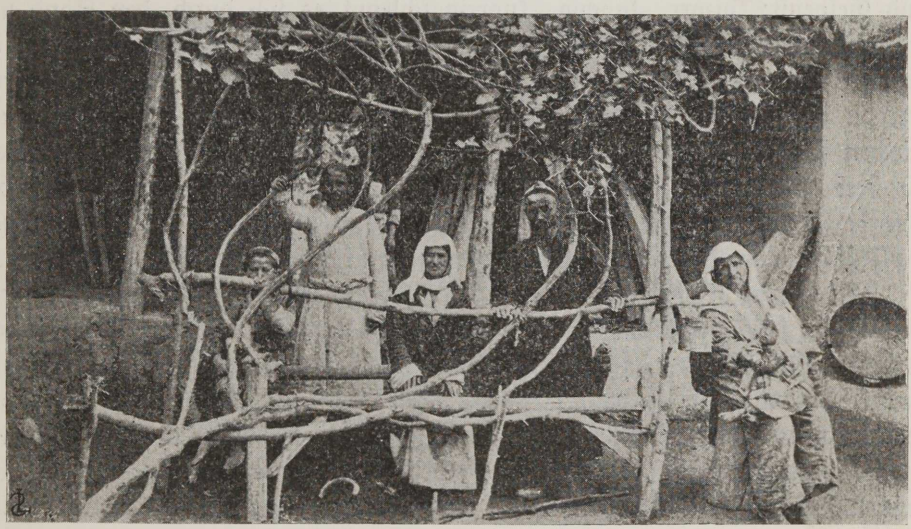
Moschee in Taschkent.

Lange bleiben in der flachen Steppe die zackigen öden Mauern des „Tauschmarktes“ und die Kirchtürme Orenburgs sichtbar. Endlich gegen Abend verschwinden fast alle Spuren menschlichen Lebens, man gewahrt kein Dorf, kein Haus: endlose, graue Steppe dehnt sich vor den Fenstern aus.

Etwa um 8 Uhr abends hält der Zug auf der Station Majatschina, und nun hat man Gelegenheit, asiatischen Boden zu betreten. Es ist ganz dunkel geworden; wolkenlos wölbt sich ein strahlender Sternenhimmel über der schweigenden Steppe. Ich sehe empor und erkenne kaum den Sternenhimmel: so sehr haben sich die Sterne und Sternbilder seit Moskau verschoben. Ganz, ganz hoch oben gewahre ich den „Großen Bären“; ich muß den Kopf

sehr stark in den Nacken zurückbiegen, um ihn zu sehen. Als ich Moskau verließ, strahlte der „Große Bär" noch unten am Horizonte. An den Sternen erkennt man, wie weit man gefahren ist. Schwarze, undurchdringliche Nacht lastet über der Steppe. Kein Licht, kein Laut. Nur die Räder rasseln ihre stählerne, eintönige Melodie. Doch seltsam flammen plötzlich mitten in der schwarzen Nacht purpurrote, riesige Feuergarben empor. Davor gewahrt man huschende dunkle Silhouetten; ins Riesenhafte wachsen die Schatten dieser gespensterhaften Silhouetten in die blutig erleuchtete Öde der nächtlichen Steppe hinein. Das sind Kirgisenhorden, die an ausgetrockneten Salzseen und Wasserläufen der Steppe vorigjähriges Rohr, Schiff und Ufergestrüpp verbrennen, um die Fruchtbarkeit ihrer Weideplätze zu heben.

Am nächsten Tage läuft der Zug noch immer durch ausgetrocknetes, ödes Steppenland. In der Nähe des Aralsees wird die Gegend zunehmend öder, gelber, trostloser. Die Hitze steigt und wird immer unerträglicher. Bei der Station „Aralsee" kommt der Zug ganz nahe an den See heran. Es schim-



Eine Sartenfamilie.

mert ein gelb-weißlicher Streifen durch gelben Wüstendunst. Aber bald erlischt auch dieser Schimmer und öde, gelbe, tote Wüste breitet sich rechts und links vom Bahndamme aus. Es folgen Stätten größter Trostlosigkeit: so weit das Auge reicht — gelber, heißer Sand, Wanderdünen, und wie Gespenster huschen darüber hin himmelhohe rötliche Windhosen, umhüllen zuweilen den Zug, dann klirren die Scheiben, seltsam kläglich schreit die Lokomotive, und dünner, sehr dünner gelber Sand dringt ins Kupee, obwohl alles möglichst fest verschlossen worden ist, und knirscht auf den Zähnen. Wenn die Sandwolken sich verziehen, gewahrt man durch die Fenster wieder dieselbe gelbe, öde Wüste, Stätten größter Trostlosigkeit; es scheint, als wäre der ganze Zug von dieser

gelben Wüstenöde verschluckt worden und könne nicht mehr weiter kriechen. Die Räder scheinen sich wohl zu drehen, aber der Wagen kommt doch nicht vom Platze, so ungeheuer trostlos und einförmig ist rings die Natur. Und immer wieder stöhnt der Wind, wirbelt dunstige, rötliche Sandwolken auf, wimmert und ächzt wie Schneegestöber.

Doch erfreulicherweise sollte diese Öde auch endlich mal enden, und wirkte im Grunde noch lange nicht so trostlos, wie jene „Tote"- oder „Kara-Kumm-Wüste", durch die einige Monate später unser Zug zwei Tage lang in siedender Tropenhitze sich hinschleppen sollte. Doch davon später. . .

Allmählich beginnen die rötlichen Sandwolken sich zu legen, und graue verbrannte Grasflächen tauchen wie Inseln im gelben heißen Wüstensande auf. Immer größer werden diese Inseln, und seltsame Wesen beginnen die Wüste zu bevölkern. Oder sind es keine Wesen? keine lebenden Wesen? Dämmerung sinkt nieder, und im Grau der Wüstenöde taucht der Sacksaul (Holoxylon Ammodendron) auf, ein Mittelding zwischen Strauch, Baum und Gespenst; bizarr, knochig, knorrig schleppt es sich durch den Sand und erinnert im Grau der Wüstenöde, in der zunehmenden Dämmerung, an jagende Gespenster. Und gräbt man in den Sand hinein, um so bizarrer werden die Formen dieses Baum-Gespenstes, wie riesengroße Nattern durchkriechen sie den Sand und scheinen kein Ende nehmen zu wollen, denn mehr als drei Viertel dieses Baum-Gespenstes lebt im Sande. Zuweilen haben jagende Winde auch die Wurzeln dieses Baumes bloßgelegt, und dann taucht er plötzlich auf aus der Öde der Wüste, wie eine Brut ineinander geflochtener Nattern.

Aber trotz seiner Gespensterhaftigkeit hat der Sacksaul doch eine gute Seite: für das hiesige Gebiet, fast für ganz Turkestan ist er, dank seinem enormen Wurzelstocke, das wichtigste Heizungsmaterial. Doch blicken wir zum Fenster hinaus! Ist es wahr? Helles, zartes Grün scheint ab und zu die grauen Grasflächen zu unterbrechen, und je näher wir Taschkent kommen, um so saftiger, kräftiger wird das Grün der Grasflächen. Und auf dem grünen Teppich der saftigen Flächen erblickt man braune Kirgisen in bunten Trachten, graue Jurten, Schaf- und Kamelheerden. Und fern am Horizonte blitzt ein bläuliches Leuchten auf: das ist der Syr-Darja, der Lebensspender dieses Gebietes.

Am anderen Morgen erwache ich früh, sehe zum Fenster hinaus und erblicke, soweit das Auge reicht, Frühling, blühenden Frühling. Bei der Station „Turkestan" grüßen mich, umflutet von zager, erster, rosiger Morgenröte, die ersten Ruinen dieses an herrlichsten Ruinen so überreichen Gebiets. Wir halten bei der Stadt Turkestan. — Besonders schön ist die Moschee, die im XIV. Jahrhundert vom großen Timur zu Ehren des Heiligen Chadshi-Achmada-Jassawi erbaut wurde. In der Moschee befindet sich das Grab des Heiligen, der zugleich der Verfasser vieler moralischer und religiöser Schriften gewesen ist und etwa 1160 n. Chr. gelebt hat. Der Ort, wo

Chadshi-Achmada-Jassawi begraben ruht, ist einer der heiligsten Wallfahrtsorte der Mohammedaner, besonders jener, die in Mittelasien leben. Im Frühling während der Wallfahrtszeit soll das vergessene und zerfallende Turkestan geradezu aufblühen von der Menge der Mohamedaner, die in ihren bunten Trachten das Grab des Heiligen aufsuchen.

Nach der Stadt Turkestan, die auch dem ganzen Gebiete den Namen gegeben hat, beginnt die blühende Steppe sich immer wunderbarer auszubreiten, und während unser Zug die Strecke Turkestan—Taschkent durchfährt, hat die Steppe gerade ihre kurzen, aber wunderbaren Jubeltage und steht im herrlichsten Blütenkleide. Tulpen, Mohn, Iris und andere Blumen bedecken weithin wie rote, gelbe und blaue Fluten das Land. Besonders stark ist die rote Tulpe vertreten, und weite, weite Flächen der Steppe leuchten geradezu wie purpurne Blumenseen, vor allem jene Stelle, die vom Syr-Darja und seinen Nebenarmen durchflossen werden, die wie blaue Silberadern das tiefe Grün und Rot des Steppenteppiches durchziehen. Die Hitze ist merklich gesunken, angenehme Kühle weht vom Syr-Darja her, und mit tiefem Atemholen läßt man die Fenster in den Kupees fallen. Ein herrlicher Duft flutet in den Waggon herein; auf den Stationen werden ganze Körbe mit Blumen feilgeboten, und bald schmücken große, taufrische Blumensträuße alle Winkel und Ecken unseres Kupees; es riecht nach Minze, Tulpen, Mohn und Wermut.

Da der Zug auf den Stationen meist lange hält, hat man auch Zeit in die blühende, duftende Steppe hinauszuwandern, wobei es einigen Passagieren gelingt, Schildkröten von der Größe eines halben Armes abzufangen.

Einen ganzen, sonnigen Tag lang geht es vorwärts dem Süden zu, durch blühende, duftende Steppe. Ein sehr klarer, warmer Abend beginnt niederzusinken, und nun tauchen rechts am Horizonte, umringt von Gärten, die Türme und Minaretts Taschkents empor.

Taschkent gehört zu den ältesten Städten Mittelasiens. Es bedeutet „Steinstadt" (Tasch = Stein; Kent = Stadt). Schon arabische Geographen wissen von dieser Stadt zu erzählen, die wegen ihrer sehr fruchtbaren Umgebung meist ein Zankapfel der verschiedensten Völkerschaften wurde. Es waren Kirgisen, Araber, Usbeken, Tataren und viele andere Völkerschaften, die um Taschkents Besitz rangen. Auch der große Timur hat nach ihrem Besitz gestrebt. Zuletzt waren es bucharische und kokandische Chans und Emire, die sich jahrzehntelang um diese Stadt rauften, bis sie endlich im Jahre 1865 unter die Schwingen des russischen Doppeladlers fiel.

Daß die Stadt jahrhundertelang ein Zankapfel verschiedenster Völkerschaften war, merkt man auch ihren Bauten an: sie weisen nichts Einheitlich-Bedeutendes auf. In einem Teil der Stadt erhebt sich ein Hügel, den der Sage nach der König Apfrosiab vor etwa 4000 Jahren zur Befestigung der Ebene hat aufwerfen lassen. Nicht weit davon entfernt wächst eine wunderbare morgenländische Platane, die wohl 25 Schritt im Umkreise zählen mag und

700 Jahre alt sein soll! Zur Zeit ist die Stadt Taschkent die administrative Zentrale Turkestans sowie der Sitz des Generalgouverneurs. Man erblickt sehr viel Militär und Beamte. Das europäische Viertel der Stadt ist von allen Städten Turkestans das größte und reinlichste. Hier in Taschkent lebte jahrelang der erste Generalgouverneur Turkestans, General P. v. Kaufmann, einer der bedeutendsten wirklichen Kulturträger, die Rußland hervorgebracht hat.



Junge Kirgisin in Taschkent.

Auf dem Bahnhofe von Taschkent grüßt mich zum ersten male der Orient: eine graue Schar bunter Sarten, Perser, bucharischer Juden, Kirgisen drängt sich um den Zug herum; besonders neugierig wird der große internationale Schlafwagen betrachtet, vor allem das elektrische Licht und die roten Lampenschirme.

In der Nacht geht es weiter, und am anderen Morgen fährt unser Zug endlich durch das herrliche, grüne, gartenreiche Ferghana-Gebiet. Im Hinter-

grunde der grünen Ebene leuchten herrliche Schneeberge, und je mehr wir uns den Bergen nähern, um so herrlicher wird die Vegetation. Noch näher diesen herrlichen, schneegekrönten Steinriesen zu, dort wo das Land das ganze Jahr über durch Schneewasser von der Bergen gespeist wird, indem das Wasser in kunstvollen Kanälen (Aryk) in die entferntesten Gegenden geleitet wird, — gestaltet sich das Land zu einem großen Garten. Immer häufiger tauchen aus dem saftigen Grün die grauen Lehmhäuser der Sarten auf, staunend betrachtet man die Pracht und Mannigfaltigkeit der Vegetation. Da sind die Landstraßen weit von schlanken, riesenhohen Pyramidenpappeln oder von breiten hundertjährigen Maulbeerbäumen eingesäumt. Das Auge schweift über Baumwoll-, Mais- und Melonenfelder, besonders wird die Baumwolle, der Stolz und der Reichtum des Ferghana-Gebiets, nun immer intensiver angebaut. Oft gewahrt man weite Feldquadrate unter Wasser: das sind Reisfelder, die der Blüte entgegen gehen, ab und zu weite, tief grüne Gärten mit Seidezüchtereien und herrlichen Fruchtbäumen, die meist in Blüte stehen. Und alles: jeder Acker, jeder Garten muß durch Kanäle künstlich bewässert werden, denn ohne Wasser wäre dieses Land eine trostlose Wüste. Umsonst schaut in glutheißen Sommertagen das Auge nach Wolken am Himmel aus: tiefblau, wolkenlos, unerbittlich blendend wölbt er sich aus, fast nie Regen spendend in den Sommermonaten. Aber dort, wo von den herrlichen Bergen Wasser in die Ebene hingelangt, da dankt die Erde mit köstlichen Gaben.

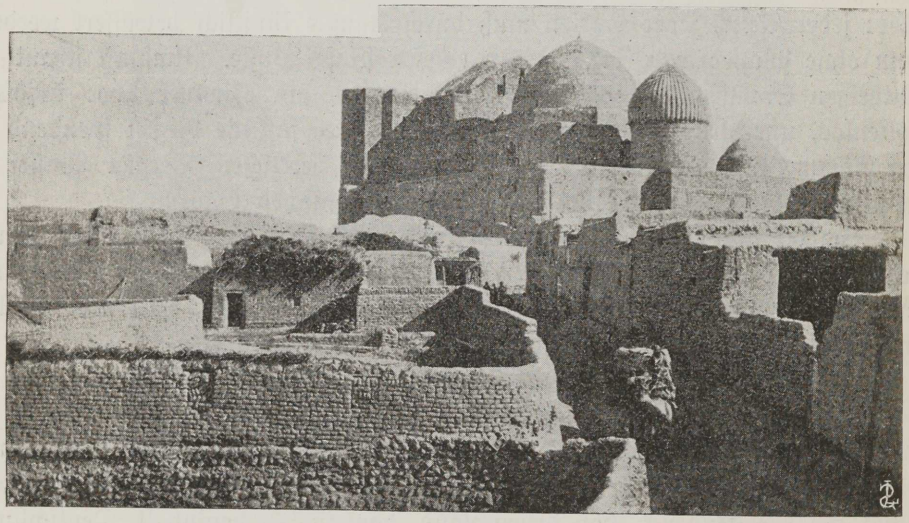
Immer näher kommen wir dem Ziele unserer Reise. Ein Meer grauer Lehmhütten, hie und da Moscheekuppeln und Minaretts, tauchen am Horizonte auf. Um 10 Uhr morgens, nach einer Reise von 6 Tagen, hält nun endlich und endgültig unser Zug: wir sind in — Kokand.

* * *

Je länger man in Turkestan weilt, mit Land und Leuten, sowie mit seinen Städten und seiner alten Kultur in Berührung kommt, um so mehr festigt sich der Eindruck, daß dieses Land, das an Flächeninhalt Deutschland, Österreich, Dänemark, Italien und Frankreich gleich kommt, als eine der schönsten und kostbarsten Perlen in der Krone Rußlands angesehen werden muß. Anfangs, noch in vorhistorischer Zeit waren es arische Stämme, also gewissermaßen ferne Vettern von uns Europäern, die die blühendsten Gebiete des heutigen Turkestan bevölkerten. Aber der Reichtum und die Schönheit des Landes lockten mit der Zeit andere Völkerschaften herbei. Alexander von Macedonien unterwarf Teile des Landes seinem gigantischen Willen, über Ssamarkand, dieses asiatische Rom, gingen seine Siegeszüge, und noch heute findet man, auf den Trümmern und in den Umgebungen dieser Zauberstadt wandelnd, Spuren der alten Kultur aus jenen Tagen. Als Alexanders Riesenreich auseinanderfiel, kam Turkestan unter die Herrschaft der Araber. Zwar war ihre Herrschaft nicht von allzu langer Dauer, doch verdrängten sie Zara-

thustras Lehren auf immer aus diesem Gebiete, erhoben den Islam zur herrschenden Religion, pflegten die Wissenschaft, besonders die Astronomie, und da eine alte Kultur mit keinen Mitteln ganz ausgerottet werden kann, so finden sich noch bis heute Spuren der alten arabischen Kultur in Turkestan.

Das gehört überhaupt mit zum Lehrreichsten und Schönsten in Turkestan, daß man die Ablagerungen der bedeutendsten morgenländischen Kulturen dort wahrnehmen kann. Es ist ein Genuß zu betrachten, wie eine Kultur die andere ergänzt und weiterführt, sich ablagert, — besonders interessant für einen, dem bisher nur die abendländische Kultur vertraut war und der nun staunend findet, welche unermeßlichen Schätze der Orient neben dem Occident aufweist. Man betrachte doch nur das Netz der Bewässerungsanlagen auf dem Lande, belausche nur ein Stündchen lang das Volk in seinem Tun und Treiben, man hefte sein Auge auf eine der alten Moscheen in Samarkand, dieser Stadt einstiger Herrlichkeit!



Die Moschee des Heiligen in Turkestan.

Bezeichnend für den Satz, daß eine alte Kultur nicht auszurotten ist, ist die Tatsache, daß häufige Überfälle nomadischer Kirgisenbanden und selbst die Herrschaft der Mongolen mit dem barbarischen Tschingis-Chan an der Spitze, das Land nicht verwüsten konnten, im Gegenteil, daß er selber und vor allem seine Nachkommen immer mehr unter den Einfluß der eingesessenen Bevölkerung gerieten. Samarkand erweiterte sich immer stetiger zum Sitze hoher Bildung und Kultur. In Samarkand befand sich unter anderem eine der ersten und ältesten Universitäten der Welt. Besonders blühte Samarkand und das Land um diese Stadt herum unter der Regierung des großen Timur. Einen Wunderbau neben dem anderen zauberte er aus dem Boden dieser Stadt

empor, und ist auch das meiste heutzutage leider durch Erdbeben und Kriege zerstört, so wandelt man dennoch in den ersten Tagen wie bezaubert durch die Straßen dieser wundenreichen Wunderstadt. Doch darüber später.

Auch Rußland hat im Grunde jahrzehntelang um den Besitz Turkestans gerungen. Ja, länger als jahrzehntelang. Schon die weitblickenden Zaren Moskaus aus dem Hause Rjurik suchten Beziehnngen mit Mittelasien anzuknüpfen, und als die Kriegsfahnen Peters des Großen an den Gestaden des Kaspischen Meeres standen, suchte der große Feldherr und Staatsmann Rußlands Einfluß auch nach Mittelasien auszudehnen. Es wurde eine Expedition unter dem Oberbefehl des Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßki nach Chiwa ausgerüstet, doch wurden alle Glieder der Expedition in Chiwa umgebracht. Es folgt nun eine Kette von Erfolgen und Niederlagen der russischen Waffen. Orenburg wurde der wichtigste Vorposten aller kriegerischen Taten; im Jahre 1865 wurde es Taschkent. Bald folgten: Kokand, Ssamarkand, Geok-Tepe — und Rußland wurde Herrscher eines herrlichen, reichen, gewaltigen Gebietes.

Wäre Turkestan nicht so fiebergefährlich für den Europäer und läge es nicht so sehr abseits von den großen internationalen Verkehrsstraßen, es würde als eine der größten Sehenswürdigkeiten von Touristenschwärmen durchzogen werden, und würde mit hundert Kreuzchen versehen in die Baedeker kommen. Bisher aber existiert über Turkestan noch kein Baedeker. Das weite Gebiet liegt abseits vom Verkehr, durch Berggitter und Sandwüsten bewahrt, wie eine wunderbare Fee, auch besonders schön gerade durch diese Abgeschiedenheit und unmittelbare Natürlichkeit. Es fehlen Touristenschwärme, Horden von Engländern mit Feldstechern und Reisehandbüchern, das Land ist noch durch und durch „unberührt".

Doch Hitze und Fieber, hin und wieder auch mal ein Erdbeben, muß man zu ertragen verstehen, um dieses Land kennen zu lernen. Die besten Monate sind der März, April, Mai und September; aber im Juni und Juli erreicht die Hitze oft über + 60 R°. in der Sonne. Dann lebt man erst in den kühlen Nächten auf, dann beginnt erst das Leben in den engen Straßen oder auf den flachen Dächern, die meist noch von einem zweiten Dache aus grünem Weinlaub überrankt werden, durch das so wunderbar die großen, hellen Sterne des südlichen Himmels niederleuchten.

Doch wenn man von der Hitze, dem Fieber, den Skorpionen, Taranteln, Erdbeben usw. absieht — beinahe ist es gar nicht so viel gegenüber all den neuen Eindrücken, dem neuem Leben einer eigenartigen neuen Welt — so sind Turkestan und besonders Buchara, Ssamarkand, Kokand, sowie das Ferghana-Gebiet etwas Einziges in ihrer Art nnd eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

# Träumerei in der Steppe.

Von Rudolf Dirk. (Kolonie Elisabethtal im Kaukasus.)

Die Steppe ruht in den Armen der Nacht
Und träumt die alten Träume,
Die ewig unwandelbaren,
Lichtschimmernden Träume des Lebens —
Von Liebe und Glück.
Und die Sterne winken
Aus weiter Ferne
Grüße nieder und zittern leise;
Die kreisenden Himmelslichter wissen,
Daß Hoffen und Sein sich ewig fliehen,
Fest aneinander gekettet,
Wie Tag und Nacht,
Das so verschiedene Geschwisterpaar.

Sie sahen den strebenden Turm zu Babel,
Sie grüßten die Gräberstätten des Nils,
Sie kreisten ob Salomos Wunderbau
Und spiegelten sich in der Rüstung Athenens;
Das alles versank —
Und schien doch errichtet für ewige Zeiten!
Die alten Sterne,
Sie bleiben dieselben,
Und außer ihnen,
Nach göttlichem Ratschluß,
Bleibt nur dasselbe
Das Menschenherz.

In den Mantel gehüllt,
Ich ruhe im wogenden Pfriemengras
Und späh zu den Sternen,
Derweil die Gedanken,
Wie graue Wölkchen,
Die Stirn mir umlagern,
Und irgendwo zirpt die Grille,
Die leichten Sinnes die Stunde genießt.
Sagt sie nicht: „Tor, du eitler Tor,
Was grübelst und sinnst du
Und spähst zu den Sternen,
Die kalt dort oben vorüberziehn?
Du eitler Tor!“

Fernher aber, heimlich
Schleichen die Schatten
Im Nebelgegraus,
Fassen heimtückisch
Mit Schlangenhänden
Den nächtlichen Traum
Von Liebe und Glück,
Morden ihn kalt
Mit Hohngelächter
Und werfen den Toten weit übers Land
Ins tiefe Schwarze Meer,
Das bebend ob dem Frevel erschauert
Und wild aufschäumt im Zorn.
Der Himmel verhüllt sich,
Und Blitze zucken,
Und Donner rollen,
Und ein Stöhnen geht durch die Steppe —
Sie weint ums tote Glück.

Nachdruck verboten.

# Nieskyer Erziehung.

Von Herm. Anders Krüger. (Hannover.)

Jedermann kennt die hohen Verdienste, die sich die kleine Kirchengemeinschaft der Herrnhuter um die Belebung des religiösen Lebens und die evangelische Mission erworben hat. Weniger bekannt dagegen sind ihre Erfolge auf dem Gebiete der Erziehung, obwohl letztere für das deutsche Volk von weit tieferer Bedeutung sind. Die Praxis der brüderischen Erziehung wurzelt in einer Jahrhunderte alten Erfahrung. Schon in der alten böhmisch-mährischen Brüderkirche legte man besonderen Nachdruck auf eine gründliche und allseitige Jugenderziehung. Vor allen tat das der große Pädagog Amos Comenius, auf dem unsere ganze neue Pädagogik letztlich beruht. Es war der bedeutendste und unglücklichste Bischof dieser Kirche, die unter ihm von den mächtigen Fluten der jesuitischen Gegenreformation weggespült ward und erst 60 Jahre nach seinem Tode in der erneuerten evangelischen Brüderkirche gleich dem Phönix wieder aus der Asche erstand. An der Spitze dieser neuen Gemeinschaft stand Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, ein Schüler Frankes, der nun der altbewährten Brüdererziehung die Errungenschaften des Pietismus hinzuzufügen versuchte. Zinzendorf war persönlich kein hervorragender Erzieher, aber Männer wie Eugen Layritz, ein früherer Rektor aus Neustadt a. d. Eich,

Polycarp Müller, ein ehemaliger freimaurerischer Gymnasialdirektor aus Zittau, und vor allen August Gottlieb Spangenberg, der vertriebene Professor aus Halle, besaßen eine ganz außerordentliche Begabung für praktische Erziehungstätigkeit und wurden so die Gründer der zahlreichen Anstalten und Schulen, die in Deutschland, England, Holland, Schweiz, Amerika (und zeitweise auch in andern Ländern) erstanden, in Deutschland allein über 20, teils für Deutsche, teils für Ausländer. Die berühmteste dieser Schulen ist das Nieskyer Pädagogium, die Schule Schleiermachers, die am 6. Juni vorigen Jahres auf ein 150-jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Als das Hauptziel der ganzen brüderischen Erziehungsarbeit kann man wohl mit Recht die Ausbildung eines selbständigen, christlichen Charakters bezeichnen. Als die Grundlage dazu galt den herrnhuter Erziehern gewissenhafte Pflichttreue, die in jedem Schüler geweckt wurde durch ernstes Anhalten zur fleißigen Arbeit, durch strenge Ahndung jedes, auch noch so kleinen Schulbetrugs und durch allmählich sich steigernde Beweisproben ehrenden Vertrauens. In den unteren Klassen wurden wir daher niemals ohne Aufsicht gelassen, während solche in den oberen in demselben Grade, wie unsere Zuverlässigkeit wuchs, abnahm, ja schließlich ganz wegfiel. Bei unseren Vergehen ward dementsprechend der Hauptnachdruck auf die Ermahnung, nicht auf die Strafe gelegt, das Unedle, Unchristliche und Unvernünftige unserer Handlungsweise ward uns nahegelegt, ohne dabei etwa schwächliche Gerechtigkeitsblindheit in Bezug auf die Strafe walten zu lassen. Auf den guten Kern, der trotz aller modernen Verhätschelung der Bestie in jedem Menschen schlummert, ward in Niesky mit großem Erfolge vertraut, und so das Ehrgefühl, jene goldne conditio sine qua non für jeden psychologisch geschulten Erzieher, geweckt. Die Selbsterziehung, auf der wachsenden Selbsterkenntnis fußend, mußte unter solchen Umständen natürlich schon früh einsetzen und mit den späteren Jahren in demselben Maße fortschreiten, wie der direkte Einfluß der Lehrer aufhörte. Selbstverständlich war bei alledem ein harmonisches Verhältnis von Lehrern und Schülern die Voraussetzung, und ich glaube allerdings, daß in dieser Beziehung die Nieskyer Zustände wahrhaft ideal genannt werden können, und daß hierin ihr höchster Vorzug liegt. Die Lehrer waren zumeist brüderische Theologen, die selbst eine oder mehrere solcher Anstalten durchlaufen hatten und jedenfalls einige, wohl die entscheidenden Jahre im Nieskyer Pädagogium verbracht hatten. Sie kannten also die brüderische Erziehung aus eigner Erfahrung, hatten sich selbst ein Urteil bilden können und besaßen so das unbedingt notwendige Interesse für ihre Schule von vornherein. Wie die ganze Erziehungsmethode, so beruhten auch ihre einzelnen Vertreter auf einer uralten, erprobten und doch gesund fortschreitenden Überlieferung, die glücklicherweise von allem Schematismus nahezu frei war. Was bei diesen Lehrern zumeist auf uns wirkte, war fast durchgehend der wuchtige Eindruck einer freien, charaktervollen Persönlichkeit, die sich ihrer verantwortungsvollen Aufgabe wohl bewußt war. Den größten

Teil des Tages lebten sie mit uns zusammen, kannten uns nicht nur in der Schule, sondern auch im täglichen Leben, im kameradschaftlichen Verkehr, beim Spiel, beim Turnen und Sport, kurz — sie waren nicht bloß Lehrer, sondern Erzieher in des Wortes tiefster Bedeutung. Dabei besaßen sie meist einen für die engen Verhältnisse, in denen sie doch aufgewachsen waren, auffallend weiten Blick, der freilich weniger auf einer genauen Weltkenntnis, als vielmehr auf einer gründlichen Herzensbildung beruhte. Ihre edle Aufopferungswilligkeit, die eiserne Gewissenhaftigkeit und seltene Folgerichtigkeit hat mich stets in Staunen versetzt. Im allgemeinen waren die Lehrer auch mehr geliebt, als gefürchtet, denn für all unsere Interessen, für all unsere kleinen Nöte und namentlich auch für unsere Fehler brachten sie uns ein liebreiches, väterliches Verständnis entgegen. Sehr eindrücklich ist mir noch, daß sie, anstatt aufzubrausen und zu schelten, sehr ruhig von ihren eignen Erlebnissen sprachen. Wenn ein solcher Erzieher mit freundlich ernstem Tone begann: „Sieh mal, mein Junge, als ich hier Zögling war, da ist mir das und jenes auch schwer geworden, aber ich habe es so und so gemacht" oder „mein Lehrer gab mir damals den guten Rat", — dann war auch der mißtrauischste Bubentrotz entwaffnet. Wir wußten ferner, diese Lehrer lebten nur für uns und nicht für sich selbst; wir sahen es an ihrem einfachen, oft ärmlichen Äußeren, an ihrem ruhigen, jedem ehrgeizigen Streben fremden Benehmen; wir hörten es aus ihren besonnenen, offenen Worten, wenn sie einmal auf ihre nicht gerade glänzende Zukunft zu sprechen kamen. Diese Leute dienten aus reiner Pflichttreue und um keinen andern Lohn, als den eines guten Gewissens. Ihr ganz besonderes Augenmerk richteten unsere Erzieher auf Berücksichtigung unserer Eigenart; mit unermüdlicher Ausdauer und Nachsicht suchten sie jedem Einzelnen in seiner Art und Weise gerecht zu werden. „Nur keine Durchschnittsmenschen!" wie oft besinne ich mich, diesen Ausruf von ihren Lippen vernommen zu haben, wenn wieder einmal einer von uns eine falsche, überzeugungslose Bravheit auf Kosten seiner freien Persönlichkeit bewiesen hatte. So wurde jeder Stein unter uns nach seinen besonderen Kanten geschliffen.

Soviel Rücksicht nun auf individuelle Charakteranlage, so wenig Rücksicht nahm man auf soziale Unterschiede, auf Stand und Ansehen der Eltern. Die eingebildeten Söhne des höchsten Adels wurden nach denselben Regeln behandelt, wie der ärmlichste Sohn des Handwerkers, sie wurden alle mit demselben Maße, derselben Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gemessen, vor der der Schein nichts gilt. Alles Prunken und Protzen war überdies den Anstaltsregeln zuwider. So erinnere ich mich noch recht gut, daß es streng verboten war, Glaceehandschuhe zu tragen, nur weil es manchen unter uns gab, dem seine Mittel solchen Luxus nicht erlaubten. Auch unser Taschengeld mußte gleich sein. Es herrschte eben jener edle, freie, über alle Äußerlichkeiten erhabene Zug, der überhaupt den Herrnhutern eigen ist, wie am schönsten ihre stillen, schlichten Friedhöfe, auf denen ein Grab dem andern gleicht, bezeugen. Auch

das Leben der Knaben unter sich trug völlig dies freie Gepräge der Gleichberechtigung, das im Pädagogium sogar zu einem freilich sehr harmlosen republikanischen Sport ausartete. In Stubengesellschaften von 10—20 Mann, meist gleichen Alters, lebten wir zusammen, und dieses Stubenleben sowie die Stellung, die der Einzelne darin einnahm, wurde äußerst genau von Lehrern und Direktor überwacht, damit keiner etwa körperlich vergewaltigt oder geistig unter schlechten Einfluß gezogen werde. Jede „Stube", späterhin im Pädagogium jede „Kolonne" (das heißt Klassen- und Stubengesellschaft) war sich natürlich ihres eignen Charakters und ihrer eignen Ehre recht wohl bewußt; was bei dem Einzelnen das Selbstbewußtsein, das war hier der Korps- oder Kolonnengeist. Der besondere Schmuck, der Ehrenschild dieser Stuben und Kolonnen, waren ihre Vorrechte, die je nach dem Alter und der Klasse an Bedeutung und Umfang zunahmen, bei etwaiger Entartung aber auch zeitweilig genommen werden konnten. Entziehung der Stubenvorrechte war wohl die ehrenrührigste und darum empfindlichste Strafe, denn eine solche Gesellschaft glich einem fahnenlosen, entehrten Regiment. Wie schon erwähnt, hörte die Aufsicht mit der steigenden Klasse mehr und mehr auf, und an die Stelle derselben trat ein wachsendes Vertrauen. Infolgedessen mußte es nun auch der Schulleitung gegenüber einen besonderen verantwortlichen Vertrauensmann unter den Knaben geben. Dies war der Senior, meist einer der älteren und angesehensten Knaben, der den Aufseher honoris causa vertrat, gleichsam der Präsident der kleinen Republik. Man folgte ihm gern, wenn er befehlen mußte, schon deshalb, weil man als guter Kamerad ihn nicht in Unannehmlichkeiten bringen wollte, während man gerade in diesem kritischen Alter der ersten erwachenden Selbständigkeitsgelüste einem Lehrer weit schwerer gefolgt wäre. Mit den Lehrern standen wir in den oberen Klassen in einem ziemlich freien, oft recht gemütlichen Verkehr. Man sah sich außer in den Schulen nur beim Essen, wo ja vorgelesen wurde, sonst bei Spaziergängen und festlichen oder wissenschaftlichen Zusammenkünften, wo man sich gern näher berührte. Der Lehrer war jetzt für uns nicht mehr der Vater, sondern mehr der ältere Freund und Führer, der Mentor. Die Arbeit war streng geregelt und bisweilen sehr anstrengend, zumal auf deutsche und griechische Privatlektüre großer Wert gelegt wurde. Die klassischen Studien standen nicht ganz so überwiegend im Vordergrund wie auf anderen Gymnasien, sondern stellten sich ruhig neben, ja fast unter die deutsche Bildung, der in Niesky eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet wurde. Neben Literaturkunde und Aufsatzübungen traten schon frühzeitig (Ober-Tertia) ernstere Redeübungen, die genau besprochen wurden. Die deutschen Lehrer waren meist selbst gute Redner und hatten bei Turnfesten, Spaziergängen, Feiern und dergl. häufig Gelegenheit, uns mit gutem Beispiele voranzugehen, während die Schüler bei den zwei Schulfeierlichkeiten des Jahres ihre Kräfte zeigen konnten. Ähnlichen Zwecken dienten die sogenannten Vorleseabende. Da es in der Schulzeit nicht gestattet

war, irgend welche Belletristik zu lesen, so war statt dessen diese praktische Einrichtung der Vorlese-Abende getroffen (einmal wöchentlich lasen die Lehrer vor, ein anderes mal die Knaben unter sich), um uns mit den klassischen Romanen und Novellen bekannt zu machen. Da saß man denn am Ende der sauren Schulwoche, frei von aller Sorge, am Sonnabend Abend behaglich vor seinem dampfenden Tee und lauschte andächtig dem oft auffallend lebendigen Vortrag des Lehrers. Im Kreise unserer frohen Künste nahm ferner die Musik eine hervorragende Stellung ein. Ein stehender Symphonieverein, den ein Lehrer leitete, bot stets einen festen Mittelpunkt für das gesamte musikalische Leben der Anstalt. In diese „Symphonie" zu gelangen, danach strebte jeder eifrige Anfänger,— hier einmal die erste Geige zu spielen, war das höchste Ideal des ehrgeizigen Musenjüngers.

Den Glanzpunkt der brüderischen Erziehung in Niesky bildete jedoch ohne Frage die einzigartige Pflege der körperlichen Übungen. Kam der Frühling, so gab es erstlich im weiten Schulpark, — herrlichen mannigfaltigen Anlagen, die einst unsere Vorgänger aus ödem Heideland geschaffen, — reichlich Gelegenheit zum Graben, Pflanzen und Begießen, kurz sich kräftig auszuarbeiten, während dann die stolze Lust am eignen Schaffen berauschend in unsere Herzen zog. Sodann blühte das Turnen außerordentlich und ward von Zeit zu Zeit durch Turnfeste noch besonders belebt. Im Winter waren Schlittenfahrten, auf eigens dazu angelegten „Rutschbahnen", und Schlittschuhlaufen eine vielbeliebte und vorzüglich ausgebildete Leibesübung, der ebenfalls durch besondere Eisfeste ein hervorragender Glanz verliehen wurde. Ferner wurde jeden Tag gespielt, im Sommer deutsche Barre, im Winter Fußball. Nirgends habe ich ein feineres und edleres Spiel gesehen als in Niesky, wo nichts von dem plumpen, schwerfälligen Gang der sogenannten Schaujugendspiele, nichts von dem geistlosen, rohen Sportschematismus der Engländer zu spüren war; nein, frei und leicht, still und aufmerksam wurde hier gespielt, mit ganzer Seele, und wir fühlten uns dabei gehoben durch eine fast hundertjährige Überlieferung.

Die Nieskyer Erziehung galt und gilt ja noch vielfach für klösterlich, weltscheu, ja weltfeind. Eine gewisse Klösterlichkeit in der Gemeinsamkeit des Lebens und der Vergnügungen war allerdings vorhanden, aber der Blick ward dabei sicher nicht beengt, von Weltfeindlichkeit war keine Spur zu merken. Im Gegenteil, ein klares, selbstbewußtes Gefühl für die mannigfachen Anforderungen des Lebens, ein liebevolles, vorurteilsfreies Verständnis für die verschiedenen Richtungen der Wissenschaft und Kunst, d. h. eine echte, volle Begeisterung für alles wahrhaft Schöne; endlich ein weites warmes Herz für deutsche Art und deutsches Wesen, das waren die Güter, die diese schlichten, anspruchslosen Herrnhuter trefflich und dauerhaft zu pflegen verstanden. Und darum vergaßen mir diese Nieskyer Lehrer niemals und setzten ihnen in unseren Herzen das Denkmal der Dankbarkeit, das wohl jedem Erzieher das Liebste sein dürfte.

# Sprechsaal.

(Diese Abteilung dient dem Meinungsaustausch der Leser, ohne daß die Redaktion zu den hier behandelten Themen Stellung nimmt).

## Der Klarismus — das Geisteswerk eines Balten.

Von Dr. Eduard von Mayer. (Florenz.)*)

„Klarismus"? — Was besagt dieses Wort?

Vor dem 25. August vorigen Jahres gab es dieses Wort überhaupt noch nicht; aber als die überzeugten Anhänger von Elisarions „Neuem Fluge" in Weimar zusammengetreten waren, ergab sich als Name der neuen Geistesbewegung eben dieses Wort „Klarismus", um eine entschiedene Grenzlinie gegen Okkultismus einerseits, gegen Obskurantismus andrerseits zu ziehen. Und „klar schauen — klar denken — klar handeln" ist der Wahlspruch der Klaristen.

Der Klarismus ist eine neue Glaubensbewegung, die dennoch mannigfaltige ältere und uralte Anläufe der Menschenseele bewußt weiterführt, sodaß man unschwer in der Geistesgeschichte der Menschheit die „klaristische" Linie entdecken kann; und will man uns klaristische Christen nennen, so werden wir keinen Einwand erheben. Das Neue des klaristischen Glaubens ist trotzdem doppelt einschneidend: in der Ausmerzung von Glaubensbestandteilen, die bisher allgemein galten, und in der einheitlichen Durchdringung von Werten, die für unvereinbar galten. Dieser Vorgang organischer Geisteschemie wäre aber so nicht erfolgt, wenn nicht eben der Künder des Klarismus Elisarion, der Balte Elisär von Kupffer,**) in seiner Persönlichkeit die Einigungselemente stärkstens erlebt und danach ausgestaltet hätte. Ein gläubiges Erleben des eignen Wesens: das ist der Zündpunkt des Klarismus.

Der Klarismus liegt in vier Punkten wesentlich beschlossen: in der „Eigenwesenheit", in der Gegenübersetzung von Ewigem Chaos und Urgott, in der Ablehnung der göttlichen Rache, in der Wertung alles Freudig-Schönen-Mutigen als Vorwirkungen und Förderer der verklärten Welt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, das hymnisch gewaltige „Credo" prosaisch zu umschreiben („Ein Neuer Flug und eine Heilige Burg", S. 135—137).***) Ich muß mich begnügen, knapp den Gedankennerv dieses Werkes klarzulegen, die Verwandtschaften und Gegensätze zur bisherigen Er-

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes stammt aus St. Petersburg.

**) Geb. 1872 zu Sophienthal in Estland.

***) Elisarion: „Ein Neuer Flug und eine Heilige Burg". Verlag Akropolis, München, 1911.

Elisarion: „Was soll uns der Klarismus?" (Klaristische Bücherei I.) Verlag Akropolis, München, 1912.

kenntnis anzudeuten, auf die geistigen und praktischen Folgerungen hinzuweisen, und endlich zu zeigen, wodurch und wie Elisarions Persönlichkeit zu dieser Glaubensbotschaft gelangte.

Der Ausgangspunkt des klaristischen Glaubens ist derselbe uralte, der alle Religionen, Philosophien und Weltanschauungen auslöste: des Daseins Unglück, — Schmerz, Hunger, Trennung, Tod. Aber bisher waren alle Antworten einig in einer Resignation, die folgerecht zu völliger Willensstumpfheit und Untätigkeit hätte führen müssen, wenn nicht trotz allem ein Heldenfunke in den Menschen spornend wirkte. In der Tat, den Menschen erschien das Dasein als ungeheure brutale Naturübermacht, der gegenüber sein kleines Ich zur Wert- und Wesenlosigkeit zusammenschrumpfte. Er mochte diese Naturübermacht nun als dämonisches Geisterheer, als Götterstaat mit dem Grundgesetze des Fatums, als Schöpfung eines allmächtigen Alleingottes oder als starres System von Naturgesetzen bewerten, — gemeinsam blieb all diesen Glaubensformen die Bedeutungslosigkeit der Einzelseele. Für den Klarismus aber ist die Einzelseele, das „Eigenwesen" die allererste und bedeutendste Tatsache, und die „Eigenwesenheit" des Individuellen die Glaubensgrundlage.

Wirklich: im Dämonismus der Naturvolkreligionen wartete des Einzelnen nach einem geplagten Erdenleben bestenfalls das Dasein als Plagegeist, wenn nicht gar doch eine endliche Auflösung in Nichts. Im organisierten Polytheismus, dem Olympischen etwa, lag der Einzelseele Ziel und Sinn in einem dumpfen Hadeszustand beschlossen, falls nicht Ausnahmewunder einen Herakles, Ganymedes, eine Semele zur Götterwelt emporhoben. Im Allschöpferglauben der Bibel war es begründet, daß der Einzelne nur soweit Wert und Wesen hatte, als ihm von dem Schöpfer die Fähigkeit geschenkt worden war, seinen kleinen Freiwillen in restloser Unterwürfigkeit zu betätigen, — widrigenfalls seiner die ewige Pein harrte. Im naturwissenschaftlichen Monismus ist der Einzelne erst recht nichts, außer einer vorübergehenden Scheinfunktion des Alls. Diese Nichtigkeit des Individuellen mag also theistisch oder theosophisch gemildert sein: tatsächlich besaß das Einzelwesen bisher noch nicht das metaphysische „Recht an sich selbst".

Doch! In Christi Botschaft. Aber diese ward durch den Rachewahn in ihrer Heilwirkung behindert, und die Gotteskindschaft bedeutete scheinbar immer nur noch den Preis für Selbstentwertung des Menschen. Mit der Ausmerzung des Rachewahnes samt dem Vernichtungswahne — diesem bisherigen Doppelpole der Religionen — gibt der Klarismus der Botschaft Christi ihre Wirkungsfreiheit.

Elisarion erlebte die „Eigenwesenheit", die wirkliche und tatsächliche Macht seines eignen Wesens, und erkannte rundum in allen Weiten und Tiefen der Wirklichkeit ähnliche Individualmächte. In jeder Sondergestaltung der sichtbaren und erforschbaren Welt begriff er das Walten individueller Zentralkräfte, ohne die es keine Sonderwesen geben könnte, auch nicht als

pantheïstischen Schein. In jedem individuellen Streben und Wirken all der Einzelwesen begriff Elisarion weiter einen tätigen Aufstiegdrang, verwandt demjenigen seines Willens: und dieser individuell-tätige Wachstumwille erschloß sich ihm als „Eigenwesenheit", für die Tod und Zerstörung nur eine Unterbrechung des Aufstieges, keine Vernichtung bedeutete. Und jeder Todesunterbrechung des Einzellebens muß die unvernichtbare Individualmacht einen erneuten Aufstieg folgen lassen, in erneuter Gestaltung, — in Wiedergeburt. Diese Wiedergeburt begreift der Klarismus aber weder als ägyptisches Kaleidoskop, auf und ab durch Tier- und Menschenkörper, noch als allmähliches Hineinsinken in das Nirwana oder in die Allgottheit, — sondern als ein stetiges „Aufwärts", einem absoluten Ziele zu: dem Gottesreiche der Verklärten.

Woher aber der Tod?

Nach klaristischem Glauben ist er nicht durch einen „Abfall von Gott" in die Welt gekommen und ist auch nicht etwas monistisch Belangloses: nein, der Tod ist der knappste und schrecklichste und doch längst nicht zukunftlose Ausdruck all der Entwicklungshemmungen, die als Hunger, Trennung, Schwere, als Vergewaltigung und Haß bezeugen, welch ein ungeheurer Wettkampf zwischen den zahllosen Eigenwesen ausgefochten wird. Diese beständig sich durchkreuzende, hemmende, hetzende, fälschende Wettentwicklung der Eigenwesen ergibt jenen leidvollen Wirrwarr der Wirklichkeit, den Elisarion als das Ewige Chaos bezeichnet. In der Tat: nur aus solcher Wettentwicklung erklären sich ohne weiteres alle Gegensätze und alle Ähnlichkeiten, alles zäh erbitterte Eigenstreben und alle Gemeinneigungen innerhalb der wirren Wirklichkeit. In einer alleinigen Welt, wie der Monismus sie lehrt, sind Gegensätze schlechterdings unlogisch; in der Schöpfung eines Allmächtigen sind sie aber grausame Launen. Aber der Klarismus lehrt: nicht aus Gott stammt Übles und Böses und Unvollkommnes, sondern aus der Unreife der Eigenwesen, die einander in Ungeduld hemmen.

Die Eigenwesen hemmen einander in Unreife, verzerren einander in Ungeduld, befehden einander in Haß. Aber da greift helfend und erlösend in das Ewige Chaos die Ewige Gotteswelt ein.

Gäbe es nur das Chaos, — wie hätte je die Friedensahnung reiner Vollkommenheit aufleuchten können, je die Sehnsucht nach Gottesglück erwachen, je die Richtung des dumpfen Strebens auf ein helles Ziel hin beginnen können?! Unter Atomen ist alles gleich, ewig erledigt, sehnsuchtlos. Die Sehnsucht, das emporhebende Liebesverlangen ist der Anfang der Gotteserkenntnis und der allertiefste Gottesbeweis für uns Klaristen. Aber nochmals: diese Gotteswelt ist nicht das All, sondern die Oberstufe des Alls, nicht Urheberin unsres Leidenswirklichkeit, sondern deren ewige Überwindung. Gäbe es nur das Gottesreich — kein Mangel, keine Mißbildung, kein Mißbrauch hätte je eintreten können, und so ist das Chaos wirklich; bestände das Chaos aber nicht in den Unreifestörungen wesenhafter Eigenmächte, — längst oder

nie wär es überwunden. Wir leidende Menschen stehen aber mit unsrer Sehnsucht mitten im Chaos und fühlen doch schon eine Welt absoluter Lichtwerte. An uns ist es, heldenhaft unermüdet zu streben, sonst erreichen wir nichts, — helfen muß uns aber die Verklärte Welt, sonst erreichen wir nichts.

Und sie hilft uns, sie wirkt auf uns ein. Nicht Rachestrafen sendet der Urgott, weil wir strauchelten und irrten, sondern im allesüberschauender Geduld und Liebe pflanzt er Liebe in uns, auf daß der Einsame in der Doppelbeschwingung herzlichen Austausches seine Kraft erhalte und mehre, — Mut weckt er in uns, damit die ungeheure Chaoslast uns nicht am Strebensziele beirre, — Ehrlichkeit nährt er in uns, damit das dunkle Lügennetz der feigen Massenseligkeit sich lichte, — Duldsamkeit pflegt er in uns, damit wir nicht durch Zwang die Unreiferen schädigen und die Mannigfaltigkeit, die Stetigkeit des Eigenwerdens beeinträchtigen, — Begeisterung flößt er uns ein, auf daß uns das Wissen um die Dinge nicht zersplittere, wohl aber klärend beflügele, — Schönheit baut er ringsum und lenkt alles Gestaltungsstreben zur Harmonie freiwilliger Gemeinsamkeit und spornt uns durch Freude an allem Schönen und Seelengroßen zu immer tapfrerer Selbstentwicklung. Hat die Seele in wiederholter Lebensschule diese Selbstentwicklung durchgehalten, dann wird das Eigenwesen endlich frei, — frei von der Erdenschwere des materiellen Stoffwechsel-Körpers, frei von dem Zwangverfalle, frei von den Naturnotwendigkeiten, frei von Haß, Dumpfheit, Verworrenheit. Und erst wenn sie derart die Natur erhöhend überwunden hat, tritt sie in die Verklärte Welt ein, in die Schar der Erdenüberwinder unvergänglicher Gestalt und ungehemmter Tätigkeit, — in die Schar derer, die der Urgott im Laufe der Ewigkeiten um sich gesammelt, er der Urerlöser, Ur-schöngestalter und Allsieger, — sie die eigenstrebend Befreiten. Und als solchen erdenbefreiten Mitbefreier, als freiwillig auf Erden wiedererschienen gottgewordnen Menschensohn, als Herold-Heiland der racheverschmähenden Gottesliebe verehrt der Klarismus Christus, den göttlichen Übermenschen im Menschen Jesus von Nazareth.

Kein Rachewahn straft also, nach klaristischem Glauben, das menschlich eigne Emporstreben und Wirken und die liebesfrohe Pflege der Schönheit, die ja keine Teufelsverführung, vielmehr göttliche Vorwirkung und Förderung ist, und kein charakterverwirrender Trug, vielmehr charakterklärendes Symptom der tatsächlichen kosmischen Entwicklungsrichtung. Welche neuen Antriebe alle Erziehung aus dieser klaristischen Lösung des alten Widerstreits von Geist und Sinnenwelt, von Einzelwille und Gemeinleben empfangen wird, ist unschwer zu erkennen. Als Naturforscher aber kann ich bezeugen, daß die Naturwissenschaft durch die klaristische Erkenntnis Elisarions vor einen neuen Anfang gestellt ist; während bisher die einzelnen Naturgesetze erforscht und hypothetisch nebeneinander gereiht wurden, zeichnet Elisarion mit kühnklarem Umrisse die Lehre vom Werden der Naturgesetze. Diese einfach grundlegende Problemlösung, die alle Gegensätze der Evolutionslehre mit der Energetik und

der tatsächlichen Erscheinungen mit den noch allzu scholastischen Theorien klärend aufhebt, hat mich aus einem Gegner in einen Vorkämpfer von Elisarions Lebenswerk verwandelt.

Das Erstaunliche an diesem Lebenswerk ist, daß an ihm in gleichem hohen Maße sonst gesonderte Begabungen einheitlich teilnehmen: straffes logisches Denken, seherisches Schauen, bildnerische Gestaltungskraft, charakterstarker Reformwille, ruhige Glaubensgewißheit. Unbekümmert um Augenblickserfolge und Ruhm, furchtlos und bescheiden im Bekennen seiner Ziele erlebte Elisarion seine „Eigenwesenheit" inmitten unseres verworrenen Kulturgetriebes; klar forschend und prüfend erkannte er das Chaos der Entwicklungshemmungen; glaubenskräftig erschaute er nach tiefdurchlittner Empörung wider die Verzerrungen der Gottesidee das neuerfaßte Wesen des erlösenden Urgottes; mit rhythmischen Hymnen seiner Lieder, mit wuchtigen Charaktergestaltungen seiner dramatischen Dichtungen, mit Linienführung und Farbenrhythmus seiner Gemälde und Glasfenster, mit der heroisch-heitren, vornehm-freien Baugliederung der „Heiligen Burg"*) schuf er die greifbare Gestaltung seines klaren Glaubensgedankens. Nicht Zufall, sondern innere Logik ließ hier einen Denker zum Baukünstler werden, einen Dichter zum Forscher, einen Ethiker zum Glaubensverkünder; denn der knappste Inhalt von Elisarions Klarismus ist: daß in der willensfrohen Gestaltung das sehnsüchtig-mutige Eigenstreben der Seele mit der erlösenden Liebe des Urgottes zusammentrifft, als Wegzeichen der Chaosüberwindung.

Ist das nicht ein Befreiungswort für Unzählige?

## Bücherbesprechungen.

**„Nor net lopper g'gewa".****) Eine Erzählung aus den Wolgakolonien vom Kol'nijer A. L., Saratow, Preis 50 Kop., brosch., 430 Seiten.

„Ein Schulmeistersohn, Joh. Walker, der die Grimmer Zentralschule beendigte, wurde nach Erlangung des Lehrerdiploms von der Schulbehörde in der Kolonie Eichenwald an der Wolga als Lehrer und Leiter der Volksschule bestimmt. Walker ist ein genial angelegter junger Mann, der sich zum Ziel setzt, sich gänzlich der Schule und dem Volke zu widmen. Durch das leichtsinnige Leben und Nichtstun seines Vorgängers jedoch begegnen ihm Dorfbehörde, Geistlichkeit wie auch der größere Teil der Bauern mit Mißtrauen.

*) die im Modell vollständig ausgeführt ist.

**) Nur nicht nachgeben.

Walker aber verstand es, in kurzer Zeit den größeren Teil der Einwohner auf seine Seite zu bekommen durch Aufklärung und fleißiges Arbeiten in der Schule. Man schätzte ihn hoch und, was er letzthin verlangte, wurde ihm von der Gemeinde zugesagt. Er war nicht zufrieden, in der Schule vieles zu leisten, nein, er wollte auch für die Erwachsenen sorgen und für sie eine Sonntagsschule gründen. Um die Erlaubnis dazu zu erhalten, begab er sich im Schlitten zur Weihnachtszeit in die Stadt, wo er die Erlaubnis wirklich erhielt. Auf dem Rückwege aber fand er bei einem großen Schneesturme auf freiem Felde seinen Tod."

Diese Erzählung zeichnet uns ein Kulturbild aus unseren deutschen Kolonien an der Wolga. Es werden einzelne strebsame Lehrer in der Schule charakterisiert und wieder andere — an dem Kartentisch und in der Bierhalle. Der Autor schildert in musterhaft sicheren Strichen das Leben der deutschen Kolonisten an der Wolga, führt uns in das Kolonieamt, zur Gemeindeversammlung, in die Kirche, Schule, in die schlichten Bauernhäuser u. s. w.

Den Wolgabewohnern und allen jenen, die die Wolgakolonien kennen oder kennen wollen, wird in diesem Buche eine kostbare Gabe angeboten. A. L., der längere Zeit in den Kolonien tätig war, der selbst ein Kolonistensohn ist und dessen Feder den Wolgadialekt trefflich wiedergiebt, gibt uns ein kulturhistorisches Bild von diesen Kolonien, das von bleibendem Werte sein wird.

J. B.*)

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)
(Benvenuto Sartorius.)

(5. Fortsetzung.)

Erlöst!

Die Last ist von meiner Seele genommen, die mich zu Boden drückte und mich die Menschen fliehen hieß, wie ein zum Tode verurteilter Verbrecher.

Ich darf wieder frei aufatmen!

Meine Augen, die so lange ins Dunkel geschaut, daß sie das Licht nicht mehr zu ertragen wähnten, blicken ungeblendet empor zu dem sonnendurchfluteten Himmel, und meine Seele kniet in stummem Dankgebet vor dem wiedergefundenen Gast, dem lieben Vater im Himmel, der sich seines geängsteten Kindes erbarmt hat und durch ein Wunder bewirkt, daß meine Zunge, die das furchtbare Geheimnis gefesselt hielt, sich löste von dem schweren Bann.

Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das erste ist vergangen . . .

*) Aus der (Odessaer) „Deutschen Rundschau".

Ja vergangen! . . in einem Meer von Licht untergegangen ist die düster drohende Schattengestalt des Todes!

Ich bin wie in einem seligen Rausch — — wie in einem Taumel überwältigenden Glücks!

Leben — — leben — —! — — — — — — — — — — — —

Auf dem gestrigen Spaziergange war es. Wir gingen durch den Park, durch die Birkenallee, die zum See hinunterführt, — der Doktor und ich.

Da sah ich, wie, ohne daß ein Windhauch sich regte, von den Birken die ersten gelben Blätter langsam zu Boden fielen und der Weg zu unsern Füßen sich mit welkem, unter unsern Tritten raschelndem Laub bedeckte . . . und es durchzuckte mich, daß eine plötzliche Anwandlung von Schwäche mich zwang, stehen zu bleiben, und ich, die Augen schließend, die Hand angstvoll ausstreckte nach einem Halt, an den ich mich klammere, da alles unter meinen Füßen zu wanken schien. . !

Der Doktor legte den Arm um meine Schultern, um mich zu stützen, dann hob er mich auf und trug mich bis zu der Bank am Ausgang der Birkenallee, unter der alten Silberpappel.

Auf seine Frage, ob ich mich krank fühle, deutete ich nur stumm auf die fallenden Blätter, und da er mich verständnislos ansah, kam es tonlos von meinen Lippen: ‚wenn die Blätter fallen. . .'

Die Erinnerung an jene furchtbare Stunde am Strande von San Remo überkam mich mit suggestiver Gewalt und zugleich ein so unsägliches Mitleid mit mir selbst, daß die Tränen unaufhaltsam aus meinen Augen rannen und ich völlig fassungslos zusammenbrach.

Da geschah etwas Seltsames — —

Der Doktor richtete mich sanft auf und redete lange mit mir, so lieb und eindringlich, als spräche er mit einem kranken Kinde.

Zuletzt bat er mich, Vertrauen zu ihm zu fassen. Irgend etwas beängstige mich, was ich auszusprechen scheue. Es sei unrecht, sich so von seinen Gefühlen übermannen zu lassen, wenn vielleicht eine offene Aussprache genüge, das Schreckgespenst unsrer Einbildungskraft zu bannen.

Meine Tränen versiegten, während ich den freundlich ernsten, Mut zusprechenden Worten lauschte — — und was seit Monaten in mir verschlossen, was ich selbst Tante Lucy nicht zu sagen vermochte, ich sprach es aus.

Mir war, als ob nicht i c h redete, sondern eine fremde zwingende Macht mir die Worte auf die Lippen legte, die nun unaufhaltsam hervorbrachen und all' die Qualen der Verzweiflung offenkundig werden ließen, an denen meine Seele seit Monaten krankt.

Der Doktor hatte sich abgewendet — sonst hätte ich nicht zu sprechen vermocht.

Als ich schwieg, hörte ich ihn mehrmals schwer aufatmen, und seine Stimme klang eigentümlich gepreßt, als schnüre ihm ein ungeheures Mitleid die Kehle zusammen, als er, noch immer mit abgewandtem Gesicht, holblaut sagte: „Und d a s haben S i e mit angehört! Das Gräßliche haben Sie in sich vergraben, schweigend mit sich herumgetragen!"

Das tiefe warme Gefühl, das aus seinen Worten und mehr noch aus dem Klange seiner Stimme sprach, legte sich weich und heilend, wie liebe Hände, um meine wehe Seele — und da — ich weiß nicht woher ich den Mut nahm — fragte ich ihn, meiner Stimme, soviel ich es vermochte, Festigkeit gebend: „Sagen S i e mir, Herr Doktor, ist es wahr, was ich gehört, gibt es keine Hilfe für mich? m u ß ich sterben?!"

Er wandte den Kopf und sah mir lange in die Augen mit einem Blick, wie ein treuer Hund, der sich für seinen Herrn zerreißen läßt . . . und ganz leise hörte ich ihn sagen:

„Vertrauen Sie mir und nicht jenem vorschnell urteilenden, unerfahrnen jungen Arzt, der, ohne den Patienten gesehen zu haben, eine so furchtbare Diagnose stellte. Lassen Sie mich gut machen, was jener an Ihnen gesündigt, und uns Ärzte wieder rehabilitieren in Ihren Augen. Darf ich in seinem Namen Vergebung erbitten für den, der nicht wußte, was er tat und wie schwer er sich an dem Höchsten, dem Gebote der Menschlichkeit vergangen?"

Ich vermochte nicht zu sprechen, das überströmende warme Glücksgefühl, der Dank für das neugeschenkte Leben, drohten mir die Brust zu zersprengen — — aber ich sah ihm in die Augen, und da hat er wohl all das gelesen, was in mir wogte und nach Ausdruck und Worten rang — —

Er beugte sich wieder, und lange ruhten seine Lippen auf meiner Hand . .

Dann sind wir beide still, ohne ein Wort miteinander zu reden, den Weg zurückgegangen, den wir gekommen . . .

* * *

Dr. Helmuth Arnoldsen an Dr. N. L. in St. Petersburg.

d. 25. Aug. 19..

Lieber alter Freund!

Was würdet Ihr von einem Menschen denken, der eine kostbare Vase, die vollendetste Schöpfung eines großen Künstlers, zertrümmert — -- ?

Ihr meint: solch einen Barbaren gibt es nicht, wenigstens heute nicht mehr. Jeder weiß ja, wie subtil solche künstlerische Gebilde sind — — Jeder — !

Ach, könntet Ihr in diesem Augenblicke in mein Inneres sehen, Ihr würdet Euer Wort zurücknehmen!

Mit roher Barbarenfaust habe ich eine Welt in Trümmer geschlagen, — und nun stehe ich vor den Scherben, mit erkennenden Augen, stehe da, im vollen Bewußtsein meiner Machtlosigkeit —

Diese Stücke, auch wenn eine Künstlerhand mit liebevollem Verständnis sie zusammenfügt, sie werden nie wieder das, was sie gewesen! Die Risse bleiben, wenn auch mit Sorgfalt gekittet, und von gewöhnlichen, nur die Oberfläche betrachtenden Menschen, ungesehen. Das Kunstwerk ist dahin, — Unwiederbringliches verloren! Statt der ursprünglichen Harmonie tönt Dir ein schriller Mißklang entgegen, wenn Du es anrührst —

Und das alles mein Werk?

Ich sehe Dich den Kopf schütteln ob dieses Ausbruchs der Verzweiflung bei einem sonst so ruhig reflektierenden, vernünftigen Menschen. Du meinst, ich leide an Halluzinationen. Die große Einsamkeit habe meine Nerven zerrüttet . . .

Lieber Freund, hier in der großen Einsamkeit ist mir eine Offenbarung geworden, die mein ganzes Selbstbewußtsein, alle Wertung meines Könnens über den Haufen wirft!

Der Widerhall von Worten ist zu mir gedrungen, die ich einmal gesprochen, weit von hier — übereilt, in jugendlicher Selbstüberhebung — und diese Worte — —

Doch laß mich den Versuch machen, Dir die Sachlage klar und leidenschaftslos auseinanderzusetzen . . .

Du erinnerst Dich wohl noch, wie ich im März eines Abends zu Euch kam, Euren Rat in einer für mich wichtigen Entscheidung zu erbitten. In der medizinischen Wochenschrift war eine Annonce erschienen, die Aufforderung an junge Ärzte, die durch einträgliche Praxis noch nicht gebunden waren, für einige der im Frühjahr die Riviera verlassenden Kurärzte einzutreten. Ihr waret beide begeistert für die Idee, mich als Lückenbüßer zu melden. Wenn auch der pekuniäre Vorteil nur gering sein dürfte, so sei ein Frühling an der Riviera nicht hoch genug zu werten für einen Menschen, der noch nie über die russischen Grenzpfähle hinausgekommen, einen Menschen, der, wie ich, einiges Kunstinteresse und ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur hat.

Einige Tage später führte mich der Südexpreß nach San Remo, wo ich einen der hervorragendsten dortigen Aerzte während der Nachsaison vertreten sollte. Der alte Herr verträgt die mit dem April einsetzende Hitze nicht und siedelt für den Sommer in einen deutschen Kurort über. Ich traf am Abend vor seiner Abreise ein, sodaß es ihm nicht möglich war, mich in die Praxis einzuführen und er sich damit begnügen mußte, mich auf seine, mit minutiöser Genauigkeit geführten Tabellen und Aufzeichnungen zu verweisen, aus denen ich mich orientieren könne.

Ich fand nur noch vereinzelte interessante Fälle. Die Riviera war entvölkert, der Krankenzufluß flutete rückwärts über die italienischen Seen und Meran den Höhenkurorten zu. Als ich mit dem vollen Verantwortlichkeitsgefühl meiner jungen Doktorswürde Einsicht in die mir hinterlassenen Papiere nahm, traf ich auf einen, meines Erachtens hoffnungslosen Fall, trotz der anscheinend harmlosen Symptome, da schwere erbliche Belastung vorlag: der Vater Alkoholiker, die Mutter nach schwerem Wochenbett schwindsüchtig, und der diese behandelnde Arzt so unverantwortlich kurzsichtig, ihr zu gestatten, das Kind selbst zu säugen.

Ich fand die Patientin bei meinem Besuch nicht zu Hause, nur ihre Duenna, eine korpulente ältere Dame, die mich emphatisch als Landsmann begrüßte und dem Zufall dankte, der mich hergeführt während des Morgenspaziergangs ihrer Nichte; so könnten wir Fragen erörtern, die in ihrer Gegenwart nicht berührt werden dürften, da sie über die Natur ihres Leidens vollständig ahnungslos sei. Um durch ihre Rückkehr nicht in unserm Gespräch behindert zu werden, gingen wir in den Park, wo wir vor unberufenen Zuhörern sicher waren.

Zunächst wurde ich interpelliert, ob es nicht ratsam sei, San Remo mit einem Höhenluftkurort zu vertauschen, da die heiße erschlaffende Luft unmöglich gut auf kranke Lungen einwirken könne. Leider sei ihre Nichte so kapriziös, daß sie sich nur dem Machtwort des Arztes fügen werde, der liebe alte Sanitätsrat aber habe jede Auseinandersetzung über diesen Punkt vermieden.

Wir waren während unseres Gesprächs bis ans Meer gelangt und nahmen hier auf einer im Gebüsch versteckten Bank Platz, um unbehelligt von den im Garten Promenierenden die Unterhaltung weiter führen zu können.

Ich erklärte der guten Dame, daß es in dem gegebenen Falle ganz gleichgiltig sei, wo sie sich aufhielten, und da ihrer Nichte das Leben an der Riviera eine wohltuende Zerstreuung gewähre, müsse sie schon soviel verwandtschaftliche Aufopferungsfähigkeit haben, hier auszuhalten. Es sei dies eine Pflicht der Menschenliebe, fügte ich ernst hinzu, die Pflicht, ein durch tragische Vorbedingungen nur kurz bemessenes Leben so reich und freundlich zu gestalten, wie es in unsrer Macht liege.

„Sie halten meine arme Nichte für unheilbar?“ fragte sie bekümmert.

„Nach allen Erfahrungen der Wissenschaft ist der Fall hoffnungslos," sagte ich ernst und bemühte mich darauf, möglichst sachlich und überzeugend meine Ansicht zu begründen.

Da die Stunde des Lunchs herannahte, verabredeten wir, daß ich am nächsten Vormittag im Hotel vorsprechen wolle, damit ich nach eingehender Untersuchung der Patientin imstande sei, ein eigenes Urteil zu fällen.

Am darauffolgenden Morgen, als ich eben im Begriffe stand, meine Wohnung zu verlassen, brachte mir ein Hotelbediensteter ein Billet, das die kurze Mitteilung enthielt, die Damen hätten mit dem Morgenschnellzug San Remo verlassen, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Mir war diese flüchtige Episode aus der ersten Zeit meines, sich so abwechselungsreich gestaltenden Lebens an der Riviera vollständig aus dem Gedächtnis geschwunden.

Du fragst, weshalb ich sie Dir erzähle?

Lieber Freund, jenes junge, dem Tode verfallene Wesen, war das „Kind", von dessen Lebenswege hingebende Liebe jeden Schatten bannen möchte, damit die reichen Gaben und Anlagen sich voll entfalten mögen in hellem, ungetrübtem Sonnenlicht — trotz der so kurz bemessenen Zeit des Erdendaseins — und als ich, mit voller Einsetzung meiner ärztlichen Autorität, das Todesurteil über die Patientin sprach, stand sie selbst nur wenig Schritte von uns entfernt, in Hörweite, unfähig sich bemerklich zu machen, und ward gegen ihren Willen Zeuge jenes Gesprächs!

Ahnungslos war sie bis zu dieser Stunde durchs Leben gegangen, dessen sich ihr mit jedem Tage verheißungsvoller erschließende Schönheit sie mit dürstender Seele einsog, durch die Liebe der Angehörigen behütet vor jeder Hindeutung auf das seit Beginn ihrer Tage über ihrem Leben schwebende Verhängnis, — und nun hörte sie es mit brutaler Gewißheit, daß dieser blaue Himmel, die Frühlingsblumen, das Rauschen der Wogen, all die Schönheit und Harmonie des Weltalls, für sie nicht mehr existieren, sie selbst ausgelöscht sei aus dem Buche des Lebens! Daß der Gott ihrer Kindheit, zu dem sie aufgeschaut wie zu dem Urquell der Güte, bei ihrer Geburt schon das unerbittlich grausame Schicksal bestimmte, dem sie verfallen sollte!

Durch ein rein äußerliches Zusammentreffen ist gestern die Erinnerung an jene dunkelste Stunde ihres Lebens so übermächtig in ihr geworden, daß ihre Widerstandskraft versagte, und sie in fassungslosem Schmerz vor mir zusammenbrach. Die Hand, die dies niederschreibt, war naß von ihren Tränen, und mit abgewandtem Gesicht habe ich die leidenschaftliche Anklage gehört, gegen jenen unbekannten Arzt, der ihrer jungen Seele dies furchtbare Martyrium auferlegt, von dem sie zu niemand gesprochen, bis gestern die Verzweiflung vor der nahen Katastrophe ihr Schweigen brach.

Wie ein Tier sich im Dickicht des Waldes verkriecht, wenn es den Tod in sich fühlt, so hat diese gemarterte Seele sich in sich selbst verkrochen und allein den Kampf durchgerungen mit dem Unabwendbaren. In den Staub hat sie sich geworfen vor der grauenvollen Macht der Gottheit, die ihre Geschöpfe schon in der Wiege zum Leiden und Siechtum verurteilt, gerechtet mit der Ungerechtigkeit dieses erbarmungslosen höchsten Richters. Und als sie sich durchgerungen, sich abgefunden mit dem Entsetzlichen, da war sie auch fertig mit diesem Gott, da hat sie ihren Glauben von sich geworfen, wie ein verbrauchtes, abgetragenes Gewand, weggeworfen, ohne einen Ersatz dafür zu finden, ohne ihn zu *suchen* in der dumpfen Hoffnungslosigkeit, die sie überkommen.

Das gestrige Erlebnis hat mir die Lösung des Rätsels gebracht, dem ich in letzter Zeit immer wieder nachgesonnen, des Zwiespalts, den diese junge Mädchenpsyche birgt: trostloser Pessimismus, gemischt mit einer glühenden Sehnsucht nach freudiger Bejahung des Lebens, zwei einander feindliche Gewalten, die einen aufreibenden, nie endenden Kampf in ihrer Brust führen.

Und die Tragik dieses Menschendaseins — ich habe sie heraufbeschworen! Mein eignes Leben möchte ich hingeben, um wieder gut zu machen, was ich verschuldet — — Aber die ewigen Schicksalsmächte weisen mein Opfer zurück.

Helmuth.

* * järwi, den 1. September 19 * *

Lieber Freund.

Ich habe mich der Baronin anvertraut, habe ihr erzählt von dem, was sich zugetragen im Park von San Remo und neulich in der herbstlichen Dämmerung drunten am See. Sie weiß, was Tania mir ist, weiß, daß es keine Rettung mehr gibt für ihr Kind, auch nicht durch ein Wunder! —

Wahrlich, diese Frau ist eine Heilige! Ihre wunderbar klaren, im Grunde der Seele lesenden Augen ruhten auf mir mit einem seltsamen Ausdruck, wie durchleuchtet von einer großen überirdischen Liebe, während sie mir schweigend zuhörte, zuweilen nur leise, wie beschwichtigend, mit ihrer kühlen, schmalen Aristokratenhand die meine streichend. Sie ist stark und will mir helfen die Mission zu erfüllen, die mir vorgezeichnet ist. Wir haben ein heiliges Bündnis geschlossen, die Lebenstage des Kindes zu verschönen, die kurze Spanne Zeit, die sie noch auf dieser Erde wandelt, mit aller Liebe, deren Menschenherzen fähig sind, mit allem durch diese Liebe geschärften Erfindungsgeist, in eine Märchenwelt der Schönheit zu verwandeln; zu wachen, daß kein rauher Hauch dies erlöschende junge Menschenleben treffe, keine Ahnung der Wirklichkeit in ihrer Seele aufdämmere und ihr Kindergemüt ängstige mit dem Schatten des nahenden Todes — zu lügen, wenn es sein muß! Sie, die Verkörperung der Wahrhaftigkeit, über deren Lippen ein ganzes Menschenleben hindurch nie ein unwahres Wort gegangen, wird lügen, wenn es gilt ihrem Kinde die Tragik des Daseins zu verhüllen, — den Tod im Herzen, äußerlich ihre heitre Ruhe bewahren bis zuletzt, — das hat sie mir gelobt.

Diese starke großherzige Frau liebt Tania wie ihr eignes Kind. Die zarten Regungen einer ersten schwärmerischen Jugendliebe, die sie an einen Unwürdigen verschwendet, all die unterdrückte heiße Mutterssehnsucht ihres Herzens, hat sie auf dieses Kind übertragen. Mit Tanias Leben wird auch in ihrer Seele etwas erlöschen, was ihr hinweggeholfen hat über die Öde und Trostlosigkeit des Daseins eines alternden Mädchens.

Ich habe ihr meinen Entschluß mitgeteilt, meine Stellung am Sanatorium aufzugeben und nach Lenorenhof zu übersiedeln, und sie hat ihn gebilligt. Meine ärztlichen Erfahrungen, mein ganzes Können setze ich ein, um die Frist zu verlängern, die schweren dunklen Tage zu erleichtern und licht zu machen, mit der Vorsehung zu ringen um ein Leben, das mir mehr gilt, als mein eignes!

Werdet auch Ihr mich verstehen und den Mann nicht der Schwäche zeihen, der seine Laufbahn, seine ganze Zukunft aufs Spiel setzt, um einer höheren Pflicht zu genügen?

Die Antwort auf diesen Brief trifft mich in Lenorenhof.

Helmuth.

## Fortsetzung des Tagebuchs.

den 8. September 19 * *

Ein Ereignis in unserm gleimäßig dahinfließenden Leben: Lenorenhof bekommt einen neuen Bewohner. Doktor Arnoldsen zieht auf unbestimmte Zeit zu uns.

Als wir gestern beim Frühstückstisch saßen, langte er an. Das ist an sich nichts Außergewöhnliches. Er ist in letzter Zeit so oft unser Gast gewesen, daß der Diener stets ein Gedeck für ihn auflegt, ohne daß Tante es angeordnet hat. Sein Erscheinen löst in meiner Seele immer aufs neue eine Reihe sich gleich bleibender Empfindungen aus: eine aufzuckende Freude ... ein paar beschleunigte Pulsschläge ... und die beglückende Gewißheit, einige inhaltsreiche Stunden in seiner Gesellschaft zu durchleben, — die leider nur zu bald entschwunden sind, denn die Pflicht ruft den Arzt in den Abendstunden in die seiner Obhut anvertraute Anstalt zurück.

Gestern aber geschah etwas Neues, Unvorhergesehenes. Der Doktor wandte sich, bevor er seinen gewohnten Platz einnahm, an Tante: „Gnädiges Fräulein, darf ein armer obdachloser Mensch wohl für einige Zeit Unterkunft in Lenorenhof finden?"

Ich war so überrascht, daß momenten mein Herzschlag aussetzte, wie immer, wenn ein plötzliches, unerwartetes Ereignis eintritt, und der Doktor, dem nichts entgeht, gleich meinen Puls fühlte und meine Hand in der seinen behielt, während er fortfuhr: „Ich habe meinen Posten im Sanatorium heute einem Kollegen übergeben, ich muß einmal heraus aus dieser Krankenatmosphäre. Ich habe meine Kräfte überschätzt, als ich die Stelle annahm, auf die Länge halten es meine Nerven nicht aus. Man hat mir diese Ausspannung unter der Bedingung gewährt, daß ich mich in erreichbarer Nähe aufhalte, um von Zeit zu Zeit nachzusehen und Anordnungen über die Weiterbehandlung der Patienten zu treffen. Dies ist der Grund, weshalb ich an Ihre Gastfreundschaft appelliere. Da ich meine Praxis auch auf Ihre Gutsangehörigen ausdehne, hoffe ich eine gewisse Berechtigung zu meiner Bitte zu haben."

Tante Lucy reichte dem Doktor lächelnd die Hand, die er an die Lippen zog. „Lenorenhof verfügt über genügend Raum, das wissen Sie, lieber Doktor, und wenn Sie die große Einsamkeit nicht scheuen —"

Ich fühlte, wie mir das helle Freudenrot in die Wangen schoß und beugte mich tiefer über meinen Teller, damit man es nicht bemerke.

Ich erschrecke fast, wie ausschließlich meine Gedanken sich mit diesem Manne beschäftigen, der für mich der Inbegriff alles Guten und Edlen ist.

Aber ist diese höhere Wertung nicht etwas Selbstverständliches?

Wenn ein Mensch lange im Dunkeln und in der Irre gegangen und schließlich jede Hoffnung aufgegeben hat, den Weg zurück zum Licht zu finden, und unvermutet eine Tür sich auftut, auf der Schwelle ein Mann erscheint, eine hellleuchtende Fackel in der hocherhobenen Hand, daß weithin das Dunkel sich aufhellt — wird nicht dieser strahlende Schein eine Glorie um den Lichtträger weben, von der verklärt sein Bild unvergänglich in der Seele des Wandrers fortlebt —?

* * *

Unser Leben hat eine Bereicherung erfahren, um mit Tante Lucys Worten zu reden. Das haben wir gleich am ersten Abend empfunden, als wir so gemütlich plaudernd im Musikzimmer um den Kamin saßen. Auf meine Bitte

hatte man die Lampe in den anstoßenden Salon gestellt, sodaß nur die brennenden Birkenscheite im Kamin ein flackerndes Licht verbreiteten. Der Doktor sang alte Studentenlieder, die er sich selbst begleitete. Dann schwebte der Mond langsam hinter der Waldgrenze empor, seine zitternden Strahlen fielen durch die unverhängten Fenster ... Tante Lucy nahm den Platz am Klavier ein und spielte die Mondscheinsonate ...

Tante hat die wundersame Gabe, in mir aufsteigende Seelenkonflikte zu erraten und durch Musik zu lösen.

Als ich dem Gesange des Doktors lauschte, stieg ein aus Wehmut und Bitterkeit gemischtes Gefühl in mir auf.

Ich habe viel und mit Leidenschaft gesungen in früheren Jahren, bevor ich erkrankte. Der italienische Maëstro, der meine Stimme ausbilden sollte, bestärkte mich in der Überzeugung, daß ich es einmal zu etwas bringen werde im Gesang und nicht in den Kinderschuhen des Dilettantentums stecken bleiben — da kam dieser unselige Katarrh — die Singstunden wurden ausgesetzt — und jetzt ist mir bange, den Versuch zu wagen, ob ich überhaupt noch zu singen vermag. —

Wenn meine Stimme weg wäre — —!

Doch was bedeutet mein bißchen Gesang gegen die Harmonieen Beethoven'scher Musik — —!

* * *

den 1. Oktober.

Ich fange an mein Tagebuch zu vernachlässigen. So vieles, was ich sonst diesen Blättern anvertraut, bespreche ich jetzt mit dem Doktor. Fragen, die mich quälten, Zweifel, die keiner mir löste, da ich sie gegen niemand aussprach und meine Seele keine Antwort darauf fand — sie sind stille geworden, und die dunkle drohende Zukunft hat sich gelichtet.

Alles ist mir nun so klar, so selbstverständlich! Ich begreife nicht, wie ich mich überhaupt ängstigen konnte?

Der Doktor hat mich gebeten, mein ärztlicher Berater sein zu dürfen „hauptsächlich als Seelenarzt", wie er hervorhob „denn Ihr Gemüt ist kränker als Ihr Körper" — und auch darin hat er richtig gesehen! Er fordert unbedingtes Vertrauen, das auch die geringfügigsten Symptome nicht verheimlicht — nur dann könne von einer erfolgreichen Behandlung die Rede sein.

Genesung! wie ein schönes Traumbild steigt die Verheißung vor mir auf — die Gewißheit! — Tante Lucy und der Doktor — die beiden Menschen, denen ich rückhaltslos vertraue, die meine nach Klarheit ringende Seele zur Erkenntnis leiten, bürgen mir dafür!

Fröhlicher Lebensmut und Geduld, das sind die Faktoren, die ich selbst zu meiner Heilung beizutragen vermag. Solch ein chronischer Katarrh weiche nicht so schnell, erklärte mir der Doktor nach der Untersuchung. Ich müsse mich auf eine lange Rekonvaleszenz gefaßt machen und die Schwäche, die mich jetzt häufig überkommt und mich erschreckt, als ein unausbleibliches Symptom dieser Rekonvaleszenz ansehen.

Ich nehme also mein Herz in beide Hände und blicke der Zukunft mit Ruhe und Freudigkeit entgegen.

Kommen zuweilen noch dunkle Stunden, so finde ich in Doktor Arnoldsen einen nachsichtigen Arzt. Er sieht, der Stachel ist zu tief eingedrungen in den Monaten des Schweigens, das ich mir auferlegt, und nun er ihn herausgezogen, brennt die Wunde noch fort und erinnert mich an die Stunde, die sie mir schlug.

* * *

Ich fühle jede Stunde, wie das Leben mir wieder zuströmt, wie alles in mir, was im Absterben war, sich wieder aufrichtet und emporstrebt zu freier, freudiger Entfaltung, wie meine Seele Fühlfäden ausstreckt in die sich ihrer Erkenntnis erschließende neue Welt — eine Welt, in die wir hineingeboren sind mit der ersten Stunde unsres Daseins und die mir doch so wunderbar fremdartig erscheint, seit meine Augen nicht mehr gebunden sind an das Nichtige, der Vergänglichkeit Anheimfallende — seit ein starker Wille mich sehen gelehrt —

Die Angst vor dem Unvermutethereinbrechenden, Schreckhaften, wovon ich mich Tag und Nacht bedroht sah, die vor mir aufstieg wie eine dunkle fensterlose Mauer, welche keinen freien Ausblick ermöglicht, — ist von mir genommen, und meine Gedanken, diese Augen der Seele, tragen mich hinweg über das Kleinliche und Bedrückende des Alltaglebens ins Unendliche — ungeblendet und schwindelfrei, denn ein führender Freund hält meine Hand, damit kein Fehltritt mich mutlos mache, und schützt mich vor dem Ausgleiten auf der neuen Bahn, die er mir erschlossen.

Ich war wie ein in die Irre gegangenes Kind, das sich selbst Mut zu machen sucht in dem Gedanken, den einzig möglichen Weg eingeschlagen zu haben, und dabei immer mehr die Richtung verliert . . . Dieses ängstliche Sichanklammern an etwas Flüchtiges, Dahinfließendes, das keinen Halt zu geben vermag, an das Leben, das unter uns weggleitet und mit dem Hauch unsres Mundes zur Vergangenheit wird, während wir es umsonst zur Gegenwart zu bannen versuchen . . !

Dem Problem des Lebens wähnte ich nachzuspüren und ging dabei völlig auf im Sinnen und Grübeln über mein eignes kleines Menschenleben — ein Tropfen im Ozean! — im ängstlichen Erwägen aller Möglichkeiten, seine Dauer zu verlängern.

Im Gespräch mit Doktor Arnoldsen ist mir eine Ahnung davon aufgegangen, wie wir der Lösung dieses dunklen Rätsels näher kommen, indem wir uns hinausheben über die engen menschlichen Begriffe vom Glück und Lebensgenuß. Er gibt meinen unsicher tastenden Gedanken die Richtung, die über Zeit und Raum hinausdeutet auf „ein Unwandelbares im Wandel der Zeit“ . . .

„Von uns selbst loskommen, das ist das Schwerste,“ sagte er mir heute, als wir, wie so häufig, in unserm Gedankenaustausch bei diesem Punkt angelangt waren, „und doch ist es die erste Forderung, um richtig zu sehen. Außerhalb des Lebens müssen wir stehen, es gleichsam an unserm forschenden Geiste vorüberziehen lassen, um seinen Wert und Unwert zu ermessen, dann erkennen wir, was hinter den Dingen liegt, deren unverstandenes, unbegriffenes Wesen uns mit einem unklaren Gefühl der Furcht, oder unbegründeten Hoffnungen und Erwartungen erfüllt.“ — — — — — — — — — — — —

Noch ist mir vieles dunkel und unbegreiflich von dem, was er mir über das Wesen, den Endzweck der Dinge zu erklären versuchte — ich tröste mich, daß es auch klügeren Menschen so geht und ergangen ist, und daß auch der Doktor, wenn er meinen Wissensdurst von Quell zu Quell geführt, schließlich an einem Punkte anlangt, wo er ehrlich eingesteht: hier ist die Grenze unsres Erkennens . . .

Und doch, aus all' den Fäden, die sich im Gespräch mit ihm hin- und herspinnen, ist allmählich ein festes Gewebe geworden, das mir als Einschlag das Walten eines großen gütigen Weltengeistes zeigt, in dem die unsichtbar wirkenden, geheimnisvollen Mächte, deren Tun mir bisher sinnlos und brutal erschien, zusammenfließen zu einem ziel- und zweckbewußten Streben nach Vollkommenheit.

Ich glaube, wenn damals, als mein ganzes Wesen so aus seinen Fugen gerissen war durch die Gewißheit der furchtbaren Nähe des Todes, jemand gekommen wäre, der wie Doktor Arnoldsen es verstanden hätte, meine Gedanken über das eigne Geschick hinauszuführen zu der Erkenntnis, daß die ganze Menschheitsgeschichte nur ein Übergang ist zu einem höheren, vollkommneren Sein — die Verzweiflung hätte nicht Raum gefunden in meiner Seele. Ein Sichvertiefen in die Größe dieses Gedankens ist wie ein Ausruhen in Gott . . .

* * *

Tante, die neulich zufällig hereinkam, während wir uns über Religion und die verschiedenen Arten des Gottesglaubens aussprachen, nimmt seitdem regen Anteil an unsern Gesprächen, obgleich sie sich fast nie selbst daran beteiligt. Nur zuweilen, wenn ich besonders hartnäckig in Fragen und Folgerungen bin und den Doktor zu sehr in die Enge treibe, greift sie in die Unterhaltung ein, und in ihrer Art der Auffassung des Problems liegt für mich stets etwas Aufhellendes, Klärendes, obgleich es den Anschein hat, als sei das, was sie sagt, etwas ganz Einfaches, Selbstverständliches. Sie beansprucht dabei garnicht, daß ihre Ansicht als die richtige durchdringe, sondern will nur durch diese Aussprache ihre persönliche Stellung zu der Frage andeuten. Irgend welche philosophische Vorbildung hat sie so wenig wie ich — darin sind wir beide gegen den Doktor im Nachteil, der auf der Universität, obgleich es nichts mit seinem Fachstudium zu tun hat, ein paar Semester philosophische Kollegia gehört — doch in den langen einsamen Wintermonaten in Lenorenhof hat sie viel gelesen und gedacht und, wieviel ihr auch das Leben genommen, sie hat sich den festen Willen bewahrt, unter den Schlacken dem Glimmen des Funkens nachzuspüren, der das ewige lebendige Feuer anfacht, das die Seele erwärmt, — während so viele in unsrer Zeit wähnen, diese tote Asche sei alles, was von überwundenen Anschauungen und ehedem geltenden Menschheitswerten nachgeblieben sei und höchstens ein schwächliches Gefühl der Pietät dafür übrig haben, — wenn sie noch imstande sind die Tragik untergegangener Größe zu empfinden, — die meisten aber pietätlos darüber wegschreiten zu neuen Zielen.

Für Tante Lucy ist und bleibt die Bibel das Buch der Bücher, — doch nicht in dem hergebrachten gemeingiltigen Sinne. Zwischen ihr und dem Buch besteht ein lebendiges Band; im Lesen legt sie etwas von ihrem Selbst, ihrem eigensten Wesen hinein, was für andere garnicht vorhanden ist. Und das ist wohl eigentlich die Art, wie dies heilige Buch gelesen werden soll, wie überhaupt jedes ernste, gedankentiefe Buch, das im Lesen ein Stück unseres innersten Menschen wird. Gedankenkeime, die unsre suchende Seele darin findet, in sich aufnimmt und vertieft, schlagen Wurzel in uns und wachsen empor zu einem kraftvollen Baum, der unserm Leben Schatten und Früchte gewährt.

Ich bin überzeugt, daß es kaum einen zweiten Menschen gibt, der so mit sich im Klaren ist, so gewappnet gegen jeden Zweifel und sicher im Erkennen des Einen, was not tut, wie Tante Lucy. Ob sie wohl immer so gewesen ist? — oder ob es auch in ihrem Leben Stunden gegeben hat, wo sie mit der Vorsehung gerechtet und Gott den Fehdehandschuh hingeworfen hat — Stunden, in denen die Grundfesten ihres Glaubens wankten und zusammenzubrechen drohten?! —

Damals, als sie, bei Seite geschoben, ihre große Liebe der Freundin zum Opfer bringen mußte — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihre große Liebe — —

Ich vermag es noch immer nicht zu fassen, daß ein Mann, wie mein Vater, ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch, der sich nach keiner Richtung hin durch besondere Leistungen ausgezeichnet, nicht einmal während des Krieges durch außergewöhnliche Tapferkeit hervorgetan, wozu sich einem Offizier doch so leicht Gelegenheit bietet, eine derartig faszinierende Gewalt über Frauenseelen auszuüben vermocht! Heldenhaftigkeit verleiht ja auch dem unbedeutenden Manne einen gewissen Nimbus in — den Augen junger Mädchen. —

Aber ein Mann, der nicht soviel moralischen Mut besaß, die erniedrigende Leidenschaft zu bekämpfen, die ihn mit sehenden Augen in den Sumpf trieb, der von Jugend auf an innerer Haltlosigkeit krankte und für den die charakterfesteren Kameraden, trotz der bekannten russischen Gutmütigkeit, nichts übrig hatten, als ein mit Geringschätzung gemischtes, beschämendes Mitleid! —

Und wenn es sich nur um jene oberflächlichen, leichtentflammten Eintagsgeschöpfe handelte, die sich an einem glänzenden Äußern und tadellosen gesellschaftlichen Manieren genügen lassen, oder um solch ein impulsives, hilflos im Rausche eines übermächtigen Gefühls untergehendes Wesen, wie meine arme kleine Mama! Aber Tante Lucy, die so unendlich hoch über anderen Frauen steht, deren makellos reine Seele jeden moralischen Defekt wie eine Schmach empfinden muß, sie, die klarsehend genug ist, sich keinen selbstbetrügerischen Hoffnungen hinzugeben, — — auch sie ist dieser unerklärlichen Naturgewalt unterlegen, einer Liebe, die ihr ganzes Leben umgestaltet hat und, trotz allem, was geschehen, nie ganz erloschen ist.

Das fühle ich an der weichen schützenden Zärtlichkeit, mit der sie meine verwaiste Seele umfängt, — an dem warmen Ton ihrer Stimme, wenn es gilt einzutreten für die moralisch Geächteten, — an dem insichgekehrten Blick, den ihre sonst so ins Weite schauenden hellsichtigen Augen in solchen Momenten annehmen — —

* * *

Ich hätte dem angeregten Gedanken nicht Raum geben sollen, denn ich fühle, wie die Schatten wieder Macht über mich gewinnen —

Wie das Verhängnis meines Lebens, das sich in dem einen Wort ‚Vater' zusammendrängt, drohend emporwächst und mich mit Fragen ängstigt, die ich mir selbst nicht zu beantworten vermag und die in ihrer unaufhörlichen Wiederkehr sich zu folternder Seelenqual steigern —

Warum sagt mir keiner, ob der Mann, der, ungeachtet des durch ihn heraufbeschworenen Unheils, ein Anrecht an meine Liebe hat, weil er mein Vater ist, und weil er auf der weiten Gotteswelt keinen Blutsverwandten besitzt, außer seinem Kinde, — ob dieser unglückliche Mann noch am Leben ist?! —

Wie einen körperlichen Schmerz empfinde ich diese Ungewißheit.

Ich weiß, daß sich, kaum eine Tagereise entfernt von Lenorenhof, eine Trinkerheilstätte befindet. Als ich noch in Petersburg im Hause meines Onkels lebte, war unter den deutschen Ärzten viel von der Notwendigkeit, eine derartige Anstalt in Finnland zu gründen, die Rede; man wollte sogar bei Tante Lucy anfragen, ob sie einen Teil ihres Grundbesitzes dazu hergeben würde, doch Onkel Arved hintertrieb die Verhandlungen, und schließlich gab der Fiskus das nötige Terrain. Ich war damals dem Onkel dankbar, daß er

mein liebes Lenorenhof vor solch einer zweifelhaften Nachbarschaft bewahrt, — jetzt weiß ich, daß nicht ästhetische Rücksichten ihn dazu veranlaßt, sondern ein fein empfindendes Zartgefühl, das ich dem guten jovialen Onkel garnicht zugetraut. Die Nähe einer solchen Anstalt hätte in Tante Lucy immer wieder die Erinnerung wachgerufen an die dunkelsten Stunden ihres Lebens, und diese Marter wollte Onkel Arvid, der sie, wie jeder, der Tante kennt, ungeheuer hochstellt, ihr ersparen; darum verstand er so gut zu intriguieren, was sonst garnicht seine Sache ist!

Es ist mir beinah zur Gewißheit geworden, daß man meinen Vater in diesem finnländischen Sanatorium untergebracht hat. Die Frage danach drängte sich in diesen letzten Tagen immer wieder auf meine Zunge, und doch vermag ich sie nicht auszusprechen! Sobald ich es tun will, überkommt mich eine so namenlose Angst vor der Antwort, ein brennendes Schamgefühl steigt würgend in meinem Halse auf und schließt mir die Lippen —

Würde ich die Nachricht, daß er lebt, hier in meiner Nähe lebt, ertragen?! Und wenn man es mir sagt, müßte ich nicht zu ihm gehen, dem Gebote der Kindespflicht, der Menschlichkeit folgend? Vielleicht würde die Ähnlichkeit mit Mama in meinen Zügen ihn an die Stunden reinen Menschenglücks gemahnen, die er an ihrer Seite genossen, und diese Erinnerung dazu beitragen, die kurzen Lichtmomente seines dunklen Daseins aufzuhellen — —

Aber ich weiß niemand, den ich danach fragen könnte! —

* * *

### Dr. Arnoldsen an Dr. N. L. in St. Petersburg.

Lenorenhof, d. 15. Oktober.

Lieber Freund!

Du bist unzufrieden mit meiner Übersiedlung nach Lenorenhof und erhebst Deine warnende Stimme als Freund und als Arzt, um mir alle die Eventualitäten zu zeigen, die aus dem steten Zusammenleben und Aufeinanderangewiesensein zweier Menschen erwachsen können, die sich lieben und es sich nicht sagen dürfen.

Sei unbesorgt! Was Du mir schreibst, das habe ich mir selbst hundert und aber hundert Mal wiederholt, und ich sage dir: ich bin meiner sicher!

Du hast recht, das Opfer, das ich mir auferlegt, da ich diesen Schritt tat, ist schwer — fast zu schwer für Menschenkräfte —

Doch die Liebe überwindet alles, auch diese schwerste letzte Forderung der Selbstentäußerung.

Ich wiederhole Dir: sei unbesorgt! Nicht umsonst habe ich mich diese letzten Jahre ausschließlich mit dem Studium der Lungentuberkulose, besonders in ihren letzten Stadien, beschäftigt. Ich weiß, daß jede Erregung, sei sie schmerzlicher oder freudiger Art, für den Kranken verhängnisvoll werden kann. Ich bin mir klar bewußt, daß jede Stunde unsres Zusammenseins die unerbittlichste Selbstkontrolle von mir fordert, damit nicht durch eine impulsive Regung, einen unbewachten Blick, die große Liebe sich verrate, die meine Seele erfüllt.

Diese Probe meiner Willenskraft sei die Sühne für das, was ich unwissentlich an der Geliebten verschuldet, für das, was sie gelitten in diesen letzten Monaten. — Ich glaube, Deine liebe Frau wird meinen Entschluß gutheißen und meine Sache bei Dir vertreten. Frauen mit ihrem subtileren Empfinden der feinsten Seelenregungen haben ein tiefes Verständnis für die,

dem männlichen Egoismus unerfüllbar dünkenden Forderungen selbstverleugnender, opferfreudiger Liebe.

Daß ich richtig gehandelt, sagt mir jede Stunde, die ich hier verlebe, Tanias strahlendes Gesichtchen, der stumme Dank, der aus den Augen der Baronin spricht, wenn sie den meinen begegnen. Ihr ist das Bewußtsein, jederzeit einen Arzt in Tanias Nähe zu wissen, wie eine Erlösung; denn sie weiß, daß jeden Tag die Stunde eintreten kann, wo die Natur ihr Recht verlangt und die scheinbare Erneuerung der Lebenskräfte, welche die das ganze Sein ihres Kindes umwandelnde Liebe hervorgerufen, diese übernatürliche Spannung höchster Erwartungsseligkeit einer plötzlich einsetzenden Reaktion weichen wird, deren Symptome die Kranke erschrecken und mit bangen Ahnungen quälen würden, wenn nicht ärztlicher Zuspruch scheinbare Gründe für die Mattigkeit und Abspannung findet, die das Beängstende des Zustandes aufheben. Wenn nicht als Freund, so wirst Du als Arzt die Richtigkeit dieses Beweggrundes zugeben und mein Bleiben in Lenorenhof billigen.

Immer der Eure Helmuth.

## Fortsetzung des Tagebuchs.

Der erste Schnee . . .

Wie leise und federnd er von dem grau verhängten Himmel niedersinkt, in so dichten Flocken, als schüttelten wirklich, wie ich als Kind wähnte, mitleidige Engel ihre Bettchen aus, um den armen frierenden Blumen eine Federdecke zu geben.

Wie sichs wohl unter solch einer weichen kühlen Decke schlafen mag? —

Die schwere lastende Müdigkeit, die mich zuweilen überkommt, verleiht dem Gedanken an ein Ausruhen, an den traumlosen Schlaf, dem kein Erwachen folgt, einen seltsam süßen Reiz — —

Aber es ist ja keine Müdigkeit zum Sterben, nur die nach jeder längeren Krankheit sich einstellende Mattigkeit der Rekonvaleszenz, wie der Doktor mir sagte — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und doch bin ich nicht eigentlich krank gewesen — — — — — — —

Heute vor einem Jahr fuhren wir in den Süden. Wie weit das alles jetzt zurückzuliegen scheint, so unendlich weit, als seien nicht Monate, sondern Jahre verflossen seit jenem Tage, und wenn ich zurückdenke, erkenne ich mich selbst nicht wieder, so fremd und unverständlich erscheint mir mein eignes Ich. Diese Tania von damals mit ihrer großen Sehnsucht nach dem Unbekannten, ihren bis an die Grenze der Möglichkeit gesteigerten Erwartungen, die sich an diese Reise in das Land der Verheißung knüpften, und mit den egoistischen, nur mit der Sorge für das eigne Wohlbefinden, die Steigerung der eignen Genußfähigkeit ausgefüllten, liebearmen Herzen — —

So ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht — —

Ich fange, an den Geist des Evangeliums zu verstehen.

* * *

den 7. Dezember.

Es ist ein Unglück geschehen. Man will es vor mir verheimlichen, um mich nicht aufzuregen, aber ich sehe es an den erschreckten Mienen der Leute, an den scheuen Blicken, die sie sich zuwerfen.

Mitten in der Nacht ist der Doktor abgeholt worden. Ich habe es wohl gehört, so vorsichtig man auch zu Werke gegangen ist, um mich nicht zu wecken.

Erst gegen Morgen ist er wieder auf sein Zimmer gegangen, und dann habe ich ihn noch lange oben auf und abgehen hören, als fürchte er, jeden Augenblick zum zweiten Mal gerufen zu werden und wolle sich darum nicht erst wieder hinlegen.

Lange habe ich so wach gelegen. Als sich endlich der Schlaf wieder einzustellen schien, wurde ich aufgeschreckt durch das Knarren der Haustür und das Geräusch von Schritten auf dem festgefrorenen Boden. Über mir hörte ich die Tür des Zimmers, das der Doktor bewohnt, leise aufklinken und wieder ins Schloß fallen.

Beim Morgentee fehlte Tante Lucy. Es hieß, sie sei ins Dorf gegangen, um einige Bestellungen zu machen.

Aber ich glaube es nicht.

Die Gutsleute sind so stark durch Tante beeinflußt, daß ihnen das Lügen schwer wird, und man es ihrem unsicheren, gedrückten Wesen gleich ansieht, wenn sie eine Unwahrheit gesagt haben.

* * *

Ich habe Tante gebeten, mir nichts zu verheimlichen, und da sie einsieht, daß unklare Vermutungen und Befürchtungen, durch die damit verbundene Spannung und Unruhe, schädlicher auf mich einwirken, als die ungeschminkte Mitteilung der Tatsachen, wenn diese auch noch so schlimm sind, hat sie mir die volle Wahrheit gesagt.

Der Wanja ist gestern in der Stadt gewesen und dort von guten Freunden zur Feier eines Namenstags mitgenommen und wohl länger festgehalten worden, als es ursprünglich in seiner Absicht lag zu bleiben. Wie er endlich gegen Mitternacht, total betrunken, nach Hause gekommen ist, hat die Frau ihn mit Vorwürfen empfangen und ihn nicht ins Haus lassen wollen. Da ist er wütend geworden und hat sie, als sie sich in die Tür gestellt, ihm den Weg zu vertreten, mit Gewalt zur Seite geschoben. Die Hylin aber ist ausgeglitten, über die Schwelle geschlagen und bewußtlos liegen geblieben. Das hat ihn schnell ernüchtert. Er hat die Mutter herausgeklopft und die ist zum Doktor gelaufen. Die Hylin aber hat gegen Morgen ein totes Kind zur Welt gebracht und liegt nun selbst, zwischen Leben und Tod, schwerkrank darnieder. — Das arme junge Ding!

So hat mir Tante Lucy erzählt, das heißt alles in ihrer Art gemildert, damit mir das Brutale des Vorgangs verhüllt bleibe und ich das tragische Geschick der armen jungen Mutter nicht zu schmerzlich empfinde.

Wenn sie ahnte, welchen Eindruck ihre Mitteilung auf mich gemacht!

Es ist vielleicht schlecht, unnatürlich bei dem großen Leid, das diese armen Menschen betroffen, nicht mit ihnen zu trauern, über ihre getäuschten Hoffnungen — aber in meinem tiefsten Innern sprach eine Stimme: Gott sei Dank, daß die Seele dieses Kindes nicht zum Leben erwacht ist! Daß sie wieder untertauchen durfte in den dunklen Zustand des Unbewußten, dem sie zu entschweben im Begriff war. —

* * *

### Dr. Arnoldsen an Dr. N. L. in St. Petersburg.

Lenorenhof, den 9. Dezember.

Lieber Freund!

Das Schlußwort deines Briefes: „und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen", hat eine Saite in meiner Seele angeschlagen, die forttönen wird, bis alles hier zu Ende ist.

Nie zuvor habe ich die tiefe menschliche Tragik, die Goethe in das Wort des schlichten Bruder Martin gelegt, so empfunden wie jetzt, da der sich täglich qualvoller gestaltende Konflikt zwischen Pflicht und Leidenschaft mir die ganze Schwere der Sühne erkennen läßt, die ich mir aufgelegt. Ich habe mein Gefühl hinter einer warmen Freundschaft verschanzt, die ich, in den ersten Tagen nach meiner Übersiedlung hierher, Tania angeboten, und sie hat dankbar, mit hungernder Seele die ihr gebotene Freundeshand ergriffen und legt mir seither all die Fragen und Probleme vor, mit denen ihre Seele in der Vereinsamung gerungen und sich wund gerieben; und ich versuche diese unlösbaren Rätsel, an denen die Menschheit sich müde gedacht, — denn um solche handelt es sich fast ausschließlich, – der Fragenden so weit aufzuhellen, daß die düstern Zweifel überstrahlt werden von dem verklärenden Licht einer gütigen Vorsehung. Eine Genugtuung gewährt es mir zu sehen, wie die vor meiner Selbstkritik sehr wenig stichhaltigen Beweise der ewigen Vatergüte des Weltengeists beruhigend auf dies zagende Gemüt wirken. Das sinnende Schweigen, in das sie nach solch einer Aussprache versinkt, zeigt mir, daß sie all diese Worte „in ihrem Herzen bewegt" . . .

Während sie den Worten lauscht über das Mysterium der göttlichen Liebe, das die größten Denker aller Völker und Zeiten nicht zu ergründen, nicht auszudenken vermochten, ruhen ihre Augen, diese großen sprechenden Augen, mit einem seltsamen Ausdruck von Verzückung und seelischer Erwartung auf mir, ein Ausdruck, wie er in den Augen der Kinder glänzt, wenn sie klopfenden Herzens hinter der verschlossenen Tür dem Augenblick entgegensehen, da sie in dem Lichterglanz des brennenden Weihnachtsbaums die Erfüllung aller Verheißungen schauen werden.

Dann drängt es mich mit tausend Gewalten zu ihr hin, sie in die Arme zu schließen, an meinem Herzen zu bergen, — daß ich die heilige Glut dieser wie ein Opferrauch zu mir aufsteigenden Liebe und Hingebung einsauge und zurückgebe und noch vor ihrem Scheiden das überströmende Maß irdischer Glückseligkeit über sie hinflute.

Allein ich weiß, daß die Flamme, die mir entgegenschlüge, sie verzehren, das Übermaß des Glücks die zarte Opferschale zersprengen würde, und das Gewissen des Arztes regt sich. — Ich weiß, daß jedes leidenschaftliche Wort, das den Frieden ihrer Seele aufwühlt, zerstörend in den kranken Organismus eingreift, die Geliebte um Tage, um Wochen vielleicht, dem Tode näher bringt.

Und auch nicht eine Stunde Erdendasein soll sie einbüßen um meiner Liebe willen!

Aber diese Liebe, von Tag zu Tag gestählt durch den Anblick ihres Leidens, wird stark genug sein, den Rest von Erdentagen, den die Vorsehung ihr gönnt, zu verklären, das dem zarten Körper auferlegte Martyrium zu erleichtern durch alle Mittel, die dem Arzt zur Verfügung stehen.

Wenn meine Kräfte zu versagen drohen und ich vor verschwiegenem Jammer zusammenbreche, ist es die Baronin, an deren Seelengröße ich mich aufrichte. Könntet Ihr diese wunderbare Frau sehen, ihr alles bedenkendes und vorbeugendes Sorgen, ihre jederzeit bereite Opferwilligkeit! Sie, die nie ein Kind ihr eigen genannt, hat ein selten tiefes Verständnis für die herbe, in sich verschlossene Knospenhaftigkeit dieser jungen Menschenseele, wie es nur wenigen, ganz besonders begnadeten Müttern eignet. Sie ist eine von jenen Frauen, deren Seelenkräfte wachsen mit der Größe der an sie herantretenden Forderungen.

Was sind wir Aerzte im Vergleich zu diesen Frauen?! — — — —

Ich habe meinen Brief noch einmal überlesen. Fast schäme ich mich ihn abzuschicken, Euch die unmännliche Schwäche zu zeigen, die sich in diesem Stammeln der Leidenschaft verrät. — Allein bedenkt, ich stehe hier auf verlornem Posten, einem übermächtigen Feind gegenüber und bedarf der schützenden Kraft teilnehmender Freundschaft, um auszuhalten und nicht vor beendetem Kampfe zu unterliegen!

Entzieht mir diese Freundschaft nicht!

Helmuth.

## Fortsetzung des Tagebuchs.

d. 12. Dezember.

Es ist scharfer Frost eingetreten und unsere Schlittenfahrten haben ein Ende — wenigstens bis auf weiteres.

Ich bin ganz traurig darüber!

Den ganzen Vormittag bereits freute ich mich auf diese Fahrten! Anfangs begleitete mich Tante, doch hat sie ihren Platz bald dem Doktor überlassen. ‚Praesente medico nihil nocet', auf diesen alten Erfahrungssatz gestützt, hat er sein Recht, mich begleiten zu müssen, Tante gegenüber geltend gemacht.

Und ich — so lieb ich Tante habe — bin beglückt über den Tausch, durch den diese Fahrten für mich noch einen ganz besonderen Reiz gewonnen haben.

Der Doktor besitzt die Gabe, mir die Gedanken von den Augen abzulesen und in Worte zu kleiden, daß ich bei allem, was er sagt, und wie er es sagt, die Empfindung habe, meine eignen lautgewordnen Gedanken von seinen Lippen zu hören. Ich selbst hatte geloben müssen, unter keiner Bedingung zu reden, damit die kalte Winterluft meiner angegriffenen Lunge nicht schade.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln scheine ich mir doch eine Erkältung dabei zugezogen zu haben. Das Fieber, das mich nie ganz verlassen, ist um ein paar Zehntel gestiegen, und der Doktor hat mich ins Bett gesteckt, obgleich mir sonst weiter nichts fehlt.

Ich glaube, er fürchtet eine Influenzaattacke.

Und Weihnachten ist vor der Tür, da darf ich nicht krank werden!

Ich habe eingewendet, daß das Imbettliegen die Menschen nur schwäche, — ich fühle es förmlich, wie meine Kräfte hinschwinden.

Auch vermisse ich die leichte, dünne Schneeluft . . . das Atmen wird mir schwer.

Er hat sich aber nicht erbitten lassen, mir nur erlaubt, tagsüber auf der Chaise longue in meinem Zimmer zu liegen.

Damit ich mich nicht zu sehr langweile oder trüben Gedanken nachhänge, leistet er mir Gesellschaft, wenn Tante durch das Hauswesen in Anspruch genommen ist — was jetzt, so kurz vor Weihnachten, fast immer der Fall ist.

Des Abends aber läßt Tante sich ihr Bett in meinem Zimmer aufmachen und schläft so in meiner unmittelbaren Nähe.

Ich sehe auch darin Doktor Arnoldsens Fürsorge.

Ich habe ihm einmal erzählt von den Angstzuständen, die mich in den schwülen Frühlingsnächten in San Remo überkommen, wenn meine Lunge gegen die düftebeschwerte Luft revoltierte, sodaß ich zu ersticken wähnte.

Der Doktor hat mich darauf vorbereitet, daß sich solche Beklemmungen und Luftmangel leicht wieder einstellen können, bei der durch das permanente Heizen veränderten Luft. Ich solle mich deshalb nicht ängstigen —

Wenn er ahnte, wie schon der Gedanke seiner Nähe meinen Willen stählt! „Nur für den, der nicht mehr die Kraft hat zu wollen, ist keine Hilfe," hat er mir neulich auf der Spazierfahrt gesagt. „Den Willen zum Leben muß der Mensch haben, sich nicht unterkriegen lassen von den Fieberanfällen der heimtückisch heranschleichenden Krankheit, sondern sie niederzwingen mit dem festen Willen, gesund zu werden."

— — Gesund zu werden — seit mehr als einem Jahre steht all' mein Sinnen und Trachten danach — und doch, so übermächtig habe ich den Drang zu leben nie in mir gefühlt, als jetzt — da ich nicht mehr in kindischer Ungeduld an den verschlossenen Toren des Lebens rüttele, hinter denen ein Unbekanntes, Rätselvolles verborgen lauert. Meine Seele ist erwacht und wissend geworden — kein Geheimnis ist es mehr, sondern die selige Gewißheit eines großen Glücks, das die Zukunft birgt, dessen Nähe mich ahnungsvoll durchschauert.

(Schluß folgt.)

**Assern — Rigascher Strand.**

**Deutsches Erziehungsheim für Mädchen,**

in unmittelbarer Nähe von Wald und Meer. Russische, Französische, Englische Konversation. Musik und Turnen.
Hausarzt. Bäder.
**Leiterin Fräulein J. von Grabbe,** Assern, Villa Grabbe.




Die beliebtesten
Zigarren und
Zigaretten
HABANERA
zu haben überall.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.

**Eltern, denen die häusliche Erziehung oder die schulische Ausbildung eines Kindes Schwierigkeiten bereitet,**

finden geeignete Ratschläge in der im Buchhandel erschienenen Schrift:

# Das Erziehungsheim u. Jugendsanatorium

## auf der Sophienhöhe bei Jena

und seine Beziehungen zu den Unterrichts- u. Erziehungsfragen der Gegenwart von **J. Trüper**

10. Auflage. Mit 49 Abbildungen. VIII u. 178 S. Preis M. 2.50

**Langensalza, Hermann Beyer & Söhne,** 1911,

sowie auch direkt durch den Unterzeichneten.

Das Erziehungsheim Sophienhöhe wurde 1890 gegründet für schulüberbürdete, erholungsbedürftige, schwächliche, blutarme, nervöse und darum in der Schule zurückbleibende oder für die Familie schwer erziehbare Knaben und Mädchen. — Es ist das älteste Landerziehungsheim und von den hervorragendsten Medizinern und Pädagogen des In- und Auslandes zugleich als einzigartiges und mustergültiges Heilerziehungsheim anerkannt. — Es hat eine Reformschule mit kleinen Klassen (2 bis 15 Schülern) bis Untersekunda. Garten-, Hobelbank-, Modellier- und Schnitzunterricht sind obligatorische Lehrgegenstände. Praktische Berufsvorbildung für Minderbegabte. Haushaltungsschule in einem besonderen Mädchenheim.

Unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Dr. med. Giese als Hausarzt, und wenn notwendig unter dem Beirate anderer Autoritäten der Universität, gewährt unser Erziehungsheim schwächlichen Kindern individualisierende pflegerische Behandlung unter Berücksichtigung aller natürlichen Heilfaktoren, wie sorgfältige Ernährung (auch besondere Ernährungskuren), Freiluft- oder Waldschule, Spiel und Sport, Luft- und Sonnenbäder, eigenes heizbares Schwimmbad, schwedische Heilgymnastik, Massage u. a. m.

In einem 7 Hektar großen schattigen Parke und in unmittelbarer Nähe von Berg und Wald gelegen, besitzt die Sophienhöhe große Spielplätze, ausgedehnte Gemüse-, Beeren- und Obstanlagen, Warmhäuser für Blumenzucht, Terrarien und Aquarien u. a. m. für Pflanzen- und Tierpflege der Jugend. — Das Erziehungsheim betont vor allem sorgfältigste Charakterbildung auf Grundlage des christlichen Familienlebens und gewährleistet gewissenhafte Aufsicht und Erziehung. Näheres darüber in der Schrift:

## Die Charakterfehler des Kindes

Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedr. Scholz (vormals Dir. der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen). In III. neu bearbeiteter und ergänzter Auflage herausgegeben von J. Trüper. Ed. Heinr. Mayer (Einhorn & Jäger), Leipzig, X und 304 Seiten, 5.50 Mark.

Die günstigsten Empfehlungen von Eltern wie von zahlreichen hervorragenden Ärzten und Pädagogen des In- und Auslandes.

**J. Trüper,** Direktor.

Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers. Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von **Alexander Eggers.**

**№ 7.** **Reval, 1. (14.) Juli.** **1912.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die baltischen Provinzen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. Ernst Seraphim. (Riga.)

Solange das große russische Reich eine homogene Masse bildete, über die der autokratische Wille des Monarchen ohne jede tatsächliche Einschränkung gebot, gab es folgerichtig auch keine prinzipiellen Gegensätze zwischen dem Reich und seinen Grenzmarken. Weder empfand das politisch unentwickelte russische Volk die kulturell anders und höher stehenden polnischen, baltischen und finländischen Gebiete als einen Fremdkörper, noch entwickelte die Regierung die Tendenz auf eine Assimilierung der nichtrussischen Bevölkerung. Das nationale Bewußtsein war primitiver, naiver Art und mochte dem Russen der Deutsche auch nicht sonderlich sympathisch mit seiner Akkuratesse und seinem oft in bureaukratische Pedanterie ausartendem Wesen sein, so hatte er doch ein Gefühl gutherziger Ehrerbietung vor ihm, dessen wirtschaftliche Überlegenheit er bereitwillig anerkannte. Der religiöse Antagonismus spielte auch keine Rolle, denn dem Russen ist große Toleranz eigen, die nur unter systematischer Aufstachelung schwindet. Daß ein unendlich tiefer Gegensatz zwischen russischer und deutscher Volksart besteht, der in der historisch-aristokratischen Denkweise der Deutschen und der demokratisch-voraussetzungslosen der Russen gipfelt, war der Menge nicht zum Bewußtsein gekommen. Die Regierung aber, trotz gelegentlicher

liberaler Anwandlungen, konservativ bis ins Mark, begünstigte das deutsche Element, das die treuesten Beamten und tüchtigsten Generale lieferte und beim Hof, der eine stark deutsche Färbung zeigte, einen oft ausschlaggebenden Faktor bildete. So war es unter Alexander I., so unter Nikolaus I., unter denen die russische Sprache bei Hof noch sehr hinter das Französische und später hinter das Deutsche zurücktrat. Die staatserhaltende, konservative Gesinnung der baltischen Deutschen, in Sonderheit der Ritterschaften, war für die Monarchen um so wichtiger, als der nach dem Tode Kaiser Alexander I. ausbrechende Dekabristenaufstand (1825) und die im Zusammenhang mit ihm aufgedeckten Militärbünde der erschreckten Regierung gezeigt hatten, wie tief die von Frankreich kommenden republikanischen Ideen gerade unter der vornehmen russischen Jugend Anhänger gefunden hatten. Die ganze Regierungszeit Kaiser Nikolaus', des Horts des alten Europa, stand unter dem Gedanken, daß die Aufrechterhaltung der überkommenen Ordnung das erste Gesetz sein müsse. Und doch ist gerade seine Regierungszeit es gewesen, in der alle jene Gedanken lebendig geworden und trotz aller Repressivmaßnahmen zur Entwicklung gekommen sind, die in der Zukunft so machtvoll, ja bestimmend geworden sind, die großen geistigen Strömungen, die in den 30-er und 40-er Jahren in wachsender Stärke Westeuropa durchdrangen, machten eben auch vor den Grenzen seines Reiches nicht Halt. Die auf den Ideen von Hegel und Schelling aufgebauten Gedanken von Volkstum, Staat und bürgerlicher Gesellschaft wurden, je größer der Druck von oben war, um so anziehender und fanden begeisterte Verfechter. „In grausamer Selbstironie und ingrimmigem Haß gegen die Regierung, und in romantischer Flucht aus der traurigen Gegenwart in eine erträumte große Vergangenheit, in der ein ungebrochenes Volkstum, eine dem Ideal reinen Christentums entsprechende Kirche und ein in glücklicher Harmonie mit seinem Volke regierender Zar sich zu völligem Einklang vereinigten", äußerten sich diese oppositionellen Elemente. Der sittliche Zorn über die mangelnde innere Verbindung Rußlands mit den Ideen der westlichen Kultur trat bei einzelnen in leidenschaftlichen Ergüssen über die Unfruchtbarkeit der russischen Volksentwicklung und Psyche zu Tage, so bei Peter Tschaadajew, der im „Teleskop" im selben Jahre, wo Gogols „Revisor" erschien, jenen Brief veröffentlichte, in dem es hieß: „Wir scheinen gleichsam außerhalb der Zeit zu leben und die allgemeine weltgeschichtliche Bildung des Menschengeschlechts hat uns nicht berührt. Alles scheint gleichsam unterwegs zu sein. Wir leben, als wären wir Wanderer — — Bei allen Völkern finden wir Perioden voll leidenschaftlicher kräftiger Tätigkeit, Perioden jugendlicher Entwicklung, denen die besten Erinnerungen, die Dichtung und die fruchtbarsten Ideen angehören. Hier liegen die Quellen ihrer Geschichte. Wir haben nichts derartiges aufzuweisen — — Die Völker leben nur infolge der mächtigen Eindrücke der Vergangenheit und der Berührung mit andern Völkern. Auch diese Bedingung ist bei uns nicht vorhanden. — — Wir wachsen, aber wir reifen nicht. — — Uns fehlt die

Gründlichkeit, die Methode, die Logik, der Syllogismus des Westens. — — Pilger der Welt, haben wir dem Leben nichts gegeben, nichts von ihm erworben, keine einzige Idee zu der Masse der Ideen der Menschheit hinzugefügt."

Aber neben diesem trostlosen Pessimismus zeigten sich doch auch aufbauende positive Kräfte, die, auf das lebhafteste durch die deutsche Philosophie Hegels und Schellings beeinflußt, unter den Studenten der Moskauer Hochschule ihre feurigsten Repräsentanten fanden: sich zu würdigen Trägern der unendlichen Weltidee emporzuschwingen, die höchste Stufe sittlicher Vollkommenheit zu erreichen, wurde das Ziel ihrer Bestrebungen. Mochten sich aus dieser Wurzel auch die mannigfachsten Zweige entwickeln, in der Grundaufbauung, der heißen Liebe zum russischen Volkstum, blieben die Belinski, Katkow, die beiden Aksakow und Kirejewski, Chomjakow und J. Ssamarin, Alexander Herzen und M. Bakunin doch vereinigt. Die einen betonten gleich Tschaadajew, nur in positiver Weise, daß die Entwicklung der russischen Volksindividualität nur in enger Verbindung mit der alten und reifen Kultur des Abendlandes vor sich gehen könne, die dann auch ihrerseits von der russischen neue Kulturwerte aufnehmen werde. Das waren die sogenannten Westler (Sapadniki). Die andern erblickten in romantisch-demokratischer Überschätzung des eigenen Volkstums in diesem eine immanente Kultur, die nur ihm eigen sei, und schrieben ihm eine fast unfehlbare traditionelle Autorität zu. Das waren die sogenannten Slawophilen. Will man diese zweifellos von großem Idealismus getragene Welle russischer Empfindungswelt objektiv werten, so wird man im Auge behalten müssen, daß neben der Hegelschen Philosophie die auf dieser aufgebauten neuen Tendenzen des Rechts, der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie, der Geschichte und Ethnographie im Westen in reichem Maße ausgebildet waren, und in Rußland von Westen her Eingang gefunden hatten. Es war das die Zeit, wo in allen Ländern Europas eine Nationalliteratur aufkam, die mit schwärmerischen Augen die Vergangenheit mit einer Aureole umgab, da sie angeblich alles in reichem Maße geboten haben sollte, was die trostlose Gegenwart nicht bot: wahres Volkstum und wahre Freiheit. Wenn nun schon im Westen diese Romantik reiche Frucht trug, in der Dichtung Blüten trieb und in dem Parlament der Paulskirche ihren politisch-nationalen Ausdruck fand, mit welcher Kraft mußten diese Gedanken vollends auf die von feuriger Liebe zu ihrem russischen Volk erfüllten jungen Schwärmer auf der Moskauer Hochschule einwirken! In eigenartiger Weise verknüpften sich bei diesen, fast alle der slawophilen Richtung angehörenden Patrioten die volkstümlichen Gedanken mit den religiösen. In einer Ausschließlichkeit, wie sie wohl nur noch bei Polen und Romanen inbezug auf das katholische Bekenntnis uns entgegentritt, vielleicht aber noch bewußter und innerlicher als bei diesen, bildete bei den jungen Moskowitern die orthodoxe Kirche ein unlösbares Attribut des Volkstums. Die Prinzipienfragen, um die in jenen Moskauer Kreisen gefochten wurde, waren vornehmlich die: wie verhält sich die orthodoxe Kirche zur römischen und

protestantischen? ist sie eine primitive Form, aus welcher sich auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung fortschrittlichere Formen bilden können, die etwa im Katholizismus und Protestantismus vorliegen, oder ist sie die ewig dauernde, unwandelbare Vollkommenheit der Offenbarung, die zu bewahren das köstliche Vorrecht der Slawen ist? Zum andern: worin besteht der Gegensatz zwischen der russischen und westeuropäischen Zivilisation? ist er bloß eine verschiedene Entwicklungsstufe oder beruht er in der Eigentümlichkeit der Bildungselemente? Soll die russische Zivilisation, als eine primitive, von den Grundelemente der westlichen durchdrungen werden, oder wird gerade sie, nachdem sie ihr orthodox-russisches geistiges Leben tiefer erfaßt hat, die Grundlage einer neuen künftigen Phase allgemein menschlicher Bildung abgeben? Die Slawophilen bekannten sich rückhaltlos dazu, daß der Westen verfault sei, von ihm Rußland Verderben drohe und Rettung nur von der rechtgläubig-slawischen Welt kommen könne.

Daraus ergaben sich diesen Romantikern, von denen vielleicht Chomjakow der bedeutendste war, nachfolgende staatsrechtliche Doktrinen, die vornehmlich von Konstantin Aksakow mit fanatischer Konsequenz ausgebildet wurden: bis Peter d. Gr. hätte in Rußland die Harmonie der Klassen, des „Landes" und der „Krone" bestanden, Peter habe aber diese Harmonie gewaltsam unterbrochen, Verrat am Volkstum verübt. Der „Staat" habe mit dem „Lande" gebrochen, die Staatsdiener seien auf die Seite des Staates getreten, das rechtgläubige Volk sei dem Lande treu geblieben. Hie Petersburg! — Hie Moskau! Moskau werde die nationale Wiedergeburt durchführen, das alte Rußland werde wieder aufleben, wenn sittliche und geistige Freiheit herrschen werde. Freiheit! — denn in der Theorie waren diese Romantiker erbitterte Feinde der Zwangsgewalt des Staates und fest durchdrungen von der siegenden Macht der im Slawentum ruhenden sittlichen Kräfte. Aus diesen Träumen eines politischen Poeten heraus, stammte auch Aksakows Enthusiasmus für das bäuerliche Gemeindesystem. In ihm sahen er und seine Freunde ein Heiligtum, das Rußland vor dem Westen voraus habe, ja das ein Mittel gegen die Bildung eines Proletariats darstelle, während es doch in Wahrheit nur auf der untersten Stufe wirtschaftlicher Entwicklung nützlich sein kann, bei fortgeschrittener Kultur aber jede Möglichkeit intensiver Landwirtschaft ausschließt. Daß der Gemeindebesitz — Mir — erst in der Zeit der sich bildenden Leibeigenschaft entstanden war, wollten die Slawophilen nicht wahrhaben. Wie eng die Gedankenwelt der slawophilen Romantiker sich mit der romantisch-historischen Schule des Westens berührt, ergibt sich u. a. daraus, daß der Freiherr A. von Haxthausen auch den Gemeindebesitz als eine gemein russische Institution warm gepriesen hat. Es war, wie aus dem Gesagten hervorgeht, eine durchweg national-demokratische Welle, die die Bewegung trug: ein Volk, eine Kirche, ein Zar, als die Inkarnation des Staatsgedankens, zwar selbstherrschend, aber doch umgeben und beraten von den Erwählten des Volkes, der Semskaja Duma.

Mit dem Augenblick, wo diese geistige Kraft die Regierung zu beeinflussen begann und ein bedeutsamer Faktor im staatlichen Leben wurde, mußte sie auch in feindlichen Gegensatz zu den auf anderer Kulturgrundlage ruhenden Nationalitäten des Reiches geraten. In erster Reihe mußte das Kampfobjekt das baltische Gebiet sein, wo eine germanisch-protestantische Welt keine Berührungspunkte mit den staatlichen, nationalen und religiösen Ideen zeigte, in denen sich der slawophile Gedankenkreis umschrieb. Und sie fanden den Boden wohl vorbereitet!

Obwohl Kaiser Nikolaus I. kein Nationalist war und ihm agressive Tendenzen gegen die „Fremdvölker" ebenso fremd waren, solange sie Treue Kaiser und Reich hielten, wie Intoleranz gegen die Bekenner anderer Konfessionen, so haben die baltischen Provinzen doch gerade zu seiner Zeit schwere Prüfungen zu erdulden gehabt. Einmal war es wohl der autokratische Sinn des Monarchen, der unbewußt einer Gleichheit der Form zuneigte, zum andern hat selbst dieser starke, dem baltischen Adel sehr wohlgesinnte Herrscher doch Zugeständnisse an die Übergriffe eigenwilliger Kirchenfürsten und die Abneigung unduldsamer Würdenträger gegen das deutsche Element machen müssen. So fällt gerade in seine Regierungszeit der erste Angriff auf die evangelische Landeskirche, das 1832 emanierte Kirchengesetz für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands, durch das unserer lutherischen Landeskirche ihr bisheriger Charakter genommen und sie wie im Reich, zu einer nur geduldeten Kirche neben der orthodoxen Staatskirche herabgedrückt wurde. Sehr bald darauf begann dann auch eine lebhafte Propaganda für die griechische Kirche: in Riga wurde ein Bistum errichtet und die Hungerjahre 1839—1841 gaben der Bewegung eine weitere Stärkung. Durch Gerüchte von weltlichen Vorteilen zum Übertritt zur Staatskirche beeinflußt, verließen viele Tausende von Bauern, zu denen ein Teil der lutherischen Geistlichkeit rationalistischer Observanz in nur sehr äußerlichem Verhältnis stand, die lutherische Kirche. Doch nach kurzer zeit änderte sich die Sachlage: der größte Teil der Konvertiten verlangte zur altgewohnten lutherischen Kirche, mit der sie fester verwachsen gewesen war, als sie geglaubt hatte, zurücktreten zu können. Als der nationalistische Generalgouverneur Golowin und der Bischof von Riga Philaret diesen Wünschen ein auf staatlichen und kirchlichen Momenten begründetes kategorisches Nein entgegenstellten, kam es zu einem Konflikt von tiefer, seelischer Tragik, der weit über die Grenzen des Reiches peinliches Aufsehen machte und eine allgemeine Teilnahme des Westens hervorrief.

Auch auf verfassungsrechtlichem Gebiet hat gerade die Zeit von Kaiser Nikolaus erbitterte Zusammenstöße herbeigeführt, die allerdings in befriedigender Weise zum Austrag gebracht wurden. Es waren die ersten Angriffe gegen die angeblich veralteten Formen der baltischen Stadtverfaßungen und gegen die „mittelalterlichen" baltischen Agrarverhältnisse, die damals erfolgten und in dem baltischen Generalgouverneur Golowin einen eifrigen Förderer fanden.

Eine Frucht dieser Treibereien war die 1846 nach Riga abgesandte Stackelberg-Chanikowsche Kommission, die hier mit der höchsten Voreingenommenheit ihre Aufgabe — die durchgreifende Umgestaltung der rigaschen Stadtverwaltung nach russischem Muster — zu erfüllen bemüht war. In dieser Kommission befand sich auch der talentvolle, aber in blinder Einseitigkeit in die slawophile Gedankenwelt eingesponnene Juri Ssamarin, der seit Februar 1846 in Petersburg Gelegenheit gehabt hatte, als Sekretär in dem Komitee, das die von Fölckersam ins Rollen gebrachte Livländische Agrarreform begutachtete, nicht nur Fölckersam und Georg Nolcken persönlich kennen zu lernen, sondern sich auch eine ungewöhnliche Kenntnis der einschlägigen Materie anzueignen, die ihn damals zu einem warmen Anwalt der Fölckersamschen Reformgedanken machten. Freilich nur kurze Zeit. Durch persönliche Erfahrungen in Riga offenbar in seiner Eigenliebe verletzt, wurde er, als die Golowinsche Aera 1849 zusammenbrach und der Kaiser den edlen Fürsten Ssuworow zur Beruhigung der Provinzen hierher entsandte, ein ingrimmiger und ungerechter Feind der baltischen Provinzen, und der Rückschlag, der schon zu Fölckersams Lebzeiten zeitweilig eintrat und dessen Reformwerk ins Stocken brachte, erfüllte ihn vollends mit einer Abneigung gegen unser Land, die jeder Belehrung unzugänglich war. Aber schon vorher war er mit seinem Urteil über Livland und die der „Sklaverei" ähnliche Lage der livländischen Bauern fertig: eine an Zahl geringe, von der großen Masse durch das Volkstum geschiedene Aristokratie, dünkte ihm an sich ein Verbrechen gegen den Geist der Demokratie, in der nivellierenden Ausbreitung russischer Universalmittel für Bauerschaft und Städte sah er das Heil für die Letten, die als der jüngere Bruder des großen russischen Volksstammes in ihm eine Herzenssaite anklingen ließen. So waren ihm die Provinzen gleichsam ein Musterbeispiel für die slawophile Theorie von der innern Fäulnis des Abendlandes: der Protestantismus unfähig Leben zu erzeugen, die Formen der Verwaltung verdorrt und daseinswidrig. Die Mission für Orthodoxie und russisches Volkstum sei daher gegeben! Man kann Ssamarin nicht absprechen, das er sich mit unendlichem Fleiß an die Arbeit machte: eine „Geschichte der Verfassung der Stadt Riga" von über 500 Seiten brach natürlich den Stab über die aristokratische Ratsverfassung, gegen die er die demokratischen Elemente der Gilden auszuspielen sucht. Vielleicht noch schärfer trat sein Standpunkt in den handschriftlichen „Briefen aus Riga" hervor. Es trat dann ein Stillstand ein. Ssamarin mußte nicht nur mit der Kommission Riga verlassen, er wurde auch vom Kaiser persönlich auf schärfste getadelt — er habe im Fieberwahnsinn geschrieben und den nationalen Unfrieden durch seine Angriffe auf die treuen Deutschen geschürt — und nach Kiew abgeschoben. Die Eindrücke freilich, die er gewonnen, sie verblaßten nicht und sollten, als Kaiser Alexander II. den Thron bestieg, bald Gelegenheit erhalten, sich von neuem zu manifestieren.

Der Krimkrieg hatte den Ruin des Nikolaitischen Regimes erwiesen.

Gebrochenen Herzens war der stolze Herrscher gestorben. Neue, lang zurückgedämmte Regungen in der Gesellschaft drängten zur Betätigung. Eine Stimmung so radikal und demokratisch, so scharf in die höchsten Kreise hineinwirkend, daß, um mit Bismarck zu reden, der damals preußischer Gesandter in Petersburg war, wenn mit Worten die Dynastie hätte abgesetzt werden können, das damals hätte geschehen müssen. Es war vornehmlich die Bauernfrage, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die alle Gemüter bewegte. Im Frühjahr 1856 hatte Kaiser Alexander II. in einer denkwürdigen Rede in Moskau ausgesprochen: „Es ist besser, die Leibeigenschaft von oben abzuschaffen, als die Zeit abzuwarten, wo sie von selbst und von unten aus abgeschafft wird." Unter großen Widerständen wurde die Reform durchgesetzt. Trotz der Opposition des großrussischen Adels und vieler Würdenträger errangen die im slawophilen Lager stehenden Repräsentanten der „Gesellschaft" die Oberhand. Sie drückten der Reform auch ihren Stempel auf: die von mancher Seite, so in einem Memorial des Ministergehilfen Lewschin und vom Cherssonschen Adel befürwortete Anlehnung an die Bauernemanzipation in den Ostseeprovinzen, wurde abgelehnt und die Bauernbefreiung unter Beibehaltung des Gemeindebesitzes durchgeführt. Am 19. Februar 1861 erließ der Kaiser das Manifest über die Freigabe der Bauern.

Ein starkes Selbstgefühl bei den Slawophilen war die natürliche Folge der durchkämpften Jahre, der errungenen Siege. Und mehr und mehr nahm die Stimmung der Slawophilen einen unduldsamen Charakter an. Der polnische Aufstand trug zu dieser nationalistischen Färbung, die weite Kreise ergriff, nicht unerheblich bei und schwächte die Position der Liberalen und Westler, die lange Zeit für die polnischen autonomen Wünsche eingetreten waren. Damals war es auch, daß M. Kotkow, anfangs auch einer aus dem Kreise der Moskauer Slawophilen um Chomjakow, den Gedanken einer moskowitisch-russischen Bureaukratie gegenüber den allgemein slawischen Aspirationen mit Nachdruck in den von ihm 1862 gepachteten „Moskowskija Wedomosti" vertrat und bei den allmählig in reaktionäre Bahnen einlenkenden Staatsmännern Alexanders II, u. a. bei den Brüdern Miljutin, eifrige Unterstützung fand, ohne freilich vom humanen Monarchen selbst gebilligt zu werden.

Seit dem Anfang der 60-er Jahre wandten sich beide Richtungen, die slawophil-liberale und die moskowitisch-bureaukratische, mit wachsender Heftigkeit gegen das baltische Deutschtum, dessen verfassungsrechtliche Stellung in den Ostseeprovinzen damals noch völlig ungebrochen war und von der Staatsregierung voll anerkannt wurde. War doch 1864 die Kodifikation des baltischen Privatrechts auf Kaiserlichen Befehl zum Abschluß gebracht worden. Gleichwohl zeigte sich die Abneigung weiter und einflußreicher Kreise auf allen Gebieten unseres provinziellen Lebens: dem der Gerichtsreform, dem der Agrarumgestaltung, dem der kirchlichen Verhältnisse und dem der Landesverfassung, die der verhaßte Ausdruck unserer deutsch-evangelischen Kultur waren. Wie Minen und Gegenminen dabei spielten und wie in der Hitze des oft mit

ungleichen Waffen geführten Kampfes die Huld des Monarchen es war, die immer wieder das Äußerste abzuwenden wußte, wenn sie auch nicht alles zu verhüten vermochte, das wird ein Blick auf die wichtigsten Kampfgebiete zeigen.

Da waren es zuerst die unhaltbaren Zustände, die durch die orthodoxe Kirchenpolitik der 40=er Jahre gezeitigt worden waren, welche einen leidenschaftlichen Aufeinanderprall der Parteien herbeiführten. Zwar war es der Livländischen Ritterschaft geglückt, die Abberufung des hitzigen Erzbischofs Philaret zu bewirken, und durchzusetzen, daß diejenigen Personen, die zur Orthodoxie übertreten wollten, zwischen Anmeldung und Salbung eine sechsmonatliche Frist einzuhalten verpflichtet wurden, aber die den Provinzen vertragsmäßig zugesicherte Gewissensfreiheit zu erhalten, scheiterte an der Opposition der geistlichen Oberbehörde, dem Synod in Petersburg. So wurden die Zustände immer verzweifelter: die in den vierziger Jahren Abgefallenen wuchsen heran, gewissermaßen ohne Religion. Indem sie für sich das religiöse Selbstbestimmungsrecht forderten und ihre Zugehörigkeit zur orthodoxen Staatskirche verneinten, verleugneten sie überhaupt die Formen der Kirche, schlossen Gewissensehen, erstahlen wohl auch unter fremden Namen oder unter Verheimlichung ihrer staatlich festgestellten konfessionellen Zugehörigkeit das lutherische Abendmahl und tauften ihre Kinder selbst. Der milde und tolerante Kaiser Alexander II. sandte im Frühjahr 1864 seinen Flügeladjutanten Grafen Bobrinski nach Livland, der in seinem Bericht dartat, daß die zwangsweise Zurückhaltung der Konvertiten eine Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit darstelle. Der Monarch, dem die baltischen Adelsvertreter, vornehmlich der livländische Landmarschall Fürst Lieven, den Jammer der Dinge daheim beweglich geschildert hatten und auf den Bobrinskis Rapport tiefen Eindruck machte, sicherte dem Fürsten Lieven die Freiheit der Kinder aus gemischten Ehen in Bezug auf ihre Konfession zu, aber so groß war die Macht des Erzbischofs Platon, der in den Petersburger Hofkreisen mit der Mär von den separatistischen Gesinnungen der Balten operierte, so stark die antideutsche Stimmung, deren Führer der in liberalem Slawophilentum sich gefallende Großfürst Konstantin war, daß trotz Kaiserlicher Parteinahme die ersehnte Änderung nicht eintrat.

Es war erst dem unliebsamen Aufsehen, das die baltische Konvertitenfrage im Auslande erregte und u. a. den damaligen preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck im Februar 1865 zu einer privaten Interpellation des russischen Gesandten in Berlin von Oubril veranlaßte, die den Stein ins Rollen brachte, zumal auch der Reichskanzler Fürst Gortschakow die Zustände als eine Schmach für das Ansehen des Reiches empfand. Am 19. März 1865 erfolgte eine Allerhöchste Entscheidung, daß bei Abschluß einer gemischten Ehe kein schriftliches Versprechen (Reversal), die Kinder in der Staatskirche zu erziehen, von der griechischen Geistlichkeit verlangt werden solle. Leider wurde aus übergroßer Rücksichtnahme auf die Geistlichkeit und die slawophile Partei der Kaiserliche Befehl nur als Geheimzirkular versandt, in die Gesetzessammlung

nicht eingetragen — und von Erzbischof Platon einfach ignoriert. Zwar trat eine gewisse Milderung ein, aber es blieb doch schlimm genug und vornehmlich die evangelischen Prediger, die auf Grund jenes Erlasses Konvertiten überall zu Abendmahl und Taufe annehmen zu können meinten, wurden kriminaliter belangt.

Im Jahre 1871 waren von sämtlichen 105 livländischen lutherischen Predigern nur 12 nicht unter Anklage und auch diese nur deshalb nicht, weil es in ihren Kirchspielen keine Orthodoxen gab. Es bedurfte einer abermaligen Verwendung des Auslandes, um Wandel zu schaffen. Kaiser Alexander II. empfing 1870 bei seinem Aufenthalt in Stuttgart Abgesandte der Evangelischen Allianz, die ihm ihre Bitten um Abstellung der unzeitgemäßen Gewissensbedrängnis unterbreiteten. Dieser Aktion und der energischen Parteinahme des sehr einflußreichen Ministers und ehemaligen baltischen Generalgouverneurs, Grafen Peter Schuwalow, ist es zu danken, daß im Juli 1874 ein ministerieller Befehl alle schwebenden Religionsprozesse niederschlug und die Konvertite nals Lutheraner anerkannte.

Wie unter Kaiser Alexander III. durch die befohlene Wiedereinführung des Reversalzwanges und durch die rückwirkende Inanspruchnahme der Konvertiten als Orthodoxe die ganze Frage abermals und in verschärfter Form aufgerollt wurde, wie Pastorenprozesse ohne Zahl und das Vorgehen gegen Eltern und Kinder aus Mischehen abermals trostlose Verhältnisse zeitigten, gehört ebensowenig in den Rahmen der heutigen Darstellung, wie das Einlenken in die Bahnen einer mildern gesetzlichen Praxis und die leider immer wieder auf Hemmungen stoßenden Bemühungen rechtlich unanfechtbare Grundlagen für Gewissensfreiheit und Glaubensfreiheit zu schaffen.

Eine andere große Angelegenheit, die in der Reformära der 60-er Jahre auch bei uns auf die Tagesordnung gesetzt wurde, war die Justizreform, an deren Durchsetzung Land und Stadt ihre besten Kräfte gesetzt haben, dabei aber teils durch die partikularistischen Strömungen im Innern, teils durch die bereits in gefährlicher Weise emporwuchernden slawophilen Uniformitätsbestrebungen um den Preis der Arbeit betrogen wurden, und schließlich noch froh sein konnten, beim Alten zu bleiben, das immer noch weit leichter zu tragen war, als die mit unserm Recht und unsern Verhältnissen nicht rechnende russische Gerichtsreform. Das bei uns vieles in Gericht und Verwaltung einer Erneuerung bedurfte, darüber war man sich nirgends klarer als bei uns selbst: die Organisation des Polizeiwesens war kompliziert und schwerfällig, das Gerichtsverfahren mit seinen ständischen und juristisch vielfach nicht vorgebildeten Richtern, dem schriftlichen Verfahren und den langen Fristen, rückständig und reformbedürftig. Aber der Polizeiapparat funktionierte trotzdem vortrefflich, obwohl der Personalbestand gering und die Geldmittel noch geringer waren. Es war das „die Frucht Jahrhunderte überdauernder freier Selbstbetätigung an öffentlichen Angelegenheiten, der selbständigen Beteiligung an dem innern Ausbau der Institutionen, denen die veränderten ökonomischen und sozialen

Bedingungen des sich umgestaltenden Lebens im Laufe der Zeiten die Erfüllung neuer Pflichten übertrug." Und inbezug auf die Verwaltung und das Gericht muß doch mit höchster Anerkennung hervorgehoben werden, daß die Unbestechlichkeit der meist im unbesoldeten, ehrenamtlichen Landesdienst stehenden Männer und ihre in Tradition und Praxis geschulte Arbeitskraft ein gesundes Gegengewicht gegen die Schäden der veralteten Institutionen bildeten. Nicht diese, sondern die Persönlichkeiten schufen auch bei uns das Beste. Gleichwohl verschloß man sich der Notwendigkeit einer Reform keineswegs. Der direkte Anstoß wurde 1862 gegeben, als im September die Umgestaltung der veralteten Justiz in Rußland beschlossen und der Reichssekretär beauftragt wurde, die Grundzüge der Reform den obersten Autoritäten der nicht nach den allgemeinen Reichsgesetzen verwalteten Gouvernements und Gebiete mitzuteilen und ihre Gutachten darüber einzuholen, „welche Abänderungen und Ergänzungen dieses allgemeinen Fundamentalreglements des Reiches bei seiner Anpassung an die unter ihnen stehenden Gerichtsbehörden vorzunehmen seien". Unseren heimischen Körperschaften wurde dadurch die Möglichkeit geboten, sich über das Reformwerk zu äußern, das in seinen fortschrittlichen Grundsätzen den fast in allen Staaten der Kulturwelt zur Geltung gekommenen glich. Es kam alles darauf an, diese mit den baltischen Verfassungsverhältnissen in Einklang zu bringen und unter Aneignung der allgemeingiltigen Prinzipien eine selbständige Behördenverfassung und eine selbständige Prozeßordnung zu schaffen, die an die alten Formen anknüpften und diese zeitgemäß weiter entwickelten. Aber bald zeigte sich, daß auch in dieser Frage in Petersburg die auf eine Verschmelzung und Unität hinarbeiteten Kräfte, gestärkt und getragen von den slawophilen Strömungen des Tages, eine Kapitulation der Ostseeprovinzen und eine möglichst unveränderte Einführung der russischen Ordnung verlangten. Schließlich glückte es dem uns wohlwollenden und die Provinzen kennenden Minister Walujew, dem Generalgouverneur Baron Lieven und den Demarchen der Ritterschaften die Bildung einer Baltischen Zentraljustizkommission aus Vertretern der Ritterschaften und Städte im September 1864 in Dorpat zustande zu bringen, deren Arbeiten dem Ministerium unterbreitet werden sollten. Leider erfüllten sich die großen Hoffnungen, mit denen man im Lande ihre Arbeiten aufnahm und begleitete, nicht. Schon die auseinandergehende Stellung der Ritterschaften unter einander, ließ hier eine Einigung schwierig erscheinen — immerhin einigten sie sich schließlich auf ein gemeinsames Projekt.

In den in Riga 1865 wiederaufgenommenen Verhandlungen der Kommission stellte sich aber die Ausarbeitung eines auch die städtischen Wünsche berücksichtigenden allgemeinen Entwurfs als unmöglich heraus, so sehr auch der vortreffliche patriotische Bürgermeister von Riga, Otto Müller, darauf hinwirkte. Statt des gemeinsamen Projekts, das die Freunde der Provinzen in Petersburg wünschten, legten Ritterschaften wie Städte doch besondere Entwürfe vor. Wurde schon dadurch die Situation eine sehr ungünstige, so verschlechterte

sie sich noch weit mehr, als der Kaiser den Generalgouverneur Baron Lieven dem Drängen der Nationalisten und Slawophilen opfern mußte und dessen Nachfolger Graf Peter Schuwalow anfangs eine den Provinzen sehr abgeneigte Haltung zur Schau trug. So wurde der Ausgang der Sache ein sehr unsicherer. Die Ritterschaften hatten namentlich, im Gegensatz zu dem im russischen Entwurf vorgesehenen Modus der Ernennung der Richter, mit Nachdruck betont, daß in den baltischen Provinzen stets das Recht der Richterwahl durch die Stände bestanden habe und sie meinten jetzt um so weniger davon lassen zu dürfen, als dadurch der Bestellung land- und sprachfremder Richter vorgebeugt werden sollte. Aber gerade diesen Umstand spielten die Gegner, an deren Spitze der Großfürst Konstantin, aus, indem sie dem in seiner monarchischen Autorität leicht verletzbaren Herrscher die von den Balten gewünschte eigene Richterwahl als eine Einbuße kaiserlicher Machtfülle darstellten und so auch in der zur Behandlung der Frage eingesetzten Kommission operierten. Die slawophilen Demokraten griffen hierbei den von den Ritterschaften gemachten Vorschlag auf, der Adel solle der Regierung zwei Kandidaten auf jeden Richterposten vorstellen, von denen sie einen bestätige. Aber sie proponierten, die Präsentation solle nicht vom Adel sondern „von der örtlichen Bevölkerung" erfolgen, und der Großfürst Konstantin erklärte bei der Debatte offen, es wäre erwünscht, wenn bei dieser Gelegenheit sich die Möglichkeit böte, „das deutsche Element durch das nationale zu ersticken". Kaiser Alexander II. hat dieses Gutachten bestätigt, aber praktische Folgen hat es damals nicht gezeitigt. Die neue Justizordnung wurde noch verschoben und für die baltischen Provinzen auf über 20 Jahre noch einmal unter den grünen Tisch geworfen. Erst unter dem Regime Alexander III. ist sie ohne Rücksichtnahme auf unsere rechtlichen und nationalen Zustände eingeführt worden.

Schon bei der Justizreform war der Einfluß der slawophilen Ideen in ungeahnter Stärke hervorgetreten. Eine wahre Flutwelle der gehässigsten Verleumdungen in der russischen Presse ging über die Provinzen, und die höhnischen Angriffe auf die „überlebten mittelalterlichen" Gebilde des provinziellen Lebens, die „Sklaverei", in der die Bauern von den feudalen „Baronen", den Nachkommen der Kreuzritter (sic!), gehalten wurden, nahmen in der Moskowischen und Petersburger Presse kein Ende. So groß war die Macht der ultranationalen Strömung, in Sonderheit nach dem polnischen Aufstande geworden, daß Katkows haßerfüllten Philippiken in den Moskowskija Wedomosti die Regierung kaum mehr ernsthaft entgegenzutreten wagte. Ihnen war u. a. der Sturz des Generalgouverneurs Lieven, eines seinem Kaiserlichen Herrn treuergebenen schlichten Deutschen, zu verdanken. So schrankenlos wurde das Treiben, daß die baltischen Ritterschaftsvertreter, unter ihnen der Kurländische Landesbevollmächtigte Baron v. d. Recke, am 25. Oktober 1865 in einer Audienz beim Kaiser mit Freimut Klage erhoben: man verdächtige — sagte Baron Recke — uns gefährlicher Umtriebe, weil wir unsere Sprache und unser Volkstum

in Ehren hielten, obwohl die Ergebenheit der Provinzen für die erhabene Person des Kaisers, für die Dynastie und den Thron ebenso zweifellos sei, wie die Anhänglichkeit der Provinzen an das Reich. „Die Vereinigung der Provinzen mit dem Reich ist politisch vollzogen und unsere eigensten Interessen fesseln uns an's Reich. Aber die Vereinigung ist noch keine Uniformität. Die Theorie der Presse ist gefährlich, weil sie Anhänger unter den einflußreichen Persönlichkeiten hat, und das ist der Grund für die bedenkliche Voreingenommenheit, welche gegen uns herrscht." Der Kaiser erwiderte in der herzlichsten Weise: „Es ist absurd zu wollen, daß die Balten ihre Abstammung verleugnen, ich habe es so oft schon gesagt, daß es unmöglich ist so etwas zu verlangen. Ihr seid Deutsche und Ihr könnt stolz auf Eure Nationalität sein. Aber ich kenne Euch gut, Euch, die Ihr Euer Blut für Rußland vergossen habt und die Ihr so viele Proben Eurer Treue gegeben, und darum werde ich niemals glauben, daß unter Euch separatistische Tendenzen bestehen. Ich werde Euer Anwalt sein und stets für Euch eintreten." Und unwillig äußerte er über die slawophile Presse, die „infame Presse", die statt auszugleichen und zu einigen, ihre Aufgabe darin erblicke, die Völkerschaften zu verfeinden." „Ich verachte diese Presse, die Euch auf dieselbe Stufe wie die Polen stellen will."

An dieser huldvollen Gesinnung hat der Kaiser gewiß für seine Person stets festgehalten, aber der Strom riß auch ihn mit fort und je drohender die Anzeichen tiefgehender Unzufriedenheit im Reich wurden, desto mehr glaubte er den volkstümlichen Instinkten Rechnung tragen zu müssen. Aus dieser Stimmung heraus hat er dann 1867 bei seiner Anwesenheit in Livland auf dem Schloß zu Riga jene tiefniederbeugende Rede gehalten, in der er die Notwendigkeit des Anschlusses der baltischen Deutschen an die „große russische Familie" deklarieren zu müssen glaubte.

Das war nach dem Herzen der Katkow, Aksakow und Ssamarin, die, obwohl die Oberpreßverwaltung eine Fortspinnung der Preßpolemik zwischen den baltischen Zeitungen und den russischen untersagt hatte, unbekümmert ihre giftigen Pfeile weiter abschossen, während die führenden Blätter bei uns, unter ihnen Eckardt in der Rigaschen Zeitung und Karl Schirren im Dorpater Tagesblatt, mundtot gemacht wurden. Die Folge dieser Erschwerung der Abwehr der moskowitischen Presse hatte das Erscheinen einer Anzahl von in Deutschland gedruckter Broschüren zur Folge, die, im Ton nicht immer leidenschaftslos, durch das Zuviel dem Gegner, der nach jeder Blöße lauerte, manchen Angriffspunkt boten. Es waren namentlich die sogenannten „Livländischen Beiträge" des früheren Vizepräsidenten des Livländischen Hofgerichts, Woldemar von Bock, die durch die souveräne Form der Abwehr und den bisweilen eine deutliche Mißachtung des Gegners markierenden Ton, mochten sie auch durch deren Gebahren völlig erklärlich sein, den Grimm der Slawophilen und Altmoskowiter ins Ungemessene steigerten. Neben Katkow war es vornehmlich Juri Ssamarin, der in den 60-er Jahren dank der Kraft seiner Feder

und der Leidenschaftlichkeit seines Hasses der eigentliche Führer des Feldzuges gegen uns geworden ist. Eine demokratische Agitatorennatur, ehrlich in seinem Fanatismus, persönlich achtbar und bedürfnislos, faßte er, nachdem seine antibaltische Artikelserie in der „Moskwa" 1867 eine dreimonatliche Suspendierung des Blattes zur Folge gehabt hatte, alle seine Gravamina gegen die Ostseeprovinzen in einem Werk zusammen, das, da die Zensur ihr Erscheinen in Rußland verhindert hätte, im Sommer 1868 in Prag unter dem Titel „Die Grenzmarken Rußlands" (Okrainy Rossii) erschien. Es waren die zwei ersten Lieferungen, die den Sondertitel „Das russisch-baltische Küstenland im gegenwärtigen Augenblick" und die „Memoiren des rechtgläubigen Letten Indrik Straumit" führten. Sie wurden bei uns als ein Schlag ins Gesicht empfunden, erregten überall Sensation und machten ihren Verfasser zum Helden des slawophilen Moskowitertums. Glänzend in der Form mußte es auf die mit den Verhältnissen wenig Vertrauten überaus verwirrend einwirken. Und was er behauptete, klang so willkommen allen denen, die uns haßten: der arme geknechtete livländische Bauer sei ein Opfer der Willkür der Barone geworden, die die Regierung fünfzig Jahre über die ländlichen Verhältnisse der Ostseelande systematisch getäuscht hätten. Sie seien es auch, die die freiwillige Hinneigung der Letten und Esten zur Staatskirche terroristisch unterdrückt, den Bildungstrieb des Volkes niedergetreten, das städtische Leben spießbürgerlich verknöchert, die Justizreform aus egoistischen Gründen hintertrieben, den Kampf für die Landesrechte in Wahrheit nur für die Erhaltung mittelalterlicher Herrenrechte geführt hätten. Indem Ssamarin die Forderungen der Slawophilen eigenwillig denen der Staatsregierung identisch setzt, fordert er, daß Rußland auch in den baltischen Provinzen die Mission der Demokratie erfülle und mit Hilfe der niederen Klassen die Formen der alten Besitzverhältnisse und der alten ständischen Klassen zertrümmere. Da es das in den Formen des Rechtsstaates nicht durchführen könne — „dieser würde uns in der Ausführung unserer Aufgabe durch seine strengen Formen stören und genieren" — so müsse die absolute Staatsgewalt solange als Hammer gegen die alte Gesellschaft dienen, bis sie ihre Mission erfüllt habe und auch sie andern Gebilden weichen könne. Diese Offenherzigkeit ist charakteristisch für Ssamarin und seine Genossen: die Autokratie ist ihnen nur Mittel zum Zweck, ihr Ideal der von europäischer Bildung unberührte Bauerstaat, in dem der Zar als Krönung des Ganzen im Grunde doch nicht mehr als der Vollstrecker des Willens des Volkes sein durfte. Um aber seinen Angriffen auf die Provinzen einen besonderen Nachdruck zu geben, spielte er den perfiden Trumpf aus, — der von nun an ein Requisitenstück der Baltenfresser geblieben ist — den Zuständen bei uns müsse um so schneller ein Ende gemacht werden, „ehe Deutschland, erregt durch seine glänzenden Siege, die Hand nach den Ostseeprovinzen ausstrecke," die „in Erwartung besserer Zeiten für Deutschland zusammengehalten würden."

Gegen diese schwere Verunglimpfung trat der Dorpater Professor Karl Schirren mit seiner grandiosen „Livländischen Antwort" in die Schranken, glühend vor Entrüstung und mit dem Feuer sittlich lodernden Zorns. Wem schlägt nicht noch heute das Herz, wenn Schirren dem Verfechter der slawophilen Tendenzen zuruft: „Sie haben es für gut befunden, uns zu beschimpfen, ich finde es für gut, das nicht zu dulden! Durch das Geschick sind Sie unter den Instinkt Ihres Volkes, ich unter das Recht meines Landes zu stehen gekommen. Volontär gegen Volontär, das macht die Partie nicht zu ungleich!" Und gilt es nicht noch heute, wenn er, empört durch die unbeweisbaren Anklagen und Hetzereien, ihm zuruft: „Seit einem Menschenalter und länger bringen wir die eine Hälfte unserer Tage damit hin, nichts Hängenswertes zu begehen, die andere mit dem Nachweise, daß wir nichts Hängenswertes begangen haben. Wir stehen Rede und Antwort, werden verhört und geprüft, befragt und verhört und wieder geprüft; der Beweis wird geschlossen: man spricht uns frei. Sobald wir aufatmen, beginnt der Prozeß von vorne. Die Frage ist unsterblich und unser Leben spielt unter dem Galgen." In meisterhafter Weise analysiert Schirren Wesen und Kern der anmaßlichen slawophilen Demokratie, die über den Monarchen hinweg sich zum Dolmetsch der Postulate der Masse macht. Was er von der Politik der Regierung und dem Recht des Landes, von der Vergänglichkeit einzelner Pergamente und von der Ewigkeit des Rechts, von den Verpflichtungen Peters des Großen und von unsern Pflichten gegen uns, das Land und das Reich sagt, ist von einem solchen hohen sittlichen Pathos erfüllt, daß die Wirkung auch heute noch eine mächtige ist. Festhalten möchte ich in dieser Stunde nur, was er über das Recht der Russifizierung sagt: „Wir protestieren nicht gegen deren Ausgang, wir erwehren uns nur der Methode. Es gibt eine Russifizierung, gegen die wir nichts einzuwenden haben. Das ist die Russifizierung, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampfe im Laufe der Generationen gleichen Schrittes mit der Entwicklung des Verkehrs und der Kultur in unsere Dörfer und Städte einziehen mag, nicht mit der Aufgabe, sehr getreue Provinzen wider die Natur der Dinge, wider die Freiheit des Willens und wider Recht und Sitte mit dem Regimente des Zwanges und den schweren Prüfungen der Fremdherrschaft heimzusuchen, sondern nach dem Gesetze jener Wandlungen, welche seit Anbeginn aller Dinge von Zeit zu Zeit alle Menschenbildung ergreifen, um sie, nicht immer ohne Leiden, immer aber mit neuen Kräften für neue Aufgaben zu rüsten." Die freie Konkurrenz muß den Kampf zwischen den Kirchen, den Sprachen, den Kulturen entscheiden: „Ihre Kultur hat Ihr Reich, die abendländische Kultur hat diese Provinz geschaffen. Mögen sie ihre Kräfte in Ehren messen. Zwischen Kulturen gibt es keinen ehrlichen Kampf außer in Frieden und keinen würdigeren Kampfpreis außer Versöhnung. Spricht der Erfolg Ihnen den Sieg zu, so werden Sie die Provinz, welche Ihre Waffen einst wohl verwüstet, aber nicht erobert haben, mit den Künsten

des Friedens erobern und bauen. Sie werden sie dann nicht mehr auf Grund von Traktaten — denn dann wird deren Kraft und Geltung erlöschen — sondern nach dem Recht der edelsten Eroberung und dann als wahrhaft herrschende Rasse besitzen."

Das Buch hat Professor Schirren bekanntlich seine Dorpater Professur gekostet und ihn in die Fremde gestoßen, in der er nie heimisch geworden ist, aber es war doch eine Tat, durch die er den Dank des ganzen Landes sich verdient hatte.

Die Gegner freilich hat es nicht überzeugt. Ssamarin vor allem hat bis zu seinem 1876 in Berlin erfolgten Tode nicht aufgehört uns zu befeinden und das Gespenst, daß das durch den Franzosenkrieg staatlich geeinte Deutschland die baltischen Provinzen okkupieren würde, an die Wand zu malen. In seinem fesselnden Briefwechsel mit der ihrem Glauben und ihrer baltischen Heimat treuergebenen Hofdame der Großfürstin Helene Pawlowna, Baronesse Edith v. Rahden, spricht er immer wieder von dem unvermeidlichen Zusammenprall der Rassen, von der Unversöhnlichkeit slawischer und germanischer Interessen, die sich ihm bis zu dem Gedanken der Notwendigkeit eines blutigen Krieges verdichtete.

Wir verlassen diese Gedankengänge, die in der Zeit Kaiser Alexander III. Regierung und Gesellschaft in steigendem Maße in Bann geschlagen haben und auch heute, wenn auch durch Gebote äußerer und innerer Politik abgeschwächt, in Gesellschaft und Presse immer wieder durchbrechen, und wenden uns den Einwirkungen zu, die von dem Slawophilentum auf die lettische und estnische Bevölkerung der Ostseeprovinzen ausgeübt worden sind.

Die romantischen Ideen von der sittlichen Kraft des naiven Volkstums, die aus der trüben Gegenwart die jungen Moskowitischen Schwärmer in die angeblich herrliche alte Zeit zurückflüchten ließen, wo sie die Waffen für ihren Kampf um die Erneuerung des Reiches auf volkstümlichen Boden zu finden meinten, gingen auch an den kleinen Völkern nicht spurlos vorüber. Unter dieser Beeinflussung, die z. T. durch Studienjahre von Letten und Esten in Moskau hervorgebracht wurde, bildete sich in Dorpat unter den hier studierenden Letten ein engerer Kreis, der es sich zur Aufgabe machte, „das lettische Volk aus der geistigen Finsternis zu reißen." Unter ihnen, die sich als „Jungletten" bezeichneten, waren Woldemar, Allunan, Kalning, Barons die bekanntesten, ohne, gleich den „Jungesten" und deren Häuptern, den Jakobsohn, Dr. Weske u. a., die in der „Sakala" und im „Olewik" zu Wort kamen, sich durch andere Gaben auszuzeichnen, als durch brennenden Ehrgeiz und Haß gegen die Deutschen. Von deren Vormundschaft Letten und Esten zu befreien, machte sich das 1856 in Riga begründete Wochenblatt „Majas Weesis" zur Aufgabe. Aber sehr bald wurde es den jüngern und radikalern Elementen zu mattherzig und es wurde die „Petersburger Awisis" 1862 von Woldemar ins Leben gerufen.

Dieses Blatt bezeichnet die engen Beziehungen, in die die Nationalisten mit der demokratisch-nationalen Slawophilenpartei getreten waren, in der schon früh eine mitfühlende Seele für den geknechteten jüngern lettischen Bruder schlug, dessen Befreiung vom Joch der Barone, dieser „Mameluken der Selbstherrschaft" ihnen ein willkommenes Mittel bot, den verhaßten aristokratischen deutschen Formen in Verfassung und agrarem Zuschnitt den Garaus zu machen und damit zugleich das baltisch-konservative Element zu untergraben, auf das die vom slawophilen Taumel nicht ergriffenen, nicht in demokratischen Ideen untergehenden konservativen russischen Gruppen sich nicht zu Unrecht stützen zu können glaubten. Hatte schon Alexander Herzen, also ein slawophiler Liberaler, gesagt, die baltische Frage lasse sich am besten lösen, wenn man die Deutschen exportiere, so verkündete Aksakows „Denj" 1862, die Letten würden von den Deutschen gehindert, sich in die Zahl der gebildeten Nationen einzureihen, er würde sich glücklich schätzen, wenn er in etwas dazu beitragen könne, das lettische Volk von dem „Joch der Deutschen zu befreien". 1864 aber rief Katkow den Balten zu: „Wenn es Eure Aufgabe ist, die Letten und Esten womöglich zu germanisieren, so ist es die unserige, Euch samt Letten und Esten zu russifizieren!" Und wir erinnern uns in diesem Zusammenhange der Worte, die der Großfürst Konstantin 1865 in der Kommissionssitzung über die Justizreform sagte, es sei geboten „das deutsche Element durch das nationale zu ersticken."

Es ist bezeichnend, daß Woldemar sehr bald den von nationalen und radikalen Wünschen erfüllten Letten als viel zu milde galt, daß er von den einen als zu lau im Anschluß an die Slawophilen, von den andern als zu schwachherzig den Deutschen gegenüber bezeichnet wurde. Ob wirklich mit Recht, sei dahingestellt. Tatsache bleibt, daß gerade im Dondangenschen (in Kurland) wo er persönlich gewirkt hatte, sehr radikale, ja sozialistische Ansichten sich ausbreiteten: solange man nicht allen Bauern Land zu Eigentum gebe, besäßen sie kein Vaterland und hätten keinen Grund Rekruten zu stellen. Wenn man den Gutsherren, die ihr Land selbst gekauft hätten, auch für das Bauerland Zahlung leisten solle, so müßten die Majorate es umsonst hergeben. Die Brandstiftungen in den Forsten hätten sich als ungenügend erwiesen, nun müsse man Felder und Gebäude vernichten. Einst sei der Adel unter Blutvergießen zu uns gekommen, nun müsse man sich seiner mit Blut entledigen.

Wohin diese verbrecherischen Theorien geführt haben, dessen sind wir alle ja selbst Zeugen gewesen. Denn das lag in der Natur der Dinge, daß solche Gedanken, einmal in die Masse geworfen und von den Faktoren, die das Heft in Händen hatten, sei es in ihrer Gefahr nicht erkannt, sei es aus politischen Gründen, eine Zeit lang nachdrücklich gefördert, nicht mehr in normaler Weise verschwinden konnten.

Die in der Mitte der 60-er Jahre abgeschlossene baltische Agrarreform wirkte zudem unwillkürlich in einer Richtung zur Verschärfung der nationalen

Gegensätze mit: die Regulierung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses, wie sie in der Aufhebung der Frone, dem Übergang zur Geldpacht und von da zum Eigentum führte, hob den Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung, der Ausbau des Landvolkschulwesens brachte eine Erhöhung des Bildungs- und Kulturbedürfnisses mit sich, und die 1866 geschaffene Verfassung der autonomen Landgemeinden schuf ein stark ausgeprägtes bäuerliches Standesgefühl, „das sich bei der im lettischen Volkscharakter liegenden Eitelkeit nicht selten zu übertriebenem Nationaldünkel auswuchs."

Schon aber begannen auch die ersten Ansätze zu einer ständischen Differenzierung in der bis dahin lediglich agraren Masse der Letten und Esten sich zu zeigen. Romantische Gedankengänge und persönlicher Ehrgeiz waren bei den in Dorpat und auch in russischen Universitäten herangebildeten lettisch-estnischen Predigern, Ärzten und Advokaten oft unlösbar verbunden. Nationaler Überschwang und persönlicher Vorteil vereinigten sich in den Bestrebungen, die in dem 1868 gegründeten „Lettischen Verein" in Riga, der Zentrale aller lettischen Propaganda, zusammenflossen.

Nebenbei bildete sich, erst langsam, dann in rapider Weise mit dem Zug zur Stadt anwachsend, in Riga, Dorpat, Reval u. a. Städten eine wohlhabende, durch ein ausgedehntes nationales Bankwesen geförderte lettisch-estnische Bourgeoisie, der auf dem flachen Lande eine wirtschaftlich kräftige Gruppe von Eigentümern der Bauerhöfe parallel ging. In diesen Gruppen mußte der radikale soziale Gedanke allmählich zurücktreten, — der Besitzende gibt ihm immer den Abschied, — um so stärker aber wurde der auf wirtschaftlichem Untergrunde sich aufbauende nationale Haß gegen die deutsche aristokratische Lebensauffassung und gegen die Position der Deutschen in Stadt und Land. Denn historischer Sinn und Achtung vor dem Gewordenen fehlte auch bei den Letten und Esten der Bourgeoisie und der Bauerwirte völlig. Auch das religiöse Gefühl, die eine Seite der konservativ-erhaltenden Weltanschauung, ging mit Riesenschritten bergab: Atheismus, Religionsspötterei, häßliche Verunglimpfungen erst der deutschen, dann auch der lettisch-estnischen Prediger, des Adels wurden in der Presse geradezu pathologische Erscheinungen, die aber bei der russischen Presse, so der Nowoje Wremja und dem Golos, eifrige Sekundanten fanden, in denen seit den Demütigungen des Berliner Kongresses der slawophile Deutschenhaß das A und O aller Empfindungen war. In dem Regierungsprogramm der Ära Alexanders III. aber lag die Begünstigung der Indigenen, die Heranziehung einer lettisch-estnischen Intelligenz, auf die man sich blindlings verlassen zu können meinte, und die einen Sturmbock gegen die Deutschen abgeben müßte.

Aber die so dachten, waren kurzsichtig. Sie sahen nicht, wohin der Weg führen mußte: der lettische und estnische Nationalismus war nicht das letzte Wort; beeinflußt durch die deutsche Sozialdemokratie und durch die radikalen Tendenzen, denen die zahlreichen lettischen und estnischen Studierenden auf russischen Hochschulen unterlagen, fand eine radikale proletarische Gedanken-

welt seit dem Anfang der 80-er Jahre namentlich unter den Letten Eingang; Volksschullehrer und das Heer der kleinen Beamten wurden ihre Apostel, die Arbeiterbevölkerung der Industriezentren und die, trotz materiell günstiger Lage, radikalen Einflüsterungen zugängliche landlose Knechtsbevölkerung des flachen Landes nahmen die sozialdemokratischen Lehren ebenso kritiklos auf, wie die Schuljugend, unter der in politischer wie sittlicher Hinsicht geradezu entsetzliche Verheerungen angerichtet wurden. Es war das die Atmosphäre, in der die Armee der Revolution heranwuchs. Ihr Organ wurde die 1882 in Riga begründete „Deenas Lapa", an der sich die Spitzführer einer dekadenten neuen Literatur und Kunst und die Verfechter nationalistisch-sozialistischer Forderungen zusammenfanden. So bildeten sich gegenüber der altnationalistischen Richtung eine neue („Jauna Strawa"), die freilich nicht immer streng von einander geschieden waren, in ihren äußersten Flügeln aber doch unversöhnliche Gegensätze darstellten. Während die ältere Richtung der Letten wenigstens enge Anlehnung an die Regierung suchte, befehdete die jüngere diese als eine freiheitfeindliche; während jene die Interessen des lettisch-estnischen Besitzes in Stadt und Land verficht und deshalb in praxi nicht jedem Kompromiß mit den Deutschen abgeneigt ist, läßt diese den nationalen Gedanken mehr und mehr zurücktreten und bekämpft die Deutschen als die Vertreter konservativer Ordnung und des festen Besitzes, — die Letten, die mit ihnen zusammengehen wollen, wenn auch nur eine Strecke Weges, als Verräter am lettischen Proletariat. In diesen Kämpfen liegt die Signatur der Gegenwart.

Seit den Tagen, da Juri Ssamarin uns Balten so leidenschaftlich und ungerecht befehdete, hat sich die Form und Verfassung unseres Lebens fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Bis auf die Landesverfassung, die aber in absehbarer Zeit einer der russischen Semstwo sich annähernden Landschaftsordnung weichen wird, und die Kirchenverfassung, die auch einer einschneidenden Umgestaltung unterzogen werden soll, sind die Formen in Administration, Justiz, Stadtverwaltung, Schule und Hochschule in der Russifizierungszeit seit dem Ausgang der 80-ger Jahre bis auf den letzten Rest zerschlagen und vernichtet worden. Wir können uns dem nicht verschließen, daß unsere Lage eine ernste und gefahrdrohende geworden ist. Hat die Geschichte der frühern Jahrhunderte erwiesen, daß der Verfassung und der Nationalität der Gegner allein von oben erwuchs, daß unsere aristokratisch-ständische Kleinwelt durch ein autokratisches Regiment bekämpft und zeitweilig niedergeworfen wurde, so ist heute das Kampfgebiet völlig verschoben worden. Es sind die Tendenzen der Masse, die das neue Jahrhundert beherrschen, der Anspruch, daß die Zahl entscheiden soll und nicht die Tüchtigkeit der Persönlichkeit und die Kultur schaffende richtige Verwertung des Besitzes, die uns in unserem nationalen Besitzstande gefährden, — Tendenzen, die ihre Verschärfung dadurch erhalten, daß ihre soziale Wucht durch das nationale Moment unterstützt wird.

Die Lage ist ernst, die Widerstandsmomente sind größer und schärfer als

in frühern Jahrhunderten. Aber auch unsern Vätern ist in den Jahrhunderten der Vergangenheit das Wasser der Not und Trübsal oft bis an den Hals gestiegen, so daß sie zu ertrinken fürchteten. Doch sie haben obgesiegt, weil sie den Glauben an sich selbst nicht verloren und ihre Pflichten gegen sich und das Gemeinwesen nicht vergaßen. Denn, um mit Schirrens „Livländischer Antwort" zu reden, „ob eine Menschengemeine, groß oder klein, vor dem Forum der Politik und der Geschichte das Recht hat, fortzubestehen, das entscheidet sich am allerentschiedensten gerade in solchen Zeiten, wo jeder herkömmliche Schutz, jede gewohnte Stütze versagt und jedermann auf sich allein angewiesen ist und selbst für sich sein angeborenes Recht zu behaupten hat, das Recht, sein Gewissen nicht zwingen zu lassen und seinen Platz zu behaupten." Und mit Schirren müssen auch wir bekennen, daß „Feststehen unsere Aktion ist und Ausharren die Summe unserer Politik sein soll."

Nachdruck verboten.

# Vom Kunstaffekt.

Von Lou Andreas-Salomé. (Göttingen.)

Wer einmal in träger Siestastimmung, ruhebedürftig und flüchtigen Blicks, Bücher oder Bilder durchblättert hat, kennt das berüchtigte Surrogat des Kunstgenusses, jenen passiven Unterhaltungsgenuß, zu dem auch künstlerische Erzeugnisse mißbraucht werden und Stoff liefern können. Und dann ist ihm auch vielleicht die alte Frage aufgestiegen, woher es wohl kommt, daß diese zwei so wesensverschiedenen Welten des Genießens nicht nur innerhalb eines breiten Publikums immer noch einigermaßen mit einander verwechselt werden, sondern selbst in ästhetisch-theoretischen Streitigkeiten oftmals nur ungenau präzisierte Grenzen aufweisen. Es ist nämlich psychologisch interessant, sich klarzumachen, wie sehr die Ursache dieser Erscheinung doch nicht lediglich in theoretischer Konfusion liegt, vielmehr auf einer unleugbaren praktischen Analogie beruht, die das bloße Unterhaltungsvergnügen zur rein künstlerischen Hingebung bildet. Der Hauptpunkt dieser scheinbaren Wesensähnlichkeit ist zunächst im Negativen zu suchen: in dem — in beiden Fällen analogen — Fortfall von allerlei störenden Hemmungen, von allerlei Momentsorgen und Tagesinteressen, aus denen wir sowohl im tiefen Kunstgenuß als auch in der vergnügten Trägheit der Siestastimmung uns hinüber retten wie auf eine stille grüne Insel inmitten der Meeresbrandung. Nur weil es so ist, darum konnte einem publizistischen Unternehmen der köstlich unfreiwillige Witz passieren, daß es eine Novellensammlung mit der Versicherung anpries: „Meisterstücke erster Autoren, höchst geeignet für ein Viertelstündchen nach Tisch." Im leichten Halbschlaf der Seele gleitet in solchem Viertelstündchen der Leser in der Tat

willenlos dorthin, wohin die fremde Phantasie ihn entführen mag, und gehorcht mit seinem gelähmten Gehirn wenigstens gewissen ihrer Suggestionen um so besser. Ja, sogar eine Art von Geschmacksauswahl — individuell verschiedener Siesta-Kunstgeschmack! — macht sich mitunter deutlich geltend; der Eine wünscht vorzugsweise von solchen Bildern im Halbschlummer umgaukelt zu werden, die ihn möglichst weit aus allem Irdisch-Trüben hinweglocken, während der Andere mit Entschiedenheit eine „realistische" Färbung vorzieht, die ihm die Illusion erleichtert, sich wirklich mitten in der fremden Phantasiewelt zu befinden. Auch über den Siesta-Geschmack läßt sich nicht streiten, eben so wenig wie über den künstlerischen, und um dieser ihnen gemeinsamen negativen Grundlage willen hören sich die Meinungsverschiedenheiten in beiden Fällen manchmal so verblüffend ähnlich an. Nur deshalb auch ist es möglich, daß noch immer eine große Menge von Leuten eine Ahnung von anderem Geschmack in Kunstdingen überhaupt nicht besitzt, — und auch nicht zugibt, es könne dabei etwas anders in der Seele zum Durchbruch kommen, außer allenfalls noch die verständnisvolle Freude am „rein Technischen", wovon der „Laie" freilich nichts habe.

Auch hier berühren sich die Extreme, — scheinen wenigstens sich zu berühren, gerade weil zwischen ihnen in Wahrheit nicht mehr und nicht minder liegt als die Gesamtheit des ganzen menschlichen Innenlebens. Das träge Behagen am Unterhaltungsstoff stammt aus der Ermüdung und dem momentanen Nachlassen der verbrauchten Kräfte, die zu ihrer Erholung ein wenig die klaren Willensimpulse und wachen Gedanken betäuben wollen; am entgegengesetzten Ende davon aber, in der äußersten Steigerung der Lebensenergie, im Zusammenfassen aller innersten Seelenregungen, noch vor ihrer Sonderung und Zersplitterung in Denken oder Handeln oder sonst eine Spezialfunktion, findet man das Wesen alles Kunstschöpferischen und in schwächerem Anklang daran auch das Wesen des Kunstgenusses, der nichts Anderes als ein leise mitklingendes Nachschaffen, Wiedererschaffen ist. In beiden Fällen also besteht das Genießen in einer Abkehr vom Wachen, Gesonderten, praktisch Regulierbaren des Kräfteverbrauches, in einer gewissen Heimkehr zu einem verträumten Gesamtzustande der Seele, nur daß im einen Fall die Mattigkeit schuld daran ist, in der alle Einzelbetätigungen erlahmen und abnehmen, im anderen Fall eine so tiefe, produktive Erregung, daß ihr das Sonderspiel der vereinzelten Kräfte nicht genugtun kann, sie vielmehr alle in gewaltigem Griff einheimsen muß, um sich zu entladen. Diese Konzentration wirkt eben so besiegend auf störende Tagessorgen oder Tageszerstreuungen, durch die Macht ihres Entzückens, wie es der seelische Halbschlummer des behaglich genießenden Philisters in seiner Weise auch zustande bringt: so kommt es beide Male zu Rausch und Traum, — zum künstlerischen Rausch und Traum, dem alles Einzelne sich im Jubel einer schöpferischen Gesamtstimmung löst, oder zu jenem willenlosen Phantasieren des Müden, Geschwächten, der seine Kräftelähmung als Fesselfreiheit genießt.

Während bloßer Unterhaltungsgenuß daher stets ausruht, stets wie das bewußte Viertelstündchen nach Tisch wirkt und somit in seinen verschiedensten Formen als Produkt einer Siestastimmung aufgefaßt werden kann, ist aller tiefere Kunstgenuß — wenn auch nicht dem Grade, so doch dem Wesen nach — ähnlich angreifend und anspannend wie das Kunstschaffen selbst. Denn das Wesentliche am Kunstschaffen ist nicht das Angreifende der Arbeit am betreffenden Werk, sondern der Seelenzustand, aus dem heraus sie ermöglicht wird und der kraftverzehrend bleibt, auch wenn die Arbeit leicht fließt, kürzere Zeit erfordert oder einen Gegenstand behandelt, der harmlos oder idyllisch scheinen mag. Was den Künstler aufreibt, gleichviel, ob seine Kunst einen Mord oder eine kleine Blume schildert, setzt auch im wahrhaft nachempfindend Genießenden noch eine Kraftsteigerung voraus, denn der Künstler ist der einsame Mensch, von dem aus keine andere Brücke zu den übrigen Menschen führt als die Übertragbarkeit seines schöpferischen Rauschzustandes durch die Kunstleistung auf verwandte Seelen. Diese Brücke ist in unseren Alltagsstunden und Alltagszuständen unauffindbar, unbetretbar, — ja, sie ist auch für den Künstler selbst, als sein Weg zu sich selbst, abgebrochen in seinen eigenen matten oder trivialen Stimmungen; auch er nimmt, je nach der gerade vorherrschenden Sinnesverfassung, dem eigenen Werk gegenüber alle drei möglichen Standpunkte ein: den des Schaffenden, den des Genießenden und den des Ermüdeten, Zerstreuten, Gelähmten, der weder schaffen noch genießen, sondern nur noch Alltägliches begehren kann. Nur daß diese dritte Möglichkeit für ihn etwas ganz Anderes bedeutet als für unschöpferische Menschen, weil er sich darin von seinem wirklichen Ich abgeschnitten fühlen muß: nicht gleich ihnen von anstrengenden Zumutungen ausruhend. Ihm allein unter allen Menschen heißt, unschöpferisch sein: beschämt und nicht mehr Mensch sein. Er identifiziert sich mit dem notwendig intermittierenden Schaffensrausch und spürt außerhalb dieses Rausches nur dessen schmerzliche Abwesenheit, nicht aber Freude an dem, was ihm vom sonstigen Leben oder Können auch dann noch übrig bleibt. Daher schätzt er meistens die besten, wachsten, klarsten Geisteszustände nur gering gegenüber dem Traum, in dem er sie manchmal alle überfliegen kann; der bestgeordnete Haushalt in seinen Fähigkeiten erscheint ihm unerträglich und verkehrt, weil er sich selbst in den Zwischenzeiten von Rausch zu Rausch doch immer nur als den Schauplatz, als das Lokal empfindet, wo solche hohe Feier stattfand und wieder stattfinden soll, wo aber jetzt die erwartungvolle öde Leere eines Festsaales herrscht, aus dem die Gäste sich entfernt haben. Und diese Unmöglichkeit, selbst mit noch so kraftvoll vereinten Verstandes- und Willenskräften auch nur das Geringste davon eigenmächtig zurückzurufen, trägt in die leere Erwartung zuletzt auch noch den Zweifel und Unglauben, ob das Entschwundene auch wirklich eben so wiederkehren und den alten Glanz siegreich mitbringen wird. Dann ist kein Alltag mehr in der Seele, sondern die Hölle. Selbstverhöhnung, Hiflosigkeit und gepeinigter

Hochmuth, Lebensüberdruß, ja Verzweiflung! Alles Herrliche ist versunken und entflohen, vielleicht für immer. Der also Elende grübelt finster über Berufswechsel; er denkt nach, warum nicht viel mehr Menschen sich das Leben nehmen. Denn seine versunkenen Herrlichkeiten bedeuten ja nichts anderes als das versunkene Leben; er lebt nur noch wie ein Galvanisierter, und mit der gleichen Miene scheint ihm alles um ihn herum dazustehen, — alles, nicht etwa nur ein paar Arbeitpläne. Was wäre ihm dann im Grunde nicht widerlich und ekelhaft? Ja, diese Arbeitpläne selber, sobald er sie anrührt, sobald er sie durch vorsichtige Kombinationen zu klären versucht, zerfallen in Fetzen: er fühlt, daß er, mit all seinem Wissen und Verstehen, über sie doch nur so hinredet wie ein Kammerdiener über die verborgenen Intentionen seines Herrn.

Obgleich solche Stimmungen beim Unbeteiligten leicht ein Lächeln wecken können uud gern als launenhafte und reizbare Schwäche des Künstlergemütes ausgelegt werden, so gibt es doch nicht viele Schmerzen, die so echt, so wenig eingebildet wären. Der schaffende Mensch ist das selige und schmerzensreiche Geschöpf, das seinen Normalzustand da sucht, wo nur ein intermittierender Ausnahme- und Höhezustand denkbar ist, und das deshalb in der Normalverfassung anderer Menschen nicht imstande ist, seelisch ganz gesund zu funktionieren. Denn während die Anderen die empfangenen Lebensreize im Dasein selbst fortwährend und möglichst restlos in praktische oder theoretische Betätigungen irgend welcher Art umzusetzen bestrebt sind, stauen sich im schaffenden Menschen, sobald er nicht schafft, die meisten dieser Reize an, ohne ausgegeben zu werden, weil seine Art, das Leben zu leben, das Leben zu verdauen, eben dessen künstlerische Verwandlung ist. Wie vieles er also auch davon zu verschlucken und tief unter sein Bewußtsein hinunterzudrücken sucht, damit es ihn nicht belaste, so vieles bleibt dort doch, dumpf wirkend, in ihm nach und ersehnt die ihm allein gemäße Aussprache — jene seltenste, höchste und feinste Aussprache und Erledigung aller Dinge: die künstlerische. So ist er im Grunde beständig, auch bei voller nervöser Gesundheit, ein wenig von der Gefahr bedroht, unter der schwere Hysteriker stehen: jene Typen von Menschen mit seelisch unverdauten Lebensresten, die auch nur erleichtert zu werden pflegen, wenn glückliche Umstände oder eine glücklich verlaufende Hypnose sie dazu bringen, sich über die Krankheitsursache, von der sie bewußter Weise selbst nichts ahnten, auszulassen, auszutoben, bis sie aus ihrem Gemüt gleichsam hinausgeschleudert worden ist. Hysteriker sind selten heilbar, trotzdem so große, schwere, traurige Erlebnisse bei ihnen auf so trivialem Wege hinwegbefördert werden können; der schaffende Mensch, der große Gesunde, heilt sich selbst, trotzdem in ihm sogar noch die zartesten Eindrücke und subtilsten Ereignisse seines Innenlebens auf keinem der gewöhnlichen und gebahnten Wege, sondern nur auf einem überaus komplizierten, indirekten, von tausend Störungen gefährdeten wie dem des künstlerischen Schaffens, hinan können aus dem

Seelendunkel ans Licht. Sein scheinbares Kranken am Leben ist eben nichts als die Kehrseite seiner Macht über alle Tiefen des Lebens: die verletzliche Sensitivität nichts als ein Werkzeug der alle Dinge besiegenden und durchströmenden hohen Lebensenergie. Er ist nichts weniger als der „Entartete", aber gerade deshalb berührt er sich scheinbar mehr mit ihm als mit dem gesunden Alltagsmenschen, wie er sich mit dem Menschen einer verträumten Siestastimmung durch das Extrem des Gegensatzes näher zu berühren schien als mit den klaren, wachen Einzelstimmungen gesonderten Denkens, Fühlens oder Handelns.

Wo im Künstler Unruhe und Reizbarkeit, Druck und Sehnsucht sich geltend machen, da sind sie sogar schon Symptome, daß er über die schlimmste Wartezeit hinaus ist, — neue Lebenssymptome, wie bei einem genesenden Kinde, das zur Freude der Seinigen nach schlimmer Apathie wieder unartig zu werden beginnt. Wohl schafft er noch nicht, aber „es" schafft, unter der Schwelle seines Bewußtseins, in ihm bereits, es drückt und bohrt und läßt ihn bei keiner Beschäftigung rasten, weil eine jede zwecklos scheint und den stummen, verborgenen Arbeiter da unten in störende Mitleidenschaft ziehen könnte. Endlich umhüllt all sein Wollen und Denken ein dichter Gefühlsnebel, — aber schon kann diesen ein einziger Strahl lichten und lösen! Für den, der sich auch nur ein kleines, bescheidenes Restchen Geduld irgendwie wunderbar erübrigt hat, vermag dieser Moment vor sicherem Sonnenaufgang ein Glück fast ohne Gleichen zu bieten. Und schon ergießt sich dann das volle Licht um ihn, ein Sonnenstrom von Liebe und Wonne, der nicht immer sofort einen bestimmten Gegenstand beleuchtet, sondern zunächst nur warmer Glanz ist, nichts als Wärme und Glanz. Denn im letzten Grunde sind die Gegenstände, an denen er dann wirksam wird, nur Gelegenheitursachen für ihn, sich voll auszustrahlen; in diesem Stadium gibt es einen Augenblick, wo der ganze leuchtende Liebes- und Machtstrom noch zögert, sich endgiltig auf „dies" oder „das" zu wenden, wo eine Entscheidung noch in seinem Belieben zu stehen, und das gesamte Leben, wie eine weite Landschaft harrend, vor ihm dazuliegen scheint. Das ist nur ein Augenblick, den keines Menschen Gedanken klar erfassen, keines Menschen Hand greifen und untersuchen kann, — und doch blitzt in ihm mitunter eine spontane Gefühlserkenntnis davon auf, wie eng verschwistert alle schöpferischen Mächte mit einander sind und wie alle Dinge in ihnen so sehr ihre natürliche Heimat haben, daß Kunst und Leben in einander rinnen, alles Leben schöpferisch künstlerisches Werk, alles Werk unmittelbares Lebensganzes zu werden sich sehnt. Daher erfährt auch von hier aus das ganze Dasein eine solche unmittelbare Beseelung, Befreiung, Erhebung in allen seinen Beziehungen zugleich, als sei die zentralste Lebenstätigkeit im Menschen erhöht und aufgeschlossen und kein Ding beraubt, vielmehr ein jedes bereichert, dadurch, daß an diesem einen Punkt seine schöpferische Kraft sich regt. Und dennoch muß gleich darauf der seelische Prozeß sich eng zusammenziehen zu so unwillkürlicher,

inbrünstiger Wahl seines künstlerischen Gegenstandes, daß nunmehr alle Schaffenskraft in diesen allein eingeht, in diesem allein aufgeht, als läge alles Lebens Seligkeit einzig in ihm beschlossen, — gerade wie gewaltige Liebeskraft, die plötzlich findet, woran sie sich zeugend entladen könnte. So ist es gewissermaßen, als grüße der Schaffende nur einen Augenblick lang, mit einer weiten Geberde, alle Dinge, die stumm harrenden rings um ihn, um alsdann die große schöpferische Alleinheit hinzuopfern für einen Punkt, auf dem er sie in seinem Werk wahr und lebend macht.

Das Werk stellt er nun hin, — eine Lebensgesamtheit im Kleinen, eine organische Totalität, die von ihm unabhängig geworden ist; im Grunde stellt er es hin für sich selbst, damit es zu ihm rede, als eine Erinnerung an seine intimsten Weihemomente. Um dessen willen ist alle Kritik so übel dran und in steter Gefahr, sich selbst zu kritisieren. Denn reden kann das Werk nur zu dem, der gleich ihm disponiert ist und in dessen Seele ähnliche Erinnerungen anklingen. Kommt jemand mit dem besten Willen heran, ist jedoch durch Geistesart, Erlebnisse, Urteilsweisen, Temperamentsgründe oder hundert anderes seelisch nicht darauf eingestellt, so könnte es mit Engelszungen zu ihm reden und bliebe ihm doch stumm; findet sich aber jemand, der aus den selben Ursachen besonders stark disponiert dafür ist, so verhält er sich fortwährend nachschaffend, ergänzend, ohne es selbst zu ahnen, und preist, was er selber . . . fast erschaffen hätte. Der Wert des Werkes wird einzig dadurch bestimmt, ob es lebt, und das kann nur der künstlerisch Volllebende, der im gegebenen Moment auch selbst immer ein unwillkürlich Reicher, Schenkender ist, allein an sich erproben. Deshalb können Kunstwerke so lange mißkannt werden, ohne zu sterben, deshalb Feinde und Freunde haben gleich lebenden Menschen, anziehen und abstoßen wie selbsttätige organische Gebilde, deren Merkmal eben diese Lebenswirkung ist. Mögen viele oder wenige um ein Kunstwerk sein, mögen sie alles oder nur einiges davon in sich zur Resonanz wecken: es bleibt unter alledem intakt und unantastbar, nachdem es seine Aufgabe an seinem Schöpfer schon vollbracht hat, als er es schuf. Man kann von allem Leben als solchem aussagen, daß es im letzten Grunde nicht beurteilbar ist, daß es sich dem kritischen Urteil letzten Endes entzieht, weil man, um kritisch zu urteilen, selbst ein Lebender — das heißt: ein im höchsten Grade Parteiischer — sein muß.

Sieht man an irgend einem Lebensteilchen von dessen Leben ab, so behält man nichts übrig als eine besondere mechanistische Anordnung zerlegbarer Einzelteilchen, deren Zusammensetzung unter Umständen genau nachgemacht werden kann, ohne daß deshalb Leben entstünde: genau so ist am Kunstwerk die „Mache" bis auf jeden Einzelzug nachzuahmen und zu erlernen möglich, ohne daß doch die Wirkung einträte, durch die es „lebt". Wie Leben nur durch bereits vorhandenes Leben weitererzeugt wird und durch nichts anderes herstellbar oder gewinnbar ist, so „lebt" das Kunstwerk, wird

gleichsam immer wieder neu weitererzeugt, lediglich durch den Kontakt dessen, der ihm homogenes Leben entgegenbringt. Wie wir selber alle, besteht es, abgesehen davon, aus kaltem, totem, zerlegbarem Stoff, aus dem all die toten und künstlichen Dinge ebenfalls bestehen. Als wir zum Leben erstanden, da geschah zum Teil etwas uns Verständliches: es ordneten sich Stoffe auf eine neue, besondere Art, — zum anderen Teil jedoch geschah das uns ewig Unfaßliche, daß sie zugleich lebenspendend sich verhielten: dieses Mysterium setzt in seinem ihm selbst unverständlichen Zeugungsrausch der schaffende Mensch geistig fort, — er ordnet lebloses Material durch die geheimnisvolle Beschwörung: „Lebe!" Nun lebt es geistig für den lebenden Geist, der daran vorübergeht; für den, der am gleichen Leben nicht Teil hat, ist es nach wie vor totes Symbol: Papier, Holz, Eisen, Farbe. Denn das ist des Menschen höchstes und letztes Tun: in die leibliche Fortpflanzung allein vermag er sein Höchstes und Letztes nicht zu bergen, in ihr darf er nur anfängliche, eigenwillige Möglichkeiten schaffen und sie dann abwartend, ohnmächtig, in die Entwickelung hineinwerfen, während er selbst ihnen reifer, fertiger gegenübersteht. Im schöpferischen Geistesrausch allein kommt er zu Ende, schafft er ein Letztes und Höchstes, wie ein goldenes Dach über sich, unter dem er sich selbst vollenden kann. Nur das ist ganz Leben von seinem Leben, nur das ist der ganz von ihm beseelte Erdenkloß, — und daher unzugängliches, unantastbares Heiligtum; in den Händen der Verständnislosen, die es zergliedern und benutzen wollen, bleibt es der Erdenkloß, ausschließlich durch den Kontakt mit seinesgleichen wird es immer wieder zum Leben geboren. Gibt es etwas Lebendigeres und Verschwiegeneres, Gütigeres und Strengeres? Wie in den Kirchen und an den Kunstdenkmälern Italiens können selbst Bettler und Arme in einem solchen Heiligtum rasten und dort mittags müde ihre Siesta halten, ohne es zu entheiligen, können Kinder gedankenlos damit herumspielen: sie spielen nur mit Holz, Papier, Eisen, Farbe. Das Symbol allen Lebens wartet von Rausch zu Rausch, von Andacht zu Andacht, schweigt . . . und lebt.

Nachdruck verboten.

# Neue Frauenliteratur.

Von Marie Diers. (Berlin.)

## II.

Es ist schade um das feine, sympathische Buch Ille mihi von Elisabeth von Heyking (Verlag Gebr. Paetel, Berlin), daß es so lang ist. Man schleppt sich etwas gelangweilt durch die ersten beiden Drittel hindurch, bis dann die echte Tragik, das große tiefe Geschehen einsetzt. Den ganzen ersten Band füllt eine recht übliche Ehe- und Ehetrennungsgeschichte, das Unglücklichfühlen einer schwärmerischen jungen Seele in festgefügten feudalen Formen,

ein Thema, das Frida v. Bülow in „Hüter der Schwelle“ besser behandelt hat. Elisabeth v. Heykings Kunst beruht nicht in der Gestaltungskraft, sondern in feinem Stricheln, in blumenhaftem Stimmungszauber voll melancholischer Süße. Und das bedingt ihre Grenzen. — Ille mihi ist ein bitter trauriges Buch. Die arme kleine Ilse leidet beständig unter dem Leben. Erst geht sie ahnungslos in eine Ehe, in die sie nicht paßt, aus der sie sich nur nach den größten Quälereien lösen kann, dann, nach dem kurzen Glück, dem Geliebten fürs Leben anzugehören, beginnt die Nervosität des öffentlichen Lebens. Die erste Ehetrennung lastet auf ihrer beider Ruf, ihr Mann stößt in seiner diplomatischen Karriere auf stete Hemmnisse, die ihn zuletzt aufreiben und seinen Geist verdunkeln. In entsagender Schwermut endet das Buch.

Es sind viele feine Beobachtungen eingeflochten, eine resignierte Weltkenntnis führt die Feder. Nirgends findet sich Schönfärberei, eine Konzession an den Lesergeschmack, eher ein tiefer Untergrund von Bitterkeit, aber versöhnend über allem ein feines, kluges Begreifen.

— — Fast seltsam erscheint es, unter dem Titel: „Neue Frauenliteratur“ ein Buch einzuführen, das jenseit aller Kunstkritik nur auf dem Boden des Tatsachenmaterials steht: Amalie Dietrich; ein Leben, erzählt von Charitas Bischoff. (Verlag G. Grote, Berlin. Pr. 4 M.) Und doch gehört es grade in diese Besprechung hinein, so unabweisbar, wie des Lebens voller Klang je und je in das Weben der Kunst hinüberfließt, trotz aller Proklamationen des l'art pour l'art. Mag der Prinzipienstreit hier noch so starke Wellen schlagen, mögen die Theoretiker wieder und wieder ihre berühmten Kreidestriche ziehn: das Leben läßt sich doch nicht hinaus philosophieren. Sie haben gemeint, es durch Abstraktionen zu besiegen, und plötzlich steht es wieder in lächelnder Selbstverständlichkeit inmitten des Kunstgetriebes. Denn das ist ja am Ende doch die letzte Weisheit: die Kunst, auch in ihrer schwindelnden Höhe, da wo gewöhnliche Menschenaugen ihr kaum mehr folgen können, sie ist ja doch nur ein Kind des Lebens, des harten, nüchternen, ja sagen wir grade heraus: des alltäglichen Lebens. Es ist sogar etwas Wahres in dem Volks-Empfinden, allem l'art pour l'art zum Trotz, daß die Kunst, je naiver, je lebens-näher sie ist, umso stärker und reiner sein wird. Doch auch hier lassen sich Gesetze nicht geben. Auch in den unpopulärsten Abstraktionen finden wir jenes ewig Unbegreifliche, jenes, das sich nicht abgrenzen und festlegen läßt: das Flügelschlagen des Genius.

Das Buch über das Leben der Amalie Dietrich ist kein literarisches Erzeugnis, kein Kunstwerk, — und ist doch wieder eins. Es ist von ihrer Tochter (oder Enkelin?) geschrieben in einer völlig naiven und kunstlosen Einfachheit, die in den Anfängen sogar unbeholfen wirkt, bis hier die großen Gewalten des Lebens der tastenden Schreiberin selber die Feder aus der Hand nehmen und für sich sprechen. Der zweite Teil besteht zudem nicht mehr aus der Erzählung, sondern aus wortgetreu niedergelegten Briefen.

Dies über das Formale. Was nun den Inhalt betrifft, so sollte dies Buch allen Frauen, die ihr Geschlecht hochhalten, wie die Offenbarung einer schlichten Größe und Kraft sein, die aller Herzen und Sinne wachrüttelt: Seht hier, das alles leistete eine schwache Frau! Heute in die Zeit der Frauenarbeit, der Frauenkongresse und Versammlungen tritt diese stille Gestalt. Sie hat mehr gearbeitet, mehr gelitten und in ihrem Beruf, der Naturwissenschaft, vielleicht mehr geleistet als wir alle. Mit Hemmungen unerhörter Art, mit der Verachtung der Nächststehenden beladen, mit bittersten Herzkränkungen, mit Hunger und nackter Not hat sie gekämpft. Und sie war kein Engel, von dem das alles abglitt. Heftig, eigensinnig, ungeduldig, oft verzweifelt, oft allzu impulsiv in ihren Entschlüssen, hat sie sich ihr schweres Leben oft selber noch erschwert.

Malchen Nelle, die immer ein bischen besondere Tochter des Beutlers Nelle aus Siebenlehn i/S., heiratet einen Naturforscher aus dem in Botanikerkreisen hochangesehenen Geschlecht der Dietriche. Ihr lebens- und lernhungriger Geist nimmt seine Interessen mit einer Gier und einer Eindrucksfähigkeit auf, die sie bald zu einer wertvollen Gehilfin des Mannes macht, und ihr das eigne Eheleben, das ohne Spur von jeder weltlichen Freude in Arbeit und Entsagung dahingeht, verklärt. Die Gestalt ihres Mannes ist wenig sympathisch. Dieser tüchtige und übereifrige Gelehrte ist an Herz und Charakter verkümmert. Er läßt seine Frau ein Jammerleben neben sich führen, ist ihrem Wert gegenüber blind, behandelt sie wie sein Arbeitstier, das allein die schweren Tragkörbe mit Pflanzen für ihn auf dem Rücken schleppen, dann im Hundewagen ziehen muß, durchs ganze Land, bis Böhmen und dann wieder nach Holland ans Meer, er verachtet ihre Sorge und Angst um das einzige Kind, das während dieser furchtbaren Reisen bei fremden, oft lieblosen Leuten bleiben muß, wird ihr obendrein auf leichten Sinnenreiz hin untreu und läßt sie schließlich ganz im Stich. Amalie Dietrich lebt jetzt allein mit ihrer kleinen Charitas. Dann kommt nach den schweren Zeiten der glänzende Aufschwung. Die große überseeische Firma Godeffroy schickt sie zur Erforschung der Fauna und Flora nach Australien. Dort arbeitet sie in solcher Weise, daß ihr Name in der Gelehrtenwelt einen Klang bekommt, einige Pflanzen und zwei Wespenarten werden nach ihr benannt, und bei ihrer Rückkehr nach Europa werden ihr hohe Ehrungen zu teil.

In dieser seltsamen Lebensgeschichte interessiert auch das Psychologische sehr stark. Die Fehler der Tugenden finden sich hier getreulich ein. Der energischen, rasch handelnden, unermüdlichen Frau steht eine weiche, unselbständige, etwas indolente Tochter gegenüber, die sich leicht verschwärmt, aber dann wieder ebenso leicht vergißt und allen Eindrücken allzu wehrlos offen steht. Man begreift die ungeduldigen, ja harten Worte der Mutter in den Briefen und empfindet sie doch wieder als unpädagogisch. — Ergreifend und traurig ist die Rückkehr nach zehnjähriger Abwesenheit. Charitas ist aus einem

14-jährigen, von Sehnsucht verzehrten Kinde eine verlobte Braut geworden, die erschrocken und beinah abgestoßen vor der alten gekrümmten Frau mit dem verwitterten Gesicht und der allzu dürftigen Kleidung steht, und wofür diese Frau gearbeitet und ausgeschaut hat, eigentlich ihr ganzes Eheleben hindurch: endlich ungestört mit ihrem Kinde zu leben, — das wird nun doch zunichte. Die Tragik ist jeden großen Lebens liebster Genoß.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die Vignetten von Hans Kruth, die wie eine reizvolle leise Begleitmelodie das Buch durchziehn. —

In eine ganz andere Welt, mit anderen Interessen und Gesichtspunkten führen uns die Memoiren der Marquise de Créquy (Deutsch von C. Lemke. Xenien-Verlag Leipzig), die jetzt zum ersten Mal veröffentlicht sind. Die Marquise de Créquy ist der Typus einer Aristokratin im Stile des ancien régime. Ihre Aufzeichnungen, die für einen Enkel bestimmt sind, der späterhin stirbt, umfassen die Zeit von der Regierung des Sonnenkönigs bis zu dem Auftreten Napoleons I. Besonderes rührend und reizend mutet es an, daß einst dem vierzehnjährigen Mädchen Ludwig XIV. galant die Kinderhand küßte und später, nach 85 Jahren, Bonaparte, über dessen Parvenütum die alte Aristokratien heimlich lacht, der Greisin „die armen, hundertjährigen, eingetrockneten Finger" küßt. Die Revolution mit allen Schrecken ist über sie dahingegangen, sie hat im Gefängnis unter den entsetzlichsten Zuständen gelitten, ist nur durch einen Zufall vor dem Karren und der Guillotine bewahrt, und noch fühlt man ihren Aufzeichnungen die Haltung an, die sie nie verlassen hat. Ja, es zuckt oft wie ein feiner, hochmütiger Humor selbst über die Schreckenstage hin.

Die Marquise hat die ganze Einseitigkeit und Abgeschlossenheit ihrer Kaste. Im Punkt der Moral und der katholischen Kirche ist sie von unbestechlicher Strenge. Ihre ganze Liebe gehört dem Hof und der Person Ludwigs XIV., obwohl es damals schon die berüchtigten Zeiten der Maintenon waren. Eine besondere Verachtung widmet sie dem Kaufmannsstand, denn der Handel erscheint ihr als eine inferiore Beschäftigung. „Für mich gibt es nichts, was mir antipathischer und niedriger erscheint. Dann ist mir Plünderung und Zerstörung noch lieber als diese berechnende Art, sich Vorteil zu verschaffen." Auch dem Bürgerstand im allgemeinen, den sie eigentlich erst im Kerker kennen lernt (Mad. Roland), bringt sie Mißtrauen und Abneigung entgegen. „Die Bauern sind mir lieber." Wenn ihr jemand unsympathisch ist, kargt sie nicht mit abfälligen Bemerkungen und scheut sich durchaus nicht vor kleinen Klatschgeschichten. So hören wir sie über „Madonna", die Pfalzgräfin Liselotte, die sie „Madame Sauerkraut" tituliert, und über Voltaire, den kleinen Arouet, herziehn. Später über den Finanzminister Necker, den sie verabscheut, und dessen Tochter, Mad. de Staël. Dagegen kennt ihre Vergötterung des Hofes keine Grenzen, was sie indessen nicht hindert, bei einer Begegnung mit der Dubarry tadellose Haltung zu zeigen. Eine natürliche Güte

und eine feine, französische Eitelkeit, die noch die Greisin hindert, sich unvorteilhaft vor gewöhnlichen Soldaten zu zeigen, sind sehr charakteristisch. Interessant sind auch ihre Anmerkungen über die Mode, die damals grade den verhängnisvollen Übergang vom Rokoko ins Empire und danach in den wilden Reigen der Stilmischungen antrat; ebenfalls ihre Auffassung der politischen Lage, der Finanzwirtschaft, der Nationalversammlung, aus dem Gesichtswinkel der Aristokratin alter Schule gesehn.

Alles in allem haben wir hier das unverfälschte Bild eines rein erhaltnen Typus, der sich seine Eigenart unverwirrt erhalten hat. Man mag getrost über einzelne Äußerungen lächeln oder sich entrüsten, es bleibt immer eine ganz besondere Freude, einer so abgeschlossenen Einheitlichkeit zu begegnen, besonders wenn sich wie hier eine ganze sturmbewegte Zeit, mehrere Generationen umfassend, in dem Bilde spiegelt. . . . .

Wenn wir nun auf das Berufsfeld der Frau blicken, so hebt sich aus der Fülle des Materials heute ein Beruf hervor, der bisher verachtet, vielfach übersehen und allen Zufällen überlassen, jetzt durch eine steigende Kultur aus dem Dunkel herausgezogen wird: der Beruf der Bühnenkünstlerin. Schon der diesjährige, in Berlin tagende Frauenkongreß widmete dieser brennenden Frage ein spezielles Interesse. Es ist, als ob plötzlich die Allgemeinheit sähe, wieviel hier versäumt worden ist und daß man in unbegreiflicher Nachlässigkeit Zustände hat wachsen lassen, bis sie inmitten wohlgehegter Kulturverhältnisse einen Schandfleck bilden.

Zwei umfangreiche Werke kommen uns dabei zu Hilfe, das eine vom sozialen, national-ökonomischen, das andre vom persönlichen Standpunkt aus. Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen, eine Untersuchung über ihre wirtschaftliche Lage von Dr. Charlotte Engel Reimers (Verlag Duncker und Humblot, Leipzig). Dieses Werk, das sich auf die bekannten Umfragen von 1907/08 stützt, gibt ein erschöpfendes Bild dieses Berufs nach allen Seiten hin. Im ganzen ist es trübe: die Unsicherheit, die mit dem einseitigen Kündigungsrecht verbunden ist, das den Schauspieler bindet, dem Direktor aber freie Hand läßt, dann wieder die rasende Überarbeitung, die unerhört schlechten, ja oft polizeiwidrigen Garderobenverhältnisse. Und würdig schließt sich an alle Misere noch das Agentenwesen an. Glücklicherweise ist durch das Gesetz von 1910 hier wenigstens ein kräftiger Riegel vor die schrankenlose Ausbeutung geschoben, aber doch stehen dem Agenten noch immer Gebühren zu, die in keinen Einklang zu seiner Maklerarbeit zu bringen sind.

Man kann bei allen Trübseligkeiten ja einen Vorbehalt machen: das Künstlerproletariat hat es überall elend. Aber hier treten noch die für diesen Stand eigentümlichen Arbeits- und Gesellschaftsverhältnisse hinzu, die einerseits Versuchungen, andrerseits Anforderungen (Toilette) bringen, die in den anderer Künsten nicht vorhanden sind.

Das Buch ist nicht nur zuverlässig und übersichtlich, es ist auch interessant geschrieben. Selbst die Statistik, dieser unentbehrliche Kompaß im Wirrwarr der Einzelerscheinungen, verliert hier ihre sonstige Dürre. Aus ihren Angaben heraus springen Lebensgeschichten, Lebensverhältnisse, oft in erschütternder Wucht, zuweilen solche, denen der Humor und die Komik nicht fehlt. Dem ruhigen Bürger, der sein festes Einkommen hat, muß das Dasein dieser Menschen oft vorkommen, wie das Leben auf einem Krater. — Außerordentlich glücklich ist die Anordnung in dem Statistikenmaterial. Wir erhalten Einblick in die Einkommen-, Familien-, Altersverhältnisse, in die Fragen, ob die Gage ausreichend, ob Zuschuß nötig ist, ob Ersparnisse gemacht werden, ob Nebenerwerb betrieben wird, ob selber Unterstützung geleistet wird etc. Interessant ist auch die Feststellung der Verhältnisse, aus denen die Schauspieler kommen.

Dies Buch war eine Notwendigkeit. Es geht nicht länger an, daß wir bei uns Zustände dulden, die aller Kultur und allgemeinen Fürsorge Hohn sprechen. An keiner Stelle und in keinem Arbeitsverhältnis scheint auch die sonst so rege Polizei-Aufsicht zu versagen wie hier. Daß die städtischen Verwaltungen es zulassen können, wie z. B. den Balleteusen Monatsgagen von 10 M. gezahlt und sie dadurch direkt auf die Schande angewiesen werden, ist schwer zu verstehen. Daß sie es dürfen — muß aufhören! Und dazu ist die Aufklärung weiter Kreise bitter nötig. Man muß rufen: die Blicke her auf diesen Punkt! Hier muß Wandel geschaffen werden, und er ist möglich durch ein paar gesetzgeberische Striche, einfach mit dem Einfügen der Bühnenverhältnisse in die schon bestehenden Arbeitsordnungen.

Nicht alle Schauspieler werden damit einverstanden sein; sie lieben ihre Sonderstellung, selbst wenn sie ihnen ungezählte Leiden bringt. Gewiß hängt auch der Nimbus, der diesen Stand umgibt, mit dieser Absonderung zusammen. Er wird dann eben fallen müssen, und die Kunst selbst kann nur dadurch gewinnen. Unter den Schauspielern selbst macht sich jetzt auch schon, besonders in großen Städten, eine Umbildung bemerkbar. Sie hören auf, Zigeuner zu sein, und werden Bürger. Auch das kommt den jungen Mädchen zu statten, die heute zur Bühne gehen, ohne daß man sich davor verschließen kann, daß es heute noch eine beängstigende Sache ist, wenn sich ein unerfahrenes, phantastisches Ding, den Kopf voller Illusionen und unklarer Ideale, in diesen Strudel stürzt. Es wird fast nie gut abgehn.

Eine traurige Aufklärung hierüber schafft uns das zweite Buch: Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin von Helene Scharfenstein (Verlag Rob. Lutz, Stuttgart.) Es ist mit Unterdrückung der Namen- und Ortsangaben ein gewährleistet echtes Bild wirklicher Vorkomnisse, freilich zumeist an Provinzbühnen. Wir sehen ein gebildetes, temperamentvolles Mädchen, eine Pastorentochter und ehemalige Lehrerin, die nicht einmal mit verschwommenem Idealismus, sondern mit kritisch kühlem Kopf, ihrer starken

Begabung folgend, zum Theater geht und unter Zuständen, die nur eine unverantwortliche Indolenz der Behörden und der Gesellschaft möglich macht, auf die abschüssige Bahn gerät. Mit einer erschütternd stolzen Ehrlichkeit konstatiert sie selber den innern Rückgang ihrer Persönlichkeit Zug für Zug. Die Hilfe und verhältnismäßige Sicherung ihrer Lage am Schluß ist persönliches Erlebnis, nicht typisch, und hat daher für die allgemeine Beurteilung keinen Wert.

— — Ein Grund für viele Unzuträglichkeiten, ebenso wie für viele Untugenden dieses Standes (die bekannte Selbstüberhebung, Prahlsucht, der Mangel an Korpsgeist etc.) ist ohne Zweifel die Unbildung. Hier liegen mehr Hemmungen, als man denken sollte. Grade das Theater, das doch die höchsten Güter vermitteln soll, darf sich nicht an das Talent allein halten. Die Härte, einen bestimmten Bildungsgrad, sowohl vom Manne als vom Mädchen zu fordern, würde sich in jeder Weise lohnen, zum gesellschaftlichen und zum pekuniären Heil des ganzen Standes.

Nachdruck verboten.

# Die Maschine.

Novelle von Frances Külpe. (z. Z. Berlin.)

Langsam, mit müden schweren Schritten, stieg der Postbeamte Terenti Afanassjewitsch Morosow die knarrenden Stufen zu seiner Stube empor. Die fünfte Treppenstufe ächzte ärgerlich auf, wenn er darüber hinschritt, die einundzwanzigste aber pflegte jämmerlich mit langgezogenem Ton zu quieken, wie eine arme Menschenseele in angstvoller Pein. Terenti Afanassjewitsch wurde darüber heute Abend ungehalten, zum ersten Mal seit siebzehn Jahren, und nachdem sein Fuß die einundzwanzigste Stufe beschritten, trat er mit dem Absatz noch einmal derb auf sie zurück, wie um ihr einen Denkzettel zu verabfolgen. Wieder in gedämpftem Tone gab die Stufe den wohlbekannten Jammerlaut von sich und Terenti Afanassjewitsch murmelte ingrimmig: „Nun ja, da hast du 's!"

Die Stiege war dunkel, und das ganze ärmliche Treppenhaus roch nach frischer Seife und gekochtem Sauerkohl. Auf der sechsundzwanzigsten Stufe blieb Terenti Afanassjewitsch stehen und suchte in seinem abgetragenen Uniformrock nach dem Schlüssel. Mit dem sicheren Griff einer langjährigen Erfahrung schob er ihn in das rostige Schloß, wendete zweimal um und stieß die Tür auf.

Ein muffiger Geruch von kaltem Zigarettenrauch schlug ihm entgegen. In der Ecke flackerte das winzige Flämmchen vor dem Muttergottesbilde, durch den Luftzug neugierig gemacht, auf und versank wieder gleichmütig in sein öliges Element. Terenti Afanassjewitsch hing seine Mütze an den Nagel, griff mechanisch nach Streichhölzern, die stets auf der rechten Seite eines rohgearbeiteten Bücherbords lagen, und zündete seine Lampe an.

Von dem Bett erhob sich mit krummem Buckel ein grauer Kater, steilte den buschigen Schwanz und sprang zierlich auf den Boden, auf seinem Wege achtsam die umhergestreuten Zigarettenenden und angebrannten Zündhölzchen vermeidend. Mit einem heiseren freudigen Miauen rieb das alte Tier seinen dicken Kopf an der ausgefransten Hose seines Herrn.

Terenti Afanassjewitsch bückte sich und streichelte den Kater. „Nu, nu, Wassjka!“ brummte er, und ein freundlicher Schimmer flog über das düstere melancholische Gesicht.

Jetzt schlurrte etwas die Stiege hinauf. Mit dem Ellenbogen stieß eine unsaubere alte Frau die Türe auf und brachte eine dampfende Messingteemaschine ins Zimmer.

„Guten Abend!“ sagte sie mürrisch.

„Guten Abend, Jelisaweta! Warum hast du die Stube nicht ausgefegt?“

„Wir haben eine neue Mieterin bekommen, — da gab es zu tun genug.“

„Und gelüftet hast du auch nicht?“ fuhr er ärgerlich fort — „Was soll denn das heißen? Schämst du dich nicht?“

Mit einem Ruck setzte die Alte die Teemaschine auf den Tisch, wischte mit ihrer blauen rotgeblümten Schürze einige Wassertropfen von dem blinkenden Metall, blies mit dem zahnlosen Munde zum Überfluß auf die glimmenden Kohlen und sagte resolut und böse:

„Zu schämen ist da nichts, Terenti Afanassjewitsch, — mehr als schinden kann sich der Mensch nicht, und geschunden hab ich mich heute genug.“

„Nu, nu,“ sprach begütigend Terenti Afanassjewitsch — „glaubst du etwa, du habest dich allein zu schinden? Briefquittungen zu schreiben und Postmarken zu verkaufen ist wohl keine Schinderei — he? Morgen sind's siebzehn Jahr, daß ich nichts anderes tu.“

Besänftigt blieb die Alte stehen und sah zu, wie Terenti Afanassjewitsch seine Kommode aufschloß und zwei zinnerne Büchsen vor sich auf den Tisch stellte. Vom Bücherbord nahm er eine Teekanne, die einen abgebrochenen Henkelstumpf naseweis und fragend vor sich streckte, und zwei blaugeränderte Tassen. Er öffnete die eine Büchse und schüttete nach Augenmaß Tee in die hohle Hand und dann in die Kanne, goß siedendes Wasser hinein und stellte die Kanne auf das Zugrohr der Maschine. Seine Bewegungen waren langsam und bedächtig, und während seiner Hantierungen senkte sich eine blauschwarze pomadisierte Haarsträhne, die er vorsorglich über sein linkes ausgeflossenes Auge gekämmt trug, und verschob sich. Die tote Augenhöhle zwischen den entzündeten Lidern schien verschrumpft und schmerzlich hervor. Düster und glänzend brannte dagegen das gesunde Auge unter der schmalen gelben Stirn und dem schiefgescheitelten Haar, so als trage es ein doppeltes Leben in sich. Aufmerksam verfolgte sein Blick eine feine Dampfsäule, die sich durch das Luftloch des Maschinendeckels drängte und wirbelnd emporwand.

Aus seiner Rocktasche nahm Terenti Afanassjewitsch ein Paket mit Zwieback und ein zweites mit Rauchfleisch, wickelte das Papier sorgfältig auseinander und öffnete die andere Blechbüchse, die als Zuckerdose diente, dann schob er einen zweiten Stuhl an den Tisch, setzte sich und goß den Tee in die Tassen. Drei Stückchen Zucker legte er vor sich hin, drei Stückchen drückte er in die runzlige braune Hand der Alten, reichte ihr die Tasse und sprach: „Nun wohl bekomm's, Jelisaweta, gute Nacht und geh mit Gott!“

„Gute Nacht, Terenti Afanassjewitsch“, murmelte die Alte — „Gott vergelts.“ Leise schlurrte sie mit ihrer Tasse Tee zum Zimmer hinaus, nicht ohne zuvor ein Stück Zucker in den zahnlosen Mund zu schieben. Der Kater schien nur auf ihr Verschwinden gewartet zu haben. Mit einem Satz sprang er auf den anderen Stuhl, setzte sich gravitätisch und funkelte seinen Herrn mit den hellgrünen Augen unentwegt an.

Methodisch belegte Terenti Afanassjewitsch drei Zwiebacke mit Fleisch-

schnitten und begann langsam zu essen und seinen Tee zu schlürfen. Ab und zu seufzte er kurz auf, und jedesmal spitzte Wassjka dazu lauernd die Ohren. Einen Zwieback, den ihm der Postbeamte hinreichte, griff der Kater zierlich und lässig mit einer Pfote, zerstückte und verschlang ihn gemächlich, während die blitzenden Augen im Vorgenuß des Fleisches gierig flackerten. „Da — Raubtier, — einen!" sprach Terenti Afanassjewitsch, und schon war auch die Fleischscheibe von den gierigen Zähnen gefangen, gepackt und hinuntergeschlungen.

Nachdenklich betrachtete Terenti Afanassjewitsch das Tier. „Ich muß dich kürzer halten," knurrte er aus dem Mundwinkel hervor, — „diese Gier ist halbwegs unanständig, mein Lieber. Ja — alle Tage nur Braten, das wäre nach deinem Geschmack!" Er gab ihm einen freundschaftlichen Puff.

Schmeichelnd duckte Wassjka den Kopf in die strafende Hand und rieb sich schnurrend daran hin und her.

Willenlos blieben die Finger des einsamen Mannes auf dem glatten weichen Fell liegen und bogen sich krauend auf und nieder. So mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein.

Da erhob sich Terenti Afanassjewitsch mit einem Ruck, stellte die Teemaschine auf den Boden neben die Tür, die Tasse daneben, und verschloß die Blechdosen und die beiden Pakete. Aus seiner Rocktasche nahm er ein kleines Päckchen und ein abgenutztes Portemonnaie hervor, überzählte den dürftigen Inhalt des Geldbeutels und löste die Papierhülle.

Ein neuer Federstiel aus Hartgummi und ein Päckchen Stahlfedern rollten heraus.

„Vierundzwanzig Federn — hm!" brummte er. „Und endlich ein neuer Federhalter! 'S war, weiß Gott, Zeit dir einen anzuschaffen! Andere Leute haben Kalender, um ihre Zeit zu berechnen, du aber, Terenti Afanassjewitsch, du hast Federn. Wozu brauchst du einen Kalender? Geht nicht ein Jahr nach dem anderen hin, genau wie das vorige? Und immer so weiter? Zwei Stahlfedern verbrauchst du im Monat, und hast du keine mehr, so ist das Jahr wieder um."

Wie ein Kind hatte er die blanken Federn in Figuren auf der roten Tischdecke ausgebreitet, legte sie immer wieder zu neuen Figuren zusammen und betrachtete sie mit wehmütiger Selbstironie.

Da klapperte es auf der Stiege. Drei feste kleine Schläge pochten an die Tür, und ehe Terenti Afanassjewitsch herein rufen konnte, ging sie auf.

Ein junges Mädchen in rotwollener Bluse und schwarzem Rock schaute mit lachenden Augen in die Stube und rief: „Ich bin seit heute Ihre Nachbarin! Daß Sie Terenti Afanassjewitsch Morosow heißen, habe ich schon von Jelisaweta gehört, — mein Name ist Nadeshda Pawlowna Smirnowa, und ich bin gekommen Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

Überrascht war Terenti Afanassjewitsch aufgestanden. „Sehr erfreut" — sagte er zeremoniell, „bitte, treten Sie doch näher, — womit kann ich Ihnen dienen?"

Sie war an den Tisch getreten und brach in ein helles Lachen aus. „Das ist aber komisch!" rief sie fröhlich. „Sie besitzen ja in Fülle, wonach ich schmachte. Können Sie mir ein paar Federn borgen, am besten auch einen Federhalter dazu? Ich habe nämlich noch zwei Dutzend Schulhefte zu korrigieren."

„Sie brauchen Federn", — sprach Terenti Afanassjewitsch betreten, „ja, hm, ich habe mir soeben welche besorgt."

„Das sehe ich allerdings", sagte das junge Mädchen neckend, „und ich sehe auch, daß Sie sich wie meine Schüler der untersten Klasse vergnügen, Geduldspielchen damit zusammenzustellen."

Nun mußte auch Terenti Afanassjewitsch lächeln.

„Wissen Sie, Nadeschda Pawlowna — Geduldspiele sind das allerdings, aber anders als Sie meinen. Die vierundzwanzig Stahlfedern repräsentieren meinen Kalender. Alle Monate verbrauche ich zwei, — muß ich da nicht Geduld haben, bis der Vorrat zu Ende ist? Sehen Sie, wir haben jetzt März, nicht wahr? Im Mai bin ich schon um vier Federn ärmer. Daß es da draußen blüht und die Vögel singen, geht mich nichts an, denn ich habe ja nichts davon. Was kann nicht alles passieren in der Zeit! Wir können eine neue Duma bekommen oder einen Ministerwechsel, mein alter Wassjka kann sterben, oder unser Postgebäude kann durch eine Bombe in die Höhe fliehen. Die Anzahl meiner Federn wird dadurch nicht geringer. Eine eingestellte Arbeitsmaschine bin ich mit so und so viel Verbrauch an Tinte, Papier und Schreibmaterial, und eine Arbeitsmaschine bleibe ich bis zu meinem letzten Atemzuge. Nach mir kommt eine andere, und wieder so fort..."

Ein maßloses Erstaunen malte sich auf dem jungen frischen Gesicht — „Ja, das... ist etwas anderes", sagte Nadeshda Pawlowna, „dann darf ich Sie natürlich nicht berauben. Aber" — sie streckte ihm eine kleine feste Hand hin, — „Sie tun mir wirklich leid, Sie sind ein Pessimist."

Er schüttelte melancholisch das blauschwarze Haupt:

„Diese Bezeichnuug ist viel zu vornehm für mich. Ich bin einfach eine Arbeitsmaschine, — es gibt Maschinen verschiedener Art, ich bin eben eine menschliche Maschine. Nein", wehrte er ab, als sie widersprechen wollte, — sagen Sie nichts, es ist so und wird so bleiben. Vor siebzehn Jahren, sehen Sie, — da war ich noch ein Mensch, — ich fühlte und redete wie ein Mensch, — ich konnte noch nächtelang wach liegen und mir die Fäuste an der Mauer wund schlagen, weil mir, gerade mir das Unglück mit dem Auge passieren mußte. Wir saßen schwatzend in der Frühstückspause im Postkontor. Es wurde, ich weiß nicht worüber, gestritten, — mit einem Male flog ein Federstiel, von einer läppischen Hand geworfen, durch den Raum und gerade mir ins Auge. Er war nicht für mich bestimmt gewesen. Der dumme Bursch hatte sich nichts Böses dabei gedacht, nu, — aber mich hats getroffen.

Seitdem, sehen Sie — nennen sie mich den Schweigsamen. Mich anzureden haben sie eine Scheu, und seitdem bin ich zur Maschine hinabgesunken. Es gibt bessere, sage ich Ihnen, wenigstens äußerlich kompletter und hübscher anzusehen, — eine gewissenhaftere und besser funktionierende gibt es gewiß nicht. Sehen Sie, morgen habe ich mein siebzehnjähriges Dienstjubiläum, — es weiß niemand darum, da Sie aber heute abend mit Ihrem frischen Gesichtchen zu mir gekommen sind und mich alten Sonderling so geduldig angehört haben, so nehmen Sie nur von den Federn, so viele Sie wollen, und seien Sie froh, daß diese spitzen blanken Dinger noch keine Maschine aus Ihnen gemacht haben."

Mit großen horchenden Augen hatte Nadeshda Pawlowna gelauscht. Ein schmerzliches Staunen, ein ahnendes Erfassen, ein lebhaftes Mitleiden malte sich nacheinander in ihren beweglichen Zügen.

„Das ist schrecklich traurig", sagte sie leise — „macht Ihnen denn aber Ihre Arbeit als solche keine Freude?"

„Freude?" Er stützte den Ellenbogen auf das Bücherbord und legte

das Haupt in die hohle Hand. „Macht es einem Gefangenen Freude, wenn er heute einen großmächtigen Haufen Sand hierhin und morgen wieder zurückkarren muß? Ist es nicht völlig gleichgültig, wo der Sandhaufen liegt? Kann es mich interessieren, ob und wem ich heute für 80—90 Rubel Marken verkaufe und für wen ich eine ziemlich feststehende Anzahl von Quittungen für eingeschriebene Briefe verfertige? Gibt es eine geistestötendere Arbeit? Ja — am ersten des Monats, mit jeder neuen Feder — ich gestehe es, überkommt mich ein gewisses Peinlichkeitsgefühl, und ich bemühe mich die Quittungen sauber und in einer schönen deutlichen Handschrift hinzustreichen, — aber . . . . der Eifer dauert nicht lange, versichere ich Sie, die Feder wird nur allzubald rostig und die Schrift ist so büreaukratisch unleserlich wie nur möglich."

„Aber" — das junge Mädchen schlug die Hände zusammen — „ist Ihnen denn garnicht zu helfen?"

Er schüttelte wieder den Kopf. „Geholfen wird mir erst sein, wenn ein anderer an meiner Stelle die Feder ergreift und die inkomplette Maschine zu Grunde gegangen ist."

Jetzt packte sie der Zorn. Sie warf energisch den hübschen nußbraunen Kopf zurück und sagte heftig: „Aber um Gotteswillen, so seien Sie doch ein Mann, — weshalb machen Sie sich von der Stelle nicht los und ergreifen einen anderen Beruf? Ich würde lieber Holz hacken an ihrer Stelle!"

„Mein liebes Fräulein, Nadeshda Pawlowna," sagte er weich. „Ihr Unmut überrascht mich nicht im geringsten. Aber auch hier, sehen Sie, hat mir das Schicksal einen Riegel vorgeschoben. Ich hatte einen Zwillingsbruder, den ich lieb hatte; er starb vor sechzehn Jahren, und ich habe seiner Witwe und drei unmündigen Kindern helfen müssen. Als Holzhacker hätte ich das nicht gekonnt, jetzt aber kann ich ihnen die Hälfte meines Einkommens, fünfundzwanzig Rubel monatlich zuwenden."

Sie stand unbeweglich da und hielt den Kopf gesenkt. Um ihre Mundwinkel zuckte es und in ihre hellbraunen Augen traten Tränen.

„Verzeihen Sie", sagte sie, „ich bin kindisch und ungerecht gewesen, ich möchte Ihnen so sehr gern helfen können."

„Sie helfen mir ja schon, aber gewiß," versicherte er, als er eine hoffnungslose Geberde ihrer Hand bemerkte, „Sie haben mir heute unbeschreiblich wohl getan, schon dadurch, daß Sie mich anhörten. Ich feiere heute in Wahrheit mein siebzehnjähriges Jubiläum, und diesmal wird meine Feder länger deutlich schreiben."

„Du liebe himmlische Gerechtigkeit!" seufzte sie, „Und mir machen Federn eine so große Freude. Ich könnte gar nicht ohne sie existieren."

„Korrigieren Sie Helfte so gern?" fragte er teilnehmend.

Sie lachte ein wenig verlegen. „Nun ja, mitunter, aber Sie waren so offen zu mir, da will ich Ihnen auch von mir erzählen. Ich schreibe nämlich Geschichten für Jugendzeitschriften — und sehen Sie — das macht mich so glücklich."

Er sah sie lange an. „Das freut mich, daß Sie glücklich sind", sagte er einfach. „Wie kamen Sie darauf, Geschichten zu schreiben?"

Mit lebhafter Wichtigkeit entgegnete sie: „Das will ich Ihnen erzählen. Ich hatte eine gute Bekannte, sie war viel älter und viel erfahrener als ich; sie war an einer Redaktion tätig und schriftstellerte auch selbst. Ich hatte einen ungeheuren Respekt vor ihr, und einmal, da las sie mir eine ihrer Er-

zählungen vor. Da wurde mein Respekt geringer" — sie lachte schelmisch. „Was Marja Dimitrjewna kann, kann ich am Ende auch, nur Mut, dachte ich, setzte mich eines Abends hin, probierte, strich aus und probierte wieder — und endlich war meine Erzählung fertig. Ich schreibe ja — nur Kindergeschichten, und in meiner Klasse, sehen Sie, ist jedes Kind mir in seiner Weise interessant. Ich erlebe ja täglich drollige oder auch rührende Geschichten mit ihnen und habe sie allesamt lieb, die Häßlichen und die Hübschen, die Faulen und die Fleißigen, die kleinen Einfältigen und die Gescheiten. Uninteressant und gleichgültig ist mir keines. Die Freude, als ich meine erste Erzählung gedruckt las! Mir war, als hätte ich eine goldene Medaille erhalten und als müsse ein jeder sie mir ansehen! Terenti Afanassjewitsch" — sie hielt plötzlich inne und sah ihn mit leuchtenden Blicken an — „wenn Sie's doch auch versuchten, das Schreiben, meine ich. Ihr Leben würde so viel froher und reicher werden."

„Ich!" Er schüttelte mit einer traurigen kleinen Grimasse den Kopf. „Ich könnte nur eine Geschichte schreiben, meine eigene. Und die würde keinem Menschen Freude machen. Je weniger ich an meine eigene Geschichte denke, desto besser, . . . . aber, ich will Ihnen etwas sagen; es würde mich interessieren, Ihre Erzählungen kennen zu lernen. Wenn Sie sie mir einmal vorlesen wollten . . ."

„Aber natürlich! Von Herzen gerne!" rief sie freudig. „Gleich morgen abend um acht, wenn es Ihnen recht ist."

Er reichte ihr die magere nervige Hand hin. „Es ist mir recht", sagte er mit schmerzlichem Lächeln, „und morgen feiere ich den frohesten Tag seit siebzehn Jahren, denn ich habe etwas, worauf ich mich freuen kann wie andere Leute auch. Und nun, tun Sie mir den Gefallen, Nadeshda Pawlowna, und nehmen Sie von den Federn, so viele Sie wollen."

„Auf keinen Fall!" rief sie lebhaft — „Ich will Ihnen Ihren Kalender nicht verkürzen."

„Aber Sie täten mir damit den größten Gefallen! Denken Sie bloß, wie schön das wäre!" scherzte er. „Übrigens sind ja Federn überall erhältlich."

Sie nahm mit spitzen Fingern eine der Stahlfedern, probierte sie an ihrem rosigen Daumennagel und sagte ernsthaft: „Sie ist zwar ein wenig hart für mich, desto besser, ich habe heute gelernt, wieviel Hartes es im Leben gibt. Möge sie meine Auffassung von Leben vertiefen helfen! Vielen Dank, Terenti Afanassjewitsch, und gute Nacht."

„Gute Nacht, Nadeshda Pawlowna! Er sah ihr mit warmem Blick in die sonnigen nußbraunen Augen und öffnete die Tür. Leicht lief sie die Treppe hinunter.

„Welch ein Glückskind sie ist! Nicht einmal gequiekt hat die einundzwanzigste Stufe!" murmelte er versonnen und seufzte.

Noch lange blieb er vor seinem Tisch sitzen und starrte in wachen Träumen auf die Tür, durch die das junge Mädchen gegangen war.

Am nächsten Tage beging er in aller Stille sein siebzehnjähriges Dienstjubiläum und überraschte alle Postbeamten durch die gänzlich unmotivierte Bemerkung, daß heute schönes Wetter sei.

„Ja, haben Sie denn geschlafen?" rief ihm einer der jüngeren Beamten zu. „Seit vier Tagen schon hatten wir einen seidenblauen Himmel und strahlenden Sonnenschein, und heute gerade wird es wieder trübe." Da verfiel Terenti Afanassjewitsch in seine frühere Schweigsamkeit und beugte sich tief über seine Quittungen, mit zitternder Hand und ungewöhnlicher Pedan-

terie schrieb er sie sorgfältig aus und setzte seinen Namenszug mit einem verwegenen Schnörkel darunter.

Heute Abend hatte Wassjka alle Ursache mit seinem Herrn unzufrieden zu sein. Nach vollbrachter Abendmahlzeit hatte der Kater sich gemächlich auf seinem Stuhl zurechtgesetzt und erwartete mit behaglichem Schnurren die tägliche krauende Liebkosung, — da schob ihn eine unsanfte Hand vom Stuhl, und hastig, mit gesenktem Kopf begann Terenti Afanassjewitsch im Zimmer auf und abzuwandern. Dabei zog er alle fünf Minuten die Uhr. „Ich Narr!" murmelte er, „ich alter Narr!"

Da raschelte es auf der Stiege, wieder ertönten die bekannten drei kleinen Schläge. Terenti Afanassjewitsch riß die Tür auf und vor ihm stand mit ernstem Gesicht die junge Lehrerin.

Sie trug ein Manuskript in der Hand. „Verzeihen Sie die Verspätung", sagte sie, „ich komme mit schlechtem Gewissen zu Ihnen."

Er sah sie ungläubig an. „Das paßt nicht zu Ihnen", meinte er mit einem halben Lächeln und rückte den Stuhl, auf dem der Kater gesessen, ganz unnötigerweise zur Seite, — „bitte, nehmen Sie Platz."

Sie setzte sich, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand. Mit ernsten großen Augen sah sie zu ihm auf.

„Ihre traurige Geschichte hat mich nicht schlafen lassen", begann sie schüchtern — „immer standen Sie als Knabe vor mir, und ich mußte mir vorstellen, wie Sie als Kind gewesen sind. Ich habe einen kleinen kränklichen Zögling in der Klasse, der mich an Sie erinnert, kurz" — sagte sie entschlossen, — „ich habe mir eine Kindergeschichte aus Ihnen zurecht gelegt — und darum, sehen Sie, habe ich ein schlechtes Gewissen."

Überrascht fuhr er auf. Sein großes dunkles Auge brannte in düsterem Feuer.

„Maschine und Material!" sagte er bitter, „das stimmt wieder zusammen. Lesen Sie!"

Vorwurfsvoll ruhte ihr Blick auf ihm. Mit einer stolzen kleinen Geberde warf sie den Kopf zurück, entfaltete das Manuskript und las.

Ein einsames grübelndes Kind, das dazu prädestiniert schien, sich um alle Lebensfreude zu bringen, dem es an Entschlußfähigkeit gebrach, sozusagen ein Instrument mit einer zersprungenen Saite, — das war der Inhalt der kleinen Geschichte. Schlicht und kunstlos war sie erzählt, aber die Gestalt des Kindes war anschaulich erfaßt und gemütvoll wiedergegeben und lebte wirklich. Ein seltsamer glücklicher Instinkt hatte die Erzählerin dabei geleitet: Terenti Afanassjewitsch erkannte sich tatsächlich selbst.

Das Herz pochte ihm schwer bis an den Hals hinauf. Den dunklen Kopf hielt er über die gekreuzten Arme gesenkt und wagte kaum zu atmen. Die schwarzblaue Haarsträhne verdeckte gewissenhaft das tote Auge und zitterte leise. Ab und zu nickte er vor sich hin. „Ja, ja, so war es", murmelte er dumpf, und bei einer Stelle, als die Vorleserin das Elternhaus des Knaben beschrieb, fuhr er auf und rief lebhaft: „Nein, nein, so war es nicht — hinter dem Flur, neben der Speisekammer lag die Treppe, die zum Boden hinaufführte, und dort, hinter einer alten Kiste saß ich und schrieb an unseren Schulaufgaben, während mein Bruder draußen im Walde den Vögeln nachstellte . . ." Mit einem Male hielt er erschrocken inne — „Ja, was rede ich denn . . .?" stammelte er verwirrt, „wie konnten Sie denn wissen? Sie haben mich beschrieben, als ob Sie mich damals gekannt hätten — und ich

bin doch doppelt so alt wie Sie. Auf die Räumlichkeiten kommt es ja nicht an, mit einem Wort: ich bin es selbst, ich bin es wahrhaftig selbst!"

Scheu blickte sie zu ihm hin und fuhr hastig fort zu lesen. Ihre Stimme klang gepreßt und unklar. Die tragische Prädestination des Kindes erfüllt sich mit unerbittlicher Konsequenz. Aus einem unbedeutenden Anlaß hervor entsteht ein Konflikt, dem der zartbesaitete Knabe nicht gewachsen ist. Sein lebhafter Bruder hat ihn aus Übermut zu einem dummen Streich verleitet, die Unart hat üble schwere Folgen, die strafende Gerechtigkeit naht, und ehe sie die Knaben ereilt, nimmt der ältere derbe Bruder Reißaus, der Jüngere aber rennt besinnungslos, von Entsetzen geschüttelt, über den Badesteg und stürzt sich in den Teich. Tot wird er herausgezogen.

Die Geschichte war zu Ende. Eine bange Stille legte sich drückend über die Stube. Terenti Afanassjewitschs Kopf war tief auf seine Arme gesunken. Sein Körper zuckte krampfhaft. Erschrocken saß Nadeschda Pawlowna da. Sie war ganz blaß geworden. Was hatte sie angerichtet!

„Terenti Afanassjewitsch!" rief sie mühsam, „Was ist Ihnen? Um Gotteswillen, so sagen Sie doch ein Wort!"

Hastig richtete er sich auf. Sein Gesicht war verstört. Das lodernde gesunde Auge stand voll Tränen. Ungeschickt wischte er darüber hin.

„Sie haben ja so recht! Recht haben Sie vollkommen!" stöhnte er. „So, gerade so hätte es damals kommen sollen! Wie viel Leid und Qual wäre mir erspart geblieben!"

„Terenti Afanassjewitsch!" rief das Mädchen flehend — „Vergeben Sie mir, ich hätte Ihnen die Erzählung nicht vorlesen sollen. Ich wußte ja nicht, daß sie so wahr ist."

Er stand auf und biß die Zähne aufeinander.

„Ja ja . . ." murmelte er, „wahr ist Ihre Geschichte, wahrer als Sie gedacht haben. Ob sie gut geschrieben ist, das kann ich Ihnen nicht sagen, davon verstehe ich nichts, ich bin kein gebildeter Mensch, aber wahr ist sie, erschreckend wahr, wahr bis ins Mark."

Mit großen Schritten begann er, unbekümmert um ihre Gegenwart, in der Stube auf und abzugehen. Die Hände hielt er an seine Stirn gepreßt.

Mit angstvollen großen Augen folgte ihm Nadeshda Pawlowna, endlich stand sie auf und berührte seinen Arm.

„Terenti Afanassjewitsch," sagte sie leise und bittend, „Terenti Afanassjewitsch, Sie sind krank! So darf das nicht weiter gehen mit Ihnen. Sie versündigen sich an sich selbst. Ich habe ja auch andere, heitere Geschichten . . . und die will ich Ihnen auch vorlesen, ja? Und dann sehen Sie — wollen wir einmal zusammen etwas unternehmen, Sonntags einmal einen Spaziergang ins Freie, oder eine Bootfahrt — nicht wahr? Ich bin doch einmal Ihre Nachbarin, und ich habe Sie nun auch ein wenig kennen gelernt, da wollen wir denn auch zusammenhalten und gute Freunde werden. Sie sollen wieder Freude am Leben haben, und ich will Ihnen dazu helfen!

Er war stehen geblieben und hörte ihr zu, als brächte sie ihm Botschaft aus einer lichteren Welt.

„Freude am Leben . . .", wiederholte er leise, „und Sie wollen mir dazu helfen!"

Dann ergriff er mit beiden nervigen Händen ihre kleine feste Rechte und drückte sie mit einer Leidenschaft, vor der sie erschrak. „Ja, Nadeshda Pawlowna, geben Sie mir Freude am Leben!"

Von diesem Abende an hatte die junge Schullehrerin einen Zögling mehr, und wahrlich, sie hatte nie einen anhänglicheren, willigeren und dankbareren Schüler gehabt. Nie aber auch hatte sie zuvor in der schwersten aller Künste, in der Kunst zu leben, unterrichtet. Sie begann damit, daß sie ihm täglich von ihren kleinen Erlebnissen in der Schule erzählte, ihm ihre Schulkinder in ihrer Eigenart einzeln schilderte. Bald war Terenti Afanassjewitsch unter ihren Schülern vorzüglich orientiert und erkundigte sich mit melancholischem, halb pfiffigen Lächeln, ob der dumme Koko Dubinin wieder eine einfältige Antwort gegeben, und was Wawa Skworzow heute für einen dummen Streich ausgeheckt habe. Sie las ihm oft ihre kleinen Erzählungen vor, wählte aber nur heitere, harmlose Sachen; manchmal brachte sie ihm einen frischen Strauß Feldblumen ins Zimmer, und sie hatte alle Ursache mit der Freude zufrieden zu sein, die ihr Erscheinen verursachte. Eins aber hatte die junge Lehrerin nicht beabsichtigt: sie hatte den gemütskranken Melancholiker gelehrt, sie zu lieben, und das tat er mit glühender Inbrunst. Zwar sprach er nie davon, aber ein Blinder hätte das fühlen müssen, und Nadeshda Pawlowna war scharfsichtig genug.

So war der Mai mit seiner jungen Blütenpracht ins Land gezogen und klopfte auch mit siegessicherem Finger an die Tore der Stadt.

An einem Sonntag Nachmittag schritt Terenti Afanassjewitsch mit hocherhobenem Haupt und peinlich gebürstetem Rock, in seinem Herzen ein ungläubiges feierliches Staunen, an seiner Seite die anmutige jugendliche Lehrerin, ins Grün hinaus. Es war wirklich und unstreitig wahr: er ging mit ihr spazieren, mit ihr, die ihn lehrte, Freude am Leben zu haben.

Um die Vorstadt wand sich in silberglänzender Bläue der stattliche Fluß, drüben jenseit der Floßbrücke ragte eine uralte Windmühle mit mächtigen Flügeln in den blauen Frühlingshimmel hinein; den Horizont begrenzte ein dunkler Tannenwald, von seidenweichem hellem Birkengrün durchzittert. Lachende maigrüne Wiesen voller goldgelber Butterblumen, Löwenzahn, jungem Klee und himmelblauer Veronika breiteten sich wie bunte Teppiche zu beiden Seiten der Fahrstraße dahin.

Nadeshda Pawlowna trug ein helles rosa Waschkleid und einen breiten weißen Strohhut, summte fröhlich vor sich hin und war eifrig damit beschäftigt, einen Kranz aus jungen Kleeblüten zu flechten. Terenti Afanassjewitsch mußte ihr die Blumen dazu halten und er tat es mit einer Vorsicht, als seien sie allesamt aus Porzellan und müßten durchaus zerbrechen, wenn sie zu Boden fielen. Sein tiefdunkles Auge ruhte mit einem Ausdruck verhaltener bewundernder Inbrunst auf ihr.

„Ist das nicht ein köstlicher Frühlingstag, Terenti Afanassjewitsch?“ sagte das junge Mädchen und sog den erquickenden Wiesenduft tief ein. „Der Frühling macht mich immer ganz wild, wissen Sie. Alle meine Schulbücher möcht ich zum Fenster hinaus werfen! Das Geschichtenschreiben will mir auch nicht gelingen, — es sind immer zu viele auf einmal da, sehen Sie, und jede Geschichte zeigt ein anderes Gesicht. Da wird denn nichts draus. — Nun, warum sprechen Sie denn nicht? Sie gehen ja dahin wie ein Nachtwandler, — halten Sie doch die Blumen nicht so fest, Sie zerdrücken sie mir. Erzählen Sie mir etwas.“

Ein träumerisches durstiges Lächeln spielte um seine schmalen Lippen. Er atmete tief auf.

„Ich habe zu viel zu sagen, Nadeshda Pawlowna.“

„Sie sehen ja aus, als sei Ihnen etwas Besonderes passiert. Nur heraus damit!"

„Allerdings," sagte er stockend. „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich sehr glücklich macht. Von meiner Schwägerin, der Witwe meines Bruders. Mein ältester Neffe — er ist jetzt mündig geworden, hat eine auskömmliche Anstellung erhalten! die Mutter zieht zu ihm, und man bedarf also meiner Unterstützungen nicht mehr. Vor drei Monaten, Nadeshda Pawlowna, hätte mich dieser Umstand völlig gleichgültig gelassen, ich habe mich ja an mein eingeschränktes einförmiges Leben gewöhnt und brauchte nichts — jetzt aber..." er stockte wieder und sah sie mit verzehrenden Blicken an.

Sie blickte flüchtig auf. Eine helle Röte überzog ihr Gesicht. „Nun so gratulier ich!" rief sie. „Von Herzen. So sind Sie also ein freierer Mann, können sich eine nettere Wohnung mieten, Urlaub nehmen, eine Reise machen..."

„Nadeshda Pawlowna," sagte er vorwurfsvoll — „Sie wollen mich nicht verstehen."

Schweigend und verlegen gingen sie nebeneinander her.

„Hören Sie," sagte das junge Mädchen in gezwungenem Ton. „Auch ich habe Ihnen etwas Freudiges zu erzählen. Wir machen nächste Woche am Donnerstag einen Schulausflug. Die Lehrer sollen auch alle dabei sein, und nachher wird im Freien getanzt."

„Wo?" fragte er einsilbig.

„Da — hinter dem Tannenwald ist eine Restauration, es sind gute fünf Werst."

„Und ich sitze derweil in meinem Kontor und schreibe Quittungen," sagte er bitter.

„Nehmen Sie eine neue Feder, dann gehts besser!" neckte sie.

Er schüttelte trübe den Kopf.

„Hören Sie," begann sie gutmütig, „Sie sind ein ganz unausstehlicher griesgrämiger Patron. Anstatt sich mit mir zu freuen, sind Sie neidisch. So lernt man nicht Freude am Leben," fuhr sie schulmeisterlich fort. „Aber da ich nun doch Ihre gute Freundin bin, will ich Ihnen einen Vorschlag machen. In acht Tagen haben wir Pfingsten, Sie sind dann nachmittags frei, und wenn Sie hübsch artig sind, wollen wir uns zunächst drüben im Wäldchen treffen, — dann speisen wir im Restaurationsgarten — etwas ganz Delikates, — saure Milch und Hühnerbraten oder Krebse, und nachher machen wir eine Bootpartie. Das soll schön werden, nicht wahr?"

Sie klatschte in die Hände und sah ihn mit glücklich strahlenden Augen an. Der Kranz fiel zu Boden.

Er bückte sich und hob ihn auf. Übermütig nahm sie das Gewinde und legte es um seine Mütze.

„So, jetzt sehen Sie aus wie ein Wiesengott!" rief sie lustig.

„Ein schöner Wiesengott mit einem ausgelaufenen Auge!" sagte er grob.

„Nein, wie sind Sie heute unliebenswürdig! Ich mache Ihnen die schönsten Vorschläge, und Sie sagen nicht einmal danke."

„Danke!" brummte er bitter.

Wieder schritten sie stumm neben einander her, sie hing sich an seinen Arm. „Terenti Afanassjewitsch, hören Sie zu: am zweiten Pfingstfeiertag haben Sie nachmittags auch keinen Dienst — nicht wahr?"

Er schüttelte den Kopf. „Natürlich nicht."

„Wie wärs, wenn wir da zusammen eine Ausfahrt machten — so mit

einem Dreigespann? Gott, wie lange habe ich mich danach gesehnt! Seitdem die Eltern tot sind, bin ich nie wieder mit drei Pferden gefahren!"

Sein Auge leuchtete in heimlichem Feuer auf.

„Verzeihen Sie mir, Nadeshda Pawlowna," sagte er reumütig, „ich bin ein grober ungebildeter Mensch — ja, einen Ausflug machen wir, soweit Sie wollen, wohin Sie wollen, mit dem schönsten Dreigespann, das wir auftreiben können, weit, weit ins Land hinein, — in die Welt hinaus — und bei Morgengrauen, wenn der Frühnebel auf den Wiesen liegt, kehren wir wieder und sehen die Sonne aufgehen .... Seit meiner Kindheit sah ich keinen Sonnenaufgang!"

Er hatte erregt, leidenschaftlich gesprochen und drückte ihren Arm.

Sie gingen längs den Wiesen hin auf einem eingetretenen Fußwege, — da nahte sich ihnen in hastigem Lauf quer über die Wiese ein großer Hund.

Er hatte den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, den großen buschigen Kopf zu Boden gesenkt. Schaum und Geifer rannen ihm über die Lefzen.

„Ein toller Hund!" schrie Nadeshda Pawlowna entsetzt und flüchtete sich hinter ihren Begleiter.

Aber im Augenblick hatte Terenti Afanassjewitsch die zierliche Mädchengestalt hoch in die Arme gehoben und schritt ruhig im Zickzack auf die andre Seite der Landstraße — das Tier sauste scharf an ihm vorüber.

Schwer atmend ließ er sie aus seinen Armen gleiten. —

„Ach, wie bin ich erschrocken!" keuchte sie, „danke tausendmal! Hatten Sie denn gar keine Furcht."

„Um mich? Nein!" murmelte er, „jedenfalls werde ich mir zu unserem nächsten Spaziergang einen Revolver anschaffen."

Sein düsterer Blick verfolgte spähend das dahinrasende Tier, das in der Ferne immer kleiner und kleiner wurde, — als schwarzer Punkt strich es nur noch über die glänzende grüne Wiese.

„Kehren wir um!" sagte Nadeshda Pawlowna weinerlich — „Ich bin müde!"

Und langsam, Arm in Arm schritten sie der Stadt entgegen. — —

Die folgenden Tage verliefen einförmig, ohne besondere Abwechslung. Wohl kam Nadeshda Pawlowna des Abends zu ihrem Freunde, sie blieb aber nur ein Viertelstündchen, trank eine Tasse Tee mit ihm, klagte über Kopfweh und war zerstreut und einsilbig.

Am Vorabend des Schulausfluges klopfte Terenti Afanassjewitsch an ihre Tür. Er hielt einen großen Strauß Maiglöckchen ungeschickt in seinen Händen.

„Verzeihen Sie, daß ich einzudringen wage — —" sagte er unbeholfen, „aber zum morgigen Feste ... da habe ich Ihnen die Blümchen gebracht, — vielleicht denken Sie dann während des Tanzens ein wenig auch an mich."

Sie saß, an einem weißen Mousselinkleide nähend, auf ihrem Bett und sprang eilig auf.

„Aber Terenti Afanassjewitsch!" sagte sie lachend — „was machen Sie denn für Geschichten!"

Sie nahm den Strauß entgegen und versenkte ihr hübsches Näschen in die Blumen.

„Aber was ist denn das hier?"

Um die Blumenstengel war ein schmaler silberner Reif befestigt.

„Ein ... ein Armbändchen - " stotterte er verlegen, „ich hoffe, es ist nicht zu breit für Ihr Handgelenk ... bitte legen Sie es doch an!"

Sie war jäh errötet. „Aber nein . . . Terenti Afanassjewitsch!"

„Aber ja, Nadeshda Pawlowna „. . . ich bitte . . . behalten Sie es . . . als Zeichen der Freundschaft . . ." flehte er.

„Der Freundschaft . . !? Nun ja!"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Wie Sie mich verwöhnen, Terenti Afanassjewitsch!"

„Weil ich Sie . . . verehre!" sagte er hastig. „Und nun, auf Wiedersehen — viel Vergnügen!"

„Auf Wiedersehen!" rief sie, und hinauf stolperte er seine knarrende Stiege. Die fünfte Stufe gab einen ärgerlichen knarrenden Ton von sich, die einundzwanzigste aber ächzte jämmerlich auf, wie eine arme Menschenseele in angstvoller Pein. „Schweig Du nur!" brummte er vergnügt, „Du alte Unglücksunke — durchgesetzt hab' ich meine Sache doch!"

Am Donnerstag abend wartete Terenti Afanassjewitsch in fieberhafter Spannung auf seine junge Freundin. Zweimal bereits hatte er die für sie bestimmte Tasse Tee ausgetrunken, soeben schüttete er eine frische Portion Tee in die Kanne und stellte sie sorgfältig auf das Zugrohr.

Da hörte er leichte Schritte . . . . . „Herein!" rief er, noch ehe das energische Klopfen ertönt war.

Im weißen Kleide, holdselig in Lieblichkeit und Jugend stand die kleine Lehrerin vor ihm, welke Maiglöckchen im Gürtel. Das Armband blinkte um ihr Handgelenk.

„Ach, Terenti Afanassjewitsch!" rief sie — „Es war wunder-wunder-wunderschön!"

Sie warf sich auf den Stuhl, von dem soeben Wassjka mit einem erschreckten Satz gesprungen war, faltete die Hände im Schoß und blickte träumerisch vor sich hin.

Er betrachtete sie lange. Sein Auge brannte in verzehrendem Feuer. „War es so schön?" fragte er heiser. „Haben Sie viel getanzt?"

„Furchtbar viel!" rief sie und fuhr plötzlich erschreckt zusammen. „Ich bin durstig, Terenti Afanassjewitsch, haben Sie keinen Tee für mich?"

Mit zitternden Fingern schenkte er ihr die Tasse voll.

„Sie haben schon getrunken?" fragte sie erstaunt.

„Ich wartete schon lange auf Sie. Mit wem . . . mit wem haben Sie denn am meisten getanzt?" sprach er, ohne sie anzusehen, und rührte lärmend in seinem Tee, obwohl sich darin kein Zucker befand.

„Ach, mit allerlei jungen Leuten," sagte sie ausweichend, „die Kinder waren auch so vergnügt. Wawa Skworzow war natürlich in seiner Ungeschicklichkeit auf die Nase gefallen und hatte sich das ganze Gesicht zerschunden, da haben wir ihm denn Kompressen gemacht und ihn trösten müssen."

„Wer — „wir"?" fragte er.

„Nun Doktor Dubassow, der Schularzt — und ich – er ist ein Neffe unserer Vorsteherin."

„Ist er jung?"

„Jung und gescheit, und so lustig."

Eine lange Pause . . . . . .

Langsam schlürfte sie ihren Tee. Plötzlich brach sie in ein kleines nervöses Lachen aus.

„Es war doch manches zu komisch!" sagte sie.

„Was, zum Beispiel?"

„Unser Arithmetiklehrer Nikolai Iwanowitsch Gurin und Doktor Dubassow hatten mit einander gewettet, wer länger Kopf stehen könne — nun standen sie da, beide die Beine in der Luft, die Köpfe blutrot — und zählten, — zu komisch war das. Nikolai Iwanowitsch hat dabei so häßliche krumme Beine!"

Wieder brach sie in ein krampfhaftes Lachen aus.

„Nun, und gewann er die Wette?"

„Wo denken Sie hin? Natürlich gewann sie der Doktor und mit Glanz."

Wieder ein langes Schweigen.

Nadeshda Pawlowna stand auf und reckte mit einer anmutigen Bewegung ihre Arme hoch. „Ich bin todmüde, Terenti Afanassjewitsch, gute Nacht."

Er sah sie traurig an. „Gute Nacht, Nadeshda Pawlowna, schlafen Sie sich gehörig aus. Sie haben mir übrigens so lange nichts vorgelesen."

„Ach was — ich habe ja auch nichts geschrieben. Ist denn der Frühling zum Arbeiten da?"

„Nein, zum Tanzen und Spazierengehen", sagte er ironisch. — „Also Pfingstsonntag um vier treffen wir uns beim Wäldchen, nicht wahr?"

„Ja ja", sagte sie zerstreut und reichte ihm die Hand, „gute Nacht, Terenti Afanassjewitsch."

Sie war gegangen, und mit ihr war alle Helligkeit aus der düsteren Stube verschwunden. Lange noch saß Terenti Afanassjewitsch auf, neben ihm behaglich schnurrend Wassjka, und mechanisch krauten seine Finger das dichte graue Katerfell . . .

Pfingstsonntag wars und fünf Uhr. An den Stamm einer mächtigen Tanne gelehnt, stand Terenti Afanassjewitsch schon seit einer vollen Stunde und wartete. Von seinem etwas erhöhten Standpunkt konnte er die Landstraße übersehen, und glühend sog sich sein Blick an den wandelnden Punkten fest, die sich darauf bewegten. Verzweifelt schüttelte er immer und immer wieder den Kopf. Für den stillen webenden Waldeszauber hatte er keinen Sinn. Ein Eichhörnchen kletterte verwegen in den Ästen über ihm hin und her, sah mit seinen blanken Äuglein listig auf den einsamen regungslosen Mann und bewegte ungeniert kauend die Kiefern. Grüngoldner Sonnenschein tropfte in Flecken und Bündeln durch das Gezweig schräg auf den moosigen Boden. Blank und silberweiß hoben sich die schlanken Stämme der Birken von dem dunklen Tannengrund, und leise und liebkosend fuhr der laue Wind durch ihr zitterndes hellgrünes Gezweig. Weit in der Ferne lag im Nachmittagssonnenglanz die Stadt, vom Fluß umwunden.

Geisterhaft wie ein Schemen streckte die alte Windmühle ihre regungslosen Flügel in die Luft, und zwischen den grünen Wiesen schritten paarweise oder zu dreien festfreudige Städter.

Nun wurde der Ausdruck in Terente Afanassjewitschs düsteren Zügen starr und hart.

Er hatte eine weiße Gestalt erkannt, die langsam neben einem feingekleideten Städter durch den Wiesengrund dahinwandelte. Jetzt blieben die beiden jungen Leuten stehen, und Nadeshda Pawlowna bückte sich eifrig und suchte Blumen. Auch der junge Mann ging Blumen pflückend hinter ihr her. Sie schüttete ihm ihren Vorrat in den Arm und begann lässig ein Kränzlein zu winden. Plaudernd blieben sie hin und wieder stehen.

Terenti Afanassjewitschs Züge verzerrten sich.

„Der junge Wiesengott!" brach es bitter bei ihm los.

In furchtbarer Spannung haftete sein Blick auf den beiden fernen Gestalten.

Ächzend griff der einsame Lauscher sich an die Brust — fröhlich schwenkte der junge Mann dort seinen Hut: ein Kränzlein saß daran.

Wieder standen die beiden still, plauderten und lachten.

Eine fahle Blässe bedeckte das Antlitz Terenti Afanassjewitschs.

„Genug!" murmelte er heiser.

Mit langen schleichenden Schritten wand er sich um die Bäume herum und verschwand hinter dem Restaurationsgarten.

Als das Pärchen sich der Restauration genähert hatte, jagte Terenti Afanassjewitsch auf einer gemieteten Reitdroschke in rasender Eile die Landstraße hinab, zur Stadt zurück.

Diesen Abend hielt er sich in seinem Zimmer eingeschlossen. Um neun Uhr ertönte das wohlbekannte Pochen an seiner Tür. Terenti Afanassjewitsch aber öffnete nicht. Er schrieb beim Lampenschein an einem Brief.

Am nächsten Morgen in aller Frühe strich ein Mann in funkelnagelneuem grauem Zivilanzug vor der Wohnung Nadeshda Pawlownas umher. Leichtfüßig kam das junge Mädchen gegangen. Sie stutzte, als sie ihn sah, erschrak und trat eilig auf ihn zu.

„Terenti Afanassjewitsch — ich suchte Sie . . . ich wollte gerade zur Post . . . ., warum . . . warum haben Sie mir einen so sonderbaren Brief geschrieben?"

Er sah sie mit bitterem Lächeln an. „Warum? . . . Weil ich eingesehen habe, daß eine Arbeitsmaschine nicht mehr Mensch werden kann. Suchen Sie nächstens Menschen zu erlösen, Nadeshda Pawlowna, keine Maschinen, Sie werden gewiß Erfolg haben."

Sie preßte die Hände in einander. „Terenti Afanassjewitsch," sprach sie angstvoll, „Sie sind mir böse . . . ich versichere Sie, ich hatte unsere Verabredung in den Tod vergessen, erst um sechs fiel sie mir ein, und Sie waren ja nicht da!"

„Ich weiß . . ." sagte er düster — „ich war nicht da."

„Aber heute," rief sie flehend, „heute fahren wir doch miteinander aus, nicht wahr?"

„Nein!" sagte er hart, „heute gehe ich allein spazieren. An Gesellschaft wird es Ihnen ja nicht fehlen."

„Um Gotteswillen, wie reden Sie nur? Was ist Ihnen nur? Sie haben ja Dienst — warum sind Sie in Zivil? Sie könnten Unannehmlichkeiten haben!"

„Warum soll ich nicht in Zivil gehen? Ich will einmal leben, wie andere Leute auch. Soll mich denn die verhaßte Uniform jede einzelne Stunde meines Lebens daran erinnern, daß ich bloß eine Maschine bin? Ich will auch einmal im Leben Mensch sein, Nadeshda Pawlowna."

„Terenti Afanassjewitsch!" schrie das junge Mädchen schluchzend. „Ach bitte, bitte vergeben Sie mir! Sprechen Sie nicht so entsetzliche Worte!"

„Kompromittieren Sie sich nicht, Nadeshda Pawlowna, und lassen Sie mich meinen Spaziergang machen."

„Ich lasse Sie nicht!" schrie sie verzweifelt und hing sich an seinen Arm.

„Droschke!" rief er heiser einem vorüberfahrenden Kutscher zu.

Er schwang sich hinein, schob das weinende Mädchen mit sanfter Gewalt bei Seite und rasselte vorwärts die Straße hinab.

„Ins Wäldchen, beim Restaurationsgarten!" murmelte er mühsam dem Kutscher zu.

Am anderen Morgen erschien Terenti Afanassjewitsch abermals nicht zum Dienst. Man fand ihn im Wäldchen — tot.

Nur wenige Zeilen in seiner Tasche — an sie. „Nehmen Sie sich Wassjkas an und behalten Sie den Kalender einer müden Maschine, die sich zu lieben vermaß."

Im Zettel — ein Päckchen Stahlfedern.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Eine Reise Kaiser Alexanders I. in Estland im Jahre 1804.

In Form einer ungedruckten Reihe von Manuskripten hat der verstorbene Archivar Rußwurm eine Sammlung von Kollektaneen hinterlassen, die für die Personen-Geschichte Estlands aus älterer Zeit höchst interessante kulturelle Bedeutung haben. Rußwurm hat auch einen Bericht niedergeschrieben, den der Pastor Mickwitz zu Leal über einen Besuch Kaiser Alexander I. auf seinem Pastorat im Jahre 1804 aufgezeichnet hat. Die überaus ansprechende Form dieser historischen Miniatur-Bilder, die ein glänzendes Zeugnis für den Patriotismus und die geradezu innigaufrichtige Begeisterung der Estländer für die lichtvolle Gestalt ihres jungen Monarchen darbieten, wünsche ich hier dem Leser als Beweis wahrhaft patriarchalischer Beziehungen zu entrollen, die den Kaiser von Rußland mit seinen Untertanen in Estland verbunden haben. Die Kollektaneen Rußwurms befinden sich in der Bibliothek der Estländischen literärischen Gesellschaft in Reval. Ich gebe den erhaltenen anschaulichen Bericht in unverkürzter Form in nachfolgendem Wortlaut wieder.

Alexander von Bodisco. (Reval.)

Im Jahre 1804 besuchte Kaiser Alexander Estland, besichtigte am 12. Mai morgens in Hapsal das daselbst stationierte Kasansche Küraſſier-Regiment und reiste von dort nach Arensburg und Pernau. Auf der Durchfahrt verweilte er eine gute halbe Stunde im Pastorate Leal, während die Equipagen für ihn und sein Gefolge mit frischen Pferden bespannt wurden. Der damalige Prediger Mickwitz hat in der Kirchenchronik folgende Nachrichten darüber hinterlassen: „Am 7. Mai abends erschien der Polizeibeamte Hofrat Benedikt Witte mit dem Leibkoch Seiner Majestät und verkündete, daß Seine Majestät am 12. mittags aus Hapsal in Klein-Ruhde eintreffen und um 5 Uhr im Pastorate Leal zum Tee sein werde. Sämtliche Eingepfarrte waren in Reval, um den geliebten Landesherrn dort zu sehen, nur die Generalin von Strandmann auf Schloß Leal mit ihren Kindern war zu Hause. Da aber der Hofraum auf dem Schlosse zu klein und die Abfahrt von da unbequem war, so hatte der Gouverneur das Pastorat zum Absteigequartier gewählt, weil dort auf der Straße Platz für die Menge der Equipagen war. Mit der Frau Generalin und mit den Bewohnern des Fleckens Leal wurde nun Rat gehalten, was zum Empfange des Monarchen geschehen solle. Die Frau Generalin gab zur Verschönerung des für den Kaiser bestimmten Zimmers einen schönen

Bucharischen Teppich, der die ganze Diele bedeckte, auch Möbel und Teeservice. Aus Pernau wurde von der Frau von Peter Harder, bei welcher der Monarch bei seiner Durchreise wohnen sollte, vom besten Tee zu 8 Rubel das Pfund ein Viertelpfund geholt nebst Apfelsinen. Die Bewohner des Fleckens arbeiteten Tag und Nacht an einer Ehrenpforte und an Geländern von derselben bis zur Anfahrt und stellten sie der Kirchhofs-Pforte gegenüber quer über die Heerstraße auf. An das zum Aufenthalt für den Monarchen bestimmte Zimmer stieß ein zweites, in welchem ein Altar, mit Nesseltuch besteckt und mit einem Baldachin von gleichem Zeuge versehen, so angebracht war, daß er beim Eintritt in das Vorzimmer durch eine Reihe der Zimmer gesehen werden konnte. Auf dem Altar stand die, mit einer Rosen-Guirlande umgebene, Büste des Kaisers und an der anderen Fläche des Altars war ein ovales Medaillon von rosenfarbenem Atlas angebracht, auf welchem folgendes, in aller Eile von dem Kandidaten Steingräber verfertigtes Gedicht mit großen Buchstaben geschrieben stand:

Schmeichler erhoben schon längst mit dem Namen des Großen den Fürsten,
Aber wen nannten sie groß? Wen? den Verwüster der Welt!
Kann der entweihete Mann, kann der den Fürsten noch ehren,
Der im wahresten Sinn Vater des Vaterlands ist?
Der seinem Volke den Frieden und dessen erwünschtesten Segen:
Freieren Geistesgenuß, sicheres Eigentum schenkt?
Der mit sorgsamem Ernst für das Recht der Niederen wachet,
Der sich dem Frevelnden streng, milde dem Fehlenden zeigt.
Der mit forschendem Blick das Verdienst erkennt und belohnet!
Der mit segnender Huld lindert des Elenden Not!
Der, voll gütigen Dranges zu beglücken, den Tag für verloren
Achtet, an welchem er nicht Ströme von Wohltun ergoß!
Diesen Fürsten — kann ihn der Name des Großen noch ehren?
Der, statt Väter, so oft Geißeln der Völker uns nennt!
Nein! Ihm bestimmen die richtenden Göttinnen schönere Namen
Sich! Ihn nennt die Vernunft weise, die Menschlichkeit gut.

Ein anderes Gedicht von demselben Verfasser enthält eine Danksagung der Schuljugend für die Allerhöchst erteilte, neue, vollkommene Schul-Verfassung, war auf ein breites rosa Atlasband mit Tusche geschrieben und sollte von meinem fünfjährigen Sohn Christoph auf einem Kissen von weißem Atlas dem Monarchen überreicht werden. Es lautete:

Zürne nicht, bester Monarch, daß der Mund eines Kindes es waget,
Dir zu stammeln den Dank, den unsere Herzen Dir weihn!
Ach wir alle sind Kinder! Uns allen mangelt die Sprache,
Unerreichbarer! Dir, würdig zu bringen den Dank.
Wer erzählt, welche Fülle des höchsten, des herrlichsten Segens,
Bild der Gottheit, von Dir über Dein Reich sich ergoß?

Wer ermißt das Glück, das für die fernesten Jahre,
Menschenbeglücker! von Dir ahnet Dein jauchzendes Volk!
Deine Taten würdigt dereinst die kältere Nachwelt,
Preist in Marmor und Erz künftigen Völkern Dein Lob.
Aber von uns genüge Dir nun dies stumme Entzücken!
Dieses Seufzen zu Gott, diese Tränen des Danks.

Vor der Eingangtür des Pastorats war eine, zwei Stufen hohe, bretterne Diele mit Bänken gelegt, deren Einfassung mit grünen Zweigen und Blumen verziert wurde. Einige adlige Fräulein waren ganz gleich weiß gekleidet und mit Myrten und Blumen bekränzt, ebenso auch mein Söhnchen. Im Saale waren von der Ritterschaft Erfrischungen und Getränke aufgestellt. Der Morgen des unvergeßlichen 12. Mai, eines Donnerstages, verkündete einen warmen, heiteren Tag. Gegen Mittag gingen schon mehrere Wagen vom Gefolge des Monarchen durch Leal nach Werder, wo der Kaiser die Nacht zubringen sollte. Die Menge von Schießpferden und Menschen sammelte sich auf dem freien Platze zwischen der Kirche, dem Kruge und der Straße. Hakenrichter und Kreis-Kommissare trafen ihre Anordnungen. Um 3 Uhr nachmittags arrivierte der General-Gouverneur, Graf von Buxhöwden, besah Alles, beruhigte uns wegen der ärmlichen Anstalten, gab uns Verhaltungs-Regeln und eilte weiter nach Werder. Gleich darauf erschienen die Eingepfarrten beiderlei Geschlechtes und mehrere Herren und Damen der Umgegend, unter diesen die Schwester des General-Gouverneurs. Frau von Burmeister von Lode, und Oberst von Buxhöwden mit seiner Gemahlin, geborenen von Maydell. Dann kam der Ritterschaftshauptmann von Rosenthal, der Landrat von Pattkull, Landrat von Löwenstern, Landrat und Staatsrat von Derfelden zu Klosterhof. Alle stiegen vor der Ehrenpforte aus dem Wagen und gingen mit entblößtem Haupte durch dieselbe. Um halb 5 Uhr sahen wir die Kaiserliche Kalesche, mit 8 Schimmeln von Klein-Ruhde bespannt, nebst anderen Equipagen vom Schloßberge herabkommen. Vor dem Schloßberge hielten sämtliche Equipagen, der Kaiser stieg aus, sowie die Herren vom Gefolge, und näherte sich zu Fuß der Ehrenpforte. Hier traten ihm der Ritterschaftshauptmann und die Landräte, die ihn von Reval aus über Baltischport und Hapsal begleitet und mit ihm in Klein-Ruhde zu Mittag gespeist hatten, entgegen und bewillkommneten ihn. Sie stellten ihm den alten Staatsrat von Derfelden vor, mit welchem als dem Bruder des Generals Otto von Derfelden der Monarch sich freundlich unterhielt. Im Gefolge des Kaisers waren Fürst Wolkonsky, Fürst Liewen, Fürst Adam Czartorisky, General von Suchtelen und der Leibarzt, wirklicher Staatsrat von Wylie. Während die ganze Gesellschaft dem Pastorat sich näherte, hatten die jungen Damen mit ihren Blumenkörben sich vor der Anfahrt rangiert; im Vorzimmer stellte der Obrist von Buxhöwden die anwesenden Herren und Damen so auf, daß zwischen der Menschenmenge ein breiter Durchgang zum Zimmer des Kaisers offen blieb. Ich

stellte mich mit meinem Sohne vor der Tür dieses Zimmers auf. Feierliche Stille und eine ehrfürchtig freudige Stimmung herrschte sowohl unter der, im Zimmer Kopf an Kopf stehenden, als unter den Fenstern und auf der Straße zusammengedrängten Menschenmasse. Als der Kaiser dem Pastorat sich näherte, gingen die jungen geschmückten Damen vor ihm her, seinen Weg mit Blumen bestreuend. Freundlich grüßte der Monarch, den Hut in der Hand, zu beiden Seiten die Menge der Versammelten. Endlich trat er in das Haus und schritt auf sein Zimmer zu. Da trat ich mit pochendem Herzen ihm einen Schritt entgegen. Er blieb stehen, und seine bezaubernde Persönlichkeit gab mir Mut, Ihm, soviel ich mich erinnere, folgende Anrede zu halten:

„Das Glück, Ew. Majestät in unserer Mitte zu sehen, erfüllt alle Anwesenden mit Gefühlen, die keine Sprache in Worte zu kleiden vermag. Jedes Gesicht, von Entzücken und unnennbarer Freude glänzend, spricht deutlicher, als Worte es vermögen, aus, was das Herz an diesem unvergeßlichen Tage fühlt. Das zum Himmel gerichtete Auge verkündet das, aus dem Innersten zu Gott steigende Flehen: Schütze und erhalte lange das teure Leben des geliebten Monarchen! Überschütte Ihn mit jeder Art von Segnungen! Das ist die Huldigung, die wir Ew. Majestät heut darbringen, Geruhen Allerhöchst dieselben sie gnädig anzunehmen, sowie aus den Händen dieses Knaben im Namen der hiesigen Schuljugend den stummen Dank für die, Allerhöchst bestätigte, neue Schulverfassung!" Der Monarch hob den Knaben auf, küßte ihn, löste das beschriebene Atlasband vom Kissen, steckte die Stecknadel wieder in letzteres (beide werden noch zum Andenken von dem herrlichen Monarchen aufbewahrt) und übergab das Band dem Fürsten Wolkonsky. Nach einer huldvollen Verbeugung trat der Kaiser in das ihm bestimmte Zimmer, und die Herren vom Gefolge näherten sich ihm. Er betrachtete den Altar mit seiner, mit Rosen bekränzten Büste und dem Gedichte und kehrte in das Vorzimmer zurück. Hier redete er den alten Staatsrat von Derfelden an: „Sie sind der Bruder des Generals Otto von Derfelden! Korrespondieren Sie mit dem würdigen Mann? Wenn Sie ihm schreiben, so grüßen Sie ihn von mir aus Leal, ja aus Leal! Ich gönne ihm seine philosophische Ruhe in Cholm in der Ukraine, aber ich kann nicht dafür stehen, daß ich seine Dienste für das Vaterland nicht noch wieder in Anspruch nehme!" Darauf raunte der Leibarzt Wylie dem Monarchen im Vorbeigehn ins Ohr: „Wollen Ew. Majestät nicht auch die Menge da auf der Straße beglücken?" Der Kaiser faßte meinen, neben mir stehenden, Sohn bei der Hand, führte ihn neben sich bis vor die Türe, nahm, sich dort niedersetzend, den Knaben auf seine Kniee, fütterte ihn mit Bonbons, spaßte mit ihm, und unterhielt sich mit Herrn von Rosenthal englisch, mit Herrn von Löwenstern französisch und mit Herrn von Patkull deutsch. Während dieser Zeit gingen die Herren vom Gefolge in den Saal, um sich durch Tee und Limonade zu erfrischen. Auch dem Monarchen wurde von dem Herrn von Stackelberg von Riesenberg und dem Herrn Obristen von

Buxhöwden allerlei gereicht. Er genoß aber nur Tee nebst einigen Apfelsinen und trank ein Glas Lealsches Bier, welches der alte General Suchtelen ihm als sehr gut anpries. Der Kaiser fragte, ob, von den, vor ihm liegenden Ruinen des alten Schlosses etwas bekannt sei. Landrat Löwenstern erwiderte in französischer Sprache, was alte Chroniken darüber meldeten, und erzählte, daß das Schloß vom ersten Bischof Albrecht erbaut sei, daß auch ein Mönchskloster hier und auf dem jetzigen Gute Klosterhof (früher Löwenberg genannt) ein Nonnenkloster gewesen sei, die der Sage gemäß durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen. Von seiner Phantasie geleitet fügte er noch manches hinzu, was den Monarchen amüsierte. Während dieser Zeit hatte der auf dem Schoße des Kaisers sitzende Knabe sich mit der Uhrkette desselben beschäftigt und seine Taschen durchsucht. Lächelnd winkte Er dem Fürsten Wolkonsky und nahm sogleich aus dem, vor der Tür stehenden Kutschschlage eine Handvoll Bonbons. Gleich darauf stellte General Suchtelen dem Monarchen die, in Trauerkleider gehüllte, Frau Generalin von Strandmann nebst ihren Töchtern vor. Da meldeten die Beamten des Fuhrwesens, daß alle Equipagen bespannt seien, worauf der Monarch nach seinem Hute griff und sich gegen alle huldreich verneigte. Noch auf der Treppe forderte er den Landrat von Löwenstern auf, ihm die Mutter des Knaben vorzustellen. Als diese erschien, richtete er einige freundliche Worte an sie und übergab ihr den Sohn. Dann verließ er Leal, von seinem Gefolge und den Herren vom Lande nach Werder begleitet. Wie bezaubert blieb die Menschenmenge im Hause und auf der Straße stehen; jeder schwelgte noch in der Erinnerung an das, was er gesehen, und erst nach und nach machten sich die Herzen durch gegenseitige Mitteilung Luft. Schon um 10 Uhr abends erfuhren wir durch Personen, die von Werder kamen, daß der Monarch nur eine Stunde auf diesem Wege von 22 Werst zugebracht und dort um 1/2 2 Uhr angekommen sei, um daselbst zu Abend zu speisen und die Nacht zuzubringen.

Am anderen Mittage wollte er in Arensburg sein und am Abend wieder durch Werder nach Pernau fahren. Auf dem großen Sunde lag eine Kaiserliche Jacht, auf dem kleinen Sunde wieder ein schnell segelndes Kaiserliches Schiff, auf Mohn und Ösel standen bei jeder Station die Postpferde fertig, woher der Kaiser zu rechter Zeit in Arensburg eintraf, um an dem, von der Öselschen Ritterschaft bereiteten Diner teilzunehmen, und abends um 11 Uhr war er schon in Pernau. Die Brücke und die ganze Stadt waren hell erleuchtet, doch ließ der Kaiser niemand mehr vor, sondern begab sich mit seinem Gefolge in das ihm bestimmte Haus von Peter Harder zur Ruhe. Die Illumination war sehr prachtvoll und geschmackvoll, besonders hübsch war das Rathaus, sowie der Garten und das Haus von Hans Diederich Schmidt, an welchem sinnreiche Transparente zu sehen waren. Am Sonnabend den 13. Mai war schon früh um 5 Uhr alles im Bewegung, die Bürgergarde hatte sich vor dem Rathause aufgestellt, auch an den Stufen des Rathauses

standen zu beiden Seiten junge, geschmackvoll gekleidete Mädchen mit Blumenkörben und an der Anfahrt über 20 in blaues Tuch gekleidete Knaben mit einem silbernen A. an den Mützen. Alles drängte sich hierher. Um 6 Uhr bestieg der Monarch mit dem General-Gouverneur, Grafen Buxhöwden, welcher die höchsten Beamten der Stadt dem Monarchen vorgestellt hatte, eine zweispännige große Droschke und fuhr in die russische Kirche. Eine halbe Stunde darauf erschien er vor dem Rathause und stieg auf den mit Blumen bestreuten Stufen hinauf zu einem, von der Stadt bereiteten Dejeuner. Ungeachtet der großen Menschenmenge herrschte doch eine vollständige Stille. Als nach einer Viertelstunde der Monarch und sein Gefolge die Stufen hinabschritten und Er mit dem Grafen die Droschke besteigen wollte, umringten Ihn die Knaben, sangen einstimmig das: „Heil, Alexander, Heil!" und der größte Teil der umstehenden Menge wiederholte die letzte Strophe. Am Schlusse hob der Kaiser den Anführer der Knaben, den Sohn des Bürgermeisters Heinrich Harder in die Höhe, küßte ihn und ließ ihm eine goldene Uhr und Kette überreichen. Sichtbar überrascht war der Monarch beim Gesange, der nach vorhergegangener feierlicher Stille harmonisch von so vielen Stimmen ertönte. Er grüßte nach allen Seiten und verließ Pernau, dessen Bewohner entzückt und gerührt dem Scheidenden nachblickten. Hier und in Leal war Er, der Liebenswürdige, noch lange der Gegenstand des Gesprächs in jeder Gesellschaft.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs. (Berlin.)

## 5. Der Lehrberuf.

### a) die seminaristische Lehrerin.

In allen deutschen Bundesstaaten müssen Kinder in schulpflichtigem Alter (6—14 J.) von Lehrkräften unterrichtet werden, die durch Ablegung eines Examens den Beweis der diesbezüglichen Fähigkeiten erbracht haben. Im Zusammenhang mit der Mädchenschulreform von 1908 haben die Ausbildungsbestimmungen für Lehrerinnen in Preußen umwälzende Veränderungen erfahren; auch in den übrigen Bundesstaaten setzen sich allmählich ähnliche Reformen durch.

Vorausgeschickt sei, daß Ausländerinnen das Ablegen eines Lehrexamens in Deutschland nur empfohlen werden kann, wenn sie Aussicht haben, es in ihrer Heimat nutzbringend zu verwerten. In Deutschland herrscht z. Z. ein Überfluß an weiblichen Lehrkräften, (ausgenommen sind nur die akademisch gebildeten), so daß Ausländerinnen sehr geringe Chancen haben, an Schulen angestellt zu werden. Es bliebe etwa nur die Stellung als Erzieherin in Familien (vorwiegend auf dem Lande, wo höhere Schulen fehlen und darum öfters

pädagogisch vollwertige Erzieherinnen gesucht werden, die imstande sind, wenigstens die ersten Jahre den Unterricht einer höheren Schule zu ersetzen.) Hier wird eher als bei Schulen die Frage der Nationalität hinter der persönlichen Eignung zurücktreten; doch muß betont werden, daß auch hier der Nachfrage ein großes Angebot gegenübersteht. Die Gehälter schwanken zwischen 500 und 2400 M. bei freier Station.

Ausländerinnen aber, die nicht auf Anstellung in Deutschland rechnen, sondern denen nur daran gelegen ist, eine pädagogisch wie wissenschaftlich auf hoher Stufe stehende Ausbildung für den Lehrberuf durchzumachen, kann diese in einem der deutschen Bundesstaaten sehr empfohlen werden. Da Unterrichtsangelegenheiten der Initiative der einzelnen Staaten anheimgestellt und die Mädchenschulreform mit der in der Regel damit verbundenen Neuordnung der Lehrerinnenausbildung (nur Bayern und Sachsen ließen die Lehrerinnenseminare unberührt) zur Zeit noch nicht überall durchgeführt ist, sei auf die Verfügungen verwiesen, die in Preußen am 18. August 1908 (12. Dezember 1908), in Sachsen am 16. Juni 1910 (8. Dezember 1910), in Hessen im Februar 1911 und in Bayern im April 1911 erschienen sind. Nur die Preußischen Verhältnisse an sollen dieser Stelle in ihren wesentlichen Zügen gekennzeichnet werden.

Das Preußische Höhere Lehrerinnenseminar, das sich auf der 10-klassigen höheren Mädchenschule aufbaut, besteht aus 3 wissenschaftlichen Fortbildungsklassen, deren Besuch je 1 Jahr beansprucht, und dem praktischen Jahr. Nach den 3 Jahren wissenschaftlich-theoretischen Studiums findet eine Abschlußprüfung statt; die dann folgende praktisch-methodische Ausbildung schließt mit der Lehramtsprüfung.

Die 5 staatlichen Höheren Lehrerinnenseminare in Preußen dürften für Ausländerinnen kaum in betracht kommen. Es seien daher nur einige von den staatlich anerkannten Höheren Lehrerinnenseminaren, die im Anschluß an städtische oder Privatschulen in fast allen Großstädten bestehen, genannt.

Allenstein, Ostpr., an der Luisenschule. Unterricht für Auswärtige 170 M. jährl. Aufnahmetermin April.

Breslau, Feldstr. 14-a—15 an der (priv.) Höheren Mädchenschule von Frl. Marg. Aust. — Evangel. — 168 M. — April und Oktober.

Breslau, städtisch, an der Augustaschule. Unterricht für Auswärtige 200 M. — April.

Danzig, städt.; an der Viktoriaschule. Unterricht für Auswärtige 200 M.— April.

Danzig priv.; an der Marienschule, Leiterin Marie Landmann. — Kathol. — Unterricht 160 M., Internat 500 M. jhrl. — April.

Elbing, städt., an der Kaiserin Augusta-Victoria-Schule. — Evang. — Unterricht 150 M. — April.

Über die in Gleiwitz, Görlitz, Graudenz, Kolberg, Königsberg, Landsberg a. W., Marienburg i. Wstpr., Marienwerder i. Wstpr., Memel, Posen,

Thorn, Tilsit u. s. w. bestehenden Lehrerinnen-Seminare, sowie über alle fachlichen Angelegenheiten erteilt Auskunft das Büro des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W, Bayreutherstr. 38.

Wer den oben geschilderten Lehrgang durchgemacht hat (höhere Mädchenschule, 4 Jahre höheres Lehrerinnenseminar), oder das Abiturium bestanden und ein praktisch-methodisches Jahr absolviert hat, ist berechtigt, an Volksschulen, Mittelschulen und höheren Mädchenschulen zu unterrichten. (Die Mittelschule steht zwischen der Höheren Schule und der Volksschule und weist sehr verschiedenartige Typen auf. Sie umfaßt 9 aufsteigende Klassen, doch können Mittel- und Oberstufe sich auch auf der Unterstufe der Volksschule aufbauen.).

Ganz getrennt vollzieht sich die Ausbildung derjenigen jungen Mädchen, die sich nur zum Unterrichten an Volksschulen vorbereiten wollen, und zwar ist sie in Preußen durch die Neuordnung der Ausbildung der Volksschullehrer nachgebildet. An den Besuch der Volksschule schließt sich die 3-jährige Präparande, daran drei Jahre Volksschullehrerinnenseminar. In der obligatorischen Aufnahmeprüfung nachgewiesene weitergehende Kenntnisse als sie durchschnittlich die Volksschule übermittelt, ermöglichen den Eintritt in eine höhere Präparanden- oder in die unterste Seminarklasse.

Es gibt in Preußen zirka 20 staatliche, städtische und private Volksschullehrerinnenseminare und zirka 130 höhere Lehrerinnenseminare. Ein Adressenverzeichnis aller höheren Mädchenschulen, Lehrerinnenseminare, Frauenschulen und Studienanstalten ist erschienen in A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn.

Auf Grund des Volksschulexamens sind die Lehrerinnen zur Mittelschullehrer- und Rektorprüfung zugelassen. (Die Rektorprüfung ist zur Übernahme der Leitung einer Volks- oder Mittelschule erforderlich).

### b) die technische Lehrerin.

Die sogenannten „technischen Lehrerinnen" erteilen Unterricht in Handarbeit, Hauswirtschaft, Turnen und Zeichnen. Auch in diesen Fächern sind die Anforderungen an die Lehrkräfte in jüngster Zeit sehr gestiegen.

#### α. Hauswirtschaft-, Handarbeit- und Gewerbelehrerin.

In dem Beruf der Hauswirtschafts- und Industrielehrerin haben sich 2 Stufen herausgebildet. 1) die Hauswirtschafts- und Handarbeitlehrerin, die nach je einjähriger Ausbildung eine staatliche Prüfung besteht und dadurch zum Unterricht Schulpflichtiger berechtigt ist. 2) Die sogenannte Gewerbelehrerin für Hauswirtschaft, Handarbeit, Nähen, Schneiderei, Putz, Kunststickerei in genauer vorgeschriebenen Verbindungen dieser Fächer. Diese zweite Stufe baut sich auf der ersten auf. Ihre Ausbildung berechtigt zum Unterricht an Seminaren, Haushaltungs- und Gewerbeschulen, also von Mädchen, die das schulpflichtige Alter (6—14 Jahre) überschritten haben. Sind für die hauswirtschaftlichen Fächer kräftige Gesundheit und praktische Fähigkeiten Voraus-

setzung, so ist für Kunststickerei und Putz eine gewisse künstlerische Begabung wünschenswert.

Das Recht zur Ausbildung von Gewerbeschullehrerinnen haben in Preußen ausschließlich die 3 Kgl. Handels- und Gewerbeschulen in Posen, Potsdam, Reydt, der Lette-Verein in Berlin, Viktoria-Luise Platz 6 (Ausbildung zur Handarbeitslehrerin 140 M., zur Hauswirtschaftslehrerin 400 M. Gewerbeschullehrerinnenseminar, je nach dem Fach, 80—200 M. halbjährlich. Wohnung und Verpflegung 70—90 M. monatlich), der Frauenbildungsverein in Cassel, die Ostpreußische Mädchengewerbeschule in Königsberg; außerdem für Kochen und Hauswirtschaft das Pestalozzi-Fröbel-Haus, Berlin, Kyffhäuserstr. 21 (Unterricht 400 M., Wohnung und Verpflegung 860 M.) und für die Fächer Wäscheanfertigung, Schneidern und Putz die Victoria-Fortbildungsschule Berlin W, Kurfürstenstr. 160 (Unterricht 180 M.). — Die Vorbereitung zur ersten staatlichen Prüfung, namentlich in Hauswirtschaft und Handarbeit, kann auch an zahlreichen anderen Anstalten erfolgen; es bestehen solche z. B. in Bromberg, Breslau, Danzig, Görlitz und Tilsit.

Die Ausbildungszeit bis zum ersten staatlichen Examen beträgt 1 Jahr, für Putz, das jedoch nur in Verbindung mit einem anderen Fach gewählt werden darf, 1/2 Jahr und für Kunsthandarbeit 2 Jahre. Den Interessen des Hauswirtschaftsunterrichts dient der Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung: Vorsitzende Frau Hedwig Heyl, Berlin W, Hildebrandstr. 14; denen des gewerblichen Unterrichts der Gewerbeschulverband: Vorsitzende Frl. Ridder, Vorsteherin der Handels- und Gewerbeschule, Posen.

### β. Die Turnlehrerin.

Auf privaten Vorbereitungsanstalten und in Verbindung mit den anderen technischen Fächern ist auch die Vorbereitung zur Turnlehrerin möglich; die Ausbildungszeit muß mindestens, — nach den Preußischen Bestimmungen vom 30. Mai 1907, — 5 Monate betragen. Als selbständiger Lehrberuf kommt er kaum in betracht; daher empfiehlt sich eine Verbindung mit einem anderen technischen Fach oder eine erweiterte Ausbildung als Heilgymnastin oder orthopädische Turnlehrerin. Die Kosten für diese Ausbildung schwanken zwischen 100 und 300 M. und sie dauert, je nach dem Maß der erstrebten Kenntnisse, jedoch stets am besten im Anschluß an die staatliche Turnlehrerinnenprüfung, 1/2—1 Jahr. Eine besonders gründliche und daher empfehlenswerte Ausbildung übermittelt das Medico-Mechanische Institut des Dr. Lubinus in Kiel in zweijährigem, dem schwedischen System nachgebildetem Unterrichtsgang. Aufnahmebedingungen sind ein Alter von 18—35 Jahren, gute Schulbildung, kräftige Gesundheit. Das Honorar beträgt 75 M. im 1. Halbjahr, dann 150 M. halbjährlich.

Ob eine Anstellung an Schulen oder die Tätigkeit an Kliniken, mit denen orthopädische Kurse verbunden sind, oder eine unabhängige Ausübung des Berufs erstrebt wird, in jedem Fall ist zu beachten, daß eine ganz selbständige

Behandlung nur von akademisch-gebildeten Medizinern ausgeübt werden sollte. Wenn die Turnlehrerin gewissenschaft ist, wird sie sich damit begnügen, die ausführende Hand eines Arztes zu sein und sich nicht die schwere Verantwortung einer selbständigen Diagnose und Therapie zutrauen. Es ist vielmehr von Wichtigkeit, daß sie sich mit Ärzten (besonders Chirurgen und Orthopäden) im Verbindung setzt, um die ihr überwiesenen Patienten, — der Natur der Sache nach kommen fast nur Kinder in Frage, — nach ihren Absichten zu behandeln. In Deutschland ist namentlich in Mittelstädten von 25—50 000 Einwohnern vielfach Bedarf an orthopädischen Turnschulen. Viele Kinder müssen heute aus Mangel an Gelegenheit auf orthopädisches Turnen verzichten, oder sie werden mit großen Opfern ihrer Eltern in die Großstadt geschickt. Für solche, die das Risiko einer selbständigen Niederlassung scheuen, — die notwendige Anschaffung orthopädischer Apparate ist mit größeren Kosten verbunden, — sei noch erwähnt, daß gründlich ausgebildete Heilgymnastinnen Anstellungen mit Gehältern von durchschnittlich 60 M. monatlich bei freier Station oder 120 M. ohne freie Station finden. Eine zur Zeit noch junge Organisation, die „Vereinigung deutscher staatlich geprüfter Heilgymnastinnen" Leipzig, Grassistr. 33 sucht die gemeinsamen Interessen in jeder Hinsicht zu fördern.

### c. Die Kindergärtnerin.

Die Berufe der Zeichenlehrerin und der Gesanglehrerin sollen bei der Besprechung der künstlerischen Berufe eingehender berücksichtigt werden. Hingegen zwingt der enge innere Zusammenhang, den Beruf der Kindergärtnerin im Anschluß an den Lehrberuf im engeren Sinn zu erörtern, umsomehr als auch er durch die Mädchenschulreform mit berührt worden ist. Nach dieser nämlich gabelt sich der Bildungsweg der Höheren Mädchenschule nach 2 Richtungen: einmal nach der „Studienanstalt", die mit dem Abiturium abschließt und meistens realgymnasialen Charakter trägt, — und nach dem der Frauenschule, in deren (noch nicht sehr einheitlichem) Lehrplan die hauswirtschaftlichen und pädagogischen Fächer im Mittelpunkt stehen. Eine große Rolle spielt dabei der Kindergarten, der den Frauenschulen angeschlossen ist, damit die jungen Mädchen Gelegenheit haben, ihre theoretisch erworbenen Kentnisse praktisch anzuwenden. Um diese Mädchen, die sich zwar häufig ausgebildete Kindergärtnerinnen nennen, deren Ausbildung aber naturgemäß nur oberflächlich sein kann, von den gründlich berufsmäßig ausgebildeten Kindergärtnerinnen zu unterscheiden, ist seit kurzem in Preußen das staatliche Kindergärtnerinnenexamen eingeführt worden, eine Maßnahme, die zweifellos Einfluß auf eine richtigere Würdigung dieses bisher etwas unterschätzten Berufes ausüben und das Ansehen des Standes heben wird.

Die Vorbereitung zum staatlichen Examen erfolgt in Berufsseminaren und dauert 1½ Jahr; der einjährige Besuch einer Frauenschule wird mit ½ Jahr angerechnet. Ausländerinnen haben sich bei Beginn ihrer Ausbildung einer

Prüfung zu unterziehen, um den Beweis einer guten Allgemeinbildung zu erbringen.

Was die Einkommenverhältnisse anlangt, so ist in Deutschland für die Tätigkeit an Anstalten 80—120 M. monatlich, in Familien 30—50 M. bei freier Station üblich.

Die Kosten für den Unterricht betragen 200—300 M. jährl. Für Weiterstrebende, die über eine der Preußischen 10-klassigen Höheren Mädchenschule entsprechende Schulbildung verfügen, steht im Anschluß an die staatliche Prüfung nach erfolgreicher 1-jähriger praktischer Übungszeit und weiterer 1-jähriger Ausbildung die Prüfung als Jugendleiterin offen. Sie kann dann Anstellung bei der Leitung von Kindergärten und Kinderhorten finden. Zu empfehlen ist der Besuch anerkannter Kindergärtnerinnenseminare, in denen die gesamte Ausbildung einheitlich aufgebaut und geregelt ist.

Bis jetzt bestehen folgende:

Berlin, Pestalozzi-Fröbel-Haus 1, Kyffhäuserstr. 21. (Ausbildung zur Kindergartenleiterin [Jugendpflegerin] 200 M., zur Kindergärtnerin vierteljährlich 50 M. Wohnung und Verpflegung vierteljährlich 195 M.).

Berlin, Berliner Fröbelverein, Johanniterstr. 19 (Ausbildung zur Kinder gartenleiterin und zur Kindergärtnerin, Unterricht 40 M. vierteljährlich).

Breslau, Seminar des Kindergarten-Vereins, Vorwerkstr. 14 a. (Ausb. zur Kindergärtnerin; 30 M. vierteljährlich).

Cassel, Evangel. Froebel-Seminar, Parkstr. 22; Kursus 2 Jahre.

Frankfurt a M., Seminar des Frauenbildungs-Vereins, Unterweg 4. (Ausbildung zur Kindergärtnerin und zur Kindergartenleiterin, Unterricht 50 M. vierteljährlich, Wohnung und Verpflegung 840 M. jährlich).

* * *

Gilt schon beim Ergreifen eines jeden Berufs als erste Vorbedingung Lust und Liebe zur Sache, so doch ganz besonders bei Berufen, deren Zweck die Bildung und Erziehung junger Menschen ist. Lebendige Seelen sind ein zu kostbares Material, als daß sich Unberufene daran wagen dürften. Dafür sind auch diese Berufe mehr als andere geeignet, Frauen, die sich ihnen aus Neigung widmen, mit wahrer Befriedigung zu erfüllen.

Lange Jahre hat der Lehrberuf daran gekrankt, daß er neben der Krankenpflege als der einzig „standesgemäße" für Mädchen gebildeter Kreise galt und so Elemente ihm zuströmten, die besser daran getan hätten, eine andere Tätigkeit zu wählen. Die beiden letzten Jahrzehnte haben hierin einen erfreulichen Wandel angebahnt. Mehr und mehr fallen die Schranken, die dem weiblichen Geschlecht den Zutritt zu den höheren Berufen verwehren. Dazu kommt, daß die vor allem durch den Konkurrenzkampf unendlich gesteigerten Ansprüche an Vorbildung und Persönlichkeit, bis zu einem gewissen Grade, Ungeeignete ausschließen. Vor allem aber greift eine gesündere Auffassung Platz, die den

Menschen nicht nach seinem Beruf, sondern nach der Art, wie er ihn ausübt, bewertet. In dem Maße, in dem falscher Familienstolz und kleinliche Vorurteile schwinden, wachsen die Aussichten, daß sich den verschiedenen Berufen nur solche zuwenden, denen Veranlagung und Neigung den Weg weisen. Ob diese und keine Äußerlichkeiten allein bestimmend sind, sollte ganz besonders bei der Wahl eines Berufes geprüft werden, mit dem eine Verantwortung für die Entwicklung und das Gedeihen von lebendigen Menschen verknüpft ist. —

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# In den Domruinen von Dorpat.

## Erlebnis eines Nachgeborenen.

Von J. Kjerulf. (Otrada, Gouv. Moskau.)

Es war am 12. Dezember 19 . ., als ich müde und staubig auf dem kleinen dunkeln Bahnhof der russischen Universitätsstadt Jurjew, dem einstigen alten Dorpat, ankam. Vorsintflutlich lang und unbequem war die Reise von Eydtkuhnen an gewesen. Nun war ich endlich am Ziel einer jahre-, ja eigentlich lebenslangen Sehnsucht, meiner Väter Land, Livland — Dorpat zu schauen. Ich hatte es bisher nicht gekannt, hatte in Schule und Universität scharf arbeiten müssen. Meine Mutter schlug sich nur schwer durch, und ich wollte ihr nicht lange zur Last fallen. Sie hatte in glücklichen Tagen mit meinem Vater, der Professor in Dorpat gewesen, in dieser einzigartigen kleinen Musenstadt gelebt, ein stolzes Leben in leichter Höhenluft. Im Abglanz dieser Zeit hatte sie mich erzogen, als sie ihre einsamen Tage ohne ihn weitertrug, im Westen, wie er's sterbend gewünscht, aber in zähem Festhalten an altbaltischer Kultur und Sitte. Umgeben von alten Dorpater Bildern, alten Briefen, Gedichten und Memoiren jener Zeit war ich herangewachsen, und in all den Jahren meiner ersten Jugend voll Arbeit, fieberhaften Strebens, westlicher Luft, westlicher Genossen brannte es wie eine stille Flamme in mir: einmal Dorpat zu schauen, des zu früh Heimgegangenen Grab, die alten Straßen und Häuser.

Meine letzten Examina hatte ich alle hinter mir. Der heimliche Sparpfennig für diese Reise war durch eine Sommerstelle als Mentor bei einem begüterten Kommerzienratssöhnlein plötzlich gesichert.

Nun hatten mich während der ganzen, für deutsche Begriffe lächerlich mühevollen Reise die von meiner Mutter überkommenen Bilder und Erinnerungen aus jener längstvergangenen Zeit so stark in ihrem Bann gehabt, daß mir mittlerweile die Gegenwart auf eine seltsame Weile abhanden gekommen war, und mir schien es, als hätte ich nie wo anders gelebt, als in Livland, und käme nun bloß von einer Reise heim.

Und dabei kam ich in ein wildfremdes Land, für das ich kaum was anders empfinden konnte, als Neugier und Wehmut, — von leiser Geisterfurcht

durchzogen —, kam zum Grabe eines niegesehenen Vaters, an eine Stätte, die selbst ein Kirchhof war . . .

Nun war ich da. Da ich nur einen Tag hierbleiben, dann weiter nach Riga fahren wollte, ließ ich mein Gepäck auf dem Bahnhofe, rief eine Droschke an, oder wie meine Mutter noch sagte: „stieg in einen Fuhrmann," und hieß ihn in nicht zu schnellem Tempo durch die Hauptstraßen und Plätze der Stadt, zuletzt auf den Kirchhof fahren.

Ich hatte mir von meiner Mutter alles genau beschreiben lassen, auch hatte sich mir manches Haus nach alten, zum Teil verblichenen Photographien eingeprägt. So holperte ich denn halb wie im Traum, in einer leisen, wunderlichen Erregung über ein ziemlich barbarisches Pflaster, das trotz dem Schnee fühlbar war, durch die fremden, doch vertraut scheinenden Gassen.

Es war heller Mittag. Ich hatte auf dem Bahnhof eilig etwas gegessen, und der Tag lag vor mir. Ein frostklarer, schimmernder Wintertag, köstlich in seiner Reinheit und prickelnden Kälte für den an feuchte, dunkle Dezemberwochen des deutschen Westens Gewöhnten.

Wir kamen zuerst an einer Reihe leidlich schmucker Neubauten vorbei, schienen dann mehr in die ältere Stadt hineinzukommen, fuhren etwas kreuz und quer, zwei Mal wies mein Kutscher mit dem Peitschenstiel auf zwei steinerne, rote Bauten, stattlich und heiter anzusehen, und murmelte in einem seltsamen, deutschen Kauderwelsch, das nicht ohne Komik war, etwas von Studenten, von „Estländrid" und „Livländrid", und wie ich ihn fragte, was es denn jetzt sei, schlug er mit der Hand und sagte „kroonu, kroonu" — woraus ich mir denn meinen Vers machte, und es war ein trauriger.

Nun bogen wir rechts in eine tiefliegende, von schneeig leuchtenden, schwer bereiften Gärten eingeschlossene Straße. An der Ecke entzifferte ich ein verwischtes Straßenschild, „Wall-gra-ben" stand, kaum noch leserlich, unter dem unverständlichen russischen Namen. Das kam mir bekannt vor . . . und als wir gleich darauf an einem niedrigen, braunen Holzhause, in traulicher Zurückgezogenheit daliegend, vorbeikamen, da dachte ich, daß es wohl das Universitätspastorat sein könnte, in dem einer der besten Freunde unsres Hauses, der alte, in seiner Milde und Menschenfreundlichkeit allgemein verehrte Universitätspastor gelebt. Er hatte uns alle getauft, alle meine älteren Geschwister, fern in Rußland verstreut, getraut, meinen Vater beerdigt, — und an diesen Fenstern vorbeifahrend, glaubte ich ihn deutlicher vor mir zu sehen, als auf seinem gerahmten Bilde in Mutters Ecke, wo die alten Dorpatbilder hingen.

Nun ging's durch wundervoll verschneite Wege, immer bergauf, bergab — bald durch tiefen Grund von schwarzen Tannen dicht umstanden, auf die ein rotes Steinhaus im leichten Renaissance-Stil wehmütig-heiter hinabsah, Loggia und Erker schmückten freundlich dies anmutig gelegene Haus, — dann schien es in die Stadt hineinzugehen. Die fast verwunschene Stille wich einem

verschlafenen, trägen Leben. Ich fragte meinen Rosselenker nach dem Namen der Straße, in die wir nun einbogen, er sagte etwas, das wie „Jakob" klang — ach, so hieß ja die Straße, wo meiner Eltern Haus gestanden — und dann meinte ich es fast an einem jähen Aufzucken in mir zu fühlen, mehr noch als zu erkennen, daß es dies war — — dies hohe, graue Holzhaus, mit einem Turm und kleinem, söllerähnlichem Aufgang: ja, jetzt erkannte ich es völlig nach der Photographie...

Ich ließ halten und blickte hinauf an den schönen, italienischen Fenstern. Hier hatte mein Vater gelebt, hier war er gestorben. Dies breite Fenster ging in sein Arbeits-, sein Todeszimmer — Hier hatte er in den letzten, bitteren Jahren erzwungener Untätigkeit hinausgesehen, bis ihm ein freundlicher Geist gewinkt, mit der Berufung in ein unbekanntes Land —

Nun faßte mich das Verlangen nach dem Kirchhof mächtig an, — wir fuhren durch eine lange Straße schneller hin, und mündeten zuerst auf einer Holzbrücke, die über die klare Eisdecke eines bescheidenen Flüßchens mit flachen, holländisch anmutenden Geländen führte. Je weiter ich kam, umsomehr fiel mir das verwilderte Aussehen und Gebahren der Menschen auf, deren ich bisher auf den ziemlich stillen Straßen nur wenig getroffen. Mich schauderte ab und zu, so abstoßend erschienen mir die meisten dieser ruppigen, unrasierten Physiognomien unter unschönen, blauen Uniformsmützen, — ab und zu sah man sie in losen haarigen Mänteln und spitzen Fellmützen, ein schlecht genährtes, wildes Geschlecht.

Immer mehr überkam mich der mächtige Kontrast mit dem, was hier einst gewesen, und mir war dann, als ruhe etwas Totes über dieser Stadt, daß mich fröstelte, wie in leiser Scheu.

Nun kam ich an einer schmucken Kirche in rotem, nordischem Ziegelstil vorbei, durch einen offenbar neueren Stadtteil. Zu beiden Seiten der Straße führten Alleen, dann hielt der Schlitten an der Kirchhofspforte. Ich stieg aus, hieß ihn warten und schritt langsam hinein. Das bekannte Empfinden plötzlicher Ausgeschlossenheit von allem Gegenwartsleben, das einen auf alten Friedhöfen stets so stark durchzieht, umfing mich.

Eine unbeschreibbare Stille. Eine Stille, die man hört, wie etwas Leibhaftiges. Und ein in seiner blendenden Weiße schier verzauberter Winterfrieden. Die Sonne stand mittlerweile schon ziemlich tief, und mystisch-leuchtend, als kämen sie durch bunte Glasfenster, fielen die dunkelgelben Strahlen auf die starren, weißen Gräber, hin und wieder eines wie mit melancholischer Glorie umspannend.

Langsam wanderte ich durch den tiefen Schnee. Bald war der Gang und das alte Familienbegräbnis gefunden, und mit erzitternden Lippen las ich auf schlichtem, schwarzem Eisenkreuz den Namen meines Vaters. Lange, sehr lange starrte ich auf sein kaltes Bett, ein dumpfes Weh erfüllte mich ganz, wie es *den* wohl erfüllen muß, der verlor, was er nie besessen, entbehrt, was er nie gekannt.

Wie ich mich losriß, hatte ein schwerer Ernst von mir Besitz ergriffen, und so wanderte ich lange Zeit durch die Grabesstille dieser alten und wundervollen Schlummerstätte. Von unten aus der Stadt tönte leise, oft in der Kälte ersterbend, eine einsame Abendglocke herauf . . .

Viele, ach wie oft gehörte Namen las ich auf den Kreuzen, manche weitbekannte, einige berühmte, — viele Freunde des toten Vaters fand ich wieder, die ich nur auf Bildern gekannt; dann strich meine Hand leise über den bereiften Leichenstein. Fast alle tot — ein Schlachtfeld mannhafter Kämpen. . . .

Immer stärker rauschte es in mir, wie ich von einem dieser feierlichen Gräber zum andern schritt, ehrfurchtsvoll die Namen derer erkennend, die diese Stadt einst groß gemacht vor andern, die selbst, jeder auf seine Weise, groß gewesen und in dieser vergangenen Herrlichkeit gewurzelt, wie sie in ihnen — und mit schmerzender Klarheit fühlte ich es, daß hier in diesem stillen Totenreich allein das war, was ich unten vergebens gesucht.

Als ich Abschied nahm von den stummen Zeugen gewesener Zeit und von dem einen, um den ich in diese fremde Stadt gekommen, war es sehr still in mir geworden. Fast widerwillig bestieg ich meinen Schlitten, noch eine kurze Fahrt durch die belebteren Straßen zu machen. Die Stadt da unten hatte mit den Alten hier oben nichts mehr gemein. —

In scharfem Tempo ging es in die Stadt zurück, durch die gleiche, etwas verwilderte Gegend zuerst, dann bogen wir links um die Ecke in eine lange, ziemlich schmale Straße, die mir wie die Ritterstraße aussah, für meine älteren Geschwister so untrennbar mit dem alten Dorpat verknüpft. Dann waren wir auf dem Marktplatz der Stadt, an dem auch das Rathaus lag, wie mein Kutscher, immer in seinem abominablen Dialekt, stolz bedeutete. Ein langweilig reizloser Bau sonst; aber hier waren die ehrenfesten und braven Bürger jener Zeit aus- und eingegangen, das wahre Wohl und Weh der Stadt, auf die sie so stolz gewesen, zu beraten — auch hier jetzt ein unerquickliches Bild auf dem Platze. Viel lautes Lachen, Stoßen und Schreien, eine in Europa fast wunderlich erscheinende Zuchtlosigkeit. —

Wieder bogen wir um die Ecke, noch etwas weiter, und nun blickte ich auf ein hohes, weißes Steingebäude mit griechischer Fassade, — natürlich die Universität — — — —

Wir hielten, und mit tiefer Ergriffenheit nahm ich dies zu Hause im Album so oft gesehene Bild in meine, allmählig wie lockeres Erdreich gewordene Seele auf. Da lag die alte Werkstätte jener treuen, ihr Ideal hochhaltenden Männer, — hier hatte so mancher von ihnen seinen Weltruhm begründet, seine höchsten Freuden gefunden.

Ich schaute und schaute — versank in tiefes Sinnen und vergaß, was um mich her . . . . doch nur eine Weile, denn schon riß mich die häßliche Fremdheit des jetzigen Bildes heraus. Herumlungernde, junge Leute in jenen halbverschlissenen, unschönen Uniformen, den wirren, langen Haaren, den

hastigen Geberden, — zuletzt eilte mit großen Schritten ein finsterblickender Mann mit einem Stoß Bücher unter dem Arm vorbei, — mein Fuhrknecht bezeichnete ihn mir richtig als einen großen Professor mit einem unaussprechbaren Namen.

Eine Welle schmerzlichen und zornigen Widerwillens übermannte mich. Ich hieß schnell weiterfahren, nur um die Ecke, und ich blickte auf eine unscheinbare kleine, weißgetünchte Kirche am Fuße eines aufsteigenden Berges. Ob das nicht die Universitätskirche war, in der alle meine Geschwister konfirmiert und getraut — mein Vater beigesetzt worden. . . . Ich blickte zum Dach empor, und mein Auge fiel auf das schlichte Kreuz, hinter ihm lugte halbversteckt das schräge Doppelkreuz hervor, — da wandte ich meinen Kopf, sprang aus dem Schlitten, bezahlte geschwind den erstaunten Kutscher, und flüchtete mich den hohen, eisglatten Berg hinauf, die Brust schwellend von Schmerz um die sich häufenden Bilder zerstörter Größe. Zum ersten Mal wallte es wie heißer Dank in mir auf, daß er, den ich nicht kennen durfte, alle, die mit ihm schliefen, nicht mehr waren. Keiner von ihnen hätte es ertragen! So in dunklen Gedanken befangen, war ich oben angekommen, und blieb wie gebannt stehen. Der Dompark! Das war er, und fast mußte ich schneeungewohnter Westler die Augen schließen vor solch blendender Winterpracht. Durch die hohen Alleen schreitend, blickte ich hinauf an den riesigen, alten Bäumen, die, völlig bereift, ihre glitzernden Zweige wie schimmernde Fahnen herabhängen ließen. Andere, von der untergehenden Sonne rötlich umflossen, standen wie rosa Korallen da, in phantastischer Schöne. Wie durch blendende Kirchengewölbe schritt ich durch diese weiten, kalten Hallen, und wie dort auf dem Kirchhofe umfing mich auch hier eine schwere Feierlichkeit, als sei auch diese Stätte gleich jener abgeschnitten von dem Getriebe, das unten lag. So kam ich an die Ruine heran.

Ein zerklüfteter Rotbau mitten im schneeweißen Zauber. Ja — hier hatten die Studenten einst ihre Mainacht gefeiert, mit der historischen Begleitung von Fliederdüften und Nachtigallensang. Still setzte ich mich auf eine der obenstehenden Bänke, fest in meinen Pelz gewickelt, denn es wurde jetzt empfindlich kalt, und blickte hinein in die öden Hallen der alten Ordensburg.

Mächtig zusammengeballt stieg nun alles vor mir auf, das oft Gehörte, Gelesene — das heut Erlebte. Und ich erlebte, als stände ich mit eignem Schicksal mitten drin, in dieser Stunde die ganze Tragik dieser Stadt, dieses Landes, dieser toten Männer. Ihre Geister umgaben mich, als wären sie mir nahe, — eben — heute — und mich überlief ein unerklärlicher Schauer, als stände ich vor etwas Wunderbarem . . .

Die Sonne war untergegangen, — fröstelnd in der fahlen Dämmerung hatte ich dem allmählichen Ersilbern des Mondes zugeschaut, der hell und gespenstisch weites Licht über den weißen Park, die öden Ruinenhallen hinrauschte —

Plötzlich blickte ich auf, — mir war als zerrisse ein Nebelvorhang vor meinen Augen, und in dem weiten Innenraum der Ruine sah ich etwas Wundersames, nie Geschautes, Unvergeßbares . . .

Ein eigentümliches, wie senkrecht aus unsichtbaren Höhen herabflutendes Licht fiel auf eine mächtige Tafelrunde, an der wohl an die 40—60 Männer saßen, vor ihnen hohe, funkelnde Römer, mit kryſtallklarem Wein gefüllt.

Im selben Augenblick kam mir zum Bewußtsein daß heute, am 12-ten Dezember, der Stiftungstag der alten alma mater Dorpatensis sei, — und mit weit offenen Augen starrte ich auf das geisterhafte Bild. Ein tiefer Ernst lag auf den Zügen aller dieser Männer, zugleich eine Verklärung, die von Überwindertum sprach.

Was sie redeten, ich verstand es kaum — — in wirrem Durcheinander nur hallten die verschiedensten Tonfärbungen zu mir herüber. Ein festlicher Glanz lag auf dem Kreise. Ab und zu klangen sie mit den gefüllten Römern aneinander, und ein heiteres Lächeln oder geistreiches Aufleuchten flog hier und da über ihre Züge.

Verwirrt und scheu starrte ich von einem zum andern, und als ich nun länger in diese lebensvollen und durchgeistigten Gesichter blickte, da durchfuhr es mich hier oder da wie ein Erkennen, und auf einmal fiel der Schleier von den irdisch gehaltenen Augen, mit tiefer und ehrfürchtiger Erregung ahnte — wußte ich es, daß ich die Alten leibhaftig sah, an deren Gräbern ich heute mittag geweilt. —

Ach — und nun erkannte ich sie alle. . . die ich bis heute nur im Bilde geschaut. Mit zitternder, fast kindischer Freude durchmusterte ich nun jedes Gesicht —

An einer Ecke, nicht fern von mir, saßen drei Männer, die ich wohl zu kennen glaubte — aus der Theologenecke des großen Fakultätenbildes bei uns, — der eine mit silberweißen Locken um den schönen Kopf, das runde Kinn von silberlockigem, kurzem Bart umstanden, lebhaft sprühend die blauen Augen, ein strahlendes, dazwischen leicht malitiöses Lächeln um epikuräisch geschwellte Lippen: es war der Herrscher der einstigen „Roten Burg“ im Wallgraben, die ich vorhin mit Entzücken erkannt; neben ihm, das feine Witzwort seines Nachbars mit erprobter Klinge scharf parierend, ragte jenes wohlbekannte, breite und vierkantige Haupt — die Augenbrauen hochgezogen, um den breiten Mund ein derb humorvoller Zug, als machte er dem alten, weißen Löwen sein Unfehlbarkeitsdogma gelassen streitig...; als dritter im Bunde der kleine bebrillte Mann, in dessen ruhigen Zügen, der ernstfreundlichen Milde ich den vertrauten Freund und Seelsorger der auserwählten, kleinen Universitätsgemeinde sofort erkannte.

Gespannt suchten meine Blicke weiter . . . . sie hafteten auf einem der edelsten, sanftestem Gesichter, das ich je gesehen, — ein feingeschnittenes, römisches Profil in silberweißem Vollbart — der alte, hannoveranische Philolog, den meine Mutter mir in ihrem Album oft gezeigt. — Und wieder weiter hinauf erkannte ich in einem typisch kurznackigen, fast dreikantigen Kopf, mit

hoher Stirn, gesträubtem Haar, eine goldne Brille auf den kurzsichtigen Augen, den Indologen und Dichter, der von seinem stolzen Wiener Katheder in schier ergreifender Zähigkeit nach dem Embachstrande geblickt, sein Leben lang. Er war einer der wenigen, noch Überlebenden unter diesen Toten, alle tot für diese Stadt, wie sie für die einsamen Nachbleibenden es war . . . . . .

Dort schlugen rostig knarrende Baßtöne von unwahrscheinlicher Tiefe an mein Ohr — — mich vorbeugend, sah ich einen borstigen Kopf von komischer Häßlichkeit, kleinen, geschlitzten Augen — ach, wie hieß er doch gleich . . . immer nur vom „alten Bernhard" hörte ich die Meinen von ihm sprechen, — ja, er lebte noch —

Weiter, weiter suchte ich, — die Knarrstimme mischte sich lebhaft diskutierend unter einige andre Stimmen, die mir wiederum gar wohlbekannten Männern anzugehören schienen. Besonders mußte ich immer wieder nach einem lebhaft diskutierenden, mageren alten Herrn blicken, dessen phänomenale Lebendigkeit, in tausend Fältchen zuckendes Gesicht mit grauem Spitzbart, bürstenartig emporstehendes Haar mich ebenso frappierten, wie seine kurz und unverständlich hervorgestoßenen Sätze, die einladenden, fuchtelnden Handbewegungen — jetzt wußte ich es! es war der berühmte alte Chemiker, dessen gastfreies Haus im ganzen Lande bekannt, — und der ihm seltene, würdig-phlegmatische Repliken gab, das englische Gesicht mit dem graugescheitelten Haar, dem elegant geteilten Backenbart, das war des alten Dorpat berühmtester Chirurg — —

Aber da oben — dieser auffallende, etwas unheimlich wirkende Kopf, mit der großen, schwarzen Eulenbrille, dem spärlich rotbraunen Haar, unter der kahlen Glatze die mächtige Denkerstirn, — ob es nicht der große Blut-Physiologe war, — dessen Name weit über die Landesgrenzen hinausgetönt?...

Noch weiter oben sah ich einige Männer kopfschüttelnd sich verständnisvoll zulächeln, einem enthusiastisch dozierenden Manne lauschend, der mit Leidenschaftlichkeit, jünglingshaft in ihrer Impulsivität, ungeheure, utopische Pläne auszubreiten schien, hoher Idealismus in den ins Weite blickenden Augen — o ja, ich erkannte ihn gleich, er lebte in Leipzig, der alten Heimat fern, der geistreiche Physiker, und neben ihm das alte Stadthaupt, der dritte der Professorenbrüder hier, — ein kleiner Silberweißer, der stark lispelte und dessen blinzelnde Augen von Geist funkelten.

Mit immer wachsender Ergriffenheit und klopfendem Herzen suchten meine Augen durch die Reihen, blieben noch gerade einen Atemzug am treuherzigen Antlitz mit großer, blauer Brille haften, auf dem die Redlichkeit zur Größe wurde — gedachte seiner aus der Juristenecke als eines der Treuesten — da schlug auf einmal eine metallene Stimme an mein Ohr, und wie sich ein großer, mächtig breitbrüstiger Mann erhob, die hohe Stirn von eben erst ergrauenden Locken dick umstanden, die schönen, völlig bartlosen Lippen lebensfroh geschwellt, und ans Glas schlug, erbebte ich, denn es war mein Vater....

Wider Willen stürzten mir die Tränen aus den Augen, atemlos beugte ich mich vor, und doch tönten nur einzelne, abgerissene Gedanken an mein fiebernd lauschendes Ohr. Die glockentiefe Stimme aber und die leuchtende Kraft des Worts faßte ich wohl —

Vom alten Dorpat sprach er, von jenen Zeiten, wo sie alle, alle die hier Vereinten mit einander gekämpft um ihres Lebens höchste Ideale, um Wissen, Glauben, Reinheit, — und aus dem, was ich auffing, entrollte sich mir das ganze, herrliche Bild jener Tage, wie in der Sonderart und Intensität es kein andres Land zu bieten je vermocht —

Und dann sprach er von dem, was bleibt. Nicht an Zeit und Raum gebunden, und ach, auch nicht — wie optimistische Geister es gern geträumt, an den neuen Nachwuchs, an Jung-Livland gebunden, könne dies ja sein, — nein, allein durch das Pflegen unsichtbarer, unveräußerlicher Güter lasse sich das noch halten, was die Vorväter durch ein ganzes Leben erkämpft — In diesen ewigen Gütern allein, in ihnen aber auch ganz und freudig ruhe Livlands Zukunft, daß auch noch in fernste Zeiten hinein, — ob weit verstreut — ob ausgewandert — allmählig ausgestorben — die Zweige einer alten Eiche lebendig in der Brust tragen, werktätig in ein neues Leben umsetzen, was an Livland wirklich ewig war! — —

Und wie er nun das Glas mit dem leuchtenden Rheinwein hob, mit weithallender Stimme rufend: „Vivat — Crescat — Floreat alma mater Dorpatensis in aeternum“, da erhoben sich alle von ihren Sitzen, und siehe — — und siehe der weite Raum füllte sich mit einer geisterhaften, ungeheuren Menschenmenge. Alte Männlein mit bescheiden treuherzigem Blick und verschossenen Pedelluniformen, eisgraue Universitätsdiener mit riesigen Mappen — und dann — bis hoch hinauf in die Wolken, von unirdischem Glanz umflossen, viele Hunderte von jungen und alten Gesichtern... Die historischen Züge Karl Ernst von Baer'serkannte ich, weiterhin das kantige Holzschnittgesicht Schirrens, — alte Professoren aus meines Großvaters Zeiten — dann wieder die geliebten oder gefürchteten Kuratoren und Rektoren früherer Zeiten — irgend wo leuchtete plötzlich Ernst von Bergmanns schönes Gesicht auf, — — und zuletzt zogen von allen vier Seiten, jeder Zug an der Spitze seine Fahne tragend, mit Schärpen und gezogenen Hiebern, vielhundertköpfige, blühende Scharen, mit bunten Deckeln auf den jungen Häuptern heran. Alle umringten sie die ehrfurchtheischende Tafelrunde. Und wie nun mit gewaltigem Brausen der alte Vers

„Vivat academia, vivant professores“

durch die Lüfte zitterte, wie eine Hymne emporsteigend an den hohen Domhallen, — da zerfloß langsam alles — alles in Nebel . . . ringsum lautlose Stille und gespenstische Einsamkeit... Ich aber wandte mich und schritt den Park hinab durch die stummen, verschneiten Gänge, in meiner Brust das alte Dorpat tragend und das, was bleibt. —

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

## 2.

## In Kokand.

Nun weile ich schon länger als einen Monat in Kokand und habe Zeit und Muße genug gehabt, die Stadt, das Land und die Leute näher kennen zu lernen. Heute, da die Hitze der letzten Tage, dank kühler Winde vom Gebirge her, stark niedersank, unternahmen wir eine besonders eingehende „Wanderung" zu Fuß und zu Wagen durch Kokand. Meine Weggenossen, Russen und Deutsche, waren meist Leute, die schon jahrelang in Turkestan, speziell Kokand lebten, Land und Leute gründlich kannten und daher manches Interessante mir zeigen und erzählen konnten. Die Stadt Kokand wird von einer dicken, grauen Lehmmauer umgeben, die etwa 18½ Werst im Umkreise zählt und heute sehr stark zerfallen ist. Im Bereich dieser Lehmmauer befindet sich das Europäerviertel und die Sartenstadt, die von über 80.000 Sarten bewohnt wird. Es sei nicht übel genommen, wenn mitgeteilt wird, daß der etwas romantisch klingende Name Kokand auf gut deutsch eigentlich so viel wie „Schweinesumpf" bedeutet. Die Fläche nämlich, auf der jetzt Kokand sich ausdehnt, bestand vor Hunderten von Jahren aus einem fieberverseuchten Sumpfboden, auf dem Schweineherden ein behagliches Dasein führten. Auch heute braucht man nicht allzutief — fast nur einen Meter zu graben, um an einigen Stellen auf Sumpfwasser zu stoßen. Kokand liegt über einem Sumpfe. Die dort lebenden Europäer, auch unsere deutschen Stammesgenossen, haben diese fiebergefährliche Sumpfnähe an ihrem eigenen Leibe jahrein, jahraus schmerzlich zu spüren. So mancher von ihnen verflucht fiebergeschüttelt den „goldenen Boden" Kokands. Ja, Fieber und Krankheiten holten sich gar viele Europäer in Turkestan, das Gold aber, von dem so viel gesprochen wird, fanden nur wenige, und heutzutage soll dieses schnöde und schöne Metall überhaupt nicht mehr zu finden sein, vor allem seitdem auch der Sarte so gescheit geworden ist, in der Baumwolle goldene Quellen zu erblicken. Und dem Sarten gehört das meiste, ja fast alles Land, die besten und fruchtbarsten Länderstrecken des überaus fruchtbaren Ferghanagebiets. Zudem verkauft der Sarte sehr ungern das Land, welches er von seinen Vätern ererbt hat. Er hängt, wie selten ein Volk, an seiner Scholle. Und der Sarte darf das: eine hundertjährige bedeutende Kultur, ungeheer viel Fleiß und Liebe zur Scholle, zum Landbau redet aus jeder Baumwollplantage, jedem Reisfelde, jeder Seidenzüchterei.

Doch im Grunde hätten die Leute im Ferghana-Gebiet, besonders die Einwohner von Kokand, dem Sumpfboden, auf dem sie leben, sehr dankbar zu sein: läge nicht ein Sumpf unter der Stadt — diese wäre schon längst durch Erdbeben, die in diesem Lande äußerst häufig auftreten, schwer geschädigt

worden, oder gar zu Grunde gegangen. Das Sumpfland unter der Stadt wirkt nun aber wie Gummi: es schwächt sehr die Erdstöße ab. So wurde z. B. die Stadt Andijan, nicht weit von Kokand gelegen, vor einigen Jahren durch Erdbeben stark geschädigt, der „Schweinesumpf" aber kam bloß mit dem Schreck davon.

Kokand ist vor allem Handelsstadt; das merkt man seinem europäischen, sowie auch dem asiatischen Stadtteil an. Die Stadt liegt an der uralten Karawanenstraße, die China (über Chinesisch-Turkestan) mit Mittelasien und von dort mit Europa verbindet. Dank der Eisenbahn hat die Karawanenstraße heute natürlich stark an Bedeutung verloren.



**Sartische Musikanten mit „Jerichotrompete".**

Einst war Kokand ein selbständiges, selbstherrliches und mächtiges Chanat. Das Gebiet hat Rußlands Eroberungen den größten Widerstand entgegengesetzt. Die Stadt selbst hat aber nicht am Kampfe teilgenommen, dazu war sie gewiß allzu kaufmännisch gesinnt. Als im Jahre 1875 General K. von Kaufmann sich den Toren Kokands näherte, ritt ihm der damalige Chan entgegen und übergab den Russen ohne Widerstand seine Residenz. Hiermit endete die Selbstherrlichkeit und die Macht der Chans von Kokand, und die noch lebenden Chans dieses Gebietes führen, vom russischen Staat „subsidiert", ein zurückgezogenes, fast vergessenes Dasein.

Der europäische Stadtteil Kokands enthält, abgesehen von dem schönen Schlosse (Урда) der einst hier regierenden Chans, für uns Europäer wenig Interessantes.

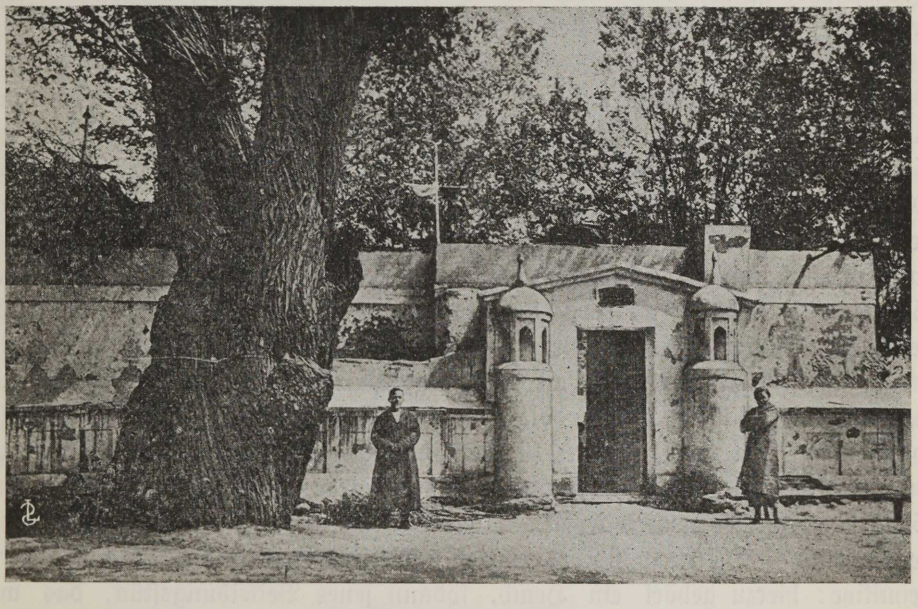
Dieses Schloß mit seinen Mauern und Wällen ist jetzt in eine russische Festung mit Kasernen, Schießplätzen usw. verwandelt worden. In den schönsten Sälen des ehemaligen Schlosses, in seinen Thronsälen, hat die Regimentskirche Platz gefunden: an den bunten Mosaikwänden hängen goldene Heiligenbilder, vor arabisch-verschnörkelten Säulen erheben sich Kreuze und weiße Wachslichter. Seltsame Gefühle erweckt diese Kirche; unwillkürlich denkt man auch an's ferne Baltenland . . . .

Um dieses Schloß, jetzt Festung, gruppiert sich das europäische Viertel Kokands. An regelmäßigen schnurgeraden Straßen erheben sich recht bescheidene Häuser; die sind alle einstöckig, wegen der häufigen Erdbeben in diesem Gebiete. Etwas Schönes sind die alten, schnurgeraden, schwindelnd hohen Pyramidenpappeln, von denen die meisten Straßen flankiert werden. Etwas Neues für den Europäer sind die Kanäle (Aryks) zu beiden Seiten der Straßen; Wasser, das hoch von fernen Bergen niedergeleitet wird, fließt durch diese Kanäle, die sich weiterhin in die Gehöfte und Gärten der ganzen Stadt verzweigen. Die Hauptverkehrsader Kokands trägt einen deutschen Namen – sie heißt „Rosenbacher Prospekt" (Розенбаховскій проспектъ); hier befinden sich die Hauptbanken, Hauptläden und ersten Handelshäuser der Stadt. Liest man die Schilder, so bemerkt man, daß sie äußerst häufig deutsche Namen tragen. Von allen Ausländern sind die Deutschen in Kokand am stärksten vertreten; sehr viele und zugleich die bedeutendsten Firmen befinden sich in deutschen Händen; es sind hauptsächlich Moskauer deutsche Handelshäuser, die hier Filialen errichtet haben.

Wie gesagt: mit dem goldenen Boden Kokands soll es heutzutage (wie mir das wenigstens erzählt worden ist — und ich hatte nicht die Absicht im Ferghanagebiete zu bleiben —) stark anders geworden sein. Aber dennoch soll das Land noch sehr große Hoffnungen bergen. Freilich soll der goldene Boden von heute nicht so sehr auf den Baumwollplantagen zu suchen sein, als vielmehr in den Bergen ringsherum, die Naphtha, Steinkohle, Salz, Kupfer, Zinn, Eisen, Quecksilber, Gold, Silber, Edelsteine und andere Herrlichkeiten dieser Welt in Hülle und Fülle bergen sollen. Und die Berge hier in Turkestan sind tatsächlich noch so schön und unberührt, als wären sie e b e n aus Gottes Schöpferhänden hervorgegangen. Ich machte in Kokand die Bekanntschaft eines Künstlers, der öfters in die Berge zieht, um dort zu malen. Seinen Bildern, Photographien und Erzählungen nach zu urteilen, muß es dort wunderbares Neuland für Kunst, Handel, Bergbau in verschwenderischer Fülle geben. Dort in den Bergen, dem Hissar und Serafschangebirge (Ausläufern des Pamir) gibt es noch so gut wie gar keine Europäer; da leben nur Sarten, Kirgisen, Usbeken, Tadschiken und andere asiatische, meist nomadisierende Völkerschaften in jungfräulichster Ursprünglichkeit.

Außerdem sollen die Berge überaus reich an Mineralwässern sein. Einige werden zu Heilzwecken auch ausgenutzt, aber für's erste — nach Landesart. Es herrscht russische Wirtschaft, und selbst die in Turkestan Lebenden ziehen es vor, lieber eine weite Reise nach fernen Heilquellen zu unternehmen, als an Ort und Stelle sich „kurieren" zu lassen. Das ist schade, denn es sollen Heilquellen vorhanden sein, die denjenigen in Bad-Nauheim, Kissingen usw. kaum nachstehen.

Und schön sind die Berge in Turkestan, wunderbar majestätisch und hoch! So erhebt sich z. B. der Pick-Kaufmann 6,900 Meter über dem Meeresspiegel, und das Hindukusch-Gebirge enthält Gipfel, die über 7.060 Meter zählen. Auf der Grenze mit China (dem chinesischen Turkestan) erhebt sich auch aus dem Tjan-Schan (das Wort bedeutet — soviel wie „himmlische Berge") der höchste Gipfel ganz Rußlands, der „Chan-Tegri" („König der Geister"); er zählt c. 7.300 Meter über dem Meeresspiegel.



**Eingang zu den Grabstätten der ehemaligen Chans in Kokand.**

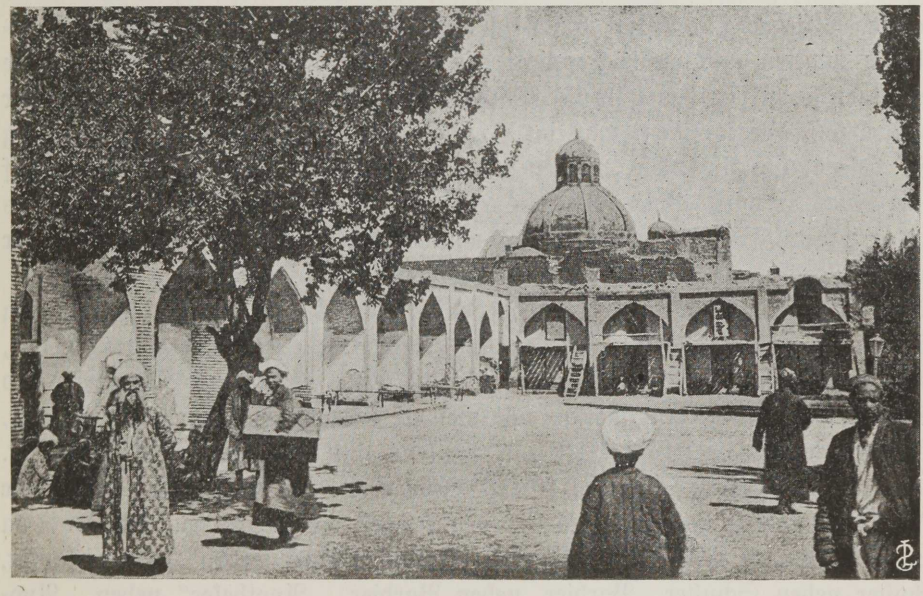
Wir hatten auf unserer Wanderung durch Kokand klares Wetter, und so konnte man denn ein wunderbares Panorama ewig-schneegekrönter Bergesriesen genießen. Da aber über Turkestan, wie gesagt, noch kein Baedeker existirt und das herrliche Bergpanorama leider noch in keinem Fremdenführer verzeichnet steht, achten die wenigsten in Kokand auf die herrlichen Bergesriesen.

Dort, wo die Hauptverkehrsader Kokands, der „Rosenbacher Prospekt", in die alte asiatische Gartenstadt übergeht, hört Europa plötzlich auf zu sein, und der Orient beginnt in seiner ganzen Buntheit und Eigenart, seinem Elend und

seinem Reichtum. Diese Sartenstadt in Kokand ist eine Welt für sich. Eine eigenartige, bunte, grellbunte, äußerst malerische Welt. Ich sagte „Sartenstadt," denn von den verschiedensten Völkerschaften in Kokand, wie überhaupt im Ferghana-Gebiet, ist der Sarte am stärksten vertreten. Der Sarte ist Mohamedaner, und die Lehre des Propheten soll sich bei ihm mit am reinsten, unverfälschtesten erhalten haben. Er ist groß, stark von Gestalt; sein bronzebraunes ovales Gesicht weist häufig edle Formen auf, die Augen sind dunkel, feurig und ausdrucksvoll. Er hält es für vornehm, einen langen Bart zu tragen, und je schöner der Bart ist, um so würdevoller kommt sich der Sarte vor. In seiner ganzen Art und Weise ist er konservativ und sehr patriarchalisch, und je reicher er ist, um so mehr Frauen nennt er sein eigen. Seine Frauen behandelt er aber herzlich schlecht. Er hält selten Dienstboten, verrichtet aber die schmutzigsten und schwersten Arbeiten nicht selbst, sondern überläßt alles seinen lieben Gemahlinnen. Diese hält er zudem in strengstem Gewahrsam; ist der Sarte nicht sehr arm, so enthält jedes Sartenhaus ein besonderes Frauengemach (Senone) und in dieses Frauengemach hat nur einzig und allein der Herr des Hauses oder sein getreuer Eunuch Zutritt. Die Frau darf das Haus nur mit Zustimmung ihres Gatten verlassen und muß dann sofort beim Hinaustreten auf die Straße mit einem schwarzen Schleier aus Roßhaaren (Tschimmat) ihr braunes Antlitz verdecken. Im Durchschnitt sollen die sartischen Frauen lange nicht so hübsch wie die Männer sein. (Pardon, meine Damen! Aber das ist mir erzählt worden, auch hatte ich hin und wieder selbst Gelegenheit, das zu beobachten — trotz dem Schleier aus Roßhaaren). Ein sartisches Haus ist mit Kindern äußerst stark gesegnet, und was nun die Kleinen betrifft, die auf den Bazaren und Plätzen herumwimmeln, so sind es fast immer ganz „reizende" braunköpfige Sputze, sogar — die Mädchen. Aber die Last der Erziehung liegt wieder mal vollkommen auf den Schultern der Frauen, und im allgemeinen hätte die Frauenemanzipation bei sartischen Frauen noch sehr, sehr, sehr viel gut zu machen! Sogar den Gottesdiensten in den Moscheen dürfen die sartischen Frauen nicht beiwohnen! — Die Kleidung des Sarten und seiner Gemahlinnen ist eine äußerst primitive: hierzu gehört ein Hemd, sodann jenes Bekleidungsstück, das wir „Unaussprechliche" nennen, und vor allem der schlafrockartige, grellbunte Chalat. Ist der Sarte reich und vornehm, so zieht er sich über den erster Chalat noch einen zweiten, ist er aber besonders reich und vornehm, zieht er sich über den zweiten Chalat auch noch einen dritten und einen vierten und fünften — u. s. w., je reicher und „vornehmer" er ist. Die Frauen tragen einen kürzeren Chalat, der Parandscha heißt. Außerdem wickelt sich der Sarte um seine „Unaussprechlichen" noch ein äußerst langes, buntes Tuch (Biljback), zieht sich weiche Saffian-Stiefel über die Füße, die er (wenn er ausgeht) in harte Ledergaloschen steckt und setzt sich endlich die grellbunte Tübiteika auf den glattrasierten Kopf; um diese wickelt er sich sodann den Turban.

Im allgemeinen ist diese Tracht, besonders bei der dortigen Hitze, recht praktisch. Häßlich ist sie auch nicht. Ich habe in Kokand, Samarkand, besonders aber in dem heißen Buchara Europäer angetroffen, die mit Wohlbehagen in sartischen Gewändern herum spazierten. In Buchara hörte ich sogar zwei solche „Sarten" Berliner Deutsch reden. Und sie entpuppten sich tatsächlich als zwei Herren aus Berlin!

Nachdem wir nun diesen kurzen Überblick über den Sarten, seine Gemahlinnen, ihre Bekleidung u. s. w. geworfen haben, sehen wir uns nun auch die interessante Sartenstadt an. Diese Sartenstadt ist, wie gesagt, eine Welt für sich. Außer Sarten lebt dort noch ein buntes Gemisch anderer Völkerschaften: Perser, Afghanen, Tataren, Inder, Kirgisen, bucharische Juden, Tekinzen, Armenier und viele andere mehr.



**Ein Moscheehof in Kokand.**

Diese orientalische Welt für sich wird vom europäischen Stadtteil durch einen besonders breiten Kanal, den „Sai", getrennt.

Man passiert die Brücke über diesen Sai und wird sofort in ein Gewirr, ein Labyrinth, enger, winkeliger grauer Gassen und Gäßchen, Höfe und Bazare hinein versetzt. Die Häuser der Sarten sind von sehr einfacher „Architektur". Auf einem primitiven Fundament aus grauen Steinen oder grauen Ziegeln führt er zuerst aus recht dünnen Holzbalken Rahmen in die Höhe, und wenn ein käfigartiges einstöckiges Holzgerüst zurechtgezimmert worden ist, verstopft es der Sarte mit Steinen, Ziegeln oder aber — und das kommt recht häufig

vor — macht er mitten auf der Straße, an der er sein Haus baut, eine Grube, weicht mit viel Wasser den Lehmboden auf und benutzt sodann das also aufgeweichte „Straßenpflaster" für den ferneren Bau seiner Behausung. Das flache Dach wird mit Schilf ausgelegt und sodann auch mit grauen Lehmmassen übertüncht. Es entsteht ein recht primitiver, leichter Fachwerkbau, dessen leichte graue Wände man von der Straße aus mit dem Spazierstock durchstoßen kann. Doch hat dieser leichte Bau den großen Vorteil, seinem Besitzer bei einem Erdbeben nur ganz leicht auf den Kopf zu fallen. Erdbeben sind hier aber recht häufig, daher zieht es der weise Sarte vor, sein Herz nicht allzusehr an schwere irdische Güter zu hängen, sondern mehr ein beschauliches Innenleben zu führen. Irgendwelche Fenster kennt ein sartisches Wohnhaus nicht, und daher erinnern sartische Straßen an fensterlose, graue, endlos lange Korridore. Anmutiger wirkt das Innere der Behausung: um den meist viereckigen Hof, seinen Garten, die Bäume, die Sträucher, die Blumen, die Weinreben ziehen sich luftige Galerien auf buntbemalten, geschnitzten Säulenreihen. Matten und bunte Teppiche zieren den Fußboden der Galerie sowie die Innenräume, in denen weder Tische noch Stühle stehen. Wenn im Winter die starken Fröste kommen, wird im Hauptzimmer eine quadratartige Vertiefung bloß gelegt und in diese werden sodann glühende Kohlen geschüttet. Auf dieses Quadrat wird etwas wie ein eisernes Taburett gestellt, über welches eine ungeheure Wolldecke ausgebreitet wird. Wen nun friert, der kriecht unter diese Wolldecke.

Im grauen Labyrinth der öden fensterlosen Gassen wirken die Madraka (eine Art Hochschule), die Moscheen und die Bazare wie Oasen des Lebens, vor allem wirkt der Hauptbazar wie eine Oase sprühender Buntheit und heißen Lebens. Ich ging dahin mit meinen Weggenossen und es war mir, als wäre ich in die bunte Welt von Tausend und einer Nacht hineinversetzt. Was gab es da nicht alles zu sehen! Jede Gasse im Bazar beherbergt die volle Repräsentanz irgend eines Handelszweiges oder eines Handwerkes: da sitzt Silberschmied neben Silberschmied, Koranverkäufer neben Koranverkäufer, Schuster neben Schuster, Barbier neben Barbier, „Apotheker" neben „Apotheker", Fruchthändler neben Fruchthändler, Schneider neben Schneider, — nur die Teehäuser, Küchen und Karawanenhöfe (Karawanserai) liegen meist zerstreut hie und da in der Stadt herum. Wir schritten durch gedeckte, kühle Bazarreihen, wo bunte, grelle Mäntel (Chalat) und schneeige Turbans zum Verkauf auslagen. Davor saßen furchtbar ernst, wie Pagoden, bärtige, bronzefarbene Sarten. Der Turban ist der „heilige Schleier" des Mohammedaners. Er windet sich den Turban um die Schläfen bei besonders festlichen Gelegenheiten oder wenn er zum Gottesdienste geht. Je feiner und länger das Gewebe des Turbans ist, um so vornehmer dünkt sich der Sarte, und der Turban, den er auf seinem Kopfe trägt, bleibt das letzte und einzige Gewand, in das der Tote gehüllt wird, bevor er in die dunkle Erde zur ewigen Ruhe versenkt wird.

Und weiter schritten wir über die Plätze und durch die Gassen des Bazars. Wanderten durch die Apothekerreihen, wo es so schwül und morgenländisch nach Zimt, Pfeffer, Minze, Rosenöl, Mohn und seltsamen Gewürzen riecht, die in offenen Säcken oder Säckchen vor dem Käufer liegen. Ach, diese Apotheker! Sie sitzen ruhig wie Heilige da, trinken gelassen grünen Tee aus bunten Tassen, versüßen ihn wie kleine Kinder mit rot- und grüngefärbtem Zucker — und halten zugleich in gar vielen Schächtelchen, Säckchen und Düten Gifte aufbewahrt, von denen ein paar Körnlein genügen, um den Menschen ins Jenseits zu befördern. Die russische Regierung hat es ihnen zwar streng verboten, Gifte zu halten, aber das hilft nicht im Geringsten. Für ein paar Kopeken wickeln dir diese Apotheker ein grünes Pulverchen ein,



Das frühere „Chan-Schloß"; jetzt russische Festung.

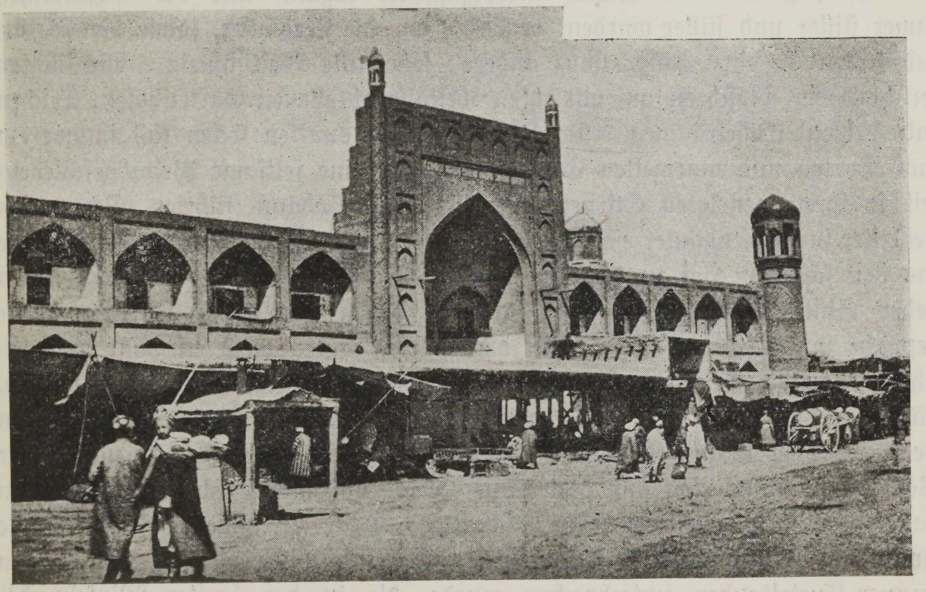
das von ganz erstaunlicher Wirkung sein soll. Du brauchst nur die Spitze einer Nadel in dieses Pulver zu stecken, sodann mit dieser Nadel ganz leicht dir die Haut zu ritzen und im nächsten Augenblicke — ist es aus mit dir! Auch Opium kannst Du hier in Hülle und Fülle kaufen und die ernsten Heiligen dort reichen Dir das Gift mit liebenswürdigstem Lächeln zu. Fürwahr — ein Eldorado für Selbstmörder! — Doch horch: lautes Rufen ertönt plötzlich uns im Rücken, und wie wir uns umsehen, gewahren wir einen langen Zug Kamele, die mit bunten Stoffen, Gewürzen und Früchten beladen, in den nächsten Karawanserai nach langer Wüstenwanderung zur Ruhe einziehen. Noch liegt auf den großen Ballen und dem struppigen Haar der hohen Tiere der graue, feine Staub der Wüste, und seltsam tönen, wehmütig und schrill,

die großen Glocken, die die Tiere an ihren hohen Hälsen tragen. Wir folgen der Karawane in den Karawanserai und ergötzen uns an der Geduld und der Disziplin dieser grauen Wüstenschiffe, die bedächtig und geradezu „vornehm" im Karawanserei sich erst umblicken, dann langsam sich niederlassen und noch bedächtiger, mit fast stoischer Ruhe abwarten, bis sie zur Tränke zugelassen werden. Wie ganz anders wirken daneben die mit Grünzeug beladenen Esel (Tschak), die unruhig zur Tränke sich vordrängen und sie in eine Schmutzpfütze verwandeln.

Dann schauen wir der Arbeit der Gold- und Silberschmiede zu, die zierliche Ringe, Armbänder und schwere Ohrgehänge vor unseren Augen herstellen, oder kostbare Edelsteine, vor allem herrliche himmelblaue Türkise, in ganz einfache Silberringe fassen. Verstohlen huschen, dichtverschleiert, Frauen vorüber; sie bleiben zuweilen wohl auch flüchtig stehen, aber huschen doch schnell wieder fort, wie furchtsame Rehe. Neben der Bazarreihe der Gold- und Silberschmiede erheben sich die Läden, in denen Waffen, Kupfergeräte und Antiquitäten feilgeboten werden. O, hier muß man vor allem seine Augen aufmachen! Viel Schönes gibt es hier zu sehen: schlanke kupferne Wasserkrüge, von edlen uralten Formen, „Teebretter", Tassen und Kannen von feinster Ziselierarbeit. Das Auge erfreut sich an Formen und Linien, aus denen eine hundertjährige alte Kultur redet. Erheiternd wirkt unter diesen Gegenständen alter Kultur — der russische Samowar. Die Mohammedaner sind auch große Teetrinker, und der russische Samowar ist so ziemlich der einzige „Kulturgegenstand", der sich ohne Widerstand bei den Asiaten hier eingebürgert hat.

Die Verkäufer aus den Waffenläden rufen uns an, schwingen silberne Dolche und krumme Messer durch die Luft und lassen sie im nächsten Augenblicke auf Steine niederfallen. Sodann zeigen sie uns triumphierend die Dolche und Messer, und wir gewahren, daß die Klingen ebenso blank, scharf und unverletzt geblieben sind. Aber am interessantesten sind doch die Antiquitätenläden! Himmel, was für Schätze werden da vor unseren Augen ausgepackt und sehr, sehr behutsam ausgebreitet: alte Rüstungen aus Silber mit reicher Vergoldung, alte Wasserpfeifen, Dolche, Messer, Jatagans, übersäet mit Edelsteinen, vor allem mit himmelblauen Türkisen. Uralte Gewebe, golddurchwirkt, von wunderbarer Farbentönung und Zeichnung. Da gibt es kostbare edelsteinbesetzte Tübiteiki (orientalische Kopfbedeckung) und sehr kunstvolle, sehr mühsam ausgenähte Taschen und Mäntel. Man zeigt uns helle, edle Elfenbeinarbeiten, an denen Menschenhände vielleicht ein Lebenlang gearbeitet hatten. Das Auge ergötzt sich an alten Kannen, Teppichen, Ampeln, Vasen, die vor Hunderten von Jahren Timurs Paläste vielleicht geschmückt hatten. Aus dieser Kanne hat vielleicht Timurs Lieblingsfrau, die sagenhaft schöne Bibi-Chanym, mit sagenhaft schönen Lippen genippt, und auf diesem bunten Teppiche, der wie aus farbenreichen Märchen zusammengewebt scheint, haben vielleicht die schlanken Füße der braunen Odalisken Timurs im Tanze sich gedreht . . . .

Also sahen wir uns den Markt, seine Buntheit und seine Kostbarkeiten an. Schritten durch gedeckte Bazarreihen, blieben hie und da stehen, schauten den Apothekern, Gold- und Silberschmieden zu, wanderten dann wieder weiter und endlich, als wir müde wurden von alle dem Schauen und Wandern, traten wir in Teehäuser ein, wo wir, auf bunten Teppichen liegend, köstlichen grünen Tee tranken als einzige Europäer mitten unter Sarten, Persern, Afghanen, Indern. Dann zogen wohl auch zuweilen Derwische vorüber; wir hörten sartische Streichmusik und sonderbaren wehmütigen Gesang, der bald in grelle Schreie ausartete, bald kaum zu hören war und still wurde, als sänge man ein Kind zur Ruhe. . .



**Fassade einer sartischen „Hochschule" (Madraka) zur Heranbildung von Geistlichen.**

Aber etwas anderes, als die sartische Streichmusik, etwas sehr Lautes, Grelles, Überlautes ist die sartische „Blechmusik", die in Kokand dann veranstaltet wird, wenn in der Stadt irgend ein Fest, ein Vergnügen, eine sogenannte „Tamascha" (тамаша) stattfinden soll. Dann ziehen schon am frühen Morgen auf bunten hohen Arben buntgeschmückte sartische Musikanten durch die Stadt, indem sie große Trommeln schlagen, vor allem aber in große, lange Trompeten blasen, die länger als Menschen sind und einen Laut von sich geben, von dem einem fast Hören und Sehen vergeht. Diese „Musikinstrumente" heißen „Trompeten von Jericho" (Иерихонская труба) und sollen etwas Ur-uraltes sein, ja noch aus jenen Zeiten stammen, da die Mauern Jerichos vor Trompetentönen zusamenfielen. Und vernimmt man das schreckliche, ohrenzerreißende Gedröhn und Getute dieser Jericho-Trompeten, glaubt

man fast daran, daß einst die Mauern Jerichos vor ihnen zusammenfielen. Anders ist die „Streichmusik", sanfter, weicher, besonders der Gesang der Derwische. Zuweilen stimmen auch Außenstehende mit in den Gesang und dann pflanzt er sich auf Augenblicke weiter, immer weiter, um plötzlich zu enden.

Der Sarte lebt auf der Straße: auf der Straße hat er seine Börse, direkt an der Straße breitet er seine Waren aus, an die Straße grenzen die Teppiche, auf denen man in den Teehäusern ruhen kann, auf der Straße läßt sich der Sarte rasieren oder sich gar die Zähne ziehen.

* * *

Endlich, als der Abend niederzusinken begann und die Bazarreihen immer stiller und stiller wurden, verließen wir die Teehäuser, sowie den Bazar, und traten in eine ganz, ganz andere, sehr stille Welt hinein: wir suchten verschwiegene Moscheen auf mit ihren weltabgeschlossenen Gartenhöfen, Teichen und kühlen Gebeträumen. Da hockten in den dunklen Ecken fast immer ein paar Sarten und murmelten Gebete. Es war eine seltsame Weltabgeschiedenheit in ihren geneigten Stirnen und Mienen. Sodann führten mich meine Begleiter in Sartenhäuser ein, die arm waren oder märchenreich; man erlaubte uns den sauberen Hof zu betreten, dann auch die inneren Gemächer, in denen weder Stühle noch Tische stehen und in denen vor allem herrliche bunte Teppiche in die Augen fielen. In den Gärten ragten meist ein paar hundertjährige Eisenbäume („Карагачъ") empor und überwölbten mit ihrem breiten, mächtigen, dunkelgrünen Wipfelwerk fast den ganzen Garten. In kleinen Beeten blühten Malven, prächtige, große Rosen, blaue hohe Iris — und uralte Weinreben umkletterten fast das ganze Haus, um endlich über seinem flachen Dache noch ein zweites, grünes schattiges Dach zu bilden. Tiefste Stille herrschte meist in Hof, Garten und Haus, eine tiefe Stille, die nur vom Gurren brauner Turteltauben unterbrochen wurde, die in den breiten Wipfeln der Eisenbäume sich schnäbelten. In das Frauengemach des Hauses erhielten nur die Damen aus unserer Gesellschaft Zutritt, aber einmal wurde es auch mir gestattet, in das Frauenviertel des Hauses einen Blick zu werfen. Leider blieben die Frauen verhüllt, — aber vielleicht brauche ich das garnicht zu bedauern . . .

Und endlich betraten wir auch sartische Friedhöfe, die reich sind an zerfallenden Grabdenkmälern berühmter Chans und heiliger Mullhas. Die schönsten Grabdenkmäler und schönsten Moscheen sind in Turkestan am meisten zerfallen, und was heute noch aufrecht steht, kann morgen schon einstürzen, denn faustdicke Risse klaffen in den Mauern, den bunten Mosaikwänden und den himmelblauen Kuppeln der Moscheen und Grabdenkmäler.

So ist dieses Land: das Schönste und Reichste liegt in seiner Vergangenheit, und wo das Leben heutzutage aus einer tiefen, fast apathischen Ruhe sich durchbricht, da glüht und blüht es auf in fast verschwenderischer, blenden-

der Buntheit, Grellheit, Ausgelassenheit und seltsamer Schönheit. Das Land erweckt Erinnerungen auf Schritt und Tritt, schöne wehmütige Erinnerungen. Hier in Kokand fühlt man eine große entschwundene Vergangenheit eigentlich noch nicht so intensiv wie in Samarkand oder in Buchara. Doch davon später.

Das nächste Mal führe ich dich, lieber Leser, nach Samarkand und Buchara; vordem machen wir noch einen kleinen Ausflug in das Land hinaus und sodann auch noch einen Abstecher in die Wüste.

Kommst du mit? Ich sehe, du nickst. Das freut mich. Also: auf Wiedersehen!

(Weitere Artikel folgen.)

# Gedichte.

Von Marie Masing. (Dorpat.)

## Schwermut.

Du sangst; der bunte Saal trank atemlos
Und nie gestillt die Töne dir vom Munde —
Die letzten quollen: dunkel, schwer und groß
Und heiß — so tropft's aus tiefer, tiefer Wunde.

Das Schwermutslied verbebte und verrann —
Da zuckt die Hand Dir aufwärts nach der Kehle
Und lockert, zerrt . . . was fiel so jäh dich an
Mit einer Angst, als ob der Atem fehle?

Ich starre hin. Die andern achten's kaum,
Sie jubeln los in wildem Beifallsdrange,
Doch ich erspäh's: ein dunkler Blitz, ein Traum,
Wand sich am Hals dir eine schwarze Schlange.

Den schmeid'gen Leib zu erz'nem Ring gestrafft,
Züngelnd, ein tödlich Trauern in den Blicken,
Umspannt sie deinen Hals in enger Haft
Und würgt dich, würgt, als solltest du ersticken.

Nur einen Atem lang — mit jähem Ruck
Zwangst du sie nieder nach des Herzens Tiefen,
Draus sie sich hob . . . vorbei der schwarze Spuk,
Und — als wenn Zittern leis dich überliefe. . . .

Und nun ein ander Lied: tändelnde Liebeslust,
Das lockt, das girrt — — Ich weiß doch, all dein Singen
Ist, mit der schwarzen Feindin an der Brust,
Nur heimliches Auftodundlebenringen.

## Mein Schmerz.

Ich trage meinen Schmerz um dich
Als einen Traueredelstein
An meiner Brust: er drückt und schmückt,
Ist schwarz und schließt doch Leuchten ein.

Ich hüte meinen Schmerz um dich
Wie edlen Wein, den einer spart
Für Alter, Krankheit, hohes Fest,
Für lange winternächt'ge Fahrt.

Ich berge meinen Schmerz um dich,
Wie einer zu vergeuden bebt
Den letzten Bissen schwarzes Brot,
Davon in Hungersnot er lebt.

# Das moderne deutsche Drama.

Dr. Valerian Tornius. (Leipzig.)

Man geht gewiß nicht fehl, wenn man die Anfänge des modernen deutschen Dramas an das Erscheinen der „Meininger" knüpft. Denn die Meininger weckten vor allem durch die meisterhafte Neubelebung unseres klassischen Dramas den von Schiller und Goethe mühsam errungenen, seit ihrem Tode aber wieder verloren gegangenen Sinn des Publikums für die Bedeutung des Dramas und der Bühne. Die Meininger erwiesen sich durch die realistisch getreue Wiedergabe ihrer aufgeführten Dramen als Pfadfinder eines neuen bis dahin unbekannten Stiles. Daß sich die Darstellung vollständig den Intentionen des Dichters fügen und jedes Virtuosentum im Interesse der Gesamtwirkung in den Hintergrund gedrängt werden mußte, das hatte auch Goethe schon in Weimar zur Durchführung gebracht. Allein Goethes Bestrebungen waren von einem idealistischen, der Wirklichkeit fremd gegenüberstehenden Geiste getragen, während hier bei den Meiningern, zum erstenmal wieder die Wirklichkeit, sei es auch nur im historischen Kolorit, vollgültig zur Geltung kam. Man lernte durch die Meininger tiefer in das Wesen des Dramas blicken und gewann ein aufmerksames Auge für die Realität der Dinge. So war der Weg zur Entstehung einer neuen, auf die Wirklichkeit gerichteten Kunst angebahnt, es fehlte nur die Literatur, die ihr zum Sieg verhelfen sollte.

In dieser Zeit, als die Meininger im Triumph Deutschland und das Ausland durchzogen, schlug die Geburtsstunde des Naturalismus. Emile Zola steuerte in Frankreich auf dieses Ziel los und schilderte mit naturwissenschaftlicher Gründlichkeit alle Schichten der zeitgenössischen französischen

Gesellschaft; in Rußland waren Dostojewsky und Tolstoi als beredte Apostel dieser neuen Richtung erstanden und riefen überall durch die überzeugende Gewalt ihres Talents Staunen und Bewunderung wach.

Das Neue und zugleich Fesselnde des Naturalismus lag sowohl im Stofflichen wie im Formalen. Zum erstenmal erschienen hier als handelnde Personen Menschen, von deren Existenz man wohl wußte, denen jedoch jeder wohlgesittete Bürger scheu aus dem Wege ging. Allerlei Gesindel, Verbrecher, Trunkenbolde, Dirnen, kurzum der Auswurf der Großstadt kam auf die Bühne und wirkte, verstärkt durch die dichterische Philosophie, daß auch im Verworfensten ein Kern von Edelmut schlummere, so nachhaltig auf das Publikum, daß es noch dem verspäteten Nachzügler dieser Dramenkette, Maxim Gorkis „Nachtasyl", einen geradezu märchenhaften Erfolg bereitete. Aber nicht nur der Janhagel wurde aus seinen Schlupfwinkeln vor die Rampe gezerrt, man setzte, verbunden mit der zu immer größeren Dimensionen anwachsenden sozialen Frage, das „Arme Leute"-milieu auf die Tagesordnung und predigte das Mitleid für die enterbte und entrechtete Klasse. So näherte sich das naturalistische Drama durchaus dem Drama der Stürmer und Dränger; und jenes Mitleid, welches die damaligen Dichter für die Kindesmörderin forderten, es ist schließlich dasselbe, das die naturalistischen Dramatiker auf ihr Programm schrieben. Und auch darin näherten sie sich der Anschauung des jungen Schiller, daß sie, wie er, die Bühne als moralische Anstalt betrachteten. Eine andere Ähnlichkeit läßt sich in der Form konstatieren. Wie die Stürmer und Dränger, so richteten auch die Naturalisten ihr Augenmerk auf eine naturgetreue Wiedergabe ihrer Menschen. Nur haben die Naturalisten ihre Vorgänger durch schärfere Zeichnung der Charaktere übertroffen, weil sie — in dem Zeitalter der Naturwissenschaften lebend — tiefere Einsicht in alle kleinen Äußerungen der menschlichen Seele nahmen, als ihre Vorgänger. Anderseits beschränkten sie, bei der starken Abhängigkeit ihrer Menschen von der Materie, das seelische Maß derselben, und sie haben auch deswegen nicht solche markante Persönlichkeiten hinzeichnen können, wie die im Individualismus geradezu schwelgenden Stürmer und Dränger.

Alles in allem genommen widerstrebte aber doch der Naturalismus der Psyche des zum Ideellen neigenden deutschen Dichters. Den Beweis dafür liefert Gerhart Hauptmann, der als einziger aus jener Brausezeit sich mit seinen Dramen in das Repertoire unserer gegenwärtigen Bühne hinübergerettet hat. Es lag nahe, daß die deutschen Dichter ein Kompromiß zwischen dem althergebrachten Idealismus und dem hereingedrungenen Naturalismus schließen würden, bot sich ihnen doch in dem germanisch denkenden und fühlenden Henrik Ibsen ein geniales Vorbild, der jene beiden Kunstanschauungen zu großer Vollkommenheit verschmolz. Auch Ibsen wahrte die naturalistische Methode, untersuchte wie ein Nervenarzt das Seelenleben der Menschen und registrierte bei der Diagnose jede, auch die geringste Abnor-

mität; aber für Ibsen war die Analyse dieses Krankheitsverlaufes nicht Zweck und Ziel seines dramatischen Schaffens, sondern er benutzte sie nur als Mittel, um die Ursachen der krankhaften Erscheinungen zu erkennen. Höher als die strenge Kopie der Wirklichkeit war ihm die sittliche Weltordnung, die sein künstlerisches Wollen klar und rein durchtränkte.

Und Ibsen ist auch — zu ihrem Heil — der Lehrmeister der jüngsten deutschen Dichtergeneration geworden. Er hat wie kein anderer Ausländer, mit Ausnahme Shakespeares, festen Fuß auf deutschem Boden gefaßt. Und wie man bis vor wenigen Jahrzehnten Shakespeare als den Gipfelpunkt des Dramas gepriesen und von ihm gesagt hat, kein junger Dramatiker könne zu selbständiger Größe gelangen, wenn er nicht von Shakespeare ausginge, so läßt sich heute mit Bestimmtheit der Satz festnageln: kein moderner Dramatiker ist ohne Ibsens Beeinflussung möglich. Ja, es haben auch nicht allein die Naturalisten der achtziger und neunziger Jahre — Hauptmann an der Spitze — von dem großen Norweger gelernt, auch die jüngere und jüngste Generation zehrt noch an seinen Früchten.

Das Kompromiß zwischen Idealismus und Naturalismus sind damals viele deutsche Dramatiker eingegangen. Man konnte, nachdem der Naturalismus soviel Staub aufgewirbelt und dazu noch in jeder größeren Stadt eifrige zu ihm sich bekennende Gemeinden gefunden hatte, ihn nicht recht ignorieren. Selbst ein unbekümmert seines Weges wandernder Schriftsteller, wie Ernst von Wildenbruch, kam nicht darum herum, der Zeitstimmung gleichfalls seinen Tribut zu zollen. Am ausgeprägtesten zeigte sich diese Kompromißerscheinung in dem viel befehdeten, aber erfolggekrönten Dichter der „Ehre" und „Heimat" — Hermann Sudermann. Er scheute davor zurück, die äußerste Konsequenz des Naturalismus zu ziehen, wohl wissend, daß er damit den größten Teil des Theaterpublikums vor den Kopf stoßen würde, aber er war auch klug genug, nicht ganz bei der alten Schablone zu bleiben, sondern sie mit einem zwar etwas oberflächlichen, theatralisch angeputzten, immerhin jedoch modernen Geist zu durchtränken.

Die Nachfolgerschaft Sudermanns zählt nach Dutzenden. Sie hat sich bis in unsere Tage behauptet und lebt in den Philippis, Blumenthals, Fuldas und wie sie alle heißen mögen ein vergnügliches, tantiemenreiches Dasein. Namentlich einflußreich wirkte die Sudermannsche Technik, eine geschickte Mischung von französischem Bühnenraffinement und deutscher Sentimentalität, die, da sie keine dichterischen Qualitäten voraussetzte, begeisterte Nachahmer fand. Im allgemeinen blieb man bei dem durch Sudermann zur Mode gewordenen Thesenstück, d. h. man stellte irgendeinen Moralbegriff auf und gruppierte darum Handlung und Konflikt. Als man genügend die gebräuchlichsten und verständlichsten Moralbegriffe auf diese Weise ausgeschlachtet hatte, suchte man sie dadurch neu zu beleben, daß man sie in ein bestimmtes Milieu verlegte. So blühten Offizier-, Studenten-, Lehrer- und Schülerstücke in

bunter Reihe nebeneinander auf, und jedesmal, wenn das eine oder das andere besonders reich mit Tantiemen gesegnet worden war, trottete ein ganzer Schwarm von Nachzüglern hinterher. Die Milieusuche hörte natürlich auch auf, nachdem jedes nur erdenkliche Milieu ausgenutzt worden war. Im Milieustück ist auch schließlich der Naturalismus versandet.

Die einzige stolze Säule, die vom Naturalismus übrig blieb, ist Gerhart Hauptmann. Er allein hat es verstanden, dem deutschen Naturalismus einen tiefen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Aber er ist nicht dabei stehen geblieben, obwohl er in seinem letzten Werk wiederum sich ihm zugekehrt hat, und darum kann Hauptmann nicht lediglich als Naturalist beurteilt werden. In seinem ersten Drama „Vor Sonnenaufgang" ist Hauptmann vom krassesten Naturalismus, wie ihn der Einfluß Zolas und Tolstois zeitigte, ausgegangen. Aber schon in seinen beiden nächsten Werken „Friedensfest" und „Einsame Menschen" steht er vollkommen unter Ibsens gewaltiger Wirkung. Über dem letzteren Drama lagert ganz deutlich Rosmersholmstimmung. Sein folgendes Werk die „Weber" zeigte ihn schon als einen auf eigenen Füßen stehenden Dichter und bedeutet gleichzeitig den Höhepunkt seines Schaffens. „Die Weber" sind dasjenige Werk, von dem man am ehesten sagen kann, es werde über unsere Zeit hinaus leben, denn es ist wie „Kabale und Liebe" aus dem Drange seines Zeitalters geboren und spiegelt dessen gährendes Verlangen am klarsten wider. Es ist nicht verwunderlich, daß das Drama zwei Jahre lang mit dem Zensurverbot zu kämpfen hatte, bis es dann mit gewaltigem Erfolge über die Bretter des „Deutschen Theaters" schritt. Der revolutionäre Geist dieses Werkes ist so stark, daß er unmittelbar zündet und fortreißt. Im gewissen Sinne läßt sich die Wirkung der „Weber" mit der Wirkung der „Räuber" vergleichen. Wie sich jenes Drama gegen das tintenkleckſende Jahrhundert auflehnte und seinen grimmigen Haß gegen die Unterdrücker schleuderte, so sind die „Weber" die leidenschaftliche Kriegserklärung des Proletariats an die Großindustrie und das Kapital. In keinem seiner Dramen hat Hauptmann eine solche dramatische Kraft zum Ausdruck gebracht, wie in diesem. Und mit bewundernswertem Geschick ist es ihm gelungen, nicht einen einzigen Helden, sondern eine ganze Volksmasse als Träger der Handlung hinzustellen. Und darum werden auch die „Weber" vom rein technischen Standpunkte aus betrachtet, stets als ein Meisterwerk gelten müssen.

Hauptmann hat bald die künstlerische Unzulänglichkeit des Naturalismus erkannt, und sein starkes Dichtergefühl drängte ihn auf eine andere Bahn: das Märchendrama und die symbolische Dichtung. Es ist stets eine Eigentümlichkeit Gerhart Hauptmanns gewesen, daß er diese beiden Seelen in seiner Brust beherbergte: die naturalistische und die romantische. Schon sein Gedicht „Im Nachtzug" zeigt das deutlich. Diesen Zusammenklang von rauher Wirklichkeit und traumverlorener Romantik gab zuerst „Hanneles Himmelfahrt" wieder, diese seltsame Mischung von sozialem Schauspiel und Märchen. In der

„versunkenen Glocke" wiegte Hauptmanns romantische Seele bereits bedeutsam vor, obwohl der Dichter den reinen Märchenton auch hier nicht gefunden hat und durch die Gestalt der schlesisch und gegenwartsmäßig sprechenden alten Wittichen an den Naturalismus anknüpft. Die „versunkene Glocke" ist das tiefste Bekenntnis Hauptmanns. Gleichzeitig hat sie aber auch die Grenzen dieses Talentes deutlich zu erkennen gegeben. Denn für den höchsten dichterischen Ausdruck, wie ihn die elementare Kraft des Genies kündet, reichte Hauptmanns Können nicht aus. Er hat das wohl selbst schmerzlich empfunden, als er dem Glockengießer Heinrich das verzweifelte Bekenntnis in den Mund legt:

„Ja, mein Werk war schlecht,
Die Glocke, Magda, die hinunterfiel,
Sie war nicht für die Höhen — nicht gemacht,
Den Widerhall der Gipfel aufzunehmen.
— — — — — — — — — — — — —
Im Tale klingt sie, in den Bergen nicht. — —"

Schon der krasse Naturalismus neigte trotz seiner intellektuellen Methode zu einem starken Gefühlston, denn er forderte ja das Mitleid. Und dieses Mitleid konnte am ehesten durch eine düstere schmerzliche Stimmung geweckt werden, die auch durchweg über den naturalistischen Dramen ruht. Das Problem der Jugend, wie es Halbes „Jugend" und Schnitzlers „Liebelei" so erfolgreich aufs Programm setzten, wurde mit jenem schmerzlichen und dazu noch mit erotischen Stimmungsgehalt durchtränkt und übte gerade wegen dieser effektvollen Mischung eine ungewöhnlich starke Wirkung auf das Publikum. So wurde die Stimmung gegen Ende des Jahrhunderts das vorherrschende Element des Dramas.

Befruchtet wurde diese ganze Richtung der Stimmungsdramatik ebenfalls durch einen ausländischen Dichter, den Belgier Maurice Maeterlink. Seine Dichtung war eine offene Abkehr von Zola. Er suchte nicht das Menschliche, sondern die Schönheit des Menschlichen. Darum schwelgte er in Farben, und über all seinen Dichtungen liegt der Hauch einer geheimnisvollen Stimmung, die eben darum geheimnisvoll wirkt, weil Maeterlinks Dialog sich immer nur in Andeutungen bewegt; seine Menschen scheuen sich gewissermaßen vor den realen Dingen und gehen ihnen aus dem Wege. Es scheint immer, als hätten sie Furcht vor irgendeinem ungeheuren Etwas, das dahinter heimtückisch auf sie lauere. Dazu gesellt sich die romantische Einkleidung der Handlung: übernatürliche Gewalten, märchenhafte Wesen greifen ein, und das Ganze ist übergossen von jenem verführerischen Mondscheinzauber, der für uns fast zu einem Sinnbild alles Romantischen geworden ist.

Maeterlinks Einfluß auf die deutschen Dichter machte sich in zweierlei Weise bemerkbar. Erstens kam dieser Stimmungszauber lebhaft dem Märchendrama zugute, und zweitens wirkte er schulbildend auf eine ganze Anzahl

streng ästhetisch empfindender Dichter, die wir als die Neuromantiker zu bezeichnen pflegen und als deren Haupt Hugo von Hofmannsthal mit Recht gilt. Der Lyriker Hofmannsthal hat sich an dem Schönheitsentzücken seines belgischen Kollegen berauscht. Und diesem Rausch suchte er durch den Klang seiner Verse Gestalt zu geben. Die symbolisch unbestimmt schillernden Farbentöne Maeterlinks bekommen bei ihm eine leuchtendere Farbenpracht. In seinen kleinen Einaktern zeigt er sich als geschmackvoller und ausgezeichneter Formkünstler. Bei den größeren Werken versagt seine Gestaltungskraft. Die Verse tönen wie Sphärenmusik und berauschen angenehm, allein die Menschen mit ihren seltsamen Seelenschwingen zwischen übermäßigen Empfindungsausbrüchen und innerer Leere stehen uns wie fremde Weltbürger gegenüber. Aber Hofmannsthal hat vermöge seiner bestechenden formvollendeten Sprache eine große Anzahl Schüler gezeitigt, von denen einige, wie Beer-Hofmann, Ernst Hardt, an dramatischer Kraft ihren Lehrmeister weit überragen.

In bewußte Opposition zu dieser neuromantischen Schule stellte sich ein Dichter, der ebenfalls neuerdings viel von sich reden macht und schon zum Wortführer einer neuen Literaturbewegung — — — der Neuklassik — erhoben wird: Paul Ernst. Wir haben eine ganze Reihe Dramen von ihm, die antike und romantische Stoffgebiete behandeln. Der durchgehende Grundzug dieser Dramatik ist ein philosophischer. Paul Ernst geht von einem hohen sittlichen Denken aus und läßt seine Gestalten als Träger dieser sittlichen Begriffe erscheinen und zwischen ihnen philosophische Gespräche sich entspinnen. Er flüchtet also gewissermaßen zu der Tragik des Aischylos zurück. Diese vollständige Negation der vorhergegangenen Dichtung kann gewiß dem Drama nicht zum Heile gereichen.

Noch einer darf in der Reihe unserer bedeutungsvollsten Dramatiker nicht fehlen, zumal um ihn schon seit langem der Kampf der Meinungen tobt, und er noch immer keine feste Position sich errungen hat. Es ist Herbert Eulenberg. Er gehört zu der Nachfolge Shakespeares. Wie kein anderer hat er den großen Briten in sich aufgenommen, aber daran, daß er den Bann des Größeren nicht von sich abzustreifen vermag, scheitert gerade sein Talent.

Der Mensch im Drama ist das Instrument, das die Töne sinnesverständlich so erklingen läßt, wie sie von dem Dichter im schöpferischen Rausche den Saiten anvertraut wurden. Es hat also jede dramatische Gestalt Fleisch und Blut ihres Erzeugers. Sie entsprang, wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus, dem Hirn ihres Dichters. Dieser Dichter ist aber wiederum das Glied einer menschlichen Gemeinschaft und kann, ob er schon mit seinem Gedankenfluge den übrigen vorauseilen wird, doch nimmermehr die Seele und Sitte dieser Gemeinschaft verleugnen. Und genau so wird es mit den Menschen seiner Dramen sein. Sie werden ebenfalls verwandte Züge zeigen mit jener menschlichen Gemeinschaft, aus welcher der Dichter hervorgegangen ist. Je weiter diese Gemeinschaft sich erstrekt, d. h. je weiter der Gesichtskreis

des Dichters reicht, desto tiefer wird die Menschendarstellung sein; umgekehrt: je enger Gemeinschaft und Gesichtskreis sind, desto einseitiger werden die dramatischen Gestalten dastehen. Warum erblicken wir im „Faust" die höchste Offenbarung menschlichen Geistes? — Weil der Begriff „Menschheit" sich hier außerordentlich weit dehnt und aus dieser Fülle das Allgemeinste, das Typische erfaßt und dargestellt wurde. — Warum stehen Shakespeares Menschen uns so nahe, als ob sie Menschen von heute wären? — Weil der Dichter über die Grenzen seiner Zeit, seines Volkes und seiner nächsten Umgebung hinaus gefühlt und gedichtet hat. Die Menschendarstellung ist demnach jenes dichterische Element, das für die Erkenntnis des Kulturwertes eines Dramas eine außerordentliche Wichtigkeit besitzt.

Und doch hat das Drama dieses Element verhältnismäßig spät ausgebildet. Selbst bei den kulturell so hochstehenden Hellenen, die schon so früh den philosophischen Satz aufstellen „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" hat die Menschendarstellung keine große Bedeutung erlangt. Das religiöse Moment, der Wille der Gottheit, blieb immer das für die Handlung des Dramas ausschlaggebende Prinzip. Die Abhängigkeit von diesem Willen der Gottheit bewirkte jene Unfreiheit des Handelns, die das Emporwachsen eines selbständigen, großzügigen Charakters hinderte. Erst bei Euripides, der naturalistisch gesinnt war und für die Religiosität seiner beiden Vorgänger, Aischylos und Sophokles, nichts mehr übrig hatte, erwachte ein tieferer Sinn für Menschendarstellung, der leider dadurch, daß das griechische Drama in Verfall geriet, nicht mehr zu Entfaltung kam. Und so ist es auch das ganze Mittelalter hindurch gewesen. Das Drama blieb Ausdruck des religiösen Gefühls und entwickelte sich nicht zur Gestaltung reiner Menschlichkeit. Auch der geniale Calderon dichtete nicht anders, als unter dem Eindruck eines tiefen religiösen Bewußtseins, daß die Menschen nur Triebkräfte eines göttlichen Willens wären.

Shakespeare ist der erste gewesen, der diesen Bann gebrochen hat, indem er wohl das Göttliche im einzelnen Individuum wirken ließ, aber dieses sonst als vollständig unabhängiges in seinem Handeln selbständiges Wesen hinstellte. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!" Diese Maxime wird zum Grundprinzip des Shakespeareschen Schaffens. Das Schicksal seiner Menschen liegt in ihrem Charakter, in ihrer Wesensart, und jedes äußere Geschehen kann wohl als Anstoß, aber nicht als Ursache ihrer Tragik angesehen werden. Darum ist Shakespeare diejenige Etappe des Dramas, die zum erstenmal das Drama in seiner vollwertigen Gestalt zeigt.

Man kann daher von einer Menschendarstellung im deutschen Drama erst seit dem Augenblicke reden, in dem das Shakespearesche Prinzip über das in Deutschland herrschende französische, pseudoklassische den Sieg davontrug, d. h. seit den kritischen Feldzügen Lessings und ihrem unmittelbar darauf folgenden praktischen Resultat — den Werken der Stürmer und Dränger. Obschon

Lessing selbst eifrigst bestrebt war, sein eigenes dramatisches Können in den Dienst seiner verfochtenen Ideen zu stellen, und ihnen dadurch eine anschaulichere Gestalt zu geben, gelang seinem mehr intellektuell empfindenden Talente diese Aufgabe nur zum Teil. Es fehlte ihm jenes impulsive Nachempfinden des Rein-Menschlichen, das da ermöglicht, in die verborgensten Abgründe menschlicher Leidenschaften hinabzuspähen, und das so überzeugend stark aus den Werken der jungen Genies hervorbrach, am gewaltigsten natürlich aus den Jugenddramen Goethes und Schillers. In welcher Weise die Menschendarstellung, nachdem sie als das eigenste Element des Dramas erkannt worden war, sich weiterhin vertiefte, darüber belehrt uns die Reihenfolge der Dramen dieser beiden Dichter, wenn man sie vom „Götz" bis zum „Tasso", von den „Räubern" bis zum „Wallenstein" verfolgt. Beide Dichter hatten ja ein und dasselbe Ziel — von der Darstellung urkräftiger Leidenschaften bis zum Ausdruck harmonischen Menschentums emporzurücken. Schiller hat dieses Ideal nicht zu erreichen vermocht — er konnte sich nicht in die notwendigste Forderung der antiken Kunst und ihrer sittlichen Weltordnung, Maß und Besonnenheit in allem Tun, hineinleben und versagte darum in der „Braut von Messina"; Goethe dagegen hat sowohl in der „Iphigenie" wie im „Tasso" jene Vereinigung antiker und deutscher Kunstform herbeizuführen gewußt, daß dadurch ein ganz neues dramatisches Gebilde entstand, in dem persönliche Leidenschaften und sittliche Prinzipien gleichzeitig verkörpert werden und das getragen wird von jenem hohen Geist griechischer Weltanschauung, der sich in den beiden Begriffen, Maß und Besonnenheit, am eklatantesten ausspricht. Er hat es ferner verstanden, seiner Sprache jenen Rhythmus zu geben, der dem geistigen Gehalt dieser Dramen innerlichst entspricht. Auch Schiller hat seinen Rhythmns der Sprache gefunden. Dieser pathetische Rhythmus entsprach ganz dem idealisierten Menschentum, das Schiller zur Darstellung brachte. An Kenntnis der menschlichen Psyche war Goethe ihm weit überlegen; aber Schiller hat den Menschen auch nie so fassen *wollen*, wie er in Wirklichkeit war. Seine von der kantischen Philosophie getragene Weltanschauung mit ihrer übermächtigen Vorliebe für das Metaphysische und mit ihrer durchaus ethischen Tendenz zimmerte sich eine Menschheit zurecht, wie sie zwar nicht existierte, wohl aber existieren konnte. Er schuf gewissermaßen eine höher potenzierte Menschheit, deren erhabene Größe für ein begeisterungsfähiges Zeitalter immer anziehende Reize haben wird. Und weil die von hinreißendem Pathos getragene Rede stets eine größere Wirkung tut, als eine subtil in allen Einzelheiten ausgefeilte künstlerische Menschendarstellung, so war auch unter den deutschen Dramatikern die Nachfolge Schillers größer als die Goethes. Nur haben die zahlreichen Schillerepigonen gerade das *Pathos* des großen Meisters nachzuahmen versucht, während sie die ideale Menschengestaltung schuldig blieben. So klafft in ihren Dramen ein ungeheurer Zwiespalt zwischen der Sprache und dem Wesen ihrer Menschen. Aber sie haben immerhin das Interesse des Publikums

auf ihrer Seite gehabt, so daß die wahrhaft großen Menschendarsteller ihrer Zeit, wie der kraftvolle, von dem genialen Gedanken, Shakespeare und die Antike zu verschmelzen, ausgehende Heinrich von Kleist, der grüblerische und tiefe Psycholog Friedrich Hebbel und der schönheitsfreudige, ein neues Pathos heraufzaubernde Franz Grillparzer völlig in den Hintergrund gerieten. Sie haben deswegen auch erst dann die verdiente Schätzung gefunden, als durch den anbrechenden Naturalismus der Sinn für reine Menschendarstellung wieder geweckt worden war.

Die Naturalisten hatten eigentlich dasselbe revolutionäre Prinzip, wie die Stürmer und Dränger: sie wollten im Gegensatz zu einer kalten, akademischen, im Formalismus erstarrten Tradition dem Allgemein-Menschlichen mit allen seinen Höhen und Tiefen wieder Geltung verschaffen. Aber von vornherein ist doch zwischen diesen beiden scheinbar gleichen Bestrebungen ein Unterschied bemerkbar. Die Genieperiode fußte auf einem stark ausgeprägten Individualismus, der die Persönlichkeit vor allem in den Vordergrund rückte; der Naturalismus dagegen stellte den Menschen als ein Glied einer Masse hin, und als solchen befangen von den Vorurteilen und Anschauungen derselben. Die Genieperiode proklamierte eine freie Betätigung des persönlichen Willens und berauschte sich an dem Siege desselben über herkömmliche Konvention und Lüge; der Naturalismus suchte nur überall die Gebundenheit des Menschen an die Materie zu zeigen und reduzierte das Maß der Willensfreiheit auf ein Minimum. Dieser pessimistische einengende Gesichtspunkt hat einer großzügigen Menschendarstellung von vornherein im Wege gestanden. Man mußte sich daher auf eine nur im Detail scharf ausgeführte Charakterschilderung beschränken. D. h. man beobachtete die Menschen auf ihre Lebensart hin und suchte alle ihre kleinen und feinen Gepflogenheiten mit photographischer Deutlichkeit abzubilden. Man suchte nicht das psychologische Geschehen zu verdeutlichen, sondern mit bewundernswerter Genauigkeit den physiologischen Vorgang nachzubilden. Diese naturwissenschaftliche Methode, wie sie phänomenal von den Russen gehandhabt wurde, übte eine verblüffende, aber auch eine beklemmende Wirkung aus. Man sah sich selbst gewissermaßen auf den Seziertisch gelegt und unter dem Mikroskop fühlte man jeden Nerv erzittern. Aber die große und die erschütternde Wirkung, wie sie schon der alte Aristoteles von der Tragödie verlangte, blieb uns das naturalistische Drama schuldig oder übte es nur dort aus, wo es von einer höheren Idee, wie z. B. in den „Webern" getragen wurde. Für Ibsen, der, wie ich bereits erwähnte, sich durchaus nicht an den Naturalismus hielt, diesen nicht als Zweck, sondern nur als Mittel benutzte, war die künstlerische Idee immer der maßgebende Leitfaden und die Triebkraft für das Wesen und Handeln seiner Menschen.

Und genau wie hier der Nordländer, so hat es auch im Süden, noch lange bevor der Naturalismus aufkeimte, eine Richtung gegeben, die ihre Menschen wohl streng realistisch anpackte, aber dabei nie den künstlerischen

Gesichtspunkt aus dem Auge verlor. Diese Richtung ist das moderne österreichische Bauerndrama, wie es durch Anzengruber in die Welt gerufen wurde und nunmehr in Karl Schönherr einen kongenialen Weiterbildner gefunden hat. Die Anzengruberschen Bauerndramen sind nicht etwa als Bauernmilieustücke aufzufassen. Diese Anzengruberschen Bauern sollten nichts weiter als ein unverbildetes starkes Menschentum sein, für welches das Bauernkostüm genau soviel bedeutet, wie für irgendein allgemein menschliches Drama das historische, das der wirksameren Ausdrucksweise wegen gewählt wurde. Und genau so verhält es sich mit Karl Schönherr, wenn auch Schönherrs Schilderung weit naturalistischer als die Anzengrubers wirkt. Sein letztes, wahrhaft großes Werk, „Glaube und Heimat" nennt er ausdrücklich „die Tragödie eines Volkes". Was sich hier im Kampf um Glauben und Heimat abspielt, das ist ein Konflikt, der ebensogut in andere Kreise hineinspielen kann; aber weil die Bauern, besonders die österreichischen, uns immer noch als unverfälschte, urwüchsige Menschheit vorschweben, so hat der Dichter, um seiner künstlerischen Tendenz schärfere Prägung zu verleihen, sie zu Trägern der Handlung gemacht.

Der Naturalismus wurde, wie gesagt, von der Neuromantik abgelöst. Und mit der neuen Richtung stellten sich natürlich auch neue Probleme für die Menschendarstellung ein. Vor allem machte sich der zunehmende Einfluß Friedrich Nietzsches in der Kunst stark bemerkbar. Das bedeutete eine Rückkehr zum Individualismus, also eine Wiederbelebung der Prinzipien der Genieperiode. Aber auch hier zeigt sich sofort der Unterschied. Denn Nietzsches Individualismus war durchaus nicht wesensverwandt mit dem der Stürmer und Dränger. Wir wissen ja, daß sein Dogma in dem Willen zur Macht wurzelte und auf den Kultus des Höhenmenschen mit ausgesprochener aristokratischer Herrennatur hinauslief. Gerade diese Lehre fand in mittelbarer Folge auf die das Mitleid heischende Menschendarstellung des Naturalismus bei den jungen Dramatikern lebhaften Anklang. Zudem wirkte die wundervolle Sprache seiner Prophetenreden, der aphoristisch gehaltene Stil, der für das Drama wie geschaffen schien, und die großartige Bilderwelt, in der sich seine Sprache bewegte. Der Naturalismus mit seiner scharfen Kopie der Wirklichkeit verschmähte eine solche Bildersprache, aber die jungen Nietzscheenthusiasten nahmen sie mit wahrem Feuereifer auf und wußten anfangs nicht genug an ihrem Farbenreichtum sich zu berauschen. Gleichzeitig griffen sie nach solchen Stoffen, wo das Herrenmenschentum, das Sichausleben einer starken Individualität gegeben war. Dieses Herrenmenschentum mit seinem rücksichtslosen Egoismus fanden sie nirgends auffälliger ausgedrückt, als in dem Menschen der Renaissance. Und so hat auch das letzte Jahrzehnt eine Fülle von Renaissancedramen gezeitigt, die wie Meteore eine kurze Zeit blendend leuchteten, dann aber schnell wieder erloschen, Dramen, die durch starke Charaktere uud farbige Sprache für einen Augenblick interessierten, Dramen, von denen einige gewiß, wie Beer-Hofmanns „Graf von Charolais" viel zu früh vergessen wurden.

Neben dieser sich vom Herrenmenschentum nährenden Richtung entwickelte sich eine andere, die sich Maeterlink zum Vorbild nahm nnd auch teilweise den Symbolisten Nietzsche mit hineinzog. Man suchte Menschen zu zeichnen, die nur aus Empfindungen bestanden und deren einziger Zweck es schien, in das Nachtbereich ihrer Seele zu tasten und an ihrem Geheimnisvollen, Unklaren, Ahnungsreichen sich völlig zu berauschen, Menschen, die so zart und wirklichkeitsentronnen dastehen, daß sie wie Glasperlen zerbrechen, wenn man sie etwas menschlich anpackt, oder Menschen, die von Leidenschaften, meist erotischen, zerwühlt und zerrissen werden und dann im Taumel zugrunde gehen, oder Menschen, bei denen das Empfinden bis zu krankhaften Zuständen (Perversität) verzerrt wird. Solche Menschen hat die Hofmannsthalsche Schule zu Dutzenden geschaffen, aber ebenso auch der moderne Literaturfaun, der in Erotizismen schwelgende, mit satanischem Lächeln sich selbst und die Welt ironisierende, höchst talentvolle aber barocke Frank Wedekind.

Schließlich ist noch eine Richtung zu Ansehen gelangt: die Geistreichen, d. h. jene Dramatiker, die in Anlehnung an den geistreichen und hochbegabten englischen Dichter Oskar Wilde und seinen minder begabten, aber momentan populären Nachfolger Bernhard Shaw, eine besondere Art Menschentum auf der Bühne eingebürgert haben, das durch seinen ausgebildeten Intellektualismus fasziniert. Das Haupt dieser Schule ist Hermann Bahr, wohl augenblicklich derjenige Dramatiker, der sich wegen seiner geistreichen Saltomortalesprünge der größten Gunst des Publikums erfreut.

Überblickt man diese buntscheckige Reihe von Menschentypen, die sich auf der modernen Bühne herumtummeln, so staunt man über den großen Wirrwarr. Man sagt sich unwillkürlich: wie ist es möglich, daß die Pfade einer zeitgenössischen Dichtung so verzwickt sein können, daß so widersprechende Prinzipien oder wenigstens so wesensverschiedene Prinzipien zu gleicher Zeit sich nebeneinander behaupten können? — die Erklärung dafür liegt in dem Grundcharakter unseres Zeitalters, in seinem ungestümen Sehnen nach Neugestaltung und vor allem in seiner fieberhaften Sucht nach harmonischem Ausbau der Lebensform; sie liegt in der Hoffnung auf den großen Stil und in dem Bestreben, mit Bewußtsein diesen Stiel zu schaffen, was von vornherein sich als eine Verirrung bezeichnen läßt, denn ein Stil wird nicht mit Bewußtsein gesucht und geschaffen, — der Stil muß durch die Kultur der Zeit geboren werden. Es ist deswegen ein ganz kindisches Unterfangen, wenn sich vor nicht allzulanger Zeit ein paar Dramatiker in München zusammentaten, um eine neue dramatische Kunst zu begründen, die sie verheißungsvoll bereits „dramatische Sezession" genannt haben. Sie tauften das Kind, ehe es geboren wurde. — Aber ganz abgesehen von einzelnen solchen Verirrungen, muß doch vor allem erst die Frage gelöst werden: ist unsere Zeit fähig, einen großen Stil hervorzubringen? — Um das zu beantworten, müssen wir uns vorher eine andere Frage vorlegen: Wann ist überhaupt

ein großer Stil möglich? Natürlich nur dann, wenn das Sehnen eines Zeitalters sich konzentriert, also gewissermaßen still steht in Erwartung von etwas Ungeahntem, Ungewissem. D. h. wenn die Früchte einer bestimmten Kultur reif sind und der Ernte harren. Denn nur in dem behaglichen Genießen dieser Früchte entfaltet sich das stilvolle Leben, die stilvolle Kunst. Zu einem solchen satten Genuß ist die moderne Menschheit nicht geeignet. Ihr fehlt das erforderliche Beharrungsvermögen; in ihrem hastigen Vorwärtsstürmen kann sie sich nicht eines behaglichen Auskostens errungener Güter erfreuen. Erst wenn jener ersehnte Stillstand eintritt, wenn dem Sehnen nach harmonischer Ausgestaltung der Lebensformen Genüge geschehen ist, wenn jeder Zwiespalt zwischen Verstand und Gefühl beseitigt wurde, ist die Möglichkeit eines neuen großen Stiles gegeben.

Die Dramatiker fühlen es wohl, daß der moderne Mensch eine wenig geeignete Gestalt für das Drama ist, sobald dieses ihn zum Träger einer höheren Idee sittlicher Weltordnung erheben will. Sie sehen, daß ihre Gestaltungskraft versagt, wenn sie ihn über die Grenze eines engen sozialen Lebens hinausragen lassen. Und doch sind sie beseelt von einem ungestümen Drange, Menschen von dauernder Größe als augenblickliche Zeitgröße zu schaffen. Man sehe nur, wie Herbert Eulenberg von Drama zu Drama sich im Streben nach diesem Ziele abmüht. Aber es geht ihm nicht allein so. Jeder Dramatiker, der es ernst mit seiner Kunst nimmt, durchlebt ein gleiches. Ein tiefer Zwiespalt klafft in ihrer Brust. Sie sehnen sich hier nach gewaltiger, künstlerischer Offenbarung und fühlen sich doch wiederum an ihre Zeit gebunden, die dem dichterischen Aufschwung ihres Talentes hindernd in den Weg tritt.

Aus diesem inneren Zwiespalt erklärt sich dann auch die besondere Vorliebe vieler zeitgenössischer Dichter, sich von der Gestaltung des Menschen der Gegenwart abzuwenden und in möglichst fern entrückter Vergangenheit das Heil des Dramas zu suchen. Wir sehen dieses Bestreben in Hardts „Tantris", in seinem neuesten Werke „Gudrun", wir sehen es in Stuckens „Gralsdramen", in Schnittborms „Graf von Gleichen" und „Zorn des Achilles", wir sehen es am häufigsten bei Eulenberg, Wilhelm von Scholz, Paul Ernst, Lilienfein und manchem anderen Dichter.

Soll nun aber in dieser Neubelebung antiker, hellenischer und germanischer Menschen, Menschen, welchen ihre Zeit bereits eine so ausgeprägte Gestalt verliehen hat, das Heil des Dramas oder gar ein neuer Stil verborgen sein?— Gewiß nicht. Daß einem Genie wie Goethe einmal ein solches Experiment in der „Iphigenie" gelang, ist nicht beweiskräftig genug. Man kann dagegen hundert andere Beispiele nennen, wo ein solches Unternehmen mißglückte. Ich brauche nur auf den Pseudoklassizismus eines Corneille und Racine hinzuweisen. Nein, der kommende Stil des Dramas kann nicht aus solchen Kompromissen geboren werden. Er muß eine neue Menschheit zur Darstellung bringen, eine

Menschheit, die wir wohl dunkel ahnen können, deren eigenstes Wesen uns vorläufig jedoch ein Mysterium bleibt, eine Menschheit, welche die Früchte unserer Kultur mit behaglicher Beschaulichkeit zu genießen imstande ist. Der Zeitpunkt für eine solche Menschheit scheint noch nicht gekommen zu sein und ebenso auch nicht der Zeitpunkt für einen neuen Stil des Dramas. Ob wir diesen Augenblick miterleben werden — das liegt in der Hand des Schicksals. Vorläufig bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten, bis der Messias des Dramas kommt, auf den wir harren. — Deswegen wollen wir aber nicht müßig sein oder gar über unser modernes Drama den Bann aussprechen. Wir haben heutzutage Gott sei Dank ein Repertoire, das aus einer ansehnlichen Reihe von klassischen und modernen Dramen besteht, wir brauchen nicht eins erst zu schaffen, wie es Goethe tun mußte, als er 1791 die Direktion der Weimarer Bühne übernahm, und schließlich bringt auch jedes Jahr vier oder fünf beachtenswerte Werke, die zwar nicht in den ehernen Bestandteil unseres Repertoires aufgenommen werden können, die aber wohl ein Menschenleben ausharren dürfen. Die Theaterdirektoren brauchen, wenn sie ökonomisch sind, gewiß nicht über Materialmangel zu klagen, das Publikum desgleichen nicht; man soll es nur nicht mit Hoffnungen täuschen, die keine sind; nicht Spreu für Weizen darreichen. Und es wird geduldig warten, bis die Saat ausgereift ist, die uns eine neue reiche Ernte verspricht.

Nachdruck verboten.

# Leben!

Roman von Martha Willkomm-Schneider. (Jena.)

(Benvenuto Sartorius.)

(Schluß.)

## Dr. Arnoldsen an Dr. N. L. in St. Petersburg.

Lenorenhof, den 20. Dezember.

Lieber Freund!

Ich danke Dir für das warme, freundschaftliche Empfinden, das aus jeder Zeile Deines Briefes spricht, und Deiner lieben Frau für das eigenhändig geschriebene post scriptum, bei dessen Lesen mir war, als ob in dem von allen Seiten hereinbrechenden Dunkel treue Freundeshände die meinen erfaßten, und mit warmem Druck festhielten, und als strömten unter dieser Berührung magnetische Kräfte in meine Adern über, die mich stark machten, gefeit gegen alles, was auch kommen möge.

Und das tut not! Denn zuweilen überkommt mich im Gefühl meiner Ohnmacht eine jammervolle, unmännliche Schwäche, wenn ich sehe, wie ich in dem verzweifelten aufreibenden Kampf, den ich seit Monaten kämpfe, langsam Schritt für Schritt zurückweiche vor der mit unerbittlicher eiserner Notwendigkeit vordringenden Naturgewalt, deren furchtbarer Autorität wir Aerzte uns bedingungslos unterwerfen müssen.

Wollte Gott, wir hätten noch die Macht, die uns die Volksseele des Märchens verleiht! Ihr erinnert euch gewiß des schönen alten Märchens vom Gevatter Tod, der seinen Pathen zum berühmten Arzt macht, dessen Kunst selbst in den verzweifeltsten Fällen den Sieg über die Krankheit davonträgt, mit dem Vorbehalt, daß dieser ihm das Feld räume, sobald er, der Tod, zu Häupten des Kranken erscheine. Der Arzt hält die Bedingung ein, bis zu der Stunde, da es sich um das Leben der Geliebten handelt. Da wagt er es, dem Willen des Unersättlichen zu trotzen. Von dem, auf seinen Befehl schnell umgedrehten Bett muß der, um seine Beute betrogene Tod, seines gegebenen Wortes eingedenk, von hinnen weichen. Zwar läßt das Märchen den Arzt seinen kühnen Wagemut mit dem Leben büßen, aber er hat in jenem Augenblick, da die Liebe stärker war als der Tod, das stolze Machtbewußtsein gefühlt, nach dem von Urbeginn der Welt her die Sehnsucht der Menschheit strebt: ‚zu sein wie Gott' — allmächtig und lebenspendend.

Die Erinnerung an das halbvergessene Märchen, dessen ich seit den Tagen meiner Kindheit kaum gedacht, steigt in mir auf, so oft ich Tanias Zimmer betrete und schon auf der Schwelle, bei meinen begrüßenden Worten, ihren Blick fragend und erwartungsvoll auf mir ruhen fühle — dann ist mir, als löse sich ein dunkler Schatten von meinen Augen und schwebe vor mir her auf das Bett zu . . . und während meine Lippen fröhliche, ermutigende Worte sprechen, denen sie glückselig in gläubigem Vertrauen lauscht, wage ich den Blick nicht von dem lichtverklärten Antlitz zu heben, denn ich weiß, daß ein finstrer Schatten sich drohend emporrecken wird, sobald ich aufsehe und daß es nicht in meiner Macht steht, ihn verschwinden zu lassen.

Diese Halluzinationen, die mich am hellen Tage ängstigen, sind eine notwendige Folgeerscheinung des ungenügenden Schlafs in diesen letzten Nächten. Seit Tania, meinem Wunsche nachgebend, auch am Tage das Bett nicht mehr verläßt, habe ich kaum eine Stunde ruhigen traumlosen Schlafs gehabt — ich weiß, was jede Stunde, jede Minute eintreten kann . . . Die Erregung meiner durch die unausgesetzte Selbstkontrolle überreizten Nerven schärft meine Sinne, daß ich jedes Geräusch, das aus den unteren Gemächern zu mir heraufdringt, wahrnehme, als sei es in meiner unmittelbaren Nähe.

Um meine Gedanken gewaltsam von dem unheimlich Schattenhaften, das in der Stille der Nacht um mich lebendig wird, abzulenken, klammere ich mich an die Vergangenheit und denke der Zeit, da nach der einfältig fromme Bibelglauben, in dem ich aufgewachsen, mir ein fester Anker dünkte in allen Nöten des Lebens, da ich noch nicht von der bittern Frucht der Erkenntnis gekostet und die Disharmonieen des Weltgeschehens noch nicht an den Grundpfeilern meines Gottesglaubens gerüttelt.

Ich stamme, wie Ihr wißt, aus einer auf den Buchstaben der Schrift schwörenden baltischen Familie. Strenggläubig, wie unsre Altvordern, waren auch meine Eltern; das Aufkeimen eines Zweifels an der göttlichen Herkunft Christi, der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der biblischen Überlieferung galt schon als Sünde wider den heiligen Geist.

Dies unbedingte Festhalten an alten Bräuchen und Traditionen, das schroffe Sichabschließen gegen die durch wissenschaftliche Forschung gewonnene Aufklärung in religiösen Dingen, kennzeichnet ja die Balten, und das Ausland, fürchte ich, hat nur zu recht, wenn es uns rückständig nennt. Man darf in dem Heilighalten des Alten, der Vergänglichkeit Anheimgefallenen, nicht zu weit gehen, es gibt eine Art von Pietät, die an geistige Beschränktheit grenzt.

In diesem Buchstabenglauben geht nur zu oft die wahre Erkenntnis der ethischen Forderungen des Evangeliums verloren.

Nicht ohne Schmerzen löst man sich von dem Gewohnten, von Anschauungen, in denen wir aufgewachsen sind, und es hat mir schwere innere Kämpfe gekostet, bis ich mich zu der höheren Erkenntnis der neuen christlichen Weltanschauung durchgerungen, die in den Evangelien eine nie versiegende Quelle ewiger Wahrheiten und erhabner Lebensweisheit sieht, in der Persönlichkeit Jesu den Idealmenschen, den Träger der neuen Lehre, welche der Menschheit hohe Ziele steckt, zu denen jeder hinaufstreben soll, der sich Christ nennt —

Aber wie wenige von allen tun das!

„Seid barmherzig, gleich wie euer Vater im Himmel barmherzig ist, denen die ihn anrufen" — die biblische Devise für uns Ärzte . . .

Und nun frage ich Dich auf Dein Gewissen: ist es Barmherzigkeit oder wissenschaftliches Interesse, wenn wir Ärzte das Leben eines unrettbar Verlorenen in der Todesstunde durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel hinfristen, die von Minute zu Minute sich steigernden Qualen der Agonie künstlich verlängern, obgleich uns die wissenschaftliche Erkenntnis sagt, daß wir nicht vermögen ihn dem Leben zurückzugeben, daß der Tod unabwendbar ist.

„Der Gerechte erbarmte sich seines Viehs" — durch einen Schuß, eine Dosis Chloroform erlöst man einen altersschwachen Hund, ein im Kampfe verwundetes treues Roß, an dem unser Herz in Liebe hängt, dessen langsames Hinsiechen wir nicht anzusehen vermögen . . . Warum versagt dieses christliche Erbarmen unsern leidenden Mitmenschen gegenüber?

Ich grübele jetzt mehr als je über diese Fragen, die sich uns in unserm Berufe aufdrängen — diese selbstverständlichen einfachsten Forderungen der Menschlichkeit, deren Erfüllung dem Arzte untersagt ist und den, dessen Mitleid stärker ist als die blinde Unterwerfung unter das Gesetz, zum Verbrecher stempelt!

Ich weiß, daß Du ebenso empfindest wie ich und wie wohl jeder von uns, der sich seines hohen Berufs ganz und voll bewußt ist und noch nicht abgestumpft durch den täglichen Anblick des Leidens, jeder, der seine ärztliche Tätigkeit nicht zum Handwerk erniedrigt, zu einer bloßen Verstandesleistung, bei der das Herz ausgeschaltet wird.

Wenn ich denke, daß alle die hohen, im Staatsdienst verknöcherten Autoritäten, denen die Kranken ihres Hospitals nichts sind, als ein ziffermäßig zu berechnendes, mehr oder minder interessantes Material zur Beweisführung neuer Theorien, neuer Methoden der Behandlungsweise, einst waren wie wir, begeisterungsfähige Jünger der Wissenschaft, voll hoher Ideale erbarmender Menschenliebe, bis die Gunst des Augenblicks sie emporhob zu so schwindelnden Höhen ärztlichen Ruhms, daß sie den seelischen Zusammenhang mit ihren leidenden Mitmenschen verloren und die Routine all die hochstrebenden Keime echten Edelmenschentums in ihnen erdrückte und verkümmern ließ!

Mir graut vor dem Gedanken, daß die Zeit kommen könnte, da auch wir, im Hospitaldienst ergraut, nicht anders fühlen, wie jene!

Grüße Frau Gerta, deren treue Kameradschaft uns beiden helfen möge, diese uns Ärzten drohende Klippe glücklich zu vermeiden.

Helmuth.

## Fortsetzung des Tagebuchs.

d. 20. Dezember.

Es will heute garnicht Tag werden!

Man könnte meinen, an der Newa zu sein, die uns Petersburgern so manchen dunklen, nebligen Wintertag beschert, sodaß selbst um die Mittagszeit die Straßenbeleuchtung fortbrennt. Aber es sind nicht, wie dort, graue Nebelschwaden, die an die Fenster drücken, sondern dichte weiße Schneeflocken, die unaufhörlich vom Himmel niedersinken und sich allmählich zu hohen Wällen auftürnen, daß wir imstande sind uns vorzustellen, wie es den von einer Lawine verschütteten Bergbewohnern zu mute ist.

Schon während der Nacht hat es angefangen zu schneien und am Morgen mußten die Gutsleute den Weg zum Herrenhaus ausschaufeln — so hat man mir erzählt. Seitdem dauert der Schneefall fort, ohne Pause... vor den Fenstern, wenn ich hinausschaue, ein unstetes wallendes Getriebe, durch welches die Blicke nichthindurch zudringen vermögen . .

Von Himmel und Erde nichts zu sehen.

Im Grunde bin ich ganz zufrieden mit dem Schneetreiben. Man fühlt sich so behaglich zuhause — sogar im Bett, und die Sehnsucht über die weiten Ebenen im Schlitten dahinzugleiten, die mich an klaren Wintertagen, wenn die Blicke ungehemmt in die Ferne schweifen, wie mit tausend Armen packt, wird still in mir.

Es ist wie ein Ausruhen — —

Wie ein Stillewerden jedes Verlangens nach etwas, was jenseits der vier Wände meines Schlafzimmers existiert.

Bin ich allein, so kommen in dem dämmernden Zwielicht Träume, Ahnungen eines neuen kommenden Glücks —

Ist es die Aussicht auf Genesung, auf völliges Gesunden nach Monaten des Siechtums —?

Ist es mehr — —?!

Ich presse die Hände auf mein armes Herz, dessen stürmisches Klopfen mir die Brust zu zersprengen droht, wenn ich den flüsternden Stimmen lausche, die mir in dieser bewegten Dämmerung Worte zuraunen von Menschenglück und Menschenliebe —

Doch still! ich darf diesen Gedanken nicht nachhängen! sie regen mich auf — — der Doktor sagt, jede Aufregung bedeutet einen Rückschritt in der Genesung —

Mit wie grenzenlosem Vertrauen ich mein Leben in seine Hände gelegt habe!

Alles was er gesagt, ist eingetroffen:

Ich fühle mich schon so viel besser! das Atmen wird mir leichter und der quälende Husten ist fast ganz geschwunden.

Nur schwach fühle ich mich noch, unsäglich schwach.

Aber das geht allen Rekonvaleszenten so, das erzählte mir der Doktor, der doch oft genug Gelegenheit gehabt, an Krankenbetten den Verlauf der Genesung nach chronischen Erkrankungen zu beobachten.

Wie ist der Gedanke beglückend, mein Leben als Geschenk aus seinen Händen zu empfangen!

* * *

d. 25. Dezember.

Weihnachten! — —

Nach Tagen der Dämmerung ist heute die Sonne wieder zu sehen.

Ein feiertäglicher Glanz liegt über dem frischgefallnen Schnee, daß die Augen nicht vermögen lange hinzuschauen über die glitzernde Herrlichkeit.

Es ist wie eine Verklärung — —!

Und wenn ich die Augen schließe, so steigt der gestrige Abend vor mir auf, und ich durchlebe noch einmal alles — alles — —!

Tante Lucy und der Doktor hatten gemeinsam den Baum geschmückt, eine dichtverzweigte breitästige Fichte, nur mit Lichtern und tropfenden Silberfäden — märchenhaft schön — — —

Dann hat mich der Doktor, in Decken gehüllt, hinübergetragen in den lieben, kleinen, altmodischen Salon, wo wir so oft an stürmischen Herbstabenden zusammen am brennenden Kamin gesessen und über die tiefsten Lebensrätsel gesprochen haben. Und während er mich trug und ich den Kopf an seine Schulter lehnte, hat er leise mein Haar geküßt — ich habe es deutlich gefühlt — und ein nie empfundenes, heißes Glücksgefühl hat mich durchrieselt — aber ich habe die Augen nicht geöffnet — erst als er mich auf dem alten Divan niederließ, gegenüber dem brennenden Baum — Es durchschauerte mich so süß — — so süß — —!

O Gott, ich danke Dir für die Offenbarung dieses seligen Geheimnisses:

Tante Lucy hat aus der alten Familienbibel die Weihnachtslegende verlesen, und die ganze Zeit hat er meinen Kopf gestützt und meine beiden Hände in den seinen gehalten. — —

Später habe ich mir von Tante die Bibel geben lassen und beim Lichte der letzten verglimmenden Kerzen nach altnordischem Brauch darin aufgeschlagen. Die Stelle, auf die man trifft, ist prophetisch für's kommende Jahr.

Der Doktor hat den Spruch, auf dem mein Finger ruhte, vorgelesen:

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei noch Tränen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. — —

Ich war so glücklich über dies herrliche Prophetenwort!

Tante war ganz gerührt über meine Freude — ich glaube, sie hatte Tränen in den Augen.

Und als die letzten Lichtstümpfchen niedergebrannt waren, hat mich der Doktor wieder in mein Bett zurück getragen und mich gebeten, ich solle versuchen, schnell einzuschlafen und nur ja nicht denken —

Und ich habe doch denken müssen! — Aber alles Denken hat sich aufgelöst in eine Reihe von Bildern, die traumhaft an meinen geschlossenen Augen vorüberzogen. — —

All' die Weihnachtsabende, die ich verlebt — —

In Petersburg, im Kreise der Verwandten —

Armer Maxime —! ob er wohl in dem Festtrubel seine kleine Freundin vermißt hat?

Es ist mir mit einem Male klar geworden, daß es wohl mehr als die alte Kinderfreundschaft war, die ihn zu mir gezogen. — —

Aber ich kann dem Gedanken an ihn nicht nachhängen —

Andre Bilder verdrängen ihn — —

Das Weihnachtsfest vor einem Jahr in San Remo. —

Die vielen fremden Menschen — —
Das Orgelspiel in der kleinen evangelischen Kirche. — —
Und ganz deutlich hörte ich die erhabenen Melodieen an mein Ohr dringen — —
Aber da war es nur das Harmonium im Musikzimmer, auf dem Tante Lucy leise das alte Weihnachtslied spielte — — ganz leise, um mich einzuschläfern —

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit. — —

Aber zuletzt verklangen auch diese Töne, und nur das eine Wort leuchtete fort durch meine Träume:
Und der Tod wird nicht mehr sein — —

* * *

Dr. Arnoldson an Dr. N. L. in St. Petersburg.

den 26. Dezember.

Lieber Freund!

Ich habe sie in meinen Armen gehalten und mein Herz ist stark geblieben.
Lächelnd, mit geschlossenen Augen lehnte ihr liebes Köpfchen an meiner Schulter — so bleich, so müde — daß ich mich nicht zu bezwingen vermochte vor heißem Mitleid und sehnender Liebe und mit zärtlichem Kuß ihr Haar berührte, mit dem leidenschaftlichen, inbrünstigen Gebet zu Gott, von der mich so ungestüm durchpulsenden Lebenskraft etwas einhauchen zu können in dies erlöschende Leben!
Hat sie es gefühlt — geahnt —?
Ein Zug überirdischer Seligkeit schimmerte verklärend in dem mir zugekehrten Antlitz ...
Als sie die Augen öffnete um den brennenden Weihnachtsbaum zu sehen, blickte sie zuerst auf mich, und ein verzücktes Aufleuchten erhöhte den schon nicht mehr irdischen Glanz dieser von Liebe und Glück erfüllten Augen, die den meinen begegneten.
Glückselig lauschte sie dem Weihnachtsorakel, das ihr die Bibel, die ihre Hand aufschlug, verkündete: „Und der Tod wird nicht mehr sein —"
Ich schließe — das Herz will mir brechen — und ich finde kein glückwünschendes Wort für Euch, in der Nacht der Trostlosigkeit, die mich umgibt.

Helmuth.

den 30. Dezember.

Meine Freunde!

Es geht zu Ende — der Verfall der Kräfte nimmt von Tag zu Tag zu.
Es ist rührend mit welch vertrauensvoller Hingabe und Hoffnungsfreudigkeit mich ihre Augen begrüßen, wenn ich ins Zimmer trete.
Ein stummer Gruß — — wir haben das so verabredet, um ihre angegriffene Stimme zu schonen —
Ich habe dabei den Hintergedanken: das Versagen der Stimme könne zum Verräter werden und ihr eine Ahnung ihres hoffnungslosen Zustands dadurch aufdämmern —
Und das soll nicht geschehen!

Schmerzlos soll sie hinüber gehen, mit diesem seligen Lächeln der Verklärten, das ihre Lippen jetzt so oft umspielt und wie ein Strahl aus höheren Welten aus den, ach so übergroßen Augen bricht . . .

Die Größe meiner Liebe wird den Sieg davontragen über die lebenerhaltende Pflicht des Arztes, diese grausame Pflicht, die ihm verbietet mit barmherziger Hand dem Sterbenden den letzten, furchtbaren Todeskampf zu verkürzen. — —

Aus meinen Händen wird sie den Trank nehmen, der diese vertrauende Kinderseele sanft hinüberschlummern läßt in das geheimnisvolle Dämmerland Nirwana — —

Ob sie die Neujahrssonne noch aufgehen sieht über dem stillen Land — ? —





Die beliebtesten
Zigarren und
Zigaretten
HABANERA
zu haben überall.

**Soeben erschienen** und wird auf Verlangen gratis gesandt:
**Bibliotheca Baltica**
Werke zur Baltischen Geschichte und Landeskunde. **Antiquariatskatalog XII.**
**N. Feitelberg, Reval,**
Buchhandlung und Antiquariat.

**Assern — Rigascher Strand.**
**Deutsches Erziehungsheim für Mädchen,**
in unmittelbarer Nähe von Wald und Meer. Russische, Französische, Englische Konversation. Musik und Turnen.
Hausarzt. Bäder.
**Leiterin Fräulein J. von Grabbe,** Assern, Villa Grabbe.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.

**Eltern, denen die häusliche Erziehung oder die schulische Ausbildung eines Kindes Schwierigkeiten bereitet,**

finden geeignete Ratschläge in der im Buchhandel erschienenen Schrift:

# Das Erziehungsheim u. Jugendsanatorium

## auf der Sophienhöhe bei Jena

und seine Beziehungen zu den Unterrichts- u. Erziehungsfragen der Gegenwart von **J. Trüper**

10. Auflage. Mit 49 Abbildungen. VIII u. 178 S. Preis M. 2.50

**Langensalza, Hermann Beyer & Söhne,** 1911,

sowie auch direkt durch den Unterzeichneten.

Das Erziehungsheim Sophienhöhe wurde 1890 gegründet für schulüberbürdete, erholungsbedürftige, schwächliche, blutarme, nervöse und darum in der Schule zurückbleibende oder für die Familie schwer erziehbare Knaben und Mädchen. — Es ist das älteste Landerziehungsheim und von den hervorragendsten Medizinern und Pädagogen des In- und Auslandes zugleich als einzigartiges und mustergültiges Heilerziehungsheim anerkannt. — Es hat eine Reformschule mit kleinen Klassen (2 bis 15 Schülern) bis Untersekunda. Garten-, Hobelbank-, Modellier- und Schnitzunterricht sind obligatorische Lehrgegenstände. Praktische Berufsvorbildung für Minderbegabte. Haushaltungsschule in einem besonderen Mädchenheim.

Unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Dr. med. Giese als Hausarzt, und wenn notwendig unter dem Beirate anderer Autoritäten der Universität, gewährt unser Erziehungsheim schwächlichen Kindern individualisierende pflegerische Behandlung unter Berücksichtigung aller natürlichen Heilfaktoren, wie sorgfältige Ernährung (auch besondere Ernährungskuren), Freiluft- oder Waldschule, Spiel und Sport, Luft- und Sonnenbäder, eigenes heizbares Schwimmbad, schwedische Heilgymnastik, Massage u. a. m.

In einem 7 Hektar großen schattigen Parke und in unmittelbarer Nähe von Berg und Wald gelegen, besitzt die Sophienhöhe große Spielplätze, ausgedehnte Gemüse-, Beeren- und Obstanlagen, Warmhäuser für Blumenzucht, Terrarien und Aquarien u. a. m. für Pflanzen- und Tierpflege der Jugend. — Das Erziehungsheim betont vor allem sorgfältigste Charakterbildung auf Grundlage des christlichen Familienlebens und gewährleistet gewissenhafte Aufsicht und Erziehung. Näheres darüber in der Schrift:

# Die Charakterfehler des Kindes

Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedr. Scholz (vormals Dir. der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen). In III. neu bearbeiteter und ergänzter Auflage herausgegeben von J. Trüper. Ed. Heinr. Mayer (Einhorn & Jäger), Leipzig, X und 304 Seiten, 5.50 Mark.

Die günstigsten Empfehlungen von Eltern wie von zahlreichen hervorragenden Ärzten und Pädagogen des In- und Auslandes.

**J. Trüper,** Direktor.

## Marie Voigts Institut, Erfurt.

**Fach- und Haushaltungsschule:**

Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. — Viertel- und Halbjahrskurse.

**Seminar für technische Lehrerinnen:**

Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. } Staatliche Prüfung im Institut.
Handarbeitslehrerinnen. }
Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).

**Internat** für **alle** auswärtigen Schülerinnen. — Neuer ausführlicher Prospekt.

**Marie Voigt.**

## Ein neues Werk von großer nationaler Bedeutung!

So lautet das Urteil der im Auslande bekanntesten Hamburger Tageszeitung über unsere Auslandszeitschrift. In jedem Jahre berichtet unser Blatt aus weit über 100 Ländern der Erde alles das, was für den deutschen Kaufmann von Interesse ist. Der Bezugspreis ist 1 Mark für das Vierteljahr.

**Der Deutsche Kaufmann im Auslande,** Hamburg 36, Holstenwall 4.

## Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

**Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Rußlands.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

## Emsy Aeckerle-Klau,

**Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin,**

**Lützow-Straße 85-a.** Sprechstunde Montags u. Donnerstags von 4—5.

Tonbildung auf wissenschaftlich-hygienischer Grundlage in Verbindung mit Sprachtechnik u. Phonetik. — Anleitung im Rutzschen Typensystemsingen u. Sprechen. Gesang auf dieser Grundlage ein Quell der Gesundheit.

Jeder normale Mensch kann sich durch richtige Unterweisung, wenn er noch nicht im Besitz einer Gesangstimme ist, eine solche herausbilden, daher Annahme auch in diesem Fall.

Beseitigung von Sprachstörungen, soweit diese auf falschem Sprachmuskelgebrauch, mangelhafter Phonetik und falscher Atmung beruhen.


Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers. Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.




№ 8. Reval, 1. (14.) August. 1912.

Nachdruck verboten.

# Baltische Offiziere im Feldzuge von 1812.

Von Baron Georges Wrangell. (Reval.)

Es ist bekannt, welche außerordentlichen Anforderungen im Jahr 1812, als Napoleon die vereinigte Waffenmacht fast des gesamten übrigen kontinentalen Europa gegen das ganz allein dastehende Rußland ins Feld zu führen sich anschickte, an die Opferwilligkeit aller Bevölkerungsklassen unseres großen russischen Vaterlandes gestellt wurden und in wie reichem Maße alle Stände des Reiches diesen Anforderungen nachgekommen sind.

Betrachten wir nun insbesondere die Leistungen unserer engeren baltischen Heimat in jenem Kriegsjahre, so bestanden diese nach den offiziellen Berichten aus folgendem:

Livland, welches nicht zu dem Rayon gehörte, in welchem die Bildung von Milizen durch Kaiserlichen Ukas anbefohlen war, stellte dennoch eine Landwehr von über 4000 Mann auf; in den waldreichen Kreisen Dorpat und Pernau wurden 200 Schützen aufgebracht, ebenso wie auf Ösel; außerdem bildeten sich zwei Freischaren unter dem Kommando der Leutnants Schmidt und Nieroth; von diesen, sowie von der Miliz wird noch weiter unten die Rede sein. Alle Studenten der Kriegswissenschaften der Universität Dorpat traten in den Dienst; soweit sich die Truppenteile feststellen ließen, in welche diese Dörptschen Bursche 1812 eintraten, werden ihre Namen weiter unten genannt werden; nicht in den Rahmen dieser Skizze gehören dagegen diejenigen Dorpater

Studenten, welche in die deutsch-russische Legion eintraten, die in Reval formiert wurde, da diese Legion 1812 nicht ins Feuer kam. Die Studierenden der Medizin wurden in Militärhospitälern verwandt, so in Riga Karl Ernst von Baer und Friedrich Parrot, der spätere Rektor magnificus. Die Studenten unterhielten ihre Kommilitonen aus Kurland, die wegen der Besetzung ihrer Heimat durch die feindlichen Truppen von allen materiellen Hülfsmitteln abgeschnitten waren, auf eigene Kosten. Die Material- und Geldspenden aus Livland, abgesehen von dem Unterhalt der Miliz, werden mit rund 2.600.000, aus Estland mit 600.000 und aus Ösel mit 150.000 Rubel banco veranschlagt. (Bogdanowitsch). Estland stellte statt einer Miliz eine verstärkte Zahl von Rekruten zur regulären Armee; außer diesen materiellen Opfern wird der durch den Krieg verursachte Schaden in Kurland (durch Kontributionen des Feindes) auf über 15 und für Riga und Livland (hauptsächlich durch Niederbrennen der Vorstädte Rigas) auf über 16 Millionen Rubel banco berechnet. (Inschriften in der Erlöserkirche [Храмъ Спасителя] zu Moskau).

Was nun insbesondere die Offiziere aus den Ostseeprovinzen anbetrifft, welche in den Reihen des Heeres im Feldzug von 1812 mitgefochten haben, — wobei vorwiegend, aber lange nicht ausschließlich, der immatrikulierte Adel in Betracht kommt —, so liegen uns ziffermäßige Daten zwar nur für den Adel Estlands vor, doch geben uns diese Zahlen die Möglichkeit zu Analogieschlüssen auch für die übrigen Teile des Baltenlandes. Aus einer im Juli 1812 vom damaligen estländischen Ritterschaftshauptmann Jakob Georg von Berg an den Kaiser Alexander I. gerichteten Bittschrift geht nämlich hervor, daß um jene Zeit, d. h. gleich nach Beginn der Feindseligkeiten mit Napoleon — 324 Edelleute aus Estland in den verschiedensten Rangstufen unter der Fahne standen, wobei der estländische Adel damals ungefähr 300 Familienhäupter zählte; es erging jedoch an die wenigen im waffenfähigen Alter, aber nicht im Kriegsdienst stehenden Glieder der Ritterschaft die Aufforderung, gleichfalls in den Dienst zu treten, worauf sich noch 22 junge Edelleute freiwillig meldeten; außerdem machte sich die Ritterschaft anheischig, 20 dieser Offiziere vollständig auszurüsten und ihnen einen Sold von 1000 Rubel banco jährlich zu zahlen, und zwar für die Dauer des Krieges; wir wissen ferner aus den Marmortafeln im Rittersaal zu Reval mit den Namen der estländischen Edelleute, welche 1812—1814 mitgefochten, daß in jenem Kriege 31 von ihnen gefallen sind, und zwar 9 von dieser Zahl im Feldzuge von 1812. Die oben genannten Zahlen von 324+22 bedürfen übrigens in sofern einer Einschränkung, als nicht alle im Kriegsdienst Stehenden auch an dem Kämpfen mit den Franzosen beteiligt waren; so weisen die erwähnten Marmortafeln außer den 31 Gefallenen nur 242 Namen von überlebenden Mitkämpfern aus dem estländischen Adel auf. Wollen wir nun auf Grundlage dieser für den Adel Estlands geltenden Zahlen einen Analogieschluß auf die Gesamtzahl der aus den Ostseeprovinzen stammenden Mitkämpfer der Freiheitskriege machen,

so glaube ich gewiß nicht zu hoch zu greifen, wenn ich die Zahl 242 | 31 verdreifache und daher die Gesamtzahl mit mehr als 800 annehme.

Im Nachstehenden soll der Versuch gemacht werden, diejenigen baltischen Namen nachzuweisen, welche während des vaterländischen Krieges von 1812 hervortretende Stellungen eingenommen haben oder sich sonst hervorgetan haben. Einen Anspruch auf Vollständigkeit hat dieser Versuch nicht, und Ergänzungen resp. Berichtigungen zu den hier aufgezählten Namen, welche der eine oder andere Leser zu machen hätte, würden gewiß mit Dank in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift aufgenommen werden.

Zwei von den baltischen Namen sind es hauptsächlich, welche alle anderen überragen, weil sie unzertrennlich mit der Geschichte der obersten Leitung des russischen Heeres in jenem Feldzuge verknüpft sind: die Namen Barclay und Toll.

Michael Barclay de Tolly entstammte einer alten Rigaer Bürgerfamilie von ursprünglich schottischer Herkunft; erst nach den Freiheitskriegen ist Barclay in die Adelsmatrikeln Livlands und Estlands aufgenommen worden. Schon in den Feldzügen von 1806/07 ruhmbedeckt und bei Preußisch Eylau schwer verwundet, war er seit 1810 Kriegsminister und erhielt 1812 bei Ausbruch des Krieges den Oberbefehl über die erste Westarmee; seit deren in Smolensk glücklich zu Stande gekommener Vereinigung mit der zweiten Westarmee unter Bagration wurde der Letztere, obgleich älter im Range, unter Barclays Befehl gestellt. Eine schwere, undankbare Rolle war es, die Barclay in der ersten Periode des Feldzuges zufiel; mit großer Selbstverleugnung hat er alle ungerechten Anfeindungen und Verleumdungen getragen und — ein zweiter Fabius cunctator — durch seinen Rückzug Rußland die Armee gerettet, welche später bei Borodino Napoleon Stand zu halten fähig war. Niemand hat die ganze Tragik in dem Schicksal Barclays richtiger erkannt und ihr schöneren Ausdruck verliehen, als Puschkin, den die Betrachtung des Bildnisses Barclays, das die vornehmen Züge eines englischen Lords zeigt, zu seinem wunderbar schönen Gedicht „Der Heerführer" („полководецъ") begeisterte, in welchem es zum Schluß heißt:

Ты былъ неколебимъ предъ общимъ заблужденьемъ;
И на полупути былъ долженъ, наконецъ,
Безмолвно уступить и лавровый вѣнецъ,
И власть, и замыселъ, обдуманный глубоко,
И въ полковыхъ рядахъ сокрыться одиноко.
Тамъ, устарѣлый вождь, какъ ратникъ молодой,
Свинца веселый свистъ заслышавшій впервой,
Бросался ты въ огонь, ища желанной смерти, —
Вотще . . . .
О люди, жалкій родъ, достойный слезъ и смѣха,
Жрецы минутнаго, поклонники успѣха.

Какъ часто мимо васъ проходитъ человѣкъ,
Надъ кѣмъ ругается слѣпой и буйный вѣкъ,
Но чей высокій ликъ въ грядущемъ поколѣньѣ
Поэта приведетъ въ восторгъ и умиленье.

Du, voll Begeisterung ob deiner Gottessendung,
Bliebst unerschütterlich in tobender Verblendung, —
Allein auf halbem Weg gabst du gezwungen preis,
Verstummt in stolzem Schmerz, des Ruhmes Lorbeerreis,
Die Macht und deinen Plan, und eilтest zu verbergen
Dich in der Heere Reihn vor deiner Feinde Schergen.
Zum Jüngling wurdest du, o greiser Feldherr, dort:
Kaum klang der Kugeln Pfiff dir ans Gehör — sofort
Standst du im Pulverrauch und Feuer, todeslüstern —
Umsonst! . . .

O Menschenbrut, nur wert des Spottes und der Tränen!
Des Augenblickes Knecht, gilt dem Erfolg dein Sehnen!
Wie oft weilt unter dir ein Mensch, gesandt von Gott,
Den du in blinder Wut mit Hohn bedenkst und Spott,
Doch dem die Nachwelt einst wird zum gerechten Richter,
Der mit Begeisterung und Rührung füllt den Dichter! (Fiedler.)

Weniger gerecht beurteilt ihn Leo Tolstoi bei seinem ausgesprochenen Deutschenhaß in der sonst meisterhaften Schilderung der Schlacht bei Borodino. — In den zahlreichen, dieses Jahr erschienenen russischen populären Schriften und Schriftchen über den Krieg 1812 — wenigstens soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind — wird dagegen dem großen Verdienst Barclays um die Rettung der Armee und die Selbstverleugnung, die er gegenüber den vielen ungerechten Anfeindungen gezeigt, volle Gerechtigkeit gezollt.

Theodor von Bernhardi, ohne Zweifel der kritischste und zugleich geistvollste Beurteiler der damaligen Verhältnisse, gibt folgende Charakteristik Barclays:

„— — — In schwierigen Momenten trat bei ihm eine unerschütterliche Besonnenheit hervor, und nichts brachte ihn aus der Fassung. Diese vollkommene, wortkarge Ruhe gab auch seiner glänzenden persönlichen Tapferkeit etwas Ungewöhnliches. In diesen Eigenschaften war denn auch eigentlich sein Beruf zur Führung größerer Massen begründet, und wenn sie auch nicht genügten, ihn zur Leitung eines weltgeschichtlichen Krieges zu befähigen, bürgten sie doch für eine gewisse Tüchtigkeit im engeren Kreise. Eigentümlich war dann auch eine nicht gewöhnliche geistige Selbständigkeit; es hat eigentlich niemals jemand bedeutenden und bleibenden Einfluß auf ihn geübt, und das konnte auch garnicht geschehen; seine Ansichten und Entschließungen, gut oder schlecht, waren immer seine eigenen. Dabei war er ein guter wohlwollender Mann, von geradem, redlichem, vollkommen zuverlässigem Cha-

rakter. Man kann nicht sagen, daß er bis dahin besonders viele Feinde gehabt habe, aber es läßt sich doch leicht erklären, daß sich deren gleich eine Menge zeigten und meldeten, so wie irgend sich ein Vorwand offenbarte, über ihn Wehe! zu schreien, — und namentlich sobald dabei auf bedeutende Unterstützung zu rechnen und nichts zu fürchten war. Denn vielen, sehr vielen unter den Russen war er schon als Deutscher nicht genehm, und das war eigentlich die Hauptsache — — — "

Trotz der schweren Kränkung, die er durch die Berufung Kutusows zum Oberkommandierenden erfahren, hat er noch bei Borodino durch die rücksichtslose Todesverachtung, mit welcher er auf dem Schlachtfelde immer da, wo es am heißesten war, persönlich den allgemeinen Gang der Bewegungen der Truppen leitend, zugleich mit Bagration und Benningsen, mehr unmittelbaren Anteil an dem Verlauf der Schlacht gehabt, als Kutusow selbst, der einen Standpunkt inne hatte, von dem aus er das Schlachtfeld nicht übersehen konnte; dann aber wurden die Verhältnisse für Barclay unhaltbar und er entschloß sich, um Urlaub einzukommen und die Armee wenigstens zeitweilig zu verlassen. Sein Adjutant Woldemar von Loewenstern berichtet hierüber folgendes:

„In dem Augenblick der Abreise hatte ich eine, mir ewig denkwürdige Unterhaltung mit Barclay. Der sonst immer verschlossene, einsilbige, an militärisch kurzen Befehl gewöhnte Mann, gab einer Reihe von Gedanken Worte und erwärmte sich beim Sprechen. „Die Gegenwart ist gegen mich," sprach er, „und ich muß ihr weichen; aber ich sehe eine kühlere Zeit kommen, eine Zeit der Übersicht des Geschehenen, und diese wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe den Wagen auf den Berg gebracht, hinab rollt er von selbst bei geringer Lenkung. Das lustige Hinabrollen gönne ich jedoch dem Fürsten (Kutusow) und würde gern als bloßer Chef meines Jägerregiments ein bescheidenes Teil daran nehmen, wenn solches irgend tunlich wäre. Aber ich sehe, daß mein Bleiben Zwietracht veranlassen, einen Zwiespalt im Heere erwecken würde. Also ich gehe! Mein Werk, mein Denkmal steht da. Eine wohlerhaltene, wohlversehene, kampffertige Armee; der Feind ihr gegenüber mit zerrütteten Heereskräften, verzweifelnd, ein Spiel unseres Willens."

Niemand wird anstreiten wollen, daß Kaiser Alexander I. das Richtige traf, indem er an Stelle Barclays einen National-Russen berief; angesichts der tatsächlichen Unpopularität Barclays — in der Gesellschaft, nicht beim Heere — mußten eben alle anderen Rücksichten schweigen; aber es ist immerhin bezeichnend, daß Alexander nicht selbst Kutusow als den zukünftigen Oberkommandierenden bezeichnete, sondern seine Wahl einem besonderen, hierzu eingesetzten Rat überließ. Persönlich hat er Barclay sein Wohlwollen nie entzogen, das beweist die hervorragende Stellung, die Barclay während der Kampagnen von 1813 und 1814, als Befehlshaber der russisch-preußischen Truppen der böhmischen Armee unter Schwarzenberg, vorbehalten blieb, sowie

die Verleihung der General-Feldmarschallswürde und die Erhebung zuerst in den Grafen- und dann in den Fürstenstand. Für Borodino hatte er den Georgsorden II. Klasse erhalten, nachher, für Kulm, wurde ihm dessen I. Klasse verliehen.

Auch Karl von Toll, der Sohn eines nicht eben begüterten estländischen Edelmannes, entstammte wie Barclay kleinen Verhältnissen und war gleich jenem nur durch eigene Kraft emporgekommen; 1812 erst im Range eines Obersten stehend, hat er gleichwohl in seiner Stellung als Generalquartiermeister bei Barclay und später bei Kutusow, dank seinem kriegerischen Genie, welches von einer Autorität in militärischen Dingen wie Bernhardi als eines der allerersten der damaligen Zeit bezeichnet wird, den unmittelbarsten Einfluß auf alle wichtigeren Entscheidungen der russischen Heeresleitung in jenem Feldzuge geübt und größere Bedeutung für den allgemeinen Gang der Dinge gehabt, als so mancher kommandierende General. Zu Ende des Feldzuges, im Dezember 1812, wurde er unter Beförderung zum Generalmajor als Generalquartiermeister in den persönlichen Generalstab des Kaisers berufen. Während die militärische Laufbahn Barclays mit dem Feldzuge von 1814 in seinem 53-ten Lebensjahr ihren Abschluß fand — er starb 1818 — stand Toll 1812—1814 erst am Beginn seiner Laufbahn, und die Feldzüge von 1829 und 1831 gaben ihm noch so manche Gelegenheit, neuen Kriegsruhm zu ernten. Der Türkenfeldzug von 1829 brachte ihm den Georgsorden II. Klasse ein, während ihm dessen IV. Klasse bereits für 1812 verliehen worden war; im polnischen Feldzuge von 1831 führte er während der Zeit von dem Tode Diebitsch' bis zum Eintreffen Paskiewitsch' den Oberbefehl, desgleichen nach der Verwundung des Letzteren beim Sturm auf Warschau. 1829 wurde er in den Grafenstand erhoben; er starb 1842.

Das Verhältnis zwischen Barclay und Toll ist nicht das beste gewesen; dazu hatte jeder von ihnen einen zu selbständigen Willen; nur zu häufig befand sich Toll bei seinem leidenschaftlichen Feuereifer in Widerspruch mit der eisernen Ruhe Barclays; andererseits war Toll eine wenn auch schroffe, so doch viel zu redliche Natur, um sich an jenem elenden Intriguenspiel zu beteiligen, welches namentlich von Seiten Jermolows gegen Barclay ins Werk gesetzt wurde, an dem aber auch selbst der heldenmütige Bagration nicht unbeteiligt war.

Sehen wir uns jetzt die Aufstellung der russischen Truppen zu Beginn der Feindseligkeiten an, so finden wir im äußersten Nord-Westen

### das Korps bei Riga und in Kurland. (Essen I.)

Das von General Magnus von Essen (russisch Iwan Nikolajewitsch; zeitweilig Besitzer von Asserien in Estland) befehligte Korps bestand meist aus Depottruppen und dgl., durchaus keiner Elite. Mit diesen galt es, dem französischen linken Flügel (Macdonald) und speziell dem preußischen Hilfskorps, welches gleich zu Beginn des Feldzuges in Kurland einrückte,

stand zu halten. Sobald das Anrücken des Feindes zur Gewißheit geworden, wurden die Garnisonen der kleinen kurländischen Städte eingezogen; so führte Oberst Uexküll zwei Battaillone aus Libau und Manteuffel eines aus Windau, um sich mit dem Gros der Essenschen Truppen zu vereinigen; beiden war vorgeschrieben, so viel Fuhrwerk (Podwodden) mit sich zu nehmen, als irgend möglich. Kurland hat volle 5 Monate unter französischer Herrschaft gestanden und unter Kontributionen schwer zu tragen gehabt. Michailowski Danilewski hebt in seinem Werk über den vaterländischen Krieg ausdrücklich den Patriotismus der Kurländer während jener schweren Zeit hervor und zwar als Gegenstück zu den gleichfalls vom Feinde eingenommenen littauischen Provinzen, wo lebhaft mit den Franzosen geliebäugelt wurde. „Im Laufe ihrer fünfmonatlichen Trennung von Rußland haben die Bewohner (Kurlands), selbst dann, als die Waffen Napoleons sichtlich von Erfolg begleitet waren, keine Erkaltung in ihrem Verhältnis zu Rußland gezeigt. Von unseren Truppen verlassen, konnten sie dem Monarchen durch nichts anderes ihre Gefühle beweisen, als durch stummes Tragen aller Kriegsnöte; keiner hat dem Feinde gehuldigt, keiner ist in seine Armee eingetreten; in den Kirchen wurde, ungeachtet der Drohungen der Franzosen, für den Kaiser und sein Haus gebetet."

Die von Essen befohlene Niederbrennung der Vorstädte Rigas am 12. Juli 1812 ist ein übereilter Schritt gewesen und hat auch schließlich zur Ernennung des Marquis Paulucci an seine Stelle geführt. Wenige Tage nach dem Brand richtete Grawert in einem längeren Schreiben, mit Hinweis auf die unzweifelhafte, erst kürzlich bei Ekau bewiesene Tapferkeit der russischen Truppen etc., an Essen die Aufforderung zu kapitulieren; dieser antwortete, wenn er glauben könnte, ein preußischer General sei aus eigenem Antriebe im stande, einen derartigen Brief abzufassen, so hätte er es unter seiner Würde gehalten zu antworten; allzusehr trete der französische Stil in jenem (deutsch abgefaßten) Briefe hervor, woher er ihm diese Antwort sende in der Überzeugung, er (Grawert) habe nur als Werkzeug einer despotischen Macht gehandelt. Am 2./14. August meldet General York aus dem Hauptquartier zu Peterhof voller Courtoisie seinem Gegner Essen, daß er an Stelle des erkrankten Grawert den Oberbefehl übernommen habe; gleichzeitig aber verbittet er sich in einem zweiten Schreiben ebenso höflich wie energisch, ihm frühere preußische Offiziere als Parlamentäre hinüberzuschicken, da ihn dieses zu unangenehmen Maßregeln nötigen würde, um den Truppen unter seinem Befehl „den widrigen Eindruck zu ersparen, Untertanen S. M. des Königs meines Herrn nicht nur die Waffen gegen uns führen zu sehen, sondern sogar Zumutungen von ihnen zu hören, die die Ehre des preußischen Militärs und der ganzen Nation kränken." Bekanntlich hatten nach dem Abschluß des Preußen von Napoleon aufgezwungenen Bündnisses viele preußische Offiziere, und zwar nicht gerade die schlechtesten unter ihnen, es vorgezogen, russische

Dienste zu nehmen, statt als Verbündete des verhaßten Napoleon zu kämpfen; ich erinnere nur an die Namen Boyen, Clausewitz und Dohna; auch Essens Generalstabschef Major Tiedemann war früherer preußischer Offizier.*) Wie schon bemerkt, wurde Essen durch Paulucci ersetzt; dieser leitete die Unterhandlungen mit York ein, welche schließlich zum Abschluß der Tauroggener Konvention zwischen ihm und Diebitsch führten. Essen ist bald darauf (23. August 1813) gestorben, wie man sagt aus Gram wegen der durch ihn verschuldeten Niederbrennung der Vorstädte Rigas.

Von seinen Adjutanten ist Georges von Löwenstern (aus dem Hause Rasik in Estland) zu erwähnen, der sich jedoch mit Essen überwarf und bald nach dem Brande Rigas auf den großen Kriegsschauplatz eilte, wo er zuerst im Hauptquartier Barclays, dann bei der Avantgarde, speziell den Sumschen Husaren zukommandiert, den Herbst- und Winterfeldzug von 1812 mitmachte; G. v. L. war später in dänischen Diensten in höheren diplomatischen Stellungen tätig und ist der Stammvater des heute in Deutschland blühenden freiherrlichen Zweiges dieses Geschlechtes.

Kommandant von Riga war damals Generalmajor (seit 1813 Generalleutnant) von Emme, der gegen Ende des Jahres bei Verfolgung des Feindes ein selbständiges Detachement ins Feld führte und auch die späteren Feldzüge mitmachte, bis er 1814 bei Montmirail verwundet wurde.

Unter Essens Oberbefehl fiel zunächst General Friedrich von Löwis of Menar, dem späteren livländischen Landmarschall († 1824), die Aufgabe zu, sich mit den Preußen im offenen Felde zu messen; seine Tagebuchaufzeichnungen über die Feldzüge von 1812 und 1813 sind noch in diesem Jahr im Februarheft der „Baltischen Monatsschrift" erschienen. Beim ersten Zusammenstoß am 7. Juli bei Ekau mußte Löwis der Übermacht weichen. Besser war der Erfolg seiner Expedition vom 10. August nach Dahlenkirchen. Ende September wurde mit wechselndem Erfolg in der Gegend von Bauske gefochten; die Eroberung des preußischen, für die Belagerung von Riga bestimmten Geschützparkes, welche die Generale Löwis und der inzwischen aus Finnland heranmarschierte Steinheil bezweckten, gelang nicht. Als nach der Katastrophe, welche über die große Armee Napoleons hereinbrach, auch das Macdonaldsche Korps den Rückzug antrat, und Kurland geräumt wurde, folgte Löwis ihm auf der Straße nach Memel, welches er besetzte, und zu dessen Kommandanten Oberst von Ekesparre ernannt wurde; für die Kämpfe um Riga erhielt Löwis den Georgsorden III. Klasse; 1813 hat er das von den Franzosen besetzte Danzig belagert, welches erst im Dezember kapitulierte, worauf Löwis mit seinen Truppen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt hielt.

---

*) Tiedemann, dem die Schuld beigemessen wird, durch eine unwissentlich falsche Meldung Essen zum Niederbrennen der Vorstädte Rigas veranlaßt zu haben, fiel bald darauf im Gefecht.

Die Mannschaften der bereits eingangs erwähnten livländischen Miliz, des sogenannten „livländischen Kosakenregiments", haben den Erwartungen nicht entsprochen; es war eben zu wenig Zeit vorhanden gewesen, um sie auch nur einigermaßen auszubilden; wenn aber in jüngster Zeit in dieser Veranlassung gehässiige Anschuldigungen gegen die livländische Ritterschaft aufgetaucht sind, die sogar äußerlich in ein höchst gelehrt ausschauendes Gewand gekleidet sind, so muß hierbei bemerkt werden, daß diese Anklagen bei eingehender Beprüfung gar zu sehr den Stempel der Voreingenommenheit tragen, sowohl was die einseitige Auswahl der abgedruckten Quellendokumente anbetrifft, als auch die hierauf aufgebauten Schlußfolgerungen. Doch will ich hier der gebührenden Zurückweisung jener Angriffe von kompetenterer Seite nicht vorgreifen, welche hoffentlich nicht gar zu lange auf sich warten lassen wird.

Chef des livländischen Kosakenregiments war der Gouverneur von Kurland, Geheimrat Friedrich von Sivers, auf dessen Veranlassung die ganze livländische Miliz ins Leben gerufen worden war; in seiner Abwesenheit vertrat ihn der augenblicklich gleichfalls stellenlose Polizeimeister von Mitau Oberst Otto Daniel Baron Uexküll-Gyldenband († 1836); von Offizieren in der Miliz werden die ehemaligen Dörptschen Studenten Alexander Georg Gottlieb von Stryk, Baron Ernst Mengden (zu Sinohlen) und Karl August Oldekop, alle drei aus Livland, erwähnt; der Letztere starb 1812 in Wilna als Kornett des Wolynischen Ulanenregiments; bei der livländischen Miliz treffen wir als Majore auch Baron Robert Gottlieb Rosen, der 1813 in die Armee eintrat und später Vizegouverneur von Estland war, und Baron Moritz Wrangell, den bekannten Genealogen († 1842 zu Walk), der 1813 als Leutnant in das Kürassier-Regiment Ihrer Majestät überging; eine Eskadron des livländischen Kosakenregiments stand unter dem Kommando des Kapitäns Dreßler; ferner wird noch der Leutnant Schmidt von der Miliz erwähnt, der Anfang September mit 189 Pferden von Wolmar zur Düna geschickt wurde.

Abgesehen von der Miliz wurden in Livland unter den Leutnants Peter von Schmidt und von Nieroth zwei Freikorps gebildet; das Korps des Leutnants Schmidt bestand hauptsächlich aus Kurländern, in das Nierothsche trat u. a. der von der Universität Dorpat kommende Livländer Moritz Theodor von Böttiger ein, der später in das Grodnosche Husarenregiment überging; beide genannten Freischaren haben 1813 an der Belagerung Danzigs teilgenommen (vergl. oben).

Die Operationen der Landtruppen wurden durch eine unter dem Befehl des Kontreadmirals Berend Otto von Moller (russisch Anton Wassiljewitsch, † 1848, vielleicht der spätere Marineminister) stehende Ruderflottille unterstützt, mit welcher er die kurische Aa hinauffuhr und am 17. September

Mitau einnahm. Unter seinem Befehl wurde Leutnant Barstedt auf der Aa schwer verwundet, und Kapitänleutnant Rentel, (nahm 1827 als Kontreadmiral seinen Abschied), der, wie offiziell berichtet wird, zwei Mal mit seinen Kanonenböten gegen die „Franzosen" d. h. die Preußen ins Feuer kam, eroberte 4 Geschütze; ob die beiden zuletzt genannten Offiziere Balten sind, lasse ich dahin gestellt; Leutnant von Manderstern kommandierte die erste Equipage der Ruderflotte und Kapitänleutnant von Plater die Schaluppe „Lisette".

Um das schwache Essensche Korps zu verstärken, rückte der Generalgouverneur von Finnland, Graf Fabian Steinheil, mit dem in Finnland stehenden Korps Anfang September heran; obgleich der Name des Grafen Steinheil auch auf den eingangs erwähnten Marmortafeln zu Reval verzeichnet ist, so ist er doch nicht als Balte zu betrachten, weil erst in der Folgezeit ein anderer, nicht gräflicher Zweig dieser Familie in die estländische Adelsmatrikel aufgenommen wurde. Adjutanten bei ihm waren Leutnant Karl von Schilling (zu Serrefer und Wardes in Estland, † 1855), der Großvater des Dumaabgeordneten Kammerherrn Baron Alfred Schilling zu Paddas in Estland, und der von der Universität Dorpat kommende Friedrich Wilhelm Rembert von Berg (zu Sagnitz in Livland, † 1874), der sich schon bei Dahlenkirchen und in anderen Gefechten auf dem kurländischen Kriegsschauplatz ausgezeichnet hatte und, als er Adjutant wurde, in das Quartiermeisterfach überging; nach anderer Version (Album academicum) ist er beim Libauschen Infanterieregiment eingetreten, welches aber dem VI. Korps (Dochturow) der I. Westarmee auf dem Hauptkriegsschauplatz angehörte; Berg wurde später Generalfeldmarschall und Graf; während des Krimkrieges hatte er den Oberbefehl in Reval und dann in Finnland, später wurde er Statthalter in Polen. Unter Steinheil führte Oberst Baron Friedrich Rosen (a. d. H. Kiekel in Estland. † 1851 als Gen.-Maj. a. D.) eine Brigade, mit welcher er in Kurland bei Olai stand und später, als das Steinheilsche Korps mit dem Wittgensteinschen vereinigt worden, an den Kämpfen bei Polozk und Uschatsch u. s. w. beteiligt war; 1813 befand er sich unter Löwis bei der Belagerung von Danzig und 1814 unter Winzingerode in der Nordarmee.

Die Operationen Steinheils in Kurland sind von keinem Erfolg begleitet gewesen, wie wir schon oben sahen; überhaupt schwebte von vornherein ein Unstern über diesen aus Finnland kommenden Truppen; bei der Überfahrt von Helsingfors nach Reval ging ein Schiff mit 179 Dragonern, 110 Kosaken und 6 Geschützen unter; in Reval selbst, wo einzelne Familien aus Furcht vor dem in Kurland liegenden Feinde bereits den Gedanken erwogen, nach Oesel zu flüchten, wirkte der Durchmarsch der Steinheilschen Truppen sehr beruhigend. Anfang Oktober verließ dieses Korps Kurland, um sich mit der Wittgensteinschen Armee zu vereinigen. Hier sei noch bemerkt, daß der Generalmajor Alexander Fock in dem Steinheilschen Korps nicht baltischer Herkunft ist.

## Das erste Korps der I. Westarmee (Wittgenstein).

In ständiger Fühlung mit dem, wie wir sahen, isoliert und selbständig dastehenden Rigaschen Korps stand der rechte Flügel der ersten Westarmee unter Wittgenstein*), welcher, nachdem die Position von Drissa aufgegeben und der Rückzug der Hauptkräfte beschlossen war, zurückgelassen wurde und zunächst die selbständige Aufgabe hatte, Petersburg zu schützen sowie Macdonald von einem Eindringen in Livland abzuhalten. Wir werden sehen, daß Wittgenstein diesen Teil seiner Aufgabe mit vollkommenem Erfolge ausgeführt hat.

In seinem Stabe finden wir zunächst als Chef der Ingenieure den Oberst (später Generalmajor) Grafen Georg Sievers (a. d. H. Ottenhof in Livl., später Direktor der Ingenieurschule in Petersburg, † 1827); bei Kläſtizy am 20. Juli und später bei Polozk hat er unter dem feindlichen Feuer Brücken geschlagen; hierbei wurde er auf das eifrigste unterstützt von dem jungen Genieoffizier Georg von Maydell, der später Kameralhofspräsident in Mitau war († 1876 als Oberstleutnant a. D. und wirkl. Staatsrat); unter Sievers Leitung wurden auch, als nach der Einnahme von Polozk sich die Wittgensteinsche Armee nach Süden wandte, die hierfür erforderlichen Brücken über die Düna angelegt. 1813 befand er sich in derselben Stellung bei der russisch-preußischen Armee unter Barclay. General vom Tage war Graf Alexander Igelström (zu Kerrafer, später Alp und Jewe in Estland, † 1855), der indessen erst gegen Ende November auf dem Kriegsschauplatz eintraf.

Wittgensteins Fußvolk bestand aus zwei Divisionen, von denen die eine (die 5-te) vom General Gregor von Berg (aus Livland gebürtig, † 1838), seit 1806 Kommandant und später Kriegsgouverneur von Reval, befehligt wurde. Durch die Schlacht bei Kläſtizy vom 20. Juli, dem ersten, und zwar vollständigen Siege der Russen über die Franzosen in diesem Feldzuge — der Sieg vom 15. Juli bei Korbin auf dem südlichen Kriegsschauplatz war über die Sachsen unter Klinger erfochten worden — wurde Oudinot der Versuch, ins Pleskausche einzudringen und Petersburg zu bedrohen, gründlich verleidet und zugleich Macdonald, der mit seinem rechten Flügel bei Kreutzburg stand, davon abgehalten in Livland einzufallen. Ohne Zweifel hat bei diesem Siege die Infanterie Bergs eine entscheidende Rolle gespielt, welche in dieser Schlacht das corps de bataille bildete und die erste Linie inne hatte; besonders zeichnete sich hierbei der Kommandeur des 26. Jägerregiments Oberst von Roth aus, der später bei Polozk verwundet wurde; 1813 führt er eine Jägerbrigade auch unter Wittgenstein; ich habe nicht ermitteln können, ob er Balte ist, es ist mir auch nicht bekannt, ob es sich hier

*) Auch Wittgensteins Name ist auf den Marmortafeln in Reval verzeichnet, da er, um ihn zu ehren, nach dem Kriege in die estländische Adelsmatrikel aufgenommen wurde; doch ist er als nicht indigener Balte in dieser Skizze nicht näher behandelt.

um denselben von Roth handelt, der sich im Januar 1826 bei Niederwerfung des Dekabristenaufstandes im Süden des Reichs auszeichnete; mit dem General von Rot (oder Ratt), der 1813 die vom polnischen General Hauke verteidigte Festung Samostie belagerte, hat er jedenfalls nichts zu tun. — Ein kombiniertes Grenadierbataillon der Division kommandierte laut dem Dislokationsplan vom März 1812 Major von Wrangell.

Nach der Vereinigung mit Steinheil teilte Wittgenstein seine Streitkräfte in 3 Korps, von welchen das erste Berg unterstellt wurde; in dieser Stellung hat er die Kämpfe um Borissow mitgemacht, welche aber leider insofern ohne Erfolg waren, als es nicht gelang, sich mit dem von Süden heranrückenden Tschischagow die Hand zu reichen und Napoleon daran zu verhindern, über die Berisina zu gehen und so seine Person und wenigstens den Rest seiner Armee, wenn auch in aufgelöstem Zustande, zu retten. Der weitere Feldzug dieses Jahres bestand in Verfolgung des Feindes bis nach Preußen hinein. Im Februar 1813 zog Berg an der Spitze seines Korps mit Wittgenstein unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein. Den Feldzug von 1813 hat Berg nur bis zum Mai mitgemacht; infolge einer bei Reichenbach erlittenen Verwundung verließ er die Armee und kehrte auf seinen Kommandantenposten nach Reval zurück. Unter Bergs Adjutanten finden wir den Kapitän Georg von Nolcken, einen talentierten, hoffnungsvollen jungen Mann, der aber leider schon 1813 in der Schlacht bei Dresden als Oberstleutnant fiel; ein anderer seiner Adjutanten war Stabskapitän von Scharenberg, der mehrmals während der Kampagne mit Briefen nach Reval zu der Familie des Generals von Berg geschickt wurde; endlich erwähnt Berg in seinen (als Manuskript gedruckten) Memoiren noch Wilhelms von Kotzebue (eines Sohnes des bekannten Dichters, der in Estland ansässig war), Kapitäns der Suite, später Oberstleutnants, der in Polozk im Oktober seinen Wunden erlag, nachdem ihm kurz vorher für Auszeichnung beim Detachement Wlastow der Georgsorden IV. Klasse verliehen worden war. Aus Bergs Division wurde der Unterleutnant von Glasenap von dem Sewskschen Regiment bei Klästizy verwundet, bei Polozk Anfang August die Majore von Wrangell vom Mohilewschen (vielleicht identisch mit Reinh. Daniel Gustav v. W. zu Ramotzki und Kallenhof in Livl., † 1835, der seinen Dienst im obengenannten Sewskschen Regiment derselben Division begann) und von Baumgarten vom Permschen; beim Mohilewschen stand auch Baron Frommhold Wrede, der 1813 als Major seinen Wunden erlag; von den 24. Jägern aus derselben Division wurden in der zweiten Schlacht bei Polozk (im Oktober) verwundet der Stabskapitän von Offenberg und der Leutnant Baron Ungern-Sternberg.

Die erste Brigade (Regimenter Tula und Nawaginsk) der anderen Infanteriedivision Wittgensteins, der 14., unter Ssasonow wurde vom Chef des Regiments Nawaginsk, Obersten Otto Wilhelm von Harpe (zu Undel

in Estl., † 1814 zu Lüneburg als Generalmajor an den Folgen der Strapazen) geführt; am 26. Oktober führte er bei Witebsk das Oberkommando; für die zweite Schlacht bei Polozk erhielt er den Georgsorden III. Kl. Die zweite Brigade (Tenginsk und Estland) kommandierte Oberst, später Generalmajor Gotthardt von Helffreich, Chef des Rgts. Estland (zu Loal in Estl., † 1843 als Generalleutnant a. D.); der Letztere übernahm im November das Kommando der 14. Division und hat in dieser Stellung die Feldzüge von 1813—1814 mitgemacht, wo sich diese Division namentlich in der Schlacht vor Paris auszeichnete; Helffreich wurde für die erste Schlacht bei Polozk mit dem Georgsorden III. Kl. ausgezeichnet. Vom Regiment Tenginsk fiel der von der Universität Dorpat kommende Junker Johann Gotthardt Schwarz aus Livland bei Polozk, ob in der ersten oder in der zweiten Schlacht wird nicht berichtet; als Kommandeur des Regiments Estland wird Oberst Ulrich († 1814) angeführt, der für die zweite Schlacht bei Polozk den Georgsorden IV. Klasse erhielt. Als Major in diesem Regiment wurde in derselben Schlacht Friedrich Christoph von Bellingshausen verwundet, der sich 1813 bei Kulm bei der Gefangennahme Vendammes hervortat, und als Fähnrich war Paul Jakob von Maydell eingetreten, der 1813 zum Unterleutnant befördert, 1818 zur Kavallerie überging († 1868 als Oberst a. D.); ferner ist hier Leutnant von Baumgarten von den 25. Jägern zu erwähnen, der bei Kläſtizy verwundet wurde. Zur 14. Division gehörte die 14. Artilleriebrigade, von welcher der Oberst Gustav von Staden in der Schlacht bei Kljästizy den Georgsorden IV. Kl. erhielt und sich bei der Berisina auszeichnete, für Lützen erhielt er 1813 die III. Kl. des Georgsordens; ferner gehörte noch ein kombiniertes Grenadierbataillon zu dieser Division, welches Major Johann von Bremen führte, der 1814 in Frankreich als Oberstleutnant fiel.

Die Reiterei des Wittgensteinschen Korps war bedeutend stärker als diejenige der übrigen Infanteriekorps (wie sie damals genannt wurden), denen in der Regel nur ein leichtes Reiterregiment zugeteilt war, welche Regimenter übrigens im Laufe des Rückzuges den Infanteriekorps wieder abgenommen und unter die selbständigen Kavalleriekorps verteilt wurden. Wittgenstein verfügte bis zur Schlacht von Kljästizy über einen der verwegensten russischen Reitergenerale der damaligen Zeit, den bei den Russen wie seinen ehemaligen Feinden, den Finnländern, gleich beliebten, durch Runebergs Dichtung und Edelfelds Stift verewigten Haudegen Kulnew; als dieser am Tage nach Kljästizy, wo er sich bei Verfolgung des Feindes mit dem Grodnoschen Husarenregiment zu weit vorgewagt hatte, mit zerschmetterten Beinen verblutend am Boden lag, übernahm der Oberst Theodor von Rüdiger (später in den Grafenstand erhoben und Generaladjutant, † 1856) mit dem Ruf: „Brüder, laßt uns unseren Anführer rächen" an seiner Stelle die Führung; für die zweite Schlacht bei Polozk im Oktober wurde ihm der Georgsorden III. Kl.

verliehen; 1813 und 1814 hat er, inzwischen zum Generalmajor befördert, dasselbe Regiment befehligt. Wie man sagt, hat eine Schilderung der Schlacht bei Kläſtizy, welche Rüdiger viele Jahre ſpäter in perſönlicher Unterhaltung mit dem Kaiſer Alexander I. entwarf, den Letzteren dazu bewogen, das damalige Grodnoſche Regiment in das Kljäſtizyſche umzubenennen, wie es noch heute heißt, während das jetzige L. G. Grodnoſche Huſarenregiment erſt ſpäter formiert wurde. Rüdiger hat, indem er Görgey 1849 bei Vilagos zwang, die Waffen zu ſtrecken, den Ungariſchen Feldzug zum Abſchluß gebracht und dadurch weltgeſchichtlichen Ruhm erworben. Die Rittmeiſter von Kempfert und von Vietinghof von den Grodnoſchen Huſaren wurden verwundet, der erſtere am 16. Juli bei Wilkomir, der zweite in der zweiten Schlacht bei Polozk; auch Oberſtleutnant von Grothus vom ſelben Regiment wurde in dieſer Schlacht kontuſioniert; ihm wurde der Georgsorden IV. Kl. verliehen. Als Leutnant in dieſem Regiment machte von Dorpat kommend die Feldzüge von 1812—1814 auch Paul von Hahn (zu Aſuppen in Kurland, ſpäter Gouverneur in Kurland, dann in Livland, † 1862 als Senateur) mit; endlich werden Engelhardt und Gutjahr von den Grodnoſchen Huſaren 1813 als Adjutanten Rüdigers erwähnt, von denen angenommen werden muß, daß ſie auch die Kampagne von 1812 mitmachten.

In dem von Wittgenſtein bei Golowtſchiza am 20. Juli geſchlagenen Treffen fiel Leutnant Gernet vom Jamburgſchen Dragonerregiment.

Gleichfalls bei der Wittgenſteinſchen Reiterei haben wir auch den Oberſt Karl Magnus von der Pahlen (ruſſiſch Matwei Iwanowitſch; zu Palms in Eſtland) zu ſuchen, den ſpäteren langjährigen Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen († 1863), der indeſſen gleich bei ſeinem Eintreffen bei der aktiven Armee in Wilna ſchwer erkrankte und den Feldzug nur zum Teil mitmachen konnte; 1813 und 1814 hat er als Generalmajor eine ſelbſtändige Reiterabteilung in der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden unter Winzingerode reſp. Woronzow geführt. Bei der Artillerie des Wittgenſteinſchen Korps haben wir den Oberſten Jakob von Huene (aus d. H. Wannamois in Eſtland) zu erwähnen, von dem überliefert wird, daß er ſich in dem Treffen von Tſchaſchenki am 19. Oktober auszeichnete. 1813 iſt er bei Leipzig als Generalmajor und Kommandeur der Reſerveartillerie der ruſſiſch-preußiſchen Armee Barclays gefallen, nachdem er für die Schlacht bei Bautzen mit dem Georgsorden III. Kl. ausgezeichnet worden war. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß der auf den Revalſchen Marmortafeln verzeichnete Baron Karl Dellingshauſen (zu Huljel und Undel in Eſtland, † 1861) mit dem Wittgenſteinſchen Korps die Freiheitskriege mitgemacht hat, und zwar weil wir von ihm wiſſen, daß er kurz vor Ausbruch des Krieges als Leutnant der Artillerie im Rayon des Wittgenſteinſchen Korps, und zwar in Opotſchka, in Garniſon lag; bei welchem Truppenteil dagegen ſein jüngerer Bruder, der damals 17-jährige Baron Eduard Dellings-

hausen, (zu Kattentack u. s. w. in Estland, † 1845 als Generaladjutant), der im Besitz der Medaille für 1812 war, diesen Feldzug mitgemacht, habe ich bisher noch nicht ermitteln können; der Letztere ist der Großvater des Hofmeisters e. s. und estländischen Ritterschaftshauptmanns gleichen Namens.

## Das Gros der I. Westarmee (Barclay).

Die Hauptetappen der I. Armee in diesem Feldzuge waren folgende: Aufgabe der als nutzlos erkannten Position bei Drissa und Fortsetzung des Rückzuges: 2. Juli; Vereinigung mit der zweiten Armee Bagrations: 22. Juli; Schlachten bei und um Smolensk: 4.—7. August; Übernahme des Oberbefehls über beide Armeen durch Kutusow: 17. August; Schlachten bei Schewardino und Borodino: 24. und 26. August; Übergang zur Offensive in der Schlacht bei Tarutino: 6. Oktober; Schlachten bei Maly Jaroslawetz: 12. Oktober, Wjasma: 22. Oktober; Krasnoi: 2.—6. November.

Von dem Oberkommandierenden Barclay und der einflußreichsten Persönlichkeit in seinem Stabe, Toll, ist schon oben die Rede gewesen. Von den Adjutanten Barclays verdient namentlich sein begeisterter Verehrer, der durch seine „Denkwürdigkeiten eines Livländers" so bekannt gewordene Major, später Oberstleutnant Woldemar von Löwenstern (a. d. H. Rasik in Estland, † 1858 als Generalmajor a. D.), ein Bruder des oben erwähnten Georges von Löwenstern, erwähnt zu werden. Nachdem Barclay die Armee verlassen, wurde Woldemar von Löwenstern Adjutant bei Kutusow. „Auprès du général Barclay on risquait sa vie tous les jours. Chez le prince (Kutusow) au contraire, on risquait de vivre éternellement" schreibt Löwenstern; mit diesem kurzen Satz ist der praktische Unterschied des Dienstes in dem Stabe der beiden Feldherren wohl am besten gekennzeichnet. Es duldete Löwenstern auch nicht lange daselbst, und bald finden wir ihn wieder bei der Avantgarde des Generals Miloradowitsch. 1813 hat Woldemar von Löwenstern sich namentlich durch seinen kühnen Handstreich hervorgetan, mit welchem er an der Spitze zweier Kosakenregimenter im Rücken der Franzosen deren Kriegskasse erbeutete.

Wie wir schon oben sahen, pflegte Barclay sich und seine Adjutanten mit größter Rücksichtslosigkeit dem Feuer auszusetzen; bei Borodino wurden sie fast alle außer Kampf gesetzt. Löwenstern selbst wurde zwei Mal verwundet, Leutnant vom Leib-Garde Ssemenowschen Regiment Konstantin von Lambsdorff (nicht Graf, wie er oft fälschlich genannt wird, da sein Vater Gustav Matthias erst 1817 in den Grafenstand erhoben wurde) und noch zwei andere (Orlow und Klinger) fielen, dem Kapitän Bartholomäi, Adjutanten des Prinzen von Oldenburg*), wurden nacheinander 3 Pferde

*) Der Name des Prinzen August von Oldenburg, des späteren regierenden Herzogs, steht als erster auf den oben erwähnten Marmortafeln in Reval; er war seit 1811 daselbst Militärgouverneur; während des Feldzuges hat er, dem Stabe der ersten Armee

unter dem Leibe erschossen; von den Adjutanten Barclays mit baltischen Namen sind noch zu erwähnen: die Leutnants von Bock von dem Semenowschen Leib-Garde-Regiment, Barclay de Tolly, der Neffe des Feldherrn und Frommhold von Sivers (a. d. H. Euseküll in Livland, † 1862 als hoher General, nachdem er sich in den Feldzügen von 1829 und 1831 ausgezeichnet) von den Gardeulanen; letzterer hat Barclay, der bei Borodino fast ins Handgemenge mit französischen Lanciers geraten wäre, aus einer sehr gefahrvollen Lage befreien helfen; später ist er bei Maly Jaroslawetz leicht und bei Krasnoi schwer verwundet worden; er avancierte während der Napoleonischen Kriege bis zum Oberst. In dem Stabe der ersten Armee finden wir auch Ferdinand von zur Mühlen (zu Piersal in Estland, † 1837) zuerst unmittelbar Toll untergeordnet, später dem Chef des Generalstabes Jermolow; er hat die ganzen Freiheitskriege bis zum Einzug in Paris mitgemacht; später war er Oberquartiermeister der 25. Division in Wilna; er hatte, bevor er 1808 Kriegsdienste nahm, in Dorpat Jura studiert. Im Hauptquartier der I. Armee wird ferner der Unterleutnant von Helfreich genannt.

Wenn wir von dem, wie wir sahen, seit Drissa detaschierten (I). Korps Wittgensteins absehen, bestand die erste Westarmee aus fünf Infanterie- und drei Kavalleriekorps (Nr. Nr. II—VI und Nr. Nr. I—III), wozu noch die erste Kürassierdivision kommt, welche dem 5. (Garde)-Korps zugezählt war. Befehlshaber des **II. Korps** war der in der ganzen Armee äußerst populäre, durch seine große Körperfülle schon von weitem kenntliche Generalleutnant Karl von Baggo (Baggehufwudt oder Baggowut, wie ihn die Russen nennen); selbst Leo Tolstoi, der sonst in seinen Dichtungen den Deutschen und speziell den Balten mit Vorliebe von dessen unsympathischer Seite zeichnet, wenn ihn auch sein künstlerisches Gewissen davon abhält, seine persönliche Tapferkeit in Abrede zu stellen, findet bei der Schilderung der Schlacht bei Tarutino einen ehrlich warmen Ton für Baggos Persönlichkeit. Bei Borodino stand sein Korps anfänglich auf der rechten Flanke, wo es am wenigsten heiß herging, wurde aber bald zur Verstärkung des heftig bedrohten linken Flügels herangezogen, wo der Kommandeur des dritten Korps Tutschkow I. tödtlich verwundet und sein Bruder, der Brigadeführer Tutschkow IV. auf dem Fleck gefallen war;*) nach

zukommandiert, keine festbestimmten Funktionen gehabt und ebenso wie der Prinz Alexander von Würtemberg die Rolle des für die Umgebung nicht immer erwünschten untätigen Kritikers gespielt; von echt kriegerischem Geist durchdrungen waren dagegen der Herzog Eugen von Würtemberg und der Prinz Karl von Mecklenburg, 1812 beide Kommandeure von Infanteriedivisionen, von denen der letztere bei Borodino verwundet wurde und der erstere im Jahre 1828 bei Warna.

*) Ich benutze die Gelegenheit, um einen Fehler zurechtzustellen, der sich in die von mir herausgegebenen Memoiren Eduard von Löwensterns eingeschlichen hat: der auf Seite 117 von „Mit Graf Pahlens Reiterei etc." erwähnte Tutschkow ist der Korpskommandeur Tutschkow I. und nicht, wie von mir irrtümlich angenommen wurde, sein jüngerer Bruder Tutschkow IV., Chef des Regiments Reval.

der Schlacht finden wir das II. und III. Korps unter Baggos Kommando auf dem linken Flügel in Biwaks, die von der Stellung, welche das III. Korps am Morgen eingenommen hatte, nur wenig entfernt lagen. Unter Baggo kommandierte Herzog Eugen von Würtemberg die 4. Division; in dieser waren bei Borodino so viele Offiziere kampfunfähig geworden, daß die Führung der ersten Brigade schließlich dem Major Baron Johann Lüdingshausen Wolff (fiel 1828 als General-Major bei Braila) vom Regimente Tobolsk als dem einzigen übriggebliebenen Stabsoffizier übertragen wurde, wofür er mit dem Georgsorden IV. Klasse ausgezeichnet wurde. Oberst Peter Schreiber aus Livland († 1824) führte das Regiment Tobolsk; für Smolensk wurde er Generalmajor; bei Borodino wurde er schwer verwundet, so daß er erst 1813 wieder zur Armee kam. — Die Jägerbrigade des Herzogs führte der Oberst, später General, Georg Ludwig von Pillar (zu Kirna und Reopal in Estland, 1814 Kommandeur der 17. Division unter Langeron in der Schles. Armee, † 1840). Glücklicher als sein Korpskommandeur Baggo, der hierbei sein Leben einbüßte, debauchierte er gleichzeitig mit diesem und dem Herzog Eugen am Morgen des 6. Oktober unter heftigem feindlichen Feuer aus dem Walde bei Tarutino. Dieses gefahrvolle Manöver hätte vermieden werden können, wenn die Truppen noch vor Tagesanbruch im Schutze der Dunkelheit eingetroffen wären, was aber durch fehlerhafte Dispositionen unmöglich geworden war. Diese Umstände brachten den hitzigen Obersten Toll so in Harnisch, daß er mit Baggo in einen heftigen Wortwechsel geriet. „Der Herzog suchte Tolls Heftigkeit scherzhaft zu nehmen, Baggehufwudt aber, da er den Herzog, seinen Freund, beleidigt glaubte, brach darüber in einen Zorn aus, der alle Anwesenden befremdete und erschreckte, denn an ihm, einem Mann, der mit selten glänzender Tapferkeit einen sanften, liebevollen Charakter verband, war man dergleichen nicht gewöhnt." (Bernhardi). Herzog Eugen schildert Baggos Ende folgendermaßen: „Es gelang mir fürs erste, ihn etwas zu beruhigen; auch Toll wurde sanft und bescheiden. Baggowud sagte mir nun: „Machen Sie alle Dispositionen nach Einsicht; ich aber bleibe hier bei meinen Jägern (er war Chef des 4. Regiments); das Volk ist mit mir aufgewachsen, kann auch mit mir sterben. Ich bin der erste auf der feindlichen Batterie!" — Da ich so glücklich war, die Freundschaft des Generals in so hohem Grade zu besitzen, so erlaubte ich mir scheidend noch eine Bitte: daß er keine Übereilung begehen möchte. Er gab mir die Hand, drückte die meinige gerührt und sagte: „Ich habe eine Ahnung!" Als ich davonsprengte, rief er mir nach: „Ihr Freund bis in den Tod!" Indessen hatte der Angriff schon begonnen. „Baggowud war unterdessen — fährt Herzog Eugen fort — trotz aller Warnungen, bald nachdem ich ihn verlassen hatte, ohne die Ankunft der anderen Truppen auf gleicher Höhe abzuwarten, mit dem 4. (von der Brigade Pillar) und dem 48. Jägerregiment aus dem Walde herausgerückt. Diese dicht geschlossene Masse wurde sogleich von der

feindlichen Batterie begrüßt. Der tapfere Baggowud fiel von der zweiten Kugel. Sterbend wies er seine Adjutanten an mich." Dieses waren u. a. Hans Otto von Wachten († 1874 als Generalleutnant a. D.) und Johann von Kursell, der 1813 bei Leipzig als Kapitän blieb. Im Quartiermeisterstab des II. Korps erwähnt Bernhardi den Unterleutnant von Knorring. Von der Division des Herzogs Eugen (Brigade Pillar) wurde Unterleutnant von Rummel von den 34. Jägern bei Smolensk verwundet.

Zum Baggoschen Korps gehörte noch die Division Olssufjew; hier finden wir im Regiment Bjeloosero den Major von Hagemeister, und im Regiment Wilmanstrand (heute das Regiment Wiborg Kaiser Wilhelms II.) den Leutnant Friedrich von Heller, gebürtig aus Oesel; der erstere wurde bei Smolensk, der zweite bei Borodino verwundet. Ob der Unterleutnant Kreuz vom Regiment Bjeloosero derselben kurländischen Familie angehört, wie der später zu erwähnende bekannte General Zyprian Kreuz, konnte ich nicht feststellen. Obristleutnant von Drenteln († 1836), gleichfalls vom Wilmanstrandschen Regiment, wurde für Borodino mit dem Georgsorden IV. Klasse ausgezeichnet, Stabskapitän Wulff vom 48. Jägerregiment fiel bei Smolensk. Chef der 8. leichten Batterie unter Baggo war Kapitän Rottbeck.

In dem bereits erwähnten **III. Infanteriekorps** (Tutschkow I) begegnet uns in der Grenadierdivision des Grafen Stroganow als Brigadeführer der Generalmajor Fock; ob er Balte ist, konnte ich nicht feststellen; der bekannten estländischen Familie dieses Namens scheint er nicht anzugehören. Der Major Schubert von den Leibgardegrenadieren wurde im August bald nach Smolensk verwundet; beim Grenadierregiment Arakschejew machte Joachim von Dehn die Feldzüge von 1812—1814 mit († 1825 als Staatsrat). Vom St. Petersburger Grenadier- (jetzt Garde-) Regiment fiel bei Borodino der Stabskapitän Otto Friedrich von Wrangell (a. d. H. Sauß und Huer in Estland), und der Major von der Pahlen (russisch Jegor Karlowitsch, vermutlich von einem livländischen Zweige dieses Geschlechts) erhielt für diese Schlacht die IV. Klasse des Georgsordens; verwundet wurden bei Borodino ferner Oberst Richter vom Pawlowschen Grenadier- (jetzt Garde-) Regiment und Leutnant Wolff vom Taurischen Grenadierregiment. — Beim Regiment Pawlow finden wir außerdem Eugen von Manderstern († 1823) und Georg von Ditmar († 1852 als Generalmajor), den späteren Oeselschen Landmarschall; der Kommandeur des kombinierten Grenadierbataillons Baron Roman Rosen († 1848 als General der Infanterie) erhielt für Borodino den Georgsorden IV. Klasse.

Sehr zahlreich sind die baltischen Namen in der anderen Division dieses Korps (der dritten) unter Konownizyn, u. zw. im Regiment Reval — die Leutnants Sachar von Baranoff (zu Kerrefer in Estl., † 1856) und Gustav von Maydell (a. d. H. Stenhusen in Estl., † 1819), der bei

Smolensk am 5.*) und bei Lubino am 7. August verwundet wurde, und Fähnrich Sacken, bei Krasnoi verwundet; Regiment Murom — Chef Oberst Driesen II, Kommandeur Major Anton von Vietinghof (fiel 1813 bei Kulm als Obristleutnant), beide verwundet bei Borodino, und Unterleutnant von Scharenberg, verwundet bei Smolensk; — Regiment Tschernigow — Kapitän von Rehbinder, verwundet bei Smolensk, Kapitän Berg und Fähnrich Bistram im Juli bei Ostrownja oder kurz nachher verwundet; Regiment Koporje — Kommandeur Oberst Woldemar von Patkul; der letztere — es ist der spätere Kommandant von Reval — führte das Regiment nur zu Beginn des Feldzuges, so bei Smolensk, für welche Schlacht er den Georgsorden IV. Kl. erhielt; bei Borodino, wo er verwundet wurde, führte er ein Bataillon des L. G. Ssemenowschen; er hat auch 1813 und 1814 mit Auszeichnung gefochten und später als Generalmajor eine Brigade kommandiert. Auch Stabskapitän von Sacken, vom Regiment Koporje, wurde in einem Arrièregardegefecht im Juli verwundet, ebenso Leutnant von Brevern am 7. August bei Kolodnja. — Chef des kombinierten Grenadierbataillons dieser Division war Oberst von Brevern (vermutlich Christoph v. Br. zu Ilgas in Estland). Von den 20-Jägern wird Stabskapitän Koch als bei Smolensk verwundet genannt.

Im Stabe der Division Konownizyn befand sich als 18-jähriger Fähnrich Georg Baron Meyendorff († 1879), der nachmalige Generaladjutant und Oberstallmeister, welcher später bei Grochow 1831 als Oberst den berühmten Todesritt der Prinz Albrechtkürassiere anführte; für Borodino, wo er verwundet wurde, erhielt er den Offiziersrang und machte die Feldzüge von 1813—1814 im Reiterdetachement des Fürsten Golitzyn unter Winzingerode mit. Es ist dieses der Vater des der Person S. M. des Kaisers attachierten Generaladjutanten Baron Theophil Meyendorff zu Kumna in Estl. — Noch zwei Vertreter desselben Namens, und zwar beide mit Vornamen Casimir, haben die Feldzüge von 1812—1814 als junge Offiziere mitgemacht, ohne daß ich näher angeben könnte, bei welchem Truppenteil; der eine, († 1874 als Erbherr zu Ocht in Estl.), war ein jüngerer Bruder des Georg Bar. M., der andere († 1854) stammte aus dem Hause Klein Roop in Livl.; er kam von der Universität Dorpat und trat bei Ausbruch

*) Bei Smolensk ist auch ein Maydell gefallen, aber auf französischer Seite u. zw. beim Rückzug der Großen Armee; es ist dieses der aus dem deutschen Zweige der Familie stammende 15-jährige Unteroffizier in Mecklenburgischen Diensten Karl Leopold Johann Ludwig von Maydell; nicht unerwähnt lassen möchte ich auch die Zwillingsbrüder Friedrich († 1846 als Artillerieleutnant a. D., der bekannte Zeichner und Freund Ludwig Richters), und Paul von Maydell († 1818 als Stabsrittm. des Sserpuchowschen Ulanenregiments), welche 1812 die Domschule in Reval verließen, um in die sich daselbst formierende deutsch-russische Legion einzutreten; 1812 haben sie nicht mitgefochten, dafür aber, zu Offizieren befördert, 1813 und 1814.

des Krieges bei der Artillerie ein; der letztere ist der Großvater des Dumadeputierten Baron Alexander Meyendorff. — Als Batteriekommandeur bei der Artillerie der dritten Division nennt der Dislokationsplan vom März 1812 Kapitän Taube.

Das IV. **Infanteriekorps** wurde zuerst vom Grafen Ostermann-Tolstoi (keinem Balten, obgleich auf den mehrfach erwähnten Marmortafeln verzeichnet) geführt, an dessen Stelle nach dessen Kontusionierung bei Borodino Miloradowitsch trat. Dieses Korps hatte in der ersten Periode des Feldzuges Murat am 13. Juli bei Ostrownja Stand gehalten. Bei Borodino bildete es, nachdem Baggo mit seinem Korps nach der linken Flanke abmarschiert war, den äußersten rechten Flügel unserer Aufstellung. Hier finden wir im Regiment Jelezk von der 11. Division den Stabskapitän Zimmermann und den Unterleutnant Weymarn, die beide bei Borodino verwundet wurden. Der Oberst Adam von Bistram († 1828 als Generalleutnant; langjähriger Kommandeur des Pawlowschen L.-G. Regiments) führte die Jägerbrigade und zw. als Chef des 33. Jägerregiments, bei welchem der Obristleutnant von Dansaß († 1833) stand; Bistram erhielt für Wjasma, Dansaß für Borodino die IV. Kl. des Georgsordens. Von der Artillerie dieses Korps wurde Unterleutnant von Schlippenbach im Juli bei einem Arrièregardegefecht verwundet.

Sehr viele Balten finden wir im V. **(Garde-) Korps,** welches anfangs vom Großfürsten Konstantin, später vom General Lawrow kommandiert wurde, als dessen Adjutanten wir (nachweislich 1811, wahrscheinlich aber auch später) Karl von Strandmann (zu Haakhof in Estl., † 1840) vom Ismailowschen L.-G. Regiment finden, der nach den Freiheitskriegen zu dem Weißruss. Husarenregiment überging; bei welchem Truppenteil indessen sein älterer Bruder Otto von Strandmann den Feldzug von 1812 mitmachte, habe ich nicht ermitteln können, 1813 kehrte er wegen einer Verwundung in die Heimat nach Estland zurück. – Die erste Brigade dieser Elitetruppe, welche damals noch eine Division formierte, die Regimenter Preobraschensk und Ssemenow, wurden vom Generalmajor Gregor Baron Rosen († 1841) geführt; bei Borodino stand seine Brigade bis zuletzt in der Reserve des Zentrums, wobei sie fast die ganze Zeit Gewehr bei Fuß dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt war; nur als in dem immer hitziger werdenden Gefecht einige Eskadronen französischer Küraſſiere sogar bis zu der Linie der russischen Reserve vordrangen, und Miene machten zu attackieren, führte Rosen seine Brigade mit Trommelschlag und gefälltem Bajonett den Küraſſieren entgegen, worauf diese Kehrt machten; obgleich die Regimenter Preobraschensk und Ssemenow während der Schlacht eigentlich überhaupt nicht ins Gefecht gekommen waren, hatten sie durch feindliches Artilleriefeuer — das erstere 17 und das andere 11 Offiziere und zusammen über 600 an Mannschaften verloren. Im weiteren Verlauf des Feldzuges gehörten sie zur Avantgarde Tormassows.

Der Name Gregor Rosens, welcher für Krasnoi mit dem Georgsorden III. Kl. ausgezeichnet worden war, ist mit der Geschichte dieser beiden historischen Regimenter während der Freiheitskriege aufs engste verknüpft, sowie mit derjenigen der ganzen ersten Gardeinfanteriedivision, deren Kommando ihm 1813 übertragen wurde; er war später Generaladjutant, befehligte im polnischen Feldzuge 1831 ein Korps, erhielt für die Schlacht bei Grochow die II. Kl. des Georgsordens und war 1833 Oberbefehlshaber in Grusien.

Das Preobraschenskische Regiment wurde bei Borodino vom Obersten Baron Georg Wilhelm Osten-Driesen geführt, der im September desselben Jahres zu Petersburg — vermutlich an den Folgen seiner Verwundung — starb. Wahrscheinlich ist er mit „Baron Driesen I." identisch, dem nach Ausweis der Inschriften im Chram Spassitelja zu Moskau bei Borodino der Georgsorden IV. Kl. verliehen wurde. Von Jakob Karl von Wrangell vom Preobraschenskischen Regiment wird weiter unten die Rede sein.

Das Ssemenowsche Regiment wurde ganz zu Anfang des Feldzuges vom Oberst, später Generalmajor Karl Otto von Krüdener geführt, der jedoch einer Intrige wegen das Regiment noch vor der Schlacht von Smolensk verließ; hier finden wir auch als Leutnant Gustav von Strandmann, einen Vetter des oben erwähnten Karl von Strandmann, der 1812 gestorben ist, ob in der Schlacht — ist nicht überliefert, sowie Baron Karl Arpshoven (zu Waiwara in Estl., † 1866); des Obersten Patkul, sowie der Leutnants Lambsdorf und Bock vom selben Regiment wurde schon oben Erwähnung getan.

Im Gegensatz zur ersten Brigade der Gardeinfanterie kam die zweite schon früh am Tage ins Gefecht, indem sie aus der Reserve zur Verstärkung des linken Flügels herangezogen wurde. Hier führte das kurz vorher formierte Garderegiment Littauen (jetzt Moskau; nach anderer Quelle die Brigade Ismailow und Littauen) der Flügeladjutant Oberst Iwan Udom (Udom I. aus Livland, † 1821), der bei Borodino verwundet, zum Generalmajor befördert wurde und 1813 die zweite Gardedivision befehligte; mit demselben Regiment hat der junge Woldemar von Adlerberg die Feldzüge von 1812—1813 mitgemacht; es ist dieses der spätere Graf und Minister des Kaiserlichen Hofes († 1884); beim finnländischen Garderegiment stand der Leutnant Konstantin von Traubenberg, der bei Leipzig fiel. Sehr hervorgetan hat sich bei Borodino der Kommandeur der Garde-Jägerbrigade Oberst Karl von Bistram († 1838 als Generaladjutant), welcher das Dorf Borodino, wo der Kampf ganz zuerst entbrannte, und die Brücke über die Kolotscha besetzt hielt; der unvermeidliche Rückzug aus diesem weit vor die russische Hauptaufstellung vorgeschobenen Posten war äußerst gefahrvoll, und nach der Schilderung eines Augenzeugen verloren die braven Jäger im Lauf von 10 Minuten die Hälfte ihrer Leute und 30 Offiziere, unter diesen auch den Leutnant Howen. — Bistram wurde für Borodino

zum Generalmajor befördert und für Krasnoi mit dem Georgsorden III. Kl. ausgezeichnet; die II. Kl. wurde ihm 1831 für Ostrolenka verliehen. Gleichfalls bei den Gardejägern stand Oberst Boris von Richter, welcher für Borodino den Georgsorden IV. Kl. erhielt.

Wahrscheinlich den Gardepionieren gehörte der Genieoffizier Baron Salza an, dessen Geschicklichkeit im schnellen Herstellen von Brücken bei Valutina Gora am 7. August von Woldemar von Löwenstern rühmend hervorgehoben wird. Zur Gardeartillerie gehörte der Oberst Baron Robert Taube, welcher bei Borodino den Heldentod starb, sowie Leutnant Baron Gustav Ungern-Sternberg (a. d. H. Erresfer in Livland, † 1822 in Polozk).

Das **VI. Infanteriekorps** (Dochturow) hatte bei Borodino seinen Platz zwischen rechtem Flügel (IV. Korps) und Zentrum (Rajewskiredoute) und von dem Gardekorps. Einer der Adjutanten Dochturows war Jakob Karl von Wrangell a. d. H. Tolks, vom Preobraschenskschen Garderegiment; er starb noch während des Feldzuges oder bald darauf in Polen.

In der Division Kapzewitsch ist Leutnant Karl August Engel aus Livland vom Sophiaschen Regiment zu erwähnen, der von der Universität Dorpat kam, ferner Karl von Manderstern († 1862 als General der Infanterie), der bei Borodino verwundet wurde, und der Kommandeur der 7. Artilleriebrigade Oberstleutnant Schulmann (nach der Dislokation vom März 1812) und von der anderen Division (Lichatschew) desselben Korps Leutnant von Rehbinder vom Schirwanschen und Stabskapitän Manteuffel vom Ufaschen Infanterieregiment, die bei Smolensk verwundet wurden, der Letztere später nochmals bei Borodino.

Gehen wir nun zur Kavallerie der I. Westarmee über. Wir hatten schon oben Gelegenheit zu bemerken, daß die gesamte Reiterei im Laufe des Rückzuges zu einzelnen Reiterkorps zusammengezogen wurde, wovon nur die **Gardekürassierdivision**, befehligt von Depreradowitsch, bei Borodino von Borosdin, eine Ausnahme machte, da sie dem Gardekorps zugeteilt blieb. In dieser Einteilung finden wir die russische Reiterei in der Schlachtordnung von Borodino. Die Gardekürassiere standen hier in allerletzter Linie der Reserve des Zentrums hinter der Gardeinfanterie. Die beiden vornehmsten russischen Kavallerieregimenter, Chevaliergarde unter dem Kommando des Obersten Baron Friedrich Karl Johann Löwenwolde (a. d. H. Lugden in Livl.) und Garde à cheval, welche die erste Brigade formierten, waren am Tage von Borodino die einzigen in der ganzen russischen Kavallerie, die in jenem Feldzuge noch kein einziges Mal ins Feuer gekommen waren; auch bei Borodino hatte die Schlacht ihren Höhepunkt bereits überschritten, die Schwesterbrigade, Regimenter Seiner und Ihrer Majestät und Astrachan, hieben sich schon geraume Zeit mit dem Feinde herum, und noch immer standen Chevaliergarde und Garde à cheval untätig in der Reserve; aber auch

ihre Stunde sollte kommen; es war schon gegen 4 Uhr nachmittags, als Barclay, der sich immer selbst in der vordersten Gefechtslinie befand — u. zwar in voller Generalsuniform, im Hut mit schwarzer Feder und mit allen Abzeichen, und nicht, wie manche andere Generäle es vorzogen, en petite tenue, um ein weniger auffallendes Ziel zu bieten — seinen Adjutanten Woldemar Löwenstern nach den beiden genannten Regimentern schickte, um diese frischen Truppen als letztes Mittel im Zentrum, nahe der historischen Rajewskiredoute, zur Abwehr eines sich soeben vorbereitenden erneuten feindlichen Angriffes zu verwenden. Im Trab rückte die glänzende Reiterschar heran, der sich rechts von der Chevaliergarde eine reitende Gardebatterie, befehligt vom Unterleutnant Baron Korff, angeschlossen hatte. Ohne einen Befehl abzuwarten, ließ dieser abprotzen und auf sich nähernde französische Karabiniere von der Division Defrance mit Kartätschen feuern. Aber die französischen Reiter ließen sich nicht abschrecken und warfen sich in aufgelöster Front auf unsere Artillerie; „schon befanden sie sich" — schreibt Bogdanowitsch — „in den Intervallen zwischen den Korffschen Geschützen, als dieser eine Anhöhe hinaufritt und dem Kommandeur des ersten Zuges der rechten Flügeleskadron der Chevaliergarde zurief: „Baschmatow, rette die Geschütze!" In einem Augenblick stürzte sich das ganze (?) Chevaliergarderegiment auf die Franzosen und rettete die Artillerie. Hierauf ritt Barclay de Tolly an den Kommandierenden des Chevaliergarderegiments Oberst Löwenwolde heran und befahl ihm zur Attacke zu schreiten. Löwenwolde ordnete sein Regiment staffelförmig, führte es unter Kartätschenfeuer durch die Linie der Karrees des 19. und 40. Jägerregiments hindurch und warf sich auf den Feind, der ihm in zwei Linien entgegenrückte; die erste bestand aus den sächsischen Kürassierregimentern Garde du Korps und Zastrow, die zweite aus polnischen Ulanen. Löwenwolde beabsichtigte mit der ersten Eskadron den Feind in der Front zu fassen, mit der vierten aber, die sich linkerhand befand, den Sachsen in die Flanke zu fallen. Nachdem er „Galopp" kommandiert, rief Löwenwolde dem Führer der vierten Eskadron, Rittmeister Dawydow, zu: „Kommandieren Sie, Jewdokim Wassiljewitsch, linke Schulter!" (d. h. Wendung nach rechts) und stürzte im selben Augenblick, von einer Kartätschenkugel tödlich am Kopf getroffen, vom Pferde" *).

Als Leutnant bei der Chevaliergarde stand Baron Georg Arps-

*) Merkwürdiger Weise fehlt im Chram Spassitelja zu Moskau, oder wenigstens in der mir vorliegenden gedruckten Beschreibung desselben, unter den Inschriften, die sich auf die in den Freiheitskriegen Gefallenen beziehen, der Name Löwenwoldes; jene Inschriften, welche ein genaues Verzeichnis aller in den Kriegen von 1812—1814 gefallenen, verwundeten, durch den Georgsorden oder sonst wie ausgezeichneten russischen Offiziere darstellen sollen, sind ihrer Lückenhaftigkeit wegen nur mit größter Vorsicht als Quelle zu benutzen; auch die Inschriften der hier mehrfach erwähnten Marmortafeln im Rittersaal zu Reval sind weit entfernt von absoluter Zuverlässigkeit.

howen (zu Lagena in Estl., † 1856 als Generalmajor), ein Bruder des oben erwähnten Karl Bar. Arpshowen.

In der Garde à cheval finden wir als Rittmeister und Schwadronskommandeur Karl Pontus Woldemar von Knorring (zu Camby in Livl., † 1864 als Generaladjutant); dieser hat für die erste Schlacht bei Polozk unter Wittgenstein den Georgsorden IV. Kl. erhalten; hier muß zur Erklärung bemerkt werden, daß außer mehreren Depotschwadronen verschiedener Garderegimenter auch ein „kombiniertes Gardekürassierregiment" zum Wittgensteinschen Korps gehörte. Der auf den Revaler Marmortafeln verzeichnete Thomas von Ramm (zu Wassalem in Estl., † 1837) hat gleichfalls bei der Garde à cheval gestanden; doch habe ich nichts Näheres über seinen Anteil am Feldzuge von 1812 ermitteln können. Karl von Wrangell (auf Tolks in Estl., später Baron, † 1874 als General der Kavallerie) war bei Ausbruch des Krieges Junker bei der Garde à cheval, im Oktober wurde er zum Kornett befördert; er hat sich später sowohl im polnischen, als auch im Krimkriege ausgezeichnet und führte schließlich das zweite Reservekavalleriekorps. In der zweiten Brigade der Gardekürassiere kommandierte der Oberst Baron Karl Budberg (a. d. H. Widdrisch usw. in Livl., 1813 Generalmajor, † 1829 als Generalleutnant) das Regiment Seiner Majestät; für Borodino, wo er schwer verwundet wurde, erhielt er den Georgsorden IV. Kl.; Woldemar Löwenstern erzählt, daß, als er selbst am Arm verwundet, von einem Unteroffizier unterstützt, an den Leibkürassieren vorbeipassierte, Budberg, sein Vetter, ihm seinen Wagen anbot; Löwenstern lehnte dieses ab, in der Voraussetzung, daß Budberg selbst vielleicht dieses Wagens bedürfen werde; nur zu bald darauf erwies es sich, wie recht er gehabt habe. Löwenwolde hatte seinen Freund Löwenstern noch etwa 20 Minuten vor seinem Tode mit einem Glase Likör bewirtet. — Als Chef des anderen Regiments der zweiten Brigade, der Kürassiere Seiner Majestät, wird 1812 Oberst Baron Alexander Rosen, ein Bruder des oben angeführten Baron Gregor R., genannt, der 1813 beide Regimenter als Brigade befehligte. Von der reitenden Gardeartillerie fiel der Leutnant Baron Wolff bei Borodino.

Außer diesen Divisionen der Gardekürassiere gehörten zur ersten Westarmee drei Reiterkorps. Das **I. Kavalleriekorps** (Uwarow) bestand aus sechs Regimentern leichter Kavallerie, davon vier von der Garde. Bei Borodino war diesem Korps zugleich mit den Kosaken Platows eine ganz selbständige Aufgabe zuteil geworden, die Bedrohung des Feindes in dessen linker Flanke, welche insofern nicht erfolglos war, als ein Teil seiner Kräfte hierdurch in Schach gehalten und vom Zentrum abgelenkt wurde. Barclays Adjutanten Frommhold von Sivers von den Gardeulanen (deren es damals nur ein einziges Regiment gab, das sich später in die heutigen Ulanen S. und J. Majestät teilte) wurde schon oben erwähnt; der Geschichte dieses Regiments entnehme ich noch folgende Namen von Offizieren notorisch oder

wahrscheinlich baltischer Herkunft, die sich 1812 hervortaten: Oberst Wilhelm Hundius (Hunnius?), erhielt für Krasnoi den Georgsorden IV. Kl., die Rittmeister Wilhelm von Glasenapp und Karl von Strandmann, ein Bruder des beim Ssemenowschen Garderegiment erwähnten Gustav v. Str., später Chef des Grodnoschen L.-G. Husarenregiments und Kommandeur des Gardekavalleriekorps († 1855 als General der Kavallerie), Leutnant Gustav von Vogdt, der sich in der zweiten Schlacht bei Polozk auszeichnete, und die Kornetts Baron Konstantin Bohlschwing, der bei Krasnoi einen französischen Adler erbeutete, und Alexander von Weiß, seit 1818 Adjutant des Statthalters Großfürsten Konstantin in Warschau; in späteren Jahren wurde Weiß in Estland (Uchten) ansässig; von den Gardedragonern (dem jetzigen L.-G. Grenadierregiment zu Pferde) sind zu nennen Kapitän von Glasenapp und Oberst Karl von Sivers, die beide 1812 gefallen sind, Glasenapp im Juli und Sivers, ein Bruder des oben erwähnten Frommhold von Sivers im September; ich komme auf ihn in dem Abschnitt, der von den Partisanen handelt, zurück. An dieser Stelle sei auch des lebenslustigen Freundes und Vetters der ebenso lebenslustigen Brüder Woldemar und Eduard von Löwenstern gedacht, Jakobs von Lantinghausen a. d. H. Annikfer und Carrol in Estl. von den Gardehusaren, wenn auch nicht überliefert ist, welche Rolle er 1812 gespielt hat; er fiel 1814 bei Craon als Major und Adjutant des Generals Alexander von Benckendorff (siehe unten). Bei den Gardehusaren finden wir ferner einen Bruder des oben erwähnten Adjutanten Barclays, den Rittmeister von Bock, einen überspannten Charakter, der während des Schlachtgetümmels von Borodino Woldemar von Löwenstern in exaltierter Weise seine Freundschaft anbot und nach einigen Jahren durch Selbstmord endigte. Hier möchte ich noch eines Georg von Bock erwähnen, der 1813 mit der Avantgarde Winzingerodes durch Dresden zog und dort seine Kusine Frau von Kügelgen geb. Zoege von Manteuffel besuchte; wie in den bekannten „Erinnerungen eines alten Mannes" zu lesen, war er Husarenoffizier und wußte trefflich von Smolensk, Moshaisk, Maly Jaroslawetz und der Beresina zu erzählen.

Befehlshaber des **II. Kavalleriekorps** war General Baron Ferdinand Korff (a. d. H. Prekuln, † 1823 als Generalleutn.), ein Sohn des ersten kurländischen Landesbevollmächtigten unter russischer Herrschaft. „Vom Beginn des vaterländischen Krieges — heißt es in einer russischen Biographie — bis zum Ende, von Wilno bis Tarutino, von Tarutino bis zum Niemen hat Korff fast ununterbrochen dem Feinde ins Auge gesehen." Schon am 20. Juni hatte er in Swienzany einen blutigen Zusammenstoß mit Murats Truppen; die eine Kolonne des Rückzuges, der von Drissa über Witebsk die Richtung nach Smolensk nahm, wurde von Korff, die andere von Pahlen III. mit dem dritten Kavalleriekorps gedeckt. Am 6. August verteidigte Korff die Petersburger Vorstadt von Smolensk. Unter beständigen Arrièregardegefechten ge-

langte das 2. und 3. Reiterkorps — das letztere wurde nach Pahlens Erkrankung auch Korff unterstellt — endlich bis in die Stellungen bei Borodino, wo beide Korps während der Schlacht von der rechten Flanke zur Verstärkung des Zentrums herangezogen wurden und in unzähligen Attacken bis zur völligen Erschöpfung mit dem Feinde gerungen haben; die Verluste dieser beiden Korps waren so bedeutende, daß sie nach Borodino zu einem einzigen vereinigt wurden, um nach Tarutino als Avantgarde unter Miloradowitsch dem Feinde immer dicht auf den Fersen zu folgen; Maly Jaroslawetz, Wjasma und Krasnoi gaben Korff Gelegenheit, sich von neuem auszuzeichnen, nachdem ihm für Borodino der Generalleutnantsrang verliehen worden. Im Dezember war Korff schließlich bis nach Bielostok gelangt, fast in dieselben Stellungen, aus welchen sein Korps zu Beginn des Krieges ausgerückt war. Später befehligte Korff ein Kavalleriekorps der Schlesischen Armee unter Blücher. Korff war von hünenhaften Wuchs, dabei imstande die größten Strapazen mit Leichtigkeit zu überwinden; immer war er bereit auch seine letzten Bissen mit seinen Kameraden zu teilen. Der beste Beweis für die allgemeine Beliebtheit, welche Korff bei seinen Dienstkameraden genoß, ist die Tatsache, daß nach seinem Tode die Offiziere der zweiten Kürassierdivision, welche in der letzten Zeit unter seinem Befehl gestanden hatte, auf seinem Grabe in Orel ein Denkmal von dem damals sehr bekannten Bildhauer Martos errichten ließen.

Oberquartiermeister des zweiten Korps war 1812 Kapitän (in der Folgezeit General der Infanterie, † 1865) Theodor Friedrich von Schubert, der in dieser Stellung unter Korff während der ganzen Zeit der napoleonischen Kriege bis 1815 verblieb; Schubert erhielt in späteren Jahren das Adelsindigenat in Estland; er war der Sohn des bekannten St. Petersburger Astronomen und Akademikers gleichen Namens und ist selbst später ein namhafter Gelehrter auf dem Gebiete der Astronomie und Geographie gewesen. — Von baltischen höheren Offizieren in diesem Korps sind zu erwähnen der Oberst Andreas von Saß, Kommandeur des Pleskauer Dragoner- (später Kürassier) Regiments († 1835 als Generalleutnant), dem für Borodino der Georgsorden IV Kl. verliehen wurde, und Major Otto von Rosen von den Jelisawetgradschen Husaren, (urspr. beim zweiten Infanterie-Korps) dem die gleiche Auszeichnung für erfolgreiche Scharmützel im September zu teil wurde; 1827 im persischen Feldzuge erhielt er die dritte Klasse desselben Ordens. Ohne Angabe des Ranges wird Baron Delwig von den Moskauschen Dragonern genannt, (die mit den Pleskauern eine Brigade bildeten und mit diesen gemeinsam dem später als Partisanen berühmt gewordenen Dawydow unterstellt waren), der im Juli unter Pahlen III verwundet wurde, sowie bei dem obenerwähnten Pleskauschen Regiment der von der Universität Dorpat kommende Kurländer Johann Christ. Dreßler, der seine Studien später wieder aufnahm und als Dr. med. 1854 starb. — Generalmajor von Poll (russisch Iwan Lawrentjewitsch) aus Oesel führte

die Kargopolschen Dragoner von der zweiten Brigade des II. Kavalleriekorps, das zu Beginn des Rückzuges zur Arrièregarde Barclays gehörte; während der Schlacht bei Borodino bildete dieses Regiment den Konvoi von Kutusows Stab; es kam zu Polls Verzweiflung überhaupt nicht ins Feuer und mußte untätig zuschauen, wie die anderen sich schlugen; später gehörte Poll der Avantgarde unter Miloradowitsch an und ist für Krasnoi mit dem Georgsorden III. Kl. ausgezeichnet worden.

Die Isjumschen Husaren waren ursprünglich dem IV. Infanterie-, dann dem II. Kavalleriekorps zugeteilt; bei Ausbruch des Krieges wurde dieses Regiment von der I. Armee abgeschnitten und erreichte unter großen Gefahren und täglichen Gefechten endlich bei Woloschin die Nachhut der II. Bagrationschen Armee. — Auch bei Schewardino am 24. August, dem Vorspiel von Borodino, sehen wir die Isjumschen mit Truppenteilen der II. Armee in einem Verbande. Wir finden bei diesem Regiment Friedrich von Patkul († 1866), der 1813 zum Rittmeister befördert wurde, später eine in Reval allgemein bekannte, noch heute nicht vergessene Persönlichkeit war und für Napoleon sein Leben lang eine begeisterte Verehrung gehegt hat, ferner Jakob von Schilling, († 1861 als Generalleutnant), einen Bruder des früher erwähnten Adjutanten Steinheils, der bei Borodino (oder Schewardino zwei Tage früher) verwundet wurde (1813 Rittmeister) und dessen jüngeren Bruder Gustav von Schilling (zu Orgena und Pähho in Estland. † 1880), der 1812 übrigens noch Junker war und erst 1813 zum Kornett befördert wurde, sowie Kornett Berend von Maydell (a. d. H. Stenhusen, † 1870), der 1813 unter dem Partisanenführer Tschernischew focht und Kommandeur von Wriezen an der Oder war; vom Isjumschen Regiment sind noch der von der Universität Dorpat kommende Livländer Georg Heinrich Harten zu erwähnen, der aber nach der Schlacht bei Smolensk verschollen ist, sowie Kornett Moller, der bei Borodino verwundet wurde.

Nur als Vermutung kann ich es hinstellen, daß sich 1812 beim zweiten Kavalleriekorps auch Karl von Staal befunden hat, der spätere Kommandant von Moskau, wo ihm ein Standbild errichtet wurde, und Freund des Kaisers Nikolai I. († 1845 als General der Kavallerie), und zwar beim Kargopolschen Dragonerregiment; als Major bei diesem Regiment hatte er 1807 für die Schlacht bei Pultusk den Georgsorden IV. Kl. erhalten; daß er die Befreiungskriege überhaupt mitgemacht hat, unterliegt keinem Zweifel.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

# Sibirische Landschaftsbilder.

Von Dr. Roland Walter. (Goldingen.) *)

Reiseerlebnisse nach langer Zeit zu schildern, hat seine Nachteile. Man ahnt selbst nicht, wie viel man doch schon vergessen hat, und anderes, an das man oft erinnernd gedacht hat, ist hierüber wieder aus einem persönlich erlebten Bilde zum Begriff geworden, während doch gerade der Zweck des Reisens der ist, daß uns Begriffe, geographische und ethnographische, zur Anschauung werden. Aber nicht nur diese, sondern auch historische. Indem ich Völker verschiedenster Kulturstufen sah, öffnete sich mir der Blick in die eigne Vergangenheit, und als lebendig handelnde Menschen stehen mir meine Vorfahren vor Augen bis in weite prähistorische Zeiten. Aus Ähnlichkeit und Unterschieden baut sich dieses Bild auf. In hellstem Licht ist mir das Griechentum aufgegangen, als ich den so ganz andersartigen Osten sah.

Jetzt aber ist mir die Erde rund und überall bevölkert. Wenn ich Golden und Tungusen leibhaftig gesehen habe, so stehen auch deutlich vor meinem geistigen Auge die Indianer Nordamerikas, und wie leicht bilden sich aus dem wirklichen Anblick Ostsibirischer Urwälder anschauliche Vorstellungen solcher in anderen Erdteilen, und trocken erlernte Daten werden zu Bildern.

Ich will hier keine Abenteuer, keine erschütternden Einzelheiten aus dem Kriege schildern. Gesehen habe ich unendlich viel, erlebt nichts. Oder vielmehr, das Gesehene wurde mir zum Erlebnis.

Aber indem der Künstler oder der Reisende, soweit er ein solcher ist, alles von einem menschlichen Standpunkt aus betrachtet und es an diesem einzig gültigen Maßstab mißt, erschließt sich ihm manches, was dem Fachmann verborgen bleibt, und anderseits ist er nur imstande, eben vermöge dieser Betrachtungsweise das Geschaute auch andern menschlich nahzubringen, so daß auch in ihnen farbige Bilder entstehen, und wären sie auch nicht aus ihren vier Wänden gekommen. Ich hoffe, es gelingt mir auch hier, wo ich mich auf ein mir fremdes Gebiet wage. —

Wenn man Moskau verläßt, so hören damit alle historischen Eindrücke auf. Was man jetzt sieht, ist zeitlich nicht bedingt. Ja, man kann sagen, die Zeit höre dort überhaupt auf. Von den Städten, an denen man vorbei fährt, sieht man so gut wie nichts, jedenfalls spielen sie keine Rolle; absolut im Vordergrunde stehen die riesigen Schneeflächen, in deren Bläue sich die spärlichen Wege wie silberne Schlangen verlieren, und die oft riesigen Dörfer der Eingeborenen, die besonders in den waldärmeren Gegenden wohl einen elenden Eindruck machen.

---

*) Der Verfasser — seinem Diplom nach Doktor der Medizin, seinem Beruf nach Künstler — wurde während des russisch-japanischen Krieges als Arzt auf den Kriegsschauplatz einberufen. Die Redaktion.

Der Ural liegt, ein mächtiger Grenzwall, zwischen Europa und Asien. Steile Edeltannen, bewachsene, Schwarzwald-ähnliche Hänge kennzeichnen seine europäische Seite. Zwischen seinen Rücken liegen weite, undicht mit Birken bestandene Halden in blendender Helle, überragt von einigen flachen Gipfeln. Das Bild ist schon deshalb ein so helles, weil die dortigen Birken bis in die kleinfingerdünnen Äste schneeweiß bleiben: wie weiße Rutenbündel, von einem zarten rosa Schleier umhüllt. Dann geht es durch kiefernbestandene Berge hinunter in die Westsibirische Steppe.

In erhöhtem Maße empfangen einen hier in Sibirien dieselben Eindrücke. Formlos in unendlicher Eintönigkeit liegt die Steppe unterm Schnee und zeitlos, wie von Anfang her. Wie man auf großen Seereisen das Gefühl des Vorwärtskommens ganz verliert, weil die Umgebung trotz ewiger Bewegung nicht wechselt, so auch hier. Einen Tag und einen zweiten und dritten fährt man, und nichts ändert sich. Vereinzelte dünne Birken- und Espenbestände und die zwei großen Flußbetten des Ischim und Irtysch, — das ist alles. Die wenigen Spuren von Kultur liegen unterm Schnee.

Dafür umfängt uns eine ungeahnte Fülle von Licht. Wir haben Mitte Februar und fahren auf der Höhe von Norddeutschland. Die Sonne steht relativ hoch, und von der unendlicher Schneedecke geht ein kaltes, strahlendes Leuchten aus, das das wenige, was aus dem Schnee hervorragt, mit seinem Glanz förmlich verschluckt. Fahren wir gegen die Sonne und vertieft der Rauch der Lokomotive die nächsten Einzelheiten, so verliert vor lauter Licht und Glast die Ebene alles Körperliche, und es ist uns, als führen wir geradeswegs in die Sonne.

Der Rauch der Lokomotive ist überhaupt das einzige, das Form und ewig wechselnde Form hat, sei es daß er schwer und monumental gegen den Abendhimmel sich abhebt, sei es daß er im strahlenden Mondlicht phantastisch beschienene Gipfel und in dunkle Schatten versunkene Täler bildet, — ein geisterhaftes Gebirge in der weiten Formlosigkeit.

Die Luft ist wunderbar klar und frisch, 15—20 Grad Frost, und das Auge findet keine Schranken an ihrer Durchsichtigkeit. —

Die spärlichen Ortschaften aber, die man berührt, machen einen besseren Eindruck, als die Dörfer diesseit des Ural, und besser besonders sehen die Menschen aus. Der starke mongolische Einschlag, der im Osten des europäischen Rußland zu bemerken ist, verschwindet völlig. Die Urbevölkerung bilden wohl Mongolen, die Kirgisen, und das erste, was man von Omsk oder Petropawlowsk herüberleuchten sieht, sind die Minarets ihrer Moscheen, aber sie bilden ein ganz getrenntes Element für sich, neben dem rein indo-europäisch der Russe steht, lang und blond, im Ausdruck selbstbewußter als der Bauer im europäischen Rußland.

Es ist, als ob das tüchtige indo-europäische Element den Freiheitsdrang in sich fühlte und den Mut fand auszuwandern.

Man muß sich nur hüten, diesen Mut und Freiheitsdrang einer eventuellen Vermischung von Verbrecherblut zuzuschreiben: die gemeinen Verbrecher, Diebe und auch Mörder sollen, wie man mir erzählte, fast sämtlich zu Grunde gehn, oder, wo das nicht der Fall ist, eine Geißel der Gegend bilden, da sie sich oft zu ganzen Dörfern zusammenschließen. Es prosperieren nur die, die einer Idee wegen verschickt worden sind, in erster Linie die Sektierer. Molokanen und Skopzen haben blühende Gemeinwesen gegründet. Dann aber auch politische Verbrecher, die einen großen Teil sibirischer Intelligenz ausmachen, wohl aber auch während der Revolutionszeit an führender Stelle gestanden haben. —

Dann passieren wir den Ob. Wie groß dieser Riesenfluß ist, läßt sich unterm Eis schwer beurteilen; zunächst sieht alles überhaupt Begrenzte in der endlosen Fläche klein aus, nur an der langen Brücke beurteilt man die Breite des Stromes.

Hier aber hört die Steppe auf, das Terrain wird hügelig und ist parkartig mit Kiefern, Birken und besonders Lärchen bestanden, die sich in den Niederungen zum Walde verdichten. Eine köstliche Vollmondnacht fahren wir auch durch einen südlichen Zipfel des großen Waldgürtels, der nach Süden die Tundra abschließt, die Taiga. Wüster, nicht sehr hoher Edeltannenwald voller gestürzter und gipfeldürrer Stämme, tief im Schnee. Aber die Jäger unsrer Gesellschaft jubeln beim Gedanken an all das Herrliche, das diese endlosen Waldstrecken bergen.

Im Süden zeigen sich langgestreckte Bergrücken: die Ausläufer der Sajanberge. Ihnen parallel mehr südlich zieht sich das Altaigebirge hin, dann der Tian-schan, der Kuen-lün und der Himalaya. Mich berührt es eigentümlich, wenigstens in Gedanken mich hinübertasten zu können nach jenen Riesen.

Am achten Tage unsrer Reise von der sibirischen Grenze kommen wir mit einigen 20 Stunden Verspätung in Irkutsk an.

Ich bin oft gefragt worden, wie man überhaupt eine so lange Fahrt aushalten könne. Ich kann nur sagen: es war herrlich! Das, was das Reisen sonst oft unleidlich macht, fällt hier weg, — das Warten und die Hetze. Man lebte einfach, allerdings ein wenig beengt. Man ging zu Bett, hatte seine regelmäßigen Mahlzeiten und war immer von wechselnden Bildern umgeben.

Dann aber hatte die Aussicht auf eine ungewisse, aber jedenfalls neue, erlebnis- und vielleicht auch gefahrenreiche Zukunft eine geradezu ideale Geistesdisposition in den meisten von uns erzeugt. Ich bin, glaube ich, nie so empfänglich für alles gewesen, wie damals. Auch die geringsten Kleinigkeiten, z. B. der Kampf mit dem Schmutz, lösten Gedanken und unendlichen Spaß in uns aus. Mir fuhren elf Bekannte zusammen und waren wohl skrupellos lustig.

Der Morgen begann mit einem Kampf um die einzige Waschschüssel, wobei sich natürlicherweise die Saubersten besonders verhaßt machten. Dann mußte auf der nächsten Station nach heißem Wasser für den Tee gelaufen werden. Ohne diese wohltätige Einrichtung, daß nämlich auf jeder Station

kostenlos heißes Wasser zu haben ist, wäre das Fahren, besonders für das ärmere Publikum, geradezu unmöglich. Wo auch nichts zu haben ist, — Tee hat doch jeder mit, und der ist doch schon durch die beispiellos einfache Art seiner Zubereitung ein geniales Getränk.

Ausgiebigst wurde gefrühstückt. Dann war der Tag meist so voller Eindrücke, daß man zum Lesen oder gar zur Langeweile einfach nicht kam. Auch die medizinischen und russischen Privatstunden, die mir die Kollegen angedeihen ließen, fielen wegen Zeitmangels recht kärglich aus. Ein oder zwei mal am Tage setzte es auf einer größeren Station einen gewaltigen Kampf um ein warmes Mittagessen. Wir hätten ihn uns sparen können, denn es gab eigentlich immer genug zu essen, wenn auch nicht für alle gleichzeitig; wenn wir uns hätten daran gewöhnen können, daß die Züge doch immer um ein Vielfaches der angegebenen Zeit auf den Stationen hielten!

Ein oder das andre Mal hatten wir auch kleine Eisenbahnunfälle, einmal sogar einen Dankgottesdienst für eine glückliche Errettung, da wir gerade den nötigen geistlichen Apparat mit uns führten. Mich absorbierte das Zeichnen stark, die andern griffen wohl auch zu den Karten. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um Feste zu feiern, besonders die zollfreien Weine in der Mandshurei veranlaßten allabendlich ein kleines Gelage. Manchmal begegneten uns Züge mit Flüchtlingen, meist Frauen und Kindern; letztere besonders waren oft krank, und es gab schon jetzt für die Kollegen mancherlei zu tun, während ich mit einem Sack voll Hafermehl ihre Verordnung ergänzte. — Ein Erfahrener weihte uns in die Mysterien des Dienstes ein — Ваше Высокоблагородіе ..... прошу хлопотать —, und ich muß gestehn, besonders die Art, seine Gage unverkürzt zu bekommen, war eine Wissenschaft für sich.

Vorzeitige kriegerische Gerüchte wurden meist komisch verwertet, ebenso die Nachbarn im Zuge, die nicht alle ihren Humor behalten hatten und die, oft bis an die Zähne bewaffnet, recht kriegsunlustig aussahen.

So vergingen uns die $3^1/_2$ Reisewochen schnell genug. Daß es sich aber nicht bloß um eine Lustpartie handelte, merkte man, als einer nach dem andern, an seinen Bestimmungsort angekommen, von uns Abschied nahm. Es wurde dann zeitweilig doch stiller. Heimgekehrt sind wir alle und haben die angeknüpfte Bekanntschaft oder Freundschaft treu bewahrt.

Doch zurück nach Irkutsk. Die Sibirier nennen es ihr sibirisches Paris. Ja, elektrische Beleuchtung hat es, und sehr schöne Läden, viel reiche Menschen — und auch passabel viel Lasterhaftigkeit. Aber Pariser Kultur fehlt wohl recht vollständig.

Ich würde Irkutsk mit irgend einer Kolonialstadt vergleichen, denn eine eigentlich russische Physiognomie hat es auch nicht. Die Hôtels sehen wie Sommerlokale aus voll gröbster Scheinpracht, kaum in einem Hause fehlt das Grammophon, und ich finde, hierher oder etwa in den wilden Westen gehört so ein Instrument auch hin, ja es erfüllt da sogar einen gewissen Kulturzweck,

während es bei uns wohl durchaus kulturfeindlich wirkt. Es ist gewiß kein Zufall, daß ein Amerikaner es erfunden hat; ich glaube, ein anständiger deutscher Gelehrter hätte sich einfach geniert es zu tun. Das Bestreben, seinen Mitmenschen was Gutes zu tun, einen wirklichen Kulturwert zu schaffen, hat immer bei Erfindungen eine Hauptrolle gespielt, und dies Moment fehlt hier ganz.

Während man bei einfachen Leuten und älteren Herren oft prächtige, energische Erscheinungen traf, machte die Jugend wohl einen sehr schlechten Eindruck, und es wurde uns auch erzählt, daß die Menschen hier bei gänzlichem Fehlen geistiger Anregung und meist großen Mitteln, sich niedrige Vergnügen zu verschaffen, rapid degenerieren.

Auch im Museum für Natur- und Völkerkunde waren wir. Sehr viel schönes Material schien es zu bergen. Die Unordnung aber war groß und vieles so laienhaft anekdotisch angeordnet, daß es wissenschaftlichen Ansprüchen wohl kaum genügen konnte.

Von Irkutsk fahren wir südöstlich in die Berge hinein längs der Angara, deren reißendes Wasser das Eis nicht überall gebändigt hat. Immer näher treten die an den Odenwald erinnernden Berge, und dann sieht man durch ein enges Tal, das gerade nur den Fluß und die in den Abhang gehauene Bahn passieren läßt, in strahlender Winterschönheit den Baikal inmitten weißer Berge liegen.

An geradezu ätherischer Klarheit weiß ich ihn nur mit dem Genfersee zu vergleichen. Hier an seinem Südende war er etwa 40 Werst breit, 600 Werst erstreckt er sich nach Nord-Ost weit in die Tundra hinein. An den jenseitigen Hängen der sein Südende steil einschließenden Sajan-Berge glaubte man besonders in der Höhe über der Waldgrenze jede Einzelheit erkennen zu können, während man die Station, die in der Mitte des Sees auf dem Eise errichtet war, überhaupt noch nicht sah. Er scheint sein besonderes Klima zu haben, jedenfalls waren die Berge vorwiegend mit Arven pinus cembra bedeckt, die sonst in Transbaikalien und im Irkutskischen nur vereinzelt vorkommen, mehr in der Tiefe mit Eichen und andrem Laubholz.

Als wir zurückkamen, lag das Wasser des Sees in heller, stahlgrauer Durchsichtigkeit da; jetzt war es gefroren, und da die Umgehungsbahn nicht fertig war, wurde alles zu Fuß oder zu Schlitten hinüber und herüber gebracht. Lange Schlittenzüge mit Tee aus Kiachta begegneten uns, und hin zogen Soldaten, Infanterie und mehrere Batterieen, klein wie Käfer in der endlosen Ebene. Auch eine Eisenbahn war hinübergebaut, aber bei wechselndem Winde waren Spalten entstanden, einzelne Waggons waren mit den Rädern hineingeraten, und nun stockte das Ganze.

Es war bei dem mäßigen Frost wohl eine der schönsten Schlittenfahrten, die ich je gemacht habe. Nach Osten erstreckte sich meerartig bis zum Horizont die Schneefläche, rosa vom Abendrot gefärbt, drüber grünblau der Himmel. Die Berge, wie sie über dem Horizont auftauchen, rein blau, aber

nach Westen zu immer violetter werdend, bis sie rot überstrahlt im Abendhimmel lagen, darunter der Schnee, den östlichen Himmel reflektierend, grünblau. Alle Farben aber waren von fabelhafter Reinheit und Helle.

In der Mitte des Sees war eine Station errichtet, die in ihrer Dachlosigkeit, umgeben von den zahllosen Schlitten und den Geschützen mit ihren Pferden, den Eindruck einer orientalischen Karawanserai machte. Drinnen war alles mit Filz ausgeschlagen; große Teemaschinen dampften, und im malerisch trüben Licht drängten sich bunte Menschen, Soldaten, Burjäten, Hunde.

Ich war ganz traurig, als wir am jenseitigen Ufer ankamen, aber doch froh, daß ein 2-tägiger dichter Nebel uns Erholung von allen Eindrücken gönnte.

Transbaikalien ist auch nur stellenweise schön. Ein wüstes, mittelhohes Waldgebirge, — der Wald aber, meist Kiefern und Lärchen, letztere von oft abenteuerlichen Formen, meist scheußlich verwüstet. Ein Kamerad prägte den guten Ausdruck „Kosackenkultur."

Einmal aber werden wir doch eigentümlich berührt. Auf einer Paßhöhe des Jablonoi-Gebirges ist ein nur wenige Schritte langer torartiger Tunnel; an ihm vorbei sieht man tief ins waldige Tal der Ingoda, eines Quellflusses des Amur, und über dem Tunnel steht in Stein gehauen auf der einen Seite: „Zum Eismeer", auf der andern: „Zum großen Ozean". Wir befinden uns auf einer Wasserscheide; während bisher die Flüsse nach Norden dem Eismeer zuflossen, führen sie jetzt die Gedanken bis zum fernen Großen Ozean, — bei mir nicht nur die Gedanken, denn 5000 Werst weiter nahm meine Reise ein Ende an der Mündung des Flusses, der hier seinen Anfang nahm.

Einen Tag drauf hört der Wald auf. Wir fahren auf der Höhe eines Gebirges, das, wie auch die Nordwest-Mandshurei, unter dem Einfluß der Wüste Gobi steht: Steppe und stellenweise Wüste mit spärlichem Gras. Alles liegt unter flachem Schnee, aus dem manchmal als ein schwacher gelber Schimmer die Grasspitzen herausehen. Eine weite Hochebene, in der Ferne langgestreckte Höhenzüge, aus denen hin und wieder schwarzer Fels zu Tage tritt. Jedes Detail fehlt. Ganz selten liegen ein paar verlorene Jurten nomadisierender Burjäten da, oder von flachen schwarzen Steinen umgebene geweihte Stellen, vielleicht Gräber? Auch mal eine Kamel- oder Pferdeherde; die Gestalten erscheinen klein wie Maikäfer in der Ferne und sind doch deutlich sichtbar. Die Luft ist klar wie Kristall, die weitesten Berge sieht man, wie mit dem Messer umschnitten. Manche von ihnen, die einzeln liegen, sehen aus, als müßten sie heilig sein. Über alles blies ein leichter, eisigkalter Wind.

Die Gegend ist von einer großartigen Monumentalität, aber von einer mitleidslosen, eisigen Starrheit. Wie muß es hier zu wohnen sein? In meinem Kopf formt sich als Ausdruck dieser Strenge das Bild eines scheuß-

lichen mongolischen Götzen, wie er auf einem dieser schwarzen Berge wohnen könnte, — willenlos knechtische Hingabe von den unglücklichen Menschen verlangend . . .

Am nächsten Morgen wachen wir schon in Mandshuria, der Grenzstation der Mandshurei, auf.

Schon in Irkutsk hieß es, hier finge die Unsicherheit an, Chunchusen (ein damals allen sehr dunkler Begriff) schössen auf die Züge, kurz man warnte. Wir luden also unsere 11 Revolver, es schienen uns aber die 66 eventuell losgehenden Schüsse doch noch gefährlicher als die Chunchusen, und so wurde wieder abgerüstet. Mein Säbel, dessen Scheide zwischen meinen und fremden Beinen schon längst schmählich zerbrochen war, bildete, in Papier gewickelt, ein ziemlich genantes Gepäckstück. . . . . Hier in der Mandshurei verstärkten sich die Gerüchte, selbst Frauen und Kinder seien bewaffnet, einige Passagiere baten flehentlich, kein Licht im Waggon zu brennen. Wir sind aber ohne Fährnisse an unsern Bestimmungsort gekommen, nur einmal, als am Abend die Steppe in vielen züngelnden Flammen brannte, sollten es, rein aus Stimmungsgründen, „Chunchusenfeuer" sein.

Die Gegend bleibt Steppe, wir fahren an der Grenze der Mongolei, und die Ebene nach rechts verliert sich in die großen Zentral-Asiatischen Wüsten, vorbei an den alten Städten Zizikar und Chailar. Burjäten, Mongolen und Mandshu leben hier, anfangs durchaus schwer voneinander zu unterscheiden.

In der Nacht werden wir durch starke Stöße fast von unsern Bänken geschleudert. Wir fahren den Großen Chingan hinauf und haben vorn und hinten eine Lokomotive, deren ungleiche Gangart die Stöße veranlaßt. Es wurde aber beschlossen, daß es Gruben seien, und wir beruhigten uns.

Der große Chingan bildet eine deutliche Grenzscheide. Während sein Nordwestabhang entschieden nach Transbaikalien hinweist mit seinen Tannen- und Lärchen-Wäldern und schroffen Hängen und auch den geographischen Zusammenhang mit unserem Norden nicht verliert, ist der Südosthang ganz anders, durchaus an Italien gemahnend, nur kalt. Das für unseren Süden so charakteristische Eichengestrüpp bedeckt die Berge, im Tale stehen Ulmen und Pappeln. Die Berge sind wunderbar übersichtlich in ihrer Formation, deutlich am helleren Grase erkennbar das flußartig ins Tal herabsinkende Schwemmland. Die Luft ist echt römisch hell und farbig, wie ich denn oft in der Campagne ans Jalutal habe denken müssen. Das Gras ist braun wie reifer Weizen, und die Farbe der reihenweisen Berge geht in unmerklicher Stufenfolge in reines helles Blau über. Grünlicher Fels tritt oft zu Tage, in dem braune Chinesen Steine brechen, und ganz grün ist das durchsichtige Wasser des Jalu. Die Stationen sind befestigt und von Soldaten besetzt; auf hohem Aussichtsturm steht ein Posten.

Dann kommen wir in die Ebene und — merkwürdig! — in ein reich

besiedeltes Land. Nach der wochenlangen Fahrt durch die Öde berührt es wohl sehr wohltuend zu sehen, daß die Erde nicht nur dazu da ist, in ewiger sich selbst überlassener Ruhe dazuliegen oder um verwüstet zu werden. Eine Ortschaft reiht sich an die andere, kleine, unseren alten Viehhöfen ähnliche Lehmgehöfte, musterhaft beackerte Felder — der Schnee hat fast aufgehört, — und die Straßen voller Menschen und Gefährte, freilich fremdartiger. Große primitive zweirädrige Karren mit sich drehender Axe, gezogen von kleinen Pferdchen mit geschorener Mähne, Eseln und Maultieren, —4, 5, ja 7—9 vor einem Karren. Je weiter wir kommen, desto bevölkerter sind die Wege; alles scheint einem Ziel zuzustreben, nach dem mächtig sich entwickelnden Charbin, in das wir gleich darauf einfahren.

Hunderte von chinesischen Kulis umringten den Zug, und zähnefletschend und sich prügelnd stürzte sich ein Dutzend von ihnen auf unser Gepäck und verschwand mit ihm in dem Schuppen, der den Bahnhof vorstellte. Ist man mit dieser Art der Gepäckbeförderung vertraut, so lernt man manches an ihr schätzen, — jetzt standen wir wohl ziemlich ratlos da, zumal an ein Erkennen der Kulis nicht zu denken war.

Weniger wegen ihres Aussehens als wegen ihrer Menge, ihrer Schmutzigkeit und Zudringlichkeit und ihrer für den Fremden völligen Gleichheit, machen die Chinesen wohl stark den Eindruck von Ungeziefer. Später lernt man sie unterscheiden und findet sie nicht durchweg häßlich, wenn ihr Typus auch ein niedrigerer ist als unserer. Auf schlankem langen Halse, der fast immer frei getragen wird, sitzt ein kleiner Kopf mit oft fein geformtem Gesicht, dem man wohl das alte Kulturvolk ansieht. Leicht schiefe Augen ohne Augenumgebung, die unseren Augen ja erst den starken Ausdruck verleiht, eine leichtflache, aber lange schmale Nase, eine große kluge Stirn, die noch größer scheint, weil die Haare bis zum Scheitel ausrasiert sind, und stark geschwungene Lippen. Der Mund ist fast immer offen und mit langen gelben Zähnen bestanden, die Glieder sind sehr fein. Das Tierische ist, daß die Nase nicht oben an der Stirn, sondern tief zwischen den Augen ihren Ursprung nimmt, und somit das Gesicht flach wird.

Der Hauptunterschied liegt im Ausdruck. Durchaus klug, freundlich, aber vollständig verantwortungslos, sklavenmäßig — ich spreche freilich nur vom Kuli — gleicherweise Schläge und Geld hinnehmend, ohne jeden Anspruch auf Gleichberechtigung. Das Gefühl der Menschensolidarität scheint ihnen zu fehlen. Sind sie aber böse, so bekommen sie den Ausdruck, der uns an zornigen Affen so unangenehm ist, und vor dem mich immer ein Gefühl der Angst als vor etwas Unmenschlichem beschlich.

Wenn ich nachher in Chabarowsk neben ihnen lebte und sie ihr, uns gänzlich unzugängliches Leben führen sah, trotz nächster Nachbarschaft mir völlig fremd, ohne daß wir das geringste sittliche Verantwortungsgefühl für einander gehabt hätten, beschlich mich eine ungemütliche Empfindung.

Ich dachte an spätrömische Sklavenverhältnisse, und alle Greuel der Sklavenaufstände standen mir anschaulich vor Augen beim Anblick des tierischen Ausdrucks böser Chinesen.

Frauen sah man kaum; einzelne hatten einen eigenartigen kindlichen Reiz. Daß sie ihre Füße bis zur Unbrauchbarkeit verschnüren, ist bekannt; traurig ist so ein trippelndes kleines Mädchen. In dieser Unsinnigkeit sind sie unsern Damen wohl etwas überlegen, sonst ist ihr Kostüm aber um vieles schöner und vernünftiger.

Wir sahen Charbin im Anfang seiner Entwickelung; als ich mich auf der Rückfahrt 2 Wochen dort aufhielt, faßte es 300.000 Einwohner. Stand man am Abend auf der hohen, über die Eisenbahn führenden Brücke, so ließen die vielen, bis in weite Entfernung sich verlierenden Lichter ringsum eine Großstadt wie Berlin vermuten, da man dann nicht die vielen unbebauten Strecken sah. Schön ist so eine aus dem Boden geschossene Stadt nicht, und noch weniger schön sind seine Einwohner: außer Beamten, Soldaten, Chinesen, — massenhaft Gesindel beiderlei Geschlechts, Griechen, Armenier, allerlei zweifelhafte Glücksritter.

Das chinesische Charbin war ein großes Dorf. Viel interessanter war die alte Stadt Aschiho 30 Werst südlich von Charbin. Mittelalterlich eingeschlossen von zinnengekrönten Mauern lag sie auf einem Hügel. Tore führten hinein in enge schmutzige Wege mit elenden, z. T. zerfallenden Lehmhäusern. Nur in einigen Hauptstraßen konzentrierte sich die ganze bunte Phantastik chinesischer dekorativer Kunst. Die Häuser sind sämtlich einstöckig, ganz einfach im Grundprinzip, aber alle einzelnen Bauteile sind mit bunten Arabesken überkleidet, oder in allerlei Tier- und Pflanzenformen aufgelöst, wie z. B. die Dachsparren. Hohe, prächtig verzierte Pfosten dienen als Firmenschilder, unendlich viel schöner als unsere. Merkwürdige Gitterwerke bilden Schranken innerhalb des Hauses oder einen Halt für das geölte Papier, das die Fenster schließt.

Von einer viereckigen Mauer, die mehrere Türme trug, umgeben, lag außerhalb der Stadt ein Tempel. Die Mauer umgibt einen verwilderten Rasenplatz, von uralten Ulmen beschattet, durch den rechtwinkelig Fliesentrottoirs führen. In der Mitte steht ein Symbol, eine Riesenschildkröte mit einer Gesetzestafel auf dem Rücken, grob in Stein gehauen. An der Rückmauer stehen mehrere kleine Tempelchen, die den Buddha bergen. Er sitzt in frommer Beschauung mit halbgeschlossenen Augen, höchstens daß er einen Finger warnend hebt. Um ihn herum sind Spezialgottheiten von meist greulicher Ungestalt und Farbe; grüne, violette, rote fand ich. Oder es umgeben ihn allerlei scheußliche Symbole: geballte Fäuste und krumme Schwerter. Es scheint so, als seien es Sinnbilder der bösen Welt, durch die der Weg zu Buddha, zur frommen Beschauung führt. Anders sind diese Vorstellungen, als unsere christlichen, und sehr anders als der Himmel der Griechen.

Der Tempelhain als Ganzes machte aber einen sehr weihevollen Eindruck, und ich habe niemanden gesehen, der besonders von den alten Tempelgärten bei Mukden, die die Gräber der Mandshurischen Kaiser bergen, nicht aufs tiefste ergriffen gewesen wäre.

In Charbin auf dem Bahnhof herrschte ein entsetzliches Gedränge: Kulis, Soldaten, Übersiedler, sogar 2 Inder mit schönen leeren Gesichtern, — und drüber ein dichter beißender Knoblauchgeruch. Vergeblich versuchten chinesische Schutzleute Ordnung zu schaffen. Sie haben ein ganz mittelalterliches Aussehen, einen roten Rock an und vorne und — was uns schändend vorkommen würde — auch auf dem Rücken ein rundes Schild, das ihr Gewerbe bezeichnet.

Wir sollten, da keine Waggons vorhanden waren, $1^1/_2$ Tage hierbleiben, wollten es aber garnicht. Da hilft denn eines fast immer: man schreit, wobei es weniger auf den Inhalt als auf die Dauer und den erregten Tonfall des Sermons ankommt; dem widerstanden die Stationschefs selten. So bekamen denn auch wir einen Wagen, der einem Transport sibirischer Reserven angehängt wurde. Es war augenscheinlich erst kürzlich von einem Viehwagen zu einem solchen 2-ter Klasse avanciert, und mußte erst mit Beil und Besen gereinigt werden. In der Mitte stand ein glühender Ofen, Boden und Wände waren eisig.

Nachdem sich noch einer von uns überzeugt hatte, ob das Biest auch Räder hätte, nahmen wir vom Waggon Besitz und haben 2 schöne Tage drin verbracht. Eine Tagesfahrt führte uns durch das üppigste Waldgebirge, dann durch mit Eichen und Gestrüpp bestandene Höhen, die sich endlich in der Steppe des Ussuri-Gebiets verloren.

Unermüdlich sangen unsre Soldaten, prachtvolle lange Gestalten. Einer fing an, dann fielen einige ein, endlich der ganze Chor. Dadurch bekam der Gesang einen seltsamen schwankenden, wild rhythmischen Charakter, der wohl sehr kriegerisch anmutete.

Am 3-ten Tage waren wir in Nikolsk, wo der größte Teil von uns blieb; einige fuhren nach dem nahen Wladiwostok, während wir drei letzten noch $1^1/_2$ Tage nach Norden, nach Chabarowsk fuhren, wo meine Reise für jetzt ein Ende hatte, während die anderen gleich wieder zurück mußten.

Etwas zagenden Herzens bekannte ich meiner neuen Obrigkeit meine gänzliche medizinische Unwissenheit, machte damit aber merkwürdig wenig Eindruck: das schade nichts, es werde schon gehn. Natürlich muß es irgendwie gehen, aber wie schlecht es geht, das merkt man selbst immer noch viel zu wenig, ob ich gleich genug darunter gelitten habe.

Chabarowsk, die administrative Hauptstadt Ostsibiriens, liegt auf hohem steilen Ufer am Zusammenfluß des Amur und Ussuri. Nach Osten sieht man die dünnbewaldeten Höhen des Sichota-Alin, des Küstengebirges, das von Wladiwostok nach dem Ochotskischen Meer zieht. Jenseit des Flusses nach Westen dehnt sich ganz niedrig die Grassteppe, von zahlreichen Wasser-

adern durchzogen, neues Land, wie auch das Schwemmland, das das weite Dreieck zwischen den zwei mächtigen Strömen einnimmt. Primitiv, wie am dritten Schöpfungstage, sah es aus, als Gott das Feste vom Wasser trennte und die ersten Kräuter und Bäume wachsen ließ.

Als ich Mitte März ankam, hatten wir reinen Winter, der aber reißend schnell sich in den Frühling verwandelte. Rauschend stürzte das Wasser von den Abhängen: bald war das Land braun, der Lehm kaum zu passieren, nur der mächtige Strom lag noch unterm Eise, wiewohl die Frühlingswasser das Eis am Rande schon geschmolzen hatten. Einzelne Schollen lagen am Ufer und zerfielen beim Draufschlagen klirrend in glänzende klare Eisnadeln. Stand man am Ufer des hier sehr reißenden Stromes, so schien er noch fest gebannt unter der Eisschicht zu liegen. Dann aber hörte man ein fortwährendes Knirschen und Rauschen, das langsame Sichlösen der Struktur des Eises, das sich über den ganzen Fluß, soweit man hören konnte, fortsetzte. Oft bildete sich unter lauterem Geräusch eine Spalte, in der das Wasser züngelnd weiter fraß. Dachte man sich diese, gewissermaßen molekulare Arbeit den Riesenstrom entlang fortgesetzt, so war es wohl eine gewaltige Summe von Kräften, die hier ein großes Naturereignis vorbereiten half, ein Ereignis, das mich wohl viel mehr interessierte, als Krieg und Kriegsgeschrei.

Und als dann die Zeit erfüllet war, setzte sich die ganze, gut zwei Werst breite Fläche mit selbstverständlicher Sieghaftigkeit in Gang und strömte als Ganzes in schnellstem Tempo den Fluß hinunter. Wir sind sonst gewohnt, etwa Wolken so ziehen zu sehen, und hier zog das Feste so rasch, daß man ihm kaum folgen konnte. Knirschend streiften die Schollen das felsige Ufer, an Vorsprüngen sich aufstauend zu weißen Bergen von oft 20 Fuß Höhe. Aber auch in der Mitte des Flusses, wo zwei Eisränder sich rieben, sprudelte wie weiße Wasserfälle das faserige Eis hervor, lange niedrige Wälle bildend, mitunter auch mehrere Fuß hohe Berge, die, wenn die Spalte breiter wurde, rauschend verschwanden.

Aber wie an einer kranken Arterienwand Blutkörperchen hängen bleiben, eins das andere nach sich ziehend, bis das Blutgefäß verstopft ist, so brachten auch hier Vorsprünge einzelne Schollen zum Stehen. An diese randständigen hingen sich weitere, und der bisherigen harmonischen Bewegung flußabwärts fing eine zweite Kraft flußeinwärts entgegen zu wirken an. Das brachte Verwirrung in die Masse. Scholle stieß auf Scholle, die nachdrängende richtete sich steil auf und fiel berstend mit dumpfem Knall auf die vordere, die sie dann weiter trug, oder sie zerfiel in einen blendend weißen Sprudel feiner Eisnadeln. Noch siegte die Bewegung flußabwärts. Mit ruhiger Selbstverständlichkeit wurden die seitlich drückenden Schollen vorwärts geschoben. Ruhig, ohne viel Lärm, wie ihn etwa eine mäßige, am flachen Strande brandende Welle verursacht, ging alles vor sich. Dann aber schienen sich in Druck und Gegendruck die Kräfte aufzuheben, zuerst auf Momente, bis zum Abend die

ganze Masse zum Stehen kam. Alles schien wieder tot, nur das gurgelnde Wasser zeugte davon, daß wieder jene molekuläre Kraft eingesetzt hatte, um in unsichtbarer Arbeit den endgültigen Sieg vorzubereiten. Der erfolgte dann auch am Morgen. Ruhig, ohne Widerstand, floß das Eis hinunter, zuerst in dichter Masse, dann in einzelnen Schollen, bis der Fluß frei war.

Dies war im wesentlichen das Eis des Ussuri. Erst nach einigen Tagen kam auch das vom oberen Amur, schmutzig und formlos, aber mächtig dick und von viel größerer Festigkeit. Jetzt war es kein Kampf mehr, es war eine wilde Flucht. Gerade bei Chabarowsk macht der Fluß, von Osten kommend, eine scharfe Biegung nach Norden und schleudert sein Wasser in wütender Gangart an das steile Ufer, so daß es in Stromschnellen und Strudeln um den hier vorspringenden Felsen schäumt. Es wehte ein starker Ostwind und, von Strom und Wind gehetzt, flogen die Schollen mit dumpfem Dröhnen an den Felsen, so daß ich ihn deutlich zittern fühlte. Dann streiften sie über den felsigen Boden und tauchten kopfüber in den Strudel, und wenn sie wieder auftauchten, floß das Wasser in Strömen von ihrem breiten Rücken. So kamen sie in endlosen, wüsten Massen, die großen die kleinen vor sich vernichtend, andererseits den nachfolgenden Platz schaffend. Es war jetzt ein viel lauteres, wilderes Hasten. Der Lärm war beträchtlich. Das dumpfe Bersten und Aufschlagen der großen Schollen, das Klirren und Knirschen der kleineren, dazwischen das klingende Brechen mitgetragener Äste, das rauschende Wasser, der pfeifende Wind gaben eine wilde Stimmung, die die dunkeln, am Himmel treibenden Wolken vervollständigten.

Schon als der Fluß noch unterm Eise lag, verbrannte man ringsum das alte Gras der Steppe, um seinen Wuchs zu beschleunigen, so daß wir tags rings von Rauchwolken umgeben waren, nachts aber in langen Reihen unzählige Feuerchen über die Steppe wanderten. Und wunderbar war es, wenn die Sonne in königlicher Einsamkeit über der weiten Fläche in diesen jetzt glühend braunroten Rauchmassen versank. Wahrlich ein Schlachtenhimmel! Und wenn der Krieg näher und die Sibirier nicht allzu phantasielos gewesen wären, wer weiß, ob man in dieser Glut nicht blutige Waffen oder andere schreckliche Zeichen gesehen hätte, wie zu anderen Kriegszeiten!

Mir tat es wohl sehr leid, daß ich nicht die volle Entwickelung der Vegetation hier erleben sollte, kommen hier doch schon Pfirsiche und Aprikosen und echter Wein wild im Walde vor. Es war schon jetzt, als die Bäume nur einen goldbraunen Schimmer hatten und die Obstbäume und früher schon die, ganze Berge bedeckenden, roten Rhododendren blühten, ein Vergnügen spazieren zu gehen. Wenn ich von den nahen Bergen über die weiten, mit dünnem Laubwald bestandenen Grasfluren sah, die sich hügelauf, hügelab ins ferne Gebirge verloren, dann hab ich beim Anblick dieser lichten Endlosigkeit immer an die Schilderungen aus der „Sünde des Abbé Mouret“ denken müssen.

Endlos von Ewigkeit her ist alles, noch nicht von Menschenhand gepflanzt, gewissermaßen in der Gefangenschaft aufgewachsen.

Ich wurde aber in ein Feldlazarett nach Nikolajewsk an der Amurmündung abkommandiert und fuhr am 10. Mai mit dem Dampfer ab, voll Begier, den Riesenfluß auf seinem Unterlauf kennen zu lernen.

Während wir in der ersten Klasse nur einige indifferente Passagiere waren, saß das ganze Vorderdeck voll kauernder Koreaner, die, fast alle weiß gekleidet, malerische Gruppen bildeten. Sie sind europäischer im Aussehen als die Chinesen. Die Stirn ist groß, die Nase höher und die Augen weniger schief, eine große Augenumgebung und etwas schlaffe Wangen geben ihnen den Ausdruck von Abgelebtheit. Sie sollen faul und dumm sein und dienen meist als Feldarbeiter, aber gutmütig und freundlich und es soll ein gemütliches Leben in ihrem „Lande der aufgehenden Sonne" sein, die freilich jetzt eine niedergehende geworden ist. Sehr anmutig waren z. B. die jungen Weiber schon durch ihr schönes schwarzes Haar.

Eine Fahrt auf einem großen Fluß hat wohl viel vor einer in der Eisenbahn voraus. Indem man einer Naturform folgt, entwickelt sich die Landschaft viel organischer vor einem: nicht schlaglichtartig, sondern wie ein Panorama zieht sie an einem vorüber. Berge treten heran und begleiten uns bis zu ihrem Ende, nur selten wird ein entgegenstehender Rücken durchbrochen, und wir treten in ein andres Gebiet ein.

Es ist ja fast nur bewaldetes Gebirge, durch das wir fahren, manchmal aber sind Grasebenen dazwischen gelagert, dann breitet sich der Fluß weit aus bis 4 Werst und mehr, einmal gar versinkt vor uns das Ufer unterm Horizont. Dann fließt der Strom um flache, bebuschte Inseln, verliert sich in vielen Kanälen, und voll Spannung wartet man, wohin er sich wenden wird. Uns ist im großen die Richtung bekannt, wie muß es aber sein, einen unbekannten Fluß hinaufzufahren, bei jeder Biegung sich zu fragen: wohin wird er uns führen ins unbekannte Land?

Ich hab erst hier ein volles Verständnis für die Forschungsreisenden gewonnen, die ohne weiteres ihr Leben daran wagen, um neue Gebiete menschlichem Wissen zu erwerben, an denen die Seligkeit der Menschheit eigentlich nicht hängt. Das Bewußtsein, als erster unbekannte Erde zu betreten, erfüllt einen mit einem Hochgefühl, dem gewiß kaum was gleich kommt ....

Dann tritt das Gebirge wieder bis unmittelbar an den Fluß, sein Wasser nagt unablässig an ihm, oft klar sichtbare Durchschnitte der Berge erzeugend. Dichtester Wald bedeckt die Ufer. Die Bäume haben hier mehr im Süden eine ausgeprägte Pinienform, wodurch anstatt der kleinhöckrigen Oberfläche unsrer Wälder eine flachwellenförmige hervorgebracht wird, die die Berge noch weicher erscheinen läßt. Es ist, als ob die südliche Sonne die Kraft habe, alle Zweige des Baumes bis nach oben heranzuziehen. Unzugänglich scheint der Wald; nur wo ein Flüßchen mündet, ein kleines helles Delta

bildend, lockt eine dunkelschattige Öffnung wohl sehr, sich in die Waldwildnis zu verlieren.

Die erste köstliche Vollmondnacht fahren wir längs so einer, fast senkrecht abgespülten Küste, die von tiefen schattigen Buchten durchschnitten ist. Ein süßer Pappel- und Birkenduft strömt vom Lande. Dann halten wir bei der ersten Niederlassung. Große Feuer brennen am Ufer, die rings herumstehenden Bewohner grell beleuchtend, während alles andre im Dunkel versinkt.

Die nächste Nacht wieder brennt der Wald, bald in sprühenden Funkengarben und kleinen Flämmchen, die seltsam ausgezackte Kreise bilden, bald in großen rauchenden Flammen. Der Brand erstreckt sich Werste den Abhang entlang und bildet beim Mondschein ein düster phantastisches Bild.

Den Ussuri und unteren Amur entlang wohnen die Golden, ein Jägerstamm, — schon die reinen Indianer, in Mokassins und engen Fischhauthosen, auf dem Kopf kleine Kappen mit Eichhornschwänzchen. Sie sind die nächsten Verwandten der Tungusen und teilen mit diesen ritterlichsten aller mongolischen Volksstämme alle Tugenden und Schwächen. Sie nehmen rapid ab, und es war merkwürdig, mit einem Volksstamm zusammen zu sein, der bald nicht mehr existieren wird.

Je mehr wir nach Norden kommen, desto wüster wird die Gegend. Die Berge sind schroffer und höher, dünnbewaldet sehen sie wie unrasiert aus; ihre Gipfel sind tief im Schnee, ja in den Schluchten zieht er sich bis zum Fluß herunter. Wo sie noch an den Strom heran treten, gewinnt der Amur in seiner schon nicht mehr flußähnlichen Breite den Charakter eines norwegischen Fjords. Besonders wenn einmal der Wald auf einer Insel brennt und alles in Rauch hüllt, dehnen sich seine Flächen beinah grenzenlos. Es ist eisig kalt. Am dritten Morgen liegt dichter, frischgefallener Schnee über allem, freilich schmilzt er bald, und bei hellster Sonne, die alles in die dem Norden eignen silbrigen lichten Farben kleidet, nähern wir uns unserem Ziel. Als Vorboten des nahen Meeres umspielen, schneeweiß wie Wellenkämme, zahlreiche Delphine das Schiff, dann sehen wir, hellgrau mit seinen Wellblechdächern, lang am Fuß ausgehauener Berge hingestreckt, Nikolajewsk vor uns liegen, wie man sich etwa ein norwegisches Städtchen nach Björnsonschen oder Lieschen Erzählungen vorstellt.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

# Über die Urheimat der Indogermanen.

Von Prof. Joseph Lezius. (Reval.)

Die Frage nach der Urheimat der indogermanischen Völker konnte erst nach dem Aufkommen der vergleichenden Sprachwissenschaft gestellt werden. Vorher war das unmöglich, da man Sprachen nur zu praktischen Zwecken erlernte, um sich ihrer in Wort und Schrift zu bedienen und um mit ihrer Hilfe gewisse Literaturwerke studieren zu können. Man dachte nicht daran, die Sprache an sich als eine besondere Äußerung der menschlichen Schaffenskraft zu betrachten und in ihr einen interessanten Gegenstand gelehrter Forschung zu sehen. Das galt auch von den beiden Sprachen, die bis ins 19. Jahrhundert hinein allein allseitig untersucht worden waren, weil sie Gemeingut aller gebildeten Völker waren, — vom Griechischen und Lateinischen. Erst recht dachte man nicht daran, den ganzen Bau einer Sprache festzustellen und dann deren Verwandtschaft mit ähnlich gebauten Sprachen zu ermitteln, sondern ging an Zusammenhängen, die sich jetzt unserem geschärften Auge geradezu aufdrängen, achtlos vorüber. Das änderte sich im 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen der geschichtlich-vergleichenden Sprachwissenschaft. Sie machte die Sprache als solche zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung, verfolgte ihre allmähliche Entwickelung in allen Bildungen und Formen und suchte deren Entstehung und Wandelung zu erklären. Sie konnte dabei nicht im Bereiche einer Sprache stehen bleiben, weil keine Sprache in ihrem ganzen Umfange aus sich selbst heraus erklärt werden kann, sondern mußte andere Sprachen hinzuziehen. Denn viele Bildungen sind in manchen Sprachen so verwittert und abgeschliffen, daß ihr ursprüngliches Wesen nicht mehr erkennbar ist, während sie in anderen in älterer Form erhalten sind.

Die Haupterkenntnis, die wir der neuen Wissenschaft verdanken und die jetzt allen wissenschaftlich Gebildeten geläufig ist, ist die von der Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen. Sie stehen sich gegenseitig nahe, bilden eine Familie und heben sich als besondere Gruppe von anderen Sprachen, wie den semitischen oder türkisch-tatarischen, deutlich ab. In Südeuropa gehören dazu — von Osten nach Westen gerechnet — die Sprachen der Griechen, Albanesen und Lateiner. Aus der lateinischen Sprache sind als weiterentwickelte Volksmundarten die heutigen romanischen Sprachen entstanden, während der Geltungsbereich der griechischen wieder im Ganzen auf ihr ursprüngliches Gebiet beschränkt ist und das mit sehr vielen türkischen Lehnwörtern durchsetzte Albanesische niemals eine werbende Kraft entwickelt hat, sondern bis heute die Sprache der Bevölkerung des südlichen Illyriens geblieben ist. — In Nordeuropa haben wir ebenfalls 3 Gruppen von Sprachen, und zwar stoßen wir, wenn wir im Westen beginnen, zuerst auf das Gebiet der Kelten. Die Sprachen dieser Gruppe sind jetzt sehr zurückgedrängt und werden nur noch in der Bretagne, Westirland, Wales und Nordschottland

gesprochen. Auf das Keltische folgt das Germanische, also Schwedisch, Norwegisch und Dänisch im Norden und Deutsch im Süden. Die östlichste Gruppe bilden die letto-slavischen Sprachen, die wiederum in 2 Zweige zerfallen, in das Lettische und Lithauische einerseits und die slavischen Sprachen andererseits. So haben wir also in Europa 6 oder 7 Gruppen verwandter indogermanischer Sprachen, je nach dem, ob wir das Lettisch-Lithauische mit dem Slavischen in eine Gruppe zusammenziehen oder als selbständige Einheit rechnen. Jedenfalls kann man nur sagen, daß Lettisch und Lithauisch dem Slavischen zwar besonders nahe stehen, nicht aber, daß es slavische Sprachen wären, wie Russisch oder Polnisch. In Asien ist die indogermanische Familie durch 3 Sprachgruppen vertreten: das Armenische, Iranische und Indische. Iranisch und Indisch sind mit einander besonders nahe verwandt, gehen offenbar auf eine einst einheitliche Sprache zurück und werden auch zusammen als die arische Gruppe bezeichnet. Zum Iranischen gehören die Sprachen der Perser, der Afganen und der verwandten Stämme im nördlichen Beludschistan.

Alle aufgezählten Sprachen sind untereinander verwandt: sie haben für viele Begriffe gemeinsame Wortstämme und haben in den Grundlinien denselben Bau. Für die Flexion ist bezeichnend die scharfe Scheidung von Stamm und Endungssilbe: der Stamm bleibt im Ganzen unverändert, während der Bedeutungswandel durch wechselnde Endungen oder Suffixe hervorgebracht wird. Wir nennen diese Sprachen jetzt meist die indogermanischen, und dieser Name wird von fast allen deutschen Gelehrten gebraucht. Bei seiner Schaffung hat übrigens keinerlei nationale Eitelkeit mitgespielt, sondern man bezeichnete den ganzen Sprachstamm mit dem Namen des südöstlichsten, d. h. indischen, und dem des nordwestlichsten oder germanischen Zweiges, wobei man an die germanischen Engländer in Großbritannien dachte. Als darauf nachgewiesen wurde, daß die keltischen Sprachen, deren Gebiet noch weiter nordwestlich lag, ebenfalls diesem Stamme angehörten, paßte der Name „indogermanisch" eigentlich nicht mehr, und der bekannte Erforscher des Keltischen, Professor Windisch in Leipzig, schlug dafür die Bezeichnung „indokeltisch" vor. Doch hat sich der neue Name nicht eingebürgert, weil der frühere schon zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Die Gelehrten der romanischen und slavischen Völker gebrauchen statt dessen meist den Namen „indoeuropäisch." Er ist noch weniger richtig, weil mehrere in Europa heimische Sprachen, wie die der Basken und Magyaren und aller finnischen Stämme, garnicht zu dieser Sprachenfamilie gehören. Da aber immerhin die Sprachen dieser Gruppe in unserem Erdteile bei weitem überwiegen und für ihn geradezu charakteristisch sind, mag auch dieser Name hingehen.

Wenn wir nun alle diese Sprachen nach ihrer näheren oder ferneren Verwandtschaft betrachten, so zerfallen sie in zwei Gruppen, je nach dem, welche Entwickelung bei ihnen die Aussprache der sogenannten palatalen — am Gaumen gebildeten — Verschlußlaute genommen hat. Wir verstehen dar-

unter die oben am Gaumen gesprochenen Laute „k“ und „g“, etwa wenn wir die Wörter „Kirche“, oder „geben“ — dieses natürlich nach der Bühnenaussprache — hören lassen. Bei der östlichen Gruppe wurden diese Laute allmählich immer mehr vorne im Munde gesprochen, wie im Lettischen, wo „k“ geradezu an „t“ anklingt, und sie sind schließlich zu Zischlauten geworden. Und zwar ist „k“ in stimmloses, sogenanntes scharfes „s“ oder zu „sch“, dagegen „g“ in stimmhaftes oder weiches „s“ (з oder z) oder in sh (ж) übergegangen. Derselbe Lautwandel hat später in gewissen Fällen im Französischen stattgefunden, wo lateinisches cantare zu chanter, catus zu chat, centum — sprich „kentum“ — zu cent geworden ist. Dagegen wurden bei der westlichen Gruppe die palatalen Verschlußlaute tiefer artikuliert und wurden zu Kehllauten, zu einfachen „k“ und „g.“ Nach der Bezeichnung der Zahl „Hundert“, die im Lateinischen „Kentum“, im Iranischen „Satem“ lautet, unterscheidet man daher in der indogermanischen Familie Kentumsprachen und Satemsprachen. Zur ersten oder westlichen Gruppe gehören Griechisch, Lateinisch, Keltisch und Germanisch, während die östliche Gruppe, die der Satemsprachen, in Europa durch das Letto-slavische und Albanesische, in Asien durch das Armenische und Arische vertreten ist.

Einige allgemein zugängliche Beispiele mögen diesen Lautwandel klar machen. Es gibt im Griechischen und Lateinischen eine Wurzel „gnō“, die „wissen“ oder „erkennen“ bedeutet und jedem Leser der Monatsschrift aus dem Fremdworte „rekognoszieren“ bekannt ist. Eine Nebenform dieses Stammes mit anderem Vokale (mit sogenanntem Ablaute) lautet „gna.“ In den Satemsprachen muß nun diesem „g“ ein з entsprechen, und tatsächlich haben mir im Russischen den Stamm „зна“ im Zeitworte „знать“, das auch die geforderte Bedeutung hat. Im Germanischen wird nun der Kehllaut „g“ zu „k“, und wir haben daher den Stamm „kna“ oder mit Umstellung „kan“, der im Zeitworte „kennen, kannte, gekannt“ vorliegt. Oder — um ein anderes Beispiel zu nehmen — das Wort, das den Winter bezeichnete, lautete im Lateinischen ursprünglich ghiem-s. Später fiel das „g“ ab, und man sprach nur hiem-s, in derselben Weise wie im Deutschen aus „Chlodwig“ die heute übliche Form „Ludwig“ entstanden ist. Im Russischen erwarten wir wiederum für dieses g nach Abfall des Hauses ein з, und wir haben es im Worte зим-а = der Winter. Ebenso ist das lateinische Wort für Hundert centum (griechisch katon) regelrecht im Iranischen zu satem und im Russischen zu сто geworden.

Diese Teilung der indogermanischen Sprachen in Kentum- und Satemsprachen ist also eine Tatsache. Sie hat sich in sehr früher Zeit als wichtigste mundartliche Spaltung innerhalb der indogermanischen Ursprache vollzogen und ist für unsere weiteren Betrachtungen von großer Bedeutung. Wir haben dabei zum ersten Male der indogermanischen Ursprache Erwähnung getan. Denn daß es eine solche Sprache einmal gegeben hat, ist eine unab-

weisbare Forderung. Wir können uns ja die Entstehung der mindestens 8 indogermanischen Hauptsprachen, die sich später in eine noch weit größere Zahl von Einzelsprachen gespalten haben, nur in derselben Weise erklären, wie etwa aus der lateinischen Sprache in völlig heller historischer Zeit die 7—8 gegenwärtig vorhandenen romanischen Sprachen erwachsen sind. Mundartliche Besonderheiten, die es in jeder einheitlichen Sprache auch auf begrenztem Gebiete gibt, die an irgend einer Stelle zuerst auftreten und sich dann wellenförmig fortpflanzen, können, indem sie sich häufen und selbständig in ihrer Eigenart weiter entwickeln, schließlich dazu führen, daß das gegenseitige Verständnis unter den Vertretern der einzelnen Mundarten aufhört und diese zu selbständigen, wenn auch nahe verwandten Sprachen werden. So ist die Grenze zwischen Mundart und Sprache durchaus fließend. Die Neigung, sich zur selbständigen Sprache zu entwickeln, kann auch durch räumliche Trennung verstärkt werden, indem die Beeinflussung durch andere Mundarten derselben Sprache aufhört. So waren die latinischen Kolonisten oder latinisierten Gallier in Frankreich von ihren Sprachgenossen in Spanien, Italien und Rumänien räumlich weit getrennt, und mundartliche Besonderheiten, die in jedem einzelnen dieser Länder aufkamen, mußten sich auf das betreffende Land beschränken und den Prozeß sprachlicher Entfremdung beschleunigen. Dasselbe müssen wir für die indogermanische Ursprache annehmen. Sie ist offenbar einmal eine einheitliche Sprache gewesen mit so viel mundartlichen Besonderheiten, wie sie überall vorkommen. Sie hat sich zuerst in 2 Dialekte, den Kentum- und den Satemdialekt, gespalten. In jedem von diesen hat darauf weitere Differenzierung stattgefunden, und räumliche Trennung infolge von Wanderungen und Übersiedelung in neue Gebiete hat die Entwickelung beschleunigt.

Es hat also einmal eine indogermanische Ursprache gegeben. Daraus folgt, daß einmal auch ein besonderes indogermanisches Volk mit eigenem Rassetypus bestanden hat, soweit wir von Rassetypen überhaupt sprechen dürfen. Wir wissen freilich alle, daß das Sprechen einer bestimmten Sprache noch nicht die Abstammung von dem Volke beweist, das einst allein diese Sprache gesprochen hat, oder gar für die Zugehörigkeit zu der durch diese Sprache gekennzeichneten Rasse spricht. Denn Entnationalisierung und Übergang von einer Sprache zu einer andern, sogar bei völlig stammfremden Völkern, hat es immer gegeben. Wenn die Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika jetzt alle Englisch als Muttersprache sprechen, so macht sie das noch nicht zu Angelsachsen, oder wenn die Juden jetzt alle möglichen Sprachen als Muttersprache angenommen haben, so bleiben sie deswegen doch ein besonderes Volkstum mit bestimmtem Rassetypus. Ähnliches muß natürlich auch in grauer Vorzeit stattgefunden haben. Aber selbst wenn wir allen derartigen uns aus der Geschichte bekannten Zuwachs abziehen und für die vorgeschichtliche Zeit noch einen starken Abzug machen, so bleibt doch ein gewisser Rest nach, ein fester Punkt, an den die spätere Entwickelung angeknüpft hat. Dieser

Punkt ist das indogermanische Urvolk. Es mag verhältnismäßig klein gewesen sein, aber es hatte sich einmal als besondere Volksindividualität herausgebildet: es hat ohne Zweifel bestanden.

Bei dieser Erkenntnis könnten wir uns beruhigen, aber wir tuen es nicht. Bei der Lösung wissenschaftlicher Probleme fragen wir ja nicht nach dem praktischen Nutzen, sondern wir wollen wissen, was wirklich ist, und was nicht gewesen ist. Und bei der zweiten Frage wollen wir so weit zurückgehen, als wir nur vermögen. Wir fragen natürlich: Wenn es einmal ein indogermanisches Urvolk gegeben hat, so hat es in einem bestimmten Lande gelebt. Aber wo lag dies Land? Wo haben wir es zu suchen? Die ganze gegenwärtig von Indogermanen besetzte Ländermasse kann natürlich nicht als Urheimat in Frage kommen, da in manche Länder die Indogermanen nachweislich, wie wir gleich sehen werden, erst später eingewandert sind. Und selbst wenn wir alle diese Gebiete nicht mitrechnen, bleibt doch ein viel zu großer Länderstrich nach, als daß sich auf ihm ein Volk mit einer einheitlichen Sprache hätte bilden können. Wenn wir nun nach der Urheimat suchen, haben wir übrigens nur das Land im Auge, in dem die Indogermanen geschlossen vor ihrer Ausbreitung gesessen haben. Noch weiter zurückzugehen, erlauben uns die Mittel der Wissenschaft zur Zeit nicht.

Wir fragen zunächst: Lag die Urheimat der Indogermanen in Europa oder in Asien?

Als Bopp seine große Entdeckung von der sprachlichen Verwandtschaft aller Indogermanen machte und man zuerst die altindische Literatur kennen lernte, eine Literatur, weit älter, als die ältesten Dichtungen der Griechen, — standen die Gelehrten völlig unter dem Eindrucke des hohen Alters und altertümlichen Charakters dieser Literatur sowohl, wie der altindischen Sprache. Dazu kam das hohe Alter der Kultur und Literatur des semitischen Orients, die man gleichzeitig zu erforschen begann: kurz — Europa erschien neben Asien jung. Was von der Kultur galt, übertrug man auf die Völker, und niemand zweifelte daran, daß die Indogermanen aus Asien nach Europa gekommen seien und daß sich ihre Urheimat fern im Osten befunden habe. Bei näherem Zusehen erwies sich aber, daß keinerlei wirkliche Beweise für diese Annahme vorlagen. Alt-Indisch oder Sanskrit war durchaus nicht in jeder Hinsicht die altertümlichste indogermanische Sprache; z. B. war der griechische Vokalismus mit seiner scharfen Scheidung der Laute a, e und o offenbar älter, während ihr Zusammenfluß in einförmiges a im Sanskrit eine jüngere Stufe darstellte. So kehrte sich das Verhältnis allmählich um. Man suchte die Heimat der Indogermanen in Europa und zwar in den Gebieten um die Ostsee herum: in Skandinavien, Norddeutschland und im Ostbaltikum, also in Ländern, die nach der anfänglichen Ansicht sehr spät von Indogermanen besetzt worden waren, und in den Ariern sah man einen fernen östlichen Vorposten.

Auf drei verschiedenen Wegen hat man die Frage zu beantworten gesucht: man hat die Anthropologie, die Archäologie und die vergleichende Sprachwissenschaft herangezogen, ist aber bisher nicht zu sicheren Ergebnissen gelangt.

Die Anthropologen haben sich bemüht, einen indogermanischen Rassetypus aufzustellen und dann das Land festzustellen, worin dieser Typus entstanden sein könnte oder gar müßte. Nun erzählen die Alten, daß sich die Kelten, Germanen und Slaven durch hohen Wuchs, helle Hautfarbe, blondes Haar und helle Augen ausgezeichnet hätten. Spuren dieses Typus finden sich auch in der griechischen Götter- und Heldensage: Achilles ist blond, Menalaos sogar rotblond, und die Göttin Aphrodite ist ebenfalls eine Blondine. Denselben Typus treffen wir nach dem Zeugnis der Sanskritisten auch in der altindischen Überlieferung, und die iranischen Alanen, die Vorfahren der heutigen Osseten, die in den Strudel der großen Völkerwanderung hineingezogen wurden, waren, wie es heißt, „groß und schön mit fast gelbem Haar und grimmem Blick." Der Schluß lag nahe, in diesem Typus, den wir jetzt gerne als speziell germanisch für uns in Anspruch nehmen, den Urtypus der Indogermanen zu sehen und, da er auch jetzt noch in Skandinavien und Norddeutschland am meisten verbreitet ist, zu behaupten, hier habe er sich als in seiner eigentlichen Heimat am reinsten erhalten, während er sich in anderen Ländern infolge anderen Klimas und infolge von Mischung mit anderen Rassen mehr verwischt habe. Zu den angeführten Rassemerkmalen rechnete man dann noch die bei allen Norddeutschen und Skandinaviern vorherrschende Langschädlichkeit (Dolichokephalie) und schrieb auch diese Eigentümlichkeit dem Urvolke zu. Vielleicht ist das alles richtig, aber sicher ist es keineswegs. Denn, wie Eduard Meyer, gegenwärtig der bedeutendste Vertreter der alten Geschichte, mit Recht einwendet, waren die Libyer, die westlichen Nachbaren der alten Ägypter an der Nordküste Afrikas, ebenfalls blond und hellfarbig, — auf den ägyptischen Wandgemälden werden sie immer so dargestellt. Vielleicht waren auch die Finnen ursprünglich blond. Jedenfalls waren die von Herodot erwähnten Budinen, die allgemein als Finnen angesehen werden, nach seiner Angabe hellfarbig und rothaarig. Langschädelig sind dagegen noch heute die Basken, also waren es doch wohl auch ihre Vorfahren, die alten Iberer, ein unzweifelhaft nicht indogermanisches Volk, und ebenso waren langschädelig nach Ausweis der archäologischen Funde die vorgriechischen Bewohner der Insel Kreta. Wie unsicher hier noch alles ist, sieht man aus folgender Tatsache. Sprachforscher waren geneigt, auf Grund verschiedener Gleichungen die alten Iberer und weiter die gesamte vorindogermanische Bevölkerung Südeuropas der sogenannten kleinasiatischen Rasse zuzuzählen, deren Reste in den heutigen Georgiern vorliegen: ein Volk, das sich „Iberer" nannte, gab es im Altertum auch südlich vom Kaukasus. Aber die kleinasiatische Rasse zeichnet sich gerade durch starke Kurzschädeligkeit

(Brachykephalie) aus! Demnach müßten die Basken, wenn sie zu dieser Rasse gehören, kurzschädelig sein; sie sind aber langschädelig. Also widersprechen die Beobachtungen der Archäologen den Behauptungen oder Beobachtungen der Sprachforscher. Die Heimat der Indogermanen kann in Nordeuropa gelegen haben, aber nötig ist es nicht, sondern ein Volk desselben Typus kann ebensogut auch anderswo gelebt haben und erst später nach Nordeuropa gelangt sein. Nun sind ja freilich die in Skandinavien und Norddeutschland zu Tage geförderten Schädel aus der Stein- und Bronzezeit meist dolichokephal, aber wir wissen nicht, ob die Menschen, denen diese Schädel gehörten, blond oder brünett gewesen sind, und noch weniger wissen wir, welche Sprache sie gesprochen haben. Überhaupt läßt sich der Satz nicht beweisen, daß jedes Volk, das wir als ein ursprüngliches betrachten — der Begriff ist ja nur relativ — durchaus einen völlig einheitlichen Typus gehabt haben müsse, und daß bei Abweichungen von der vorausgesetzten normalen Schädelform sofort eine andere Rasse anzunehmen sei. Noch weniger kann behauptet werden, daß jedes einzelne Individuum alle Rassemerkmale gleich stark bei sich ausgeprägt haben müsse. Daß das nicht der Fall ist, sehen wir ja schon bei den Säugetieren, und vom Menschen wird doch wohl dasselbe gelten.

Etwas weiter scheint uns die Archäologie zu bringen, und auf ihr beruht die unlängst von Kosinna aufgestellte Theorie, die sogar eine ziemlich genaue Chronologie der vorgeschichtlichen Wanderungen der Indogermanen gibt. Wenn in einem bestimmten Lande durch eine lange Zeit hindurch die gefundenen Gegenstände denselben Charakter tragen, so folgert man daraus, daß die Bevölkerung des Landes dieselbe geblieben sei, und hat dann versucht, der weiteren Verzweigung einer derartigen Kunstübung nachzugehen und so die allmähliche Verbreitung des ganzen indogermanischen Volkes oder eines seiner Zweige festzustellen. Dagegen wird nun eingewandt, daß sich bei einem größeren, durchaus einheitlichen Volke in den einzelnen Gauen besondere Geschmacksrichtungen und entsprechend auch besondere äußere Lebensformen herausbilden können. Und man kann nicht leugnen, daß diese natürlichen Unterschiede zu einer Zeit besonders groß gewesen sein müssen, wo das Gefühl des Volkszusammenhanges nur schwach entwickelt war. Reger wird es ja erst durch straffere politische Organisation. Es ist daher sehr wohl denkbar, daß verschiedene Stilformen bei verschiedenen Teilen desselben größeren Volkes gleichzeitig üblich waren. Außerdem strebt jede Technik, jede Kunstübung, jede Kulturentwickelung darnach sich auszubreiten, besonders wenn sie ganz mechanisch nachgeahmt werden kann. Folglich ist es umgekehrt auch denkbar, daß ein einheitlicher Stil, etwa in der Gestaltung und Ausschmückung der Gefäße, noch nicht notwendig die ethnographische Einheitlichkeit der betreffenden Bevölkerung beweist. Ebenso wenn sich Funde derselben Art durch einen langen Zeitraum hindurch fortsetzen, braucht daraus noch nicht mit Notwendigkeit zu folgen, daß die Bevölkerung nicht gewechselt habe, ebensowenig, wie etwa ein

Wechsel des Stiles für einen Wechsel der Bevölkerung unbedingt beweisend wäre. Denn die Mode wechselt und hat gewiß auch in jener fernen Vorzeit oft genug gewechselt. So können wir aus den Funden nur erkennen, was für eine Technik in irgend einem Gebiete irgend einmal üblich gewesen ist, aber wir können aus ihnen keine Schlüsse über die Völker gewinnen, die diese oder jene Technik geübt haben. Es ist durchaus möglich, wie Kosinna und andere behaupten, daß in Skandinavien von der Steinzeit an bis auf die Gegenwart immer dasselbe Volk gewohnt hat, aber zwingend ist der Schluß nicht, soweit er auf dem einheitlichen Stile der gefundenen Sachen beruht. Wir können z. B. in Italien nicht sagen, ob gewisse Funde den Latinern, Sabellern oder Etruskern zuzuweisen sind: erst wenn die Schrift hinzukommt, haben wir festen Boden unter den Füßen. Ebenso ist es völlig unmöglich, mit Hilfe der archäologischen Funde ein Bild von den Völkerverhältnissen des alten Babyloniens zu gewinnen, sondern erst die Entzifferung der sumerischen und altbabylonischen Inschriften, hat uns in den Stand gesetzt jedem Volke das ihm gehörige zuzuweisen. Es müssen also von der Archäologie unabhängige Beweise dafür vorliegen, daß Indogermanen in einem bestimmten Lande zu einer bestimmten Zeit gewohnt haben. Erst dann können wir dieses mit Sicherheit behaupten, erst dann können wir die Funde für ein bestimmtes Volk in Anspruch nehmen, und erst dann können wir aus deren Verbreitung über die Verbreitung und Verzweigung des Volkes vielleicht eine Anschauung gewinnen.

Auch die Sprachwissenschaft hat uns nichts sicheres zur Beantwortung der uns beschäftigenden Frage gebracht. Denn wir machen wiederholt die Wahrnehmung, daß ein Volk bei seiner Übersiedelung in ein anderes Land, wo gewisse ihm bisher vertraute Dinge fehlten, auch das Wort dafür verloren zu haben scheint, oder daß Neubildungen und entlehnte Wörter an die Stelle der früheren getreten sind. Wir kennen daher den Wortschatz der Ursprache nur sehr mangelhaft und wissen sehr oft nicht, welche Bedeutung ein Wort ursprünglich gehabt hat. Ich führe (nur) ein Beispiel an, das gewöhnlich angeführt wird. Wir haben im Griechischen und Lateinischen das Wort phagos oder fagus, das im Lateinischen die Buche bedeutet und lautlich mit dem deutschen Worte „Buche“ zusammenfällt. Es scheint auch noch im Kurdischen in der Form bûz vorzukommen. Sonst läßt es sich nicht nachweisen, denn das slavische букъ ist, wie die Lautgestaltung zeigt, aus dem Deutschen entlehnt. Man hat aus dieser Übereinstimmung folgern wollen, die Urheimat der Indogermanen habe in dem ursprünglichen Verbreitungsgebiet der Buche in Mitteleuropa, also westlich einer von Königsberg bis Odessa reichenden Linie gelegen. Aber die Schlußfolgerung ist sehr zweifelhaft. Denn das griechische Wort phagos bezeichnet eine Eichenart, das kurdische bûz die Ulme: also wissen wir garnicht, welchem Baume die Urindogermanen den Namen bhagos — so lautete wohl das Wort — gegeben haben, vorausgesetzt, daß sie das Wort überhaupt schon besaßen. Ebenso fehlt unser Wort „Meer“,

lateinisch „mare", russisch „море" im Griechischen und Arischen, ferner das Wort „Salz" im Arischen, während es im Griechischen, Lateinischen und Slawischen vorliegt. Haben nun diese beiden Wörter schon der Ursprache angehört, d. h. haben die Urindogermanen das Meer und das Salz gekannt, oder sind ihnen beide Begriffe erst nach ihrer Zerstreuung bekannt geworden, so daß sich die einzelnen von einander getrennten Zweige besondere Wörter dafür schufen? Eine sichere Antwort auf diese Frage können wir nicht geben. Wir können höchstens, da einige Baumnamen, z. B. der Name der Birke, wirklich gemeinsam zu sein scheinen, vermuten, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung nicht in einer baumlosen Steppe gewohnt haben können, aber dann könnte doch sogar die Kirgisensteppe die Urheimat gewesen sein, da es auch in ihr hin und wieder größere Baumgruppen gibt.

So führen alle 3 Wege nicht zum Ziele. Im besten Falle können wir sagen, daß die eine oder andere auf diese Weise gewonnene Behauptung möglich ist, aber wirklich zwingend ist sie niemals. Es scheint, daß die Archäologie, Arthropologie und Sprachwissenschaft in unserer Frage nur die Stelle von Hilfswissenschaften haben. Ihre Ergebnisse können einen auf anderem Wege gewonnenen Schluß stützen, aber auf ihnen allein können wir nichts sicheres aufbauen. So bleiben nur allgemeine geschichtliche Zeugnisse übrig, die uns vielleicht in den Stand setzen, durch fortgesetzte Subtraktion das gegenwärtige Verbreitungsgebiet der Indogermanen in Europa und Asien einzuengen. Ist uns dies gelungen, so drängen sich uns vielleicht noch weitere Schlüsse auf. Nehmen wir etwa den Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung und betrachten die Länder, die damals von indogermanischen Völkern bewohnt waren. Wir finden, wie wir gleich sehen werden, drei Gebiete, die räumlich mit einander nicht zusammenhängen.

In Nordindien und Iran siedeln arische Stämme. Einige von ihnen dringen später durch die aralisch-kaspische Steppe nach Südrußland, ja bis Ungarn vor, Indien und Iran sind aber nicht die Urheimat der Indogermanen, denn die Arier sind nach ihrer eigenen Überlieferung in diese Länder erst eingewandert. Blicken wir nach Europa hinüber, so finden wir um die angegebene Zeit Indogermanen zunächst auf der Balkanhalbinsel und in Italien, aber sowohl die Griechen als auch die Italiker sind ebenfalls Einwanderer. Die Griechen sind nach allen Anzeichen etwa vom Jahre 2500 an allmählich in die Balkanhalbinsel von Norden her eingedrungen. Zuerst ist eine Schicht (nach andern zwei) nach Süden gelangt und hat sich dort nach Vertreibung oder Unterjochung der Urbewohner festgesetzt. Ihr folgten später die Nordgriechen oder Dorier, und hinter diesen sitzen die indogermanischen Illyrier im Nordwesten und die ebenfalls indogermanischen Thraker im Nordosten des breiten Massivs der Halbinsel. Es sind also indogermanische Völker zu verschiedenen Zeiten und wohl auch von verschiedenen Ausgangspunkten aus in die Balkanhalbinsel eingedrungen. Wir können das auch daraus

schließen, daß die Griechen und, wie es scheint, auch die Nordillyrier, zu den Kentumvölkern, dagegen die Thraker zu den Satemvölkern gehören. Sie können alle nur vom Donaugebiete gekommen sein, vermutlich auf verschiedenen Wegen: Die Thraker offenbar als letzte Schicht und doch wohl von der unteren Donau her. Sie sind später zum Teil nach Kleinasien gezogen, und zwar hat ein Stamm von ihnen — die Phryger — das Südufer des Hellespont und die zentrale Hochebene besetzt. Noch später, etwa um das Jahr 700, hat sich wieder ein Stamm der Phryger — die Armenier — noch weiter nach Osten geschoben und das Bergland südlich vom Kaukasus eingenommen. Ebenso sind (die) illyrische Stämme nach Italien hinübergegangen und zwar die Veneter, — offenbar zu Lande — in das heutige Venetien, während die illyrischen Japygen in ihre geschichtliche Heimat Apulien ohne Zweifel zur See gelangt sind. Letzterer Umstand ist sehr wichtig. Es scheint nämlich, daß auch die eigentlichen Italiker, d. h. die Latiner, Umbrer und Sabeller, nicht etwa über die Alpen erst in die Poebene und dann in die appeninische Halbinsel eingerückt sind, sondern daß sie ihren Weg zur See genommen haben. Denn im ersteren Falle hätten sie doch zunächst die Poebene besetzen müssen. Aber in ihr sind keine Spuren indogermanischer Bevölkerung vor dem Eindringen der Kelten um das Jahr 390 nachgewiesen worden. Das Poland spielt überhaupt keine Rolle als alter Kulturherd und ist erst dank den Römern das geworden, was es heute ist. Wir dürfen auch vermuten, daß diese durch Anschwemmungen oder Ablagerungen der Alpenfläche allmählich dem Meere abgewonnene Ebene, noch lange Zeit sumpfig war, nicht zur Ansiedlung einlud und eher eine Völkerscheide bildete. Außerdem müssen die Italiker, wenn das Poland schon sehr früh fruchtbar und bewohnbar war, und wenn sie wirklich in ihm gewohnt haben, von einem anderen nachrückenden Volke verdrängt worden sein. Wir können aber kein derartiges Volk namhaft machen. Also haben die spärlichen Bewohner der Poebene zur Terramarezeit offenbar einem anderen, vorindogermanischen Volke angehört, und die Vorfahren der Italiker müssen zur See über das Adriatische Meer von Illyrien gekommen sein. Dafür spricht auch, daß die beiden Hauptstämme der Italiker, die Latiner und Umbro-Sabeller in historischer Zeit ihren Wohnsitzen nach nicht etwa von Norden nach Süden auf einander folgen, wie es bei einer Einwanderung von Norden zu erwarten wäre, sondern daß die Latiner einen langen, schmalen Landstreifen an der Westküste, die Umbro-Sabeller einen gleichen Streifen an der Ostküste besetzt hielten.

Wir wenden uns jetzt zum dritten Gebiete, wo wir Indogermanen antreffen; es ist Mitteleuropa nördlich von den Alpen. Am meisten westlich stoßen wir auf die Kelten. Ihr späteres Hauptland, Gallien, besitzen sie damals noch nicht. Erst im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung scheinen sie sich nach Westen ausgebreitet zu haben. Sie sind dabei sogar in die pyrenäische Halbinsel mitten unter die Iberier eingedrungen und werden dort von den Griechen angetroffen, als diese ihre kühnen Seefahrten so weit nach

Westen auszudehnen begonnen hatten. Im 6. Jahrhundert verdrängen sie die Ligurer von der Küste des Ärmelmeeres. Etwas später dringen sie ins Rhonetal ein, drängen auch dort die Ligurer zurück, beschränken sie auf die Westalpen und einen Küstenstreif und besetzen die Poebene. Auch das Land nördlich von den Alpen bis Oberungarn gehört ihnen, und um 280 fallen Scharen von ihnen sogar in Griechenland und Kleinasien ein. In letzterem Lande werden sie seßhaft, und ihre Sprache -- die gallische oder galatische — wurde in ihrem Siedelungsgebiete noch zu Cäsars Zeit gesprochen. Wo haben aber die Kelten vor ihrer Ausbreitung gesessen? Offenbar zu beiden Ufern des Rheins, denn dies ist der Mittelpunkt der nach Westen, Süden und Osten ausstrahlenden Bewegung, und altkeltische Ortsnamen haben sich am Rhein mehrfach erhalten. — Östlich und nordöstlich von den Kelten müssen die Germanen gesiedelt haben, und sie haben sich ebenso, dabei zum Teil die Kelten drängend, nach Westen, Süden und Osten ausgebreitet. — Erst nach den Germanen kommen die Slawen und nördlich von ihnen ihre nächsten Vettern die Letto-Lithauer. Die Heimat der Slawen können wir nur in den heutigen west- und südwestrussischen Gebieten suchen. Hier saßen einst, zwischen Dnjestr und Dniepr, nördlich von den Skythen die von Herodot erwähnten Neuren, und sie hält man für die Vorfahren der heutigen Slawen. Auf derselben Stelle, östlich von der mittleren Weichsel, sitzen sie noch zur Römerzeit und breiten sich erst später, gleich den Kelten und Germanen, nach Süden, Westen und Osten aus.

Fassen wir zusammen: Wir finden um das Jahr 1000 Indogermanen 1) in Iran und Indien; 2) auf der ganzen Balkaninsel und in Mittelitalien, und zwar in ersterem Lande in der schmäleren Südhälfte die Griechen, in der breiten Nordhälfte die Illyrier und Thraker; zu diesen gehören auch die damals schon nach Kleinasien hinübergezogenen Phryger. Wir finden 3) Indogermanen in der ältesten nachweisbaren Heimat der Kelten, Germanen und Letto-Slawen: also in dem Hauptteile Deutschlands, in Skandinavien und in den polnisch-lithauischen und westrussischen Ländern.

Diese drei großen Gebiete bilden räumlich keine Einheit, sondern dazwischen wohnen nichtindogermanische Völker. Erst später ist die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen hergestellt worden. Die phrygischen Armenier nahmen das Land südlich vom Kaukasus ein und wurden Nachbarn der im heutigen nordwestlichen Persien wohnenden iranischen Meder. Ferner drangen die iranischen Skythen von Osten her durch die Kaspische Steppe in Südrußland ein und wurden Nachbarn der Slawen. Daß die Skythen tatsächlich Iranier gewesen sind, steht jetzt fest, und daß die Slawen lange Zeit in der nächsten Nachbarschaft iranischer Stämme gewohnt haben, ergibt sich aus verschiedenen Wörtern, die aus dem Iranischen ins Slawische übergegangen sind und z. B. im Russischen in den Formen богъ — Gott, собака — Hund, доить — melken, святой — heilig — vorliegen.

Seit dieser skythischen Wanderung und seit der Ausbreitung der Kelten ist das indogermanische Gebiet ein Ganzes und reicht vom Atlantischen Ozean bis nach Indien. Kann nun eins der angeführten drei Gebiete die Urheimat sein? Wir haben schon gesehen, daß Iran und Indien, ebenso die Balkanhalbinsel und Italien nicht im Betracht kommen, weil die Indogermanen in diese Länder selbst erst eingewandert sind. In Frage kommt nur das dritte Gebiet, also Norddeutschland mit den nächsten Nachbarländern. Die Ausbreitung der Indogermanen müßten wir uns dann so denken, daß sie sich in ihrer Heimat zunächst in 2 Gruppen, die Satemvölker und die Kentumvölker trennten. Einige Kentumstämme sind dann etwa durch Schlesien an die Donau gelangt und von dort weiter nach Illyrien, Griechenland und Italien. Satemstämme sind wiederum weiter östlich um die Karpathen herum teils über die untere Donau nach Thrakien gezogen, teils durch Südrußland nach Turkestan und weiter nach Iran und Indien.

Dies ist jetzt eine sehr verbreitete Ansicht, und um sie zu stützen, beruft man sich gerne auf die Ergebnisse der archäologischen und anthropologischen Forschungen. Einen wichtigen, auf allgemeinen geschichtlichen Erwägungen beruhenden Einwand kann man ihr aber mit Recht machen. Die Arier wären dann nämlich erst von Nordwesten her durch Südrußland gezogen, ohne dort Spuren zu hinterlassen, und wären dann weit später nochmals von Osten her in dasselbe Land eingerückt, um daselbst dauernden Wohnsitz zu nehmen. Natürlich ist das möglich, aber es ist doch viel wahrscheinlicher, daß sie dann schon beim ersten Male im Lande wohnen geblieben wären. Dieselbe Erwägung spricht auch gegen die vermittelnde Ansicht von Schrader, wonach die Indogermanen vor ihrer großen Wanderung in Südrußland gesessen hätten und dort die Nachbarn der nördlich von ihnen siedelnden Finnen gewesen seien. Wir können in diesem Falle die Skythen noch weniger unterbringen. Denn in ihnen einen in der alten Heimat zurückgebliebenen Satemstamm zu sehen, geht nicht an, weil ja die Skythen erst im 8. Jahrhundert von Osten her in Südrußland eingewandert sind und von dort das Volk der Kimmerier verdrängt haben. Diese werden mehrfach von den Griechen erwähnt, und ihr Name hat sich im Namen der Halbinsel Krim erhalten. Auf die Skythen folgten dann die ebenfalls iranischen Sarmaten, die im 5. Jahrhundert noch östlich vom Don wohnten. Also: dann hätten die Indogermanen ihre alte Heimat völlig geräumt, und erst spät wäre ein Satemstamm von Osten her wieder dorthin zurückgekehrt. Wir müßten also für die Arier erst eine Wanderung weit nach Osten und dann für einen Teil von ihnen eine Rückwanderung nach Westen annehmen.

Wir haben es also bei beiden Ansichten nur mit Möglichkeiten zu tun, und noch dazu mit Möglichkeiten, denen manche geschichtliche Erwägungen nicht günstig sind. Die alte, vielleicht naive Anschauung von der asiatischen Urheimat der Indogermanen ist auf keinen Fall widerlegt und bleibt als

ebenso gut möglich bestehen. Sie galt schon als abgetan, ist aber in den letzten Jahren zu neuem Leben erwacht, seit man die tocharische Sprache kennen gelernt hat. Von ihr wissen wir folgendes. Etwa um das Jahr 160 v. Chr. drang ein Volk, das sich selbst mit dem Namen Ju-etschi oder Tocharen bezeichnete und bei den Griechen die „Indoskythen" hieß, aus Ostturkestan in die Gegend von Samarkand ein und breitete sich erobernd nach Süden bis ins Tal des Indus aus. Ein Teil des Volkes muß aber in Ostturkestan an Südabhange des Tianschan zurückgeblieben sein, denn hier hat man auf mehreren gelehrten Expeditionen verschiedene Ruinenstädte durchforscht und dabei auch budhistische Texte in einer zunächst unbekannten Sprache gefunden, die sich darauf als die Sprache der Indoskythen oder Tocharen erwies. Die Texte sind noch nicht alle entziffert, aber soviel ist klar, daß die Sprache indogermanisch ist. Wir erwarten natürlich, daß sie zur arischen Gruppe gehört, denn andere Indogermanen als Arier können wir in dieser fernen Gegend nicht vermuten. Aber wir finden etwas ganz anderes. Da die tocharischen Zahlwörter feststehen, fragen wir natürlich nach der Zahl Hundert und erwarten eine mit sat-beginnende Bildung zu finden. Aber wir haben das Wort kandh. Also ist das Tocharische eine Kentumsprache und gehört zum westlichen Zweige der großen indogermanischen Sprachenfamilie. Wie sind die Tocharen hierher verschlagen worden? Alle ihre Brüder vom Kentumstamme leben fern im Westen, während sie selbst im äußersten Osten noch hinter den letzten Satemstämmen hausten. Sollte wirklich ein Kentumstamm aus Mitteleuropa oder von der Ostsee her irgendwie nach Ostturkestan gelangt sein? Oder ist die ältere Ansicht doch richtig, daß das Pamirplateau mit seinen Ausläufern der Ausgangspunkt der indogermanischen Wanderungen gewesen ist? Dann sind die Kentumvölker und ein Teil der Satemvölker von hier aus allmählich nach Westen gezogen. Andere Satemvölker — die Arier — wandten sich dagegen nach Südwesten und Süden, nach Iran und Indien, während die ebenfalls zu den Ariern gehörigen Skythen und Sarmaten in den Aralokaspischen Steppen umherschweiften und schließlich Südrußland bis zur Donau einnahmen. Zurückgeblieben wären dann Teile der Kentumvölker, und die Tocharen wären deren letzter nachweisbarer Rest.

Also sind wir schließlich bei einem Fragezeichen angelangt. Etwas sichereren Boden hätten wir unter den Füßen, wenn uns die Nationalität der von den Skythen aus Südrußland verdrängten Kimmerier bekannt wäre. Denn hier klafft die große Lücke zwischen europäischen und asiatischen Indogermanen. Waren die Kimmerier Indogermanen und zwar ein Satemvolk, so füllt sich die Lücke, und wir hätten die Reste der hier entweder in der Urheimat wohnhaft gebliebenen oder bei der großen Wanderung nach Osten in diesem Lande seßhaft gewordenen Stämme. Waren sie anderen Ursprunges, so fehlt uns jede Brücke, und wir müssen ein völliges Verschwinden

der Indogermanen aus Südrußland für lange Zeit annehmen, während es doch nach Schraders vermittelnder Ansicht die Urheimat, nach der anderen Ansicht das wichtigste Durchgangsland während eines sehr langes Zeitraumes gewesen ist.

Diese scheinbare Erfolglosigkeit aller bisherigen Forschungen darf uns aber nicht mutlos machen. Die Geschichte der Wissenschaften bietet uns manches Beispiel dafür, daß sogar die Jagd nach einem Phantome manche wichtige Erkenntnis zu Tage gefördert hat. Kolumbus wollte nach Indien gelangen und entdeckte Amerika; ein Alchemist wollte den Stein der Weisen finden, und ihm gelang die Herstellung des Meißener Porzelans. Ebenso hat die Aufstellung einer kühnen und genialen Hypothese durch den Wetteifer, sie entweder zu stützen oder zu widerlegen, selbst wenn die Widerlegung gelingt und die Hypothese schließlich fällt, unser Wissen im Ganzen und Einzelnen noch immer bereichert. Wie manche Hypothese über Homer ist gefallen, aber wie viel haben wir durch sie für die Erkenntnis der epischen Poesie, und zwar nicht nur bei den Griechen gewonnen! Wie viel besser verstehen und würdigen wie jetzt den Dichter Horaz, obgleich Peerlkamps kecke Behauptung, ein gutes Drittel seiner Gedichte sei unecht, von niemandem mehr vertreten wird! Wieviel lebensvoller wird das Bild Friedrichs des Großen, seitdem Lehmanns zuerst fast mit Entrüstung aufgenommene Behauptung mehr Anhänger findet, daß der siebenjährige Krieg von Friedrich mindestens ebenso sehr angezettelt worden sei, als er sich gegen die bekannte Koalition der 3 Mächte zu verteidigen gehabt habe! Ebenso hat in der Naturwissenschaft die Lehre von der fortwährenden Veränderlichkeit der Arten viele Gegner, und es steht durchaus nicht fest, ob sie das Feld behaupten wird, aber sie hat eine Fülle von Untersuchungen hervorgerufen, durch die unser Wissen in ungeahnter Weise gewachsen ist.

So ist auch in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen die Arbeit der Gelehrten nicht vergeblich gewesen. Wir verdanken ihr eine gewaltige Bereicherung unseres geschichtlichen Wissens, und angesichts der glänzenden Funde der letzten Jahre, die uns in den Stand gesetzt haben, in der Geschichte Ägyptens mit völliger Sicherheit bis ins 4. Jahrtausend zurückzugehen, und die uns in Vorderasien über die Völkerschiebungen seit dem Anfang des dritten Jahrtausends ein recht klares Bild geben, dürfen wir durchaus an der Hoffnung festhalten, daß etwaige weitere Entdeckungen und an sie anknüpfende Untersuchungen auch die Frage lösen werden, der dieser Aufsatz gewidmet gewesen ist.

# Die Alkoholfrage.

Von B. v. Schrenck. (Riga.)

„Sinkt unsere innere Kraftquelle, dann werden wir von der Außenwelt oder, wie wir auch sagen, von dem Schicksal gewissermaßen erdrückt. Steigt unsere innere Kraftquelle, dann strömt die Kraft von uns aus auf die Außenwelt, diese umschaffend, formend, unseren Gesetzen gehorchen machend."

Diese Sätze stehen in einem schönen und geistvollen Vortrage, den der Professor der Physiologie in Zürich, Dr. Justus Gaule, der akademischen Jugend gehalten hat. Der Vortrag, betitelt: „Der Lebensgenuß ohne Alkohol", löst eine in mancherlei Hinsicht fruchtbare Gedankenkette aus, besonders zu der Frage, ob unsere häuslichen und geselligen Lebensgewohnheiten in ihren jetzigen, eingebürgerten Formen, dazu angetan sind, die innere Kraftquelle zu mehren, oder ob sie ihr nicht vielmehr bedenklichen Eintrag tun.

Wie merkwürdig gedankenlos haben wir doch früher dem Alkohol, von dem Prof. Gaule in seinem Vortrage redet, gegenübergestanden! In seinen verschiedensten Gestalten wurde er überall gereicht und genossen, bei keinem frohen geselligen Beisammensein durfte er fehlen, in übermütigem Zecherkreise thronte Gott Bacchus, und wie viele schöne Lieder huldigten ihm! Man kannte ihn als den Löser der Zunge, den Oeffner der Herzen, man verherrlichte ihn als den großen Freudespender, man liebte ihn auch als den Tröster in sorgenvoller Stunde, kurzum als guten Freund. Dabei hatte es denn sein Bewenden. Man sann nicht weiter darüber nach, worauf eigentlich die das Herz erfreuende Wirkung des Bechers beruhe, und nur selten richtete man seine Blicke ins große, weite Leben hinaus, um zu fragen; bewährt sich der Alkohol auch dort, auf dem Felde des Kampfes und der Aufgaben, als wirklicher Freund und leistet er die Dienste eines solchen? Oder war es am Ende nur eine trügerische Maske, in der er sich uns für eine frohe nächtliche Stunde nahte, und sein wahres Gesicht ist eigentlich ein ganz anderes?

Jetzt wird diese Frage längst gestellt. In den Studierstuben der Gelehrten, in den Laboratorien der Hochschulen, auf Versammlungen und Kongressen, an den Sitzungstischen der Körperschaften, die für das Gemeinwohl zu sorgen haben, in den Beratungen der Wohlfahrtsvereine, in den Spalten der Tagespresse und der Zeitschriften – überall ist die Alkoholfrage aufgetaucht und schwindet von dort so wenig, wie die soziale Frage. Nicht mehr kann man sich nun in sorgloser Subjektivität und Unbefangenheit des „stärkenden" Getränkes freuen. Man fragt jetzt: wes Art ist der Alkohol und was führt er in seinem Gefolge?

Der Alkohol ist zum Forschungsobjekt geworden. Man ist ihm gegenüber vom naiven zum kritischen Standpunkt übergegangen. Und diese Hin-

*) Aus dem diesjährigen Kalender der Deutschen Vereine in Liv- Est- und Kurland

überleitung besorgten zwei große, führende Mächte unserer Zeit: die Naturwissenschaft und die Sozialwissenschaft.

Man untersuchte die chemische Struktur des Alkohols und seine ernährungsphysiologische Funktion. Man zerlegte — wir folgen hier Prof. Gaules lichtvoller Darstellung — die alkoholhaltigen Getränke in ihre Bestandteile, und man fand, daß das auf den Geschmack wirkende „Bukett des Weines" und der gleichfalls der Zunge behagende Dextrin- und Hopfenbitterstoff des Bieres nichts zu tun hat mit dem in diesen Getränken enthaltenen rauscherzeugenden Alkoholstoffe. Von letzterem, als man seine Wirkung auf den lebenden Organismus studierte, fand man, daß er für ihn und alle seine Organe kein aufbauendes, sondern ein zerstörendes Element ist. Man untersuchte dann auch den Einfluß des Alkohols auf die Psyche und auf ihren Sitz, das Gehirn und Zentralnervensystem, und man entdeckte, daß das Wohlbehagen, die Euphorie, die der Alkohol erzeugt, auf einer Lähmung beruht, die sich zuerst, beim Genuß geringer Mengen, nur auf die obersten und feinsten Teile des Nervenapparates, bei größeren Dosen auch auf die gröberen erstreckt und schließlich den ganzen Apparat funktionsunfähig macht. Man erkannte, daß das dem Alkoholgenuß entspringende Wohlgefühl zwar darauf beruht, daß jene Kraftempfindung gegenüber der Außenwelt, von der Prof. Gaules vorhin zitierte Worte reden, erhöht wird, jedoch lediglich als trügerische Illusion, indem die Selbstkritik geschwächt und der Widerstand der Außenwelt als geringer vorgetäuscht wird. Alles nur für flüchtige Momente, deren Rest das Unbehagen ist und den Irregeführten vielleicht mit Mephisto ausrufen läßt:

„Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte!"

Es kann freilich auch verlängert werden, und der chronische Betrug mit dem ganzen, über den Betrogenen hereinbrechenden Verfall des Körpers und Geistes ist nur um so tragischer.

Die Wissenschaft erkannte, daß der Alkohol, die Zellenwände durchdringend, auf die Zellsubstanz als Protoplasmagift wirkt, daß er alle Gewebe im Körper und speziell auch im Nervensystem angreift. Denn ihre Struktur ist für ein solches Gift gar nicht eingerichtet. „Denken Sie sich„ — so sagt Prof. Gaule in einem anderen Vortrage — „den Organismus einen Augenblick als eine große Fabrik, in der in unzähligen Kammern (den Zellen) fleißige Wesen arbeiten, die ein feinstes Gewebe unermüdlich fertigstellen. Da gleicht der Alkohol einem brutalen Burschen, der, wenn er einmal eingelassen ist, den Schlüssel zu allen Türen hat, in dem Gebäude von einer Kammer zur anderen eilt, hier die Lampe auslöscht, dort das Werkzeug verdirbt, vor allem aber überall die Arbeit stört. Freilich wird der Bursche schließlich überwältigt und hinausgeworfen, aber er verspricht, daß er morgen wiederkommen und dasselbe wiederholen wird. Glauben Sie, daß in dieser Fabrik das Ge-

webe gut ausfallen wird? Das Gewebe aber, das in dieser Fabrik gemacht wird, das ist unser eigener Leib und der unserer Nachkommen. — Das ist es, was die Physiologie über den Alkoholgenuß zu sagen hat."

Aber nicht nur erkannte man, daß in dem wunderbar zusammengefügten Staate, den der menschliche Körper bildet, der Alkohol überall als Störenfried auftritt und lauter Unordnung anstiftet, — man erkannte auch, daß er ebenso übel herumwirtschaftet in den Zellen des großen sozialen Organismus, des menschlichen Gemeinwesens, daß er auch dort allenthalben als störender Eindringling sich geberdet und den harmonischen Verlauf der sozialen Funktionen hintertreibt.

Den Familienvater macht er zum Feinde und Verderber seiner Familie; die Früchte des Fleißes vernichtet er und ist der Vater der Armut und Verwahrlosung, die nach allen Erfahrungen keine häufigere Ursache hat als die Trunksucht; dem Gemeinwesen entreißt er vorzeitig, auch zu schwerem wirtschaftlichen Verluste, seine Mitarbeiter, denn es stirbt (nach der besonders sorgfältigen schweizerischen Statistik) ein Siebentel der Männer zwischen 40 und 60 Jahren am Alkohol; an einer großen Zahl von Selbstmorden ist er mitbeteiligt; die Gesundheit des Geistes untergräbt er, etwa 25—40 pZt. der Irrsinnigen sind seine Opfer; die öffentliche Sicherheit gefährdet er, nicht nur als ein Hauptanstifter von Unfällen, sondern besonders als Aufreizer zum Verbrechen: etwa ein Drittel aller Delikte kommen auf sein Schuldkonto, mitbeteiligt ist er nach der Schätzung von Kriminalisten an der Hälfte der gerichtlichen Verurteilungen von Erwachsenen; von den Affektvergehen (Körperverletzungen, Totschlägen, Sittlichkeits- und Auflehnungsdelikten) belasten ihn sogar etwa drei Viertel, die zumeist nicht von Gewohnheits-, sondern von Gelegenheitstrinkern verübt werden und schlechthin unter dem Namen „Alkoholdelikte" gehen; den Sonntag macht er zum Tage des Lasters und Verbrechens — ein Hohn auf den christlich sein wollenden Staat; Jünglinge und selbst in großer Zahl verheiratete Männer treibt er, nachdem er ihren Kopf wüst und ihr Blut wild gemacht, Vernunft und Gewissen aber zum Schweigen gebracht hat, in die Häuser der Unzucht, wo sie sich Krankheiten einimpfen, die nachher ihr und ihrer Kinder Leben vergiften; mit seiner dämonischen Hilfe erreichen die Verführer unschuldiger Mädchen am leichtesten ihr verruchtes Ziel. Das ist die Verrichtung des Alkohols, im Großen betrachtet.

Die Sozialwissenschaft, als sie mit dem Röntgenlicht der Statistik den sozialen Organismus zu durchleuchten begann und seine Durchseuchung aufdeckte, mußte voll Entsetzen erkennen, ein wie gewaltiger Anteil davon dem Alkohol zufällt. Den Ursachen der Massenübel hat man erst in unserer Zeit, als der soziale Gedanke lebendig geworden war, methodisch nachzuforschen begonnen. Es gab ein naives Zeitalter, da man die Dinge, auch die bösesten, als gegeben hinnahm. Aber die Frage: „Woher kommt das alles? ist es unabwendbares Verhängnis, naturgewollt, oder ist es Menschenschuld?" leitete

auch auf sozialem Gebiet in das kritische Zeitalter hinüber. Über die verborgensten Nachtseiten des Menschenlebens, tief in den Abgrund der Verkommenheit, des Verbrechens, der Prostitution hinein, wurde durch die soziale Forschung und ihre systematische Massenbeobachtung, die Statistik, Helle gebreitet. Was sich da auftat, war die düsterste aller Tatsachen: daß im großen Menschheitsleibe der Geist noch so wenig zur Herrschaft durchgedrungen ist, das Tier im Menschen noch eine so unheimlich große Macht hat. Da erst ging es auf, daß so vieles, was früher Naturverhängnis schien, Schuld ist, schwere Gesamtschuld.

Den Urquell all der grauenvollen physischen und sittlichen Übel, an denen die Menschheit krankt, wird der Sozialethiker in nichts anderem sehen können, als im sündhaften Vorherrschen des egoistischen Trieblebens, gepaart mit ganz gemeiner Trägheit, über ein gottgewolltes Geistesleben in Anspannung der besten Kräfte, in Selbstbeherrschung und tätiger Bruderliebe. Aber so sicher dieses ist, ebenso sicher ist es auch, daß jenes animalische Genießenwollen durch nichts so sehr genährt und immer neu angestachelt, die gewissenhafte Selbstkontrolle aber durch nichts so fortwährend betäubt und stumpf gemacht wird, wie durch die stromweise über alle Schichten der Gesellschaft sich ergießenden narkotischen Getränke. So wirft der Alkohol den Menschen, wie Prof. v. Gruber sich ausdrückt, in den Zustand der Wildheit zurück: ein Feind edlerer sozialer Gesittung, ein Desorganisator.

Was die Sozialwissenschaft erkannte, deckt sich in jedem Stück mit dem Befund der Naturwissenschaft: wie im Einzelorganismus, so ist im großen Gesamtorganismus der Menschheit der Alkohol durchweg ein aufrührerischer Störer und Zerstörer.

Als solcher hat er sich nun entpuppt, der früher als Freund galt. Jetzt kennen wir seine wahre Natur. Sein Bild aus der naiven Periode ist unwiederbringlich dahin. Die Kritik hat es zerschlagen. Und wer einmal kritisch geworden ist, für den gibt es keine Rückkehr zur Naivität des Kindesalters.

In nichts aber treffen Natur- und Sozialwissenschaft so sehr zusammen, wie im Urteil über die Rolle, die der Alkohol im Prozesse der Degeneration spielt.

Hier kommt nicht nur in Betracht, daß, um mit den Worten des berühmten Mediziners Prof. Dr. Erb zu sprechen, „der Alkohol zweifellos der gefährlichste Alliierte der venerischen Krankheiten" ist, die ihrerseits einen der mächtigsten Faktoren der Entartung bilden. Neben dieser mittelbar degenerativen Wirkung geht einher die unmittelbare: die vorhin geschilderten Störungen, die der Alkohol in der Werkstätte anrichtet, wo das Gewebe für den Leib des kommenden Geschlechts bereitet wird. Die von Prof. Forel-Zürich nachgewiesene Keimvergiftung durch den Alkohol erklärt es, warum „ein großer Bruchteil der Trinkerkinder talentlos, schwachsinnig, irrsinnig und blödsinnig, unstet, willensschwach, unlenksam, genußsüchtig und exzessiv, ja aller sozialen

Empfindungen bar, moralisch irrsinnig ausfällt" (Prof. M. v. Gruber). Daß mit zunehmendem Maße des väterlichen Alkoholkonsums eine ganze Reihe offenkundiger Degenerationssymptome (wie Zahnkaries, Tuberkulose, Nerven- und Geisteskrankheiten, verminderte Stillfähigkeit) ebenfalls sich steigert, daß diese Erscheinungen auch schon bei den Kindern der gewohnheitsmäßig mäßig Trinkenden stärker auftreten als bei den Kindern der Enthaltsamen, ist von Prof. G. v. Bunge-Basel nachgewiesen worden. „Es gibt" — so sagt hierüber der berühmte Hygieniker Prof. M. v. Gruber-München — „nur noch ein Gift, das als Volksverderber dem Alkohol gleichkommt, ihn vielleicht sogar in manchen Stücken übertrifft: das Gift der Syphilis. Seit der Entdeckung Amerikas wütet es neben ihm unter den europäischen Nationen." Dieses Gift aber verbreitet sich zum großen Teil unter dem Einflusse des Alkohols. „Höchstens zwei Infektionskrankheiten, die Tuberkulose und die Syphilis, können" — nach dem Urteil des angesehenen Klinikers Prof. Strümpell — „an Ausbreitung und Bedeutung dem Alkoholismus an die Seite gestellt werden." „Der chronische Alkoholismus ist die weitverbreitetste Krankheit der Welt", sagt der hervorragende Berliner Chirurg Dr. König.

Mit geradezu blendender Deutlichkeit ergibt sich hieraus die rassenhygienische Bedeutung der Alkoholfrage. Sie ist wohl der wichtigste Punkt in der ganzen, so überaus vielseitigen Sache. Und die Antialkoholbewegung ist, wie Dr. Elster sagt, „die Selbstbesinnung des Kulturmenschen" auf seine Pflicht gegenüber den kommenden Geschlechtern und der Kulturzukunft. „In dem harten Wettkampf der Völker wird nur dasjenige Volk die erste Stelle erlangen und behaupten, welches an Körper und Geist das gesundeste ist" (Prof. A. Strümpell-Leipzig). Und daraus entnehme man die Antwort auf die Frage, ob auch für unseren, wahrlich schon hart genug kämpfenden Volksstamm der Alkohl noch ein Freund sein kann.

Nur die grob-augenfälligen Erscheinungen der Degeneration wurden soeben angedeutet. Als solche sind u. and. noch zu nennen: die abnehmende Militärtauglichkeit, die vermehrten Geisteskrankheiten, die gesteigerte Zahl der Selbstmorde, die zunehmende Kriminalität. Der verborgene Nährboden aber, dem diese Entartungserscheinungen entwachsen und den der Alkohol, ohne ihre alleinige Ursache zu sein, doch ganz wesentlich mit schaffen hilft, den schildert der schon genannte hervorragende Gelehrte Prof. von Gruber in einem Vortrage, gehalten in Kassel am 16. September 1908 zur 25jährigen Jubelfeier des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, mit erschütternder Lebendigkeit. Anknüpfend an A. Reibmayrs vielgenannte „Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies" zeichnet er die Bilder der Familien- und Rassendegeneration mit ihrer düsteren Begleitschaft: den typischen Erscheinungen sittlichen Verfalles. Zunehmende Schwächlichkeit und überall sich äußernde Widerstandsunfähigkeit, Sinken des Lebensmutes und Nachlassen der Willenskraft bei sensitiv-ästhetischer Überverfeinerung, „ein Skeptizismus

und Eklektizismus . . ., dem schließlich nichts Festes mehr in Händen bleibt"; „alle intensiven Werturteile über ideelle Dinge, Vaterland, Volk oder wie sie heißen mögen, gelten als altväterische Vorurteile"; „keine Pietät des Herzens mehr für das Überlieferte"; Scheu vor Opfern und Entsagung; zugleich eine immer größere Botmäßigkeit gegenüber materieller Macht und materiellem Reichtum. Aber der Generalnenner aller dieser, unter dem Deckmantel hoher äußerer Kultur sich bergenden Verfallerscheinungen ist und bleibt doch das zügellose Streben nach Genuß. Das die schöne Literatur der letzten Jahrzehnte verunzierende offene Frontmachen gegen die Bändigung der animalischen, insbesondere auch der sexuellen Triebe ist die unverhohlenste Äußerung dieses modernen Genußkultus.

Die sich mehrenden Degenerationserscheinungen hält ein so tief blickender Sozialhygieniker, wie Prof. v. Gruber, nur wenn die Mitwirkung eines Giftes angenommen wird, für erklärbar, und nach diesem, sagt er, brauchen wir nicht lange zu suchen, es ist der Alkohol. Wieso aber auch unter der Hülle glänzender äußerer Kultur mit hohen Arbeitsleistungen die Degeneration sich schon vorbereiten kann, hat Dr. Wlassak in seinem Vortrage „Das Problem der Degeneration" (1909) näher beleuchtet, und auch er betont, neben anderen Momenten, mit größtem Nachdruck die Wirkungen des Alkohols auf die Nachkommenschaft, hinsichtlich deren wir bereits auf sicherem wissenschaftlichen Boden stehen. „Mit den Genußgraden", sagt er, „steigt die Zahl der degenerierten Nachkommen. Auch leichterer Alkoholismus hat also — wenn auch seltener — degenerierende Wirkungen. Und dabei dürfen wir nicht vergessen, daß offenbar ein großer Teil der Alkoholwirkungen auf die Nachkommen unserer Beobachtung entgeht, weil immer nur die deutlichen Krankheitserscheinungen, nicht aber verminderte Leistungsfähigkeit und dergl. in den Zahlen der Statistik erscheinen kann, und weil die durch Generationen gehäufte Alkohohlwirkung sich dem direkten Nachweis noch entzieht."

Daß im Genußleben große, imposante Kulturgebilde zerfallen und dahingeschwunden sind, lehrt die Geschichte. Die eifrigsten Unterminierer waren dabei geschlechtliche Zügellosigkeit und Alkoholberauschung. Von dieser aber droht unserer Zeit eine größere Gefahr, als frühere Generationen sie je gekannt haben. Denn „der Alkoholkonsum, der früher — einzelne Weinländer vielleicht ausgenommen — ein Vorrecht der Reichen war, ist durch die Großproduktion von Bier und Branntwein und die modernen Verkehrsverhältnisse ein ganz allgemeiner geworden."

Wenn Gelehrte, wie die Genannten, die keine Schwarzseher sind, es nötig finden, einen Warnruf vor dem Alkohol, als schwerstem Rasseschädiger, ergehen zu lassen, wenn Gruber „die Alkoholfrage in ihrer Bedeutung für Deutschlands Gegenwart und Zukunft" in großem kulturgeschichtlichen Rahmen behandelt und einem Lande von so fest gefügter Macht und Gesittung das drohende Bild der Entartung vorhalten muß, wenn im preußischen Ab-

geordnetenhause der Kultusminister Dr. Studt 1903 sagte: „Das Bild, das uns hinsichtlich der Verheerungen des Alkoholgenusses die Zukunft der deutschen Nation bietet, kann garnicht düster genug geschildert werden", wenn sogar Bismarck den „Trinkteufel" den „diabolus germanicus" nannte und nach Schutz seines Volkes gegen ihn suchte — welche Mahnung vollends für einen kleinen, abgesplitterten und in seiner Existenz bedrohten Volksstamm, wie der unsrige, auf die Zeichen der Zeit zu achten und solchem Rufe das Ohr zu öffnen!

Oder sollten wir bei uns nicht solche Anzeichen finden, die auch vor uns deutsche Balten, wenn wir nicht morituri, sondern resurrecturi sein wollen, mit der großen Forderung hintreten, die bei Prof. v. Gruber in den Ruf ausklingt:

„Einen neuen heiligen Frühling müssen wir aussenden von körperlich und geistig kerngesunden jungen Menschen, die es als höchste Pflicht empfinden, nicht nur selbst tüchtig zu sein, sondern auch ihrem Volke tüchtige Kinder zu schenken! Dieses hohe Ideal wird sie dann feien, nicht nur gegen die Verheerungen des Alkohols, sondern gegen die Verheerungen der Genußsucht, dieser Urquelle alles Übels, überhaupt."

Blicken wir um uns! Haben wir noch einen solchen Überfluß an Kerngesunden, die im Vollbesitz körperlicher und geistiger Kraft sind? Einer Kraft, der es Lust und Freude ist, wenn's heißt: „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen"? Oder geht nicht auch bei uns hier ein Riß und dort einer durch solche Vollkraft? Müssen die Zahlen uns nicht mit Gram und Sorge erfüllen, die die Statistik des Vereins zur Förderung der Volkswohlfahrt zutage gefördet hat, wonach in Riga von den venerisch infizierten Männern fast 1/8 Jünglinge unter 20 Jahren, nahezu 1/4 Ehemänner sind, wobei mehr als die Hälfte von ihnen unter dem Einfluß des Alkoholgenusses sich mit den schmutzigen Krankheiten imprägnierten, die nachher zur Kinderlosigkeit oder zu schwächlicher Progenitur führen? Und weiter: ist die Wanderung in die Sanatorien und all die Neigung, sich aus dem Tatenkampfe zurückzuziehen, ist der auffallende Mangel an praktischem Unternehmungstriebe kein Zeichen der Zeit in unserem Heimatlande? Sind ihrer so übermäßig viele, der immer Frischen, die noch nicht angekränkelt sind von der Nervenmodekrankheit und ihrer Gedankenbläsle, der theoretisierenden Passivität?

Und wie ist es bestellt mit dem Umfange des Nachwuchses? Klingen sie nicht erschütternd, dem Patrioten kalt ans Herz greifend, die Berichte aus den deutschen Kirchengemeinden mit dem Rückgange der Geburten, deren Zahl die der Sterbefälle nicht mehr erreicht?

Die Sorge um die Erziehung der Kinder unter den lastend schweren Schulverhältnissen, die Sorge vollends, wie sie im späteren Leben, jetzt wo die Berufsmöglichkeiten sich für uns so eingeengt haben, ihren Weg finden sollen — umfängt sie uns nicht wie ein „graugestricktes Netz"? Ein verdoppelter, ein

verzehnfachter Lebensmut ist nötig, damit wir Sinn und Gemüt aus den Maschen dieses Netzes ziehen, die uns täglich in sich einspinnen wollen und beständig die Furcht vor dem Kindersegen erneuern. Aber nicht nur ein neu quellender Lebensmut ist nötig. Nötig ist, daß der patriotische Wille und der Geldbeutel einen Pakt miteinander schließen, dahin, daß keiner von ihnen abrüsten darf und daß sie in allen Nöten fest zueinander stehen wollen. Innigste Verbündete sollen sie sein. Für solchen Pakt aber, daß er zustande komme und konsequent aufrechterhalten werde, ist der Alkohol der schlechteste Makler. Denn er sorgt unablässig dafür, diese beiden Bundesgenossen, die einen Weg gehen sollen, zu entzweien. Er schwächt beide. Und er wiegelt, mit seiner leichtfertigen Verlockung zum Augenblicksgenusse, den Geldbeutel beständig auf, sich der Dienstbarkeit zum patriotischen Willen, in die er hineingehört, zu entwinden. Ein so raffiniert unehrlicher Makler — kann er unserem Volkstum ein Freund sein?

Ein Nachwuchs voller Lebenskraft, dem wir Gesundheit des Leibes und Geistes mit auf den Weg geben, und dem wir dazu auch noch einen Heckpfennig in die Wandertasche stecken können, wenn er seine beschwerliche Lebensreise nun antreten wird — wir wissen jetzt, da wir das Gebahren des Alkohols kennen, was wir von ihm für eine Beihilfe zur Erreichung dieses Zieles zu erwarten haben. In diesem Ziel aber liegt die Frage unserer Zukunft beschlossen.

Man weiß, daß der Soldat und der Matrose, der Bergbesteiger und Sportbeflissene, jeder, der auf strapazanter Expedition begriffen ist, den Alkohol meidet. Denn er würde ihm ein Stück der Kräfte abbröckeln, von denen er doch nicht das Geringste missen kann. Wir sind mitten in der Expedition, wir haben Bergtouren zu leisten, wir befahren die See, und sie ist stürmisch — müssen wir da nicht alles fernhalten, was uns unfähiger macht, die Strapazen solcher Expedition zu überstehen?

Die Seeluft und die Höhenluft einer großen Stellung zum Leben und zu der Pflicht, die das Leben in unserer Heimat uns gerade jetzt auferlegt, verträgt sich mit nichts, was an die Atmosphäre des Bierphilistertums erinnert oder auch nur von ferne den Anstrich des Parasitär-Schwelgerischen hat, für das es nur eine Gegenwart gibt, ohne Pflicht von der Vergangenheit her und ohne Pflicht für die Zukunft hinaus. Wir brauchen den Höhenblick über das Leben hin, der uns selbst unsere eigene Lebensreise erkennen läßt als eine Wegstrecke auf der durch 700 Jahre nun schon gelegten Straße. Wir gehören nicht uns selbst. Wir haben die Straße weiter zu bahnen, die unsere Vorfahren durch viel Geklüft und Gestrüpp ziehen mußten und mit Gottes Hilfe gezogen haben, und auf der unsere Kinder den Marsch fortsetzen sollen. Sorgen wir, daß die Straße bergan führe! Daß uns der Höhenblick und die Höhenluft einer großen Weltanschauung begleite, vor der ein kleinliches Ansichselbstdenken und Miteinanderhadern in nichts zerstieben muß, wie Dunst vor der höher steigenden Sonne! Wir haben keine Zeit und keine Kraft übrig,

weder für das Wohlbehagen, noch für den inneren Hader, die da beide gedeihen im Dunstkreise des Kleinlichen. Klein aber ist das Genießen, so macht es auch klein. Und es reiht sich mit all seinen spießbürgerhaften Begleitern am liebsten und bequemsten an das alte, überall hingespannte Gewohnheitsseil der Trinksitte. Dies Seil zieht uns in die Niederungen. Wir glauben vielleicht, uns daran emporzuwinden, aber eben dieser Wahn, Stärkung zu finden, wo wir nur Schwächung ernten, ist ja nichts anderes, als die charakteristische Funktion des Alkohols: jene betrügerische Illusion, die uns die eigene Kraftquelle als stärker empfinden läßt, denn sie wirklich ist, und uns den Widerstand der Außenwelt als geringer vorspiegelt, denn er wirklich ist. Solche Illusionen, die der Alkohol als treuer Alliierter der Selbstzufriedenheit schafft, sind kein Freund für unsere Arbeit am Volkstum. Sie sind der stärkste Gegensatz zu nebelfreier Höhenluft, in der wir uns selbst und die Zustände, die uns umgeben, so sehen, wie wir und sie wirklich sind.

Mit Recht ist jetzt oft davon die Rede, daß man Opfer bringen soll. Was aber ist denn der Begriff des Opfers? Das Scherflein, das sich der, der wenig hat, von diesem wenigen abknappt, das ist ein Opfer, und das, was der Bemittelte sich am gewohnten Behagen versagt, obwohl es ihm sauer fällt, auch das ist ein Opfer. Woran aber soll es denn abgespart werden? Die Antwort ist nicht schwer. Es ist nicht ratsam, daß man seltener ins Theater gehe oder aufhöre, sich gute Bücher zu kaufen, denn das fördert unsere Bildung und stärkt unsere innere Kraftquelle. Auch eine gelegentliche Reise ist ebenso lehrreich und den Blick erweiternd, wie erfrischend und gesundheitsfördernd. Aber der Alkoholgenuß belehrt weder, noch fördert er die Gesundheit. Da ist die Stelle, wo man sparen kann. Vollends auch deshalb, weil, je mehr wir diesen Nichtfreund unseres Volkstums zum Rückzuge nötigen, auch mancher andere, völlig überflüssige Luxus unmerklich schwinden wird. Ja, es gibt wohl keinen Punkt, an dem in so konkreter und wirksamer Weise der Hebel zur Vereinfachung unserer Lebensbedürfnisse angesetzt werden kann, wie durch möglichste Schmälerung des Alkoholgenusses. Und das ist sicher: alles, was unseren Lebenszuschnitt schlichter und gesunder macht, stärkt direkt und indirekt unsere patriotische Kraft, vermehrt ihre inneren Nähr- und ihre äußeren Hilfsquellen.

Auch noch an ein anderes dabei zu denken, haben wir allen Grund. Es frommt, das wissen wir, unserem Volkstum nicht, wenn wir Angehörigen der höheren Stände uns aristokratisch absondern von unseren Stammesbrüdern in einfacherer Lebensstellung. Mit ihnen zu empfinden, in den Rahmen ihres Lebens und ihrer Bedürfnisse uns in lebhaftem Zusammengehörigkeitsgefühl hineinzudenken, auf jede Weise die Gemeinschaft mit ihnen zu pflegen, das wird wiederum gerade jetzt eine der wichtigsten Aufgaben zum Besten unseres Deutschtums.

Für sie aber, die schwerer gegen die Not des Lebens anzukämpfen haben, ist der Alkohol am allerwenigsten ein Freund, gerade weil sie meist noch bei

der naiven Stellung zu ihm verharren, die ihn ihnen als stärkenden und sorgenverscheuchenden Freund vortäuscht. Wie mancherlei läßt sich für ein bescheidenes Heim an Verbesserungen, an Annehmlichkeiten, die Herz und Geist bereichern und erfreuen, beschaffen, wie mancherlei an Ausgaben für Wiederherstellung aufgeriebener Gesundheit ersparen, wenn möglichst wenig Geld auf den Alkoholgenuß geht! Wieviel eher werden dann auch die Mitgliedsbeiträge für den Deutschen Verein, die sich jetzt so oft nicht auftreiben lassen, bereitliegen und gerne gezahlt werden! Ja, dann wird auch aus diesen Kreisen noch mancher Groschen beigesteuert werden können für Handwerkerlehrlingsheime und andere große gemeinsame Zwecke.

Um welche Gesellschaftskreise es sich aber auch handeln mag — die Weltanschauung des Genießens ist eine Gefahr für jeden. Für die Höhergestellten mit ihren größeren Aufgaben und der größeren Versuchung zum Luxus gewiß noch mehr als für die Niederen. „Es kommt" — so sagt Goethe, der große Verkünder einer Weltanschauung der Tat — „im Leben nur auf das Handeln an, das Genießen und das Leiden finden sich von selbst". „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich," so schrieb Goethe schon als Dreißigjähriger in sein Tagebuch, und einige Zeit darauf: „ich trinke fast keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben". Und als fast Sechzigjähriger nennt er in einem Brief an seinen Sohn den Wein „ein Getränk, das mehr, als man glaubt, einem besonnenen, heitern (!) und tätigen Leben entgegenwirkt". So sprach vor hundert Jahren der größte unter den Lebenskünstlern, der immer Schaffensfreudige, der Dichter, dessen Lieder von sonnigster Heiterkeit strahlen. Selbst noch in der naiven Periode, dem Alkohol gegenüber, stehend, fühlte er voraus, was sich in der kritischen so vollauf bestätigen sollte.

Noch immer schätzt man den Alkohol gerade als belebendes Element für die Geselligkeit. Aber blicken wir auch darauf etwas kritischer: was macht denn genügsamer mit dem, was man selbst für die Geselligkeit beisteuert und was man von ihr für sich erwartet, als der Alkohol? Und wie viele Menschen, die kaum etwas tieferes miteinander zu teilen haben, werden durch diesen künstlichen Kitt für lange Stunden zusammengehalten, wo Zeit, Geld und Kraft daraufgehen, ohne irgend welchen edleren Gewinn, für Stunden, die öde sind, ohne den Zechenden selbst öde zu erscheinen! Man mißtraue doch etwas der gangbaren Rede von den Vorzügen des Alkohols für die Geselligkeit oder unterschätze wenigstens nicht die ihnen entgegenstehenden großen Nachteile. Und man versuche es nur erst mit einer Geselligkeit, in der nicht, wie jetzt noch fast immer, dem Alkohol der zentrale Platz eingeräumt ist, sondern wo, neben gehaltvollem Gedankenaustausch, literarische und künstlerische Darbietungen — wie schön ist dazu die Musik und die heitere dramatische Muse — an diesen Ehrenplatz treten! Man versuche es nur mit einer Geselligkeit dieser Art, wo eine nicht künstlich (auf mechanischem Wege) ange-

fachte Heiterkeit frei walten darf und die sich nicht, wie jetzt ganz unnützerweise unter dem Alkoholstimulus, bis tief in die der Ruhe vorbehaltenen Nachtstunden ausdehnt! Ob wir wohl darauf hoffen dürfen, daß die Frauen uns hierbei helfen werden, und daß bei ihnen ein offenes Ohr finden wird, was Dr. Elster in seiner Schrift „Frauentum und Trinksitten" von der entscheidenden Bedeutung der Frauen für die Umwandlung dieser Sitten sagt? Und wird uns nicht auch die Jugend dabei helfen? Jugend ist ja Trunkenheit ohne Wein, sie ist erfinderisch! Wir werden dann vielleicht allmählich selbst erfinderischer werden in natürlicher Belebung der Geselligkeit, als jetzt unter dem bequemen Zeichen des Alkohols. „Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!"

Daß, gleich den Sitten, die Unsitten zähe und beharrlich in ihrer Herrschaft sind, davon macht freilich die Trinkunsitte erst recht keine Ausnahme. Aber der kritische Geist, der jetzt mit allen Waffen der Wissenschaft und einer sozialen Denkungsart ausgerüstet, dem Alkohol gegenüber auf den Plan getreten ist, läßt sich nicht mehr aus dem Felde schlagen. Sein Vordringen ist für die Dauer nicht aufzuhalten. Er wird Schritt vor Schritt auch den am festesten eingewurzelten Anschauungen den Boden abgewinnen.

Eine gewisse Wandlung in diesem Sinne oder wenigstens die Anfänge einer solchen sind schon jetzt, auch hierzulande, gar nicht zu verkennen. Von derartigen Fortschritten, wie in England, sind wir natürlich noch meilenweit entfernt: dort ist, und zwar gerade in den vornehmeren Kreisen, die Trinksitte bereits gebrochen; der praktische und lebenskluge Engländer hat, als er erkannte, daß der Alkohol seiner Leistungskraft abträglich war, ihn ohne vieles Theoretisieren, wo nicht ganz verbannt, so doch sehr stark zurückgeschoben. Ungefähr sieben Millionen Menschen, fast ein Sechstel der Bevölkerung, haben sich in England der Enthaltsamkeitsbewegung angeschlossen, aus eigener freier Einsicht, ohne jeden Zwang. Dr. med. Pfleiderer-Ulm berichtet, daß er während eines dreiwöchigen Aufenthaltes in England keinen gebildeten Engländer hat Alkohol genießen sehen. Aber, wie gesagt, auch bei uns mehren sich die Zeichen einer zunächst skeptischen, aber auch schon direkt kritischen Stellung dem Alkohol gegenüber. Man kann sich dem starken Zuge der Zeit nicht verschließen. Als tägliche Beigabe zu den Mahlzeiten ist der Alkohol auch hier schon seltener geworden. Der früher allgemein übliche Schnaps zum Imbiß wird immer häufiger zurückgewiesen. Alkoholfreie Getränke beginnen den alkoholischen die Alleinherrschaft streitig zu machen. Auch scheint das Verständnis dafür allmählich aufzudämmern, worum es sich bei der ganzen Alkoholfrage überhaupt handelt, nämlich um ein gewaltiges soziales und rassenhygienisches Problem, — daß aber auch, abgesehen von den durch den Alkohol großgezogenen sozialen Massenübeln, jeder Einzelne Grund hat, sich mit dieser Frage ernstlich auseinanderzusetzen, in einer Zeit, die mehr als je die Frischerhaltung geistiger und materieller Kraft für den Lebenskampf und für positive Kulturzwecke fordert.

Vereinigungen zur Bekämpfung des Alkoholismus sind auch in unserer Mitte ins Leben getreten. In Riga entfaltet neben anderen die hierfür gebildete Sektion des Vereins zur Förderung der Volkswohlfahrt, soweit es ihre noch nicht zahlreichen Arbeitskräfte und sehr beschränkten Mittel erlauben, eine rührige Tätigkeit. Sie unterhält eine permanente Antialkoholausstellung, sowie eine Bibliothek und nimmt sich der Schriftenverbreitung und sonstigen Propaganda an. So wird der großen und guten Sache allmählich doch Bahn gebrochen, in der Hoffnung, daß auch größere Kreise des Publikums Interesse und aktive Mitwirkung dem gemeinsamen Werke entgegenbringen werden. Zugleich besinnt man sich auch bei uns ernstlicher auf die Pflicht der Gesellschaft, sich der Trinker, die als Opfer der allgemeinen Trinksitte eine Kollektivschuld verkörpern, anzunehmen. Die Rigaer Stadtdiakonie, das Blaue Kreuz und andere Vereine widmen sich dem schon jahrelang. Jetzt hat der Johannesverein die Errichtung einer Trinkerheilstätte bei Riga in die Hand genommen. Im Februar 1911 ist in Riga eine Guttemplergesellschaft zusammengetreten; Reval will darin, wie es scheint, folgen, vielleicht auch Dorpat.

Dem in Dorpat bestehenden Abstinentenverein sind unter anderem auch schon einige Studenten beigetreten. Wer hinsichtlich der Trinkgewohnheiten in den Dorpater und auch in den Rigaer Studentenkorporationen das Einst und Jetzt vergleicht, sieht mit Freude, daß ein Zug zur Besserung da ist. So ist z. B. die Vormittagskneipe, dieser äußerste Verderb, teilweise beseitigt. Der frühere Trinkzwang ist in sichtlichem Zurückweichen begriffen. Hier und da sollen sich schon korporelle Studenten finden, die sich von der Trinksitte überhaupt fast ganz frei gemacht haben. Daneben finden sich allerdings zuweilen noch traurige Überreste solcher Trinkunsitten, die in ihrer Barbarei ganz mittelalterlich anmuten.

Aber zu hoffnungsfrohem Optimismus berechtigt trotzdem die Tatsache, daß in unserer studentischen Jugend, auf der die Zukunft der Heimat ruht, sich das Streben regt, aus altem Unwesen herauszukommen. Daß dies Bestreben aus dem Schoße der Studentenschaft selbst hervorgeht, ist am freudigsten zu begrüßen. Wir sprechen es laut aus, daß solches Streben von gesundem Sinn und Mannhaftigkeit zeugt. Geist und Körper frisch und unverbraucht zu erhalten für den Dienst der Heimat, das ist männlich. Und die Studenten, die darin, dem Unsinn eines alten verrotteten Saufkomments zum Trotz, vorangehen, können des vollen Beifalls der Bestgesinnten im Lande sicher sein. Sie können das stolze Bewußtsein haben, sich nicht nur auf die Höhe ihrer Zeit hinaufzuarbeiten, sondern auch der Heimat den hochbedeutsamen Dienst zu leisten, den sie von ihnen braucht und erwartet. Denn unter dem Zeichen des „Paragraphen 11" werden wir nie und nimmer siegen. Aus der Studienzeit haben so manche der Älteren die üble Gewohnheit ins ganze spätere Leben hinübergenommen und dadurch aus sich und ihrem Leben nicht das gemacht, was sie ohne diesen Hemmschuh daraus hätten machen können. Möge die Jugend

mit dieser Tradition immer entschlossener brechen, möge sie über das Gestrige hinauswachsen, als Vorbotin und Anbahnerin einer besseren Zukunft!

Hoffnung, daß es so sein wird und daß wir nicht stehen bleiben, sondern vorwärts gehen, gibt auch das in pädagogischen Kreisen erwachende Verständnis für die Tragweite der Alkoholfrage und für die uns daraus erwachsende unbedingte sittliche Pflicht, schon die Schuljugend mit den Alkoholgefahren bekannt zu machen, um sie nicht ohne Schutz dagegen ins Leben zu entlassen. Es sind in Riga schon über 1000 Elementarschulkinder, die Antialkoholunterricht erhalten und ihm mit großem Interesse folgen. Wann kommen die Mittelschulen an die Reihe? Die Einwirkung auf die noch unverbildeten Gehirne ist auch in anderen Ländern (England, Skandinavien) überall als eines der besten Mittel für die Alkoholbekämpfung erprobt worden. Darum ist gerade diesen Bestrebungen kräftigster Fortgang zu wünschen.

Der rasche Aufschwung des Sportwesens ist ein weiteres, hocherfreuliches Zeichen gesunden Fortschrittes. Spiel und Sport, je mannigfaltiger sie geübt werden, können dem weichlich-passiven Genusse der Alkoholbetäubung am wirksamsten den Boden entziehen. Das hat wiederum die englische Jugend am frühesten erkannt und zur Tat gemacht. Ein blühendes Sportwesen, das ist wirklich ein Freund unseres Volkstums.

Und damit fallen auf gleiche Stufe alle die Unternehmungen, für die unseren Deutschen Vereinen nicht warm genug gedankt werden kann, wenn sie die Städter hinausführen zu Wanderungen durch die freie Natur, wenn sie, die Heimatkunde ausbauend, zugleich den Sinn für die Naturschönheiten der Heimat und für den Naturschutz pflegen und die Freude daran wecken. Das ist eine Freude, als schöner Götterfunke innig verwandt d e r Freude, die wiederum die Deutschen Vereine uns immer neu entzünden, wenn sie aus schwerem Alltagsleben uns hinausführen in die große, heitere Geisteswelt deutscher Literatur und Kunst. Gegen alle solche Freude, in der die wahre, nicht durch Narkose erzeugte Euphorie wohnt, erhebt der gegen den Alkohol aufstehende kritische Geist keine Einsprache, im Gegenteil, er bekräftigt sie als lebenförderndes Element.

Denn Freude braucht der Mensch, wie er die Sonne braucht. Und dem Genußprinzip steht gegenüber nicht nur ein hehres und schönes, aber oft starr und düster erscheinendes Pflichtprinzip, sondern die helle und ewig bewegliche Idee der Freude. Und wenn wir die Schale des Genusses sich spärlicher füllen sehen, um so reichlicher soll sich die Schale füllen, aus der die reine Flamme der Freude und Begeisterung emporglüht, der Freude an einer überreichen Gotteswelt, in der auch wir voller Liebe und Tatenlust zu wirken berufen sind. Solche Freude ist ein Freund unseres Volkstums, denn sie wird ihm zur inneren Kraftquelle!

Nachdruck verboten.

# Er und Sie.

## Dialoge und Briefe.

Von Anna Stahl-Schroeder. (Peterskapelle in Livland).

### Sommertage.

(Eine große, mit Blumen besetzte Veranda vor einem livländischen Gutshause.)

Er: Darf man erfahren, gnädige Frau, was Sie da lesen?

Sie: „Une Idylle cérébrale.“ Es ist der Briefwechsel zwischen Marie Baschkirtzew und Maupassant. — Aber ich muß sagen, mir gefällt Maupassant nicht, — ich liebe ihn nicht!

Er: Wie kann man ihn nicht lieben! Maupassant ist wie Champagner!

Sie: Ja, das sagt man .... Auch der feine Kenner der weiblichen Psyche wird er genannt!

Er: Ist er das nicht?

Sie: Solange ich mich selbst in seinen Werken noch nicht gefunden habe, kann ich ihn keinen Frauenkenner nennen.

Er: Sie sind so vielseitig und urteilen so einseitig!

Sie: Meine oder anderer Leute Vielseitigkeit wäre ja nur eine Bestätigung meiner Ansicht. Wenn der Dichter Hunderte von Lebensäußerungen in den einzigen Kristall seiner Dichtung leitet, müßte doch der Leser unter den ausgestrahlten Farben mit allen ihren Schattierungen mindestens eine Nuance seines tiefsten Wesens finden.

Er: Allerdings, Sie haben recht!

Sie: Ich habe in Paris in einem Park — ich glaube, es war der Park Monceau — ein Denkmal Maupassants gesehen. Da sitzt auf den Stufen, die zum Postament führen, eine weiße Marmorfrau in Gesellschaftstoilette und Stöckelschuhen. Ich weiß nicht, ob es eine allegorische Figur oder eine Person aus seinen Romanen sein soll. Jedenfalls finde ich diese Gestalt sehr bezeichnend: ein schmachtendes Gesicht und wenig Seele.

Er: Es wird wohl das Symbol der ihn verehrenden Frauenwelt sein. Aber, gnädige Frau, Sie sind nicht objektiv in Ihrem Urteil.

Sie: Und Sie urteilen sehr subjektiv, denn Ihnen gefallen Maupassants Frauen und mir gefallen sie nicht.

Er: Mir gefällt nur eine Frau, und die habe ich noch in keinem Roman gefunden.

Sie: Sonst ist das Gegenteil der Fall. Man hat ein Idealbild und findet es auf Erden nicht. — Ich bin übrigens sehr für ein subjektives Kunsturteil — es hat einen intimen Reiz.

Er: Jedenfalls wird ein Kunsturteil nur dann überzeugend wirken, wenn die äußere Form kühler Sachlichkeit von innerem Empfinden durchwärmt wird.

Sie: Lesen Sie doch diesen Briefwechsel zwischen den beiden interessanten Menschen. Sie ist wie ein spielendes Kätzchen in ihren Briefen und er — der große Frauenkenner versteht sie nicht. Er ist — gelinde gesagt — unhöflich.

Er: Das kann nur daran liegen, daß sie eine von den vielen war, die ihn mit ihren Briefen belagerten, und da verlor er die Geduld.

Sie: Nicht jede besaß so viel Grazie und Esprit wie Marie Baschkirtzew.

Er: Sollten wir nicht auch korrespondieren?

Sie: Das wäre ja nichts Neues! Wir haben doch schon als Kinder Briefe gewechselt. Ich erinnere mich eines Briefes, in welchem Sie mir einen wilden Ritt schilderten, den Sie ohne väterliche Erlaubnis unternommen hatten.

Er: Ach, unsere Ritte! Wissen Sie noch, wie wir durchaus über einen breiten Graben setzen wollten und unsere Reitpferde sich standhaft weigerten, uns den Gefallen zu tun? —

Sie: Ja, erst kletterten sie vorsichtig mit ruckweisen Schritten in die Tiefe des trockenen Grabens und dann ebenso bedächtig wieder heraus. Von den feinen seelischen Beziehungen zwischen Roß und Reiter merkte man da nichts. Unsere Reittiere blieben von unserer Aufregung gänzlich unberührt.

Er: Es waren solide Tiere mit genügender Lebenserfahrung, ohne jeden Ehrgeiz. Andere wurden uns nicht anvertraut.

Sie: Wir waren gute Kameraden. Aber warum reiten Sie jetzt nicht mehr? Im vorigen Sommer habe ich Sie doch häufig zu Pferde gesehen.

Er: Der Arzt hat es mir verboten. Der Lungen wegen.

Sie: Das tut mir leid um Ihretwillen.

Er: Es ist ja nur zeitweilig. Ganz darauf verzichten kann ich nicht. Unser alter Doktor ist zu gefährlich. Ich bin ganz gesund. Bei keinem anderen Sport hat man in so hohem Maß dieses jauchzende intensive Lebensgefühl wie beim Reiten.

Sie: Sie meinen das Dahinjagen über eine weite Ebene.

Er: Ja. Vielleicht hat man auf dem Gipfel eines hohen Berges eine ähnliche Empfindung — aber wir haben ja in Livland keine Gelegenheit das kennen zu lernen.

Sie: Ich liebe auch alle Reiterlieder. Besonders die, in welchen die edle Schönheit eines Rassetieres plastisch angedeutet wird. Eins der schönsten ist „Mein altes Roß" von Strachwitz.

Er: Ich kenne das Gedicht. Es ist ein kleiner Roman in Versen:

„Verhängt den Zaum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß;
Dumpfhallender Huf
Und Wachtelruf
Und fern ein rauschender Fluß."

Sie: In den Versen liegt wiegender Rhythmus. Wie hier der Ritt durch die tauige Sommernacht geschildert wird, — das konnte nur einer, der es selbst erlebt hat!

Er: Die Phantasie des Dichters erhellt wie ein Scheinwerfer einen Augenblick aus dem Leben zweier Menschen. Wir erfahren, daß sie einander zugetan waren und dann getrennt wurden.

Sie: Ja, dann war das Ende da. Das ist kein Ausnahmeschicksal, das kommt alle Tage vor. Aus diesem echt menschlichen Inhalt hat die feine Dichterhand ein Kunstwerk geschaffen. Stoff und Form, Mensch und Künstler sind hier eine vollendete Einheit.

Er: Fontane sagt in seinen Lebenserinnungen von Strachwitz: „Er war wie seine Lieder: jung, frisch, gesund, ein wenig übermütig . . .

Sie: So habe ich ihn mir auch vorgestellt.

Er: Und dann mußte er doch sehr bald die grüne Erde verlassen. So wird es auch mir gehen.

Sie: Ach, was Sie sagen! — Ich denke, wir werden beide noch sehr lange leben.

Er: Darf ich Ihnen schreiben?

Sie: Bitte, es wird mich interessieren, etwas aus der alten Musenstadt zu hören.

Er: Also nur unser Städtchen wird Sie in meinen Briefen interessieren?

Sie: Vielleicht auch Sie! — Aber warum sprechen Sie denn jetzt schon von Ihren Semesteraufgaben. Die Ferien haben kaum angefangen.

Er: Werden Sie antworten?

Sie: Von mir dürfen Sie keine langen Briefe erwarten. Sie wissen, wie einsam ich lebe, seitdem ich Witwe bin.

Er: Diese Einsamkeit und die stete Beschäftigung mit Kunst und Literatur werden Sie nervös machen.

Sie: O nein! — Sie kennen doch den Roman „Königliche Hoheit" von Thomas Mann? Da wird Imma Spoelmann von ihrem prinzlichen Verehrer einmal gefragt, ob die Beschäftigung mit Algebra nicht sehr angreifend sei, und sie sagt: „Ich kenne nichts hübscheres, es ist wie ein Spiel in frischer, kühler Luft." So geht es mir mit den schönen Künsten!

Er: Nicht jeder findet den Weg in diese hohen, kühlen Regionen.

Sie: Daß da unsichtbare Schranken gezogen sind, erhöht nur den Reiz der Einsamkeit. Man steht wie in einem Tempel oder auf Bergeshöhen oder in einem wunderbaren Blumengarten. Es ist wie in einem Märchen.

Er: Und doch sollte Kunst ein Garten für alle sein.

Sie: Da bin ich anderer Ansicht. Ebenso wie es unrettbar unmusikalische Menschen gibt, ebenso gibt es Personen, die kein Verhältnis zur bildenden Kunst gewinnen können.

Er: Ich denke, durch Erziehung kann viel gemacht werden. Man lernt urteilen und richtig sehen.

Sie: Ja, bis zu einem gewissen Grade. Man kennt Namen und Richtungen, erwirbt materialtechnische Kenntnisse, weiß, wen man zu bewundern und wen zu verachten hat. — Aber — schließlich fehlt doch die Hauptsache! —

Er: Welche Hauptsache?

Sie: Was war das treibende Motiv dieser ganzen Bewegung? Das Lebensniveau der Menge sollte gehoben werden. Marmor und Farben sollten Helligkeit in manches graue Dasein bringen. —

Er: Kann es ein edleres Motiv geben?

Sie: Ja, aber die Rechnung stimmte nicht, weil die Hauptsache, die Freude ausblieb. Die schönen Künste sind nur für wenige da. Man kann sie nicht popularisieren. Das Resultat wäre in manchen Fällen gleich Profanation.

Er: Die Führer, die an der Spitze stehen, geben sich die größte Mühe, die Aufnahmefähigkeit der Seele zu bilden.

Sie: Die heutige Kunstfreude ist vielfach nur Heuchelei. Man soll denen, die heucheln wollen, nicht die Wege ebnen.

Er: Ich denke, man muß um der wenigen willen, denen die Kunst Herzenssache ist, die vielen, denen sie keine ist, mit in den Kauf nehmen.

Sie: Die innere Genugtuung, das schnellere Schlagen des Herzens beim Anblick eines Kunstwerks werden denen, die berufen sind, das Ziel weisen.

Er: Sie meinen, unsere Worte sollten nicht das Echo der Kunstkritiker

sein, sondern die Sprache des Kunstwerks sollte uns anmuten wie ein Widerhall der eigenen Sehnsucht.

Sie: Ja, so ungefähr denke ich es mir. Mein alter Kunstgeschichtslehrer sagte: „Um die Quatrocentisten zu verstehen, muß man ein gewisses Alter erreicht haben," — ich möchte sagen: man muß ein gewisses Maß von Leiden durchgemacht haben. Wer durch alle Tiefen der Verzweiflung und alle Tore der Leiden gegangen ist, dem haben Fra Angelicos Engel und deren Schutzbefohlene mehr zu sagen, als dem fröhlichen, oberflächlichen Beschauer, der nur auf Form und Farbe sieht und keine Zeit hat, die Seele des Kunstwerks zu sich reden zu lassen.

Er: Leider kenne ich kein einziges Original von ihm.

Sie: Es wird öde aussehen am Strande des Lebens, wenn die Flut, in der wir stehen, vorübergerauscht sein wird. Diejenigen, die begeistert taten ohne innere Wärme, werden sich fragen: wozu haben wir diese ganze Maskerade mitgemacht? Und die anderen, die zur Auslese gehörten und trotzdem den ersehnten Gipfel nicht erreichen konnten, werden in stummer Resignation verharren. Das wird dann das Ende einer Zeit sein, in welcher sich jeder um jeden Preis mit Kunst beschäftigen mußte.

Er: Schließlich hat sich auch diese Bewegung historisch entwickelt und wird nicht umsonst gewesen sein.

Sie: Ich denke an Winckelmann — der hatte keinen anderen Lehrer, als seinen Idealismus, und der führte ihn wie eine Feuersäule durch die Dunkelheit seines ärmlichen Daseins nach Italien. Was er in Rom sehen wollte, trug er schon in sich.

Er: Er mußte die Erfüllung seiner Sehnsucht mit dem Leben bezahlen. — Aber wie weit sind wir heute von seinem Kunstideal entfernt!

Sie: Sein Kunstideal ist nicht mehr das unsere — aber leider auch nicht mehr sein Idealismus. — Dieser feine edle Geist war ein Fremdling auf Erden.

Er: Das sollten wir doch eigentlich nicht sein! Für mich ist das wirkliche Leben immer die Hauptsache: frisch, heiß, vorwärtsstürmend!

Sie: Das ist auch das einzig Richtige für Sie.

Er: Warum nicht auch für Sie? Wir sind im selben Alter. Warum ziehen Sie sich in die Einsamkeit zurück?

Sie: Da wir im selben Alter sind, bin ich doch eigentlich etwas älter als Sie sind. Nicht wahr, das werden Sie verstehen ohne weitere Erklärung? — Zweimal kann man nicht leben. Ich habe meinen Flügel und die Arbeit im Atelier — und vor allem die Natur — das genügt mir! Und dann sind noch die Nachbarn da. — Wirkliche Einsamkeit gibt's ja garnicht. Dazu ist die Welt zu klein. —

Er: Sie leben wie eine verwunschene Prinzessin in Ihrem stillen Reich. Das Leben ist an Ihnen zum bösen Zauberer geworden, der Sie in den Bann getan hat. Ich wünschte, ich könnte Sie erlösen!

Sie: Suchen Sie nicht nach der Zauberformel. Sie werden das Wort nicht finden.

Er: Ich denke, ich werde es finden . . .

Sie: Wie wär's wenn wir in die Wirklichkeit zurückkehrten? Wollen Sie mich in den Garten begleiten? Ich habe dem Gärtner etwas zu sagen.

Er: Mit Vergnügen.

## Regenwolken.

(Ein Gartensaal mit einem gedeckten Teetisch.)

Sie: Das ist nett von Ihnen, daß Sie mich gerade heute besuchen.

Er: Ich bin nirgends so gern wie hier.

Sie: Sie haben doch Schwestern und Kusinen, da kann es Ihnen an Zerstreuung nicht fehlen.

Er: Ach, die sind langweilig, sie verstehen weder mich noch meine Gefühle.

Sie: Ich liebe bei Männern mehr Gedanken als Gefühle . . . Was wollten Sie sagen?

Er: Nichts.

Sie: Es gibt Personen, die sich stark vom Wetter beeinflussen lassen. Sie gehören, wie es scheint, auch zu denen.

Er: Ja.

Sie: Trösten Sie sich; über Unverstandensein haben alle großen Geister geklagt — nein, — klagen ist nicht das richtige Wort — sie konstatieren nur eine Tatsache. — Haben Sie wieder Maupassant gelesen?

Er: Nein, meine letzte Liebe ist Liliencron.

Sie: Den liebe ich auch — aber mäßig.

Er: Nur mäßig — und wen könnten Sie grenzenlos lieben?

Sie: Ich bin zu anspruchsvoll, um „grenzenlos" zu lieben.

Er: Wenn Sie allen Gefühlsluxus vermeiden wollen, berauben Sie sich selbst des Besten, das die Erde zu bieten vermag.

Sie: Vielleicht.

Er: Haben Sie fleißig geschrieben?

Sie: Ach nein, — es waren so schöne, sonnige Tage, ich bin nur draußen gewesen. In Gedanken kann ich ja weiter arbeiten.

Er: Woran denken Sie?

Sie: Ich habe den Aberglauben, daß man über die Arbeit, die man gerade vor hat, nicht sprechen darf.

Er: Sie dürfen nicht abergläubisch sein, gnädige Frau, das steht Ihnen nicht.

Sie: Ich befinde mich in guter Gesellschaft; Goethe und Napoleon waren auch abergläubisch.

Er: Und Cäsar und Wallenstein auch, und noch viele andere. — Ich verstehe das nicht.

Sie: Mich lockt alles Rätselhafte. Was sich nicht erklären läßt, interessiert mich. — Ich will Ihnen übrigens sagen, bei welcher Arbeit ich gerade bin. Das Thema ist durchaus nicht ungewöhnlich. Ich schreibe über die Eindrücke, die ich in Paris empfangen habe.

Er: Was hat Ihnen da am meisten gefallen? Gewiß die holde Frau im Louvre?

Sie: Auch die war schöner, als ich sie mir vorgestellt hatte. Man kann sich von der Venus von Milo nach Reproduktionen kein richtiges Bild machen. Es ist weniger die Hoheit der Göttin, als der Liebreiz der Erdenfrau, den der Künstler in dies Gesicht gelegt hat und der so bezaubernd wirkt. Sie sieht, trotz der vornehmen Haltung, nicht unnahbar aus. — Den tiefsten Eindruck hat auf mich die Notre-Dame Kirche gemacht. Ohne daß ich sie gerade an dem Tage gesucht hatte, stand ich plötzlich vor ihr — und war freudig

überrascht. Man ist so häufig enttäuscht, wenn man etwas zum ersten Mal sieht, aber hier fand ich mehr als ich erwartet hatte.

Er: Sie hatten doch schon vorher andere gotische Kathedralen gesehen — auch die von Reims — und die soll doch schöner sein.

Sie: Ja, aber sie übt nicht denselben mystischen Zauber aus wie die Notre-Dame Kirche. Es ist nicht nur die Kultusstätte, die wir sehen, es ist die ganze Romantik und verträumte Märchenseligkeit des Mittelalters, die leise aus diesen Mauern spricht. Ein Volk, das die Wirklichkeit noch wie durch einen Schleier sah, war imstande, seinem Glauben und Empfinden solch ein Wahrzeichen zu errichten.

Er: Jeden Ort, den Sie beschreiben, möchte ich selbst sehen.

Sie: Das können Sie ja noch haben.

Er: Wer weiß.

Sie: In Italien sind Sie doch gewesen?

Er: Ja, als sogenannter Reisemarschall einer alten Dame und Mentor ihres unbegabten Jungen. Da hielt das Vergnügen dem Mißvergnügen die Wage.

Sie: Bis wohin reisten Sie?

Er: Bis Neapel. Ich könnte einen Reisebericht schreiben über die Dinge, die ich nicht gesehen habe. Von Neapel aus sah ich die Silhouette von Capri, — aber in der Blauen Grotte bin ich nicht gewesen. Den Vesuv habe ich gesehen, — aber nur von weitem. Sizilien blieb ein Wunsch und Pompeji ein Phantasiebild — und über Verona fuhren wir nach Hause — anstatt über Venedig.

Sie: Ihre Reisebeschreibung hätte den Vorzug der Neuheit.

Er: Ja, ich denke wohl. Erst sollte Mailand das Ziel unserer Reise sein. Als ich darauf bestand, daß wir wenigstens bis Rom reisen müßten, fragte mich die betreffende Dame, ob ich dort Verwandte hätte. — Schließlich kamen wir doch bis Neapel.

Sie: Sie hätten ja sagen können, daß Sie mit den Musen verwandt sind und daß deren Abbilder im Vatikan stehen.

Er: Ich wünschte, ich könnte mit einem Freunde reisen — oder —

Sie: Oder?

Er: Sie wissen, mit wem ich reisen möchte!

Sie: Vielleicht stellen Sie sich manches angenehmer vor, als es in Wirklichkeit wäre.

Er: Meine Phantasie hat freie Bahn.

Sie: Lenken Sie Ihre Phantasie auf das literarische Gebiet und schreiben Sie etwas.

Er: Vielleicht später. Ich bin ja eben darüber belehrt worden, daß man über seine Pläne nicht sprechen darf.

Sie: Besonders wenn man noch garkeine hat.

Er: Vielleicht hat man doch welche! —

Sie: Ich werde Sie einmal beim Wort nehmen!

Er: Wollen Sie einen Minnesänger aus mir machen, vieledle Fraue?

Sie: Um's Himmelswillen — nein!

Er: Zu welchem Stoff würden Sie mir raten? Soll es ein Lustspiel werden oder ein Trauerspiel oder ein Schauerdrama?

Sie: Glauben Sie, daß ein anderer in solchen Dingen raten kann?

Er: Nein, wen der Stoff nicht zwingt, der sollte das Schreiben bleiben lassen. Die Inspiration kommt aus der Tiefe des Unbewußten.

Sie: Sie studieren Geschichte. Geht es Ihnen da nicht zuweilen so,

daß eine der historischen Gestalten sich von den anderen absondert und ganz nahe an Sie herantritt, und daß Sie den Wunsch haben, die Motive ihrer zuweilen unverständlichen Handlungen zu erklären und zu begründen, daß Sie es schließlich als unabweisbare seelische Nötigung empfinden, diese Person durch Ihren Mund reden zu lassen?

Er: Ja, genau so ist es mir ergangen — dann habe ich aber nicht an ein Drama gedacht — sondern im Gegenteil an etwas sehr Prosaisches: an mein bevorstehendes Examen und an unseren alten Professor und mir sehnlichst gewünscht, gerade über diesen Geschichtscharakter ausgeforscht zu werden.

Sie: Und welcher wäre das?

Er: Karl I. von England, Wilhelm der Eroberer und viele andere! Ich finde, die Künstlernatur in Karl I. wird vom Historiker zu wenig beachtet.

Sie: Das Leben Karls I. ist ein gegebener Tragödienstoff. Man fragt sich: Warum mußte er unterliegen? Konnte er nicht gegen sein Geschick ankämpfen und als Sieger hervorgehen?

Er: Bei den Griechen war es die Mißgunst der Götter, das Fatum, das alles Unheil heraufbeschwor. Die neueren Dichter verlegen die Ursache aller Leiden in das Innere des Menschen oder machen seine Umgebung dafür verantwortlich. Bei Karl I. trafen alle drei Gründe zusammen. Man kann die Ursache seines Schicksals in sein Inneres verlegen, weil sein Egoismus und sein Eigenwille ihn zu Fall brachten. Man kann sie auch in seiner Umgebung suchen. Wie ein schwarzer Urweltfelsen stellte sich ihm Cromwell in den Weg — und am Widerstand dieser dämonischen Persönlichkeit mußte auch ein königlicher Wille zerbrechen. Als drittes schwebte das Fatum über ihm und sprach: Du mußt leiden, weil du ein Stuart bist.

Sie: Ihm selbst, der lächelnd und sorglos die Schönheit der Welt genoß, mögen wohl Jahre seines Lebens wie lichte Frühlingstage vergangen sein. Uns, den fernen Zuschauern, erscheint sein ganzes Leben wie eine einzige schwüle Dämmerstunde voll banger Erwartung.

Er: Er war Ästhet bis in die Fingerspitzen und dabei Grandseigneur. Die Kluft, die zwischen ihm und dem Volk lag, konnte und wollte er nicht überbrücken. Er besaß viel Verständnis für Kunst und wenig Verständnis für politische Zeitfragen, war durchdrungen von Selbstherrlichkeit und hatte doch kein Herrschertalent.

Sie: Eine interessante Aufgabe für den Psychologen, diese zwei Welten in ihm zu schildern, die Schatten der heranziehenden Wolken zu deuten.

Er: Die Regierungsfähigkeit eines Monarchen wird aber leider nicht nach seelischen Konflikten, die sich in seinem Inneren abspielen, beurteilt, sondern nach politischen Erfolgen, die nach außen hin sichtbar sind.

Sie: Er wäre ein idealer Schloßherr gewesen, wenn er nicht nebenbei noch ein Land zu regieren gehabt hätte. Van Dyck's Gemälde aus jener Zeit habe ich immer gern angesehen. Besonders die Bilder des Königs interessieren mich. Das lebensfreudige Leuchten in den heißen Stuartaugen wirkt ergreifend, wenn man sich sein Ende vergegenwärtigt.

Er: Van Dyck hat uns in seinen Gemälden eine ganze Chronik jener Zeit hinterlassen. Dieser Künstler gehörte seiner Wesensart nach ganz in die Welt, die er schilderte.

Sie: Ein Drama aus jener Zeit müßte in Ewigkeitsstimmung getaucht sein. Alle Fragen, die gestellt werden, verhallen in schauerlichem Schweigen. Die Antwort weiß niemand.

Er: Ich fühle mich nicht zum Dramatiker berufen, aber dieser Stoff würde mich doch reizen.

Sie: Sie nannten noch andere geschichtliche Gestalten, die Sie interessieren — Wilhelm den Eroberer. Die Eroberernaturen nehmen uns gefangen.

Er: Es ist weniger seine Person, als die ganze Epoche, die mich interessiert.

Sie: Ich glaubte, Sie hätten nicht viel übrig für Romantik?

Er: Für die Romantik, die mit dem tätigen Leben in Widerspruch steht, habe ich keinen Sinn. Das ist aber im Mittelalter nicht der Fall. Im Gegenteil. Aus heißer Lebensarbeit, aus Kampf und Sieg und Not und Tod erblühte die Romantik. Nehmen Sie was Sie wollen: die Burg auf dem Felsen oder die Köhlerhütte im Walde, die Fahrten der Minnesänger, das Schicksal der Kreuzritter, das Leben in Krieg und Frieden — alles ist durchtränkt von Poesie und Romantik.

Sie: Ja, Mittelalter und Romantik gehören zusammen wie frisches Grün und altes Mauerwerk — aber ich denke, der blaue Schleier, der über fernen Ereignissen liegt, trägt nicht wenig zu ihrer Verschönerung bei. Wenn man an die Roheit der damaligen Zeit denkt, dann müßte doch das Gerechtigkeitsgefühl gegen jede ästhetische Verklärung revoltieren. Darin liegt für mich ein rätselhafter Widerspruch.

Er: Was Sie vorhin von der Notre-Dame Kirche sagten, erklärt doch diesen Widerspruch. Es war die Ruhe einer seligen Gewißheit, die jedes, auch das bitterste Dasein verklärte. Die Glaubensextase durchflutete wie ein heißer Strom das Leben und Treiben der damaligen Menschheit.

Sie: Dann war die Stimmung damals jedenfalls einheitlicher als heute in unserem materialistischen Zeitalter.

Er: Wir leben in einer harten, unruhigen Zeit und trotzdem sage ich: „Das Leben ist doch schön — o Königin!"

Sie: Ja, es kann schön sein!

Er: Können Sie sich nicht eine Zeit denken, in welcher es noch schöner werden könnte?

Sie: Ich bin keine wahrsagende Sibylle.

Er: Eine wahrsagende nicht — aber eine rätselaufgebende. Als ich in der Sixtinischen Kapelle die delphische Sibylle sah, schien mir ihr Blick zu sagen: „Glaubt mir, auch ohne mich zu verstehen!" — Sie verlangen dasselbe! — Übrigens — in einer Beziehung könnte jede Frau Wahrsagerin sein.

Sie: In welcher?

Er: Sie müßte das Schicksal eines Mannes, den sie — sagen wir, den sie sehr gut kennt, vorausbestimmen können — —

Sie: Vielleicht haben Sie recht . . . Ja — in großen Unrissen! —

Er: Ich wage es nicht, nach meinem Schicksal zu fragen.

Sie: Nein, fragen Sie nicht! Ich könnte Ihnen darauf auch keine Antwort geben.

Er: Das heißt, Sie wollen nicht?

Sie: Sprechen wir von etwas anderem! Wie finden Sie mein neues Service?

Er: Der alte Biedermeier! Ich habe kein Verständnis für diese Geschmacksrichtung.

Sie: Ich auch nicht. Dieser Stil fügt sich nicht in den Rahmen der Gegenwart.

Er: So viel ich weiß, war dieser Stil ein Ergebnis der Zeit. Man war nach den Freiheitskriegen arm und genügsam geworden und verzichtete auf unnützen Prunk. Aber welchen Sinn hat er denn heute?

Sie: Garkeinen. Wenn nicht den der Sehnsucht nach der sogenannten guten alten Zeit. Es muß damals in den Seelen eine beruhigende Stille geherrscht haben, als die Frauen hinter dem Stickrahmen saßen und stillvergnügt ihre Blumenkränzchen stickten.

Er: Und die Männer Stammbuchverse schrieben und Vergißmeinnicht malten.

Sie: Dieser Stil ist zur Modesache geworden und damit ist alles gesagt. Aus demselben Grunde kann auch ein baldiges Ende prophezeit werden. Die Sentimentalität, die damals ein Erfordernis der Bildung war und die heute verpönt ist, gehört unbedingt zur Biedermeiertasse.

Er: Diesem Stil fehlen alle Lebensbedingungen. Es ist eine leere Form ohne Inhalt. Die Frauen von heute, die nach fernen Flammenzeichen streben und die Hände nach wolkenhohen Zielen ausstrecken, können kein Genüge finden an dieser gemachten Einfachheit. Fühlen die Damen, die von neuen Werten und neuen Gesetzestafeln reden, nicht die Disharmonie, die zwischen diesem Stil und ihrem innersten Wesen liegt?

Sie: Ich denke, unsere Zeit mit ihrer literarisch gepflegten Unnatur sehnt sich im tiefsten Grunde nach Einfachheit und Natürlichkeit.

Er: Hoffentlich wird man neue Wege finden, um dieses Ziel zu erreichen.

Sie: Davon bin ich ganz überzeugt.

Er: Wie denken Sie sich den neuen Stil?

Sie: Ich denke, die affektierte Ärmlichkeit wird zunächst ins Phantastische umschlagen, — und dann wird aus dem Farbenrausch der Stil der Zukunft hervorgehen in edler Einfachheit und gediegener Pracht.

Er: Also etwas wie die Renaissance?

Sie: Nein, das wäre ja wieder eine Nachahmung. Wenn wir von der „Pracht der Renaissance" reden, meinen wir doch in erster Linie die Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts. Die holten sich die griechischen Götter aus dem Olymp auf die Erde herab und lebten in heißem Lebensdrang und kühlem Egoismus selbst wie die Götter. Das können wir nicht mehr. — Wir werden nach dem Höchsten streben und zusehen, ob wir nicht unter dem Alltagsstaub die Marmorstufen finden, die nach oben führen. Unser germanisches Erbteil, die Naturverehrung, der Sinn für Höhenluft und das auf Innerlichkeit gestellte Wesen müssen in uns lebendig bleiben. Wir stehen der Natur näher als der Südländer und müssen unseren eigenen Stil haben.

Er: Dann wären ja die Gartenstädte bei uns am Platz.

Sie: Ja, die entsprechen ganz meinem Ideal. Wir lieben unseren Sommer wie man alles Seltene und Schöne liebt, und wir lieben unsere Wohnungen — wie man alles Schützende liebt.

Er: Jedenfalls sollten wir zu vornehm dazu sein, um nur nachzuahmen, und zu stolz, um gegen unsere Überzeugung zu handeln. Man sollte sich nicht durch die Mode einen Stil aufdrängen lassen, zu dem man keine inneren Beziehungen hat.

Sie: Deshalb kann immer die Blüte von dem, was vergangene Zeiten an Schönheitsäußerungen und Lebenswerten hervorgebracht haben, als feinste Essenz unser Dasein beleben.

Er: Sie bewahren einen gläubigen Optimismus, was den Sieg des

Guten und Schönen anbetrifft, trotz aller Gegenströmungen. Ich finde nur, daß man noch zu keiner Zeit so unselbständig und nachgiebig gewesen ist wie heute.

Sie: Sie verstehen, wie ich es meine: Harmonie zwischen den Anforderungen des Innenlebens und der äußeren Daseinsformen sollte erstrebt werden.

Er: Ja, wir verstehen uns immer, wenn von fernliegenden Dingen die Rede ist.

Sie: Das ist doch die Hauptsache.

Er: Für mich nicht.

Sie: Wir verstehen uns auch, wenn wir streiten.

Er: Wir reden aneinander vorbei. Ich will jetzt die Zeit zwischen zwei Regenschauern benutzen und nach Hause gehen.

Sie: Wir haben unsere Zeit gut angewandt —, den Stil der Zukunft bestimmt.

Er: Dieser Stil wird den richtigen Hintergrund bilden für die Damen von heute: Farbenglut und Marmorkühle.

Sie: Haben Sie an dieser Zusammenstellung etwas auszusetzen?

Er: Nein, sie entspricht ganz meinen ästhetischen Anforderungen. Empfehle mich!

Sie: Wenn wieder die Sonne scheint, besuchen Sie mich! —

Er: Ich danke. Auf Wiedersehen.

## Herbstwetter.

(Ein Bibliothekraum mit einem altertümlichen Kamin).

Sie: Wie schön, daß Sie wieder da sind!

Er: Ach, diese Krankheit war ein unangenehmes Zwischenspiel!

Sie: Wollen wir uns an den Kamin setzen. Sie sehen angegriffen aus.

Er: Ich fühle mich so wohl wie noch nie. Wie angenehm dieser Kontrast wirkt: hier die Stille und das Kaminfeuer — und draußen der Herbstwind, der die gelben Blätter vor sich herfegt.

Sie: Ja, diese beiden Dinge in ihrer Vereinigung werden niemals ihren Reiz verlieren. — Heute ist der richtige Abend für Gespenstergeschichten.

Er: Dann müßten Sie sie erzählen, ich kenne keine.

Sie: Und glauben wahrscheinlich auch an keine.

Er: Nein.

Sie: Es passiert doch manches, was sich nicht erklären läßt.

Er: Es gibt mehr Gespenstergeschichten, die sich aufklären lassen, als solche, die ein Rätsel geblieben sind.

Sie: Ich dachte, Sie wollten Shakespeare zitieren.

Er: Das ist noch die Frage, ob er mit dem bekannten Zitat gerade übernatürliche Dinge gemeint hat; vielleicht wollte er hindeuten auf die Erfindungen und Entdeckungen, die der Welt noch bevorstehen.

Sie: Eine so prosaische Auslegang habe ich noch nie gehört! Daran ist wohl kein Zweifel, daß Hamlet nur übernatürliche Dinge gemeint haben kann, nachdem ihm eben der Geist seines Vaters erschienen war.

Er: Ich bin deshalb so prosaisch gestimmt, weil ich am Leben geblieben bin, — es wäre vielleicht poetischer gewesen, in Schönheit — zu sterben. — Ach, wer stirbt in Schönheit?

Sie: Rosen in einsamen Gärten und junge Dichter.

Er: Die Rosen lasse ich gelten, — aber die Dichter!?

Sie: Sie wissen doch: „Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt!“ Die Erfüllung der heißesten Sehnsucht, die das Leben vielleicht nicht gebracht hätte, scheint in ihren Träumen verwirklicht.

Er: Nein, nein — mich lockt das Diesseits — und die Schönheit, die das Leben bringt.

Sie: Wir sitzen eben in einem Gespensterzimmer.

Er: Dann haben wir ja alles, was wir wünschen, beisammen. Um wieviel Uhr erscheinen die Geister?

Sie: Die bleiben im Nebenzimmer. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, wenn sie Ihnen noch unbekannt ist. Der Saal nebenan war früher eine Hauskapelle, in welcher die Familienangehörigen nach ihrem Tode aufgebahrt wurden, ehe man sie zum Erbbegräbnis führte.

Meiner lebenslustigen Urgroßmutter paßte es nicht, immer an den Tod erinnert zu werden, und sie ließ die Kapelle eingehen und placierte dort ihre Gemäldesammlung, ihr chinesisches Porzellan und sonstige Raritäten und Antiquitäten. Die alten Bronzeleuchter da auf dem Kamin stammen auch aus dieser Sammlung. Der einzige Eingang zu dem Raum ist diese altertümliche Tür. Wenn man an dieser Tür ein Klopfen hört, dann steht dem Hause ein Todesfall oder ein anderes Unglück bevor.

Er: Und man kann es nicht erfahren, wodurch das Klopfen verursacht wird.

Sie: Nein, wenn man die Tür öffnet, ist niemand da. —

Er: Und trotzdem sitzen Sie am Abend hier allein in der Bibliothek?

Sie: Ja.

Er: Das ist doch der beste Beweis dafür, daß Sie eigentlich nicht abergläubisch sind.

Sie: Man gewöhnt sich an Geschichten, die man von klein auf gehört hat.

Er: Die Geister der Bücher hier mögen auch eine Phalanx bilden gegen andere Geister, deren Erscheinung wenig kontrollierbar ist.

Sie: Ja, das Hineinschauen in diese Werke hier ist wie ein Durchfliegen weiter Räume, die den Blick immer wieder auf andere Räume lenken. — Eben habe ich die Legenden von Keller gelesen. Was es mit der Erdenseligkeit auf sich hat, wird in der Tanzlegende sehr hübsch erzählt. Die Musen dürfen nicht in den Himmel kommen, weil sonst die Seligen Heimweh nach der verlassenen Erde bekämen.

Er: Das bloße Erdendasein an sich ist schöner als die Gaben der Musen.

Sie: Wir tasten nach dem Sinn des Lebens und finden die Lösung nicht, und wenn wir glauben sie gefunden zu haben, sehen wir, daß es ein Irrtum war.

Er: Wenn man sich klar ist über die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit, kann man sich doch nicht irren.

Sie: Gerade Ihnen traue ich es am wenigsten zu, daß Sie immer imstande wären, nach kühler Überlegung zu handeln.

Er: Es ist zuweilen schwer.

Sie: Es ist oft gleichbedeutend mit dem Verzichten auf persönliches Glück.

Er: Vor solch einen Scheideweg bin ich noch niemals gestellt worden.

Sie: Wie gefällt Ihnen das farbige Glas da auf dem Kamin?

Er: Es sieht so altertümlich aus, wahrscheinlich stammt es aus der Sammlung der Urahne?

Sie: Das ist mein Glück von Edenhall.

Er: Wie kommt das denn hierher?

Sie: Sie wissen, daß es existiert. Es ist nicht, wie Uhland uns in seiner hübschen Ballade erzählt, von einem jungen, unternehmungslustigen Lord zerschlagen worden. Hier sehen Sie in einer englischen Zeitschrift die Abbildungen von Schloß Edenhall, von der Feenquelle und vom berühmten Pokal. Es ist ein venetianisches Glas, verziert in den Farben rosa, gelb und blau. Seit Jahrhunderten wird es in der Familie wie ein Talisman aufbewahrt und sorgfältiger gehütet als ein Menschenleben. Als ich das letzte Mal in Italien war, fand ich in einer Antiquitätenhandlung ein ganz ähnliches Glas und kaufte es.

Er: Und haben sich jetzt die Sorge um die Erhaltung eines so kostbaren Schatzes auferlegt.

Sie: Ach, es ist nicht so schlimm damit. Ein Glück, das ersetzt werden kann, ist doch schließlich kein echtes Glück gewesen.

Er: Was nennen Sie „echtes Glück?"

Sie: Da müssen Sie Hilty und Lebbock fragen.

Er: Ich möchte aber die Antwort von Ihnen hören.

Sie: Glück ist eine Illusion. Man sieht es in der Vergangenheit und in der Zukunft und selten in der Gegenwart. Es rinnt wie Wasser durch die Hände.

Er: Warum so skeptisch?

Sie: Gold und Glück lassen sich nicht auf künstlichem Wege herstellen. Glück ist Sache des Temperaments.

Er: Und doch glaubt man, daß Glück etwas außerhalb uns liegendes sei, das man sich auf irgend eine Art verschaffen könnte.

Sie: Sehen Sie doch, mit welchem Eifer die Bücher gekauft werden, hinter deren Titel man Glücksrezepte vermutet. Die arme, glückshungrige, in dieser Beziehung kindlich gläubige Menschheit wird ihre letzten Groschen opfern, um sich in den Besitz eines so köstlichen Ratgebers zu setzen.

Er: Man kann aber doch diesen Büchern nicht jeden Wert absprechen.

Sie: Nein, es gibt Personen, die da glauben, den Verfassern viel Dank schuldig zu sein, — und für die haben diese Bücher viel Wert, wenn er auch nur in der Einbildung besteht. Für mich sind es Prediger in der Wüste. Ich habe mich bei der Lektüre gefragt: Sieht der Verfasser nicht das händeringende Elend rechts und links, hat er niemand, dessen Leid ihn tiefer treffen könnte als das eigene? Kann er mit den Worten: ich bin glücklich, auch die anderen glücklich machen? Man muß viel vergessen können, um wunschlos glücklich zu sein.

Er: Was Sie eben sagten, interessiert mich um der Einblicke willen, die man in Ihr Wesen gewinnt.

Sie: Es gibt ohne Frage glückliche Menschen. Diese Lebenskünstler schauen in der Finsternis des Lebens nicht nach den Sternen aus. Sie wissen, daß es eine Sonne gibt, die täglich wiederkehren muß. Ohne Forschen und Grübeln genießen sie, was ihnen an kleinen Freuden geboten wird.

Er: Das sind diejenigen, die das Wort carpe diem auf ihre Fahne geschrieben haben. Diese Lebensanschauung hat etwas für sich.

Sie: Gildemeister sagt: Jenes höchste Glück der Erdenkinder, von dem Goethe spricht, der Selbstgenuß einer königlichen Persönlichkeit, läßt sich nicht nachahmen, es ist Gnade. Ebenso geht es mit dem fröhlichen Gemüt und dem heiteren Temperament, — das muß angeboren sein! —

Er: Dann gehören wir jedenfalls zu den Glückberechtigten, denn ein heiteres Temperament haben wir doch! Ich kann mir jedenfalls eine Zukunft ohne irgend einen Glücksstern garnicht vorstellen.

Sie: Es gibt erfüllte Glücksträume — aber der Preis war gewöhnlich zu hoch, den man dafür zu zahlen hatte.

Er: Sie denken an die Vergangenheit?

Sie: Ja.

Er: Glauben Sie an Treue?

Sie: „Denn die Treue ist ein Grad von Müdigkeit" — sagt irgend jemand.

Er: An Gespenster glauben Sie — und an Glück und Treue nicht?

Sie: Ja, ich glaube an Treue — aber ich verzichte auf Treue ohne Liebe.

Er: Läßt sich das denn trennen?

Sie: O ja — ich will aber darüber nicht sprechen. Mir ist schon das Wort Treue unsympathisch, weil es so oft an der unrechten Stelle angewandt wird. — Das behende Glück ist immer auf dem Wege und die müde Treue immer am Ziel.

Er: Hörten Sie eben – es wurde geklopft!

Sie: Sie wollen mich ängstigen; das sind die Zweige der alten Bäume, die an's Fenster schlagen.

Er: Ja, es werden die Äste gewesen sein.

Sie: Ich will Ihnen jetzt etwas vom Künstleraberglauben vorlesen. Wir sprachen einmal davon. Ludwig Richter sagt: „Wohl jeder Künstler hat schon das Gefühl gehabt, daß er über eine Idee, die noch nicht reif war, eine Komposition, die äußerlich noch nicht festgestellt ist, sich nicht ungestraft aussprechen darf. Viel Reden darüber kühlt die Empfindung und die Kraft des plastischen Hervorbringens." Goethe spricht in den Annalen mehr als einmal von seinem auf „Erfahrung gestützten Aberglauben." Er sagt: „Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu haben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wieviel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Märchen, man müsse bei wunderhafter Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman in entlegensten Bergwildnissen unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden."

Er: Größere Gegensätze als Goethe nnd Ludwig Richter gibt es wohl kaum, — in diesem Punkt stimmen sie überein!

Sie: Goethe, dessen Geist Weltenräume durchflog, der mit heißem Bemühen alle Tore sprengen wollte und daran verzweifelte, die Wahrheit zu finden — und Ludwig Richter, der in stiller Frömmigkeit verharrte, nicht fragte, stürmte und zweifelte, der die sonnigen Winkel malte und das Volk bei Kinderspiel und bescheidener Festfreude aufsuchte — beide bekennen mit leisem Grauen überirdischen Gewalten gegenüber ihre Machtlosigkeit.

Er: Was Ludwig Richter sagt, ist dem Alltagsverstand am einleuchtendsten; — Goethe faßt die Sache mehr von der mystischen Seite.

Sie: Jetzt noch ein Wort von Drummond. Er schreibt einem Freunde: „Wie gut ist mir die Erfahrung bekannt, von der Du sprichst — die Verflüchtigung eines großen, treibenden Gedankens, wenn man ihn der Luft der Öffentlichkeit aussetzt. ‚Hast Du Glauben, so habe ihn für dich selbst', sagt die Bibel irgendwo." —

Er: Ich weiß jetzt, worüber ich schweigen werde.

Sie: Auf dieser Brücke werden sich unsere Gedanken begegnen. Sie sehen, wie gut wir uns verstehen!

Er: Ich danke Ihnen. Den Glauben habe ich.

Sie: Es ist hart, aber es muß sein!

Er: Ich sehe, es ist schon spät geworden. Erlauben Sie, daß ich mich empfehle.

Sie: Auf Wiedersehn.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

# Sprechsaal.

(Diese Abteilung dient dem Meinungsaustausch der Leser, ohne daß die Redaktion zu den hier behandelten Themen Stellung nimmt).

## Reinhardts „Oedipus" in Moskau.

Von einer Deutschen in Moskau.

Die gewaltige künstlerische Impression, die um Ostern Sophokles-Hofmannsthals „Oedipus" in Reinhardts Inszenierung, mit Moißi's Oedipusdarstellung, für alle Gebildeten Moskau's bedeutete, hielt ich seither verschlossen in der Seele, wie einen kostbaren Schrein, der um so tiefgründiger leuchtet, je mehr man ihn für sich allein in verschwiegener Brust hegt, den Augen der Menge verborgen. Erst vor wenigen Tagen las ich in einem Hefte dieser Zeitschrift die „Briefe aus Deutschland" und darin den Abschnitt über den Reinhardt'schen „Oedipus". Und fühlte es im gleichen Augenblick aus meinem Schrein hervorbrechen wie eine goldne Flamme — da wußte ich auch, daß für mich die Stunde gekommen war, von dem Erlebten zu reden. Zugleich mit dem „Oedipus" auch einen älteren, wunderen Punkt streifend, der öfter, nachdrücklicher als bisher, von deutschen Publizisten betont werden sollte.

Man gestatte mir dieserhalb eine kurze, bescheidene Bemerkung über einen allgemein und verhängnisvoll verbreiteten Fehler des vom ersten bis zum letzten Atemzuge seines Lebens kritisierenden Deutschen, — oft genug, und doch immer noch zu wenig gerügt. Am meisten fällt er über sich selbst her, über sein Land und Volk, sein Schaffen, seine Leistungen. Das scheint nun auf den ersten Blick hochlöblichstes Tun. Aber nur auf den allerersten. Denn, wohlverstanden, rede ich hier nicht von der bescheidenen Selbsterkenntnis, die in durchschauender Klarheit Spreu vom Weizen sondert, wohl aber von den Auswüchsen: der Nörgelei, dem schulmeisterlichen Besserwissenwollen. Ich meine, es sollte mittlerweile sattsam bekannt, ja, ich möchte fast sagen berüchtigt sein, wie des Deutschen mit Recht so vielgerühmte „Objektivität" auf so gut wie allen Gebieten seines Lebens längst über Maß und Ziel hinausgeschossen, am

eignen Leibe herumoperiert, was er am fremden ruhig gelten läßt, wenn nicht gar in den Himmel hebt. Daß er vor den Bäumen der Tadel und Tädelchen, Sonden und Söndchen den Wald kräftigen, wurzelechten Schaffens — und sei es auch hier oder da voll berechtigter Anfangsirrtümer — nicht sieht. Und dabei wächst ihm immerhin ein ganz brav sprießender, sich dehnender und von den Übergangszeiten der 80-er und 90-er Jahre erfreulich gesundender Wald! Wohl — es ist keine Olympierzeit! wohl — vieles bereitet sich erst vor — gut immerhin, daß es das tut! — und fern liegt es mir, den optimistischen Lobhudler zu machen, — doch meine ich, eine Zeit, die, Gottfried Keller, Raabe, C. F. Meyer, Fontane zum literarischen Fundament habend, immerhin Geister wie Liliencron und Dehmel, Gerh. Hauptmann und Schnitzler, Th. Mann und Riccarda Huch aufweist, (um nur einige wenige aus der immer stattlicher werdenden Zahl des jüngern Nachwuchses anzuführen,) kann immerhin noch zu freudiger Erwartung nicht nur, nein schon zu zukunftsfrohem Ermutigen stimmen. Um so bedauernswerter ist das unaufhörliche, bald scharfe, öfter spöttisch überlegene Nörgeln oder Ablehnen, das unter den deutschen Publizisten so modemäßig zum guten Ton geworden; es ermüdet den nach frischer Anregung suchenden literarisch Gebildeten nicht nur erklecklich — nein, es verleidete schon manchem deshalb die vornehmsten, deutschen Zeitschriften. Und, schlimmer als das, — dem ohnehin oft so pauvren Nationalgefühl des Deutschen bringt es wahrlich keine kräftigende Zufuhr.

Und nun zum „Oedipus" im speziellen. Wäre es zutreffend, was der Schreiber des „Briefes aus Deutschland" sagt: nicht das Publikum, sondern die Kritik (resp. Presse) zwängen die urteilslose Menge zur Begeisterung für die „Modeerscheinung Oedipus-Reinhardt", so müßte die Wirkung, die dieser eben in Moskau gezeigt, befremden . . . Denn nach Moskau drang das Tamtam großer Reklame nicht, und nicht der Snob, auch nicht die blökende Masse empfing das große Werk eines genialen Interpreten mit der ihm gebührenden ehrfürchtigen Dankbarkeit, sondern die kleine Elite der dortigen wahrhaft Gebildeten öffnete ihre Seelenflügel weit für unvergängliche Werte. Die große Menge aber gerade war es, die bald verständnislos, bald höhnisch ablehnte.

Es trifft aber nicht zu, das von der suggerierenden Presse, dem nachlallenden Publikum. Jedenfalls nicht einfach schlechtweg. Vielmehr meine ich, nur der Nerv des noch unbefangen, unblasiert Erlebenden hat noch die Spannkraft, Großes gesund aufzunehmen und zu bewahren. Der ewig satte, und doch ewig weiter hastende Berliner*) aber ist vielleicht der künstlerisch unkompetenteste Zuhörer, den man sich so ungefähr zurechtkombinieren könnte . . .

Ja, er wagte auch diesen Schritt der Wiederbelebung eines versteinerten Kolosses, der fesselos kühne Wager Max Reinhardt, und zwar konnte er sich dazu kaum einen geeigneteren Partner finden, als den form- und sprachbe-

*) Der Verfasser der „Briefe aus Deutschland" ist Balte und lebt nicht in Berlin. Die Redaktion.

gabten Hugo von Hofmannsthal. Daß dem einen, wie dem andern im Detail —, nur in diesem, — kleine Entgleisungen passiert sind, daß der große Regisseur im szenischen und mimischen Ausfeilen hier des Ensembles, dort der Einzelleistung ab und zu zu weit gegangen, der Bearbeiter, dem die heikle Aufgabe zufiel, uns einen Sophokles aus vieltausend-jährigem Schlaf zu wecken, dabei in seinen alten Fehler verfiel, großzügige Weibesleidenschaft in hysterisches Flackern zu verzerren, wie es stellenweise bei der Jokaste der Fall, -- das alles, meine ich, wirft noch immer in keinem einzigen Stein den Prachtbau um, den diese Tat der Wiedererweckung bedeutet.

Denn wahrlich, eine solche war nötig, sollte für uns Moderne der Titane Sophokles nicht für immer zu einem bloßen Begriff erstarren. Man vergesse doch nicht, daß es sich nicht um Alt-Philologen, ja nicht einmal allein um den humanistisch gebildeten Mann handelt, dem die Wiederbelebung eines altklassischen Werkes vor Augen geführt werden sollte, sondern unter dem sogen. gebildeten Publikum um die 500 oberen Gebildeten. Diesen aber ist der „Oedipus" eine große, monumentale Leiche und wäre es geblieben ohne Reinhardt! Denn, trotz der angedeuteten, geringfügigen Irrtümer ist es nun eben doch ganz und gar der alte Sophokles! Ist es in dem Sinne, auf den es hier allein ankommt, — daß uns der Geist der Antike aufgehe in lebendiger Plastik, erlebt, durchschauert, bis in die tiefsten Gründe unseres Seins. Nicht die unmittelbare Wirkung der Effekte, — nicht das natürliche Reagieren der modernen Psyche, so labil bei dem nervösen Menschen unsrer Tage, nein — das persönliche Erfassen und Begreifen des antiken Ethos, des griechischen Pathos jener Tage, — die enorme Vergrößerung, in der man plötzlich Leben und Schicksal, Schuld und Leid ansehen lernt. —

Und, was das Größte ist: — -- die spätere Wirkung, die man erleben, beobachten durfte, nachdem man einen Abend in diese 2000 Jahre alte, auferweckte Kunst geblickt: das große, unantike, wie christliche Mitleid, das wie eine mächtige Woge in einem hochschlug . . . Mit allem Irrenden und Leidenden, das immer wieder mehr irrend als sündigend leiden muß — — das immer und immer wieder schuldlos, durch Verhängnis, dunkle Fäden früherer Geschlechter verstrickt ward zu unseligem Tun — ---

Das blieb uns für unser Leben von diesen kurzen Abendstunden . . . Und ich meine, es ist genug „Erfolg", wenn auch in anderem Sinne, als der Publizist es spottend genannt —

Ich bemerke nun ausdrücklich, daß ich den „Oedipus" in Deutschland nicht gesehen, daß ich also auch seine dortige Darstellung persönlich nicht kenne, nur aus Besprechungen und Erzählungen. Es mag sein, daß Reinhardt dort anfänglich mit stärkeren, — zu starken, — szenischen Mitteln gearbeitet hat. Nun, dann hätte er sich eben entwickelt, abgeklärt. Was ist selbstverständlicher, was erfreulicher als das? . . .

Tatsache ist, daß von dem „Tohuwabohu, den grellen Lichteffekten, un-

natürlichen Schreien, der lächerlichen Verstümmelung des Chors" etc., von dem ich in besagten „Briefen aus Deutschland" lese, in Moskau keine Rede war. Ganz im Gegenteil.

Eine große Sparsamkeit in szenischen Effekten, ein künstlerisch mit großer Vornehmheit wirkendes Maß in allen Schattierungen. Immer der gleiche Scheinwerfer, ein ruhiges weißes Licht auf den jeweiligen Hauptsprecher — fast immer Oedipus-Moißi — werfend, die Volksmenge resp. den Greisenchor in Dämmerung lassend, in diesem Falle ein ebenso einfaches, wie geistvolles Kunstmittel.

Gräßliche Schreie? übernatürliche Töne? Ja, die so einzigartig schön und ergreifend geschulte Volksmasse, halb wahnsinnig in Schmerz und Angst sich unter der Geißel der mordenden Pest windend, ächzt und ruft — begreiflicherweise — laut und einstimmig zu ihrem königlichen Halbgott empor, etwas Natürlicheres, zugleich Großartigeres erlebte ich kaum.

Weiter — wenn drinnen im Palast, ungesehen, das Furchtbare geschieht, Jokastes Selbstmord, Oedipus eigenhändige Blendung, hört man zwei Mal den jammervoll, echt menschlichen Weheruf der Magd, die es mit ansehen mußte. Er wiederholt sich, wie dann die Mägde, angstverstört, die Palasttreppe hinunterstürzen, des grausigen Erlebnisses voll. Nach menschlichem Ermessen ein natürlicher Vorgang, ebenso natürlich dargestellt.

Und zum dritten Male die drei großen Aufschreie des heraustaumelnden, geblendeten Oedipus — oben an der Palastpforte lehnend, mit blutüberströmter Stirn, doch mit großem Takt jede realistische Entstellung vermieden, dies wunderbare, dreimalige „Ach-ach-ach". Wen die herzzerschneidende Menschenmajestät dieser Aufschreie, in denen wahrlich der Menschheit ganzer Jammer lag, in seiner tiefen Zeit- und Endlosigkeit, nicht gepackt, — ja, ich denke, dem ist der Sinn für Größe in der Leidenschaft überhaupt versagt.

Dieselbe Größe herrschte auch fast durchweg in der Darstellung des Chors; die Greise, die in ihren fahlen Gesichtern, erloschenen Gewändern, in dem schicksalsschwangeren Dämmer wirklich nur wie die Stimme der alten „Moira" wirkten, nicht wie lebende Individuen — dabei wundervoll abgetönt im monotonen Fall ihres Unisonosprechens.

Und wäre im Ur-Sophokles dieses alles vielleicht weit rauher, steinerner, einfach „sophokleischer," — so kann ich nur wiederholen, wie dankenswert es ist, daß wir eine herrliche, aber marmorkalte, übermenschliche Statue nun leben, bluten, leiden — und dabei doch dasselbe alte Götterbild bleiben sehen. Ungestaltet hätte es uns nichts gegeben als scheue Bewunderung.

So erlebte man denn auch nach jeder Vorstellung in dem, (mit einziger Ausnahme der unerschwinglichen Kommerzienratsplätze in den vordersten Logen) fast immer ausverkauften Hause eben jene echte Begeisterung, die der Wirkung des „Oedipus" aufs Publikum abgesprochen wird. Denn ich meine, es ist eine solche, wenn in Rußland, wo das Publikum gewöhnt ist, während

des Spiels — in den Pausen — und in derselben Sekunde, wo zum Schluß der Vorhang fällt, zu tuscheln, zu kichern, und dann in fesselos brüllendes Beifallsgetobe auszubrechen, — einerlei ob die Teufels-Engelsstimme ihr altes „Gerichtet" — „Gerettet" — „Heinrich, Heinrich" — verhallen läßt, oder ein olympischer Cancan Offenbachischer Götter sein Trikotbein schwingt, — wenn dieses Publikum, dem 2½-stündigen, pausenlosen Spiel in atemloser Stille folgend, zum Schluß eine lange Weile in lautloser Versunkenheit dasitzt, wie hier. Lautlos dem Geblendeten mit den Augen in die finstere Weite hineinfolgend, in die er taumelt. Lautlos dem letzten erschauernden Ruf der Greise „Oedipus!!!" horchend — lautlos das allmähliche Verlöschen des Lichts, das leise Ergrollen fernen Donners, das Verhallen der Schlußfanfare verfolgend, — bis tiefe Stille das letzte Ende des Spiels gekündet. Dann das plötzliche Aufflammen der Elektrizität, noch eine Sekunde atemlosen Schweigens,— nicht weniger erschütternd als das Spiel selbst.

Impulsiv durchzuckte mich das alte, zum ersten Mal in voller Größe erlebte Ibykuswort „und Stille wie des Todes Schweigen — lag überm ganzen Hause schwer, — als ob die Gottheit nahe wär' —"

Links und rechts, da und dort verstreut, reife Frauen, ernste Männer mit feuchten Wangen, stillen, blassen Gesichtern, den Kopf in Versunkenheit noch auf die Brust geneigt. Andre wie zermalmt von unsichtbarer Wucht. Ich habe überall in Europa leidlich große Bühneneindrücke erlebt, etwas Ähnliches von Erschütterung beim Publikum sah ich bisher nicht.

Dabei nicht zu vergessen, daß immerhin der größere Teil aus Russen, resp. verrußten Deutschen bestand, die die Sprache gar nicht oder kaum noch kannten.

Eins allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, — ein sehr bedeutender Teil des Eindrucks gehörte auch dem einzigartigen Können Moißi's. Ein wundervolles Ganzes, von seltener Abrundung, einer in Ton und Sprache gleich vollendeten Technik dieses prachtvoll glänzenden Organs, eine vornehme und zugleich subtile Mimik der Gesichtsmuskeln, und dazu die köstliche, herbe Sparsamkeit der klassischen Geste! Zu alledem kam der mehr als bloß glückliche Zauber der natürlichen Gestalt und der gemeißelten Züge. Seit den Blütetagen des zu früh hingegangenen Kainz hat uns kein deutscher Mime mehr solche Leistung geschenkt.

Es mag sein, daß im blasierten Westen, wo die Leute erst gar nicht mal aufhorchen, ehe man ihnen eine Sache mit dreifacher Fanfare ins Ohr geschrien, eine den Geschmack verletzende Reklame dies künstlerische Ereignis, das keiner Reklame bedurfte, vorverkündigt hat. Nach Moskau drang vorher keine Marktschreierei. Teils freudig unbefangen, endlich einmal altgriechische Kunst erleben zu dürfen, teils wohlunterrichtet und sogar nicht ohne leisen Vorbehalt gegen Reinhardts Unternehmen, über welches der Vorwurf der Effektmacherei herübergetönt war, gingen die Leute hin, — zerbrochen und hochgehoben zugleich kehrten sie heim.

Und ich wiederhole es: das waren die Gebildeten, nicht die urteilslose Menge, aus Neugier hingetrieben, achselzuckend herausströmend.

Ich schweige von allen ausführlicheren Einzelschilderungen. Schweige von der imponierend disziplinierten Volksmenge, wie sie von leise fernem Grollen anschwellend zu mächtigem Wogengebrause hereinbrechend die Arena überschwemmte — bis zu dem Moment, wo zum ersten Mal sich die weiten Pforten des Palastes öffneten und die weißleuchtende Königsgestalt in ihrer strahlendschönen Majestät erschien — schweige von der hinreißenden Anmut der fast nackten, laufenden Fackelknaben, nur in pergamenischen Friesen in dieser herb-ephebenhaften Lieblichkeit geschaut — von der sich in unheimlichem Wühlen vorbereitenden düsteren Macht, die allmählich heraufzieht, von dem meisterhaften Bilde der krokusblau und schwefelfarben gekleideten, angstvoll in verstreuten Gruppen auf der weiten Treppe kauernden Mägde, die eben das furchtbare Ende des Königspaars drinnen im Palast erlebt, — nur das letzte, das jedem, ders geschaut, in der Seele geblieben, muß ich noch einmal hinzaubern.

Wie Oedipus-Moißi seine letzten Worte spricht, halb im Davonschreiten in die Wildnis, mit der Größe des durch Schicksalsübermaß zum Weisen gewordenen.

Langsames Verdämmern des fahlen Lichts. Leicht hinsterbender Donner in der Ferne. Um den Gezeichneten eine vernichtende Stille. Kreon hat sich abgewandt. Lautlos, in erschauernder Ehrfurcht vor der Götterhand stehen Volk und Chor. Todeseinsam, hier selbst von seinen Kindern verlassen, taumelnd zuerst, dann mit dem ewig ergreifenden Gang des Blinden, beide nackten Arme tastend, weit vorgestreckt, die blasse Stirn blutüberströmt, im langen weißen, halbzerrissenen Hemde steht er da auf der untersten Stufe und spricht mit gänzlich veränderter, geisterhaft müder Stimme:

„Sehet Thebaner, das ist Oedipus, der groß war unter dem Volk — " und dann jenes, sich noch einmal in seiner ganzen Zerschmettertheit hoch aufreckende Wort: „Drum muß der Mensch des letzten Tages harren im Stillen — — ganz im Stillen" . . . . . — so tastet er sich hinaus, immer die weißen, nackten Arme weit suchend ausgestreckt — so entschwindet er allmählich in der Finsternis, Todesschweigen ringsumher.

Das Bild . — das Wort vergeht nimmermehr in der Seele des, der es geschaut.

Ich bin am Ende. Und ich habe hier schließlich nur ein Altes, immer Wiederkehrendes neu erlebt. Das, trotzdem es fast zur Banalität geworden, seltsamerweise immer noch wiederholt werden muß. Nämlich — daß es so unendlich billig, unendlich leicht ist, von andern Geschaffenes, Großes, spöttelnd zu verzerren. Wie schwer aber scheint es zu sein, dasselbe, mit ruhiger Erwähnung seiner Mängel, in seinem Wollen und Gelingen freudig und gern anzuerkennen. Allem zuvor aber nicht, um der einzelnen Mängel willen, das

weit überragende, künstlerische Verdienst eines Werkes gänzlich außer acht zu lassen.

Es dürfte sattsam bekannt sein, daß es wohl kaum ein Kunstprodukt auf Erden gibt, selbst den Faust nicht ausgenommen, das herabzureißen einer leidlich gewandten Feder schwer fallen dürfte, — nur ob es dieses Los verdient oder nicht, dürfte noch interessant sein.

Der „Oedipus" aber hat es nicht verdient.

Wenn man, in Moskau lebend, gesehen, mit welcher Begeisterung, welch liebevollem Stolz das gebildete russische Publikum dem Werdegang von Stanislawskis „künstlerischem Theater" gefolgt, von seinen ersten, zaghaften Versuchen, bis zu seiner heutigen, glänzenden Höhe (und wie viel von niemandem geleugnete Irrtümer liefen, laufen heute noch da mit unter!), dem zieht sich das Herz zusammen, muß er immer und immer wieder lesen, was in Berlin über seinen größten Theaterleiter, Max Reinhardt, und seine größte Leistung, den „Oedipus", zu schreiben für nötig und witzig gehalten wird.

Ja, unselig seit grauen Zeiten ist deutscher Künstler Los! —

# Bücherbesprechungen.

**Führer durch Wenden und seine Umgebung.** Herausgegeben auf Veranlassung der Gesellschaft für Heimatkunde in Wenden von Dr. Kiwull. Mit einer Wegekarte, dem Stadtplan von Wenden und 2 Kartenskizzen. Riga 1912. Verlag von Löffler. 22 S. $8^0$. 40 Kop.

Der 1. Baltische Lehrertag im Jahre 1907 und der 1. Baltische Historikertag im Jahre 1908 bilden für die Pflege der Heimatkunde bei uns zwei wichtige Etappen. Wurde doch auf jenem die Anregung zu sorgfältigerer Pflege der Heimatkunde überhaupt gegeben, auf diesem darauf hingewiesen, „daß eine jede Stadt der Ostseeprovinzen einen Ortsführer besitzen sollte, der an der Hand der Realien die geographischen, historischen und soziologischen Bedingungen der engeren Heimat erläutere."

In die Reihe derartiger Führer, die wir für Riga, Reval, die livländische Schweiz, die Düna, den Rigaschen Strand besitzen, ist nun kürzlich ein solcher für die „Perl' in Livlands Kron'" getreten. Die Anregung zu dieser dankenswerten Arbeit wurde von der seit 1908 in Wenden bestehenden Gesellschaft für Heimatkunde gegeben; Dr. Kiwull, welcher „in bald 25-jähriger ausgebreiteter ärztlicher Tätigkeit alle Wege und Stege um Wenden herum gründlich kennen gelernt hat," übernahm die Ausführung; der durch seine baltischen Publikationen weit bekannte Löfflersche Verlag war sogleich bereit, auch hier wieder der Heimat zu dienen. So entstand der Führer, welcher in knappem, präzisen Baedekerstil auf $4^1/_2$ Seiten eine Schilderung Wendens,

seiner Geschichte und Sehenswürdigkeiten gibt. Ein sehr hübscher Plan der Stadt und eine Situationsskizze der Ruine des Ordensschlosses bieten die Möglichkeit bequemer Orientierung. Es folgen 17 Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung mit ausgiebiger Berücksichtigung der landschaftlich so schönen und interessanten Aa nebst angrenzenden Flußtälern. Eine im Maßstabe von 1 : 100000 gezeichnete Karte bietet dem Wanderer treffliche Hilfe. Leider mußte, aus Rücksicht auf das Format, die Karte in ihrer Ausdehnung beschränkt werden, so daß Ronneburg und Roop auf ihr fehlen. Hoffentlich ist eine Erweiterung in der nächsten Auflage möglich, die wohl bald folgen wird. In dieser müßte das den Ligater Weg kurz nach seiner Scheide kreuzende Flüßchen eingezeichnet werden.

Das Format hätte ich praktischer gewünscht. Aus Rücksicht auf bequemes Öffnen der Karte hat man ein mittleres Oktav gewählt. Ein Buch von dieser Größe läßt sich aber schwer in der Tasche bergen, ohne daß es durch Biegen leidet. Baedekers Muster ist in der inneren Anlage sehr geschickt befolgt: sein „Taschenformat" würde der Benutzbarkeit des Führers auch äußerlich zugute kommen.

Das sind Wünsche für die Zukunft; in der Gegenwart aber wollen wir dem Verfasser für seine große und treue Mühe, dem Verleger für sein bereitwilliges Entgegenkommen und reges Interesse danken. Möge das Büchlein recht viele dazu anregen, dieses herrliche Stückchen Erde zu durchwandern, das unsere Heimat birgt.

Birkenruh. L. Goertz.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats.

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.




# R. Rathke

## St. Petersburg,

Petersburger Seite,

Großer Prospekt 90.

# Flügel- und Pianino-Fabrik

gegründet 1868 in Dorpat.

**Magazin: Newsky Prospekt 32.**

Anerkannt erstklassiges Fabrikat. ☒ Höchste Auszeichnungen. ☒ Zahlreiche Empfehlungen von weltberühmten Pianisten. ☒ Illustrierter Katalog gratis und franko. ☒ Teilzahlung gestattet. ☒ ☒ ☒ ☒

## Vertreter in den Ostseeprovinzen:

Dorpat: R. Grünreich, Breitstraße, eigenes Haus.
Libau: C. Brandt, Kornstraße Nr. 37.
Mitau: L. Günther, Poststraße Nr. 38.
Reval: K. Jürgenson, Königstraße, eigenes Haus.
Riga: P. Neldner, Theater-Boulevard Nr. 2.
„ O. Loewicke, Sandstraße Nr. 9.
Narva: C. Tam-Stamm.

# f. Treublut,

**Reval, Langstraße Nr. 18.**

empfiehlt sein großes Lager

in **Farben, Drogen, Parfümerien, Gummi-Waren, photogr. Artikeln.**

**Spezial-Abteilung für Tapeten,**

worin eine Auswahl garantiert wird, wie sie die Residenz größer nicht bietet.

**Metall-Wandbekleidung,**

sogenannte **Fiat-Bekleidung,** das Schönste und Beste für Wannen-Zimmer, Küchen, Klosetts ꝛc.

**Mustersendungen auf Verlangen.**

**Der Evang. Verein der Fürsorge für junge Mädchen**

**in Moskau**

bietet in seinem neuerbauten Heim sowohl einzelne, als auch allgemeine **Schlafräume** für durchreisende Damen, Gouvernanten und gebildete Bonnen; Stellennachweis unentgeltlich. Anfragen zu richten an den Vorstand: Frl. **v. Everth,** Maroseika, Kosmadamianſk. Per. Nr. 7, Evang. Jungfr.-Heim.

**Georg Stude, Reval, Langstr. 16.**

*Konditorei und Marzipanfabrik.*

*Telegramm-Adresse: „Marzipan".*



**Handschuhe, Strümpfe,**
**Trikot-Wäsche,**
**Golf-Jacken,**
**Sport-Kostüme** ꝛc.

empfiehlt die

**Mechanische Strickerei-Fabrik,** vorm. M. G. Böckler,

**Reval, Schuhstraße 7.**

Illustrierter Katalog gratis.

Die Ware kann per Post zugesandt werden, weil die Transportkosten sehr gering sind.

# Deutsche Kirchenschule zu Weißenstein in Estland.

Die Deutsche Kirchenschule zu Weißenstein besteht seit 1906 und eröffnet im August dieses Jahres ihre oberste VII. Klasse. Dadurch wird sie eine Lehranstalt 1. Kategorie und hat bei dem Mangel an deutschen Mittelschulen in Rußland das Recht und die Pflicht, ihre Tore auch den Kindern weiterer Kreise der deutschen Bevölkerung zu öffnen. Zu dem Zwecke ist für gute deutsche Pensionate Sorge getragen worden, wobei auch die weniger wohlhabenden Kreise in möglichst weitgehender Weise Berücksichtigung finden.

Die Schule besteht aus 3 Vorbereitungs- und 4 Progymnasialklassen für Knaben und Mädchen, sowie aus 3 oberen Mädchengymnasialklassen. Die Knaben sind nach Absolvierung der IV. Klasse zum Eintritt in die V. Klasse aller Schulen vorbereitet, die das Normalprogramm besitzen, doch sind besonders die Domschule und Realschule in Reval zur Fortsetzung der Schulbildung ins Auge gefaßt. Auch der Übergang ins Mitausche Deutsche Lehrerseminar ist leicht möglich. Die IV. Klasse ist aber nebenbei auch so eingerichtet, daß sie gleichzeitig einen gewissen Bildungsabschluß gewährt, ungefähr im Umfange der deutschen Bürgerschulen. Die VII. Mädchenklasse bereitet für das Hauslehrerinnenexamen vor, wobei nicht nur Deutsche Sprache, sondern auch Mathematik, Geographie und Geschichte als Hauptfächer gewählt werden können.

Das Lehrerpersonal besteht aus nur für unsere Schule engagierten Kräften. Der Unterricht in den oberen Klassen wird in den wissenschaftlichen Fächern von akademisch gebildeten Lehrkräften erteilt. In den mittleren und Vorbereitungsklassen ist neben der Fachbildung besonderes Gewicht auch auf seminaristische Vorbildung der Lehrkräfte gelegt.

Neben den programmäßen Fächern kann den Zöglingen Gelegenheit geboten werden, Unterweisung zu erhalten in Kunst und Kunstgeschichte, Buchführung, Stenographie, Maschinenschreiben, kunstgewerblicher Handarbeit und Handfertigkeit für Knaben und Mädchen.

Weißenstein, an einem kleinen Flusse freundlich gelegen, ist ein Landstädtchen mit c. 3000 Einwohnern, das nichts von all den vielen Nerven und Phantasie überreizenden Einrichtungen der modernen Städte besitzt, und ist daher in gesundheitlicher wie erzieherischer Hinsicht für eine Schulstadt durchaus geeignet. An der Pernau-Revaler Schmalspurbahn gelegen, ist Weißenstein von Reval aus in 6 Stunden zu erreichen.

Das Schulgeld beträgt jährlich:

| | | |
|---|---|---|
| **In der Vorbereitungsklasse** A. | **30** | **Rbl.** |
| **In den Vorbereitungsklassen** B. u. C. | **40** | „ |
| **In den Klassen** I—IV | **50** | „ |
| **In den Klassen** V—VII | **70** | „ |

Für den Unterricht in den nichtobligatorischen Fächern wird eine Extrazahlung erhoben. Gute Pensionen können von der Schule empfohlen werden in der Preishöhe von jährlich: 150, 180, 200, 300, 400 Rbl. und darüber.

Nur Kinder mit deutscher Hausprache können in der Schule Aufnahme finden.

Direktor: Pastor **Ed. Maaß.**

Präses des Schulrats: Propst **C. Rall.**

# Deutsche Sprachkurse für Ausländer.

**Semester- und Monatskurse, auch für Anfänger.**

Kleine Klassen. Alles Nähere durch die Programme.

Adresse: **Direktion der Sprachkurse, Marburg in Hessen (Deutschland) Schwanalle 48.**

## Deutsches Seminar zu Mitau — Kurland.

Private Lehrerbildungs-Anstalt. **Schreiberstraße 16.**

Anfang des Unterrichts den 10. August. Aufnahmeprüfungen für die Präparandenklasse und I. (unterste) Seminarklasse am **8. und 9. August.**

Vierjähriger Kursus, Elementarlehrerexamen nach 3, bezüglich 2 Jahren; Hauslehrerexamen nach 4, bezüglich 3 Jahren. Meldungen unter Beifügung der Dokumente beim Direktor. **Der Verwaltungsrat.**




Die beliebtesten

Zigarren und Zigaretten

**HABANERA**

zu haben überall.

# Philipp Schaefer,

**Schmiedestraße 31.** **Telephon 464.**

**Größte Auswahl in**

**Schreib- und Zeichenmaterialien, Postkarten.**

# Assern — Rigascher Strand.

## Deutsches Erziehungsheim für Mädchen,

in unmittelbarer Nähe von Wald und Meer. Russische, Französische, Englische Konversation. Musik und Turnen.

Hausarzt. Bäder.

**Leiterin Fräulein J. von Grabbe,** Assern, Villa Grabbe.



# F. Stadler, Riga,

Telephon 5917.
Kl. Königstr. 17

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.

# Verlagsbuchhandlung C. J. Sichmann,

Riga, Brunnenstraße 5/7.

## Marra Korth, geb. Götz, Praktisches Kochbuch.

**1742 neue erprobte Kochrezepte.**

**Mit acht Tafeln in feinstem Farbendruck**, die verschiedenen Fleischsorten und deren richtige Zerteilung und Benennung, die Fische und die eßbaren Pilze in natürlichen Farben darstellend, sowie zahlreichen Abbildungen im Text. Ein starker Band von 44 Druckbogen in hochfeinem Orig.-Leinenband mit Farbenpressung **3 Rbl. 50 Kop.**, mit Postzusendung **4 Rbl. 5 Kop.**

In der überreichen Anzahl von Rezepten ist nicht nur Rücksicht genommen auf möglichste **Schmackhaftigkeit und Feinheit** in der Zubereitung, sondern auch darauf, daß sowohl denen, welche große, als auch denen, welche nur mäßige Summen für den Haushalt aufwenden können, gedient sei. **Die Genauigkeit und Sparsamkeit seiner Angaben werden dem Korth'schen Kochbuch bald den Ruf eines Musterkochbuches eintragen.**

Das Werk ist auch in **lettischer** Sprache und gleicher Ausstattung zum Preise von **3 Rbl.**, mit Postzusendung **3 Rbl. 50 Kop.** erhältlich.

## Lyda Pank, Praktisches Kochbuch.

Handbuch zur verständigen und sparsamen Führung des Haushalts in allen seinen Zweigen. 1300 bewährte Anweisungen und Rezepte. 464 Seiten in eleg. Orig.-Leinenband **2 Rbl.**, mit Postzusendung **2 Rbl. 35 Kop.**

## J. A. Petroff's Neuer russischer Dolmetscher für Deutsche.

**Leichteste Methode zur Erlernung der russischen Sprache durch Selbstunterricht.**

7. durchgesehene Auflage. In elegantem Orig.-Leinenband. Preis **1 Rbl.**, mit Postzusendung **1 Rbl. 25 Kop.**

Eine ganz vorzügliche Anleitung zur schnellen, leichten und gründlichen Erlernung der russischen Sprache. Das Buch enthält eine reiche Fülle praktisch gewählten Übungsstoffes, Grammatik, Konversation u. s. w. und sei namentlich allen denjenigen, welche schnell Russisch lesen, schreiben und sprechen wollen, warm empfohlen.

## Deutsche und russische Handelsbriefe

**für das Selbststudium, sowie zum Gebrauch in Schulen.**

Herausgegeben von **H. Haller.**

Vierte verbesserte Auflage. In eleg. Halbleinenband. Preis **1 Rbl.**, mit Postzusendung **1 Rbl. 25 Kop.**

Dieser reiche Schatz kurz und treffend abgefaßter Formeln und Redewendungen, musterhafter Rundschreiben und Handelsbriefe, sowie das beigegebene Vokabularium ermöglichen es auch dem wenig geübten Korrespondenten, die ganze Reihe seiner Gedanken leicht, sicher und gewandt zum Ausdruck zu bringen.

**Zu beziehen durch sämtl. Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag.**

**Eltern, denen die häusliche Erziehung oder die schulische Ausbildung eines Kindes Schwierigkeiten bereitet,**

finden geeignete Ratschläge in der im Buchhandel erschienenen Schrift:

# Das Erziehungsheim u. Jugendsanatorium

## auf der Sophienhöhe bei Jena

und seine Beziehungen zu den Unterrichts- u. Erziehungsfragen der Gegenwart von **J. Trüper**

10. Auflage. Mit 49 Abbildungen. VIII u. 178 S. Preis M. 2.50

**Langensalza, Hermann Beyer & Söhne,** 1911,

sowie auch direkt durch den Unterzeichneten.

Das Erziehungsheim Sophienhöhe wurde 1890 gegründet für schulüberbürdete, erholungsbedürftige, schwächliche, blutarme, nervöse und darum in der Schule zurückbleibende oder für die Familie schwer erziehbare Knaben und Mädchen. — Es ist das älteste Landerziehungsheim und von den hervorragendsten Medizinern und Pädagogen des In- und Auslandes zugleich als einzigartiges und mustergültiges Heilerziehungsheim anerkannt. — Es hat eine Reformschule mit kleinen Klassen (2 bis 15 Schülern) bis Untersekunda. Gartenbau-, Hobelbank-, Modellier- und Schnitzunterricht sind obligatorische Lehrgegenstände. Praktische Berufsvorbildung für Minderbegabte. Haushaltungsschule in einem besonderen Mädchenheim.

Unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Dr. med. Giese als Hausarzt, und wenn notwendig unter dem Beirate anderer Autoritäten der Universität, gewährt unser Erziehungsheim schwächlichen Kindern individualisierende pflegerische Behandlung unter Berücksichtigung aller natürlichen Heilfaktoren, wie sorgfältige Ernährung (auch besondere Ernährungskuren), Freiluft- oder Waldschule, Spiel und Sport, Luft- und Sonnenbäder, eigenes heizbares Schwimmbad, schwedische Heilgymnastik, Massage u. a. m.

In einem 7 Hektar großen schattigen Parke und in unmittelbarer Nähe von Berg und Wald gelegen, besitzt die Sophienhöhe große Spielplätze, ausgedehnte Gemüse-, Beeren- und Obstanlagen, Warmhäuser für Blumenzucht, Terrarien und Aquarien u. a. m. für Pflanzen- und Tierpflege der Jugend. — Das Erziehungsheim betont vor allem sorgfältigste Charakterbildung auf Grundlage des christlichen Familienlebens und gewährleistet gewissenhafte Aufsicht und Erziehung. Näheres darüber in der Schrift:

## Die Charakterfehler des Kindes

Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedr. Scholz (vormals Dir. der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen). In III. neu bearbeiteter und ergänzter Auflage herausgegeben von J. Trüper. Ed. Heinr. Mayer (Einhorn & Jäger), Leipzig, X und 304 Seiten, 5.50 Mark.

Die günstigsten Empfehlungen von Eltern wie von zahlreichen hervorragenden Ärzten und Pädagogen des In- und Auslandes.

**J. Trüper,** Direktor.

Die **illustrierte** Zeitschrift

# „Technische Neuheiten“

**RIGA**

erscheint seit bereits 21 Jahren in deutscher Sprache mit russischer Übersetzung.
Der Abonnementspreis beträgt **2 Rubel** jährlich für **12 Nummern.**

**Alle** diejenigen, welche selbst Fabriken besitzen u. diese verbessern wollen oder zur Begründung neuer Unternehmen Maschinen anzuschaffen gedenken, werden in der Zeitschrift **vorteilhafte Notizen** finden.

Speziell **Maschinenhändler, reisende Maschinen-Agenten** und **gebildete,** über freie Zeit verfügende **Herren,** könnten aus den deutlich beschriebenen, mit Preisen und Abbildungen versehenen neuen Erscheinungen auf technischem Gebiete, vielfach Belehrung und **bei richtiger Verwendung der Mitteilungen, leicht größeren Gewinn erzielen.**




In unserem großen Reiche haben noch viele tausend Fabrik-Unternehmen Raum, aber nur solche Industrien od. Gewerbebetriebe können auf Erfolg u. größeren Nutzen rechnen, welche richtig organisiert u. mit den neuesten **bewährten besten Maschinen** ausgerüstet sind.

**Postfach № 165. Riga.**

# Rudolf Zimmermann, Reval, Falksparkstraße 3.

## Maschinen-Import.

**Maschinen ohne Ausnahme jeder Art. Vertreter nur erster Weltfirmen.**

Lieferung von:

**Heinrich Lanz'sche Heiß- und Sattdampf-Lokomobilen bis 1000 PS.**

billigste, beste und zuverlässigste Betriebskraft, für Kohlen, Holz, Torf, Sägespäne, Stroh und Naphtha Feuerung.

**Kostenanschläge gratis und franko.** **Teilzahlung zulässig.**

Jede Anfrage wird schnellstens und kostenlos beantwortet.

## Emsy Aeckerle-Klau,

**Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin,**

**Lützow-Straße 85-a.** Sprechstunde Montags u. Donnerstags von 4—5.

Tonbildung auf wissenschaftlich-hygienischer Grundlage in Verbindung mit Sprachtechnik u. Phonetik. — Anleitung im Rutzschen Typensystemsingen u. Sprechen.

Gesang auf dieser Grundlage ein Quell der Gesundheit.

Jeder normale Mensch kann sich durch richtige Unterweisung, wenn er noch nicht im Besitz einer Gesangstimme ist, eine solche herausbilden, daher Annahme auch in diesem Fall.

Beseitigung von Sprachstörungen, soweit diese auf falschem Sprachmuskelgebrauch, mangelhafter Phonetik und falscher Atmung beruhen.

Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers. Buchdr. der „Revalschen Zeitung“. Reval.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von **Alexander Eggers.**

**№ 9.** **Reval, 1. (14.) September.** **1912.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Michael Barclay de Tolly.

## Eine Lebens- und Charakterskizze.

Von Oskar Grosberg. (St. Petersburg.)

Wir stehen im Jubeljahre des Vaterländischen Krieges, eines der größten Ereignisse der neueren Weltgeschichte, denn der verwegene Feldzug gegen Rußland brachte Napoleon den furchtbaren Schlag ein, der seine materiellen Machtverhältnisse und sein Ansehen eines unüberwindlichen, allen Verhältnissen gewachsenen Heerführers am Lebensmarke traf. Auf den Eisfeldern Rußlands keimte die Freiheit der zur Hörigkeit niedergezwungen, oder freiwillig in das Joch gegangenen Nationen Europas; auf den Eisfeldern Rußlands und in der Folge auf den Schlachtfeldern Deutschlands und Frankreichs erstrahlte der alte Ruhmesglanz der russischen Armee in einer Stärke, die nachmals nie wieder erreicht worden ist. Im Vaterländischen Kriege spannte sich das Nationalgefühl zur höchsten Kraftentfaltung; es war einer jener Kriege, von denen Moltke sagte, sie seien eine Naturnotwendigkeit, wie Stürme und Gewitter, die die in trägen Friedensjahren angesammelten Fäulnisstoffe hinwegfegen und die Atmosphäre klären.

In solchen Kriegen strafft sich der Wille eines Volkes zu einer Zähigkeit und Schlagkraft ohnegleichen. Opferwilligkeit und heldenhafte Tatkraft gehen Hand in Hand; glänzende Führerbegabungen erstehen aus dem Dunkel wie leuchtende Meteore, und verwegene Haudegen reißen die Massen mit sich fort.

So auch im Vaterländischen Kriege Die Namen der glänzenden Helden jener großen Zeit sind in diesem Jubeljahre in aller Leute Mund, und man feiert ihr Andenken in gebührender Weise. Man nennt die Kutusow, Jermolow, Bagration, Kulnew, Dochturow und andere Führer, die sich im Vaterländischen Kriege mit Ruhm bedeckt haben; man gedenkt auch der Pahlen, Bennigsen, Wittgenstein und Barclay de Tolly, doch ist es unverkennbar, daß der Löwenanteil des Dankes nicht auf diese Gruppe entfällt, er sollte aber auf sie entfallen, denn in ihrer Mitte befindet sich der wahre Retter Rußlands, der Überwinder Napoleons, der Befreier Europas: Michael Barclay de Tolly, während der Nationalheld Kutusow in Wahrheit nur das geerntet hat, was Barclay de Tolly gesäet hatte.

Es will scheinen, als ob es die Pflicht der russischen historischen Forschung wäre, endlich einmal die ausschlaggebende Rolle festzustellen, die Barclay im Vaterländischen Kriege gespielt hat und auf diese Weise das schreiende Unrecht gutzumachen, das von einem ganzen Volke an diesem genialen Feldherrn und Organisator, an einem Manne von unverfälschten Römertugenden begangen worden ist. Für das tragische Schicksal Barclays findet sich in der neueren Geschichte in den Wesenszügen ein Gegenstück in der Person des österreichischen Heerführers Benedek, dem freilich die stoische Charaktergröße Barclays abgeht und dem nicht die Genugtungen wurden, die Barclay nach unverdienten und unerhörten Demütigungen später dennoch empfing.

In Nachstehendem soll nicht eine eingehende Würdigung der führerischen und organisatorischen Eigenschaften Barclays versucht, sondern nur eine Lebens- und Charakterskizze, die zum großen Teile auf russischen Quellen beruht, gegeben werden.

Das Geschlecht der Barclay de Tolly wurzelt in Schottland, wo es seit unvordenklichen Zeiten Ansehen genoß und dem Hause Stuart nahe stand. Als die Stuarts aus Schottland vertrieben wurden, da hielten mehrere Männer aus dem Hause Barclay den angestammten Fürsten die Gefolgstreue und sie gingen in die Fremde, nach Deutschland, wo sie sich bürgerlichen Beschäftigungen zuwandten. Ein Zweig der Familie wanderte im 18. Jahrhundert aus Mecklenburg nach Riga aus, wo er bald zu Ansehen und Wohlstand gelangte und noch heute blüht. Ein Barclay wurde Bürgermeister der alten Hansastadt, — das war der Großvater des nachmaligen Feldmarschalls. Sein Vater nahm Kriegsdienste und wandte sich später der Landwirtschaft zu, doch stürzten ihn verschiedene Wechselfälle in so schwere materielle Bedrängnis, daß er nicht einmal seine Kinder selbst erziehen, sondern diese Sorge Verwandten und Freunden überlassen mußte. Des 1761 geborenen Michael nahm sich sein Oheim, der Bruder seiner Mutter an, der ihm eine gute Bildung zuteil werden ließ, die im fünfzehnten Lebensjahre ihren Abschluß fand.

Barclay schlug die Karriere der mittellosen jüngeren Söhne der baltischen Familien von Rang ein, — er wurde Soldat und hatte als Knabe alle Müh-

sale und Beschwerden des damals doppelt rauhen und rohen Kriegshandwerks zu ertragen. Eiserne Disziplin und äußerste Zuchtlosigkeit der rohen Soldaten und kaum weniger rohen Offiziere gingen damals Hand in Hand, und man stellte an die Leistungsfähigkeit der Truppen die größten Anforderungen. Wer ein überaus lebendiges und ungeschminktes Bild von dem unbekümmert wilden, draufgängerisch tollen, doch auch der Empfindsamkeit nicht fremden Soldatenleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts genießen will, dem sei Eduard von Löwensterns prachtvolles Tagebuch „Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon" empfohlen.

Michael Barclay bewies, daß altes Soldatenblut in seinen Adern rollte. Er war tapfer, mutig und kaltblütig. Er behandelte, wenn man sich so ausdrücken darf, den Krieg mit wissenschaftlicher Ruhe und Kaltblütigkeit; ihm ging das hinreißende Draufgängertum, die unbedachte Wagehalsigkeit völlig ab; er war stets, auch im dichtesten Kugelregen, unerschütterlich ruhig und kühl die Chancen kalkulierend.

Seine Feuertaufe erhielt er in den Türkenkriegen, und dort erklomm er unter den Auspizien des großen Suworow auch bald raschen Schrittes die ersten Staffeln der Dienstleiter. Der Krieg gegen Polen findet ihn schon in Kommandostellung; 1799 ist er bereits Generalmajor und Chef des estländischen Jägerregiments. Der alte Feldmarschall Fürst Repnin sagte auf seinem Totenbette von Barclay: „Dieser Generalmajor wird hohen Flug nehmen. Gedenket meiner Worte." In der Tat war Barclay schon damals eine der hervorragenden, freilich auch vielfach angefeindeten Erscheinungen der russischen Armee, und sein Ruf befestigte sich, als er in der Schlacht bei Pr.-Eylau ausschlaggebenden Anteil genommen hatte. In dieser Schlacht zerschmetterte eine Kartätschenkugel seinen rechten Arm, den er fortan nicht mehr gebrauchen konnte. Barclay mußte in Memel liegen bleiben, um dort der überaus langwierigen und schmerzhaften Heilung entgegenzusehen. Freilich linderte seine Schmerzen die Verleihung des Georgskreuzes 3. Kl., des Wladimirordens 2. Kl., sowie des Ranges eines Generalleutnants und Divisionskommandeurs, den er mithin mit 46 Jahren erreicht hat.

Bedeutsamer als diese Verleihungen und Erhöhungen war der Besuch, den Kaiser Alexander I. dem Verwundeten in Memel abstattete und der zu der näheren Bekanntschaft zwischen dem Kaiser und dem General führte. Der Kaiser lernte die aufrechte, offene Ort Barclays schätzen, und er bewahrte ihm fortan sein Vertrauen und er überschüttete ihn bei persönlichen Begegnungen mit der bestrickenden Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand. Auch beide Kaiserinnen wollten ihm wohl, und sie gaben ihm wiederholt Beweise ihrer Huld. Für diese Beweise huldreicher Gnade dankte Barclay de Tolly mit der treuen Ergebenheit, die sein Geschlecht von je ausgezeichnet hatte. Seine Kaisertreue geriet auch dann nicht ins Wanken, als er allen Grund hatte zu grollen.

In Memel lernte Barklay den Historiker Niebuhr kennen, und in einer der häufigen Unterhaltungen über Napoleon äußerte sich Barclay dahin, daß man Napoleon, falls es ihm beifallen sollte in Rußland einzufallen, ins Innere des Landes locken müsse. „Man muß ihn, so sagte Barclay, durch geschickte Rückwärtsbewegungen von seiner Operationsbasis entfernen, ihn durch beständige Scharmützel ermüden und ihm dann mit Hilfe des mörderischen Klimas und frischer ungeschwächter Truppen, gegebenenfalls hinter Moskau, ein neues Poltawa bereiten."

Diese Worte, die Dumos in seinen Erinnerungen anführt, beweisen, daß Barclay für den Fall eines Krieges in Rußland den Aktionsplan, der später tatsächlich zur Ausführung gelangte, in den Grundzügen schon damals (1807) fertig hatte.

Vorläufig winkten ihm jedoch noch andere Aufgaben. Kaum geheilt, mußte er in den Schwedischen Krieg, in dem er sich durch den berühmten Marsch über das Eis des Bottnischen Busens nach Umeå auszeichnete. Auch der Ruhm dieser Tat ist in Bezug auf den strategischen, moralischen und politischen Erfolg von Barclay auf Kulnew abgeglitten. Man spricht in den Erinnerungen an den Schwedischen Krieg wohl von der Marschleistung und der schönen Menschlichkeit Kulnews, den auch Runeberg in seinem „Fähnrich Stahl" verherrlicht hat, — der Name Barclays wird kaum genannt. Während dessen vermerkt Barclay in seinem Tagebuche, daß beim Abmarsche der russischen Truppen aus Umeå eine Deputation ihm für die eingehaltene Ordnung und die Disziplin der Truppen gedankt habe. Barclay fügt hinzu: „Ich gestehe, daß ich in jenem Augenblicke glücklich war."

Der Marsch über das Eis des Bottnischen Meerbusens ist als eine der kühnsten und energischesten Kriegstaten aller Zeiten zu betrachten; das unvermutete Erscheinen der Russen im Rücken der schwedischen Armee wirkte wie ein Wunder, und es zwang die Schweden zum Friedensschlusse, der Rußland ganz Finnland mit den Alandsinseln als reiche Siegesbeute einbrachte. Alexander I. dankte dem ruhmreichen Führer in kaiserlicher Weise: er beförderte den jungen Generalleutnant außer der Reihe zum General der Infanterie und ernannte ihn zum Generalgouverneur von Finnland.

Die Auszeichnungen, die Barclay nach Verdienst und Würdigkeit erhielt, vermehrten die Zahl der Neider des verhaßten „Deutschen" und machten auch ihn selbst unruhig, denn er kannte die Menschen und insbesondere die ränkevolle Umgebung seines von ihm rückhaltlos verehrten Monarchen, der stark unter dem Einflusse einer Kreatur vom Schlage des berüchtigten Ignoranten und Speichelleckers Araktschejew stand. Im Hinblicke auf die Ränke der Militärkamarilla wandte sich Barclay mit einem Schreiben an den Kaiser, in dem er ihn bat, sein Ohr nicht den Verleumdern zu leihen, sondern ihm sein Wohlwollen zu bewahren. Die Antwort des Kaisers lautete:

„En vous appelant au commandement de mon armée en Finlande,

je n'ai suivi que le mouvement de la justice et de l'estime, que j'ai conçu pour vos talents militaires et votre caractère personel. Fondée sur ces motifs, mon opinion sur votre compte ne saurait jamais varier; seule elle suffira pour repousser l'envie si jamais elle osait s'élever contre vous".

Als Generalgouverneur von Finnland bewährte sich Barclay de Tolly als der „Mann von liberalen Prinzipien", wie Alexander ihn in der Ernennungsurkunde genannt hat. Er blieb jedoch nur kurze Zeit auf dem wichtigen Posten, auf dem er sich allgemeine Achtung und Verehrung erwarb. Der kommende Krieg mit Napoleon warf seine Schatten voraus, — das Vertrauen des Kaisers berief Barclay auf den wichtigen Posten des Kriegsministers, den er mit 48 Jahren einnahm, um sofort eine durchgreifende organisatorische Tätigkeit in Angriff zu nehmen. Diese Seite der Tätigkeit Barclays ist äußerlich weniger in die Augen fallend als seine Taten auf den Schlachtfeldern, aber sie ist darum nicht weniger bedeutungsvoll. Barclay brachte die verlotterte, primitive und inkonsequente Heeresorganisation und -Verwaltung auf europäischen Fuß. Er entwickelte eine geniale reformatorische und organisatorische Tätigkeit, die allein genügt, um seinen Namen für alle Zeiten in der Geschichte der russischen Armee zu erhalten, denn Barclay ist der eigentliche Organisator des modernen russischen Heeres mit allen seinen zahlreichen Verwaltungszweigen, von denen viele erst von Barclay ins Leben gerufen, die schon bestehenden von Grund aus reorganisiert werden mußten. Diese wenig beachtete, für den Ausgang des Vaterländischen Krieges aber ungemein wichtige Arbeit Barclays verdiente Gegenstand besonderer umfassender Würdigung zu sein. Und diese Untersuchung würde auch eine Geschichte der feingesponnenen Intrige, stupiden Widerstandes und der völligen Untauglichkeit eines verrotteten büreaukratischen Mechanismus werden. Der Ehrlichkeit und Zähigkeit Barclays gelang es, alle infamen Machinationen niederzukämpfen und die Armee in zwei Jahren titanischer Arbeit schlagfertig zu machen; schlagfertig gegen einen Führer von der Weltbedeutung Napoleons!

Das Jahr 1812 brachte dem Helden die unvergängliche historische Rolle, das größte Vertrauen seines Monarchen und die tiefste Demütigung, die einem Manne werden kann. Die auf ihn einstürmenden Ereignisse vermochten jedoch nicht diese antike Heldenseele zu beugen oder gar zu zerbrechen. Seine Charakterstärke erhebt ihn hoch über die Masse der im Hauptquartier wimmelnden Ränkeschmiede und Parkettgenerale, und seine stoische Haltung zwingt schließlich seine Neider und Feinde zur Anerkennung und zur Hochachtung vor Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die über das Menschenmaß hinauszugehen scheinen. Bagration und Jermolow, die ihn Verwüster nannten und ihn bis aufs Blut peinigten, waren ehrlich genug, ihren kläglichen Irrtum später einzugestehen, — diesen Mannesmut fanden jedoch die Schranzen nicht.

Barclay führte als Oberbefehlshaber der ersten Westarmee den Plan

aus, den er in knappen Umrissen Niebuhr entwickelt hatte. Er verfolgte trotz des Murrens seiner Offiziere die Rückzugstaktik und wich Schritt vor Schritt vor dem Feinde zurück, bis er bei Smolensk zu Bagration, der die zweite Westarmee führte, stieß. Von hier führte er unter beständigen, den Feind heftig ermüdenden Gefechten die beiden Armeen wieder landeinwärts, wenngleich Armee und „öffentliche Meinung" stürmisch auf einer Entscheidungsschlacht bestanden und wenngleich man ihn offen des Landesverrats bezichtigte. Als er am 12. August 1812 bei Zarewo-Saimischtsche, 150 Werst von Moskau, die Entscheidungsschlacht liefern will, da trifft der neue Oberbefehlshaber Kutusow ein und — der Rückzug wird nun auf dessen Befehl fortgesetzt.

Die Zurücksetzung mußte Barclay aufs tiefste verletzen. Einer seiner ärgsten Widersacher, General Jermolow, der sich später in einen Bewunderer Barclays verwandelte, sagt in seinen Erinnerungen, man habe sich gewundert in den Augen des unerschütterlich ruhigen und unerschrockenen Mannes Tränen blitzen zu sehen.

Der Stoiker sah nur einen Ausgang: den Tod. Er hielt im dichtesten Gewühl der Schlacht von Borodino wie ein Fels im brandenden Meere. Ringsum hielt der Tod furchtbare Ernte, — ein Pferd nach dem andern fiel unter ihm, seine Adjutanten lagen tot um ihn, — im hageren, gedankendurchfurchten Gesichte Barclays zuckte kein Muskel. Die Soldaten jubelten ihm zu, der sterbende Bagration ließ ihn um Verzeihung bitten. Ein solcher Heldenmut war nicht mit Verrat vereinbar. So meinten die Haudegen vom Schlage der Jermolow und Bagration, anders jedoch der durchaus orientalisch angelegte, mißtrauische, schlaue und hinterhältige, im Intrigenspiel wohl erfahrene alte Kutusow, der den edeln Charakter Barclays garnicht erfassen konnte und in ihm grundlos einen Nebenuhler fürchtete und ihn demgemäß behandelte.

Barclay verläßt schließlich, der Ränke müde und von den Intrigen angeekelt, die Armee, und ihn verfolgt der Ruf des Verräters und des Verfemten. Die Früchte seiner mühselig vorbereiteten Saat erntet Kutusow, der sein Haupt mit der Aureole des Retters des Vaterlandes umgeben darf.

Barclay verschließt den tiefen Schmerz, den er erfahren, in seinem treuen Herzen; er wird nur noch nachdenklicher und noch verschlossener. Beim Scheiden von der Armee sagt er: „Ich habe den Wagen den Berg hinaufgezogen, herunterrollen kann er ohne Lenkung." Bezeichnend für die Seelengröße und den schlichten Sinn Barclays ist der Brief, den er nach seiner Enthebung vom Kommando an seine Gattin schreibt: „Ich habe auch nichts zu hoffen, nicht einmal darauf, daß mein dreißigjähriger ehrenhafter Dienst berücksichtigt werden wird. Bereite Dich zu einem ärmlichen, entsagenden Leben vor. Verkauf alles Überflüssige, doch will ich, daß meine Bibliothek, meine Kartensammlung und die Manuskripte in meinem Bureau erhalten bleiben. Der Mensch hat wenig nötig, er kann mit geringen Mitteln glücklich sein. Man muß sich nur über die Misère des Alltages erheben."

Barclay zieht sich auf sein Gut Beckhof im Fellinschen zurück, doch überträgt der Kaiser, der nicht stark genug gewesen ist, um die Ränke der Neider Barclays mit einem Machtworte zu zerstören, ihm wieder den Oberbefehl über die dritte Armee. Er ist einer der Führer in der Völkerschlacht bei Leipzig und einer der Angreifer von Paris. Er wird Graf, Fürst und Feldmarschall; er kehrt mit Ehren und Auszeichnungen bedeckt heim, aber in seinem stolzen Herzen sitzt der Todeskeim: er ist infolge der Demütigungen des Jahres 1812 ein gebrochener Mann. Die Entbehrungen und Erregungen unzähliger Feldzüge und Schlachten tun ein Übriges: er stirbt 1818 im Alter von 57 Jahren, nachdem er noch einige Jahre Friedensarbeit getan.

Daß Barclay de Tolly sich nicht der landläufigen Popularität erfreuen konnte, darf nicht wundern, denn er besaß schlechterdings keine der Eigenschaften des Generals „душа на распашку". Er war weder Draufgänger noch Poseur, weder Hofmann noch Diplomat; er war aus dem Holze geschnitzt, von dem Schlachtenlenker in der Art Moltkes stammen, der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß Barclay eine vielseitiger beanlagte Natur und auch glänzender Frontoffizier gewesen war.

Das Äußere Barclays hatte absolut nichts Heldenhaftes. Er war lang und hager; auf seinem bleichen, nachdenklichen, von einem Backenbart eingerahmten Gesichte ruhte stets ein Leidenszug, aber auch der Ausdruck der Offenherzigkeit und der Güte. Barclay trug sich stets gerade, was seiner Erscheinung im Verein mit der unerschütterlichen Gelassenheit den Stempel des Würdevollen, Ehrfurchtgebietenden aufdrückte. Im Getümmel der Schlacht schien er zu wachsen, wie einer seiner Adjutanten bemerkte; seine Ruhe konnte selbst in den gefährlichsten Situationen nicht erschüttert werden; er gab seine Befehle, als ob er sich auf dem Paradeplatz befände. Dabei haßte er Fanfaronnaden und das verwegene kopflose Draufgängertum, nie aber versagte er seine Anerkennung der kaltwägenden Tapferkeit. Seine Umgangsformen waren verbindlich, aber er wußte zwischen sich und anderen eine Schranke aufzurichten; er brauchte nie Schimpfreden und rohe Ausdrücke, er war nur dann unerbittlich streng, wenn er Disziplinlosigkeit oder Roheiten ahndete. Für seine Soldaten sorgte er in einer Weise, die die Empörung anderer Kommandeure, die sich bereicherten, hervorrief.

Die Soldaten achteten ihn, aber sie liebten ihn nicht, denn er gab ihrer Phantasie nichts. Gleichgestellte fühlten sich durch die reservierte Kühle, die ihn umschwebte, abgestoßen, zudem lebte der Vermögenslose still und zurückgezogen, und er legte auf Prunk oder auch nur Komfort gar keinen Wert, während die ganze vornehme Gesellschaft Petersburgs gerade damals ein üppiges Dasein führte.

Der Haß gegen Barclay beruhte natürlich nicht etwa darauf, daß man ihn wirklich für einen Verräter gehalten hätte, sondern hier kollidierten eben die Rassengegensätze. Die genußsüchtigen, auf eigene Vorteile bedachten, leicht-

lebigen und vielfach auch ganz skrupellosen russischen Führer mochten, wollten und konnten den strengen, korrekten und „langweiligen" Deutschen nicht verstehen, wie dieser seinerseits es nie verstanden hatte, um Gunst zu buhlen, zu augendienern oder Intrigen zu spinnen. Man darf das den Zeitgenossen Barclays soweit nicht verdenken, als das Unverständnis nicht den Anlaß zu schändlichen Machinationen gegeben hat; hat doch selbst ein Universalgeist wie Tolstoi sich dem Rassenvorurteile nicht entziehen können, die deutschen Generale spielen in „Krieg und Frieden" die Rolle lächerlicher Popanze.

Zu dem rassenpsychologischen Momente gesellte sich eine andere Tatsache; Barclay gehörte nie zu den Lieblingen oder gar Favoriten Alexanders I., dagegen erfreute er sich der unbedingten Achtung des Kaisers. Diese Achtung hob ihn hoch über den Schwarm der Höflinge und Schmeichler empor, und das konnte man Barclay nicht verzeihen. Die Achtung des Monarchen fand u. a. auch darin Ausdruck, daß er in seinen Reskripten an Barclay nie Belohnungen für zu leistende Dienste verhieß, wie das in jener Zeit üblich war und von den höchsten Würdenträgern als selbstverständlich hingenommen wurde.

Auch in diesem Jubiläumsjahre wird von gewisser Seite mit beschränkter Nichtachtung von den „deutschen" Generalen gesprochen, die den Flug des russischen Genius gehindert hätten.

Es ist die Pflicht der russischen historischen Forschung, mit dieser von der chauvinistischen Presse und der „patriotischen" Literatur betriebenen Geschichtsklitterung aufzuräumen und den verkannten oder in den Hintergrund gedrängten Helden des Vaterländischen Krieges zu ihrem Rechte zu verhelfen, ihnen die Plätze in der vaterländischen Ruhmeshalle zuzuweisen, die ihnen nach Verdienst und Würdigkeit zukommen. Daß an der Spitze aller dieser Männer, ob sie nun russischen oder deutschen Blutes seien, Michael Barclay de Tolly stehen muß, ist nicht zu bezweifeln. Man muß es als einen Mangel betrachten, daß das russische Volk die Sorge um ein würdiges Denkmal des Retters Rußlands seiner Vaterstadt Riga überlassen und den Manen Barclays den Zoll des Dankes nicht in der Form eines Nationaldenkmals dargebracht hat.

Nachdruck verboten.

# Baltische Offiziere im Feldzuge von 1812.

Von Baron Georges Wrangell. (Reval.)

(Schluß.)

Die Tätigkeit des **III. Kavalleriekorps** haben wir in großen Zügen schon bei der Besprechung der Operationen des Generals Korff gestreift; geführt wurde dieses Korps zu Anfang des Feldzuges von Graf Peter von der Pahlen oder Pahlen III († 1864 als Generaladjutant), einem Sohn jenes Grafen Peter Pahlen, der bei dem tragischen Ende des Kaisers Paul eine so bedeutsame Rolle gespielt hat. Selten hat einem Kriegsmann die Sonne

des Glückes und der weltlichen Ehren so hell geschienen, wie Peter Pahlen dem Jüngeren, einem der glänzensten Reitergeneräle aller Zeiten, dem verwöhnten Liebling dreier Monarchen, der mit 23 Jahren bereits Generalmajor war. Am deutlichsten tritt uns seine ritterliche Persönlichkeit aus den vor zwei Jahren veröffentlichten Memoiren seines Adjutanten Leutnant (für Witebsk zum Stabsrittmeister befördert) Eduard von Löwenstern vom Sumschen Husarenregiment hervor († 1837 als Generalmajor und Hetman locum tenens der Astrachanschen Kosaken), der an Pahlen mit der gleichen schwärmerischen Verehrung hing, wie sein älterer Bruder, der hier mehrfach erwähnte Woldemar an Barclay. Nachdem Pahlen in der ersten Periode des Feldzuges wiederholt Gelegenheit gehabt, zu Barclays vollkommener Zufriedenheit im beständigen Kampfe mit dem Feinde den Rückzug der I. Armee zu decken, erkrankte er nach Smolensk lebensgefährlich, ebenso wie sein Adjutant Löwenstern, so daß sie beide weder die Schlacht bei Borodino noch den übrigen Feldzug von 1812 mitmachen konnten. „Mit desto kräftigeren Zügen — schreibt Herzog Eugen in Bezug auf Pahlen — hat er seinen Namen aber in die Geschichte von 1813 und 1814 eingegraben", wo er die Avantgardekavallerie der Böhmischen Armee führte.

Bei den Sumschen Husaren finden wir ferner als Kommandeur der Leibeskadron Baron Theodor Budberg (zu Inzeem in Livl., Bruder des oben erwähnten Baron Karl Budberg, † 1840 als Oberst a. D.), den Großvater des Staatssekretärs und Chefs der Bittschriftenkanzlei S. M. Alexander Baron Budberg, der sich, wie Woldemar Löwenstern berichtet, im November durch Wegnahme dreier französischer Geschütze und eines Fourgons des Kaisers Napoleon auszeichnete; dann die Leutnants Ferdinand von Turnau (auf Smirnek in Kurl., † 1850 als Generalmaj.), der bei Krasnoi verwundet wurde, Anton Baron Taube (a. d. H. Poidifer in Estl., † 1848 als Oberst a. D.), den Vater des früheren Generalgouverneurs von Omsk, Reichratsmitgliedes Baron Maxim Taube, und den Kornett Keyserling, der 1814 bei Brienne fiel; Oberst Klebeck (wahrscheinlich Georg Heinrich Adrian von Klebeck aus Kurl.) führte die aus den Irkutsker Dragonern und Mariupoler Husaren bestehende Brigade des III. Reiterkorps. Der später, namentlich durch die hervorragende Rolle, die er 1831 im polnischen Kriege gespielt, so bekannt gewordene Oberst, später General Zyprian Kreuz (1839 in den Grafenstand erhoben, † 1850 als Gener. d. Kav.), Chef des Sibirischen Dragonerregiments, führte zu Beginn des Feldzuges ein Seitendetachement des VI. Infanterie-Korps; nach Pahlens Erkrankung erhielt er das Kommando des III. Kavalleriekorps, welches seinerseits, wie wir gesehen haben, wieder Korff unterstellt wurde. Bei Borodino wurde Kreuz dreifach verwundet, ohne die Front zu verlassen; er erhielt für diese Schlacht den Georgsorden IV. Kl.; vom erwähnten Sibirischen Dragonerregiment wurde Fähnrich Stempel bei Wjasma verwundet.

## Die II. Westarmee (Bagration).

Als die I. Armee, infolge des ohne vorhergegangene Kriegserklärung in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni bewerkstelligten Überganges Napoleons über den Niemen und in Anbetracht dessen überlegener Streitkräfte, den Rückzug aus der Umgegend von Wilna antrat, wurde der etwa 90 Werst südlicher um Wolokowisk kantonnierenden II. Armee, sowie dem zwischen beiden Armeen befindlichen Kosakenkorps Platows der Befehl zuteil, sich mit Barclay zu vereinigen; das Geschick, mit welchem Bagration und Platow diese unter den gegebenen Verhältnissen ungemein schwierige Aufgabe lösten, ist nicht geringer anzuschlagen, wie der Rückzug Barclays: nachdem sich Bagration noch unterwegs mit der neuformierten Division Newerowskis vereinigt, langte er am 22. Juli glücklich in Smolensk an, wo Barclay schon zwei Tage früher eingetroffen war. Die Vereinigung beider Armeen, und zwar in bestem Zustande, war vollkommen gelungen.

In dem Stabe Bagrations finden wir keine baltischen Namen; der Chef der Artillerie General Karl von Löwenstern stammte aus Württemberg und war mit den oben erwähnten Brüdern von Löwenstern nicht verwandt. Der von Ungernschen Familiengeschichte entnehme ich, daß Baron Karl Ungern-Sternberg († 1829) 1812 unter General Löwenstern Dienste nahm, um am Kampfe gegen Napoleon teil zu nehmen; er brachte es bis zum Garderittmeister.

Zu der II. Armee gehörten das VII. und VIII. Infanteriekorps; das **VII. Korps** wurde von General Rajewski befehligt, dessen Name durch die nach ihm benannte Redoute bei Borodino unsterblich geworden ist. Sein Oberquartiermeister war Karl von Clodt von Jürgensburg (a. d. H. Peuth in Estl., † 1822 in Omsk als Gehilfe des Kommandeurs des sibirischen Armeekorps), der 1813 dieselbe Stellung im preußischen Korps des Generals Bülow bei der Nordarmee einnahm. Unter Rajewski führte General Paskewitsch (später Graf Eriwanski und Fürst Warschawski) die 26. Division; Chef seiner Artillerie war von Schulmann, dessen Geschütze die historische Rajewski-Redoute armierten; es handelt sich hier ohne Zweifel um einen der drei Brüder Ludwig, Gustav oder Friedrich von Schulmann a. d. H. Linamäggi in Livl., welche 1812 alle drei bei der Artillerie standen und von denen Gustav und Friedrich († 1845) es bis zum Generalleutnant resp. General der Artillerie brachten, während Ludwig noch 1812 während des Feldzuges als Oberstleutnant starb. Kommandeur der ersten Brigade der Division Paskewitsch war Oberst Liphardt, der Leutnant Schulmann vom Poltawaschen Regiment aus dieser Brigade wurde bei Malojaroslawetz verwundet.

In der anderen Division Rajewskis, der 12-ten, finden wir als Kommandeur des Regiments Smolensk den Major Gustav von Rennen-

kampff (zu Tuttomäggi in Estl., † 1856). Einem nach seinen Aufzeichnungen verfaßten Artikel entnehme ich folgende lebendige Darstellung seiner Kriegsabenteuer von 1812. Mit dem Smolenskischen Infanterieregiment machte Rennenkampff die Schlacht bei Borodino mit, wo er bei der Verteidigung der bekannten Rajewski-Redoute seine ganze Mannschaft bis auf einige hundert einbüßte und selbst verwundet wurde. Später gehörte er mit seinem Regiment zum Korps Miloradowitsch. Am 6. November war sein Regiment auf der Straße postiert, die den Franzosen unter Ney als Rückzugslinie dienen mußte. Als Rennenkampff hörte, wie Miloradowitsch sein Bedauern aussprach, keinen einzigen seiner Adjutanten bei sich zu haben, um ihn als Parlamentär hinüberzuschicken, erbot er sich selbst zu diesem Dienst. In dem Augenblick, als Rennenkampff vor Ney geführt wurde, eröffnete eine russische Batterie, in der man vermutlich nichts von der Entsendung des Parlamentärs wußte, das Feuer. Ney fuhr auf den russischen Offizier los: „Was ist das für ein Mensch? Ein Parlamentär? Während man feuert? Reißt ihn vom Pferde! Führt ihn weg!" Rennenkampff wurde Kriegsgefangener und blieb es auch. Er machte das ganze Elend des Rückzuges der französischen Armee mit, wurde aber von den Franzosen mit Auszeichnung, fast kameradschaftlich behandelt. Einst fragte ihn ein französischer General, wann denn die Russen endlich ihre Winterquartiere beziehen würden, zu solch einer Zeit könne man doch nicht Krieg führen. „Bei uns, — entgegnete Rennenkampff, — ist man der Ansicht, daß der Krieg erst jetzt angeht". Der zufällig anwesende Marschall Mortier trat auf ihn zu und schloß ihn in die Arme mit den Worten: „Ich begrüße Sie als Landsmann. Ich bin auch Gascogner!" Erst in Kowno erlangte Rennenkampff am 4. Dezember seine Freiheit wieder. Ségur schreibt darüber: Nach 26-tägiger Gefangenschaft wurde der Unglückliche frei, nachdem er unseren ganzen Jammer geteilt, — frei uns zu entlaufen, aber gefesselt durch sein Wort. — Als er in Wilna sich bei Kutusow meldete, zog sein Smolenskisches Regiment gerade zufällig mit klingendem Spiele an dem Palast des greisen Oberbefehlshabers vorüber. Es begrüßte mit jauchzenden Zurufen seinen totgeglaubten Kommandeur, der auch zur selben Stunde die Führung wieder übernahm. Er machte auch die Kampagnen von 1813 und 1814, sowie den Einzug in Paris mit und hat für Craon den Georgsorden IV. Kl. erhalten.

Vom Regiment Alexopol aus derselben Division wurde der Fähnrich Behrens bei Borodino verwundet, und es fiel bei Malojaroslawetz der Leutnant Vogdt.

In dem **VIII. Infanteriekorps** (Borosdin) finden wir in der vom Prinzen Karl von Mecklenburg-Schwerin befehligten Grenadierdivision als Führer der aus den Regimentern Astrachan und Fanagoria bestehenden Brigade den Obersten Johann von Buxhöveden (nicht Graf, wie ihn Herzog Eugen fälschlich nennt), der bei Borodino in dem blutigen

Kampf um die Bagrationschanze gefallen ist. Kapitän Kleist*) vom Regiment Astrachan fiel gleichfalls bei Borodino und Stabskapitän Vogdt vom selben Regiment, sowie Fähnrich Brümmer von den Sibirischen Grenadieren wurde daselbst verwundet. Ob der Brigadekommandeur von derselben Division Oberst Hesse Balte war, konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen. — Die 21. leichte Batterie der Division des Prinzen Karl führte Oberst Reinhold Baron Budberg (a. d. H. Hark und Strandhof in Estl., † 1816), der bei Borodino verwundet wurde. Die Verluste der genannten Division bei Borodino waren so starke, daß Toll auf die Reste derselben weisend fragte, was das für ein Regiment sei; es waren aber die Reste von 12 und nicht von 2 Bataillonen, wie Toll angenommen hatte.

Ganz neu formiert war die 27. Division (Newerowski), die wir bei Borodino dem VIII. Korps zugeteilt finden und die ihre Feuertaufe, noch auf dem Marsch zur Vereinigung mit den Hauptstreitkräften begriffen, am 2. August bei Krasnoi rühmlichst bestanden hatte; in der zweiten (großen) Schlacht bei Krasnoi Anfang November fiel der Leutnant Wilhelm von Vogdt aus Estl. vom Regiment Wilna dieser Division; der Major Stempel und Fähnrich Wrangell vom Regiment Tarnopol aus der anderen Brigade derselben Division wurden bei Borodino verwundet. In der Division der vereinigten Grenadiere desselben Korps (Graf Woronzow) kommandierte 1812 Major von Wrangell ein Bataillon; es kann sich hier um Adolph Magnus von Wrangell, † 1825 als Oberst und Direktor eines St. Petersburger Militärwaisenhauses, handeln oder auch um Karl Johann v. Wr. zu Sompäh etc. in Estl., † 1865. — Der Leutnant von der Artillerie des VIII. Korps (2-te Brigade) Freitag fiel bei Borodino.

Die **zweite Küraſſierdiviſion,** die zum VIII. Korps gehörte, wird zu Anfang des Feldzuges von Generalmajor Otto von Knorring, Chef des kürzlich neuformierten Nowgorodschen Küraſſierregiments, dem Stammvater des Hauses Lugden in Livl., befehligt; er starb aber schon im August 1812, so daß wir diese Division bei Borodino unter dem Befehl des Generals Duka finden. Hier hatten die Küraſſiere zum Teil mit Württembergischer Reiterei zu tun, mit der sie sich im Innern der Bagrationschanzen herumhieben, ein in der Geschichte der Kavallerie gewiß äußerst seltener Fall; ein anderer Teil dieser Küraſſiere drang weit bis gegen die französischen Positionen bei Schewardino vor, wo sie von westphälischer Infanterie aufgehalten wurden.

Das erste Regiment dieser Division, die Küraſſiere des Militär- (Georgs) ordens wurden vom Obersten Georg von Stackelberg (a. d. H. Kaſſar

*) Das Dorpater „Album academicum“ nennt ferner Friedrich Georg von Kleist aus Kurland, der 1813 als Ulanenleutnant bei Leipzig fiel; das Regiment wird nicht äher bezeichnet.

in Estl., † 1837), später Generalmajor, dann wirklicher Staatsrat und Chef des Wolynischen Zollbezirks, geführt; ich lasse die kurze Schilderung seiner Erlebnisse in diesem Feldzuge mit seinen eigenen Worten folgen: „Schon war unsere Armee von der großen abgeschnitten und nur durch forcierte Märsche und Hin- und Hergehen konnte unser verdienstvoller, allgemein geliebter Armeekommandeur Fürst Bagration es zur Vereinigung bringen. Dies geschah unter Smolensk, wo bei den täglichen Affairen wir Küraſſiere nur Zuschauer waren. Unter Kolotzkoi, einen Tagesmarsch von Borodino, bekam ich in der Nacht fünf Eskadrons Küraſſiere mit dem Befehl des Fürsten, zum Sukkurs des Grafen Sievers (vgl. unten) zu eilen, doch ich traf ihn schon nicht weit vom Lager, wohin er sich zurückgezogen hatte. Den anderen Tag holte ich mein Korps ein, ließ die Eskadronen zu ihren Regimentern ab und ging zwei Tage später in die berühmte Affaire von Borodino am 24.*) und 26. August mit 35 Stabs- und Oberoffizieren und wenig an 600 fehlender Mannschaft, aus welcher nach sechsstündigem Gefecht das Regiment ohne Chef (siehe unten), ohne mich, ohne einen Stabsoffizier, mit einem Rittmeister, vier Kornetts und 120 Mann Gemeinen und Unteroffizieren zurückkam**), wofür dieses Ordensche Küraſſierregiment wie auch die anderen Regimenter dieser Division von dem Hauptkommandeur der Armee, Fürsten Kutusow-Smolenski, der ganzen Armee als Beispiel und Erretter des linken Flügels dargestellt wurde. Dem Chef war die linke Wade durchschossen, ich bekam einen Flintenschuß in den rechten Schenkel, durch die Kontusion einer Kanonenkugel ward ich mit dem Pferde umgeworfen. Für dieses ganze Treffen ward der Chef und ich mit dem Georgsorden IV. Kl., alle Offiziere mit dem Orden . . . . . und vier von ihnen außerdem noch mit Erhöhung des Ranges, das Regiment aber mit silbernen Georgentrompeten belohnt. Dieses erfolgte, da der Chef Graf Gudowitsch gleich in der ersten Attacke verwundet war, auf meine Vorstellung; da ich erst am Ende der Affaire nach mehreren gemachten Attacken weg mußte, hatte ich Zeit, während dem Verband und den anderen Tag die Resolution zu machen.

Da ich nur Fleischwunden hatte und beim Regiment niemand war, als junge Offiziere, so ließ ich mich nach einigen Tagen wieder aufs Pferd heben, und so zog ich, zu Pferde mich kurierend, mit meinem Regiment. Wir gingen durch Moskau nach Tarutino, standen hier über einen Monat, bis die Retirade der Franzosen aus Moskau erfolgte. Tägliche kleinere und größere Treffen quälten uns. Den 6. November wurde die Arrièregarde mit dem Marschall Ney bei Krasnoi im Smolenskischen Gouvernement abgeschnitten und mehrere Tage

*) An diesem Tage fand der Kampf um Schewardino statt, welches von den Russen geräumt wurde.

**) Die Inschriften des Chram Spassitelja in Moskau, mit den Namen der Helden von 1812—1814, nennen unter den bei Borodino Getöteten oder Verwundeten auffallenderweise keinen einzigen vom Ordenschen Regiment.

schlugen wir uns, bis sie alle gefangen waren, früher schon, bei Malojaroslawetz (11. Oktober), Rjasansk (22. Oktober) und dergl. mehr. · Für die Affaire bei Krasnoi ward ich zum Obersten erhoben. Nun ging es unaufhörlich, den Feind verfolgend, bis gegen Weihnachten wir bei Wilna auf drei Wochen Ruhe erhielten."

Als junge Offiziere standen damals beim Ordenschen Regiment noch Leutnant von Heyking, Gustav von Tritthoff (zu Kandel in Estl., † 1851) und der kurz vor Borodino frischgebackene Kornett Baron Georg Fersen (zu Klosterhof in Estl., † 1854 als Oberstleutnant a. D.), der bei Borodino verwundet wurde; der Leutnant Alexander von Knorring (a. d. H. Weißenfeld in Estl.) von dem oben erwähnten Nowgorodschen Kürassierregiment, ehemaliger Sfumscher Husar, fiel, wie die schwarzen Marmortafeln in Reval besagen, am 16. August bei Wjasma in dem Arrièregardegefecht (die große Schlacht bei Wjasma fand am 22. Oktober statt).

Die leichte Kavallerie der Bagrationschen Armee bestand aus dem IV. **Kavalleriekorps,** befehligt von General Graf Karl Gustav von Sievers († 1856), einem Bruder des oben erwähnten Ingenieurgenerals unter Wittgenstein; bei Borodino stand dieses Korps anfänglich hinter der Infanterie Rajewskis im Zentrum, wurde aber schon früh am Tage mehr nach links geschoben, um die Verteidigung der Bagrationschanze zu unterstützen; in den späteren Phasen des Kampfes wurde das Sieversche Korps mit den Küraffieren Dukas und Borosdins, die letzteren von der I. Division, zu einer Masse zusammengezogen und bildeten deren linken Flügel; den Einzelheiten des hin- und hertobenden Reiterkampfes zu folgen ist ungemein schwierig, ja zum Teil sind sie überhaupt noch nicht aufgeklärt. Sievers wurde für Borodino der Georgsorden III. Kl. verliehen; im Oktober übergab er das Kommando Wassiltschikow. 1813 finden wir ihn in der Stellung eines Gouverneurs von Königsberg, (unter ihm Kommandant Oberst von Bellingshausen), später ist er in den Zivildienst übergegangen und lebte als Senateur in St. Petersburg. Im IV. Reiterkorps ist Leutnant Alexander von Essen (aus Livl.) von den Tschernigowschen, Kapitän Sivers von den Neurussischen, sowie Oberstleutnant Baron Osten Sacken von den Charkowschen Dragonern zu erwähnen, von denen Sivers bei Borodino verwundet wurde und Essen und Osten-Sacken daselbst fielen.

Im Anschluß an den Bericht über die I. und II. Westarmee führe ich noch die Namen folgender Estländer an, die auf den schwarzen Tafeln in Reval als bei Borodino resp. Krasnoi gefallen verzeichnet sind, bei denen es sich aber nicht feststellen ließ, welchen Truppenteilen sie angehört haben: Oberst Michael von Derfelden, Leutnant Anton von Mohrenschildt (bei Borodino), Stabskapitän Karl von Tritthoff (bei Krasnoi), sowie des Livländers Johann August von Schulmann (a. d. H. Warbus und Pigast), der 1812 an den bei Borodino erlittenen Wunden starb.

## Die Reserve- oder Observationsarmee (Tormassow).

Zu Beginn des Feldzuges stand die Reservearmee in Wolynien bei Luzk; in deren Stab finden wir als Generalquartiermeister den Oberst, später Generalmajor Robert Renny († 1832; nicht „von Rönne", wie er oft mißverständlich genannt wird; selbst der sonst so exakte Bernhardi verfällt in diesen Irrtum), den Sohn eines Rigaschen Großkaufmanns schottischer Herkunft; er war 1810 und 1811 dem russischen Gesandten in Berlin Grafen Liven (siehe unten) attachiert und hat sich 1812 namentlich bei Korbin ausgezeichnet; er war ein besonderer Freund Tolls; als Chef der Artillerie wird Generalmajor von Sivers genannt.

Die Hauptaufgabe dieser Armee bestand zunächst darin, den rechten feindlichen Flügel, bestehend aus dem österreichischen Hilfskorps unter Schwarzenberg und den Sachsen unter Reynier, in Schach zu halten; am 15. Juli schlug Tormassow die Sachsen von dem Korps Reynier unter Klinger bei Korbin; dieses war der erste Sieg der Russen in diesem Feldzuge; am 31. Juli griffen die Sachsen und Österreicher ihrerseits Tormassow bei Gorodetschnja an, doch ohne ihrem anfänglichen Erfolg Nachdruck zu geben. Hier wurde ein Leutnant Helfreich vom Infanterie-Regiment Estland verwundet, — so geben wenigstens die Inschriften im Chram Spassitelja zu Moskau an; wodurch das zum Wittgensteinschen Korps gehörige Regiment Estland in diesem Treffen bei der Tormassowschen Armee auftaucht, wie gleichfalls die erwähnten Inschriften melden, übernehme ich nicht zu erklären.

Ende September fand die Vereinigung der Armee Tormassows mit der inzwischen heranmarschierten Moldauarmee Tschitschagows unter der Bezeichnung III. Westarmee statt, welche Tschitschagow unterstellt wurde, während Tormassow eine andere Verwendung fand, indem er in der Hauptarmee an die Stelle des seiner bei Borodino erlittenen Verwundung erlegenen Bagration trat.

Wir hatten schon oben Gelegenheit zu bemerken, daß die Westarmee der ihr zugedachten Aufgabe, sich mit Wittgenstein die Hand zu reichen und der Armee Napoleons den Rückzug endgültig abzuschneiden, nicht gerecht geworden ist, und zw. indem sich Tschitschagow durch eine geschickte Demonstration Oudinots mit seinen ganzen Streitkräften in Borissow festhalten ließ, während die Hauptmacht der Franzosen 12 Werst oberhalb die Beresina überschritt.

Die Reservearmee bestand aus 3 Infanterie- und einem Kavalleriekorps; dem **ersten Infanteriekorps** (Kamenski) waren die Pawlogradschen Husaren zugeteilt, bei denen als Oberst Georg von Staal († 1862, Vater des langjährigen russ. Botschafters in London, Baron Georg Staal, und des Barons Rudolf Staal zu Haehl in Estl.*) stand; für die Kämpfe Ende Juli und

*) In „Mit Graf Pahlens Reiterei" etc. habe ich auf p. 117 irrtümlich angenommen, Georg von Staal habe in Jaroslaw an dem Krankenbett Eduard von Löwensterns gestanden; es muß sich hier um einen General gleichen Namens handeln, da sich Georg von Staal damals mit den Pawlogradschen auf dem südlichen Kriegsschauplatz befand.

Mitte August hat er den Georgsorden IV. Kl. erhalten, auch in den Kämpfen bei Borissow an der Beresina hat er mitgefochten. 1813 hat er als Generalmajor ein Kavalleriedetachement der Nordarmee unter Bernadotte geführt und namentlich eine selbständige Expedition in Holland ausgeführt. In dem **zweiten Korps** (Markow) führte der Generalmajor Udom II (russisch Jewstafi Jewstafjewitsch) aus Livl., späterer Kommandant von Riga († 1836 als Generalleutnant) die Jägerbrigade der 9. Division. Gleich nach der Vereinigung der Reserve- mit der Moldauarmee wurde er am 29. September bei Lesna schwer verwundet und konnte erst nach Verlauf eines Jahres wieder in den aktiven Dienst treten; er übernahm in der schlesischen Armee Blüchers eine Division; 1815 blockierte er die Festung Metz. Als Brigadekommandeur in der 15. Division von demselben Korps wird Oberst Oldekop genannt, vermutlich ist er identisch mit dem als General vom Tage, vorläufig aber noch im Oberstenrange stehenden, bei Markow angestellten Karl Oldekop (aus Livl., † 1831 als Generalleutnant), der für Auszeichnung bei Korbin zum Generalmajor befördert wurde und hernach alle Bewegungen der III. Armee vom Styr zur Beresina und von dort bis zur Weichsel mitmachte; auch wirkte er bei der Einnahme von Thorn mit. — Zu dem Markowschen Korps gehörte das Alexandriasche Husarenregiment; von diesem erwarb sich der Obristleutnant Christoph von Reutern (a. d. H. Rösthof in Livl., † 1833 als Generalmaj.) für die Kämpfe Ende Juli den Georgsorden IV. Kl.; 1813 kommandiert er als Oberst die Achtyrkahusaren; er ist ein älterer Bruder jenes Gerhard von Reutern, der als Gardehusaren-Kornett bei Leipzig einen Arm verlor und später ein bekannter Maler wurde. Der Leutnant Graf Peter Buxhöwden (später Generalleutn.), gleichfalls von den Alexandriahusaren, erbeutete bei einem glücklichen Überfall bei Tscharukow am 8. September 3 Standarten des Österreichischen Regiments Orelli; dieses sind die einzigen Trophäen, welche je von den Russen den Österreichern abgenommen wurden. Kaiser Alexander ließ die Standarten sogleich mit einem Brief dem Kaiser Franz zurückstellen; Graf Buxhöwden wurde mit dem Georgsorden IV. Kl. ausgezeichnet. An der soeben geschilderten Affaire bei Tscharukow nahm auch der Kapitän Peter Baron Uexküll-Gyldenband vom Quartiermeisterstab teil, der bei Borissow verwundet wurde und 1813 Oberquartiermeister im Langeronschen Korps wurde; 1816 nahm er als Oberst seinen Abschied; er war später Landrat in Estland und ist der Großvater des Generals Alexander Bar. U.-G. zu Metzikus in Estl. Bei Borissow gehörten die Alexandriahusaren zu der Avantgardekavallerie Tschitschagows unter dem Befehl des Grafen Paul Pahlen (siehe unten); hier attackierte Stabsrittmeister von Helffreich (vermutlich Georg v. H. nach Ausweis der Marmortafeln in Reval) am 10. November mit seiner Eskadron die Oudinotschen Truppen, ohne jedoch ihren Ansturm aufhalten zu können, so daß Pahlen sich auf Borissow zurückziehen mußte.

Das **dritte Korps** wurde von Generalleutnant Baron Fabian von der Osten-Sacken († 1837 als Generalfeldmarschall, 1831 in den Fürstenstand erhoben) geführt. Nachdem er 1806/07 bei Pultusk und Preußisch Eylau unter Bennigsen gefochten, wurde er des Ungehorsams angeschuldigt und lebte 5 Jahre lang in Petersburg in äußerster Not; beim Ausbruch des Krieges 1812 ließ der Kaiser das gegen ihn eingeleitete Untersuchungsverfahren niederschlagen und erteilte ihm den Oberbefehl über das dritte Korps Tormassows. Nach der Vereinigung der beiden Armeen unter Tschitschagow ließ dieser Sacken mit einem Korps, das aus den Truppen Bulatows und des Grafen Liven (siehe unten) bestand, zurück um die Oesterreicher und Sachsen daran zu hindern, dem übrigen größeren Teil seiner Armee auf dessen Marsch zur Beresina zu folgen. Sackens glorreiche spätere Tätigkeit während der Feldzüge von 1813 und 1814 als Befehlshaber eines Korps der Schlesischen Armee unter Blücher gehört der Geschichte an. Nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten, wurde Sacken zum Gouverneur dieser Stadt ernannt; 1831 gelang es ihm, von Kiew aus den Aufstand, der in der Ukraine zum Ausbruch zu kommen drohte, im Keime zu ersticken.

Das **Kavalleriekorps** der Reservearmee wurde vom Grafen Charles de Lambert († 1843 als Generaladjutant) befehligt; obgleich dieser aus Frankreich gebürtig war und erst seit 1793 in russischen Diensten stand, zähle ich ihn doch hier mit zu den baltischen Offizieren, da er 1809 zugleich mit seinen Brüdern Maurice und Henri Jaques das livländische Adelsindigenat erhalten hatte. Lambert hatte wesentlichen Anteil an den siegreichen Schlachten bei Korbin und Goroditsch gegen die Österreicher und Sachsen. In der Tschitschagow unterstellten III. Westarmee befehligte Lambert das I. Korps, das die Avantgarde bildete; am 3. November nahm er ein polnisches Korps von 4000 Mann und 63 Offizieren, 2 Kanonen und 2 Fahnen gefangen; bei Borissow wurde er schwer verwundet. Erst im Frühling war er so weit hergestellt, daß er sich wieder zur Armee begeben konnte, die jetzt in Frankreich, seiner einstigen Heimat stand; als Kommandeur des Grenadierkorps zog er den 18. März mit den siegreichen verbündeten Armeen in Paris ein. — Unter Lambert, sowohl in der Reserv- als auch in der später formierten III. Westarmee, kommandierte der Oberst, später Generalmajor Karl von Knorring, (a. d. H. Uddewa in Estland, † 1816 in Rom; fehlt merkwürdiger Weise auf den Marmortafeln in Reval) das Regiment Tatarenulanen, wobei er aber den Brigadekommandeuren gleichgestellt war; die gleiche Stellung hatte er auch 1814 noch inne; es ist dieses der Urgroßvater des Leutnants zur See Ljubim von Knorring der 1904 auf der Rhede von Port Arthur auf der „Petropawlowsk" den Heldentod starb.

### Die Moldau- oder Donauarmee (Tschitschagow)

stand zur Zeit, als Napoleon die russische Grenze überschritt in der Walachei; von ihrer Vereinigung mit der Observationsarmee als „III. Westarmee" ist

schon oben die Rede gewesen. Im Stabe der Moldauarmee war Generalmajor Theodor Sanders (aus Livland) Präsident des Feldauditoriats; an den Kämpfen bei der Beresina nahm er tätigen Anteil; 1813 hat er eine Brigade geführt; zeitweilig war er Kommandant von Leipzig; er starb am 1. Januar 1836 im Winterpalais, wohin er sich begeben hatte, um der Neujahrskur beizuwohnen. Ferner finden wir in demselben Stabe als General-Quartiermeister General Burchhard von Berg, späteren Kommandanten von Wyborg († 1838 als Generalleutnant), einen Bruder des obenangeführten Divisionsgenerals Gregor von Berg im Wittgensteinschen Korps; am 18. November sahen sich die beiden Brüder zum ersten Mal in diesem Feldzuge, während Gregor damit beschäftigt war, Brücken über die Beresina schlagen zu lassen; Burchhard äußerte sich seinem Bruder gegenüber höchst unzufrieden über seinen Chef, den Admiral Tschitschagow, „der, obzwar er vom Dienste eines Feldherrn nicht viel verstand, doch zu eigensinnig war, um guten Rat anzunehmen".

Bei der Kavallerie des **ersten Korps** der Moldauarmee (Langeron) wird Generalmajor Graf Gotthard Johann Manteuffel (a. d. H. Versohn in Livland) in der Truppendislokation vom März 1812, also noch vor Ausbruch des Krieges, als Chef des St. Petersburger Dragonerregiments angeführt. 1813 befehligt er die Reiterei, darunter auch die St. Petersburger Dragoner, des Korps Winzingerode in der Nordarmee; er fiel bei Leipzig.

Das **zweite Korps** wurde vom Generalleutnant Peter von Essen („Essen III." † 1844 als General der Infanterie; seit 1833 Graf Essen-Stenbock-Fermor) befehligt. Am 19. Juli brach er mit seinem Korps aus der Walachei nach Wolynien auf. Nachdem, wie wir oben sahen, die Vereinigung der Moldau- mit der Reservearmee stattgefunden hatte, und General Sacken von Tschitschagow zur Beobachtung Schwarzenbergs zurückgelassen worden, wurde Essen mit seinem Korps anfänglich von Tschitschagow mitgenommen, dann aber zurückgeschickt, um Sacken zu verstärken; diesem hat er als der älteste General unter seinen Befehlen getreulich beigestanden im Treffen bei Wolokowisk vom 2. November und anderen Gefechten, am 17. November bekam er den Befehl sich mit dem Gros der Tschitschagowschen Armee zu vereinigen, wurde aber, da man die Franzosen nicht hatte hindern können, über die Beresina zu ziehen, auf Brest dirigiert, wo er am 31. Dezember 1812 anlangte; 1813 und 1814 stand er als Befehlshaber des 4. Korps der Reservearmee im Herzogtum Warschau; später (seit 1817) war er Kriegsgouverneur in Orenburg und 1830—1842 in St. Petersburg.

Im **dritten Korps** (Woinow) finden wir anfänglich den Generalmajor Grafen Iwan Liven († 1848 als General-Leutnant a. D.) als Kommandeur der 10-ten Division; nach Formierung der III. Westarmee und Detachierung des Generals Sacken, wurde dem letzteren Liven mit seiner Division unterstellt; in derselben Stellung und gleichfalls unter Sacken finden wir

den Grafen Liven 1813 in der Schlesischen Armee; an dieser Stelle sei auch seines Bruders, des Generaladjutanten Grafen Christoph Liven (Erbherrn auf Fockenhof in Kurland) Erwähnung getan, der bei Ausbruch des Krieges Gesandter in Berlin war und von dort zur Armee zurückberufen, bald aber als Botschafter nach London geschickt wurde, nachdem er im Auftrage des Kaisers an den preußischen Minister des Auswärtigen von Hardenberg ein diplomatisches Schreiben gerichtet hatte. Seit 1834 ist er Reichsratsmitglied und Erzieher des Tronfolgers (nachher Kaiser Alexander II.). Er starb 1838 in Rom, wo er sich als Begleiter seines hohen Zöglings befand. Beide Brüder Liven wurden 1826 in den Fürstenstand erhoben. — In der Livenschen Division finden wir, nach der Truppendislokation vom März 1812, als Brigadeführer und Chef des Regiments Bielostok den Obersten Saß († 1843 als Generalmajor; vielleicht identisch mit dem Flügeladjutant Alexander von Saß) und als Kommandeur der Batterierotte Nr. 10 den Oberstleutnant Schulmann (betr. die Mitkämpfer von 1812 aus dieser Familie vergl. das oben im Abschnitt über die II. Westarmee Gesagte).

Das **vierte Korps** wurde von General-Major Bulatow kommandiert, wie Bogdanowitsch erwähnt, in Abwesenheit von Saß, ohne daß ich über diesen Letzteren etwas Näheres angeben könnte. Bei der Kavallerie dieses Korps finden wir den Grafen Paul von der Pahlen, (einen Bruder des in der I. Westarmee erwähnten Grafen Peter Pahlen, † 1834 als Gen. d. Kaval.) Chef des Dörptschen Dragonerregiments. Am 10. November kommandierte er unter Lambert die aus 7 regulären und 5 Kosakenregimentern bestehende Avantgardekavallerie bei Borissow, doch wurde diese vom Marschall Victor geworfen. Aus den späteren Feldzügen, wo er die 2. reitende Jägerdivision im Kavalleriekorps Korffs unter Blücher führte, wird einer glücklichen Attacke des Grafen Paul Pahlen mit zwei Regimentern leichter Kavallerie gegen Pacthod bei La Fère Champenoise Erwähnung getan. Noch ein dritter Bruder, der Graf Hans (Iwan) von der Pahlen († 1856), der Vater des in diesem Jahr verstorbenen früheren Justizministers Grafen Konstantin von der Pahlen muß aller Wahrscheinlichkeit nach den Feldzug von 1812 mitgemacht haben, da er in den Feldzügen von 1813, wo er bei Leipzig verwundet wurde, und 1814 als Generalmajor mehrfach erwähnt wird. — Im Tschugujewschen Ulanenregiment vom IV. Korps war, von der Universität Dorpat kommend, Adam Kröger aus Livland eingetreten; er fiel als Kornett bei Brienne. — Bei der Artillerie dieses nach der Vereinigung mit der Tormassowschen Armee unter Bulatow neuformierten Korps finden wir die 16. Batterierotte; wir wissen, daß Chef derselben Oberst von Poll war, der im März 1812 in der Moldau stand; dieses ist ohne Zweifel der russisch Jegor Lawrentjewitsch genannte Oberst Poll, wohl ein Bruder des früher erwähnten Iwan Lawrentjewitsch, der 1809 im Türkenkriege Georgsritter IV. Kl. geworden war und 1834 als Generalmajor starb.

Der General Graf Joseph Orourk, der auch ein Korps der Moldauarmee anführte, ist nicht als Balte anzusehen; der livländische Zweig dieser Familie stammt von seinem Bruder Georg Moritz ab.

Endlich ist hier noch der General Engelhardt zu erwähnen, der bei Formierung der III. Westarmee an die Spitze einer größeren selbständigen Abteilung gestellt wurde; er fiel am 9. November bei Borissow, nachdem er soeben mit einem Jägerregiment eine von den Polen unter Dombrowski besetzte Redoute eingenommen hatte; vermutlich handelt es sich hier um den Kurländer Gotthard Gerhard von Engelhardt, a. d. H. Alt Born und Matulischek. Hier sei auch erwähnt, daß der Gutsbesitzer Oberstleutnant a. D. Paul Iwanowitsch Engelhardt, der bei Smolensk von den Franzosen standrechtlich erschossen wurde und dem Kaiser Nikolai I. ein Denkmal errichten ließ, dem seit Generationen im Inneren Rußlands ansässigen Zweige dieser Familie angehört.

## Die Partisanen.

Für die Entwickelung des Partisanen- oder Kleinkrieges, d. h. der Tätigkeit selbständiger fliegender Abteilungen im Rücken oder Flanke des Feindes, ist das Jahr 1812 von großer Bedeutung gewesen, allerdings nur für die russische Armee; es lag in der Natur der Verhältnisse, daß diese Kampfesart, welche den Franzosen überhaupt nicht liegt, bei der großen Armee Napoleons erst recht nicht zur Anwendung kommen konnte. In populären russischen Schriften wird mit Vorliebe Deniß Dawydow, der für Leo Tolstois Waßka Denissow in „Krieg und Frieden" das Modell abgegeben hat, als der Schöpfer derjenigen Form des Partisanenkrieges bezeichnet, welche allen jenen so berühmt gewordenen Partisanenführern der Freiheitskriege, wie Orlow, Dorochow, Sfesflawin, Fügner, auch Lützow und Prinz Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls u. a. vorbildlich geworden ist.

Früher aber als Dawydow, nämlich noch vor der Schlacht bei Smolensk, sehen wir General Winzingerode als richtigen Parteigänger mit den Kasanschen Dragonern und drei Kosakenregimentern zu ganz selbständigem Vorgehen von der übrigen aktiven Armee abgeteilt werden. Unter ihm ist es vor allem Flügeladjutant Oberst (später General) Alexander von Benckendorff (zu Fall und Merremois in Estl., später — 1833 — Graf, Chef der Gendarmen und Kommandeur des Kaiserlichen Hauptquartiers, † 1844 als Generaladjutant), der sich als Führer einer fliegenden Kolonne rühmlich hervortat. Vor seinem Eintritt in das Winzingerodesche Partisanenkorps war er, während die I. und II. Armee noch getrennt auf Smolensk marschierten, zwei Mal vom Kaiser mit Befehlen zu Bagration gesandt worden; die zweite von diesen Reisen war wegen der Nähe der Franzosen besonders gefährlich; die vom Gouverneur und allen Behörden bereits verlassene Stadt Minsk passierte Benckendorff im Reisewagen glücklich, eine Stunde bevor die Spitze der Franzosen dort eintraf.

Das Winzingerodesche Partisanenkorps hatte zunächst die Aufgabe, die Verbindung zwischen dem abgeteilten Korps Wittgensteins und dem Gros der russischen Streitkräfte aufrecht zu erhalten. Die erste Gelegenheit sich auszuzeichnen bot sich Benckendorff am 27. Juli bei Welisch, wo er mit Winzingerodes Vorhut eine glänzende Attacke ausführte; dann erschien er ganz unerwartet vor Polozk und Winzingerode selbst vor Witebsk, was die französischen Garnisonen daselbst in großen Schrecken versetzte. Mit dem weiteren Rückzug der Hauptstreitkräfte zogen auch Winzingerode und Benckendorff aus dem Witebskschen ostwärts ins Smolenskische. Hier schlossen sich die örtlichen Einwohner den Truppen an und beteiligten sich gemeinsam mit den Kosaken an Überfällen auf französische Proviantkolonnen etc. „Wir fanden überall — schreibt Benckendorff — die allergrößte Hingabe, blinden Gehorsam und rührende Beispiele der Anhänglichkeit der Bauern zu den Gutsbesitzern." Je mehr sie nach Osten kamen, desto mehr steigerte sich die Volksleidenschaft; Weiber und Kinder versteckten sich in den Wäldern, die Männer aber fielen bewaffnet über die Franzosen her, verteidigten die Kirchen, während sie ihre eigenen Häuser anzündeten, und töteten grausam jeden Feind, der ihnen in die Hände fiel. Nach der Schlacht bei Borodino wurde Winzingerode in das Hauptquartier zu Kutusow nach Fili abgerufen, wo der berühmte Kriegsrat stattfand, auf dem die Preisgabe Moskaus beschlossen wurde, und Benckendorff übernahm während seiner Abwesenheit den Oberbefehl. Jetzt, wo die Franzosen Moskau besetzt hielten, wurde der Partisanenkrieg von russischer Seite allgemein; Kutusow entsandte nach allen Richtungen fliegende, aus allen Waffengattungen, hauptsächlich aber aus Reiterei, zusammengesetzte Abteilungen, welche die Franzosen beständig beunruhigten, sie am Fouragieren hinderten und ihnen allen möglichen Schaden zufügten. — Unterdessen hausten die Franzosen in dem von der Bevölkerung fast gänzlich verlassenen Moskau, welches zu drei Viertel in Asche und Trümmern lag. Nach 6 Wochen verließ Napoleon Moskau, indem er vorläufig Mortier daselbst zurückließ. Als Winzingerode, der mit seiner Abteilung in unmittelbarer Nähe Moskaus stand, durch Spione erfuhr, daß Mortier die Absicht habe, den Kreml in die Luft zu sprengen, ging ihm dieses so nahe, daß er sich entschloß durch persönliche Unterhandlungen Mortier von diesem unseligen Gedanken abzubringen; nur von einem Adjutanten (Naryschkin) und einem Kosaken mit weißer Fahne begleitet, ritt er in das verödete Moskau ein; Mortier aber ließ ihn gegen alles Völkerrecht gefangen nehmen und schleppte ihn, als er Moskau räumte, mit sich fort. Als Benckendorff hiervon erfuhr, schrieb er Mortier, daß die in russischer Gefangenschaft befindlichen französischen Generäle mit ihrem Leben für dasjenige Winzingerodes hafteten. Dieser wurde schließlich von dem Partisanenführer Tschernytschef befreit. — Nachdem die Franzosen Moskau geräumt, wurde Benckendorff auf kurze Zeit zum Kommandanten dieser Stadt ernannt; ein Bild des Jammers war es, das er

vorfand: die wenigen nicht in Trümmern liegenden Gebäude waren mit hülflos zurückgelassenen Verwundeten, Toten und mit dem Tode Ringenden angefüllt; ein pestilenzialischer Geruch erfüllte die Luft. Benckendorff ergriff sofort die strengsten Maßregeln gegen das sich in der öden Stadt herumtreibende Raubgesindel und befahl alle Leichen von Menschen und Pferden aus der Stadt herauszuführen und dort außerhalb Moskaus zu beerdigen oder zu vernichten, wodurch er die Stadt vor dem Ausbruch einer Seuche bewahrt hat. Bald tat sich gegenüber dem Hause des Generalgouverneurs ein Jahrmarkt auf, wo sich ein lebhafter Handel mit Lebensmitteln, ja auch mit Schuhwerk entwickelte, und die Bevölkerung begann allmählich in die zerstörte Stadt zurückzukehren.

Bald jedoch begab sich Benckendorff aufs Neue zur Armee, um sich wieder am Partisanenkrieg zu beteiligen. Auch während der Feldzüge von 1813 und 1814 blieb er, inzwischen zum General avanciert, bei Winzingerode, der jetzt ein Korps der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden befehligte; er hat sich 1813 den Georgsorden III. Kl. erworben u. zw. ausdrücklich für Partisanenexpeditionen. — Auch seinen jüngeren Bruder Konstantin von Benckendorff, auf dessen Söhne der Grafentitel später überging, finden wir bei den Partisanen; er hat als Major auch bei der Winzigerodeschen Abteilung gestanden. Es ist dieses der Großvater des russischen Botschafters in London Grafen Alexander und des Generaladjutanten und Hofmarschalls Grafen Paul Benckendorff. Er ist Gesandter in Stuttgart und Karlsruhe gewesen; bei Ausbruch des Krieges von 1812 vertauschte er seinen ursprünglich diplomatischen Beruf mit dem Kriegsdienst; 1814 wurde er General; er fiel 1828 als Generaladjutant bei Warna.

Ursprünglich als Volontär beim Wittgensteinschen Korps eingetreten, hat der Leutnant Baron Berend Reinhold Üxküll-Gyldenband (zu Kui in Estl., † 1860 als Generalleutn. a. D.) während der Jahre 1812—1814 an den verschiedensten Partisanenunternehmungen teilgenommen, so unter General Diebitsch 1812, General Dornberg und Fürst Kudaschew 1813 in Deutschland und unter Fürst Tscherbatow 1814 in Frankreich.

Schon bei Besprechung des ersten Kavalleriekorps erwähnte ich Karl von Sivers von den Gardedragonern; auch dieser ist zu den Partisanen zu rechnen. Wie schon oben bemerkt, begann Kutusow um die Zeit, als die Franzosen Moskau besetzt hielten, eine Anzahl größerer oder geringerer Parteigängerkorps zu formieren; eines der größeren derselben wurde dem General Dorochow unterstellt. Bei diesem Korps finden wir den Oberst Karl von Sivers, der in dem Gefecht von Krassnaja Parcha den Heldentod finden sollte. Wir entnehmen einem Brief seines gleichfalls beim I. Reiterkorps angeführten Bruders Frommhold von den Gardeulanen an ihren älteren Bruder Fritz Folgendes hierüber: „den 13. Sept. war der unglückliche Tag. Das Regiment war abkommandiert unter dem Befehl des Generals Dorochow,

welcher 25 Werst vom Hauptquartier, seitwärts stand. Den 12. Sept. vertraute der General Bruder Karlen drey Eskadron Dragoner und ein Regiment Kosaken an, um den Feind aufzusuchen. Es ging ihm sehr glücklich, er machte 500 Franzosen gefangen und sprengte 26 Ammunitionswagen in die Luft. Den anderen Tag stieß er wieder auf drey Eskadron feindlicher Kavallerie, die er augenblicklich warf und attaquierte zwey Kolonnen Infanterie, die sich wie Verzweifelte wehrten. Die erste sprengte er auseinander und hieb, selbst an der Spitze auf die zweyte ein. Schon hatte er sie zum Weichen gebracht, da bekam er einen Schuß durch die Brust und wurde sterbend aus dem Gefecht getragen; — sein Freund der Obrister Chilkow wurde zu gleicher Zeit schwer verwundet. Noch zwey Stunden lang besaß er das Bewußtsein, — sprach aber sehr wenig. Den Arzt fragte er, ob er wohl Hoffnung zu seinem Leben hätte, nachher aber da er schon den herannahenden Tod spürte, brach er in Tränen aus und wiederholte einige Mal, — „ach! meine arme unglückliche Mutter." Das waren die letzten Worte, die er sprach, gleich darauf verlor er das Bewußtsein und nach einer Stunde war er nicht mehr." Nicht in die Brust, wie der Bruder, welcher wohl kaum Augenzeuge seines Todes gewesen ist, berichtet, sondern in den Hals hat ihn die tödtliche Kugel getroffen, welche noch heute in der Familie aufbewahrt wird zugleich mit dem von ihr durchbohrten, blutgetränkten Uniformskragen aus rotem Tuch mit den doppelten goldenen Gardelitzen.

* * *

Wenn wir nun zum Schluß rekapitulierend auf diese flüchtige Übersicht über die Armeen des Feldzuges von 1812 zurückblicken, so finden wir, daß uns baltische Namen in höheren Stellungen nicht nur in jeder Armee und jedem abgeteilten Korps, sondern auch in jedem Kavallerie- und Infanteriekorps begegnen; eine Ausnahme macht hiervon nur das Reiterkorps Platows, welches ausschließlich aus Kosaken bestand, wodurch sich die Erklärung für das Fehlen baltischer Namen von selbst ergibt. Fassen wir die baltischen Offiziere in höheren Stellungen ziffermäßig zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat: Oberkommandierender — einer (Barclay); Kommandeur eines detachierten Korps — einer (Essen I); Kommandeure von Infanteriekorps — fünf (Baggo, Engelhardt, Essen III, Liven, Sacken), von Kavalleriekorps — fünf (Lambert, Korff, Kreuz, Peter Pahlen, Sievers) d. h. nur ein Kavalleriekorps, das I. (Uwarow) wurde von einem Nichtbalten geführt; Kommandeure von Infanteriedivisionen — zwei (Berg, Löwis), von Kavalleriedivisionen — zwei (Knorring, Paul Pahlen), von Infanteriebrigaden — dreizehn (vierzehn) (A. Bistram, K. Bistram, Buxhövden, Harpe, Helfreich, Hesse, Liphardt, Oldekop, Pilar, Friedrich Rosen, Gregor Rosen, Saß, Udom I (?), Udom II.), von Kavalleriebrigaden — zwei (Klebeck, Knorring), von Artilleriebrigaden — zwei (Schulmann, Staden); bishierher glaube ich für die angegebenen Namen und Zahlen einigermaßen Vollständigkeit beanspruchen zu

dürfen; für die lückenlose Ermittelung aller Regimentskommandeure baltischer Herkunft, von denen im Vorstehenden 7 von der Infanterie und 6 von der Kavallerie angeführt sind, reichten die mir zu Gebote stehenden Quellen nicht mehr aus; ihre Zahl ist ohne Zweifel bedeutend größer gewesen. Auch ist es leicht möglich, daß ich hier und da, wo mir nähere Angaben fehlten, einen baltisch klingenden Namen angeführt habe, ohne daß es sich wirklich um einen Balten handelte; etwaige Zurechtstellungen in dieser Hinsicht wären sehr erwünscht. Erschöpfender sind hingegen die Angaben, welche ich über baltische Offiziere, die im Laufe des Jahres 1812 mit dem Georgsorden dekoriert wurden, zu machen in der Lage war. Das Resultat stellt sich wie folgt heraus: für Auszeichnung während des Feldzuges von 1812 erhielten von baltischen Offizieren den Georgsorden II. Kl. einer (Barclay; für Kulm erhielt er die I. Kl.); III. Kl. — acht (K. Bistram, Harpe, Helfreich, Löwis, Poll, Gregor Rosen, Rüdiger, K. G. Sivers); IV. Kl. — einundzwanzig (A. Bistram, K. Budberg, Dansaß, Drenteln, Driesen I, Grothus, P. Knorring, Kotzebue, Kreuz, Lüdingshausen-Wolff, Jeg. Pahlen, Reutern, Richter, O. Rosen, R. Rosen, A. Saß, G. Staal, Stackelberg, Staden, Toll, Ulrich). Den obigen Zahlen habe ich nichts hinzuzufügen — sie reden für sich selbst.

Während diese Arbeit entstand, ist es mir immer wieder schmerzlich zum Bewußtsein gekommen, wie schnell bei uns Personen in Vergessenheit geraten, die ihrerzeit im Vordergrunde des Interesses standen und jedermann bekannt waren; trotz der mehrfach erwähnten Marmortafeln im Rittersaal zu Reval mit den Namen der Mitkämpfer der Kriege von 1812—1814 aus dem estländischen Adel, sind wir heute nach Verlauf eines Jahrhunderts bei vielen der auf den Tafeln mit Goldlettern prangenden Namen nicht mehr in der Lage, sie genealogisch festzustellen; das liegt einerseits daran, daß bei keinem der Namen der Truppenteil angegeben ist, bei dem die betreffende Person stand, und der Rang nur auf den schwarzen Tafeln mit den Namen der Gefallenen — andererseits aber daran, daß die auf die Zusammenstellung der auf den Tafeln verzeichneten Namen bezüglichen Akten im Estländischen Ritterschaftsarchiv bisher nicht aufzufinden waren; ich habe Grund anzunehmen, daß die in den Archiven der übrigen baltischen Ritterschaften zur Feststellung der Mitkämpfer von 1812 zur Verfügung stehenden Materialien durchaus nicht reichhaltiger, eher noch lückenhafter sind, als in Reval. Das aber war gerade der Grund, weshalb ich mich entschlossen habe, diese Arbeit, trotz ihrer Unvollständigkeit, der Öffentlichkeit zu übergeben; sie hat keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bewertung, sie soll nur zu weiterer Ergänzung anregen, und mein Zweck wäre erreicht, wenn sie dazu beitragen sollte, noch möglichst viele Namen von Mitkämpfern aus den Freiheitskriegen der Vergessenheit zu entreißen, welche damals mit ihrem Blut und Leben für den Schutz des Vaterlandes und die Ehre ihrer baltischen Heimat eingetreten sind.

## Nachtrag.

Der Admiral Berend Otto von Möller (was die richtige Schreibweise ist) ist in der Tat der spätere Marineminister und Reichsratsmitglied; er ist auch der Erbauer des neuen Revaler Hafens.

Die Angabe des Album academicum, Friedrich von Berg, Adjutant des Generals Essen I., der spätere Feldmarschall, sei 1812 in das Libausche Infanterieregiment eingetreten, ist unrichtig; nachdem sich Berg bei Dahlenkirchen hervorgetan, wurde er als Kurier zum Kaiser Alexander I. geschickt und von diesem als Auszeichnung für seinen musterhaften Bericht über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz in Kurland in das Littauische L. G. Regiment versetzt und machte den Schluß des Feldzuges von 1812 im Stabe der Avantgarde mit.

Bei Karl von Schilling, gleichfalls Adjutant von Essen I., wäre nachzutragen, daß auch er ehemaliger Dorpater Student war.

Bei den Grodnoschen Husaren (Korps Wittgenstein) ist der von der Universität Dorpat kommende Ernst Konrad Stoffregen aus Livland nachzutragen, der 1813 als Junker bei Bautzen gefallen ist.

Ein jüngerer Bruder des bei Borodino gefallenen Kommandeurs der Chevaliergarde, Löwenwolde, Baron Ferdinand Löwenwolde, ehemaliger Dorpater Student, ist 1812 im September als Junker des Polnischen Ulanenregiments zu Riga gestorben; dieses Regiment gehörte zum I. Kavalleriekorps (Uwarow), welches wie wir sahen, u. a. die Schlacht bei Borodino mitmachte; ob Ferdinand Löwenwolde etwa an den Folgen einer Verwundung gestorben ist, habe ich nicht ermitteln können.

Abgesehen von den von mir bereits berücksichtigten aus Oesel stammenden Mitkämpfern von 1812 werden mir in letzter Stunde während der Drucklegung durch freundliche Vermittlung der Oeselschen Ritterschaftskanzlei noch folgende Namen mitgeteilt, leider ohne nähere Angabe der Truppenteile, denen sie 1812 angehörten:

Christopher Ludwig Friedrich von Nolcken, † 1855, Leutnant;

Karl Johann von Freytag-Loringhoven, † 1859, aus Livland, später auf Oesel (Pajomois) besitzlich; 1816 kommandierte er eine Gardeartilleriebrigade;

Friedrich Eduard Baron Hoyningen Huene, † 1851, Herr zu Kadvel und Kusnöm auf Oesel, Landrat;

Alexander von Nolcken, † 1861, dim. Stabskapitän, Herr auf Hasik etc, auf Oesel;

Balthasar Christian von Poll, † 1836, Herr auf Medel und Eküll auf Oesel, Kapitän der Artillerie.

Endlich möchte ich noch von mir aus die Brüder Karl Magnus (später Generalleutnant) und Gustav Friedrich (später Generalmajor)

Pilar von Pilchau a. d. H. Pallifer und Pall in Estland nennen, welche beides Inhaber der Medaille von 1812 waren, wenn ich auch nichts Näheres über ihre Teilnahme an jenem Feldzuge berichten kann; es waren leibliche Neffen des von mir bei dem II. Infanteriekorps unter Baggo erwähnten Obersten Georg Ludwig von Pilar; Karl Magnus P. v. P. ist der Vater des 1911 als Generalleutnant a. D. verstorbenen Grafen Feodor Kotzebue-Pilar von Pilchau zu Mets in Estland.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Lodz und sein Deutschtum.

Von — lf.

Die als Revolutionsperiode Rußlands bekannte Zeit von 1905 bis 1907 bedeutet für die Entwicklung des Deutschtums in Rußland einen wichtigen Wendepunkt. Die starren Fesseln des Absolutismus, die bis dahin das öffentliche Leben des Reichs im Bann hielten, waren durch die magna charta Rußlands, das Oktobermanifest, gebrochen und die frohe Hoffnung auf freiere glücklichere Zeiten ließen die unter dem russischen Szepter vereinigten Völker aufatmen. Waren doch nicht nur die grundlegenden Freiheiten des Glaubens, des Gewissens, der Presse u. s. w. verheißen, sondern auch das Existenzrecht des muttersprachlichen Unterrichts und das Recht des Zusammenschlusses in Vereinen aller Art ausdrücklich anerkannt worden. Die den Freiheitsjahren und den bekannten blutigen Erschütterungen des Reichs folgende Zeit der Reaktion und des immer mehr an Boden gewinnenden russischen Nationalismus hat zwar manche Blüte freiheitsfrohen Schaffens geknickt, zur nachträglichen Beschneidung mancher Zugeständnisse geführt und durch Aufrollung der sattsam bekannten unheilvollen „Fremdstämmigen"-Frage einen Geist unberechtigten Mißtrauens großgezogen, der der fruchtbaren Betätigung der Deutschen manches überflüssige Hindernis in den Weg legt. Nichtsdestoweniger dürfen zwei Faktoren, die dem zeitgenössischen Leben der Deutschen Rußlands die Signatur geben, als höchst erfreuliche Errungenschaften der Umwälzungsperiode mit Genugtuung verzeichnet werden: die nationale Selbstbesinnung und das Bewußtsein der Pflicht, die errungenen Kulturfreiheiten — insbesondere auf dem Gebiet des Bildungswesens — nach Maßgabe der Möglichkeit dazu auszubauen.

Die zuerst in den Baltischen Provinzen und bald darauf überall, wo Deutsche wohnen, erfolgte Begründung „Deutscher Vereine" und Schulen hat für die Pflege unserer nationalen Kultur Kristallisationszentren geschaffen, die auch das früher kaum vorhanden gewesene Interesse der einzelnen deutschen Gruppen in Rußland für einander lebhaft geweckt haben. Es dürfte daher den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht unwillkommen sein, in allge-

meinen Zügen zur Kenntnis zu nehmen, wie die äußeren und inneren Bedingungen beschaffen sind, unter denen sich das Leben der Deutschen in Polen, bezw. in deren größtem Zentrum, in Lodz, abspielt.

Zunächst einige Worte über die Stadt selbst, deren Ruf als russisches Manchester weltbekannt ist.

Wie kaum anderswo, ist das äußere Bild der Stadt eine getreue Wiederspiegelung der Lebensverhältnisse ihrer Bewohner: es ist die Stadt der Traditionslosigkeit. Weder vermag ein prunkvolles oder ehrwürdiges öffentliches Gebäude von historischen Überlieferungen oder großen Schicksalen zu reden, wie z. B. in Warschau, noch schmückt auch nur das bescheidenste Denkmal irgend eine der vielen schmutzigen und nüchternen Straßen oder Plätze. Nach solchen „Artikeln" herrscht in Lodz keine „Nachfrage".

Das Stadtbild wird, im Gegenteil, von zahllosen Fabrikschloten beherrscht, die den Ankommenden schon von weitem darüber belehren, daß Erwerb und wieder Erwerb das ganze Sinnen und Trachten der Bewohner bildet. Ein Gang durch die Straßen Lodzs, besonders die Petrikauerstraße, die Zentral- und Hauptverkehrsader, bestätigt dieses in überaus charakteristischer Weise. Es ist ein fast sinnverwirrendes Gedränge von Menschen, Equipagen, Automobilen, Trams, Mietdroschken, Lastwagen, das dort zu jeder Tagesstunde herrscht. Hier schließt eine Gruppe heftig gestikulierender Juden in ihren charakteristischen kleinen schwarzen Mützen und langen, gewöhnlich äußerst schmutzigen Kaftans ein Geschäft ab, dort passieren turmhoch mit Tuchballen beladene Lastwagen auf riesigen Rädern, von dicken Percherons gezogen, die Straße, hier wiederum durchquert das leichtfüßige Gespann des Fabrikherrn das Gedränge der zahllosen hastenden Passanten, aus deren Gesichtern der Kampf mit der Konkurrenz und die geschäftliche Sorge spricht. Der mit diesem lebhaften Verkehr verbundene starke Lärm wird durch die unaufhörlichen Signale der in endloser Reihe in allen Richtungen dahinsausenden Tramwagen noch übertönt. In einigem Widerspruch zu diesem Bilde nervöser Hast stehen bloß die numerisch kaum hinter den übrigen Passanten zurückstehenden promenierenden Damen, ohne deren Erwähnung die Schilderung des Lodzer Straßenbildes unvollständig wäre. Allen Nationalitäten angehörend, rekrutieren sich diese weiblichen Müßiggängerinnen in stets hypermodernen Toiletten aus den Frauen der großen und kleinen Industrieherren und den in einer Stadt wie Lodz unvermeidlichen zahlreichen Vertreterinnen der Halbwelt. Nicht weniger tragen zur Buntheit des eigenartigen Straßenbildes die vielen Bettler und die verkommene Straßenjugend bei, die namentlich in den weniger frequentierten Teilen der Stadt anzutreffen sind, wo sich — besonders in der für jeden Typenliebhaber hochinteressanten, vorzugsweise von Juden bewohnten sog. Altstadt — oft Bilder von echt orientalischem Gepräge beobachten lassen. Speziell im Sommer gibt es wohl kein Kind (die wohlhabenden Kreise natürlich ausgeschlossen), das sich nicht den ganzen Tag,

schreiend und johlend, auf der Straße, den schmutzigen Gossen u. s. w. herumtriebe. Inbezug auf letztere Art der Lebensäußerung werden die Straßenkinder übrigens durch die stets laut brüllend ihre Waren feilbietenden jüdischen Verkäufer von Gemüse, Obst, Kohlen (es wird nirgends mit Holz geheizt) u. s. w. noch übertroffen.

Es ist also buntschillerndes „volles Menschenleben", das uns in dieser unfertigen, polnisch-deutsch-jüdischen, halb ausländisch, halb russisch anmutenden jungen Riesenstadt so vielgestaltig entgegentritt, wie selten anderswo in unserem weiten Reich.

Fragen wir nun nach der Bedeutung und der Rolle der Deutschen in Lodz, so läßt sich die Antwort hierauf generaliter ohne Übertreibung folgendermaßen präzisieren:

Lodz verdankt seine hervorragende Blüte als Industriestadt wesentlich den Deutschen, ohne deren Kulturarbeit es sicher noch jetzt die weltvergessene kleine polnische Ansiedelung wäre, die es noch vor 80 bis 90 Jahren war.

Im Jahre 1820 wurde ein Gesetz emaniert, das den Ausländern die Kolonisation in Polen nicht nur gestattete, sondern sie durch die Zusicherung mancher Privilegien ausdrücklich begünstigte. Dies hatte namentlich aus Deutschland und Deutsch-Österreich einen lebhaften Zuzug von Deutschen (vorzugsweise Webern und Textilarbeitern, deren Nachkommen z. T. auch heute noch in Lodz ansässig sind) zur Folge, was auf das Wachstum der Stadt nicht ohne Rückwirkung blieb. Ziffernmäßig stellt sich das fast amerikanisch schnelle Emporblühen Lodzs wie folgt dar:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| im Jahre | 1820 | hatte Lodz | 800 | Einwohner, |
| „ „ | 1827 | „ „ | 2843 | „ (davon bereits 322 |
| „ „ | 1837 | „ „ | 10000 | „ Fabrikarbeiter.) |
| „ „ | 1840 | „ „ | 20000 | „ |
| „ „ | 1866 | „ „ | 32000 | „ |
| „ „ | 1878 | „ „ | fast 100000 | „ |
| „ „ | 1885 | „ „ | 150000 | „ |
| „ „ | 1897 | „ „ | 355000 | „ |
| „ „ | 1911 | „ „ | über 510000 | „ |

eine Zahl, an deren Stelle wohl bald 600000 zu setzen sein wird. Von diesen rund 510000 Einwohnern sind nach der letzten Zählung vom Herbst 1911:

4090 Russen
121224 Deutsche (davon 57582 Männer)
224342 Polen ( „ 107731 „ )
ca. 160000 Juden und Angehörige anderer Nationen.

Zu diesen Ziffern ist zu bemerken, daß die Mehrzahl der Deutschen von Lodz in leitender Stellung steht, also Fabrikherren oder -Beamte u. s. w. sind, während die polnische Bevölkerung wesentlich die Arbeiterklasse bildet.

Ihrer Konfession nach sind die Deutschen in der Majorität evangelisch; sie bilden also ca. ein Fünftel der Evangelischen ganz Polens (500000).

Die Kulturarbeit der Deutschen als der Schöpfer des sogen. „polnischen Industrierayons" wird durch folgende Ziffern charakterisiert*), die sich speziell auf Lodz beziehen:

1) polnische Betriebe (darunter auch manche in den Händen polonisierter Deutscher) 111 mit einer Produktion von 19 Mill. Rbl.;

2) jüdische Betriebe 585 mit einer Produktion von 95 Mill. Rbl.;

3) deutsche Betriebe 332 mit einer Produktion von 150 Mill. Rbl.**);

4) verschiedene Betriebe 15 mit einer Produktion von 31 Mill. Rbl.

In diesem Zusammenhang dürften auch die das Wachstum der Produktion in Lodz charakterisierenden Ziffern interessieren, die die außergewöhnliche Blüte der Stadt gerade als Industriezentrum eklatant beweisen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1860 | betrug | die | Produktion | 2,6 | Mill. Rbl.; |
| 1878 | „ | „ | „ | 25 | „ „ |
| 1885 | „ | „ | „ | 40 | „ „ |
| 1897 | „ | „ | „ | 100 | „ „ |
| 1909 | „ | „ | „ | 295 | „ „ |

Treten wir nun, nach Kenntnisnahme dieser imponierenden Daten über die kaufmännische Pionierarbeit unserer Stammesbrüder der Frage näher, wie es mit dem nationalen Bewußtsein und mit der gewissermaßen ideellen Tätigkeit der Deutschen als solcher in Lodz bestellt ist.

Wir betreten damit ein Gebiet, das nicht so leicht abschließend oder gar ziffernmäßig darstellbar ist, wie die Erfolge der Deutschen als Industrieller. Vergleiche etwa mit den Baltischen Provinzen würden hinken. In diesen bilden die Deutschen eine durch jahrhundertelanges Zusammenhalten und -Kämpfen festgefügte Gesellschaft, die ihre Traditionen hat und sich ihrer geschichtlichen Verpflichtungen bewußt ist. In Lodz gibt es eine deutsche Gesellschaft in dem angedeuteten Sinn dieses Wortes nicht. Das liegt auch in der Natur der Sache. Denn der Magnet, der die Deutschen wie früher so bis jetzt nach Lodz gezogen hat, war und ist der Gelderwerb.

Dieser Umstand bedingt es, daß die stets fluktuierende deutsche Einwohnerschaft sich aus außerordentlich verschiedenartigen, keineswegs innerlich

---

*) Nach dem „Вѣстникъ Мануфактурной промышленности."

**) Auf den ersten Blick mag die Zahl der jüdischen Betriebe nach der obigen Tabelle bedeutender als die der deutschen erscheinen: vergleichen wir aber die durchschnittliche Jahresproduktion dieser beiden Gruppen, so ergibt sich für den jüdischen Betrieb die Summe von 162.393 Rbl. (die noch geringer ausfallen würde, wenn von den 95 Mill. Rbl. die nach Zehnern von Millionen zählende Produktion der riesigen Poznanskischen Manufakturen abgezogen würde), während die Durchschnitts-Produktionsziffer der deutschen Betriebe 451.807 Rbl. beträgt. Mit anderen Worten: die Kleinbetriebe sind jüdisch, die Großbetriebe dagegen fast ausnahmslos deutsch.

auf einander angewiesenen Elementen zusammensetzt, was ihre Kristallisierung zu einer organisch verwachsenen Gesellschaft natürlich sehr erschwert. Umsomehr, als sehr viele und nicht nur diejenigen Deutschen, die nicht gerade „Charaktere" sind, aus Geschäftsrücksichten oder Indolenz nur zu leicht dem Druck der Polen — die sich stets als die eigentlichen Herren im Lande fühlen — nachgeben und sich tunlichst jeder Äußerung und Betätigung enthalten, die ihnen, was sehr leicht geschieht, den Ruf von „Hakatisten" d. h. Polenfeinden eintragen könnten. Der Begriff „Gesellschaft" setzt ferner eine gewisse Bodenständigkeit voraus. Auch die fehlt aber. Denn die nicht übermäßig Vielen unter den eingewanderten Deutschen, welche über dem Erwerb ihr „Gemüt" nicht verloren haben, verbinden die Vorstellung „Heimat" meist mit dem Ort jenseits der Grenzpfähle, wo ihre eigene oder die Wiege ihres Vaters gestanden hat. Sie haben also für Lodz nicht sehr viel übrig.

Eine andere Gruppe bilden die seit Generationen ansässigen Deutschen. Für diese Träger deutscher Namen können die Worte gelten, mit denen der Warschauer Generalsuperintendent Julius Bursche sie in seinem — übrigens auch für die Stellung der evangelischen Geistlichkeit zu nationalen Fragen charakteristischen — Synodalbericht für 1911 kennzeichnet. Wir lesen dort (pg. 9):

Zu den Evangelischen polnischer Zunge müssen jedoch diejenigen hinzugerechnet werden, welche, von Deutschen abstammend, aber seit Generationen in unserem Lande wohnend, sich mit der Zeit polonisiert haben und des Deutschen nicht mehr mächtig sind. Die Zahl dieser ist groß und wächst mit jedem Jahr. Man kann ja darüber verschiedener Meinung sein, ob dieser Prozeß bedauerlich oder wünschenswert sei; das Faktum bleibt jedoch bestehen, daß die Zahl der Evangelischen, denen wir in polnischer Sprache das Wort Gottes bringen müssen, immer größer wird, und es gibt nur wenige Gemeinden in unserm Lande, immer weniger, in welchen der Pastor weder polnisch zu predigen noch auch Amtshandlungen in polnischer Sprache zu verrichten hat. Dort, wo unsre Glaubensgenossen in größerer Anzahl bei einander wohnen: in den Städten des Lodzer Fabrikbezirks und auf den Kolonieen, bewahrt der Deutsche seine Nationalität und spricht auch nach Generationen oft nur deutsch; in der Zerstreuung jedoch und mitten unter einer polnischen Bevölkerung verlernt er gar bald seine Sprache und assimiliert sich seiner Umgebung. Daß dieser Umstand eine Gefahr für unsre Kirche in sich birgt, unterliegt keinem Zweifel, und es ist ein Körnlein Wahrheit in der Behauptung, das Deutschtum sei ein Bollwerk des Evangeliums hier zu Lande. Ja, ein Bollwerk ist es, aber leider auch eine chinesische Mauer, welche den Zutritt des Evangeliums zur einheimischen Bevölkerung hindert und ihr dasselbe vorenthält. Unsre Kirche hätte einen weit größeren Einfluß hier zu Lande und wäre ein Salz und ein Licht für dasselbe, wenn sie das Evangelium auch in polnischer Sprache brächte. Ich meine, um unserer Stellung willen mitten unter einer polnisch-katholischen Bevölkerung, um des Einflusses willen, welchen das Evangelium auszuüben berufen ist, ist es unumgänglich nötig, daß jeder von uns Pastoren bei gegebener Gelegenheit auch in polnischer Sprache das Wort der Wahrheit verkündige.

Wir glauben diesen Bericht nach unseren eigenen Erfahrungen übrigens dahin korrigieren zu müssen, daß auch der erwähnte, seit Generationen ansässige Lodzer Deutsche speziell niederen und mittleren Standes in Gesinnung und Sprache eine ganz entschiedene Neigung zu polnischen Allüren

bekundet. Der Ausdruck „oft nur deutsch" des Generalsuperintendenten ist also mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen, wie denn die Anpassung des Deutschen in der Fremde an seine neue Umgebung ja eine leider überall zu beobachtende Erscheinung ist.

An alle diese soeben erwähnten Tatsachen wollen und können wir indessen nicht die Behauptung knüpfen, als ob es unter den 121 000 Deutschen von Lodz nicht auch ausgesprochen deutsche Mittelkreise gäbe oder daß die Keime zur Bildung einer deutschen Gesellschaft nicht vorhanden wären. Diesen Stamm der wirklichen, bewußten Deutschen bildet das z. Zt. allerdings noch recht kleine Häuflein solcher Personen, die entweder ihrem Beruf und ihrer Bildung, oder ihrem Reichtum, in jedem Falle aber ihrer Gesinnung nach berufen sind, die völkischen und nationalen Vorzüge ihrer deutschen Mitbürger tatkräftig zu entwickeln und zu pflegen. Ohne diese Gruppe Deutscher wäre die Existenz so mancher direkt oder indirekt nationaldeutscher Vereine in Lodz nicht denkbar. Die vielen typisch-deutschen, z. T. recht alten Schützenvereine — die s. Zt. dem Abg. Bobrinski Veranlassung zu seinen Fabeln von der „deutschen Avantgarde" gaben — erwähnen wir hier nur nebenbei, denn: keine Deutschen ohne Vereine, obschon wir die Bedeutung der letzteren für die Erhaltung deutscher Art in Lodz ebensowenig unterschätzen, wie die Rolle der ebenfalls recht zahlreichen Gesangvereine*).

Als Zentren von kultureller Bedeutung für das Lodzer Deutschtum und seine Gesellschaftsbildung kommen aber vor allem folgende zwei Vereine in Betracht: der Deutsche Schul- und Bildungsverein und der aus ihm hervorgegangene Deutsche Gymnasial- und Realschulverein. Der erstere steht in engster Fühlung mit den über 20 städtischen sog. „russisch-deutschen" Elementarschulen, der letztere unterhält das aufblühende deutsche Realgymnasium.

Die weiter unten geschilderte Tätigkeit dieser beiden Vereine hat entschieden bereits erfreuliche Früchte getragen. Nichtsdestoweniger sind ihre Kräfte aber relativ gering und noch sehr ausbaubedürftig. Das beweist folgender Vergleich:

Lodz mit 121 000 Deutschen hatte 1911 im Schul- und Bildungsverein im ganzen 399, im Gymnasial- und Realschulverein 385, zusammen in beiden Vereinen also 784 Mitglieder;

Riga dagegen mit ca. 70 000 Deutschen hatte 1910 im Deutschen Verein nicht weniger als 12 324 Mitglieder!

Diese Zahlen bedürften keines Kommentars.

Trotz des bescheidenen Rahmens aber, in dem sich, numerisch genommen, die zwei Lodzer Kultur- und Bildungsvereine — beides Gründungen der Zeit

*) Der österreichisch-ungarische Hilfsverein in Lodz mit 201 Mitgliedern und der Hilfsverein Deutscher Reichsangehöriger mit 453 Mitgliedern kommt in dem obigen Zusammenhang nicht in Betracht.

nach 1905 — bewegen, haben sie bereits manches Rennenswerte geleistet. So hat der Deutsche Schul- und Bildungsverein sich vor allem durch die Rettung des ehem. Warschauer evangelischen Lehrerseminars vor dem Untergang ein Verdienst um das Deutschtum erworben. Diesem wichtigen Bildungsinstitut sollten nämlich vor kurzem durch die kurzsichtige Politik des Kirchenkollegiums der Warschauer evangelisch-lutherischen Gemeinde die ihm dort mehr als 40 Jahre lang gewährten Räume entzogen werden. Den Bemühungen des durch einige reiche Gönner gestützten Schul- und Bildungsvereins gelang es noch rechtzeitig, das Seminar nach Lodz überzuführen und in eigene Verwaltung zu nehmen, womit die Gefahr seiner eventuellen notgedrungenen Schließung abgewendet war. Im übrigen hat dieser Verein auch zu einer deutschen Bücherei in Lodz den Grund gelegt (2829 Bde. im Wert von 3540 Rbl.) und pflegt eine bildende Geselligkeit.

Groß und der Anerkennung wert ist die vom Gymnasial- und Realschulverein bisher geleistete Arbeit: ihm verdanken die Deutschen von Lodz das längst notwendig gewesene Deutsche Realgymnasium. Was diese Gründung bedeutet, mag daraus ermessen werden, daß die deutschen Knaben bis zur Eröffnung dieser großen Lehranstalt gezwungen waren, entweder das örtliche russische Gymnasium oder eine polnische Schule zu besuchen, das heißt während der empfänglichsten Entwicklungsjahre in einem Milieu aufzuwachsen, das der in nationaler Hinsicht ohnehin recht indolenten Jugend den letzten Halt raubte, — ganz abgesehen von den problematischen Bildungserfolgen. Derselbe Verein hat der deutschen Bevölkerung auch das stattliche, nach modernsten Prinzipien errichtete Schulgebäude mit riesigem Schulhof geschenkt, das mit einem Kostenaufwand von ca. 1/2 Million Rubel erbaut worden ist. Die Schülerzahl betrug, nach dem letzten Schulbericht des gegenwärtigen Direktors Hugo von Eltz, 380 (311 Deutsche, 64 Deutschjuden und 5 Angehörige anderer Nationen), die Zahl der Lehrer 27. Die Lehranstalt hat 18 Klassen: sie umfaßt sowohl die Elementarschule als auch die Mittelschule und in letzterer eine klassische und eine reale Abteilung und führt auf diese Weise die ihr im Alter von 6—7 Jahren anvertrauten Kinder in einem lückenlosen Lehrkursus von 12 Jahren vom Alphabet bis zur Universität. Im Frühling dieses Jahres hat das Lodzer Deutsche Realgymnasium auch die bereits im Jahre 1910 erbetenen staatlichen Rechte erhalten. Die Schulbibliothek umfaßt über 2 1/2 Tausend Bände in russischer und deutscher Sprache im Wert von rund 3800 Rbl. Der bisher vom Gymnasial- und Realschulverein schuljährlich gezahlte Zuschuß betrug 20—35.000 Rbl.

Die Bedeutung dieser Lehranstalt, in der trotz mancher Schwierigkeiten frisches Leben pulsiert, für die Deutschen von Lodz ist ungeheuer groß. Einmal wird der heranwachsenden Jugend hier eine gute einheitliche Bildung (bis auf die oberen Klassen in der Muttersprache) gegeben, die ihr außer dem Wissensstoff auch noch — was für das ganz außerordentlich mate-

riell veranlagte Lodzer Milieu von größter Wichtigkeit ist — mindestens eine Ahnung dessen vermittelt, daß es auf der Welt auch noch andere, idealere Dinge gibt, als Geld und Dividenden. Zweitens ist die Schule dazu berufen, mit der Zeit das Zentrum des gegenwärtig recht niedrig stehenden geistigen Lebens der Lodzer Deutschen zu werden, d. h. die idealen Bande für sie zu weben, die Traditionen zu schaffen, die die Voraussetzung der Bildung einer deutschen Gesellschaft sind.

Die Hochhaltung des Deutschtums in Lodz ist bis jetzt, wie schon vorhin angedeutet, das ganz persönliche Verdienst einiger weniger selbstloser Männer, die ihren großen Reichtum und ihre Energie in den Dienst dieser idealen Aufgabe gestellt haben; das bestätigt uns auch der erwähnte Rechenschaftsbericht des deutschen Gymnasiums, wo es unter anderem heißt:

Bisher hat der Deutsche Gymnasial- und Realschulverein fast ausschließlich aus Großindustriellen und Großkaufleuten bestanden, d. h. aus einer verhältnismäßig kleinen Gruppe zahlungsfähiger und opferwilliger Männer. Diese, im Verhältnis zu der gesamten 120,000 Köpfe zählenden deutschen Bevölkerung von Lodz, verschwindend geringe Anzahl von Männern hat unsere Lehranstalt geschaffen, ein eigenes prachtvolles Schulgebäude errichtet und ein tüchtiges Lehrerkollegium angestellt. Dieses geschah alles ohne die Beteiligung der weiteren Schichten unserer deutschen Gesellschaft.

In der Tat: wer die Mitgliederverzeichnisse der beiden hier charakterisierten Lodzer deutschen Kulturvereine durchblättert, wird immer wieder auf dieselben Namen stoßen, deren Träger auch sonst bei jeder Gelegenheit opferbereiten kommunalpolitischen Sinn bekunden. An ihrer Spitze stehen, um einige Namen zu nennen, der Manufakturrat Ernst Leonhardt, der Kommerzienrat Schweikert und andere Angehörige dieser Familie, die Großindustriellen Eisert, Wever, Wehr, Daube, Severin und eine Reihe anderer deutscher Männer. Führer gibt es zwar überall, aber nur selten Führer mit relativ so wenig Gefolgschaft wie in Lodz: bilden doch die vorerwähnten 784 Mitglieder der beiden Kulturvereine bloß zwei Drittel Prozent (!) der ganzen deutschen Bewohnerschaft dieser Industriestadt!

Dieselben Männer sind es auch, die sich der Konsolidierung des Lodzer Deutschen Theaters (das seit dem Anfang der 80-er Jahre des vorigen Jahrhunderts besteht) angenommen haben. Diese Kunststätte, die gegenwärtig von dem berühmten Hofschauspieler Adolf Klein geleitet wird, und außer dem Schau- und Lustspiel namentlich die Operette pflegt, ist bis jetzt lediglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und in einem fast baufällig zu nennenden häßlichen Gebäude untergebracht. Dieses Theatergebäude darf, gemäß einer polizeilichen Verfügung, höchstens noch bis zum Frühjahr 1913 benutzt werden. Es wird also als eine Art Feuerprobe für das Lodzer deutsche Publikum anzusehen sein, ob sich bis dahin die Mittel zur Errichtung eines eigenen deutschen Theaters finden werden oder ob die deutsche Bühnenkunst gezwungen sein wird, der Stadt eventuell den Rücken zu kehren. Der kürzlich gegründete deutsche

Theaterverein zählt bezeichnenderweise ebenfalls fast nur dieselben Deutschen zu Mitgliedern, die zur Schar jener „784" gehören.

Die vorhin genannten Führer sind es auch, die sich um die Armenfürsorge uud manche andere der in Lodz besonders brennenden öffentlichen Nöte große Verdienste erworben haben. Wir machen uns keiner Übertreibung schuldig, wenn wir ganz allgemein behaupten, daß das Deutschtum von Lodz — so wie die Dinge bisher lagen und größtenteils noch liegen – ohne diese wenigen führenden Männer infolge des Opportunismus, der Indolenz und des vielfach sehr großkalibrigen Erwerbsegoismus der 121,000 minus 784 Deutschen schwerlich je ein gesellschaftspolitischer Faktor werden würde. Glücklicherweise sind, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, die Vorbedingungen dazu gegenwärtig gegeben. Ob die Saat sprießen wird, muß die Zukunft lehren.

Aber die Presse? wird der Leser fragen. Gerade diese Großmacht hat doch die Pflicht, den Sinn der Bewohner für ihre ideellen und materiellen Bedürfnisse zu schärfen, die Bürger zu solchen zu erziehen, ihnen das Rückgrat zu stärken. Der Lodzer deutschen Presse können in dieser Hinsicht leider keine Verdienste zugesprochen werden. Was in dem Manchester Polens an deutschen idealen Gütern geschaffen worden ist, ist fast durchgängig ohne ihr Zutun zustande gekommen. Neuerdings will allerdings die „Lodzer Rundschau" (1. Jahrgang) im Gegensatz zu den offen opportunistischen Blättern, der „Lodzer Zeitung" (49. Jahrgang) und der „Neuen Lodzer Zeitung" (11. Jahrgang), die deutschen Interessen vertreten.

Von der politischen Physiognomie der Lodzer Deutschen läßt sich nicht viel sagen. Sie sind in rebus politicis nur wenig, so wenig hervorgetreten, daß die riesige Industriestadt — um nur ein Beispiel anzuführen — zur Vertretung ihrer gewichtigen Interessen in der 3. Reichsduma keinen besseren Abgeordneten zu wählen wußte, als einen ungebildeten polnischen -- Schildermaler. Nach Lage der Dinge hätten die Deutschen, mehr Tatkräftigkeit vorausgesetzt, eine solche Wahl unschwer verhindern können. Was die Stellung der Deutschen zu dem Gesetzprojekt über die künftige städtische Selbstverwaltung in Polen anbelangt, so haben sie zwar in elfter Stunde, d. h. nachdem die Vorlage in der Reichsduma bereits in einer den ihnen mißgünstigen Polen die Mehrheit der Stadtverordnetensitze sichernden, für sie also nicht günstigen Fassung verabschiedet worden war, Schritte getan, um auch ihrerseits eo ipso in der zukünftigen Stadtverwaltung vertreten zu sein. Daß in dieser Angelegenheit, die inbezug auf den kontinuierlichen Fortbestand der Großindustrie, des niederen deutschen Schulwesens u. s. w. geradezu Existenzfragen der Deutschen in sich schließt, schließlich durch die Anregung eines entsprechenden Amendements im Reichsrat etwas geschehen ist, verdanken die Deutschen letzten Endes lediglich der Initiative eines russischen Beamten, der sie auf die ihnen drohende Überrumpelung bei den künf-

tigen Stadtwahlen aufmerksam machte. — Wie die Deutschen von Lodz die gegenwärtig vor der Tür stehenden Wahlen für die 4. Reichsduma beeinflussen werden, wird sich wohl in der allernächsten Zeit zeigen. Günstig scheint die Situation aber nicht zu sein. Entwarf doch die „Neue Lodzer Zeitung" noch vor kurzem folgendes bezeichnende Bild der Lage:

Apathie, Interessenlosigkeit ist die Signatur des Lodzer Menschen und seine Philosophie ist: „Laisser faire et laisser passer". Kein Wunder also, daß unsere Halbmillionenstadt nicht nur inbezug auf kulturelle und geistige Errungenschaft der letzten Zeit meilenweit hinter ihren Schwestern zurücksteht . . . Vor der Tür stehen die Wahlen in die 4. Reichsduma. Allerorten wird diskutiert, polemisiert, die Chancen werden abgewogen, Kandidaten werden aufgestellt, Parteien konstituieren sich, Prinzipien werden verfochten, Theorien zurechtgezimmert. Der Lodzer ist apathisch. Er polemisiert nicht und diskutiert nicht, er stellt keine Kandidaten auf und hat keine Parteien, er braucht keine Prinzipien und verlangt nach keinem Programm.

Symptomatisch ist jedenfalls auch die Tatsache, daß zur Zeit der Niederschrift dieser Schilderung — Ende August neuen Stils — noch nicht einmal ein deutsches Wahlkomitee existierte.

Wir sind am Schluße unserer Betrachtungen.

Viel Unfertiges, ja Chaotisches, nicht wenig Unerfreuliches, aber auch manche treibenden Kräfte von erfreulich starkem Einfluß: mit diesen Worten dürfen wir wohl die Eindrücke zusammenfassen, die das gegenwärtige Deutschtum von Lodz der objektiven Prüfung bietet.

Es wird bei manchen unvermeidlichen Kompromissen noch vieler Kämpfe bedürfen, um im Deutschtum der polnischen Industriestadt die Kräfte zu wecken und zu erhalten, deren es zum eigenen und der polnischen Mitbürger Besten bedarf.

Auch hier wird daher — und zwar in ganz besonderem Maße — das Wort gelten: das Verständnis für die Gegenwart beruht auf der Kenntnis der Vergangenheit und ist das Rüstzeug für die Zukunft.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Unsre Aufgabe in der Erziehung unsrer deutsch-baltischen gebildeten Jugend zum Idealismus.

Von Pastor A. Baron von Stromberg. (Dorpat)*)

Das mir gestellte Thema ist ein überaus großes, es bedarf deshalb einer Abgrenzung und näheren Präzisierung. Was können wir tun, um in unsrer reiferen Jugend die Ansätze einer idealistischen Weltanschauung zu festigen und zu fördern? Ich will bestrebt sein, den Verhältnissen in unsrer Heimat Rechnung zu tragen.

*) Vortrag, gehalten vor der Konferenz für Innere Mission zu Reval am 31. Mai 1912.

Zunächst haben wir uns darüber zu einigen, was wir unter einer idealistischen Weltanschauung verstehn. Es scheint, daß es unnötig ist, darüber ein Wort zu verlieren, in den Grundzügen werden wir unter einer idealistischen Weltanschauung im weitesten Sinne des Worts etwa als Gegensatz zu einem bloßen Genußleben das Gleiche verstehn. Aber es bedarf der Begriff einer idealistischen Weltanschauung doch einer näheren Präzisierung. Es sei mir gestattet, hier etwas weiter auszuholen.

Der einzelne Mensch ist hineingestellt in eine Gemeinschaft, seine Fähigkeiten und Gaben bilden sich — jedenfalls zum Teil — aus dem Zusammenhang mit der Gemeinschaft oder erhalten in ihrer Betätigung Richtung und Charakter aus den Verhältnissen der Gemeinschaft. Und diese Gemeinschaft selbst — Staat, Volkstum, Kirche, Familie, Standeszugehörigkeit u. s. w. — ist eine geschichtlich bedingte Erscheinung d. h. ihr eigentümliches Gepräge ist ihr durch die Geschichte, durch Erleben und Erfahrung aufgeprägt worden. Halten Sie hierbei einen Augenblick inne. Wir sprechen von Idealismus d. h. von dem Streben des Menschen nach einem Ziel, von seinem Bestreben aus den gegebnen Verhältnissen etwas zu machen, in diesen Verhältnissen das Ziel, das Ideal zu erreichen oder ihm jedenfalls nahzukommen. Man kann nun kein stärkeres Argument für den dem Menschen eingebornen Idealismus geltend machen, als diesen beständig sich wiederholenden, beständig erneuten Kampf um die Erreichung des Ziels, des Ideals. Mit ehernem, unbarmherzigem Schritt geht die Geschichte durch die Welt, staunend sehn wir Unvergängliches, das durch den Menschen oder durch die hinter der Geschichte stehende Macht geschaffen wurde, aber wie die Natur in verschwenderischem Reichtum Kräfte produziert, die nie zur Entfaltung kommen, so ahnen wir dunkel in Schauern der Ehrfurcht die Größe der Menschheitsgeschichte, die Kräfte entstehn, sich entfalten läßt und untergehn in vergeblichem Ringen, verkümmern und verderben. Sehn wir den Weg der Geschichte hinab: viele Denkmäler reden von großem Wollen und großer Tat, aber zahllos sind die Gräber erstorbner Hoffnungen, zahllos die Gräber ohne Leichenstein — und liegt doch vielleicht ein Menschenleben darin, das leidenschaftlich gewollt, das groß gedacht, das gekämpft und geirrt, nun namenlos. Und trotzdem: immer wieder ist es, als ob die Menschheit oder der einzelne den Weg hinter sich vergessen könnte, immer wieder flammt die Hoffnung und Tatkraft neu auf, immer glaubt der Mensch daran, daß das Ziel doch zu erreichen sei, ja oft, daß es dicht vor ihm sei. Wir alle glauben an einen Fortschritt, und sind wir sittlich gerichtete Menschen, so wird uns dieser Glaube bewußt zur Norm unsres Lebens. Das ist der angeborne, unausrottbare Idealismus der Menschenseele, der immer wieder der niederdrückenden Tatsächlichkeit oder der hier und da auftauchenden theoretischen Überzeugung von der Wert- und Nutzlosigkeit menschlichen Lebens ein energisches Nein entgegenhält.

Gestatten Sie, daß ich mich auf zwei Grundzüge einer idealistischen

Weltanschauung beschränke. Der erste wird ohne weiteres anerkannt: eine idealistische Weltanschauung ist der Gegensatz zu einer bloß auf den Augenblick gerichteten Gesinnung, einem Leben in und für den Augenblick. Darin liegt viel mehr als etwa nur ein Genießen flüchtiger Augenblicke, es liegt darin ebenso ein mattherziges Ungenutztlassen des Lebens, ein Dahinleben ohne Sinn und Ziel. Es leuchtet ein, daß diese Formulierung ein riesengroßes Gebiet umspannt, nur ganz weniges kann in dem engen Rahmen eines Vortrags berührt werden, aber alles, was berührt wird, hat mittelbar oder unmittelbar eine pädagogische Bedeutung.

Mehr als eine Ergänzung zu dem eben Gesagten tritt ein zweiter Zug herzu: im Begriff einer idealistischen Weltanschauung ist ein starker soziales Moment enthalten. Ich meine das so: der einzelne Vertreter einer idealistischen Weltanschauung wird sich seiner Pflicht der Gesamtheit gegenüber bewußt; auch die Arbeit an sich selbst hat in vieler Hinsicht einen sozialen Hintergrund; nur wenn ich selbst eine Persönlichkeit werde, die weiß, wozu sie da ist, kann ich für die Gesamtheit etwas tun. Vor allem aber: der einzelne tritt bewußt in den Kampf der Menschheit, von dem ich eben sprach, in den Kampf um Fortschritt, um geistige Kultur. Gestatten Sie mir, daß ich mich wesentlich auf beide genannten Charakteristika einer idealistischen Weltanschauung beschränke. Der Idealismus als Erscheinungsform menschlichen Seelenlebens überhaupt ist ein so weitverzweigtes Gebilde, daß nur in starker Beschränkung in einem Vortrage Fragen aufgeworfen werden können, die uns nicht in eine völlig uferlose Diskussion führen. Zudem habe ich absichtlich beide Charakteristika einer idealistischen Weltanschauung möglichst allgemein und weit formuliert.

Lassen Sie mich noch auf das zweite Charakteristikum der idealistischen Weltanschauung besonders in seiner pädagogischen Bedeutung kurz eingehen. — Kultur ist überhaupt nur Geisteskultur; was wir heute unter Kultur verstehen, hinab bis zu allen technischen Errungerschaften, verdankt seinen Ursprung einzig und allein der menschlichen Geistesarbeit und Energie. Es ist klar: wenn die Kultur eine höhere Stufe erreicht, stellt sie an den einzelnen und an die Gesamtheit zugleich höhere Aufgaben. Denn ein durch die gesteigerte Kultur bedingtes Nachlassen der geistigen Arbeit und Energie bereitet den Rückfall in Barbarei vor. Das wird in kulturseligen Zeiten oft gröblich übersehen. Mit dem Versagen von geistiger Arbeitskraft und Energie wird der Kultur der Boden entzogen, auf dem sie erwachsen ist, der Mensch verpraßt gedankenlos das Kapital, das geistige Arbeit und Energie der Vorfahren in harter Arbeit gesammelt. Hier springt sofort ein Punkt hervor, den wir als eine der Hauptsachen einer idealistischen Weltanschauung bezeichnen müssen und an dem zugleich der enge Zusammenhang von idealistischer Weltanschauung und Kultur kenntlich wird. Wie alle Kultur durch Opfer erkauft wurde, durch harten Kampf, Selbstüberwindung, bittre Enttäuschungen, so bedingt die

Teilnahme an dem nicht verstandnen Kulturleben der Gegenwart die Gesinnung beim einzelnen, die das eigne Ich zurücktreten läßt vor dem Ziel, um das es zu ringen gilt. Ich drücke diesen Gedanken einmal religiös aus, und recht verstandne Kultur ist sicherlich einer der Gottesgedanken, dessen Reifen in der Geschichte der Menschheit wir sehn können: die ganze Geschichte der Menschheit, speziell ihre Kulturgeschichte, ist eine gewaltige Predigt auf den Text: „Fürwahr er trug unsre Krankheit." Nur auf Grund persönlicher Opfer, persönlichen Verzichtes wird in der Welt etwas Dauerndes erreicht, werden Werte geschaffen. Und für den einzelnen bleibt sicher der Sinn für die Gemeinschaft eine tote Phrase, solange er nicht für diese Gemeinschaft opfern muß, Opfer bringen in der verschiedensten Beziehung, von einem materiellen Opfer angefangen bis zum Opfer der Lebenskraft. Von hier aus wird die eminent praktische pädagogische Bedeutung dieses Gedankens beleuchtet: es gilt unsre Jugend heranzuziehen zu einem solchen Sinn für die Gemeinschaft, es gilt sie zu kräftigen für den Glauben an die Gemeinschaft und in der Arbeit an ihr für sie ein Ideal hinzustellen. Man darf aber mit dem gleichen Recht — oder man ist versucht zu sagen: mit mehr Recht — behaupten: es gilt unsre Jugend so zu erziehn, daß sie in dem einstigen bewußten Mitleben mit der Gemeinschaft, in der tätigen Teilnahme am Kulturleben den Glauben an die ideellen Güter der Menschheit und den Kampf um ihre Realisierung nicht verliert. Das ist eine furchtbar schwere Aufgabe. Vergegenwärtigen Sie sich, bitte, das eine: die wachsende Kultur steigert und kompliziert die Arbeit ins Ungeheure. Wer sich heute behaupten will, muß in seiner speziellen Arbeit wirklich Gutes leisten. So fällt im Konkurrenzkampf immer mehr Gewicht auf die Fachbildung, die Aneignung von Fertigkeiten, von Kenntnissen. Die immer schärfer durchgeführte Spezialisierung unsrer Schulen in Gymnasial- und Realschulen, Handelsschulen, technische Schulen, Gewerbeschulen u. s. w. spricht für die Notwendigkeit der Fachbildung. Aber neben dieser Fachbildung tritt immer mehr die Gefahr ein, daß die allgemeine Bildung vernachlässigt wird. Das Ziel dieser allgemeinen Bildung ist Urteilsfähigkeit. Aber Urteilsfähigkeit ist an sich auch passiven Persönlichkeiten möglich, wir haben die Pflicht, unsere Jugend zu tätiger Mitarbeit an der Kultur zu erziehen. Und eine solche Mitarbeit ist nur dann möglich, wenn der einzelne sich seines eignen Ichs der Kultur gegenüber bewußt wird, wenn er zum Selbstbewußtsein seiner Persönlichkeit kommt und sich seines sittlichen Zweckes bewußt wird. Wir haben Persönlichkeiten zu erziehen, ohne Persönlichkeit ist eine Mitarbeit am Kulturleben der Gegenwart nicht denkbar. Und eine idealistische Weltanschauung — besonders in dem Sinne, wie ich sie zu formulieren suchte — ist nur dann erreichbar, wenn es gelingt die Verhältnisse so zu gestalten, daß Persönlichkeiten entstehen können. So hängen Persönlichkeit und idealistische Weltanschauung ganz eng zusammen. Dies tritt besonders in unserer Zeit zu Tage, die jeden idyllischen Anstrich verloren hat; eine idealistische Geistesrich-

tung im Sinne eines verschwommenen unpraktischen Idealismus kann nur ein Gedankenloser oder ein Heuchler festhalten, tausend Konflikte in ihm und um ihn nötigen ihn immer wieder zur Erkenntnis, daß idealistische Lebensauffassung sich in der Tat, in der den Verhältnissen trotzbietenden Gesinnungstreue bewähren muß. — Und lassen Sie Ihren Blick hierbei auf etwas weiteres richten. Wir sind der Überzeugung, daß der Jugend in der Erziehung Güter mitgegeben werden, die sich im späteren Leben bewähren müssen; auch wo wir im Augenblick nichts von Erfolg sehn, wissen wir doch, daß nach psychologischen Gesetzen vieles erst später in die Erscheinung treten kann. Für die Teilnahme an dem Kulturleben sollen wir vorbereiten durch die Förderung einer wahrhaft idealistischen Lebensauffassung. Dieses Kulturleben aber braucht Persönlichkeiten und ist zugleich das furchtbare Opferfest der Persönlichkeit. Die Fachbildung bereitet den einzelnen vor für den Konkurrenzkampf, aber die Bildung, die ihr Augenmerk wesentlich auf die Ausbildung von Fertigkeiten richtet, muß einseitig werden. So wird klar: die Fachbildung nivelliert das Individuum, zerstört die Persönlichkeit. Das ist ein Kreislauf, der nicht zu leugnen ist. Ein Kreislauf, der jeden Nachdenkenden mit Schrecken erfüllt. Steht man der Jugend gegenüber, so fühlt man, wie die Verantwortung auf einem lastet, heute fühlt man es deutlicher denn je: die Wasser der Kultur brausen daher und begraben die Einzelpersönlichkeit; was tun wir, um an unsrem Teil Persönlichkeiten zu schaffen, die Stand halten können, denen nicht Selbstbehauptung und Genuß der Zweck des Daseins ist, die Sinn und Ziel in ihrem Leben wissen?

Was tun wir? Die Antwort kann nicht in allgemeinen Erwägungen geschehen, diese können erst später ihren Platz finden. Die Antwort auf diese Frage ist so dringend, so eminent persönlich, so tiefgreifend, daß sie nur aus dem Grunde persönlicher Überzeugung gegeben werden kann. Ich habe bisher absichtlich allgemein gesprochen, bei dieser Frage muß persönlich gesprochen werden. Wenn der einzelne eine Persönlichkeit werden soll, wenn er in seinem Leben Zweck und Ziel sehn soll, in all dem furchtbar Beklemmenden um ihn her Sinn und Inhalt, er kann es nur im Zusammenschluß mit dem, der gesagt hat: „Ihr seid das Salz der Erde". Ich wiederhole: das soll absichtlich persönlich gesprochen sein, weil in dieser Frage nur das überhaupt Antwort ist, was aus persönlicher Überzeugung stammt. Mit andren Worten: die Antwort ist und kann nur eine Glaubensantwort sein. Das trifft nicht nur etwa für eine christliche Überzeugung zu, sondern für jede Weltanschauung, die den Namen einer Überzeugung verdient oder auf ihr basiert.

Wir wollen also im Folgenden unter idealistischer Weltanschauung nicht im allgemeinen einen für die idealen Güter der Menschheit aufgeschlossenen Blick verstehn, wir wollen uns auf die Frage beschränken: was können wir tun, um in unsrer Jugend die idealistische Weltanschauung zu fördern, die sie zur tätigen Teilnahme in irgend einer Form an dem Kulturleben der Gegenwart

befähigt und in diesem Kulturleben selbst die idealistische Weltanschauung bewahren läßt? Und unsre Aufgabe ist nicht nur deshalb eine in die Zukunft weisende, weil es sich um Jugend handelt, sondern weil die nächste Zukunft unsrem Lande sicher neue Verhältnisse bringen wird. Zunächst muß noch auf etwas kurz hingewiesen werden: auf den Zusammenhang von geistigen Interessen und idealistischer Weltanschauung. An und für sich kann man eine idealistische Weltanschauung vertreten und durchführen, ohne ausgesprochene geistige Interessen zu besitzen. Man kann selbstredend ein ethisch orientierter Mensch auch ohne Bildung sein. Für unsre Frage besteht aber — sehe ich recht — ein ganz enger Zusammenhang zwischen geistigen Interessen und idealistischer Weltanschauung, die wir als tätige Teilnahme am Kulturleben der Gegenwart präzisierten. Nicht nur der Hochgebildete kann an diesem Kulturleben teilnehmen, — dann wäre die Teilnahme nur einer Elite von Menschen möglich, — es kann jeder daran teilnehmen. Aber es wird stets eine absolut oberflächliche Teilnahme bleiben, solange der einzelne nicht ein Verständnis gewinnt für die Geistesmächte, die sich im Kulturleben der Gegenwart regen, die es bedingen. Ich spreche über die Jugend der gebildeten Kreise. Für sie gilt fraglos das Urteil: ein Weg und zwar ein äußerst wichtiger Weg zur Förderung idealistischer Weltanschauung ist Geistesbildung. In diesem weiten Sinne bitte ich es zu verstehen, wenn im Folgenden von dem Zusammenhang von idealistischer Weltanschauung und geistigen Interessen die Rede ist. Wenn man heute besonders stark über die Abnahme des idealen Sinnes in der Jugend klagt, so hat man sicher in vieler Hinsicht vollkommen Recht. Vergegenwärtigen wir uns kurz einmal die Symptone, um dann die Frage nach dem Grunde dieser Erscheinung zu stellen.

1. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß eine starke Interesselosigkeit in unserer reiferen männlichen Jugend zu Tage tritt. Man hat oft den Eindruck, daß man den Weg zur Weckung irgendwie tieferer Interessen, geistiger Interessen nicht findet, oft aus eignem Unvermögen und eigner Schuld. Aber ebenso oft kommt man unter den Eindruck, daß man einer absoluten Verständnislosigkeit gegenübersteht, die zu überwinden man überhaupt nicht in der Lage ist. Es ist, als ob der Schüler die Zugbrücke, die zu seinem tieferen Interesse führt, einfach aufgezogen hätte, es handelt sich um strikte Ablehnung. Diese Ablehnung kann die Form der Blasiertheit annehmen und tut es auch. Sehn Sie, solch eine Blasiertheit tritt bei der Jugend häufig da ein, wo sie in einem hochentwickelten, von geistigen Interessen getränkten Milieu lebt, sie setzt ein Maß der Teilnahme an dem geistigen Leben, wenn sie auch nur oberflächlicher Natur ist, voraus. Gerade in unsrer Zeit nimmt wirkliche geistige Bildung vieler Kreise den Charakter an, der sich für alles interessiert, aber alles relativ beurteilt, als eine interessante Erscheinung, die beurteilt, aber nicht zu eigen gemacht wird. Es prägt sich in solchen Kreisen ein Geist der Resignation aus, der vielleicht um so mehr für eine spontane, gewaltsame Richtung und Er-

scheinuug Interesse und auch Verständnis hat, je weniger er selbst einer solchen unmittelbaren Geistesrichtung fähig ist. Es kann nicht Zufall sein, daß z. B. die dramatische Kunst heute oft geradezu mit Gewaltmitteln arbeitet. Ich denke an eine Aufführung der „Orestie" von Aeschylos durch Max Reinhardt im vorigen Winter in Berlin. Ein bis auf die Spitze getriebenes Raffinement, eine Inszenierung, deren von künstlerischem Standpunkt gesucht erscheinende Mittel einen Eindruck schufen, der jedenfalls unvergeßlich bleibt. Das läßt sich nicht nur durch das Bestreben erklären, die überanstrengten Nerven der Großstädter anzupeitschen. Ich mußte nach der Darstellung daran denken, daß vielleicht dieser ganze, die Nerven bis aufs Höchste spannende Apparat dazu nötig war, um den modernen Großstädter unter den Eindruck der furchtbaren, Ehrfurcht erweckenden Tragik der „Orestie" zu bringen. War es aber mehr als ein Eindruck? War es irgendwie eine wahre Interpretation dieser unvergleichlich tiefen und heiligen Kunst? Regte sich im Zuschauer angesichts dieses Kunstwerks etwas von dem Gefühl, das ich nur mit dem Psalmwort auszudrücken vermag: „Seid stille und erkennt, daß ich Gott bin" (Ps. 46, 11)? Wer will es entscheiden! Sicher ist doch wohl das eine: die Vorliebe gerade der gebildeten Kreise in den Zentren der Geisteskultur für das Gewaltsame, das Nichtreflektierte, das Heldenhafte, aber ebenso auch das Grausige, Fürchterliche, Perverse steht in sonderbarem Kontrast zu eigner Schwäche, zum Mangel an unmittelbarem Empfinden und Handeln. Ich will das nicht weiter ausführen. Jugend, die in einer solchen Umgebung aufwächst, verfällt nur zu leicht der Blasiertheit, geht trotz aller geistigen Regsamkeit und Bildung einer idealistischen Weltanschauung verloren. Ich denke, daß der tiefste Grund für diese Erscheinung nicht mit Übersättigung und all ihren Folgen, mit der Abspannung der nervösen Kraft genannt ist, sondern mit etwas anderem: eine wirklich idealistische Weltanschauung drängt zur Tat und zwar zur Tat, die um der Erreichung des Zieles willen die eigne Person in den Hintergrund zu stellen vermag. Wo man sich an Stärke an und für sich, ganz abgesehen davon, wozu sie aufgewandt wird, berauscht, wo der gigantische Bösewicht, der skrupellose Verbrecher, der nur aus einem unmittelbaren Empfinden heraus handelt, begeistert, wo mit einem Wort der Ausbruch der Kraft an und für sich hochgeschätzt und bewundert wird, da fehlt dieses wesentlichste Merkmal einer idealistischen Weltanschauung. Was ich eben angedeutet, bezieht sich auf Verhältnisse, die nicht einfach auf unsre Zustände übertragen werden dürfen, und doch gehören auch wir soweit der Kulturwelt an, daß in Form von Stimmungen, undeutlichem Empfinden unsre gebildeten Kreise dieser weitverbreiteten Richtung der heutigen Kulturwelt Rechnung tragen: der Bewunderung für das Unmittelbare, der Verherrlichung der Kraft an sich bei allgemeiner Schwäche und Mangel an eigner Tatkraft.

Lassen Sie mich hier gleich mit Nachdruck auf eine Erscheinung hinweisen: auch unsre Jugend hat notorisch ein stark ausgeprägtes Gefühl ihres Werts,

sie wahrt ihre Selbständigkeit und verwahrt sich mit Energie gegen jede vermeintliche Einschränkung dieser Selbständigkeit. Sie hat aber zugleich das Charakteristikum des Nachgebens den eignen Wünschen, eignen Stimmungen, dem Verlangen nach Genuß gegenüber, das ausgesprochen schwächlich anmutet. Ich glaube, dieses Urteil ist nicht zu hart. Das dürfen wir einen Zug der Zeit nennen, der umso deutlicher der vorhin versuchten Charakteristik weiter Kreise der heutigen Kulturwelt entspricht, als er sich bei unserer Jugend mit dem oft absolut naiven Mangel an Verantwortungsbewußtsein paart, mit der wie ein selbstverständliches Recht geübten Rücksichtslosigkeit, mit dem Mangel an eigner Direktive. Daß darin eine Gefahr liegt, leuchtet unmittelbar ein: Direktive von seiten einer Autorität will man sich ungern geben lassen, selbst verzichtet man darauf, sich in die Hand zu nehmen, — damit ist die Axt an die Wurzel der aufkeimenden idealistischen Weltanschauung gelegt, die unauflösbar verknüpft ist mit dem Drang zur Tat, mit dem Verlangen nach der Gesinnung, die es versteht, über dem Ziel das eigne Ich geringzuschätzen.

Hugo von Hofmannsthal hat in seiner Dichtung „Der Tor und der Tod" in tiefergreifender Weise, um so ergreifender, weil das Werk aus einer Stimmung heraus entstanden ist, die es selbst richtet, solch ein „Leben" der Moderne oder — man möchte sagen — ein „Gelebt werden" geschildert.

Der Tod tritt an den Toren heran:

„Mein Kommen, Freund, hat stets nur einen Sinn."

Nie gelebt zu haben, erklärt der Tor, so war sein Leben:

„Wie abgerißne Wiesenblumen
Ein dunkles Wasser mit sich reißt,
So glitten mir die jungen Tage,
Und ich hab nie gewußt, daß das schon Leben heißt.
Dann — stand ich an den Lebensgittern,
Der Wunder bang, von Sehnsucht süß bedrängt,
Daß sie in majestätischen Gewittern
Auffliegen sollten, wundervoll gesprengt.
Es kam nicht so, — und einmal stand ich drinnen,
Der Weihe bar, und konnte mich auf mich
Und alle tiefsten Wünsche nicht besinnen,
Von einem Bann gefangen, der nicht wich.
Von Dämmerung verwirrt und wie verschüttet,
Verdrießlich und im Innersten zerrüttet,
Mit halbem Herzen, unterbund'nen Sinnen,
In jedem Ganzen rätselhaft gehemmt,
Fühlt ich mich niemals recht durchglutet innen,
Von großen Wellen nie so recht geschwemmt,
Bin nie auf meinem Weg dem Gott begegnet,
Mit dem man ringt, bis daß er einen segnet."

2) Das eben Angedeutete ist eine allgemeine Erscheinung in der Kulturwelt, deren Symptome auch bei uns spürbar sind. In unsrer Heimat mit ihren in vieler Beziehung eigenartigen und schwierigen Verhältnissen gibt es andre Faktoren, die eine Blasiertheit oder doch einen Mangel an Empfänglichkeit der Jugend verursachen. Ich will mich ganz kurz fassen und ein dreifaches nennen, das mir gravierend erscheint.

a) Die geschichtlichen Bedingungen haben unsren gebildeten deutschen Kreisen eine Herrnstellung geschaffen; es darf auch nie vergessen werden, daß das kein Zufall ist, daß der Kampf nicht nur um Existenz, sondern um Beibehaltung einer führenden Stellung, ein Kampf um die Erhaltung der Kultur ist. Ist Ihnen nun nicht aufgefallen, daß man bei unsrer Jugend häufig nicht nur eine gewisse Ablehnung geistiger Kultur antrifft, sondern eine direkt hochmütige Geringschätzung geistiger Arbeit? Das ändert sich vielleicht nur da, wo große handgreifliche Erfolge deutlich zu Tage treten. Man könnte überhaupt die Wertung des Erfolgs bei uns einen Fluch unsrer Heimat nennen. Man kann sich fragen: wie kommt unsre Jugend häufig zu solch einer Geringschätzung geistiger Arbeit, wie kommt sie zu Ansätzen einer im schlimmsten Sinne des Wortes kulturfeindlichen Stellung? Wenn man antwortet: solche Erscheinungen zeigen sich ja überall in bestimmten Kreisen, so hat man zwar Recht, vergißt aber, daß wir — ich rede von uns Deutschen — kein Volk sind, daß also jede solche Erscheinung bei uns, wo jeder Mensch nötig ist, verderblichere Folgen haben muß, als anderswo. Die Antwort kann nur sein: die häufig beobachtete Kulturfeindlichkeit unsrer Jugend ist zurückzuführen auf Kulturfeindlichkeit, die in weiten Kreisen unsrer Gesellschaft herrscht. Das klingt äußerst hart, ist aber nicht unberechtigt, wenn man Kultur vor allem als Geisteskultur faßt. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir diese Erscheinung bei uns genauer verfolgen wollten. Wir wollen nur an einen Grund denken, der sie neben anderem verursacht hat. Wenn einer Gesellschaft durch eine lange Zeitspanne eine führende Stellung, zwar nicht ohne Mühe, aber doch wie selbstverständlich zufällt, so ist es nur begreiflich, daß sie sich als führend in jeder Beziehung stillschweigend betrachtet, ohne den Aufwand an Arbeit und Energie, der zu einer solchen Stellung erforderlich ist. Das tatsächliche Versagen solcher Kreise und das Festhalten an der zum Dogma gewordnen Vorstellung tritt scharf zu Tage, wo die Verhältnisse sich verschieben. Wir haben es bisher nicht allzu schwer gehabt, auch in geistiger Beziehung, uns als führend zu betrachten. Diese Zeit ist endgiltig vorbei, wenn das Ende auch nicht mit einem Schlage eintreten kann. Nehmen Sie dazu, daß die geistige Konkurrenz bei uns nie bedeutend gewesen ist, der einzelne und ganze Gruppen also nicht zur Anspannung ihrer Kraft getrieben wurden, sondern in Selbstzufriedenheit stagnieren konnten, und Sie haben die ganze schwierige Situation vor Augen. Weil wir sozial noch in führender Rolle sind, weil es dem kurzsichtigen Auge erscheint, man könne ohne angespannte

Arbeit, geistige Durchbildung, Erkämpfen eignen Urteils und nicht Eingeschworenseins auf feste Parolen diese ererbte Stellung behaupten, und man doch das beunruhigende Gefühl hat, die neue Zeit stelle an uns und vor allem an unsre geistige Kultur verschärfte Ansprüche, mache unsre Stellung nicht mehr von Verhältnissen abhängig, in die wir gestellt werden, so kommt man nicht zur Erkenntnis der eignen geistigen Bedürftigkeit, das unklare Gefühl davon äußert sich in gesteigertem Hochmut, in oft völlig unbewußter Geringschätzung geistiger Kultur und Arbeit. Aristokratie der sozialen Stellung oder gar des Blutes involviert aber heute lange nicht mehr den Anspruch darauf, Aristokratie in geistiger Beziehung zu sein. — Stimmungen und Richtungen in einer Gesellschaft sind am deutlichsten an der Jugend zu beobachten, hier treten sie unverhüllt hervor. Wenn in unsrer Jugend im engsten Zusammenhang mit dem Pochen auf eine ihnen als Teil des Ganzen zukommende Herrnstellung eine bis zur Kulturgeringschätzung gehende hochmütige Gesinnung oft angetroffen wird, der jedes Interesse und tiefere Verständnis für Fragen geistiger Natur abgeht, so ist das — glaube ich — Symptom einer der schlimmsten Erscheinungen in unsrer Gesellschaft.

Zugleich folgt daraus zweierlei, was im engsten Zusammenhang mit unsrem Thema steht:

b) Eine solche Stellung unsrer Jugend zu geistigen Fragen und der Hochmut, etwas zu sein, ohne Entsprechendes zu leisten, hat eine verheerende Verflachung und Verrohung zur Folge, den Geist des Materialismus in verschiedenster Ausprägung. Und kompliziert wird diese Erscheinung durch ein drittes und letztes Moment:

c) Die Halbbildung. Sehn Sie, wenn weite Kreise unsrer Gesellschaft heute noch sozial führend sind ohne die entsprechende geistige Kultur, wenn die geistige Konkurrenz äußerst gering ist und der Hochmut sehr hoch, so entsteht unausbleiblich in den führenden Kreisen der Anspruch darauf, auch in geistiger Beziehung auf der Höhe zu sein. Man ist bei uns oft ganz frappiert von der Verständnislosigkeit, mit der geurteilt wird. Und zwar mit absoluter Sicherheit Dinge beurteilt werden, von denen man so gut wie garnichts weiß. Ich habe mich oft im Gespräch mit jungen Menschen gefragt: wie muß das Elternhaus oder der weitere Kreis dieser Menschen in geistiger Beziehung beschaffen sein, daß die Bildung eines absolut oberflächlichen, aber mit Sicherheit vorgetragnen Urteils möglich ist. Unreife ist ein Vorrecht der Jugend, gewiß, aber wo diese Unreife mit der Sicherheit eines fertigen Urteils über die tiefsten und schwierigsten Dinge nicht nur gedacht wird, sondern unverhüllt und ohne alle Befangenheit zu Tage tritt, da dürfen wir Schlüsse ziehn auf das geistige Niveau der Kreise, aus dem junge Menschen stammen. Nun weiß der Halbgebildete bekanntlich unendlich viel, der Quartaner ist bekanntlich ein Born aller Weisheit, und manche Leute bleiben eine beträchtliche Zeit oder das Leben hindurch Quartaner. Halbbildung aber ist ein schweres Hindernis

für die Bildung einer idealistischen Weltanschauung, ich meine nicht eine mangelhafte Bildung, sondern die Halbbildung, die sich berufen glaubt, alles zu beurteilen, die ohne jede Ehrfurcht und Scheu die höchsten Fragen mit verblüffend vernünftiger Methode löst. Man darf vielleicht sagen: Halbbildung ist geringe Bildung des Geistes und damit verbundene Unbildung von Herz und Gemüt. Solche Menschen werden satt und selbstzufrieden, ihre philiströsen Ideale sehn sich an, wie die Koulissen auf einer Bühne. — Oder auch die Halbbildung tritt in einer Form auf, die in unsrer Jugend ganz besonders oft vorkommt: es ist ein Zeichen geistiger Regsamkeit und Reife, daß man sich skeptisch zu allem stellt, allenfalls eine gewisse Vorliebe für Erscheinungen zeigt, die im Gegensatz zu irgend einer Autorität stehn. Sie werden manchen kennen, der Anhänger der modernsten Literatur ist, ohne einen Begriff von ihr zu haben, der Theosoph ist, und man wäre nur zufrieden, wenn er auch nur ernstlich einmal über solche Probleme nachgedacht hätte. Man kann auch satt und selbstzufrieden in der rastlosen Kritik, in der Resignation sein, ja manche finden, daß die weltschmerzliche Miene des Wahrheitssuchers sehr dekorativ ist.

Ich wiederhole nochmals mit Nachdruck: alle solche Erscheinungen müssen in der Jugend vorkommen und sind nicht sonderlich beängstigend. Wenn aber, wie bei uns, eine neue Zeit mit Gewalt herandrängt, wenn wir allen Grund haben, mit jedem einzelnen Menschen sparsam zu sein und wenn wir endlich nicht der Überzeugung sein können, daß in unsrer Gesellschaft das Streben nach wirklicher geistiger Kultur deutlich vorhanden ist, so sind das für uns doppelt gravierende Erscheinungen. Wir stehn wirklich in einem Kulturkampf und haben an unserem Teil unsrer Jugend die Waffen zu schmieden. Das Bild wäre aber total einseitig, wenn nicht betont würde: in vieler Beziehung können wir hoffnungsvoll in die Zukunft sehn, wir sind in kultureller Beziehung noch ein jungfräulicher Boden, und das Material an Jugend ist, was Aufnahmefähigkeit anbetrifft, entschieden ein gutes. Darin wird mir jeder beistimmen, der ein Urteil hat; das macht jedem, dem es um die Sache geht, Mut und Hoffnung.

Was kann nun in der geschilderten Situation zur Förderung einer idealistischen Lebensauffassung geschehn? Auch hier muß ich mich natürlich auf weniges beschränken. Die Grundlage dieser idealistischen Weltanschauung wird durch zwei Faktoren bedingt: die häusliche Erziehung im frühesten Alter und die Persönlichkeit der Erziehenden, im weiteren Sinne die Persönlichkeit der Erwachsenen überhaupt, die mit der Jugend in Berührung kommen, endlich der ganze weite Kreis des Milieus. Beides nenne ich nur, ohne es genauer zu berücksichtigen. Es können im Folgenden nur Richtlinien in großen Zügen angegeben werden.

Ich stelle eins voraus, worin mir in der Erziehung zum Idealismus eins der wesentlichsten Momente enthalten zu sein scheint: die Erziehung zum

Wirklichkeitssinn; unter diesen Gesichtspunkt fällt eine ganze Reihe von Direktiven zur Erziehung, besonders der reiferen Jugend. Es leuchtet auch ein, daß die Fassung der idealistischen Weltanschauung, auf die wir uns hier beschränken, in engstem Zusammenhang mit dem Wirklichkeitssinn steht. In der Welt der Wirklichkeit mit all' ihrem Guten und Schlechten sollen wir suchen unsrem Ziele nachzustreben. Idealismus braucht Feierstunden, aber er besteht nie und nimmer aus einer Reihe von Stunden gehobener, begeisterter Stimmung, er besteht in der nüchternen Erkenntnis der Wirklichkeit, in dem Versuch, der immer wieder erneuert wird, sich diese Wirklichkeit, den Alltag mit seinem abstumpfenden Getriebe, wie alles andre dienstbar zu machen. Jeder weiß, daß darin die höchste menschliche Aufgabe liegt, jeder weiß auch, daß das eine unendlich schwierige Aufgabe ist. — Womit haben wir in unsrer Jugend bei Weckung des Wirklichkeitssinnes zu rechnen? Mit einem Grundgesetz vor allem andren. Die normale Entwicklung eines Knaben zum Jüngling verläuft so, daß er aus der Welt, wo die Vorstellung, die Phantasie vorherrscht, in die Welt der Realität geführt wird. Zugleich erwacht der Wunsch der Betätigung in dieser Welt, das Leben des Gefühls weicht der überlegenden Verstandesarbeit. Natürlich ist dies nur als ein Grundschema zu verstehn; es gibt Kinder mit ausgesprochnem Wirklichkeitssinn, wie es Erwachsene gibt, deren Leben im Reiche der Phantasie verläuft. Ich glaube, daß diesem Entwicklungsgang in Schule und Haus viel zu wenig Rechnung getragen wird. Wir bereiten in der Schule die Jugend zu wenig auf die Zeit vor, wo der Wirklichkeitssinn in ihr erwacht, und tragen ihm, ist er einmal erwacht, zu wenig Rechnung. Es ist doch höchst auffällig, daß es in den Augen der reiferen Jugend sehr häufig direkt ein Tadel ist, etwas was nicht recht ernst genommen werden kann, wenn es von jemand heißt: er ist ein Idealist. Sie denkt fast durchgängig an unpraktischen Idealismus, an ein schwärmerisches, unklares Wesen. Auf die Vokabel kommt es nicht an, — mag sie in unsrer Jugend einen schlimmen Klang haben, wenn nur der Begriff in Ehren steht. Aber hier zeigt es sich, daß ein wirklicher idealer Sinn erschreckend oft nicht vorhanden ist, überhaupt nicht begriffen wird. Es ist eines der vornehmsten und zugleich schwierigsten Ziele, in der Jugend das Bewußtsein zu wecken, daß rechter Idealismus gerade Wirklichkeitssinn ist, das Gegenteil von unklarer und unpraktischer Gefühlsschwärmerei. Die Jugend hat an sich in einer bestimmten Entwicklungsperiode viel Wirklichkeitssinn. Unter den Gesichtspunkt, daß diesem Wirklichkeitssinn Rechnung getragen werde, hat die Lektüre zu treten. Ausgesprochenen Interessen soll dabei entgegengekommen werden, sei es naturwissenschaftlichen, politischen ꝛc. — Lassen Sie mich noch einen Augenblick an dem Punkte der Lektüre unserer reiferen Jugend stehen bleiben. Es ist ein ganz besonders schwieriger Punkt. Allgemein, klagt man, besonders in unseren deutschen höheren Schulen, über eine Überlastung, und das Haus tut, was in seiner Kraft steht, um in der freien Zeit durch völlige Ausspannung dieser Überlastung entgegen zu arbeiten.

Sicherlich ist das völlig berechtigt. Aber eine schwere Gefahr entsteht daraus: unsere Schule ist einfach nicht in der Lage, der Jugend die Geistesnahrung zuzuführen, deren sie bedarf. Vielleicht ist eine Schule dazu nie ausreichend, die deutsche Schule bei uns in ihrer besonderen Situation ist es notorisch nicht. Dann wird in der Jugend die Lektüre entweder garnicht betrieben — jedes Buch in den Ferien oder der freien Zeit scheint eine schwere Zurücksetzung zu involvieren — oder es wird einer total oberflächlichen Lektüre gehuldigt. Zuweilen, und zwar bei uns nicht selten, wird viel gelesen. Aber es wird mir jeder zustimmen, der einen Einblick hat, auf Schritt und Tritt stehen wir vor der Erscheinung, daß die Gattung der Bücher, die Art, wie sie von der Jugend aufgefaßt werden, ein Anzeichen dafür ist: im Hause hat man keinen wirklichen Begriff davon, welch ein ungeheuer wichtiger Faktor für die Erziehung zum Idealismus gerade bei unseren Schulverhältnissen die Lektüre ist. Das klingt ganz nach einer Binsenwahrheit; trotzdem ist damit ein Faktor ausgesprochen, dessen eminent hohe Wichtigkeit nicht recht erkannt wird.

Lassen Sie mich ein Beispiel statt vieler anführen. Aus Kreisen von Schülern der obersten Klassen wurde mir wiederholt ein Buch sehr gerühmt. Ich bat es mir aus, es war: „Die Kleider der Herzogin" von Marie Madelaine. Ich habe versucht, das Buch möglichst objektiv zu lesen. Trotz aller Feinheit des Stils und Kühnheit der Konzeption hatte er in seiner schwülen brutalen Sinnlichkeit etwas ästhetisch tief Verletzendes. Ich habe mich bemüht dahinter zu kommen, was denn eigentlich den Reiz dieses Buches für junge Menschen ausmache. Die sinnliche Seite allein war es nicht. Ich glaube einen Hauptgrund für den Erfolg eines solches Buches gefunden zu haben: was dort als Wirklichkeit gefeiert wurde — im Grunde genommen ein freches, schamloses Sichausleben, schmähliche Schwäche, die sich als Kraft geschickt maskiert — das hatte gefangen genommen. Jugend steht immer wie am Tor zum Leben, es erscheint ihr wie ein blühender Garten, die Schulzeit erscheint ihr als lästige Fessel, bald fällt sie und das Leben kommt. Dort gibt man sich, wie man ist, hat ein Recht darauf. Das heißt wirklich leben. Täuschen wir uns nicht: es liegt in diesem Zuge unendlich viel Idealismus, auch wenn es noch so schwer ist, ihn zu erkennen, wenn wir auch oft versucht sind, nur Genußsucht dahinter zu sehn. Es liegt ein Stück mißverstandenen Wirklichkeitssinnes darin. Oft hört man die Frage: was soll ich gegenüber den Interessen meiner Kinder tun, die eine in meinen Augen ungünstige Richtung genommen haben? Nichtwahr, wenn es nicht gelingt, dem Interesse durch die früheste Erziehung eine günstige Richtung zu geben, oder sie vorzubereiten, bei allem Interesse eine rechte innere Stellung zum Gegenstande des Interesses, dann erreicht man mit Absperrungsmaßregeln in reiferem Alter überhaupt nichts. Man kann dieser Gefahr nur vorbeugen, wenn man auf die Regungen selbständigen Interesses achtet und darauf wirklich eingeht. Dann erst ist man in der Lage, dem Interesse eine Richtung auf die Wirklichkeit hin zu geben, damit

zugleich auf den Idealismus. Das ist eine unendlich schwierige, aber zugleich unendlich dankbare Aufgabe. — Aber noch eins: was tut man der reiferen Jugend gegenüber, deren Interessen eine uns durchaus nicht konvenierende Richtung angenommen haben? Eins hebe ich hervor: suchen wir auf diese Interessen — und in der Jugend werden sie gleich zu Weltanschauungen gestempelt — einzugehn. Man glaubt garnicht, welche Oberflächlichkeit sich oft dahinter birgt. So lange ein junger Mensch den Eindruck hat: es handelt sich um Dinge, welche seitens der im Leben Stehenden verurteilt werden und nicht gekannt, oder verurteilt, weil diese Menschen einen freien, vorurteilslosen Blick nicht haben oder nicht haben wollen — solange nimmt absolut oberflächlich Durchdachtes die massiven Formen einer Lebensauffassung an. Und doch steckt überhaupt nichts dahinter. Das Eingehn des Erwachsenen auf solche Interessen macht es dem jungen Menschen oft klar — auch wenn er es nicht zugibt — daß er eigentlich die Sache weder recht erfaßt noch überhaupt im Geringsten verdaut hat. Damit verliert diese sog. „Lebensauffassung" den realen Boden. Und sie kann immerhin als Deckmantel zu einem Leben, das wir bekämpfen müssen, eine gewisse Rolle spielen. Rechnen Sie mit der Eigentümlichkeit, daß reifere Jugend ihr Leben selten nach Prinzipien einrichtet, daß aber die Illusion, das nun einmal beliebte Leben decke sich mit einem Prinzip, oft vorkommt und entschieden gefährlich ist.

Noch etwas zur Frage der Beeinflussung durch Lektüre. Die russische Literatur nimmt als Lehrstoff in unseren Mittel- und Oberklassen einen großen Raum ein. Sie hat in ihrer psychologischen Tiefe und Meisterschaft etwas Großartiges, zugleich aber bedeutet sie für unsere deutsche Jugend eine Gefahr, die viel größer ist, als man meist annimmt. Sie malt genial Stimmungen, überträgt mit Meisterschaft psychologische Vorgänge auf den Leser, bringt ihn in eine gleiche Stimmung. Sie nährt und fördert mit Raffinement die Phantasie. Nehmen Sie dagegen unsere deutsche Literatur, besonders die klassische: sie kann nur begriffen werden durch geistige Arbeit, ohne diese bleibt sie einfach tot. Ich urteile nicht über die erzieherische Bedeutung der russischen Literatur für russische Jugend, spreche ihr nicht einen Wert für unsre Jugend ab, was ich sagen will, ist: man gehört nicht äußerlich einem Volke an, man trägt in sich den Charakter dieses Volkes, und unsere deutsche Eigenart differiert so stark von der slavischen, daß durch die Kenntnis der russischen Literatur in frühem Alter und die leicht verständliche und häufig vorkommende Vorliebe unserer Jugend für sie das Verständnis für unsere deutsche Literatur empfindlich leidet. Und doch ist sie es, die in wunderbar ergreifenden Tönen den Idealismus vertritt. Nehmen Sie dazu, daß unsere Schulen genötigt sind, die deutsche Literatur als Nebenfach zu betreiben, so ermessen Sie die hier vorliegende Gefahr. Die Phantasie des reiferen Schülers wird genährt, er wird darauf eingestellt, geistige Eindrücke wesentlich durch das Medium des Gefühls aufzunehmen, im Gefühl zu verarbeiten, — wir brauchen uns nicht zu

wundern, wenn er die Arbeit scheut, die es kostet, die Schätze unserer Literatur zu heben. Aber damit ist noch lange nicht alles gesagt: der ärgste Feind einer idealistischen Weltanschauung wird dadurch gekräftigt, — der Glaube daran, ein jeder habe das heilige Recht darauf, sich auszuleben, der Geist der Genußsucht, der geistigen Zuchtlosigkeit; nicht Arbeit an sich selbst wird als Ideal hingestellt, als allein menschenwürdig, sondern es wird ein Kultus getrieben mit der Freiheit, die nichts ist als erbärmliche Schwäche, und mag sie sich tausend prunkende Namen beilegen, mag sie noch so kraftvoll maskiert sein. Nicht wahr, hier schlägt die Zeitströmung hinein, von der ich vorhin sprach, sie macht für unsere Jugend die Gefahr besonders akut. Ich habe das konkrete Beispiel der Schwierigkeit gewählt, für unsere deutsche Literatur Verständnis zu wecken; Sie können ganz ebenso andere Dinge heranziehen.

Es gilt mit aller Macht solch einem Zuge unsrer Jugend entgegen zu arbeiten, den Wirklichkeitssinn zu wecken, der dieses aufgeblasenen, eitlen und zügellosen Menschentums spottet wie der Morgen der wüsten Phantasien der Nacht. Viele Wege sind dazu möglich. Man sollte vor allem das Verständnis für die Autorität kräftigen, man sollte Gehorsam lernen lassen. Hierüber ließe sich unendlich viel sagen gerade für unsere Verhältnisse. Eins sei mit Energie betont: das Leben ist so beschaffen, daß es uns meist nicht nach unseren Wünschen fragt; Wirklichkeitssinn im Leben bewahren heißt, das Holz, das man hat, schnitzen und dabei nicht verbittern. Mit einem Verweichlichen der Jugend, mit beständiger Rücksichtnahme auf ihre zum Teil total unberechtigten Wünsche wird sie nicht nur für das Leben verdorben, sondern vor allem werden die Ansätze zu einer idealistischen Weltanschauung, die nur in Not und Kampf des Lebens erwachsen und sich bewähren kann, unterbunden. Lehren wir in dem Geltendmachen der Autorität unserer Jugend ein Stück Wirklichkeitssinn.

Neben das Geltendmachen der Autorität tritt die Weckung und Förderung des Pflichtbewußtseins als eine Quelle für die idealistische Weltanschauung. Auch ein unendlich wichtiger Faktor. Hierbei ist eine so feine pädagogische Behandlung notwendig, daß nur ein der Erziehung der Kinder wirklich lebendes Elternhaus seine Pflicht annähernd erfüllt, — die Schule hat es mit zu vielen und zu verschiedenen Individualitäten zu tun. Sie kann vor allem wirken durch das Beispiel wirklich pflichttreuer und pflichtfreudiger Persönlichkeiten. Ich glaube, daß die Herrlichkeit der Pflicht uns nur dann überhaupt aufgeht, wenn wir ihre Bitterkeit gefühlt und trotzdem Ernst mit ihr gemacht haben. Daß man Jugend zur Erfüllung der Pflicht anhält, hat nicht nur das Ziel, daß sie einmal im Leben ihren Mann stehn kann, sondern durch die Weckung des Pflichtbewußtseins bahnen wir einer idealistischen Weltanschauung den Weg. Man sollte sich nicht scheuen, die Jugend die Bitterkeit der Pflicht durchkosten zu lassen, wenn es auch schwer ist. Wo der Ton

einreißt, daß man die Jugend, weil sie zu arbeiten hat, bedauert, wo man immer darauf bedacht ist, die der pflichtgemäßen Arbeit gewidmete Zeit durch Vergnügungen und Genüsse zu vergüten, es den Anschein gewinnen läßt, als sei die Arbeit ein der Jugend zugefügtes Unrecht, da schädigt man sie schwer, schwerer als man glaubt.

Weiter kann man durch Weckung des Verantwortungsbewußtseins den Wirklichkeitssinn und mit ihm die idealistische Weltanschauung fördern. Auch hierbei ließe sich unendlich viel anführen. Das Verantwortungsbewußtsein kann verschieden geweckt werden in Schule und Haus. Einzelnes nenne ich, was mir besonders wichtig erscheint. 1) Ein Maß von Selbständigkeit, das sich da findet, wo ein Kind unter der Zucht recht begriffner Autorität aufwächst. 2) Für die Schule entstehn ja in der Frage der Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen besondre Schwierigkeiten; vielleicht ist ein hohes Maß von Vertrauen, das dem Schüler entgegen gebracht wird, das einzige wirkliche Mittel zur Wahrung und Heranbildung der Selbständigkeit. 3) Immer wieder muß der Versuch gemacht werden, die Strafe als eine notwendige Konsequenz einer Verfehlung hinzustellen; darin besteht wohl die größte Schwierigkeit in der Handhabung von Strafen der reiferen Jugend gegenüber in Schule und Haus. Jugend besitzt viel Gerechtigkeitssinn, ist aber imstande, wo die eigne Person in Betracht kommt, diesen Gerechtigkeitssinn zu suspendieren. Darin liegt für den Erzieher eine große Schwierigkeit. Man sollte nie vergessen, daß unsre Verfehlungen im Leben Strafe in irgend einer Form stets nach sich ziehen, daß aus dem rein äußerlichen Sichfügen dieser Strafe bei dem Erwachsenen unendlich viel Flachheit, Verbitterung, dauernde weichliche Unfähigkeit zum Leben entsteht. Die Strafe ist sicher ein Mittel der Erziehung, das die Jugend zum Lebenskampfe fähig macht, indem es ihr Wirklichkeitssinn gibt. Über die Praxis in der häuslichen Erziehung zu urteilen, kommt mir nicht zu, in der Schule begegnet einem meist der Einwurf: ich kann diese Tat nicht entschuldigen, aber es werden eine Masse von Gründen angeführt, die die Tat jedenfalls stark mildern. Man stoße sich nicht daran, daß gelegentlich ein junger Mensch seine Schuld nicht einzusehn vermag, es spielt hier so viel Unreife und unbewußt unlautre Gesinnung herein; man scheue sich nicht, den Widerstand gewaltsam zu brechen, wo es not tut, und nehme die heute auf den Gassen ausgerufene, scheinbar tolerante, aber oft geradezu verderbliche Parole nicht zu ernst: Jugend muß einsehn und verstehn, dann erst gehorchen. Der Versuch dazu wird fast immer gemacht werden müssen, vor oder nach der Strafe, aber Jugend verlangt oft einfach nach einer harten Hand, die alle Einwände niederschlägt. Vieles, was vorher unsäglich kompliziert war, erscheint nach einem solchen Eingriff einfach. 4) Endlich ein Punkt, auf den wir viel zu wenig Rücksicht nehmen: die Jugend verlangt mit erwachendem Wirklichkeitssinn nach Betätigung, man schaffe ihr die Möglichkeit dazu, sich, wenn auch ganz primitiv, sozial zu betätigen. Vereine

von Schülern — sei es Leseabende, Turnvereine, seien es Organisationen der Schule, die ich für äußerst wichtig in pädagogischer Beziehung halte — sollen überwacht werden, aber mit äußerster Vorsicht; man kann sich vielfach nur mit dem Vertrauen helfen. Alle solche Organisationen können im besten Sinne Verantwortungsbewußtsein, Pflichtbewußtsein und Solidarität erziehen, und mögen die Mittel und Formen, auf die die Jugend verfällt, uns auch manchmal merkwürdig erscheinen. Alle solche Organisationen sind eine vorzügliche Vorbereitung für das Leben.

Alles, was ich genannt habe, steht im Zusammenhang mit unsrem Thema: durch Weckung des Wirklichkeitssinnes kräftigen wir unsre Jugend zu einer idealistischen Lebensauffassung. Der weichlichen Schlaffheit, der Genußsucht, der Blasiertheit und dem gedankenlosen Indentagleben wird ja nur so gesteuert, indem man dem Menschen zu der Erkenntnis zu verhelfen sucht: ich weiß, wozu ich da bin, weiß Sinn und Zweck meines Lebens. Damit ist das höchste Ziel genannt, zugleich die Herrlichkeit der Jugenderziehung. Und mit der Erkenntnis des Zwecks und Sinns im Leben geht ein doppeltes: das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und die Freude am Leben. Beides kann nur durch Vorleben der Jugend gelehrt werden. Hier erweitert sich unser Thema weit über den Rahmen von Haus und Schule hinaus. Unsre ganze Gesellschaft wird Pädagog. Wollte man das nur berühren, so müßte man Stunden reden. Ich breche hier ab und gehe nur noch auf einen wichtigen Punkte in der Erziehung zu einer idealistischen Weltanschauung ein.

Wir sprachen darüber, daß zur idealistischen Lebensauffassung und damit zugleich zur Mitarbeit und zum Standhalten im Kulturleben Persönlichkeit gehört, d. h. der Mensch, der sich seiner selbst und der sittlichen Zweckbestimmung seines Lebens innerhalb der Welt bewußt geworden ist. Alle Erziehung ist Erziehung zur Persönlichkeit. Und alles, was ich bisher genannt, entspricht diesem Ziel. Wir sprachen schon davon, daß die Kultur der Persönlichkeit bedarf und sie zugleich zu vernichten droht. So betrachtet, versteht man Erscheinungen in der Gegenwart, die der Persönlichkeit Schutz bieten wollen, so ist die Sozialdemokratie sicher einfach ein Protest gegen unsre harte Kultur, in zahllosen Vereinen, Organisationen etc. sucht der einzelne Zuflucht vor dem Vernichtungsprozeß des Kulturlebens. Aber abgesehn von der Nivellierung der Individualität in der Sozialdemokratie würde ihr Sieg einen furchtbaren Bankrott unsres ganzen Kulturlebens bedeuten. Ebenso ist Nietzsches Gedanke vom Herrnmenschen aus diesem Gesichtspunkt verständlich: der gordische Knoten wird zerhauen, die Elite der Übermenschen tritt an die Stelle der Gesellschaft, das heißt aber nichts anderes, als in Barbarei und Wildheit zurückfallen.

In diesen Kampf, der immer auf der Welt getobt hat, aber wohl nie so scharfe Formen angenommen hat wie heute, sind wir hineingestellt, nicht nur für uns, sondern mit der Verantwortung für unsre Jugend. Das kann ein furchtbarer Gedanke werden. Gibt es Kräfte, die beides vermögen: die

die Persönlichkeit herausarbeiten und die Gemeinschaft ausgestalten? Sehn Sie, hier sind wir wieder an einem Punkt angelangt, wo nur eine absolut persönliche Antwort genügen kann, auch dem genügen, der den in solcher Antwort eingeschlagenen Weg verwirft. Diese Kräfte finden sich einzig und allein in der Person Jesu Christi. Er ist nicht ein Faktor zur Erhaltung wahrer Kultur, nicht ein Heilmittel neben andern, sondern das Heilmittel. Mit der Person Jesu Christi muß unsre Jugend in Berührung gebracht werden, er muß lebendig vor ihr erstehn. Hier haben gerade bei uns Schule, Haus und Kirche ein weites Arbeitsfeld. Man sagt: es ist gerade eine der schwersten pädagogischen Aufgaben, die Person Jesu Christi der Jugend lebendig zu machen; auch wo man es mit höchster Freude tut, es bleibt unsäglich schwierig. Gewiß, sehr geehrte Anwesende, aber wir sprachen vom Wirklichkeitssinn, wollen wir auch in dieser Beziehung Ernst mit ihm machen: Jesus Christus ist nicht tot! Wenn überhaupt etwas gewiß ist, so ist es das eine, daß Jesu Christi unterwerfende, den Willen an sich fesselnde und den Eigenwillen brechende Macht heute so lebendig ist wie einst. Zeigen wir unsren Wirklichkeitssinn, indem wir tun, was wir vermögen, und das andre Ihm überlassen. Das Wort: „Ich bin bei euch alle Tage" ist ja keine Phrase, es ist eine tausendfach erfahrene, herrliche Gewißheit. An Jesu Christi Person bildet sich die menschliche Persönlichkeit, kann allein ein wahrhaft idealistischer Sinn sich bilden. — Und lassen Sie mich hier auf eins hinweisen. Einmal antwortet Jesus auf die Frage der Juden: „Wer bist du denn?" „Erstlich der, der ich mit euch rede" oder richtiger: „was ich mit euch rede". Junge Menschen ringen meist mit der Schwierigkeit, daß ihnen die Lehre von der Gottheit Christi die Person Jesu und damit ein Verständnis für sie einfach vernichtet. Das ist auch ein Zeichen der Zeit, und wieviel unsäglich alberne und flache Urteile mögen sie in dieser Frage gelesen und gehört haben. Wir wissen, daß die Gottheit Jesu Christi nicht eine „tote Lehre" ist, um mit vielen zu sprechen, wir wissen, daß sie Leben ist über alles hinaus, Kraft über alle Kraft. Aber erschrecken wir nicht, wenn ein Verständnis für dieses Allerheiligste des Christentums vielen und besonders jungen Menschen verborgen ist. Lassen Sie unsrer Jugend Jesus auch das sein, was er zu ihnen redet. Machen wir vollen Ernst damit, ihn als Persönlichkeit vor unsrer Jugend erstehn zu lassen, und haben wir den Mut zur Erkenntnis, daß ein Ergriffensein von seiner menschlichen Persönlichkeit der Weg ist zum Bekenntnis seiner Kirche: mein Herr und mein Gott. Die eminente Bedeutung des recht verstandnen Religionsunterrichts läßt sich auch aus dem Gesichtspukt begreifen, daß Jesu Persönlichkeit personbildend wirken muß.

Wie im Religionsunterricht die Person des Herrn und mit ihm die Großen im Reiche Gottes als konkrete Persönlichkeiten der Jugend nahegebracht werden sollen, so soll auch in anderen Disziplinen das Gewicht auf die Persönlichkeit fallen. Im deutschen Literaturunterricht lernt der junge

Mensch in den Künstlern, Dichtern, Helden — Persönlichkeiten kennen, Probleme, an denen Menschen verbluteten oder die sie meisterten, Verhältnisse, die das Einsetzen der ganzen Kraft einer Persönlichkeit erforderten. Im Geschichtsunterricht — und ihm kommt eine ganz besonders große Bedeutung zu — lernt der Mensch sich als Glied der Gemeinschaft kennen, lernt die geschichtliche Entwicklung kennen, lernt sozial denken und handeln. Noch ein Fach nenne ich, worin in pädagogischer Beziehung durchschnittlich mehr geleistet werden könnte als de facto geleistet wird: die Naturwissenschaft. Ein Interesse für sie kann in den meisten Fällen vorausgesetzt werden. Zahlreiche Ansätze zu einer idealistischen Weltanschauung können gerade in ihm gelegt werden: der Mensch lernt die Herrlichkeit der Natur, ihre unverbrüchliche Ordnung kennen, das muß demütigend und zugleich erhöhend wirken. Die Gewalt, die der Mensch über die Natur gewinnt, wird zum Anreiz zu eigner Initiative, zur Stärkung des Willens und Geistes über die Materie.

Lassen Sie mich hier abbrechen. Weniges habe ich nennen können, was eine Gefahr und eine Förderung zu den Ansätzen einer idealistischen Weltanschauung in unserer reiferen Jugend ist. In Einzelheiten konnte ich nicht eingehen. Lassen Sie mich noch eins sagen, was mir der Generalnenner zu allem Ausgeführten zu sein scheint. Man sagt, Pädagogik sei eine Kunst, die dem Menschen gegeben oder versagt sei, sei keine Fertigkeit, die man sich aneignen könne. Manches ist wahr daran. Aber was man sich in pädagogischer Arbeit immer wieder klarmachen muß, ist die Tatsache, daß es große innere Zusammenhänge gibt, die erkannt werden müssen, wenn unsre Arbeit nicht ein meinetwegen Talentvolles, aber plan- und zielloses, vom Augenblick bestimmtes Experimentieren sein soll. Darin hat jede Vergegenwärtigung der tiefsten inneren Zusammenhänge, jede Aussprache darüber einen eminent praktischen Wert. Idealismus und recht verstandnen Wirklichkeitssinn, Bewährung im Kulturleben habe ich zusammengestellt. Die Synthese für alles Ausgeführte bildet der Versuch, unsre Jugend in Kontakt mit wirklichen Persönlichkeiten zu bringen, lebenden und der Vergangenheit angehörenden, vor allem mit den Großen der Geschichte. Die Persönlichkeit hat den Zauberstab in der Hand, durch den in den Wirrwarr des Lebens, in die fürchterliche Zufälligkeit Ordnung kommt, Zweck und Ziel. Bei nüchterner Anerkennung der Tatsächlichkeit glaubt sie nicht nur an die Realität von Wahrheit und Freiheit in der Welt, an den Sieg des Guten über das Gemeine, sondern lebt davon. Nur durch das Medium der Persönlichkeit kann unsre Jugend verstehn lernen, daß Idealismus kein Phantom ist, daß er sich mit ausgesprochnem Wirklichkeitssinn deckt und nichts verfehlter ist als die Annahme, man müsse von der Wirklichkeit abstrahieren, um dem Idealismus zu huldigen.

Der, für den in der Reihe der andren der Ausdruck Persönlichkeit zu gering scheint und der doch in die Welt kam, um uns zu rechten Persönlichkeiten zu machen, sagt einmal: „Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe

dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt". Hier haben Sie die Anerkennung der furchtbaren Wirklichkeit und zugleich keine Spur von mattherzigem Verzicht. Darum liegt in dieser Persönlichkeit und in dem, der durch ihn zur Persönlichkeit wird, das einzige Heilmittel, das jede Zeit, das unsre Zeit und Jugend braucht: die geheimnisvolle Kraft, die im Menschen trotz alles Verwirrenden, alles Abstumpfenden und Lähmenden, das Bewußtsein weckt der Herrlichkeit des Lebens in seiner Freude und Not, der Herrlichkeit, die nur da erkannt wird, wo der Mensch sich seiner Verantwortung bewußt wird, wo er für sich persönlich und für die Menschheit Sinn und Ziel sieht. Wie das Leben, so ist auch die Erziehung der Jugend ein Gebiet von verschiedenartigster, buntester Erscheinungsform, — Rezepte lassen sich dafür nicht herstellen. Und will uns bei erstarkendem Wirklichkeitssinn, und zu ihm gehört sicher die Demut, das Bewußtsein der eignen Unzulänglichkeit oft der Mut angesichts der Riesenaufgabe sinken, wir müssen immer wieder erkennen lernen, daß die beste Kraft von uns ausgeht, uns selbst unbewußt, daß wir ein Mittel sind zur Auswirkung der geheimnisvollen Macht, die aller Leben und auch unser Leben gestaltet.

Nachdruck verboten.

# Er und Sie.

## Dialoge und Briefe.

Von Anna Stahl-Schroeder. (Riga.)

(Schluß).

### Briefe von Ihm und Ihr.

Sie.

Sie werden erstaunt sein, schon einen Brief von mir vorzufinden. Das wenige, was ich zu sagen habe, will ich gleich sagen.

Ich bitte Sie, meine letzten Worte nicht mißzuverstehen. Denken Sie mehr an Ihre Studien und weniger an mich. Die ganze Welt liegt offen vor Ihnen. Wissenschaft, Kunst, Natur — alles spendet Reichtümer mit vollen Händen. Leben Sie der Gegenwart und nehmen Sie, was Ihnen gegeben wird. Darin liegt auch die Vorbereitung für eine Zukunft, in welcher Sie fürs Allgemeinwohl wirken werden. Das Studententum im idealen Sinn scheint mir die Verkörperung des freien ungehinderten Strebens nach Wahrheit zu sein.

Hören Sie mehr auf die „Sehnsuchtsrufe der Zeit" als auf Ihre eigenen Wünsche!

Er.

Ehe ich Ihren Brief geöffnet hatte, war ich atemlos vor Erwartung — aber ich muß gestehen, daß ich eine große Enttäuschung erlebt habe.

Was sollen Ihre Zeilen?

Fürchteten Sie, ich könnte Ihre Worte falsch — oder allzu richtig gedeutet haben? —

Sie sagten: „Es ist hart" — auch für Sie hart? — Darin lag eine berauschende Glücksmöglichkeit . . . Die kühle Überlegung in jeder Lage, deren ich mich kurz vorher gerühmt hatte, verließ mich beinahe. Wie ein Träumender lief ich in den Nebelregen hinaus. Ich fühlte es, daß Ihre Gedanken mir folgten, daß Sie neben mir hergingen . . . Ich faßte nach Ihrer Hand und griff in kalte, nasse Blätter. —

Fürchten Sie nichts! Ich respektiere die Barriere, die Sie errichten. Wir flüchten nicht auf die Insel der Seligen. Wir bleiben in der Welt, die für alle da ist, für alle die langweiligen, häßlichen Alltagsgesichter.

Sie wünschen, daß unsere Korrespondenz sich auf den glatten Pfaden bewege, die den schönen Geistern vorbehalten sind, die den Seelenfrieden nicht stören und die keine Überraschungen bieten. Solche „schöne Geister" zu werden versprachen wir ja schon den Blicken zärtlich spähender Elternaugen, kritisch blickender Basen, als wir noch im Flügelkleide hoch zu Roß das Land durchstreiften, oder den Thespiskarren bestiegen und dem geduldigen Publikum dramatische Improvisationen vorführten.

Ihre eiskalten Reflexionen wären vielleicht ganz geeignet dazu, die alten Ideale, die etwas von ihrem Glanz verloren haben, wieder in eine günstigere Beleuchtung zu rücken, wenn nicht andere Stimmen lauter und despotischer ihr Recht verlangten.

Ich bin, so absurd es klingen mag, Realist aus Idealismus. Weil meinen zu hoch geschraubten Ansprüchen nichts genügen kann, sehe ich infolge dessen alles in noch trüberem Licht . . . Ich für meine Person wäre all' der von den Dichtern idealisierten Gefühle fähig, fände ich nur als Romeo, als Posa, die Partner.

Auf die Sehnsuchtsrufe unserer idealosen Zeit will ich nicht hören, weil sie zu materialistischer Art sind. Ich muß in mich selbst hineinhören, um Ideale aufstellen zu können, nach denen es sich lohnen würde zu streben. Alle Möglichkeiten liegen in mir. Das Wahre wird siegen — das Wahre ist aber häufig nur das, was sich gegen die Zeit richtet.

Ich fürchte, Sie sehen unser Leben in etwas zu idealem Licht. Das studentische Leben und Treiben behagt mir nicht allzu sehr. Ich kann unter den Ausgelassenen der Lustigste sein, und dann überkommt mich plötzlich ein Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit — und ich ziehe mich müde und verstimmt zurück.

Ich weiß selbst nicht, was ich will — ich will etwas — ein Leben voll Genuß — auf den höchsten Gipfeln — selbst um den Preis eines tiefen Sturzes . . .

Lachen Sie über diese kindischen Ergüsse eines großen Menschen, wenn Sie — vernünftig sind.

Denken Sie sich um Gotteswillen nach diesen Geständnissen mich nur nicht als bleichen, vergrämten Jüngling mit tiefer Melancholie im Herzen und schmerzlichem Zug um die Mundwinkel. Ich sehe ganz fidel aus, wie das anbeifolgende Bild zeigt. Nur zuweilen überkommt mich das Gefühl der Bitterkeit.

Sie befinden sich, fürchte ich, in einer Selbsttäuschung. Es wäre alles anders, wenn die Verhältnisse einen Charakter wie den Ihren in eine andere Lebenssphäre versetzt hätten, denn der ländliche Boden ist nimmermehr der rechte für eine Pflanze Ihrer Art. Das ist ein Leben neben dem Leben, das Sie führen.

Wenn ich nicht wüßte, wieviele Farben Sie auf Ihrer Palette haben, müßte ich glauben, daß nur das kühle Blau der Abstraktionen Ihnen zu Gebote steht.

Sie wünschten einen Bericht aus unserer Musenstadt. Vielleicht kann ich später damit dienen, jetzt eben sind die Genüsse, die uns geboten werden, mehr leiblicher als geistiger Art.

Sie.

Ihr Brief klingt blasiert. Das ist mir neu an Ihnen. So tief begründet wird hoffentlich Ihre Blasiertheit nicht sein, daß man da nicht mehr Boden fassen könnte. Ihre Worte strömen dahin wie ein Wasserfall — aber ich kann nicht sagen, daß es ein klarer Gebirgsbach ist, der mir da entgegenstürzt . . .

Eine Verständigung wäre leichter, wenn Sie hier wären!

Ich will Sie nur an ein Wort von Maeterlinck erinnern: „Das Schicksal bekämpft uns mit den Waffen, die wir ihm selbst reichen."

Immerhin — schreiben Sie alles, was Ihnen durch den Kopf geht und was Sie bewegt in heiteren und trüben Stunden und vergessen Sie nicht, daß hier eine Freundin lebt, die mehr Verständnis für Sie hat, als alle anderen.

Ich danke für Ihre Photographie. Auf dem Bilde sind Sie derselbe, der mir im Sommer voll heiterer Glückszuversicht gegenüber saß — und den erwarte ich auch wiederzusehen.

Ich lese eben „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Chamberlain. Es ist eine fesselnde Lektüre. Interessant ist ein Wort von Goethe, das der Verfasser anführt. Die lebendigbewegliche Individualität werde sich selbst gewahr „als innerlich Grenzenloses, äußerlich Begrenztes." Ich nehme das Recht für mich in Anspruch, bei diesen Worten nicht nur an die weite Welt und die ganze Menschheit zu denken, sondern an den kleinen Umkreis meines eigenen Lebens. Das ist meine Antwort auf Ihre Annahme, daß ich mich nicht für das Landleben eigene.

Die paar Wochen, die ich im Winter in der Stadt verbringe, genügen mir. Ich nehme mit, was Theater, Konzert und Kunstausstellungen bringen — und lebe den übrigen Teil des Jahres in meiner Parkeinsamkeit, ohne etwas zu vermissen.

Ich setze voraus, daß Sie das Buch von Chamberlain kennen, sonst würde ich es Ihnen schicken. Zugleich bitte ich Sie, mir etwas zu senden, was Sie gerade gelesen haben. —

Von jeher habe ich für frisches Grün und alles, was auf unserer Erde blüht, von der demütigen Feldblume bis zum Tropengewächs eine Zuneigung gehabt, die man beinahe zärtlich nennen könnte. Es hat mich daher auch niemals gewundert, daß so viele Erzählungen aus meiner frühesten Kindheit existieren von gefahrvollen Exkursionen, die ich irgend einer Blume zu Liebe unternommen.

Ich freue mich, daß ich in meiner Kinderzeit keinen Straßenlärm gehört und keine rauchgeschwärzten Mauern gesehen habe. Sie wissen, wie ich aufgewachsen bin. Jahraus, jahrein habe ich in stetem, sich fast gleichbleibendem Wechsel, „die gelbe Wonne der Kornfelder" und blühende Bäume — dann weite, weiße Schneefelder — und dann wieder grüne Wälder und taufrische Wiesen vor Augen gehabt.

Ihre Erinnerungen an die Kinderzeit haben mich ein wenig sentimental gestimmt. Wissen Sie, wie wir auf der Wiese im Heu saßen und Sie mir „Problematische Naturen" vorlesen wollten, — und wie wir gleich beim ersten Wort stecken blieben, weil wir nicht wußten, was „problematisch" bedeutet. — Heute liegt das Leben und die Zukunft als Problem vor uns, das gelöst werden muß.

Das Schicksal hat mir meinen Weg gewiesen, doch wohin führt Ihr Weg? —

Er.

Ein Lämpchen, ein Tisch, ein Schreiber und ein — lautpochendes Herz . . .

Das zur Begrüßung, Madonna!

Ich träume wieder, und da hilft Ihnen alles nichts: ich dehne meine Träume aus, so weit ich will. Sie stehen an meinem Arbeitstisch, ich sehe in Ihre Augen und wir wissen, wo wir sind — im unsichtbaren Königreich!

In solchen Augenblicken möchte ich nur empfinden, träumen, glühen — nicht schreiben. Ich ertappe mich bei Ihnen, wenn die Debatte im Verein um mich wogt und mein Stift, der ihren Gang auf's Papier bringen soll, bewegungslos in meiner Hand liegt; ich bin bei Ihnen, wenn der Pokal kreist und ein frisches, freies Burschenlied emporbraust; ich kann nur an Sie denken, wenn die Töne eines Konzertflügels an mein Ohr klingen, — alles, was ich an Hohem und Edlem fühle, möchte ich in Ihre Seele hauchen und für alles, was als Fehltritt vor mich hintritt, Sie um Verzeihung anflehen.

Die Liebe will mehr als die Freundschaft, weil es ihr menschliches Wesen und Recht ist. Die Freundschaft ist eine Gabe, — Liebe ist Hingabe. Die ewige Sehnsucht nach einem heißen, ideal angelegten, tiefen Frauengemüt ist mir angeboren, durch mein ganzes Sein gefordert.

Gestern war ich in einem Konzert und da hörte ich ein Lied, das mir heute den ganzen Tag in den Ohren klingt:

„Geht's dir auch so wie mir, daß du nicht schlafen kannst, weil du so süße Träume hast" . . . .

Es kam mir zum Bewußtsein, daß die Liebe wirklich das Höchste ist, eine Göttermacht, eine Fackel, ein läuterndes Feuer . . .

Sie sprechen von verschiedenen Wegen, die wir gehen werden. Können Sie sich die Möglichkeit nicht denken, daß wir beide Hand in Hand einen Weg gehen könnten? —

Ich sende Ihnen die gewünschten Bücher: Jacobsens Gedichte und den I. Teil von Brandes, Merimée und Leopardi sollen als Ergänzung zum nordischen Himmel folgen, damit der ganze Himmel über Ihnen ausgespannt sei.

Sie.

Wenn Sie wieder an meinem Kamin sitzen werden, dann wollen wir darüber sprechen, was uns am tiefsten bewegt. — Die Erlebnisse machen nicht den Menschen, sondern das, wie er sie ansieht. Die schönsten Blüten zeitigt doch immer das Leid, die Sehnsucht.

Ich danke Ihnen für die Bücher. Widerstrebend nahm ich heute Leopardi in die Hand. Erbarmungslos entreißt ihm Heyse die Philosophenmaske, und wir sehen das schmerzentstellte Gesicht des Menschen Leopardi. Es hat wirklich Menschen gegeben, die nie eine Freude hatten, die bis zur letzten Stunde gelitten haben — die niemals sagen konnten: „Jetzt weiß ich, wozu das gut war!" Daß er sterben will und doch vor der Todesgefahr flieht —

ist in meinen Augen kein Rätsel. Man kann sich nach dem Tode sehnen und doch das Sterben fürchten.

Von Frau von Staël habe ich auch früher viel gelesen, — doch nichts hat mich so interessiert wie das, was Brandes von ihr zu erzählen weiß. So nahe steht der Mensch dem Menschen, daß sich eine Seele darüber freut, daß eine andere fremde Seele ihren Entdecker fand.

Und doch trägt jeder etwas in sich, was vom anderen, — und sei es der Nächste und Liebste, — nicht mehr verstanden wird. Da hilft kein Wollen und Versuchen und Erklären, — die tiefste Liebe, die offenste Freundschaft können das Wort nicht finden, das wie eine Fackel hineinleuchten müßte in den Untergrund unseres Wesens. Es bleibt hier dunkel und still wie in der Tiefe des Meeres, in welche kein Sonnenstrahl mehr dringt.

Nur der Dichter, der fremde, den wir nie gesehen haben, schaut uns zuweilen mit leuchtendem Auge tief in die Seele — und wir legen das Buch aus der Hand und fragen: „Wie konntest du das wissen?"

Gestern abend machte ich vor Sonnenuntergang einen langen Spaziergang. Den Park habe ich niemals in dieser Beleuchtung gesehen. Ich ging immer weiter, bis ich den Gipfel des Burgberges erreicht hatte. Das goldige, raschelnde Laub flimmerte und glänzte, und tief unten blitzte der See, klar wie der Himmel — und alles — der Wald und das Wasser und das Haus waren in rosigen Schimmer gehüllt.

Die Fenster der ehemaligen Kapelle brannten in rotgoldenem Licht, als fände dort während meiner Abwesenheit eine geheimnisvolle Feier statt.

Er.

Wenn ich Ihre Briefe lese oder wenn ich an Sie denke, wünschte ich ein Klavier unter Händen zu haben; es ist mir dann, als ob ich die wundersamsten, rauschendsten Klänge hervorzaubern könnte. Und sitze ich davor — ist alles stumm und still: es waren Töne, wie sie nur die Seele spielen kann. Oder ich wünsche mir eine große Zuhörerschaft aus der ganzen Welt, um über Liebe, über wahre Liebe zu reden — und wäre sie da, wäre ich stumm: es ist etwas Unsagbares.

Ich glaube, Sie wissen garnicht, wieviel ich an Sie denke, wie ich etwas von meiner Seele in Ihre Seele legen möchte. . .

Sie leben in meiner Brust als Priesterin der Schönheit, vor der ich niederknien möchte, wenn es am wildesten in mir tobt.

Wir haben, als ich das letzte Mal bei Ihnen war, so viel vom Glück geredet — und das Glück war doch da — es stand so nahe vor mir und hatte goldene Haare und fragende Augen — warum nahm ich es nicht in die Arme — warum küßte ich Dich nicht — ach, nur ein einziges Mal . . .

Er.

Das konnte ich mir denken, daß ich auf meinen letzten Brief keine Antwort erhalten würde, — also kehren wir zurück zum „Spiel in frischer, kühler Luft!"

Ich beschäftige mich augenblicklich viel mit Philosophie: lese Kant, Schopenhauer, Nietzsche. Auch theologische Werke interessieren mich.

Sie können sich nicht denken, mit welcher Zähmung all' meiner Fragezeichen ich philosophische und theologische Bücher lesen muß. Schon beim ersten Wort könnte ich stundenlang verweilen — aber wann käme ich da weiter! Man muß sich an Oberflächlichkeit gewöhnen. Man wird dazu erzogen.

Die Welt der Theologen gleicht einem mit einem Gehege versehenen Nadelwalde. Nur der Edelhirsch, der dieses Gehege durchbricht, kommt an das vom „Morgenrot" bestrahlte Wasser, das am Rande quillt, und gewinnt einen freien Ausblick auf die weite, schöne, üppige Welt. Ich bedauere jeden Theologen, der die in der Literatur geistvoll verarbeiteten Gedanken nicht dankbar als unerläßliche Handreichung und Hilfeleistung hinnimmt.

Ich muß jetzt etwas bei Nietzsche verweilen, da mich der Wirbelwind des Lebens auf dieses einsame Felseneiland verschlagen hat. Man muß ihn durchaus selbst lesen. Wenn ich an einen, der ihn referiert oder rezensiert, denke, dann ist es mir, als ob der betreffende seinen plumpen Gänsekiel in dasselbe Tintenfaß tauchen wollte, in welchem Nietzsches goldene, halkyonische Feder steckt. — Wo wir mit krauser Stirn und im besten Falle mit feuchtem Auge niederschreiben, was in unserem trägen Herzen durch das feine Drahtsieb der Logik oder das Filtrierpapier eines unklaren Gefühls fließt, geht Nietzsche tanzend durch das Labyrinth der Seele ohne Ariadnefaden mit der leuchtenden Fackel seines Selbstvertrauens, seines männlichen Geistes.

Wo wir mit Mühe den Berg erklimmen, um einen Fernblick zu gewinnen, steht der begeisterte Nietzsche schon oben, sieht mit einem olympischen Lächeln auf die Ebene und überhastet sich rein in der Beschreibung nimmer enden wollender Eindrücke. Wo wir noch zu sehr ergriffen von einem kleinlichen Gegensatz gegen das Bestehende nur Irrtümer abstreifen wollen, hören wir schon die Stimme des „stärkeren, böseren, tieferen" Geistes; und wenn wir dann uns müde und abgehetzt dnrch die Höhle des Lebens schleppen, um an einen Felsen im Hintergrunde unser müdes Haupt zu lehnen, — da kommt der leichtbeschwingte, von kühnem Frohsinn umstrahlte Nietzsche und sprengt den Felsen, um eine neue ungeahnte Perspektive von grausig lockenden, unausgesprochenen Gedanken und fragloſen Fragezeichen zu eröffnen.

## Sie.

Es steht Ihnen gut — das Spiel in der herbfrischen Kühle. Nichts von dem, was ich über Nietzsche gelesen, hat mir so gefallen wie das, was Sie über ihn schreiben. Das Zimmer wurde weiter und heller während des Lesens. Ich bewundere Nietzsches blendende Dialektik; ich liebe den Dichter in ihm, — als Mensch nnd Philosoph steht er mir fern.

Von dem, was im Zarathustra steht, gleicht manches dem „goldenen Ruder", das der ärmste Fischer bei Sonnenuntergang hat. Wo bleibt das Gold, wenn die Nacht kommt?

Jetzt habe ich wieder einige der alten Bücher hervorgeholt und lese eben die Essays von Emerson. Lichtvolle Behandlung irgend eines Problems regt zum Nachdenken an, und unsere Seele nimmt das ihr Sympathische wie ein Elixier auf.

Was Ihren vorhergehenden Brief anbetrifft, da kann ich nur dasselbe wiederholen, was ich Ihnen schon früher schrieb.

Ihr nächstes Ziel muß Ihr Studium sein. Worte allein tun es ja nicht, aber kommen sie von einem lieben Menschen, dann sind sie wie eine leise streichelnde Hand bei nervösem Kopfschmerz. Und was ich jetzt im Herzen für Sie trage, bewegt sich nicht in mir als Richtlinie bestimmter Ratschläge — sondern nur als der heiße Wunsch — uns hinüber zu retten über den Strudel, in den wir geraten könnten.

Der Weg, den Ihr Geist zu nehmen hat, ist vorgezeichnet im Buch der Notwendigkeit.

Ich bemühe mich das Leben zu nehmen, wie es ist. Was sollte aus der Welt werden, wenn niemand sich selbst beherrschte? Wenn keiner mehr da wäre, an dem man sich aufrichten könnte? Nur im Leiden zeigt sich Größe. Wenn es ewige Wahrheiten gibt, so ist es diese.

Er.

Ich bin influenzakrank. Auf meinem Schreibtisch fand ich eine Rose. Ich weiß nicht, wer sie geschickt hat, — ich drückte sie an mein fieberndes Gesicht und sah Sie deutlich vor mir. Sie geben meinem Leben jene Weihe, die man hier schon lange nicht mehr kennt: Begeisterung — Liebe zum Schönen — Lebendigen — Wahren! —

Ich verstehe jetzt den Marienkultus. Der Glaube an Ihr Gemüt, der Gedanke an Sie steht mir immer in Verbindung mit dem Göttlichen . . . .

Was Emerson und Nietzsche anlangt, so ist der erstere für Frauen-, der letztere für Männeraugen. Emerson konzentriert alles Licht in seinem Schreibzimmer . . . Nietzsche lebt an der Heerstraße, die aus der Ewigkeit kommt und in die Ewigkeit führt. Ganz betäubt von diesem unendlichen Gedanken ruft er: „Was liegt an mir?“ Er mußte sich wie ein Atom vorkommen.

Heute hörte ich ein paar himmelanstürmende Sätze aus einer Griegschen Sonate, die mir ein Kommilitone vorspielte. Das paßte zu meiner Stimmung.

Mein Kopf brennt und ein inneres Feuer verzehrt mich.

Er.

Die Ärzte schicken mich nach Davos. Mir graut vor Davos. Ich will lieber den Winter in der Krim verbringen; da kann man sich auch erholen.

Manchmal ist es mir, als ob ich in all' der gedankendüsteren Einsamkeit das helle griechische Gelächter vernähme. Wenn auch unsere Luft nicht mehr erfüllt ist von unheimlichen Dämonen, so lagern doch noch genug Wolken über unserem Leben, Denken und Sein.

Das Schicksal legt zuweilen seine Hand auf die Saiten unserer Seele — sie erklingen trübe und dumpf.

Die anderen sehen und hören nichts — aber durch unsere Seele geht ein Beben.

Sie.

Das Leben führt uns eigene Wege. Wir gehen hinein in die Waldesdämmerung, — Sonnenfunken spielen auf dem Wege, Quellen rauschen, Blumen duften süß und betäubend — und plötzlich muß man umkehren und findet nur Dornen und Steine und verwelkte Rosen auf demselben Wege, den man eben gekommen ist . . . Die Sonne scheint nicht mehr und Schnee beginnt zu fallen. Und Psyche friert und hungert . . .

Werden Sie ganz gesund — und kehren Sie bald zurück — sehr bald!

Er.

Die Trennung von der Heimat und allem, was mich dort festhält, kam unerwartet schnell.

Nach dreitägiger Fahrt bin ich in Sewastopol angelangt und beeile mich Ihnen Nachricht von mir zu geben. Diese drei Tage waren wie drei Jahreszeiten, die wir im Fluge durcheilten. Livland verließ ich bei Kälte und Schneegestöber; während der Fahrt schaute ein naßkalter, grauer Oktobertag durch die Waggonfenster — und hier empfing mich der lachende Sommer —

denn diese blaugoldene Schönheit hier ist für den Nordländer unvereinbar mit dem Worte „Herbst."

Wenn man keine anderen Beziehungen zu einer Stadt hat, als nur die geringen, die in der Schule angeknüpft werden, da gewinnt der Name des Ortes eine Farbe, die eng mit geschichtlichen Ereignissen zusammenhängt, und die haften fest im Gedächtnis.

Obgleich ich mir doch sagen konnte, daß die Zeit manches bis zur Unkenntlichkeit verändert, blieben die Worte Krimkrieg und Sfewastopol immer bei einander, und meine eigensinnige Phantasie zeigte mir kein anderes Bild als einen trübseligen Ort in rauchgrauer Beleuchtung.

Doch siehe da — ich erlebte eine angenehme Überraschung: ein blauer Himmel über einer weißen Stadt! Stille Straßen, rote Rosen, dunkle Zypressen und das eintönig rauschende Meer.

Einige Tage will ich mich hier aufhalten und dann nach Balaklawa fahren und dort bleiben, bis ich mich erholt habe.

Er.

Seit einer Woche bin ich in Balaklawa. Das ist ein Städtchen, an dem die moderne Kultur in einiger Entfernung vorüber gegangen ist. Wenn ich alle die Dinge aufzählen wollte, die Balaklawa nicht hat, da würde diese Aufzählung einen beträchtlichen Raum einnehmen; es ist daher besser nur von dem zu sprechen, was da ist. Man soll hier dieselbe heilkräftige Luft finden, wie in den weiter nach Osten gelegenen Kurorten, die mehr modernen Komfort bieten, dafür aber sehr viel teurer sind.

Ehe ich mit der Beschreibung der Landschaft beginne, will ich Ihnen meine Hausgenossen schildern. Ich lebe in Pension bei einem russischen Oberst a. D. Er und seine Frau sind liebenswürdige alte Leute. Sie ist mir nur zu wirtschaftlich. Man sieht sie mehr in der Küche als in ihrem bescheidenen Salon. Dann ist hier noch eine Großtochter im Hause, die achtjährige Ollinka, die mir gleich am ersten Abend eine Liebeserklärung machte. Es ist also alle Aussicht vorhanden, daß wir in gutem Einvernehmen leben werden. Im Russischen kann ich mich jetzt gut vervollkommnen.

Ich will mich so viel als möglich im Freien aufhalten. Die Luft ist köstlich.

Dieses Felsennest liegt an einer Meeresbucht, die einem finsteren Alpensee gleicht, d. h. nur was die hohen Ufer anbetrifft, sonst läßt sich dieses trübe Gewässer wohl kaum mit einem Bergsee vergleichen. Es soll die ehemalige Bucht der Lästrygonen sein, und ich habe nichts dagegen einzuwenden. Wenn man eine Ruderfahrt in's Meer hinaus macht, rücken am Ausgang der Bucht die dunklen hohen Felsenufer beängstigend nahe heran und man sieht rechts und links in schauerliche, gurgelnde Tiefen, aus denen mit schwärzlichem Schlamm bezogene Felsblöcke hervorragen. Dann treten die unheimlichen Felsen zur Seite, und plötzlich liegt in heller Schönheit das Meer vor uns. Wie konnte man nur darauf kommen, diese schimmernde seidenglänzende Fläche das „Schwarze Meer" zu nennen! — Noch überraschender wirkt der Anblick desselben, wenn man auf schmalem Felspfad, an den Trümmern der Genuesenburg vorüber, zum hohen Ufer hinaufsteigt. Unten sieht man spielende Delphine und ganze Scharen von Möwen. Mit weitgespannten Flügeln ziehen sie ihre Kreise über der Bucht, um sie dann plötzlich mit einer raschen Wendung zu verlassen und über das Meer hinauszufliegen. Die letzten, die

das Auge erreicht, sehen wie Schneeflocken aus, die der Wind über blaues Wasser treibt.

Balaklawa wird von Griechen und Russen bewohnt. Dazwischen sieht man tatarische Wasserträger, türkische Gartenjungen und italienische Erdarbeiter. Will sich hier jemand ein Haus bauen, dann muß das Terrain erst dadurch geschaffen werden, daß man ein Stück vom rotbraunen Felsen absprengen läßt. Und so steigt denn das ganze Städtchen amphitheatralisch am Felsen empor.

An der Bucht spielen schwarzäugige Griechenkinder, die nichts wissen von der großen Vergangenheit ihres Volkes. Ihre Mütter haben den stolzen Wandelgang der edlen Vorfahren, und unter den Männern sind einige wenige, die klassische Profile und trotzige Achillesgesichter haben, doch sie selbst kümmern sich wenig um das, was gewesen ist, und sind stolz darauf, für Russen gehalten zu werden.

Wenn der harmlose Fremde hier zu einer hübschen Dame sagt: „Sie sind Griechin, nicht wahr?" in der Meinung, ihr ein Kompliment zn machen, dann kann er sicher sein, daß sie erwidert: „Ja, aber meine Mutter war Russin" oder „mein Großvater war Italiener." — Nur der alte, melancholische Hausknecht nimmt es nicht übel, wenn griechisch mit ihm gesprochen wird. — Uns, die wir aufgewachsen sind in der Hochachtung vor dem Glanz und Ruhm des ehemaligen Griechenvolkes, berührt so etwas eigentümlich.

Angenehm sind hier die großen schattigen Gärten. An Weintrauben fehlt es zu dieser Jahreszeit nicht, — dazu Meeresrauschen, Einsamkeit, Ruhe und Stille.

Ich denke, ich kann zufrieden sein.

Sie.

Ruhige, wunschlose Betrachtung soll ja Glück sein, haben die Weisen aller Zeiten gesagt. Sie tragen jetzt dieses Glück in sich, und wenn gute Wünsche etwas vermögen, wird diese Stimmung Sie nicht verlassen. Wie mein Leben sich hier abspinnt, wissen Sie. Die tatlos verträumten Stunden haben keinen Wert für uns, man ist zufrieden, wenn sie möglichst rasch vorübergleiten, — und doch hoffen wir immer noch auf eine Zeit, in welcher wir unser Leben ausnutzen werden. Es ist sonderbar, daß wir das Ganze, welches wir festzuhalten streben, im einzelnen zerstreuen und fortwerfen. — Ich lese viel und plaudere in Gedanken mit Ihnen. Wenn aus dem Buch ein Ton klingt, der im Herzen Widerhall findet, dann ist es uns, als spräche ein Freundesmund — tröstend, scharfsichtig und verständnisinnig.

Zu meinen vielen Lieblingsschriftstellern gehört auch Eduard Keyserling. Ich bewundere seine Technik. Mit scheinbar spielender Leichtigkeit bewältigt er seinen Stoff. Ich las heute eine kleine Skizze von ihm und dann nahm ich den „Griechischen Frühling" von Gerhart Hauptmann zur Hand. Zwei Bücher — zwei Welten.

Mit schuldigem Respekt trat ich an das Reisewerk des großen Dichters heran. Griechenland von Dichteraugen gesehen! — Ich freute mich auf diese Lektüre! Was müssen sich da für ungeahnte Fernblicke auftun, — welcher Reichtum an Gedanken und farbenglühenden Bildern erwartet uns. Und weil ich das Buch mit so hochgespannten Erwartungen in die Hand nahm, war ich enttäuscht. Der Gedanke verließ mich nicht beim Lesen, daß der Verfasser sich auch selbst gesagt hatte: Eine Reisebeschreibung von einem Dichter muß

etwas ganz Besonderes werden! — So schön auch Einzelheiten sind, — manches finde ich einfach verstiegen! — Ich glaube, der „andere Hauptmann", sein Bruder, hätte mehr aus diesem Stoff gemacht.

Gerhart Hauptmann hat zu viel gelehrten Ballast auf die Reise mitgenommen. Ihm fehlt der freie Blick des unbefangen genießenden Touristen. Ich vermisse die Leichtigkeit, die einem echten Kunstwerk das vollendete Gepräge gibt. Man kann geistreich, — tief, — sogar gelehrt sein, ohne schwerfällig zu werden. Darin könnten wir von den Franzosen lernen.

Er.

Ja, es ist hier schön — aber wunschlos bin ich nicht. Es gibt Menschen, die bringen uns durch ihre bloße Gegenwart das, was den Indern die ewige Seligkeit bedeutet: das Versinken in den traumhaften Zustand schmerzenbesänftigender, wunschloser Ruhe.

Und diesen Zustand kenne ich hier nicht, ich bin immer voller Unruhe und Sehnsucht.

Meine guten Freunde vermisse ich nicht sehr. Da war keiner, der Funken sprühte, der anfeuern konnte. Und Interessen? — Ach, wie bin ich froh, daß ich hier in die Berge steigen kann — und in Gedanken alle Weiten durchfliegen kann, daß ich im Anschauen versunken dasitzen kann, ohne daß jemand mit einem „denn", „weil", „also", „aber", oder noch einem Glase Bier meine „Unterhaltung" wünscht.

Ich habe ein ruhiges, nettes Zimmer und beschäftige mich viel mit Kunstgeschichte und Philosophie. So viel neue Pläne und Gedanken kommen einem bei so frei ausgedehnten Studien, daß ich, wie ein Philosoph sagt, 10,000 Jahre leben möchte.

Hier ist leider niemand, mit dem ich über das Gelesene sprechen kann. Namen, die uns elektrisieren, werden diesen Menschen ewig Schall und Rauch bleiben! Bei Ihnen fand ich, was ich liebe: die weiten Räume in Haus und Garten, in Worten und Ansichten.

Der „Griechische Frühling" hat mir sehr gut gefallen. Auch ich habe die Lektüre mit anderen Voraussetzungen begonnen und mußte mit dem Dichter, der mir in diesem Werk als Fremder entgegentrat, von neuem Bekanntschaft machen. Er sagt es selbst, daß sich ihm ungewollt immer und überall Bilder aus der Vergangenheit aufdrängen. Aber das stört mich nicht. Mir geht es hier in der Krim ebenso. Interessant ist die Bemerkung über die Ruinen auf der Akropolis: „Die Tragiker hatten Götter als Zuschauer, und dadurch wurde nicht nur die Grundauffassung ihrer Seele mitbedingt, sondern die Art des Dramas, das sie hervorbrachten." Bitte lesen Sie noch einmal, was er über den Parthenon sagt. Er sieht ihn mehrere Mal und immer erscheint er ihm anders. Ein Beleg dafür, wie sehr es beim Betrachten eines Landschaftsbildes oder Kunstdenkmals auf Jahreszeit und Wetter, Stimmung und Beleuchtung ankommt.

Als ich eines Tages auf den Trümmern der Genuesenburg saß, näherte sich mir eine junge elegante Dame, nannte mich beim Namen und begann ein fröhliches Gespräch mit mir. Sie kam mir wohl ein wenig bekannt vor, doch konnte ich mich nicht entsinnen, sie schon gesehen zu haben. Schließlich entpuppte sie sich als die Mutter meiner kleinen Freundin Ollinka. Sie will jetzt einige Tage in Balaklawa bleiben und dann wieder nach Sewastopol zurückkehren. Ihr Mann ist dort Marineoffizier.

Sie.

Man bedarf immer der Anregung, um sich selbst als lebendes Wesen zu empfinden — der Anregung durch gesprochenes oder geschriebenes Menschenwort oder durch die Sprache der Kunst und der Natur.

Als Sie hier waren, hörte ich die Quellen des Lebens näher rauschen . . .

Das Weihnachtsfest wird ganz anders sein, als ich es mir gedacht hatte.

Sie werden nicht hier sein und unseren alten lieben Doktor werden wir auch nicht mehr wiedersehen. Sie werden es wohl schon erfahren haben, daß er in der vorigen Woche an einer Lungenentzündung gestorben ist. Heute wurde er beerdigt. Als ich ihn das letzte Mal sah, zeigte er mir die Schätze seiner Bibliothek und seine naturwissenschaftlichen Sammlungen, und als er seinen grauen Kopf über seine Kostbarkeiten beugte und mir mit so viel Freude und Sachkenntnis alles erklärte, sah ich ihn an und dachte: Wie glücklich sind die Menschen, die etwas haben, wofür sie leben, worin sie aufgehen!

Wenn man von einem neuen Todesfall hört, erwacht wieder die tiefe, schmerzliche Sehnsucht darnach, mit dem Liebsten, das man auf Erden hat, zusammen zu sein, solange dies kurze Dasein währt.

Er.

Ihren Brief erhielt ich gerade am Weihnachtsabend. Der verging hier wie jeder andere Abend, — nur ihre Zeilen brachten Stimmung in das graue Einerlei. — Die Todesnachricht ist mir nahe gegangen, und ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich unseren alten Freund nicht mehr sehen werde. —

Es waren auch andere Worte in Ihrem Brief, die wie Sonnenstrahlen in mein Herz fielen und mit den grauen Schatten kämpften. Für die lieben Worte küße ich Ihre lieben Hände. Ich sehne mich nach der Heimat. Der Winter ist hier nicht angenehm. Da ziehe ich doch unsere Schneemassen vor.

Ich kann nicht hinausgehen und bin des schlechten Wetters wegen bei so schlechter Laune, daß ich eigentlich nicht schreiben dürfte. Schließlich vergeht doch die Zeit bei dem eintönigen Leben, das ich hier führe, sehr schnell.

Ist es ein Vorzug oder ein Nachteil, wenn zu allen Leiden noch das Reflektieren kommt? Ist es besser — wie ein Tier stumm leiden und dann sterben, wenn die Grenze erreicht ist — oder wie ein Mensch grübeln, hoffen, sich vertrösten — auch dann noch, wenn Übermenschliches verlangt wird? — Was hilft mir Selbstbeherrschung, Arbeit und Selbstverleugnung — wenn hinter meinem Rücken eine schwarze Gestalt steht, die mit gelben Totenfingern auf etwas zeigt, was noch kommen soll. Ich sehe nichts — aber ich fühle die Nähe von etwas Schrecklichem — und ein Schauer überläuft mich . . . .

Wenn es doch rascher käme — das — was kommen muß! —

Warum zermartere ich meinen Kopf mit dem Rätsel des Lebens — —

Nein, in solch einer Stimmung darf man nicht Briefe schreiben — es geht nicht. —

Meine Madonna wird mir vergeben.

Sie.

Das wäre schlimm, wenn ich nur an heiteren, sonnigen Tagen für Sie zu sprechen wäre! Sie dürfen immer zu mir kommen. Könnte ich Ihren Kopf halten und Ihr fieberndes Gesicht streicheln . . . Könnte ich Sie befreien von dieser trostlosen Stimmung, sie gehört nicht zu Ihnen. — Ich würde Ihnen

schreiben: Schütteln Sie die Sorgen ab, die auf Ihnen lasten, verscheuchen Sie böse Fieberträume, wenn ich nicht hoffte — nein, wüßte, daß es schon geschehen ist. Mit der wiederkehrenden Gesundheit werden Sie auch Ihren Lebensmut wiederfinden.

Das Leben ist oft unsagbar schwer, wer kann das in Abrede stellen? Aber „durch" muß man, das steht ebenso fest — und da tut man es lieber mit erhobenem Haupte und offenem Auge und Herzen für alles Gute und Schöne.

Dieses Jahr hat mir viel genommen und auch viel gegeben . . .

Es ist besser sich zu beugen vor der Macht des Unerforschlichen und die Gesetze des Lebens ruhig zu verehren, anstatt sich aufzureiben im Nachdenken über das Rätsel des Daseins.

Es tut mir so leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Ich darf nicht einmal den Wunsch nach Ihrer Rückkehr aussprechen, denn das hätte keinen Zweck bei der Kälte, die hier herrscht.

Er.

Seit ich Ihren letzten Brief erhielt, sind viele Wochen vergangen. Ich war krank, habe ganz zu Bett gelegen. Die alte, freundliche Frau Oberst hat sich meiner wie eine Mutter angenommen. Das werde ich nie vergessen.

Jetzt merkt man hier schon etwas vom Frühling, und zwar setzt er um die Mittagszeit gleich mit fühlbarer Wärme ein.

Der Frühling in Livland ist kühl und reserviert wie die baltischen Frauen. Am liebsten besteige ich die ringsumherliegenden Höhen und ruhe unter duftenden Thujabäumen. Der Duft ist so stark und balsamisch, daß ich jetzt verstehe, warum dieser Baum Lebensbaum genannt wird. Ollinka begleitet mich gewöhnlich auf meinen Spaziergängen. Sie führte mich auch zu den zwei weißen Kreuzen, die ich von meinem Fenster aus, jenseit der Bucht an der Felswand, bemerkt hatte. Es sind zwei Engländerinnen, barmherzige Schwestern, die hier während des Krimkrieges begraben wurden.

Ich denke, ich werde diesen Platz öfter aufsuchen. Es ist da so still und sonnig. Nur einen einsamen Seeadler sah ich über der Bucht seine Kreise ziehen.

Sie.

Sie schreiben vom Frühling — — und ich blicke zum Fenster hinaus und sehe nur Schnee und Eis. Auf blauem Hintergrunde blitzen und flimmern im Sonnenschein die bereiften, feinen Zweige der Linden und Birken, lichtempfangend und lichtausstrahlend.

Sie müssen jetzt nur Ihrer Gesundheit leben. Von der Frau Oberst war es lieb und gut, sich Ihrer anzunehmen, — und ganz selbstverständlich. — Es ist nicht so schlimm in der Fremde, wie es zuweilen scheint, man findet überall gute Freunde. Ihre beste Freundin im Süden wird jetzt die Sonne sein, die wird Sie ganz gesund machen — und niemand wird sich darüber mehr freuen, als die „kühle Freundin" im Norden.

Er.

Es wird hier immer schöner. Ich bin den ganzen Tag im Freien, — häufig bei den zwei weißen Kreuzen, — da läßt es sich gut ruhen zwischen Mohnblüten, Thymian und Königskerzen. Ich möchte mich ganz auflösen im All — selbst Pflanze werden. —

Ollinka läuft umher, trägt Blumen zusammen und wir botanisieren. Reseda und Adonisröschen wachsen hier wild. Die Reseda sieht ungefähr so aus, wie die in unseren Gärten, hat aber keinen Duft. Es gibt hier interessante Pflanzen. Einmal fuhr mir die Kleine mit einem Stengel ins Gesicht, an dem einige Bienen saßen. Ich prallte entsetzt zurück — und sie warf sich vor Vergnügen ins Gras und lachte. Es war eine kleine Orchidee, deren Blüten ganz die Gestalt fliegender Bienen haben. Man sieht deutlich den Kopf, die ausgespannten zarten Flügel, den gestreiften Körper. Unser alter Doktor hätte seine Freude gehabt an diesem reizenden Pflänzchen. In den Gärten findet man Zypressen, Kastanien, Walnußbäume und die weißblühende Akazie, die ich besonders liebe. Zwischen dem hellen Laub hängen die Blüten wie mattfarbige Perlenschnüre. Der Duft erinnert an weißen Klee. Ich besuche auch die umliegenden Weinberge und sehe zu, wie mit Schaufel und Hacke das harte Erdreich bearbeitet wird. Ich fühle es, daß die Luft mich hier gesund machen wird. Hier muß man genesen.

Er.

Die Vorstellungen im Sommertheater in Sewastopol beginnen sehr zeitig im Frühjahr. Einmal fuhren wir in großer Gesellschaft dahin. In den Anlagen vor dem Theater trafen wir Jelena Feodorowna, Ollinkas Mutter, die Dame, von der ich Ihnen einmal schrieb.

Es wurde die „Versunkene Glocke" in russischer Übersetzung gegeben. Die Verständnislosigkeit meiner Nachbarinnen rechts und links für deutsche Romantik berührte mich direkt unangenehm.

In der Poesie merkt man es am ehesten, wo das gegenseitige Verständnis aufhört. Und doch spielen die Russen gut, und doch haben sie selbst eine romantische Poesie, die vielleicht noch um einige Stufen näher heranführt an die Tiefen des Wunderbaren, als die unsrige.

Wenn auch der Schluß der „Versunkenen Glocke" weit abliegt von den grünen Gefilden der Romantik, — auf dem Wege dahin werden wir doch von den Gestalten begleitet, die uns seit den Kindertagen lieb und vertraut sind.

Als ich Meister Heinrichs Worte hörte: „Ich rang, ich dient' um Dich"... da vergaß ich die Krim und meine lustigen Nachbarinnen — und war daheim, hörte nur das Rauschen unserer Wälder und sah eine lichte Gestalt in einem einsamen Park. —

Rautendelein ist ein „elbisches Wesen" und doch zeigt der Jubel, mit welchem sie, während ihres letzten Wiedersehens mit Heinrich, die aufgehende Sonne begrüßt, wie ihr ganzes Wesen durchdrungen ist von der Sehnsucht nach Erdenglück und Sonnenschein; wie die Gloriole des irdischen Lichts nur die notwendige Ergänzung ihrer äußeren Erscheinung bildet. Das ist echt germanisch.

In der slawischen Geisterwelt ist alles auf Moll gestimmt und von unbesiegbarer Schwermut durchzogen. Das dämonische Element ist vorherrschend. Das letzte Ziel, das diesen unheimlichen Wesen vorschwebt, ist immer der Tod des Menschen. Sie lieben finstere Wälder, stehende Sümpfe, Kirchhöfe, schweigende Ebenen.

Die germanischen Sagengestalten ziehen den Höhenwald vor, den der brausende Föhn durchzieht und der klare Sturzbach durchströmt. Da wohnen sie als Hüterinnen der Quellen in ihrem sonnigen Reich.

Noch lebt im Germanen die Erinnerung an die vorchristliche Naturre-

ligion. Er liebt seine Sagengestalten mit der Zuneigung, mit der das Ewigverlorene umfaßt wird, und er, der in grauer Heidenzeit etwas Heiliges im Weibe sah, konnte ja garnicht anders, als auch den elbischen Wesen etwas Menschliches, Zartes, Weiches geben. Diese unirdischen Wesen sind demütig und opferfreudig, und strömen so viel Wärme aus — als pulsierte menschliches Herzblut in ihnen. —

Der tiefmelancholische Unterstrom in der Seele des Slawen gibt seinen Liedern die dumpfe Klangfarbe. Etwas vom Fatum der griechischen Schicksalstragödien durchzieht seine Sagen. Der slawische Pessimismus gibt sich mit dem kleinen Glück nicht zufrieden und da das große unerreichbar ist, wird auf alles stummer Verzicht geleistet.

Seufzende Klage, grollende Leidenschaft, loderndes Empfinden — alles klingt gedämpft unter dem Druck der fatalistischen Lebensanschauung und ist von hoffnungsloser Traurigkeit durchzogen.

Ich sprach mit Jelena Feodorowna über diesen sich mir aufdrängenden Unterschied — doch sie verstand mich nicht und faßte alles persönlich auf.

Nach Schluß der Vorstellung wurde sie von ihrem Manne abgeholt und begab sich in ihre Wohnung. Von beiden wurde ich liebenswürdig aufgefordert, sie zu besuchen und dann wenigstens eine Woche in Sfewastopol zu bleiben.

Zum Abschied küßte ich Ilenae Feodorowna die Hand und sie küßte mich auf die Stirn. Ich kenne diese russische Sitte — es berührte mich aber doch eigentümlich, ich empfand dabei eine so schmerzliche Sehnsucht nach — Ihnen.

Sie.

Lieber Freund, Sie brauchen mir keine Rechenschaft abzulegen über die Küsse schöner Frauen. Ich weiß ja, daß Sie zu mir zurückkehren werden. Ich bin's auch nicht gewohnt, vergessen zu werden.

Jetzt merkt man auch bei uns etwas vom Frühling. Wie ich die Sonne um diese Zeit liebe! Sie ist so ganz Sonne — schmeichelt und bittet — und richtet doch so wenig aus! –

Ich freue mich über den Frühling und darüber, daß Sie bald nach Hause kommen, und über den Sonnenschein und die Blumen — und über alles! — — —

Der Vergleich zwischen germanischer und slawischer Sagenwelt hat mich sehr interessiert. Ich finde, man kann noch da Unterschiede bemerken, wo scheinbar die größte Ähnlichkeit vorhanden ist — wie bei der deutschen Lorelei und der slawischen Russalka.

Seit Brentano die Bekanntschaft der goldhaarigen Lorelei weiteren Kreisen vermittelte, ist viel Wasser den Rhein hinabgeflossen. So wie er sie uns schildert, hat sie etwas sanftes, mütterlich-zärtliches. In ihrem Kristallpalast auf dem Grunde des grünen Rheines möchte sie den Verunglückten das schönste Leben bereiten. Sie liebt die Sonne —

Russalka zieht den trügerischen Mondschein vor. Sie lockt den verirrten Wanderer in den Sumpf und quält ihn langsam zu Tode, schüttelt die Wassertropfen aus dem grünen Haar und lacht.

Wohin die Wanderzüge eines Volkes sich auch wenden mögen — mit leisen Tritten gehen Sage und Märchen nebenher. Da wird das Bleibende festgehalten. Unsere Sagen haben den melodisch verhallenden Ton, der ihnen die alles vergoldende Erinnerung gibt. Es liegt hinter uns — dieses Land

der eingebildeten Schrecken, der erträumten Wonnen — und wir können nicht mehr dahin zurück. Wir hören das Rauschen eines Stromes, dessen Ursprung wir nicht kennen, der, aus fernen Ländern kommend, den Duft fremder Blumen mit sich trägt.

Man glaubt die zu Kunstwerken kristallisierten Naturlaute eines fremden Volkes, sei es ein Lied, eine Erzählung — zu verstehen — und hat doch die tiefste Tiefe derselben nicht erfaßt. Das innerliche Leben, das intimste Natur- und Kunstempfinden kann in seinen feinsten Nuancen nicht übertragen werden.

Er.

Eines Tages kam Jelena Feodorowna angefahren und erklärte mir, daß ich nicht nach Livland zurückkehren dürfte, ehe ich nicht Georgiewsk gesehen habe.

Sie animierte ihre Eltern, bestimmte sie mitzufahren, benachrichtigte noch eine Nachbarin und in kurzer Zeit war alles bereit. Wir begaben uns auf den Weg nach dem Sankt-Georgskloster, von dessen schöner Lage ich schon viel gehört hatte. Der Weg dahin führt durch die Steppe, die ich als häßliche, sonnenverbrannte Einöde vom vorigen Herbst her in Erinnerung hatte. Jetzt ist es ein weites, weites Land, über welches freigebige Frühlingsgötter gingen. Man sieht nur frisches Gras und Blumen in allen Farben. Diese Pracht überdauert nicht die kurze Frühlingszeit, denn die Sommersonne tötet auf der Hochebene jede Vegetation. Ich sah hier Mohnblüten, Ritterspurn, eine mir unbekannte weiße Sternblume, Silbergras, Enzian und verschiedene andere Pflanzen. Unter all' diesen Kräutern bemerkte ich auch ein zartes Pflänzchen, das mich an die heimatlichen Felder erinnerte, es war wildwachsender Flachs; an den dünnen, hellgrünen Stengeln schaukelten die blaßblauen Blüten.

Man sieht eine weite ebene Fläche vor sich — wie geschaffen zu einem Ritt.

Jelena Feodorowna war wie elektrisiert, als ich sagte: „Hier möchte ich einmal reiten!" „Ja, natürlich"! rief sie und klatschte vor Vergnügen in die Hände, „Sie kommen nach Sewastopol und dann reiten wir zusammen nach Balaklawa zurück!"

„Da werden Sie wohl erst den Doktor fragen?" wandte Frau Oberst sich an mich. Jelena Feodorowna lachte. —

Natürlich werde ich reiten. —

Je mehr wir uns dem Kloster näherten, desto einförmiger wurde die Gegend. Endlich sahen wir am Horizont menschliche Behausungen auftauchen. Stellen Sie sich eine städtische Kaserne und einige ländliche Wirtschaftsgebäude vor — steingewordene Prosa! —

Das war das vielgerühmte Kloster! — In stummer Frage sah ich meine Damen an. Sie lachten fröhlich und siegesgewiß.

Wir betraten den kühlen Klosterhof, wurden durch einen Tunnel geführt, der eins der Wirtschaftsgebäude durchquert, und gelangten in einen schattigen Garten voll schöner alter Bäume.

Noch einige Schritte weiter und dann — ja dann — wie soll ich Ihnen das beschreiben, was ich dann erlebte! —

Ergriffen blickte ich vor mich hin.

Meine Reisegefährtinnen sahen mich von der Seite an — ohne eine Frage an mich zu richten, — sie kannten diese Wirkung! —

Wenn ich sage: ich sah das Paradies vor mir — dann ist damit wenig gesagt — denn vom Paradies können wir uns keine rechte Vorstellung machen — und hier war alles blendende Wirklichkeit. —

Wir stehen dicht vor einem Abgrund. Tief unten blaut das Meer. Das ganze hohe, steilabfallende Ufer ist mit blühendem Gesträuch bedeckt. Da wachsen Lorbeeren, Efeu, Silberpappeln, Zypressen, Rosen, Schlinggewächse und Alpenpflanzen. Die starren Felsen, die sich rechts und links wie unsinnig phantastische Dekorationen in's Meer schieben, schimmern in tiefem Blau. Der Pfad, der zwischen dem Grün in Windungen nach unten führt, ist zwei Werst lang. Am Fuß des Abhangs zwischen Meer und Felsen zieht sich ein Streifen des flachen Strandes hin. Die klaren Wellen, die über bunte Muscheln und weißen Seesand heranrollen, leuchten in den zartesten, hellgrünen Tönen. Je nach dem Wetter und dem Stand der Sonne wechselt das Farbenspiel. Um die Mittagszeit verblassen die Töne, das Meer wird hellblau, die Felsen schimmern beinahe weiß; einige Stunden später sind die Farben wieder intensiver geworden — dunkler und leuchtender wird das Blau — als glühte überall — unter und über dem Wasser — Licht und Feuer. Orangefarbene und smaragdgrüne Streifen erscheinen und verschwinden, überströmt von breiten, blaugrünen Wellen. Hier flimmert es wie flüssiges Gold, und da am Fuß der blauen Felsen schäumt es schneeig weiß empor. Später erstrahlt alles in rosigem Licht.

Vor Sonnenuntergang geht das Rosenrot wieder in dunklere Töne über — und dann kommt die veilchenfarbene Nacht! —

In wunderbarer Harmonie findet sich hier alles Schöne vereinigt. Wellenrauschen, Waldesduft, Sonnenschein und Schattenkühle, starrende Felsen, grünende, blühende Frühlingspracht! So unwirklich und überwältigend schön erscheinen alle diese niegesehenen Farben und märchenhaften Lichteffekte, daß man zu träumen glaubt. —

Auf dem hohen Felsen, der sich links vom Beschauer aus den Fluten erhebt, stand der Tempel der taurischen Diana, und von da aus schaute Iphigenie über die weite blaue Flut, „das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Ich glaube, Sie haben eine besondere Vorliebe für den heiligen Georg, den ritterlichen, schönen Helden. Ich will Ihnen daher noch kurz mitteilen, welchem Wunder das Kloster seine Gründung verdankt.

Es war nach den Worten der Chronik im Jahre 891, als griechische Fischer von einem schrecklichen Sturm überfallen und ihr Boot an das Felseneiland geschleudert wurde, das sich in der Nähe des Ufers erhebt. Sie flehten den siegreichen Heiligen um Errettung an, und da erschien er selbst unter Blitz und Donner auf einem schönen weißen Pferde, und der Sturm legte sich. Alle diejenigen, die Augenzeugen dieses Wunders gewesen waren, blieben da und gründeten das Kloster.

Hier, wo Träume und Wunder zu Wirklichkeiten werden, erscheint mir auch mein Zukunftstraum in glückliche Nähe gerückt. Ich weiß, daß mir beide einmal hier stehen und von Dianens Felsen auf's Meer hinausschauen werden — und daß unsere Seele nichts mehr suchen wird — weil wir alles haben werden . . .

Bevor ich die Heimreise antrete, will ich noch Jalta und Livadia kennen lernen.

Nach zwei Wochen kann ich schon zu Hause sein — und dann werden wir uns sehen und dann? — —

Sie.

Sie sind jetzt der Prinz aus dem Märchenland und ich bin das Erdenkind.

Over the blue mountain,
over the white sea-foam,

kehren Sie zurück in Ihre farblose Heimat!

Ich freue mich, daß Sie einen so schönen Erdenwinkel kennen gelernt haben!

Wir werden uns viel zu erzählen haben. — —

Hier hat das Hagelwetter vor einigen Tagen die Laubbäume sehr beschädigt, die Blätter fallen ab.

Schwalben und grüne Blätter fliegen durch die Luft — unaufhörlich — den ganzen Tag; — die Schwalben — elegant, sicher, froh, schreiend vor Lebenswonne; die grünen Blätter — unfreiwillig — vom Winde getrieben, wie belebte Wesen fragend: „warum? warum schon jetzt im Mai?"

Die Wege sind mit grünen Blättern bestreut wie zu einem Fest.

## Er.

Meinen Ritt habe ich gehabt. Wir machten auf guten Reitpferden eine Tour von Sewastopol nach Balaklawa, — Jelena Feodorowna, ihr Mann, ich und eine Freundin von ihr. Auf Jelenas Wunsch wurde ein Wettrennen veranstaltet, aus welchem sie — mit einiger Nachhilfe von unserer Seite — als Siegerin hervorging. Es war ein tolles, lustiges Jagen. Sie freute sich wie ein Kind. — In der Nacht darauf hatte ich einen Blutsturz und jetzt ist meine ganze Kurzeit hier in Frage gestellt. Als Kranker muß ich in die Heimat zurückkehren. Es fängt hier an unangenehm heiß zu werden. Das Gras und die Blumen verdorren. Warum soll ich hier zwischen den roten Felsen verschmachten, wenn es etwas so Schönes auf der Welt gibt wie Ihren Park und unsere frischen, kühlen Wälder?

„Natur ist Schicksal" — der das sagte, war ein Siegender oder Unterliegender. — Stürme und Ungewetter fliehen wir, und sie erreichen uns doch; nach den Sternen sehnen wir uns und erreichen sie nie. Das ist das Leben.

Alle haben sich zur Ruhe begeben. Es ist spät. Langsam, von der Strömung getrieben, zieht ein leeres Fischerboot über die Bucht, schwarz und schmal wie ein Sarg. . . Niemand führt es — wo wird es landen?

Ich bin müde und kann doch nicht schlafen. . . .

## Sein letzter Brief.

Es ist alles aus. Viel Briefe werden Sie nicht mehr von mir erhalten. Mein Leben ist nur noch ein Hindämmern zwischen glücklichen Träumen und grausamem Wachsein. Träume, die das Tageslicht tötet, erzählen von Heimkehr und Genesung — und wenn ich wach bin, kann ich mir Ihr Gesicht nicht mehr recht vorstellen. Fern und weit liegt alles, was so nahe schien.

Ein Wort von Emerson gibt mir zu denken: „Höher als die Frage unserer Fortdauer ist die Frage, ob wir sie verdienen".

Sie werden es wohl schon früher gewußt haben, wie es um mich steht? —

Warum muß es ein Entstehen und ein Vergehen geben! Ich habe ja noch garnicht gelebt!

Und allein muß ich hinüber gehen — ohne daß sich mir eine Hand entgegenstrecken wird. . . .

Wie finster der Himmel und wie tief und dunkel das Wasser, durch das ich gehen muß. . .

Wenn dieser Brief in Ihren Händen liegt, wird der große Tag vielleicht schon gewesen sein.

### Ihr letzter Brief.

Der Dichter sprach:
„Und nur im Traum komm ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe“ . . .
Und du? Warum kommst du
In Traumesnacht zu mir,
Was gebe ich dir?
Was willst du von mir?
— — — — — — — — —
Meine Arme so weiß,
Mein Denken so heiß,
Sie halten dich nicht . . .
Wie Schaum und Sand
An Meeres Strand
Zerrinnt mein Traum
Im Morgenlicht.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Sibirische Landschaftsbilder.

Von Dr. Roland Walter. (Goldingen.)

(Schluß).

In Nikolajewsk hab ich 17 Monate gelebt.

Bei Erfüllung des eintönigen leichten Dienstes, endlosem Spazierengehen in den waldigen Bergen, fleißigem Zeichnen, aber auch gelegentlicher großer Langerweile ging die Zeit hin. Sie scheint mir in der Erinnerung, des vielen Schönen wegen, das ich dort gesehen, schön gewesen zu sein. In Wirklichkeit war es oft recht scheußlich. Über der ganzen Stadt lag besonders während der langen Wintermonate eine starke Depression, aus der sich die meisten doch nur zu Karten und Branntwein zu retten wußten.

Bunt genug sah die Bevölkerung der Stadt aus. Da waren zuerst natürlich die Russen, Militär, Beamte, dann Goldsucher von den Goldwäschereien, Gelegenheitsarbeiter, Abenteurer, z. T. prachtvolle Gestalten. Middendorff, glaub ich, schildert sie mit dem Ausdruck Wickinger. Lange blonde Menschen mit hellen Augen, großer Stirn und langen, oft roten Bärten; ihr Russisch klang voll und breit: ы statt и, ш statt ст oder сц.

Dann Deutsche, einige reiche Kaufhäuser, von denen das eine, über ganz Sibirien verstreut, einen großen Teil des Imports in seinen Händen hatte. Ein Schweizer, ein Amerikaner. Sehr viel Juden, meist Fischindustrielle. Es ging ihnen gut, und das großzügigere Leben hatte ihnen was Freiers gegeben. In

manchem blonden Hünen erkannte man den Semiten erst an kleinen Merkmalen. Esten, Letten, sogar ein Neger.

Dann Scharen von Verschickten. Nikolajewsk ist für die meisten nach Sachalin Verbannten die erste Etappe auf dem Wege zur Heimat oder ins Sibirische Festland. Hauptsächlich waren es Zentralasiaten, die wegen anderer sittlicher Begriffe hierher mußten: Tataren, Kirgisen, Usbeken, Sarten, Perser, Grusinier, Osseten, Tscherkessen u. s. w.

Dann Koreaner und Chinesen. Letztere waren meist meine Zeichenobjekte. Es war aber schwer, sie zum Sitzen zu bewegen, da sie mißtrauisch waren und, sobald sie erfuhren, worum es sich handelte, mit allen Mitteln sich zu drücken suchten. Auf ihr Recht zu bauen, daran hat man sie wohl kaum gewöhnt. Charakteristisch genug sprechen sie russisch nur in Imperativen. Sie lebten, abgesehen von einigen Kaufleuten, als Arbeiter — etwa 500 an der Zahl — in einer Vorstadt. Frauen gab es nur einige, die meisten hatten ihre zu Hause in China gelassen.

Endlich die Indigenen, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen: Golden, Tungusen, Orotschonen, Korjaken aus Kamtschatka. Die dort ansässigen sind Giljaken, ein ziemlich apart stehender mongolischer Stamm, bärtige, flachgesichtige Menschen gebückten Ganges, als hätten sie das Gehen auf zwei Beinen erst kürzlich gelernt. Sie leben von Fischfang und Jagd, und ihre einzigen Haustiere sind die Zughunde, schöne spitzartige Tiere. Sie bellen nie, sondern heulen bloß, und wenn in den Winternächten ein Geheul aus mehreren hundert Hundekehlen über das Dorf schwebte, hatte es entschieden etwas Weihevolles. Ich verstand es wohl, daß man dort sagt, sie beteten zu Gott.

Ihre Frauen kauften sich die Giljaken, 200—1000 Rbl. kostete eine, je nach dem Reichtum ihres Vaters, in dessen Familie dann doch wohl der Schwiegersohn hineinheiratete. Paßte sie ihm nicht, d. h. brachte sie ihm keine Kinder, so konnte er sie auch zurückgeben, nicht aber weiter verkaufen. Kaum waren die Mädchen dem Kindesalter entwachsen, so heirateten sie mit 13, 14 Jahren. Sie waren viel kleiner als die Männer, feingliedrig, mit schönem Teint und schönem schwarzen Haar, nur etwas hühnermäßig indifferent dreinschauend. Ein Abhängigkeitsverhältnis außerhalb der Familie schien nicht zu existieren, wohl aber bildeten sie Assoziationen bei größeren Unternehmungen. Eine Schriftsprache hatten sie nicht, weshalb ihr Wort ihnen viel galt, und singen gehört hab ich sie nie.

Ihr Kostüm war sehr hübsch und bestand im wesentlichen aus einem meist dunkelgrünsamtenen Rock, engen Hosen und Halbstiefeln; das Kostüm der Männer unterschied sich nur durch einen Gurt von dem der Frauen. Sie tranken stark, und zwar klein und groß, nur die Weiber kriegten nichts. Sie standen dem Trunk mit voller Aufrichtigkeit gegenüber, ohne ihm, wie wir, allerlei Mäntelchen umzuhängen. „Euer Hochwohlgeboren", fragte mich einmal einer, „was liebt Ihr mehr, Kognak oder Branntwein? Ich liebe Kog-

nak mehr. Kognak ist wohl teurer, aber trink ich eine Flasche, kein Glied kann ich rühren! Nach Schnaps bleib ich ganz nüchtern."

Ebenso auf sich gestellt, wie die Menschen in Nikolajewsk, waren auch die Haustiere. Schweine, Hunde, Kühe trieben auf der Straße ihr durchaus selbständiges Wesen, freiten und ließen sich freien, hatten ihre Feste und überhaupt eine durchaus ihnen eigne gesellschaftliche Organisation. Besonders die Pferde freuten mich. Sie wurden für den Sommer in den Wald getrieben und taten sich dort zu selbstgewählten Trupps zusammen. Stundenlang kämpften die Hengste um die Mutterstuten. Neben unserer Sommerbaracke weidete eine Zeit lang ein alter weißer Hengst, an dessen Fell kein heiles Fleckchen zu sehen war. Oft kreiste der besiegte Nebenbuhler noch tagelang um den Trupp, bis er sich einem andern anschloß oder sich mit einer indifferenten Rolle als Onkel oder Vetter begnügte.

Die Stadt liegt am Fuße ausgehauener Berge dicht am Fluß. Diesseits steigen sie in sanften Hängen empor, jenseits steil und ausgewaschen, teils mit senkrechten Felsen. Der Fluß — in der Stadt etwa $4^1/_2$ Werst, gleich unterhalb aber sich weit ausbuchtend 7, dann 9 und 11 Werst breit — mündete 50 Werst weiter. Breiter wie der Züricher See lag er da, als in absoluter Öde.

Schöner, als man es erwartet hätte, war im kurzen Sommer die Vegetation. Der Wald um die Stadt fing an nachzuwachsen, aber undicht, hainartig, ungezählte sich schlängelnde Wiesen zwischen sich lassend, Ellern und Birken und gruppenweise Edeltannen. Da hatte denn dazwischen das kleinere botanische Volk ein gutes Leben. Merkwürdig war es, daß eine große lila Clematis hier überwinterte, die in Menge sich hoch an den Sträuchern emporrankte. In ganzen Feldern blühte an freien Stellen eine hellblau bis lila Iris, — sogar auf den Straßen, wo diese die nötige Feuchtigkeit hatten. Eine andere, mächtig große, tief dunkel lila gefärbte war seltener. Im ganzen überwogen weiße und blaue Blumen, und das gab der Landschaft was ungemein Lichtes.

Wenn man auf einem der wenigen Parkwege durch diese, z. T. fremdartige, reiche Blütenwelt unter weißstämmigen jungen Birken und blühenden Pielbeerbäumen ging, wo nur die einzelnen Edeltannen dunkle Flecken bildeten, und die grauen Stümpfe wie verzauberte Gestalten dastanden, über kleine sich windende Lichtungen, Abhänge voll schwerduftender blühender wilder Rosen und dunklem weißblütigem Porst, dann kam man in eine Stimmung, in der einem alles möglich schien. Wie einem Zwang gehorchend ging man vorwärts. An den vielen Rinnsalen entwickelten sich Blüten und Blätter besonders reich und phantastisch, vornehmlich im Spätsommer, als die großen duftlosen Blumen an die Reihe kamen. Eine mannshohe große gelbe Dolde, schneeweiße Blüten, die wie lange Lichter aus dem Grün leuchteten, mächtiger Schierling, großblütige Päonien, viel Spiräen und ein herrlicher blauer Venuswagen, dessen schwanke Schöße 10 Fuß und mehr in die Luft ragten. Lang-

sam drang man vor, denn die Pracht reichte einem oft bis zum Halse. Kaum merklich stieg der Berg an. Höher hinauf blühte an freien Stellen in Massen eine süßduftende gelbe Amarillis und einzelne große Feuerlilien. Ich erschrak, als ich diese leuchtende Pracht das erste Mal sah. Oben sah es wüst genug aus. Stamm lag an Stamm, nur einzelne trockene waren noch, von den immerwährenden Waldbränden verschont, übrig geblieben, die im Winde sangen wie Telegraphenpfosten. Oben angekommen, wandte man sich um und sah die Gegend vor sich hinunterfluten wie eine grüne Riesenwelle, sich im Fluß weit ausbreitend bis zum Meer, und jenseits am Ufer steil hinaufschlagend, zum Teil in schroffen Gipfeln erstarrend.

Durchschnittlich 10 Werst von der Stadt fing der Urwald an: Edeltannen, Lärchen, die Stämme besonders im Tal oft von mächtiger Größe, und einzelne Birken; Unterholz gab es wenig. Hier war die Landschaftsstimmung eine andre.

Ich erinnere mich, daß ich einmal den Plan faßte, einen höheren Berg in der Umgegend zu besteigen. Die ersten 12 Werst ging es auf bekannten Wegen, dann tauchte ich in ein steiles Waldtal hinein, dem entlang ich den Abhang des Berges zu erreichen hoffte. Absolute dämmerige Stille umfängt einen, und gespannt mit vorgestrecktem Kopf geht man vorwärts durch tiefes Moos über gestürzte Stämme, die oft unterm Moos ordentliche Hügel bilden. Wie lange man so geht, weiß man nicht. Was ist Zeit im Urwald? Dann öffnet sich der Wald, und man kommt auf eine kleine Wiese; das Gras reicht bis unter die Arme, und schwarze Tannen stehen herum; drüben glaubt man sie zu Ende, doch dann öffnet sie sich wieder und führt durch einen mit Gruppen alter Birken, Espen und Tannen bestandenen Irrgarten gleich wie ein zur Wirklichkeit gewordener Traum weiter. Dann umfängt einen wieder der Wald. Ab und zu sah ich den Berg, auf den ich wollte, in scheinbar immer gleicher Entfernung über dem Walde winken. Dann aber verschwand er, der Weg wurde schwerer und steiler, der Bach teilte sich, nach einer Seite machte ein Windbruch ein weiteres Vordringen unmöglich, ich wurde müde, die bisher so genossene Einsamkeit legte sich drückend um mich, ich ging noch eine Zeit vorwärts, dann kehrte ich um. Später tat es mir leid, denn gerade der Umstand, daß ich den Berg nicht mehr sah, sprach dafür, daß ich schon an seinem Abhang selbst war. —

Ein andres Mal glückte es besser. Da ging ich im letzten Herbst mit einem deutschen Apotheker und einem Soldaten, einem Esten aus Uchten bei Wesenberg, über unser 14 Werst unterhalb am Fluß gelegenes Fort, den Bergrücken, der längs dem Fluß zum Ozean führte, entlang. Ein Parkweg förderte uns gut, und schon am Nachmittag sahen wir von einer Kuppe aus die Mündung unter uns liegen, den Tatarischen Sund und am Horizont Sachalin. Da wir aber auf einen höheren Berg wollten, der mehr nach Norden lag, brachen wir nach kurzer Rast wieder auf und drangen jetzt, ohne Weg,

kletternd und stolpernd, durch den Wald vor.

Besonders eine Strecke, wo eine Senkung zwischen den Bergen dem Wind ein Zugloch offen gelassen hatte, war es wohl verzweifelt schwer, unter und über den kreuz und quer gestürzten Stämmen durchzukommen. Wie muß es erst mehr im Süden sein, wo ein dichtes Unterholz, Ranken und Dornen dazu kommen!

Da es drüber spät wurde, beschlossen wir schon nah am Gipfel zu übernachten. An einer der zahllosen rauschenden Quellen unter alten Tannen machten wir Halt. Aus einem unterwegs erlegten Haselhuhn, Pilzen, Wurst und Strickbeeren wurde eine köstliche Suppe gekocht und der obligate Tee getrunken. Unter einem gestürzten Stamm wurde das Feuer für die Nacht angezündet, und einer war wohl immer damit beschäftigt, es nicht ausgehen zu lassen.

Man schlief ja überhaupt wenig, schon wegen der Kälte, aber es war schön genug dazuliegen, über sich die wandernden Sterne und die Äste der alten Tannen, bald grell vom aufprasselnden Feuer beschienen, dann wieder versinkend in die Dunkelheit. Fern von allen Menschen, sicher geborgen in der absoluten Einsamkeit.

Am Morgen war alles über uns schon bereift, wir stiegen den steilen Abhang hinauf bis zur Waldgrenze. Niedrig und knorrig sind die Bäume, das letzte sind eine schmale Zone Birken, dann ein Gürtel Knieholz. Nur kriechend gelang es uns durch die ineinander gewachsenen Äste zu schlüpfen; doch dann werden auch sie niedrig, und bald gehen wir über die nunmehr nur ein paar Zoll hohen, flächenhaft sich ausbreitenden Büsche hinüber. Dann bleiben nur noch Strickbeeren und Flechten zwischen den großen hellgrünen Blöcken. Absichtlich uns nicht umsehend, gehen wir noch über ein kleines Plateau auf den höchsten Steinkegel und halten Umschau. Ja, so muß man Geographie lernen! —

Glänzend in der aufgehenden Sonne liegt Land und Meer um uns. Nach Süden über einige Bergrücken herüber die breite Mündung des Amur, der Tatarische Sund weit zwischen kulissenartigen Vorgebirgen bis zur Lasarew-Bucht, jenseits wie eine Karte die flachen Tundren und Wälder Nord-Sachalins, während aus dem Süden auch noch einige seiner Berge herüber schimmern. Im Norden das Ochotskische Meer und darin wie zwei Felseninseln die nördlichsten Vorsprünge Sachalins. Landeinwärts aber der Fluß und in scheinbar regellosem Durcheinander die waldigen Berge, einer hinter dem andern, soweit man sehen, ja denken konnte, — ein dunkles, jetzt gelb durchsprenkeltes Meer.

Einen strammen Marsch galt es noch nach Hause zu machen. Die letzte Hälfte des Weges regnete es, und als wir, zu Hause angekommen, uns umsahen, lag unser Berg tief im Schnee.

Noch einmal versuchten wir auf einen andern Berg zu kommen, mußten es aber, eben des Schnees wegen, aufgeben.

Ende Juni hieß es in der Stadt: „Der Fisch zieht."

Der Fisch ist der Reichtum von Nikolajewsk. Es ist der größte Lachszug der Erde, der, von Norden kommend, längs der Ostsibirischen Küste zum Laichen in die Flüsse zieht. Im Juni die kleineren, 5—8 pfündigen, im August die 12—15 pfündigen. 800.000 Pud werden jährlich in Nikolajewsk gesalzen, und bisher ist von all diesem Reichtum kaum etwas nach Europa gekommen. Die Zubereitung ist so primitiv, daß ihn eigentlich nur die Sibirier genießen können.

Erst im letzten Jahr hatte man auf einer Fischerei angefangen, ihn nach Art des „Sjomga" (сёмга) zuzubereiten, und im ersten Sommer, als ich da war, kaufte ein deutscher Dampfer 400.000 Stück, salzte sie selbst und brachte sie nach Hamburg, was dann zur Folge hatte, daß in Riga z. B. der importierte Lachs billiger war, als der dortige. So mag es mit manchen russischen Reichtümern gehn. Sind doch die Russen erst durch die Japaner auf die Schätze, die der Fluß barg, aufmerksam gemacht worden.

Die weitaus meisten Fischereien waren in jüdischen Händen. Es ist ein riskantes Gewerbe, da der Fisch unregelmäßig zieht, und die Verluste, wenn man ihn verpaßt, groß sind.

Oft bin ich auf den Fischereien gewesen, aber nur einmal ist es mir gelungen, einen wirklich vollen Einblick in diesen Naturreichtum zu tun; da fingen sie an einem Tage 50.000 Stück der großen Sorte.

Der Fisch streicht in einer gewissen Tiefe. Man zieht deshalb eine Barriere aus Stangen und Flechtwerk quer in den Fluß hinein, ein Stück über die gewisse Tiefe, deren äußeres Ende flußabwärts gebogen ist. Etwa 50 Schritt unterhalb ist zwischen 4 eingerammten Pfählen ein viereckiges Netz befestigt, das als vorläufiges regulierendes Reservoir für die Fische gilt, der sog. садикъ. Bretter, die von Balken zu Balken gehen, ermöglichen den Aufenthalt dort und das Herausnehmen der Fische. Zwischen diesem садикъ nun und dem Ende der Barriere geht ein dachrinnenförmiges Netz von der Breite jenes, dessen beide Kanten auf dem Wasser liegen. Der Fisch, der den Fluß aufwärts zieht, stößt an die Barriere und tastet sich an ihr flußeinwärts. Am umgebogenen Ende muß er nun zurück und gerät ins Netz. In diesem geht quergestellt von der Barriere zum садикъ ein Boot, und die Arbeiter drin heben vor sich das Netz in die Höhe, um es nach hinten gleich wieder zurücksinken zu lassen, konzentrieren auf die Weise die Fische vor sich und schütten sie in den садикъ, von wo aus sie mit kleinen Netzen in Boote geleert werden. Hinten im wieder ins Wasser gleitenden Netz fangen sich vom neuem die Fische. Eine ungeheuer praktische resp. mörderische Methode ist es, die von den Japanern herrührt.

Es war etwas merkwürdig Aufregendes, dieses massenhafte Ernten von lebendigem Fleisch. Die Arbeiter (Koreaner, Russen, Chinesen) waren ganz rabiat geworden. Wie berauscht tanzte ein Koreaner auf dem Deck des klei-

nen Dampfkutters, der die vollen Boote ans Ufer brachte und die leeren zurück. Andre sangen einförmige Strophen.

Die Fische im immer kleiner werdenden Netz schlugen wütend um sich, daß sie das Wasser zerstäubten. Wie unsinnig warfen sie ihre weißen glänzenden Leiber herum; es war noch eine letzte, mächtige Kraftentfaltung, dann wurden sie zu einer dicken glänzenden Wurst zusammengepreßt und unter Geschrei und Aufbietung aller Kräfte in den садикъ geschüttet, von dort in die Boote, wo sie bald verendeten.

Unter der gewaltigen Menge der Fische und durch den Widerstand, den sie ihnen entgegensetzten, gerieten die Arbeiter in Wut; sie schalten sie, sie schlugen sie und traten sie im Boot mit den Füßen. Dort häuften sie sich schnell, und bald standen die zwei Leute fast bis an die Hüften im silbrigen Segen, zwischen dem eine jähe rötliche Flüssigkeit sickerte.

Hinter dem Fisch her, auf der Jagd nach ihm begriffen, ziehen die Seehunde; alle Augenblick tauchte einer in der Nähe auf, reckte den Kopf, klug um sich blickend, in die Höhe und verschwand mit weicher Bewegung, ohne daß auch nur ein Tröpfchen gespritzt hätte. Manchmal gerät auch einer im Eifer der Jagd ins Netz und wird dann geknüppelt und von den Chinesen als Leckerbissen verzehrt. Ich fand diese Speise wohl scheußlich.

Unterdessen wurden am Lande die Fische in 2 Teile geschnitten, Eingeweide und Rogen — dieser lag wie bei einer Weinernte in großen rotgelben Traubenhaufen auf flachen Körben — herausgenommen, und sie selbst in Fässern eingesalzen. In großen Stapeln standen die vollen am Ufer. Es war eine unschöne Arbeit. Der Boden war blutgetränkt, Haufen von Eingeweiden lagen umher und ein schwerer Gestank lag überm Ganzen.

Die Giljaken übten eine andre primitivere Methode des Fischens aus. Am umgebogenen Ende der Barriere war ein dreikantiges Netz, die Öffnung flußaufwärts mit einer Ecke befestigt, die zweite Ecke wurde mit einer Stange schräg zu Boden gedrückt, während man die dritte mit einer Schnur in der Hand hielt. Sobald man nun den leisen Stoß des Fisches gegen das Netz spürte, zog man die Stange heraus und fing so die Fische. Es ist verständlich, daß schon während der Zwischenpause die meisten Fische vorbeigehn. Dafür ist das Jagdartige der Methode amüsant; den leichten lebendigen Stoß des Fisches von allem Zerren und Rucken im schnellfließenden Wasser zu unterscheiden, ist nicht leicht.

Den ganzen Sommer, so lang der Fisch zog, hab ich eigentlich nur Lachs gegessen. Auf dem Markt kostete ein etwa 5-pfündiger 5, höchstens 10 Kopeken, ein 12-pfündiger 30—40 Kopeken.

* * *

Mitte Oktober fing der Winter an. Nach einigen Tagen schwachen Frosts fiel reichlich Schnee, der rings alles mit einer fußhohen Schicht bedeckte. Dann

trat kräftiger Frost ein, und zwischen den weißbeschneiten Bergen fror spiegelblank die mächtige Fläche des Flusses.

Ich bin nie so schön Schlittschuh gelaufen. Das Eis war so klar, daß man oft den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Wenn es sich dehnte, tönte es leise und melodisch; riß es aber, so kam es aus der Ferne wie ein leiser Donner, ging wie ein Peitschenschlag unter einem weg und verklang wieder in der Ferne.

Nach 14 Tagen machte ein 2-tägiges Schneegestöber dem Vergnügen ein Ende. Wütendes Schneegestöber bei 29° Frost ist eine harte Sache! Ganz vereist und mit weißen Flecken im Gesicht kamen wir, die wir uns hinausgewagt hatten, nach Hause. Diese Schneewetter, die sich alle 2—3 Wocheu wiederholten, sollen oft so stark sein, daß ein Verlassen der Häuser einfach ausgeschlossen ist, und man unter Umständen auf Tage bei einem Besuch eingeschneit werden kann. Ich hab das nicht erlebt.

Dafür waren die Zwischenzeiten von einer strahlenden, ruhigen Klarheit. Den Frost empfand man infolge seiner Gleichmäßigkeit nicht unangenehm. Im Dezember, Januar, Februar hatten wir durchschnittlich 20°, das meiste waren 34° Reaumur. Der März war schon viel wärmer.

Das alles beherrschende Element war der Schnee. In riesigen Massen lag er da, die wenigen senkrechten dunklen Flecken mit seinem Glanz überstrahlend; in der Stadt speziell in großen Stümwellen, oft bis an die Dächer der Häuser. Die ausgegrabenen Trottoirs nahmen den Charakter von Laufgräben an, aus denen man an manchen Stellen die auf der Straße fahrenden Schlitten nicht sah.

Eine tiefe Ruhe lag über der Natur. Der Wald war so tief verschneit, daß die Bäume wie weiße Gestalten aussahen. Wenn man auf Schneeschuhen, — an ein andres Fortkommen war im Walde nicht zu denken, — unter den alten Stämmen hinglitt, dann wurde erst das Gefühl der Einsamkeit vollständig, jetzt, wo jedes befreundete Detail fehlte, man nur selten eine Meise, ein Haselhuhn oder einen weißen Hasen mit merkwürdig breiten Pfoten sah. Um einen herum lag die Landschaft, in vollständiger Starrheit versunken und in durchsichtiger Klarheit, — konnte man doch von den Bergen oberhalb der Stadt deutlich die Berge von Sachalin, zart, wie im Himmel hängend, sehn.

Der wahre Zauber ging erst in den Mondnächten an. Der Mond schien so hell, daß man draußen lesen konnte und er im erleuchteten Zimmer noch Schatten warf, natürlich nicht unmittelbar bei der Lampe. Besonders schön war es, wenn ein leichter milchweißer Nebel über allem lag. Wie verzaubert erschien der Fluß und hinten die Berge mit den steilen, in Schatten versunknen Tälern; bis auf 40 Werst sah man die weißen Gipfel. Im Walde die Bäume erhielten ein phantastisches Leben. —

In der zweiten Hälfte des Winters, wenn kein Schneegestöber zu befürchten war, kamen aus Nordsachalin und vom Ochotskischen Meer Tungusen

mit Renntieren und Fellen in die Stadt. Es sah eigen aus, wenn sie in langem Zuge den Fluß, der ja die einzige Straße bildet, hinaufkamen, 2–3 der großen, schnelltrabenden Tiere vorgespannt und einige hinten angebunden, meist Mann und Frau, manchmal auch ein affenartiges Kind auf dem langen schmalen Schlitten, — drei Pelzhäufchen. Mit ihren großen Fuchsfellmützen und schwarzen Schneebrillen machten sie sich ganz zaubermäßig.

Sie ähneln entschieden etwas unsern Esten, schon dadurch, daß sie nicht immer schwarzhaarig sind, sondern oft dunkelfahl; dann erinnert auch der Tonfall ihrer Sprache an die der Esten, und besonders ähneln sie sich in der Aussprache des Russischen. Ein reicher Tunguse hatte einen russischen Schwiegersohn, der aber ganz verwildert, ganz tungusisch geworden war. Zu dem Ausdruck unbekümmerter Sorglosigkeit der Wilden gesellte sich hier eine starke Beimischung von Trotz. Famos gebaut, sah er, ganz in Leder und Fell gekleidet, mit scharfen hellen Augen und wirrem blondem Haar fein aus. Wie ein lebendiger historischer Rückblick in unsre Vergangenheit!

Es ist schwer, mit den Tungusen zu handeln, da sie als Wilde auch einen relativ großen Verdienst ohne weiteres ihrer momentanen Bequemlichkeit opfern. Weil nun der Branntwein das erste Ziel ihrer Sehnsucht war, so waren sie am ersten Tage ganz unzugänglich. Erst am zweiten gelang es mir nach langem Parlamentieren eine Narte mit zwei Renntieren zu einer Fahrt nach dem nächsten Weideplatz, 13 Werst oberhalb am Fluß, zu bekommen, da das Moos, von dem die Tiere ja abhängig sind, in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht vorhanden war.

Es sind große schöne Tiere mit schwerem Kopf und mächtigem regellosen Geweih, viel größer als ich sie im Berliner Zoologischen Garten gesehen habe.

Mit einem dünnen Riemen, der ihnen zwischen den Beinen durchgeht, werden sie an den Schlitten gespannt, das eine halbe Länge nach vorn gespannte Leittier wird mit einem Riemen gelenkt, das andre läuft nach.

Ich fuhr dann mit zwei kleinen Tungusenjungen über den Fluß in langem Trab durch den tiefen Schnee in eigentümlich schwimmender Gangart. An einem steilen weißlichen Felsen war der Weideplatz kenntlich, und bald fanden wir einen Trupp von etwa 50 Stück, die sich das Moos aus dem tiefen Schnee herausscharrten; weithin hörte man das Anschlagen der Geweihe und das eigentümliche Knacken ihrer Fesselgelenke. Es war unter den alten Tannen ein schönes Bild. Wir wollten unsre hungrigen Tiere gegen andere vertauschen. Aber es war nicht so leicht, die richtigen zu greifen; nach einigen vergeblichen Versuchen wurden die Tiere unruhig und zogen im Trabe den Berg hinauf in den Wald ab, und wir mußten unsre alten wieder einspannen. Außer den höchsten Bergen war schon alles in Dämmerung versunken, geisterhaft glitten wir schnell über die weite Fläche, und ich wurde mir selbst zum nordischen Märchen.

Dann fiel in den Winter noch das Hauptfest der Giljaken.

Alle ostsibirischen Völker verehren den Bären als eine Art Gottheit. Aber während z. B. die Tschuktschen auch jetzt nur leise und mit freundlichen Worten von ihm zu sprechen wagen, haben sich die Giljaken augenscheinlich schon in alten Zeiten von dieser Furcht emanzipiert. Und dies Ereignis schien mir das Fest feiern zu wollen. Man hat ja auch Analoges bei den nordamerikanischen Stämmen, wie man es wenigstens in der Hiwatha-Sage lesen kann. Und ganz vollständig ist diese Emanzipation den Giljaken nicht gelungen. Sie verehren den Bären noch immer, opfern ihm auch wohl noch, obgleich sie nominell alle getauft sind; aber trotzdem ward als Sinnbild dieser Befreiung ein Bär alljährlich im Dorf unter allerlei Zeremonien totgeschlagen.

Da der Hauptteil des Festes sich in der Nacht abspielt, ging ich mit einem Bekannten schon am Vorabend auf Schneeschuhen schräg über den Fluß nach der 11 Werst entfernten Niederlassung, Es war herrlich, beim strahlenden Mondschein über die schimmernde weglose Fläche zu gleiten. Auf halbem Wege holte uns ein alter Giljak mit seiner Hundenarte ein, derselbe, der sich so freimütig über den Alkohol äußerte, und brachte uns für eine Flasche Schnaps ins Dorf.

Dort war das Fest schon im Gang. In dieser letzten Nacht seines Lebens wird der Bär noch gefeiert; von Hütte zu Hütte wird er geführt und mit allerlei Köstlichem bewirtet, Fischgelée oder Seehundsfett mit Kransbeeren u. s. w. Mit einem langstieligen Löffel wurde ihm, der zwischen zwei Pfosten angebunden war, die Speisen zugeschoben. Und zwar mußte jedes männliche Glied der Familie sich an dieser ehrerbietigen Fütterung beteiligen. Es sah nett aus, wenn so ein kleiner Knirps sich etwas zaghaft dem großen Tier näherte, vom Vater ermuntert.

Jedes Blockhaus bildete einen viereckigen Raum, an dessen einer resp. zwei Seiten sich eine erhöhte Estrade befand, die die Schlafstelle und überhaupt der saubere Teil des Hauses war. An der dritten Wand waren dann die Pfosten zum Anbinden des Bären. Das Schwierigste beim Umherführen von einem Hause zum andern war nun, den keineswegs gezähmten, sondern wütenden Bären zu bewegen, die ihn schützende Wand zu verlassen. Der Strick, mit dem er befestigt ist, wird von den Pfosten gelöst, so daß das mißtrauisch um sich blickende Tier, nur von Menschen gehalten, sich an die Wand drückend dasteht. Jetzt wird er wieder von vorn gereizt, geschlagen und gestoßen, bis er sich wütend auf seine Peiniger stürzt. Diese weichen sprungweise zurück, immer nur wenige Zoll zwischen sich und dem um sich schlagenden Tiere lassend, während die Männer, die den andern Strick halten, je nachdem den Bären nachrücken lassen oder ihn zurückreißen. So wird er zur Tür hinausbugsiert, und im Trabe geht es dann zur nächsten Hütte.

Es ist ein ungeheuer spannendes Bild, und besonders ein mal, als die ziemlich zahlreichen Zuschauer aus der Stadt sich schlafen gelegt hatten und

ich allein den Vorgang in voller Reinheit beobachten konnte, hab ich es wohl sehr genossen. Die schnellen, kräftigen, immer wechselnden Bewegungen der Männer, in ihren kleidsamen grünsamtenen oder Fell-Kitteln die Weiber, die auf der Estrade kauernd, scheinbar teilnahmlos zuschauen, im Scheine einer einzigen Lampe mit phantastischen, an den Wänden hin und her schießenden Schatten, schien alles im kleinen Raum noch eindrucksvoller und größer. Sicher und selbstverständlich ging alles vor sich, wo doch ein kleines Ungeschick sehr böse Folgen haben konnte.

In den Zwischenzeiten wurden allerlei Spielchen gespielt, die zum Teil eine Menge Gewandtheit erforderten, und in denen häufig der Bär dargestellt wurde. Hauptsächlich beteiligten sich daran die alten Männer, manchmal unter schallendem Gelächter der Zuschauer, während sich die Jünglinge zierten, wie das wohl auch sonstwo üblich. Die Kinder nebenbei kopierten das Fest: einer war der Bär, die anderen zerrten ihn und töteten ihn endlich.

Gegen Morgen wurde der Bär gefesselt. Während er wütend in einen ihm vorgehaltenen Klotz hineinbiß, sprang jemand auf ihn und band ihm blitzschnell Klotz und Maul zusammen, während andre ihm die Vorderbeine nach hinten zogen. Daß es sich dabei um etwas Symbolisches handelte, zeigte, daß auch jetzt jeder Sohn mit einem Schnürchen herantrat und es um den Strick, mit dem der Bär gefesselt war, legte, so das Böse bindend für Kind und Kindeskinder. Dann wurde er wieder losgebunden und durchs Dorf geführt, und alles versammelte sich auf dem Eise des Flusses. Wieder mußten die Söhne dran. Einer nach dem andern trat vor, und jeder gab mit seinem kleinen Flitzbogen einen Schuß auf den Bären ab. Dann wurde er an den Waldrand zu seiner Richtstätte geführt. Jünglinge mit geschmückten Stäben liefen um den Platz, ihn solchergestalt weihend. Dann wurde ein Schütze gewählt. Ruhig entblößt er seinen einen Arm, prüft Bogen und Pfeile, und während ein anderer Giljak, ganz in weißes Hundefell gekleidet, den Bären von vorne reizt, daß er seine Breitseite dem Schützen zukehrt, spannt dieser, zielt — und dann fliegt der erste Pfeil. Der Bär zuckt knurrend zusammen, knickt den Pfeilschaft mit der Pfote und wendet sich, die Sachlage mißverstehend, gegen seine anderen Peiniger. Ein zweiter und ein dritter Pfeil folgt, scheinbar mit demselben Erfolg, dann tritt eine kleine Pause ein, und plötzlich sinkt der Bär auf die Hacken. Im selben Moment liegt auch schon der weiße Giljack auf seinem Kopf und drückt ihn an die Erde, während ein vierter aus unmittelbarer Nähe abgeschossener Pfeil dem Tier ein Ende macht. Nicht ein Zeichen des Schmerzes gab der Bär von sich, und ich muß gestehen, die naive Selbstverständlichkeit der handelnden Wilden wirkte so stark, daß auch ich nicht eine Spur von Mitleid empfand.

Später wird der Bär dann abgefellt und in allerlei Formen roh aufgegessen. Auch andere Festspeisen wurden gereicht, in zum Teil sehr hübschen Holz- und Rindenmulden, alle nach alter Sitte ohne Salz und mit Seehunds-

fett angemacht. Ich probierte einige, und kann nur sagen, daß mir sehr übel wurde.

Durchs ganze Fest ging ein starker Zug des Überlebten, — auch die vielen Europäer störten. Denkt man sich aber das Ganze in alter glanzvoller Größe und Reinheit, so ist es wohl eine Reihenfolge wunderschöner lebendiger Bilder, die sich in dieser wilden Umgebung einem tief einprägen.

Auf dem Heimwege begegnete uns die Post nach Sachalin: 25 Narten, mit durchschnittlich 9 Hunden bespannt, erschienen und verschwanden im leichten Nebel. Infolge der Kleinheit und Vielheit der Zugtiere scheinen die Menschen viel größer, wie Riesen saßen die Giljaken auf den Schlitten, jeder einen Postsack und einen Vorrat getrockneter Fische hinter sich.

Ungeheuer leidenschaftlich sind die Hunde im Anspann. Unter Geheul geht es zuerst vorwärts wie hinter einer Katze her, bald aber fallen sie in einen ruhigen Trab. Man soll 100 Werst am Tage mit ihnen zurücklegen können. Wie ein leichtes Vibrieren teilt sich das Ziehen der — sagen wir — 52 Füße dem Schlitten mit. Paarweise sind sie an einen Strick gespannt, vorn allein der Leithund, und werden durch Zuruf und Bremsen gelenkt.

Nun will ich noch erzählen, wie ich Weihnachten feierte. Fünf Werst von der Stadt war eine Anstalt für Lepröse, wo die hin und her am Fluß vorkommenden Fälle konzentriert werden sollten, und den Leidenden ein möglichst menschenwürdiges Dasein geschaffen wurde. Leiterin der Anstalt war eine Rigenserin, ein Frl. Thomson. Sie war wie geschaffen für diesen Posten, voll von derbem Frohsinn und zuversichtlicher Tüchtigkeit leistete sie unter nicht leichten Umständen das Möglichste. Vier Verbrecher hatte ihr die Regierung als Diener zuerteilt: einen Brandstifter und drei Totschläger, lauter Kaukasier, von denen der eine nicht weniger als sechs Menschen auf dem Gewissen hatte. Sie hatten diese Verbrechen aber mehr dem Brauch ihres Landes folgend begangen und waren sonst in ihrer Art ehrenwerte Leute. Ich bin der Schwester zu vielem Dank verpflichtet, ich bin oft bei ihr gewesen und hab an ihrer immer auf ein nächstes praktisches Wohl gerichteten Tatkräftigkeit meine sinkende Stimmung wieder erfrischt.

Schon am Vorabend des Festes hatte ich den großen Baum mit einer Fülle bunter Herrlichkeiten geschmückt, und am Abend strahlten er und das Zimmer im blendenden Glanz mehrerer hundert Lichter ..... Dann erschienen in der dunkeln Tür die Kranken: einer entsetzlicher als der andre. Es sind fast lauter schwere Formen mit entstellenden Geschwulst- und Geschwürsbildungen im Gesicht; oft fiel es schwer, überhaupt noch menschliche Formen herauszusehen. Einige von ihnen versteckten sich auch vor dem hellen Licht, teils wohl, weil ihnen die Lider fehlten, und alle standen sie stumm da, bis ihnen die Schwester über die erste Verlegenheit hinweghalf. Geschenke wurden verteilt, und es begann eine lebhafte Unterhaltung, die aber ganz stimmlos geführt wurde, da bei kaum einem der Kranken der Kehlkopf noch intakt war.

Ein alter Mann holte seine Geige heraus. Es ist bekannt, daß bei der Lepra die Endglieder der Finger und Zehen oft absterben und abfallen; auch dieser Alte hatte lange nicht mehr alle seine Finger, auch ein Auge fehlte ihm, und das, was er auf seiner Geige hervorbrachte, war wohl mehr ein Gewinsel, als Musik. Aber trotzdem und trotz aller Verstümmelung und Unheilbarkeit fingen diese Ausgestoßenen einen alten russischen Tanz an und tanzten ihn mit Verve. Die Schwester nannte es einen Totentanz. Äußerlich war er es auch. Innerlich schien mir aber wenig Ironie, sondern noch ein gutes Teil derben, versöhnenden Behagens drin zu liegen.

Mit dem sechsfachen Totschläger fuhr ich dann durch die sternklare Nacht nach Hause.

Als nach der Schlacht bei Mukden der Gedanke einer Okkupation Sachalins durch die Japaner in den Vordergrund trat, wurde eines unsres Bataillone dahin abkommandiert. Ich sah es am Morgen abmarschieren auf dem Eise des Flusses. Als ich am späten Nachmittag wieder am Fluß war, sah man sie noch immer wie eine Schlange sich kaum merklich auf der Riesenfläche fortbewegen. Wie klein ist der Mensch solchen Naturmassen gegenüber! —

Schön war der Winter, aber entsetzlich lang. Von Mitte Oktober bis Ende April lagen wir unter seinem Bann. Allmählich bemächtigte sich unser, die wir bei der geringen Arbeit keinen eigentlichen Lebensmittelpunkt hatten, eine unruhige, quälende Faulheit.

Endlich kam der erlösende Frühling, der erste Dampfer und mit ihm die Nachricht von der Schlacht bei Tschuschima. Der Krieg war entschieden, und uns blieb nur übrig, auf den Frieden zu warten; viel zu früh fingen wir damit an, die Zeit wurde nicht angenehmer dadurch. Aber auch als der Friede geschlossen war, wußten wir nicht, ob wir noch vor dem Winter entlassen werden würden oder nicht. Als dann endlich, drei Tage vor dem letzten Dampfer, unsre Abkommandierung kam, waren unsre Kräfte auch ziemlich am Ende. Kaum äußerte man seine Freude, gleichmütig nahm man Abschied von den Zurückbleibenden und hatte nur das eine Gefühl: jetzt nach Hause . . .! — denn die Nachrichten von da waren immer schlechter geworden, und dann blieben sie ganz aus.

Ich war bis auf weiteres nach Charbin abkommandiert; wie nah schien das einem von Europa!

Unterwegs besuchte ich noch Wladiwostok. Wer Spezzia an der Riviera kennt, wird sich von der schönen Stadt ein Bild machen können und von dem einzig reichen Ineinanderwirken von Land und Meer, von Berg und Tal. Mit seinen Befestigungen, den weiten Forts und der vorgestreckten Lage sah es wohl wie eine eingekrallte Tatze aus.

In Charbin schwindelten meine in der langen Einsamkeit geschwächten Sinne fast. Wie zu Hause traf man alle Augenblick Bekannte. Gerade Ärzte

wurden in Menge nach Hause als Begleitung der Truppen abkommandiert. So traf ich denn auch wieder mit drei Bekannten zusammen bei einem Truppenteil, den wir zusammen mit einigen jüdischen und polnischen Kollegen begleiten sollten, — die billigste Art uns nach Hause zu schaffen. —

Aber diesmal war die Stimmung nicht rosig. Müde waren wir, und wenn wir auch jetzt ungewissen Zuständen entgegenfuhren, — schön konnten sie in keinem Fall sein.

Schon in Charbin und dann auf allen Stationen merkte man die Anfänge der Revolution. Umzüge mit roten Fahnen, geplünderte Wartesäle, Menschen, die aufreizende Reden hielten. Unsre Truppen wurden immer unruhiger, besonders dadurch, daß wir so langsam weiter kamen, erst nur 150 oder 200 Werst am Tage. Sie wollten meutern, waren sich aber vollständig unklar, gegen wen sich ihre Erregung wenden sollte. Abwechselnd baten sie die voraus fahrenden Matrosen verprügeln zu dürfen, oder wollten den Umzüglern ans Leben, oder endlich die Stationen stürmen. Die Offiziere hatten jeden Einfluß verloren, die Soldaten gehorchten nicht, waren frech, und am Abend tobten sie vollständig betrunken johlend um den Zug. Die einzelnen waren vernünftigem Zureden durchaus zugänglich. Ein sehr netter jüdischer Kollege aus Mitau nahm sich ihrer sehr an, und sie wußten ihn schließlich nicht genug zu loben.

Obgleich ja eigentlich keine Gefahr für uns bestand, ging uns das beständige Zusammensein mit der aufgeregten Menge doch etwas auf die Nerven, und wir waren froh, in Ssysranj sie verlassen zu können und auf eigne Hand nach Hause zu fahren. Wie schön war es, als freier Mensch im bequemen Schnellzug durchs russische Reich zu fliegen.

Wie ein Katzensprung erschien einem die Strecke von Petersburg nach Dorpat.

Hier fand ich dann die Revolution vor mit allen ihren Sorgen und ihrem Elend, und ich, der ich aus einem zweijährigen Kriege zurückkam, hörte die ersten auf Menschen gerichteten Schüsse auf unserm alten Markt in Dorpat!

# Gedichte.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

1.

. . . . Es ist so schön vom Sterben nichts zu wissen.
O Du! wir träumten nur, daß wir uns wiedersahn . .
Du sollst die Augen mit den Händen schließen:
Wir träumten nur, daß wir uns wieder sahn.

Horch! horch! am Flusse flötet der Pirol;
Die Mondnacht lauscht als atmete sie kaum . . . .
Blau sind die Täler, alle Höhen klar,
Der Brunnen rauscht und silbert durch die Linden.

Und Du! und Du! wie schön, wie schlank, wie heiß!
Das volle Haar durchwühlt mit Nachtviolen. —
Wir träumten nur, daß wir uns wiedersahn:
Es ist so schön vom Sterben nichts zu wissen.

2.

## Wozu?

Nach langen, nebelblassen Tagen
Bricht Sonnenblut aus finstrer Wolkennacht.
Und Lebenspulse scheinen neu zu schlagen,
Als wär' Natur vom Tode auferwacht.

Die blassen Wipfel rötet Fieberglühen.
Ein Fieberglühen das entseelte Feld.
Und sieh — es scheint als woll' es wieder blühen,
Und wieder Frühling werden in der Welt.

Am Waldsaum sammeln Kinder sich und singen —
Verwundert schaun sie zu der Wipfel Rot,
Ich sehe Blumen sie den Müttern bringen,
Verblühte Blumen, die geküßt der Tod. . . . .

Wozu? Was soll dies müde Auferstehen?
Dies neue Leben, krank und hoffnungslos?
Es war so süß und schmerzlos das Vergehen,
Die Seele wurde vor dem Tod so groß!

Doch nun, bei diesem neuen Lebensstreben
Verschwindet des Vergehens klare Ruh –
Und wieder, wieder will man leben,
Und weiß doch selber nicht — wozu. . . . . .

3.

## Auch ein Leben.

Und wenn der Frühling kam mit goldnem Sehnen,
Mit blauen Teichen und mit rosa Mandeln,
An tiefen Wassern liebte sie zu wandeln
An weiße Birken die Gestalt zu lehnen.

Und durch das Blühen schritt sie wie im Schlaf:
Mit großen Augen und mit scheuen Füßen;

Ein fernes Leben schien sie dann zu grüßen
Und zuckte nur, wenn sie auf Menschen traf.
Man merkte kaum auf sie bei Spiel und Tänzen;
Doch als sie fortzog einst beim Abendschein,
Da schien es allen, daß auf Feld und Hain
Erloschen wär' ein erdenfernes Glänzen.

4.

Michelangelo auf den Marmorbrüchen Carraras.

An weiße Marmorbrüche lehnt das blaue Südmeer.
Am Rand des Bruches ragt ein schwarzer Riese.
Er lächelt nieder in das Grenzenlose und ruft:
„Meer! Erde! Sterne! Menschen! Weltraum! Weltgeist! Hört mich!
Hier steh ich — eine Sonnenwelt im Herzen,
Hier diese Faust soll diese Welt gestalten
Aus diesem weißen Stein, der reiner ist als Fleisch!"
. . Der Hammer dröhnt! Ein Splitterregen klirrt . . .
Nacht sinkt herab.
Der Hammer dröhnt und klirrt . . . .
Und eine Welt von herrlichen Gestalten, schneeweiß und groß
Mit hohen Stirnen, stolzen Sonnenaugen
Wächst, schält sich aus dem Stein.
Der schwarze Riese ächzt und schwingt den Hammer:
„Lebt, atmet, lebt!"
Rot strahlt die Sonne auf.
Der Hammer klirrt, der schwarze Riese ächzt:
„Du Bacchus reiche deine Trauben mir,
Zeus! Zeus — wo bleiben deine Blitze?"
Er schüttelt die Gestalten. Er klammert an den Marmor sich und ächzt:
„Lebt! Lebt!"
Er küßt den Stein:
„Leb!"
Nacht sinkt herab.
Der schwarze Riese bricht zusammen, fällt
Und weint, weint bitterlich. . . . .
An weiße Marmorbrüche lehnt das blaue Südmeer.

# Eine Blindenanstalt in St. Petersburg.

(Gegründet zur Erinnerung an Dr. Robert Blessig.)

Von H. B. (St. Petersburg.)

Er war Augenarzt.

Als er eben auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Arbeit stand — wurde er abgerufen.

Da reifte aus der Saat, die er gesäet, aus dem großen Mitleiden mit den Ärmsten der Menschen, die Erfüllung seines letzten Wunsches.

Ein Denkmal ward ihm errichtet, lebendige Bausteine. — Den vielen Blinden, denen er nicht helfen konnte, wurde damit eine Zufluchtstätte und eine Versorgung gegeben. Eine Gewerbeschule, die seinen Namen trug: „Anstalt für erwachsene Blinde, gegründet zur Erinnerung an Dr. Robert Blessig", wurde ins Leben gerufen. Freunde, Patienten, mitfühlende vermögende Menschen brachten die Mittel herbei, und schon $1^1/_2$ Jahre nach dem Tode ihres Wohltäters konnten die ersten 15 Blinden aufgenommen werden. Es war die erste Schöpfung dieser Art in Rußland; — kein Asyl, keine lebenslängliche Versorgung durch Almosen —, es sollte eine geschlossene Gewerbeschule für jugendliche Blinde sein (von 16—30 Jahren). Sie verlassen die Anstalt nach beendigtem Kursus (3 bis 5 Jahre), um sich weiterhin zu Hause ihr Brot selbständig zu erarbeiten.

Schweren Herzens hatte Blessig stets die unheilbaren Blinden fortschicken müssen, zurück in die schreckliche Finsternis und Armut. In den letzten Tagen beschäftigte ihn der Plan, diesen vom Licht und von der Arbeit ausgeschlossenen Armen Hilfe zu schaffen. Und wie schnell stand diese so berechtigte und notwendige Anstalt fertig da, wie eifrig und zielbewußt wurde sie nach ausländischen Mustern eingerichtet!

Ein Komitee, 6 Personen, wurde von den Gründern gewählt. Sie setzen die Statuten und Instruktionen auf für die Blinden und die Leiter.

Anfangs wurde ein Miethaus bezogen. Ein Korbflechter und eine Blindenmutter sorgten für den Unterricht und den Haushalt.

Da nicht jedermann das notwendige Talent für Korbformen hat, so wurde bald ein zweites Handwerk notwendig und man begann die Bürstenfabrikation, geleitet von einem zweiten Meister.

Allmählich stieg die Zahl der Blinden auf 25 (15 Männer, 10 Frauen). Die weiblichen Blinden lernten die feineren Körbe flechten, auch das Einflechten der Rohrstühle und das Stricken.

Die aus der Anstalt Entlassenen erfreuen sich auch ferner einer gewissen Fürsorge. Die Anstalt hilft ihre Ware verkaufen, so daß fast alle Arbeiten aus nahen und fernen Orten eingeschickt werden und der Preis sofort ihnen bezahlt wird (nach Abzug von 10%.).

Der Vorrat wuchs sehr bald so bedeutend, daß für größeren Absatz möglichst viel getan wurde. Fabriken, Anstalten, Privatleute wurden um Bestellungen ersucht, und nach allen Seiten ward für die gute und reelle Arbeit der fleißigen Blinden Propaganda gemacht.

Jetzt steht die Anstalt im 33-sten Jahre; sie ist ihrem Programm treu geblieben und arbeitet stetig im selben Geleise.

Allmählich wurden mehr Hilfskräfte herangezogen; besonders notwendig war es, als 5 Jahre hindurch 15 Blinde mehr, vom Kaiserlichen Marien-Verein für Blinde, als Pensionäre eintraten, die später wieder in eine eigne Werkstatt übergeführt wurden.

Auch die interne Leitung liegt, immer unter Aufsicht des Komitees, seit c. 20 Jahren in den Händen einer Leiterin, die eine Gehilfin zur Seite hat; der letzteren Pflicht ist es, den Strickunterricht zu erteilen, und bei der Korrespondenz und Buchführung der Leiterin zu helfen.



Dr. Robert Blessig.

Das Schreiben- und Lesenlernen ist nicht erforderlich; wenn aber die Zöglinge den Wunsch darnach äußern, so erhalten sie Anleitung in der Blindenschrift, sogenan. „Brailleschrift."

Eine sehr schöne Sammlung von abgeschriebenen Büchern in Blindenschrift besitzt die Anstalt, in deutscher, russischer und estnischer Sprache: da sind Erzählungen, Belehrendes, auch ein Lehrbuch der Anatomie und der Chirurgie für Massage Lernende. Zwei entlassene Blinde haben das Massieren erlernt und betreiben es mit Erfolg. Vielen freundlichen Herren und Damen verdankt die Anstalt diese wertvolle Bibliothek.

Seit Jahren lebt die Anstalt in ihrem eigenen Hause; außerhalb der Stadt wurde eine Villa mit großem Hof und Garten erworben. Sie ist also nicht nach dem Plan eines Anstaltsbetriebes erbaut. Daraus ergibt sich auch die Lebensweise und der Verkehr in den bewohnten Räumen. Es existieren keine Korridore und dahin führenden verschließbaren Einzelzimmer und Klassen. Das Speisezimmer ist der Mittelpunkt der unteren Etage; es führt ins Arbeitszimmer der Mädchen, in deren Schlafräume, und auch in das Bureau und Empfangszimmer. Im oberen Stock liegen 4 Arbeitszimmer für Korb-

und Bürstenarbeiter; deren Schlafzimmer sind in einem Nebengebäude. Zwei Balkons und drei Veranden sind sehr zweckmäßig für manche Arbeiten und fürs Auslüften von Sachen zu gebrauchen.

Der Stundenplan wird sehr genau eingehalten. 12 Stunden täglich, außer 2 1/2 Stunden freier Zeit, sind alle bei der Arbeit.

Im Verlauf von 33 Jahren erlebt auch ein Arbeitsbetrieb viel Freud' und Leid. Viel Wechsel in der internen Leitung und auch schwere Verluste darunter, sind hart empfunden worden.

Das Arbeiten unter Blinden ist nicht leicht. Es erfordert, außer der Gewandtheit des Lehrens, auch eine große Geduld, ein besonderes Verständnis



**Blessigsche Blindenanstalt.**

für den blinden Menschen. Da die Aufmerksamkeit des Blinden sehr konzentriert ist, so verfolgt er seine Einfälle und Pläne bis in die letzten Konsequenzen. Er grübelt und dichtet sich alles zurecht ohne äußere Ablenkung, und daher steht er den Forderungen an die Sehenden sehr eigensinnig gegenüber; es ist unendlich schwer, ihn korrigiren oder ihm eine Sache ausreden zu wollen, oft geradezu gefährlich; so fest hat er sich seine Gedankenwelt erbaut.

Was die Leistungen der Blinden betrifft, so arbeiten alle sehr gern, auch während einer Unterhaltung legen sie die Weiden und Stricknadeln nicht aus der Hand. Der Russe hat für technische Arbeiten besonderes Geschick. Es sind außer der Mehrzahl Russen, auch Deutsche, Esten, Finnen und Polen unter den Zöglingen.

Wenn man erwägt, daß die meisten dem Bauern- oder Kleinbürgerstande angehören, daß sie fast immer bettelarm sind, meist vernachlässigt im Äußeren, unentwickelt und unerzogen, so ist es wunderbar zu sehen, wie schnell sie sich den zivilisierten Leidensgenossen anpassen. Jeder Neueintretende wird sofort von den Schülern mit den Anforderungen bekannt gemacht, und sehr bald umgemodelt.

Wenn der Blinde entlassen wird, empfängt er die Summe seines Arbeitsanteils, dann das nötige Handwerkszeug, und schafft sich zu allererst einen neuen Anzug an. Wie anders sieht er aus, als beim Eintritt — so selbstbewußt, so schmuck, so glücklich und dankbar, daß er eine Arbeit zu machen versteht, die ihn ernähren kann.



**Blinde bei der Arbeit.**

Die Erscheinung eines gedrückten blinden Bettlers ist für immer geschwunden. Nun geht er auch gleich an die Arbeit nach Hause. Er ist ganz auf sich gestellt. Die Blinden können nicht, wie beispielsweise in Sachsen, Schleswig oder Ostpreußen, von der Anstalt aus besucht werden. Sie leben ja zerstreut im großen russischen Reich, bis zum Don hinunter und bis Sibiriens Grenzen. Der Blinde muß selbst zusehen, wie er fortkommt.

Viele Entlassene sind gut und ehrlich, fleißig und zufrieden geblieben. Andere aber sind durch Trunk, Unredlichkeit, schlechtes Haushalten zu Grunde gegangen. Die Kunst, sich nach den Einnahmen einzurichten, versteht der Russe besonders schlecht. Er rechnet nicht, er leiht gern, kommt durch unordentliches Leben leicht auf abschüssige Bahnen, — und wird dann wieder zum Bettler.

Mit innigem Dank wird aller derer gedacht, die der Anstalt geholfen haben, sich weiter zu entwickeln. Vor allem gebührt Dank dem verstorbenen Direktor der Dresdner Blindenanstalt August Büttner, der in stetem Briefwechsel so bereitwillig, so liebenswürdig mit seinem geschätzten klugen Rat der Anstalt beigestanden hat.

Wie mancher Freund der Blindensache hat die Mühe nicht gescheut, vorzulesen, zu musiziren, Gesangstunden zu erteilen, Bücher abzuschreiben (in Blindenschrift!), und an vielen Sonn- und Feiertagen wurden die Blinden auf diese Weise erheitert. Und das schöne Weihnachtsfest! Auf deutsche Weise hat der verehrte Prediger in russischer Sprache 30 Jahre hindurch den Blinden die Weihnachtsfreude verkündet, ihnen Mut und Trost gebracht. Und die reichen Gaben jedes Mal waren rührende Sympathiebeweise.

Sehr große Geldmittel erfordern die Entlassenen, denen man die Arbeiten, noch vor dem Verkauf, bezahlen muß.

Daher muß immer wieder gebeten werden, daß man sich des Blinden erbarme, nicht durch Almosengeben, sondern durch Förderung seiner Arbeiten.

Möge die Anstalt immer ein Segen für die Blinden sein, stets in demselben Geiste weiter geleitet werden, wie sie ins Leben gerufen worden ist.

Wer sich entschließt, mit der Dampfbahn von Petersburg 20 Minuten hinauszufahren in die Blessigsche Blindenanstalt, der ist immer dort hoch willkommen, liebenswürdig empfangen — und das fröhliche, zufriedene Treiben der Blinden wird alle Furcht vor der Tragik ihres Schicksals verscheuchen.

## Bücherbesprechungen.

**„За Вѣру, Царя и Отечество."** Отечественная война 1812 года въ картинахъ и портретахъ. Съ текстомъ, составленнымъ генераломъ Ѳ. А. Макшеевымъ. Изданіе И. С. Лапина и Ко. въ Парижѣ и Товарищ. „Культуры" въ Петербургѣ. Цѣна альбома въ изящной папкѣ 17 рублей.

In den 100 Jahren, die seit dem vaterländischen Kriege verflossen sind, sind Künstler, Schriftsteller, Gelehrte eifrig an der Arbeit gewesen, jenes grandiose Ringen zweier Nationen, das sich auf so ausgedehntem Raum während so langer Zeit abgespielt hat, in möglichster Plastik und Deutlichkeit wieder erstehen zu lassen. Man wird nicht behaupten können, daß die Zeit schon alles hergegeben hat, was sie hergeben kann, geschweige denn, daß das bisher Erarbeitete schon Allgemeinbesitz des gebildeten Publikums geworden. Vieles davon schlummert noch in Archiven, Museen, Gemäldegallerien und wartet auf Veröffentlichung oder auf eine genial gestaltende und zusammenfassende Hand. Was enthalten nicht allein die kaiserlichen und großfürstlichen Schlösser,

zu denen der Zutritt entweder garnicht oder schwer zu erlangen ist! Jede gewissenhafte und geschmackvolle Zusammenfassung dessen, was wir schon besitzen, ist daher mit Freuden zu begrüßen. Der oben genannte rühmlichst bekannte Verlag hat es sich angelegen sein lassen, in gegebener pietätvoller Veranlassung zunächst das Bildmaterial, das jene Zeit verherrlicht und das sonst in den kaiserlichen Palais und Museen zerstreut zu finden ist, zu sammeln und in würdigen Reproduktionen herauszugeben. Das Resultat dieser überaus mühevollen Arbeit, die gewiß einige Jahre in Anspruch genommen hat, liegt nun vor uns. Es ist ein Album, enthaltend etwa 50 Kunstblätter auf feinstem Kunstdruckpapier, in der Größe von 32×42 cm. In bunter Folge ziehen die besonders wichtigen und typischen Phasen dieses gerade für das Auge des Malers — und nicht nur des Schlachtenmalers — reizvollen Krieges an uns vorüber: das Völkergemisch im Heere Napoleons; die alten ehrwürdigen Städte im Flammenschein des Krieges; der Weltenherrscher auf den Sperlingsbergen, im Kostüm eines polnischen Magnaten, im eilig davonfahrenden Schlitten; die russischen Heiligtümer und der französische Freisinn, um nicht zu sagen Zynismus; der russische Winter und Gebärde und Kostüm der frierenden Franzosen; der in seinem heiligsten Empfinden verletzte russische Bauer, und vor allem das grandioseste Gemälde der Weltgeschichte, — der Brand Moskaus, das noch rauchumhüllt zu einem Kapua für das bis dahin sieggewohnte Heer werden sollte.

Den Schluß bilden die Porträts der bedeutendsten Führer im russischen Heer, und eingeleitet wird das Ganze durch ein wohlgelungenes Porträt Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers. Unter den Namen der Künstler ist der illustre Wereschtschagins besonders oft vertreten. Der Genuß bei der Betrachtung dieses, wie man sieht, schon durch seinen Stoff hochinteressanten Albums wird nun aber noch wesentlich dadurch erhöht, daß sämtliche Blätter bis auf einige Porträts zum Schluß im Vierfarbendruck hergestellt sind, d. h. in jenem technischen, nur unserer Zeit angehörenden Verfahren, das ermöglicht, die feinsten Nüancen in der Farbengebung des Originals wiederzugeben. So sehr dieses Verfahren auf den ersten Blick der Sensibilität der orthochromatischen Platte und dem mechanischen Prozeß des Übereinanderdruckens der Platten ausgeliefert scheint, so sehr bedarf es hier jedoch der weise leitenden Hand des Künstlers, um Arbeiten von bleibendem künstlerischen Wert und Reiz zu erzielen. Die Blätter, die der Pariser Künstler Lapin für dieses Album geschaffen hat, sind von geradezu verblüffender Frische der Farben, man nehme, welches man wolle, und so stehen wir denn nicht an zu behaupten, daß dem Album schon dieser Blätter wegen ein Ehrenplatz unter den in russischer Sprache erschienenen Bildwerken gebührt. Bemerkt sei, daß jedem Blatt eine schützende Hülle und eine Erläuterung beigegeben ist.

Es kommen nun aber noch weitere empfehlende Momente hinzu. Der

Professor der Kriegsakademie, General Makschejew, hat auf 40 Seiten in der Größe der Kunstblätter eine Geschichte des vaterländischen Krieges beigesteuert, die in all' ihrer Kürze und Gedrängtheit zu dem Besten gehört, was wir auf diesem Gebiet gelesen haben. In sachlicher und sachkundiger, durchaus vorurteilsfreier Weise wird die fürchterliche Tragik dieses Krieges für die Franzosen, sowie das wachsende Triumphgefühl der Russen geschildert. Ein weises Verstehenwollen dem Feinde gegenüber, ein warmer, stets durch Sachlichkeit gedämpfter Pulsschlag dem eignen Vaterlande gegenüber. Die Fragen: Naturgewalt oder strategische Kunst? Barclay de Tolly oder Kutusow? der Übergang über die Beresina, sowie manches andere lang umstrittene Problem erfahren eine gerechte und würdige Beurteilung. Vielleicht läßt sich einmal eine deutsche Ausgabe des Textes ermöglichen, da eine objektive Darstellung des großen Krieges auch außerhalb unserer Grenzpfähle interessieren dürfte. Den Text zieren zahlreiche Schwarz-Weiß-Illustrationen, die auf einige Details in der Kriegführung — Monogramme, Kanonenzeichen, Fahnen, alte Stiche etc. — Bezug nehmen. Ferner finden wir besondere Tabellen mit graphischen Darstellungen der Märsche und Stellungen von Russen und Franzosen während des Krieges.

Das Album ist in jeder Hinsicht würdig ausgestattet. Dieses Lob bezieht sich nicht nur auf das schöne Papier, sondern auch auf solche Details der äußeren Ausstattung, wie Lettersatz und Randleisten. Das Verdienst, hierin etwas Mustergültiges geschaffen zu haben, gebührt der Verlagsgesellschaft „Kultur". Wer sich also ein bleibendes Andenken an den großen vaterländischen Krieg sichern will, der greife zu diesem Album. Der Preis ist in Anbetracht der oben angeführten Vorzüge kein hoher. Eine geschmackvolle Umschlagmappe empfiehlt das Buch zugleich für den Salon.

Reval. Arthur Behrsing.

---

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats.

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl., Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

**Eltern, denen die häusliche Erziehung oder die schulische Ausbildung eines Kindes Schwierigkeiten bereitet,**

finden geeignete Ratschläge in der im Buchhandel erschienenen Schrift:

# Das Erziehungsheim u. Jugendsanatorium

## auf der Sophienhöhe bei Jena

und seine Beziehungen zu den Unterrichts- u. Erziehungsfragen der Gegenwart von **J. Trüper**

10. Auflage. Mit 49 Abbildungen. VIII u. 178 S. Preis M. 2.50

**Langensalza, Hermann Beyer & Söhne,** 1911,

sowie auch direkt durch den Unterzeichneten.

Das Erziehungsheim Sophienhöhe wurde 1890 gegründet für schulüberbürdete, erholungsbedürftige, schwächliche, blutarme, nervöse und darum in der Schule zurückbleibende oder für die Familie schwer erziehbare Knaben und Mädchen. — Es ist das älteste Landerziehungsheim und von den hervorragendsten Medizinern und Pädagogen des In- und Auslandes zugleich als einzigartiges und mustergültiges Heilerziehungsheim anerkannt. — Es hat eine Reformschule mit kleinen Klassen (2 bis 15 Schülern) bis Untersekunda. Gartenbau-, Hobelbank-, Modellier- und Schnitzunterricht sind obligatorische Lehrgegenstände. Praktische Berufsvorbildung für Minderbegabte. Haushaltungsschule in einem besonderen Mädchenheim.

Unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Dr. med. Giese als Hausarzt, und wenn notwendig unter dem Beirate anderer Autoritäten der Universität, gewährt unser Erziehungsheim schwächlichen Kindern individualisierende pflegerische Behandlung unter Berücksichtigung aller natürlichen Heilfaktoren, wie sorgfältige Ernährung (auch besondere Ernährungskuren), Freiluft- oder Waldschule, Spiel und Sport, Luft- und Sonnenbäder, eigenes heizbares Schwimmbad, schwedische Heilgymnastik, Massage u. a. m.

In einem 7 Hektar großen schattigen Parke und in unmittelbarer Nähe von Berg und Wald gelegen, besitzt die Sophienhöhe große Spielplätze, ausgedehnte Gemüse-, Beeren- und Obstanlagen, Warmhäuser für Blumenzucht, Terrarien und Aquarien u. a. m. für Pflanzen- und Tierpflege der Jugend. — Das Erziehungsheim betont vor allem sorgfältigste Charakterbildung auf Grundlage des christlichen Familienlebens und gewährleistet gewissenhafte Aufsicht und Erziehung. Näheres darüber in der Schrift:

## Die Charakterfehler des Kindes

Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedr. Scholz (vormals Dir. der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen). In III. neu bearbeiteter und ergänzter Auflage herausgegeben von J. Trüper. Ed. Heinr. Mayer (Einhorn & Jäger), Leipzig, X und 304 Seiten, 5.50 Mark.

Die günstigsten Empfehlungen von Eltern wie von zahlreichen hervorragenden Ärzten und Pädagogen des In- und Auslandes.

**J. Trüper, Direktor.**

## Theodor Katzmann,

**Reval.** Langstraße Nr. 29. **Reval.**

## Handlung für Haus- und Küchengeräte.

Lager von Original **Weck's**
Konserven-Gläsern und Sterilisier-Apparaten.

---

## Deutsches Seminar zu Mitau — Kurland.

Private Lehrerbildungs-Anstalt. **Schreiberstraße 16.**

Vierjähriger Kursus, Elementarlehrerexamen nach 3, bezüglich 2 Jahren; Hauslehrerexamen nach 4, bezüglich 3 Jahren. Meldungen unter Beifügung der Dokumente beim Direktor. **Der Verwaltungsrat.**

---

# Stiefelhandlung u. Werkstube

**Reval,** **Nikolaistraße Nr. 3.**

## R. Masing,

vorm. J. Johanson,

**Reval,** **Nikolaistraße Nr. 3.**

empfiehlt div. Schuhe und Stiefel neuster Façons eigener Arbeit. Übernimmt Bestellungen auf Schuhzeug für unförmliche Füße. Bestellungen werden akkurat ausgeführt.

Hochachtungsvoll
**R. Masing.**

---

## Emsy Aeckerle-Klau,

**Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin,**
**Lützow-Straße 85-a.** Sprechstunde Montags u. Donnerstags von 4—5.

Tonbildung auf wissenschaftlich-hygienischer Grundlage in Verbindung mit Sprachtechnik u. Phonetik. — Anleitung im Rutzschen Typensystemsingen u. Sprechen.

Gesang auf dieser Grundlage ein Quell der Gesundheit.

Jeder normale Mensch kann sich durch richtige Unterweisung, wenn er noch nicht im Besitz einer Gesangstimme ist, eine solche herausbilden, daher Annahme auch in diesem Fall.

Beseitigung von Sprachstörungen, soweit diese auf falschem Sprachmuskelgebrauch, mangelhafter Phonetik und falscher Atmung beruhen.

---

## Konditorei und Café W. Grigorjew,

**Lehmstraße 13 — Telephon 857,**

empfiehlt täglich **Tee, Kaffee, Schokolade, Bouillon, Schmantbütte.** Bestellungen auf **Torten, Eis** und **Creme** werden gut und billig ausgeführt.

---



## F. Stadler, Riga,

Telephon 5917.
Kl. Königstr. 17

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.

# Magazin von

**Stroh- und Filzhüten und Fellwaren, Nähmaschinen u. Strickmaschinen**

der berühmtesten Firmen.

**W. A. Indermitte,**

Reval, Schmiedestrasse Nr. 25.

# „Hospiz" des Evangelischen Vereins

**St. Petersburg**, W. O. 10. Linie 15², Telephon 507—28. Telegramme „Hospiz".

Geöffnet das ganze Jahr.

Ruhige Lage, elektrisches Licht, Bäder, Lift.

Preise pro Tag: 1.25—5 Rbl.; mit Pension: 2—8 Rbl.

Leitung: **Pastorin E. Hesse.**

**Reval, Langstr. 31.**

Das optisch-mechanische Geschäft

**F. Hausen** in Firma P. Rebenitz, Reval, Langstraße 31,

empfiehlt in großer Auswahl

**Pincenez, Brillen, Lorgnetten, Operngläser, Fernrohre, Prismengläser, Thermometer, Barometer u. s. w.**

Daselbst werden von Sachkundigen sämtliche in diese Branche fallenden Reparaturen sorgfältig ausgeführt.

# Handelshaus Leopold Biek, Reval.

**Lehmstraße 3, eigenes Haus.** **Telephon 212.**

Papier- und Schreibwaren.

Kurz- und Modewaren.

**en gros und en détail.**

**Stets Eingang von Neuheiten der Saison.**

Größtes Lager aller Bureau-, Schreib- und Zeichenmaterialien, Finnische Packpapiere, Makulaturen, Pergament und Butterpapiere.


Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers. Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.




№ 10. Reval, 1. (14.) Oktober. 1912.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Aus alten Dorpater Tagen.

Rückblicke von Helene Hoerschelmann [Irene Kjerulf]. (Otrada, Gouv. Moskau.)

Diese Blätter sollen keinerlei Anspruch auf objektiven literarischen Wert erheben. Sie sind nichts als ein Totenopfer an eine dahingegangene Zeit, und denen, die etwa in die Helligkeit jener Zeit geschaut und sie in der Seele bewahrt, seien sie dargebracht.

Es waren die 70er und 80er Jahre, an die ich denke, wenn ich eine kurze Rückschau halte auf alte Dorpater Pracht, oft Gehörtes und Selbsterlebtes sammelnd zu einem losen Strauß, ohne Gärtnerkunst gebunden, nur mit welkem Duft Erinnern weckend bei denen, die in den Garten gegangen, wo die Blumen geblüht.

Ja, es war eine Lust zu leben in jenen Tagen, zu leben und zu arbeiten! Und sie wären es schon wert, daß ein schönes und tiefes Buch von dem erzählte, was diese bescheidenen Zeilen nur andeutend bringen an Freud und Leid jener Zeiten. Mehr Freud als Leid, bis sich dann das Blatt wandte, um eine neue und dunklere Seite zu beginnen.

Sinne ich nach, so fällt mir keine Geschichte ein, die einen Hauch von der Luft herweht, die damals geherrscht, es sei denn die alte Erzählung von der „Verlorenen Handschrift", und ich erinnere mich, wie seltsam vertraut dieses Buch mir erschien, als fühlte ich mich in häuslichen Wänden. Es bringt doch eine schwache Ahnung aus der Welt, wo höchste Geistigkeit sich einzigartig in vertraulichem

Austausch der Häuser und Familien Dorpats gab, für die, die auf und unter dem Katheder saßen. Zugleich eine Zeit, wo eine Fülle schöpferischer, oft über die engen Landesgrenzen hinausleuchtender Geister zusammen an kleiner, konzentrierter Stätte gearbeitet und gestrebt, gegeben und genommen hat. Was sich in den Großstadtuniversitäten in der Vielheit zersplittert, verdichtete sich hier zu einer Einheit, die in ihrer Kraft und Wurzelechtheit wohl als einzigartig bezeichnet werden darf.

Das frische, unverhüllte Jugendleben der Studenten, Übermut und Zucht mit gutem Maße mischend, gab den mitschwingenden Ton wie ferner Waldhornklang zum Rauschen der Tannen. Unwillkürlich lernten die jungen Burschen damals, was in jetzigen Zeiten schier wie aus Urgroßmutters Kasten anmutet — nämlich Pietät und Verehrung. Denn sie saßen zu Füßen solcher, die es verdienten. Die akademischen Lehrer wiederum blieben jung in stetem, persönlichem Umgang mit den Jungen. Mädchen und Frauen bekamen die selbstverständliche Natürlichkeit im Verkehr mit dem andern Geschlecht, die nur frühe und ungezwungene Wechselbeziehung geben kann, die Hausfrauen verloren ein gut Teil der weiblichen Erdgebundenheit alter Zeiten im Atmen leichter Höhenluft, die Väter und Männer ihnen zutrugen. Niederer Klatsch und Intrigue hatten nur selten Raum hier, keinen Raum auch Üppigkeit uud Wohlleben in einer Atmosphäre wundervollster Geistigkeit.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, mit kritischer Sonde scharf sezierend an das Gerüst dieses Organismus zu gehen, kleinlich sich über die Schatten auszubreiten, wo so viel Licht war, — doch ein Bild fleckenloser Tugend war es natürlich nicht, konnte es nicht sein, bei der Verschiedenheit der Individualitäten, so ausgeprägt im Baltenlande, und bei der unlieben Neigung zu Exklusivität und Kliquenwesen, gleichfalls zu allen Zeiten üppige Blüten schießend auf livländischem Boden. Einig und unverbrüchlich mit und zu einander im engsten Kreise stehend, doch starr die Grenzen gegen den fremden Eindringling wahrend — auch wo er es nicht verdient — das war die Eigenart dieser Gesellschaft. Hier lag ein sich scharf abzeichnender Schatten im hellsten Licht, — Licht und Schatten aber waren gleich intensiv und wirkten zusammen wie eine Einheit. Immerhin war es schade drum, und soll nicht unbetont bleiben, will diese Skizze sich den Anspruch auf Echtheit wahren, daß die Atmosphäre des Dorpater Professorenkreises jener Jahre eine Abgeschlossenheit atmete, die hier unbewußtem, dort mal wohl auch bewußtem Hochmut sehr nahe kam. Der Vorzug konzentrierter Verfeinerung mit einer, oft die exquisitesten Früchte tragenden, intellektuellen Inzucht durch viele Jahrzehnte hindurch bleibt ihnen deshalb immer unversehrt. —

Eine der lichtesten Seiten des Dorpater Professorenverkehrs war die Geselligkeit, die Art der Gastfreundschaft. So zwanglos wie überall in den baltischen Provinzen sich abspielend, war sie auch ebenso einfach, fast spartanisch in der Ausrichtung. Schlecht oder kärglich aß man ja überhaupt nie in Livland,

das ließ die etwas feudale Breite der alten Tradition nicht zu. Doch aber wurden die leiblichen Genüsse mit einer prachtvoll souveränen Selbstverständlichkeit in den Hintergrund gesetzt vor allem, was nur irgendwie in Geistesgebiete schlug. In diesem Kreise war das Essen und Trinken nur dazu da, um eine Note traulichen Behagens mehr in den kleinen oder großen Freundeskreis hineinzubringen, und selbst da klang meist ein feiner Nebenton mit: hier war es das Blumenarrangement bei Tische, dort ein traditionelles Familiengericht, der Stolz der Hausfrau, — am häufigsten ein gutes Glas edlen Weines, den die ausländischen Kollegen, oft Rheinländer und Weinbergbesitzer oder Freunde solcher, faßweise kommen ließen, und den man dann gemeinsam verzapfte und verteilte. Ebenso einfach war auch die übrige Lebensführung. Zu einfach für die verfeinerten Augen von heute. Nüchtern und etwas sehr altfränkisch war die Kleidung der oft so schönen Professorenfrauen, nüchterner noch die Hauseinrichtung in der schrecklichsten aller Perioden für Stil und Kunstgewerbe. Solche Gardinen, Möbel und Teppiche, solches Geschirr und Kristall ist seitdem nie wieder auferstanden, darf es nie mehr! Und die ganz wenigen Häuser, die etwas in Schönheit lebten, galten für Auserwählte und halbe Künstlernaturen. . .

Doch alles das wurde aber und abermal zugedeckt durch den Geist, der hier herrschte und der alle beseelte, die Großen und die Bescheidenen, die Schöpferischen und die Empfangenden. Und es war ein stolzer Geist und ein reiner. Der ungetrübte Geist lauterer Forschung, brennenden Wahrheitsdranges, ein Zuhausesein in den Gefilden Athens oder Alt-Weimars, Roms oder Stratfords, von Jugend auf, mit derselben selbstverständlichen Natürlichkeit wie der Junker auf seiner Scholle, der Kapitän auf seinem Schiffe, der Kaufmann in in seinem Kontor.

Außer den bildenden Künsten, — dem Balten jener Jahre, es sei denn, daß ihn reichere Geldmittel, in der Professorensphäre so gut wie nie vorhanden, in den schönen Westen des alten Mutterlandes führten, so gut wie verschlossen, — außer ihnen pflegte man sonst aber alles, was schön und anregend war. Von den besten Anregungen der großen Vortrags- und Vorlesungszyklen später. Aber man las gemeinsam, man spielte Theater, man hatte mehrere kursierende Bücherzirkel, — und damit bin ich nun eigentlich schon mitten im schönen sonnen- und schattenreichen Park drin, der Alt-Dorpat war.

Ich denke an die ältesten Zeiten meiner Erinnerung, in denen die reichsdeutschen Professoren Schulter an Schulter mit den einheimischen arbeiteten und auf den allerverschiedensten Gebieten eine beträchtliche Rolle spielten, hier den wissenschaftlichen, dort den geselligen oder künstlerischen.

In letzterer Reihe strahlte eine lange Reihe von Jahren hindurch als leuchtender Stern das Haus Professor Vogels und seiner lebensvollen Gattin Josefine, geb. Hefner, die mit ihrer süddeutschen Lebendigkeit er-

frischend auf die etwas steife nordlivländische Art wirkte. Einst eine rühmlich bekannte Opernsängerin, wurde sie hier der künstlerische Mittelpunkt einer musikliebenden und musikverständigen Gesellschaft. Unerschöpfliches und Unersetzliches dankte Dorpat dieser köstlichen Frau mit ihrer derben Urwüchsigkeit, ihrem starken Temperament. Fest nahm sie die Zügel in die Hände, unter denen jedes Jahr Neues erblühte. Kleine Oratorien und Singspiele, gemischte und Frauenquartette leitete sie mit der unerbittlichen Energie und Strenge, die den wirklichen Künstler so unüberbrückbar vom Dilettanten scheidet. So zeichneten sich denn auch ihre Aufführungen durch präziseste Einstudierung der Ensemble- wie der Einzelleistungen und große dynamische Feinheiten aus, beseelt vom Geist tiefernsten Kunststrebens. Wie viel feinsinnige, musikalisch gebildete Fachleute standen ihr aber auch zur Seite! Abgesehen von den jeweiligen Musikdirigenten der offiziellen Gesangvereine, — an ihrer Spitze der alte unvergessene Organist Brenner oder sein Nachfolger, der talentvolle Komponist Heinrich Zöllner, die ein Feld für sich zu bebauen hatten, das achtungswerte Leistungen bot, weil die mitwirkenden Kräfte damals das Material dazu gaben, — abgesehen von ihnen hatte Frau Prof. Vogel ihr Privatgebiet feiner Kleinkunst, wo z. B. ihre Frauenquartette von Brahms oder Schumann einzig in ihrer Art waren. Oskar von Samson, der Rechtsanwalt Karl Mickwitz, der Organist und Komponist Arthur Wulffius traten später zum Teil in ihre Fußtapfen, als sie 1886 Dorpat verließ, um ihrem Gatten nach München zu folgen.

Der kleine goldbebrillte Herr mit den scharfen, blinzelnden Augen, an Kinderbetten ebenso beliebt wie in Gesellschaft, war kein Musiker, aber ein gescheiter und liebenswürdiger Herr von scharfem und feinem Witz; — zu liebenswürdig und zu human, um seiner Gattin Lebensnerv zu unterbinden, (sie hatten nur ein einziges Kind, den dicken, hübschen Hermann), ließ er sein „Joserl" frei schalten, und das lebensvolle Haus bot demzufolge eine ungedämmte Gastfreundschaft. Hier und bei dem viel geliebten Universitätskurator Ssaburow traf man auch internationalere Elemente, wie so oft wo die Kunst das Szepter schwingt. Adel, Bürgertum und weitere Kreise der Gebildeten gingen hier aus und ein, wo nur Talent und Kunstbegeisterung entschieden. Bewirtung und Aufnahme waren auch hier, wie überall, schlicht; nie knapp, nie ärmlich, immer hübsch aufgemacht, doch immer Nebensache.

Die Hauptrolle aber spielte Frau Professor Vogel doch als Gesangspädagogin für ihre Einzelschüler. Was irgend eine Stimme oder ein Stimmchen, ein gutes Ohr, vor allem aber ein ernstes Wollen hatte, zog sie zu sich heran, unauslöschlichen Dank vieler Generationen erwerbend, denen sie Studium und erste Berufsstaffel, Lebensinhalt und Lebensfreude bot.

Sie war eine der Gesegneten, deren Kunst nicht nach Brot gehen mußte, so konnte sie schenken, ohne wiederzunehmen, Armen wie Vermögenden den Weg zum Schönen bahnen. Und so manches zarte Talent entwickelte sich

unter ihrer Pflege zu kräftiger Pflanze, so manches Prachtorgan, halberstickt unter falscher Anwendung, rang sich bei ihr zu seinem natürlichen Glanze durch. Nur bei Flüchtigkeit und Mangel an ernstem Wollen gab sie kein Pardon. Ungezügelt kam ihre ganze bayrische Derbheit dann zum Vorschein, und der Schuldige bekam seine Undankbarkeit manchmal mit erfrischender Unverblümtheit zu spüren.

Wie die Nachricht kam, Professor Vogel habe einen Ruf nach München erhalten und angenommen, ging ein großes Wehklagen durch Dorpat, und das Abschiedsfest, das, man kann wohl sagen, die ganze Stadt ihnen, ihr vor allem, veranstaltete, — ein großes Konzert mit einem ganzen „Freischütz"-Akt und vielen Sololeistungen, — gab Zeugnis von dem heißen Dank, der ergriffenen Liebe, die sich dies Paar um Dorpat verdient, Zeugnis auch von den schönen Früchten aus der sorgsamen Hand dieser großzügigen, kunstbegeisterten Frau. Ausgenommen das Ssaburowsche Haus, das einige Jahre früher von Dorpat schied, hat nie ein Haus dort solche Abschiedsovationen empfangen, keinem sind so viel Tränen nachgeweint worden.

Es hinterließ eine Lücke, die sich nie wieder schloß. Frau Vogel war unersetzlich, — alles was sang, singen lernen wollte, war verwaist! —

Wie im Nebel nur sehe ich Gesichter aus frühesten Jahren der Vogel'schen Periode auftauchen, — die zum alten Professoren-Gesangsquartett gehörenden blassen, langen und bebrillten Physiognomien des Prof. Petersen und seiner Frau mit dem hohen, glöckchenhaft spitzen Sopran, des kleinen, grauborstigen Nationalökonomen Prof. Mithoff mit der schönen Frau von derber, urwüchsiger Kraft, dem schwarzen Haar, den blendenden Zähnen und der herrlichen, dunklen Altstimme, auf der alle Frauenquartette, jeder Chor, wie auf goldner Orgel basierten; sie war Frau Vogels beste Altsolistin und die eigenartig schöne, etwas herbe Interpretin von Schumanns „Frauenlieb und Leben", das uns sonst die weichen Soprane zu singen pflegen. Aus jener Zeit stammte auch das älteste und berühmteste Studenten-Männerquartett, von dem alle späteren nur epigonenhafte Ableger waren, das alte Estländerquartett von Ernst Hoerschelmann (dem späteren Kinderarzt in St. Petersburg) Arthur Baetge (prakt. Arzt in Reval), William Frey (früh gestorben) und Adolf Bergmann (Inspektor der Annenschule in St. Petersburg). Alle tot, und alle lebend in Ohren und Herzen derer, die die Syringen- und Nachtigallennächte in Dorpater Gärten, die Mainächte „auf dem Dom", die Ständchen unter den Fenstern schöner Frauen im Sinn bewahrt haben. Das Estländerquartett gehört zu jener Zeit wie ihre Luft und Sonne, überall war es dabei, wo Jugend und Schönheit lachte. Unvergessene Lieder von unvergessenen Stimmen gesungen, nun verstummt und verhallt, die Stimmen und die Lieder . . . „Sei gegrüßt, o holde Schöne!" — „Ich grüße Dich", „O säh' ich in den blauen Strom", „Ich wollt ich wär der wilde Nord" — „Weit, weit über das Meer" und viele, viele andre — in der Zeit der blauen

Blume gedichtet und vertont — Sehnsucht, weite Fernen und Waldeinsamkeit atmend — verhallt in einer schneller lebenden, lauteren Zeit . . .

Hierher gehört auch das Haus Leo Meyers, das feine und liebe, in Musik, Anmut und Gastfreiheit. Der wunderschöne alte Mann mit den sanften, edlen Zügen, so köstlich vererbt auf seine noch schönere, nur ins Altrömische hinüberspielende älteste Tochter mit ihrer wunderbaren, wie sammtenes Nachtgewölk anmutenden Stimme. In diesem Hause sang alles, — wo nicht im Solo, so im Quartett oder Chor, und alles, was sang, ging dort aus und ein. Eine feine, wenig erdbeschwerte Luft war es, die dort herrschte in dem lieblich am Abhang liegenden, braunen Schweizerhause mit dem schönen, terrassenförmigen Garten, und dem riesigen, löwenfarbenen Leonberger Leo, dem treusten Freunde des Hauses, der aber die blonde Bestie im buchstäblichen Sinne wurde, wenn unbefugte Tritte oder sich leichtsinnig geberdendes Studentengesindel dem stillen Hause nahte. Halbe Korporationen gingen hier, Gastlichkeit suchend, zu allen Zeiten aus und ein. Zuerst waren die Hauswirte selber noch jung und lebensfroh, später wurden es die Töchter, und nur die Semestergänge wechselten. Hier spielte man Theater, veranstaltete Singspiele, fanden Privatproben zu Vogel'schen Aufführungen statt, auch eigne Quartettveranstaltungen, — eine stetig wechselnde Luft und ein elastischer Strom ging durch die offenen Türen der kleinen, jedoch merkwürdig dehnbaren Zimmer. Meyers hielten es am engsten mit den zwei Professorenhäusern Alexander von Oettingen und Wilhelm Volck, den beiden bekannten Theologen jener Jahre.

Der alte „Papst" —, unter diesem Namen lebt er ja wohl noch am unverblaßtesten unter allen Balten, — thronte in seiner schönen, roten „Engelsburg" im Domgraben, einem köstlichen kleinen Wohnsitz zu allen Jahreszeiten, am schönsten im glitzernden Rauhreif. Dort hauste er, kinderlos, mit seiner um 10 Jahr älteren Frau Bertha, einer scharfgeistigen, herben und urwüchsigen alten Dame, ihm in glücklicher und engverwachsener Ehe verbunden. Ein schönes und vergeistigtes Heim, reicher und glanzvoller als das der meisten Kollegen, die weder den Beutel noch das Auge dazu hatten. Ein kleiner, aber auserwählter Kreis gehörte zu den Intimen dieses abgeschlossenen Heims, die Oettingen'sche Verwandtschaft, die Fakultätskollegen, Meyers, und sonst noch, wer würdig befunden ward, in dieser auserwählten Luft zu atmen, oder wessen Geist es verstand, mit dem sehr speziellen Oettingen-Geist Freundschaft zu halten. Denn es war ein scharfgeschliffener Geist, und nicht jeder hielt ihm stand in dem Lande, wo geistiges Behagen zur ersten geselligen Anforderung gehörte. War man jedoch ein gern gesehener Gast dort, so konnte es einem schon wohl werden unter den Augen dieses gedankensprühenden und — wenn's ihm danach zu Mut war — auch strahlend liebenswürdigen Mannes mit dem wundervollen weißlockigen Kopfe und den geistglitzernden hellblauen Augen. In jedem Falle atmete reine Höhenluft,

wer über diese Schwelle trat. Und nicht nur strenge Wissenschaft, nein alle holden Künste, Literatur und Musik an der Spitze, waren hier zu Hause. Bald war's eine neue Hamlet-Version (Oettingen war ein ganz hervorragender Shakespeare-Kenner), bald ein neuer Wildenbruch oder Echegaray (beide damals sehr in Mode), dann wieder eine geistvoll überraschende Beleuchtung der Matthäuspassion oder die Oberammergauer Spiele, — immer von neuen Gesichtspunkten aus, immer lebensvoll, immer für lange Zeiten haften bleibend.

Ein Wort noch über Alex. v. Oettingen als Kanzelredner, wo er in mächtiger Rhetorik, pointierter Dialektik oft wahre Blitze hinab schleudern konnte, bis er mit fortschreitendem Alter immer tiefer in einen mächtigen, erschütternd ernsten Gedankenreichtum hineinwuchs; doch blieb ihm die faszinierende Lebendigkeit der Mimik und Diktion bis zuletzt eigen.

Nicht am wenigsten fortreißend wirkte der Wettstreit zwischen ihm und Wilhelm Volck, dem Professor der alttestamentlichen Exegese. Es war gar keine leichte Sache, mit diesem breiten Bayernschädel aneinander zu rennen, wegen des gar starken und bedeutenden Inhalts, der in besagtem Kopfe steckte. Wie fechtende Rappiere klirrten die Gedanken der zwei Fachkollegen aneinander, daß es eine Luft war zuzuhören. Je sprudelnder und paradoxer Alexander, umso schlagfertiger und frappierender Wilhelm, der dabei mit seinem breiten Bayerndialekt köstlich zu der klingenden Sprache des glanzvollen Oettingen'schen Organs kontrastierte. Oft meinte man die Gedankenfunken sichtbar aneinanderstieben zu sehen, atemlos horchte man hin, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen. War Oettingen seinem Kollegen in scharfem Witz öfter voraus, so schlug Volck ihn wieder mit der saftigen Kraft seines Humors und hatte die Lacher auf seiner Seite, auch wenn es um ernste Diskussionen ging. Doch zu Hause führte der liebe alte Volck nicht allein das Regiment, denn neben ihm hielt Frau Malchen die Zügel fest in den Händen, den arbeitsharten, aber gediegenen Händen einer reichsdeutschen Hausfrau. . . Es ist hier nicht der Ort, Anekdoten vom alten Volck zu erzählen, derer ohnehin recht viele kursieren Wohl aber hätte ich jedem, der eine Ader für Humor besitzt, gewünscht, persönlich sowohl häusliche wie gesellschaftliche Begegnungen mit Volck zu erleben, die von überwältigender Komik sein konnten, um so schlagender, je ernster das Original selbst sich dabei gebärdete. Eine wenig bekannte Geschichte von ihm dürfte folgende sein: eines späten Novemberabends, wohl zwischen 10 und 11 Uhr, schellte es heftig im Universitätspastorate. Das Mädchen öffnet, und mit etwas verstörtem Gesicht und hochgezogenen Augenbrauen steht echauffiert und durchnäßt Volck da. „Wilhelm, ums Himmelswillen, wo kommst du so spät her?" fragt erschrocken der alte Prof. Ferdinand Hoerschelmann, aus dem Wohnzimmer tretend. Keine Antwort. Langsam zieht Volck seinen Überzieher aus, schüttelt die Nässe aus seinem Hut und geht dann mit großen Schritten ins helle Wohnzimmer, in dem bei der Lampe, die Arbeit zusammengelegt, zum Schlafengehen bereit, müde die meist kranke Frau Prof. Hoerschelmann sitzt.

„Setz dich doch wenigstens, Wilhelm, du bist ja ganz außer Atem.“ — Volck schüttelt den Kopf und geht schweigend auf und ab, — beide Hoerschelmanns warten.

Auf einmal stößt er hervor, — in seiner Aufregung bayrischer denn je redend, — „Wert'nand, ich hab'n Gind!“ „Was, was? was red'tst du da, Wilhelm!“ „Ich hab'n Gind, Wert'nand!“ „Um Himmelswillen, was heißt das — du ein Kind!?“ „Tja, Wert'nand, 'sis eb'n'n Gind da!“ „Ja, wie ging denn das zu?“

„Na, ich ßaß krad' un schtutierde meine hädiobisch'n Fukkab'ln, da hör ich trausen vor der Dür was finseln, — na, ich teng, 'sis der glaine Hund von der Peddy (Betty, seine jüngste Lieblingstochter) un fill'n reinlassen, un wie 'ch die Dür öffne, so liegt da 'n Gind, 'n glaines Gind — nun sag mal bloß Einer!...“

„Ja Wilhelm, was wirst du denn damit machen?“ „Tja, das is eb'n d'Sache! Seh'ns, Frau Perda, wer wird's Gind ßäugen! d'Malje (Frau Malchen) is nu aus'n Sßäug'u raus, un ich hab's auch net g'lernt . . .“ Alles dies bitter-verdrießlich, im Ton äußersten Mißbehagens; auch als das Ehepaar sich bei dieser Stelle ansah, um in ein schallendes Gelächter auszubrechen, verzog er keine Miene. —

Man erkannte ihn dann kaum wieder, wenn er auf der Kanzel, trotz seiner derben Häßlichkeit lutherartig wirkend, mächtige Gedanken, in mächtiger Sprache, wie ausgewurzelte Waldstämme mit wuchtiger Faust in die Kirche hinabschleuderte, von unerbittlichem Ernst und klar wie Bergkristall, kantig, nicht scharf.

Ebenfalls ein großer Kanzelredner von damals war der Professor Reinhold Seeberg (später Dekan der theologischen Fakultät, dann Rektor der Universität Berlin). Seine Klinge war geschliffen, wie die Alex. von Oettingens, aber haarfein, nicht weniger funkelnd, doch nicht so mächtig. Dazwischen erinnerte er fast an den Typus des feingebildeten katholischen Geistlichen, trotz all seines zweifellosen Protestantentums; biegsam waren Geist und Zunge, wunderbar gehorchte ihm das Wort, knisternd unter seinem beweglichen Geiste. Einschmeichelnder in den Formen, als dies sonst in des herben Livländers Art lag, bestechender in seiner Liebenswürdigkeit, ein fortreißender Dialektiker, dem nicht leicht beizukommen war.

Der kleine, liebenswürdige, schwarzbärtige Sachse Prof. Mühlau mit seiner feinen, vornehm zurückhaltenden Frau, in dem hübschen braunen Holzhause, oben im grünen Dickicht des Domgrabens, wo fast alle Theologen dicht bei einander wohnten, besaß die liebenswürdigsten musikalischen Gaben, die ihn, bald als Chordirigenten zu großen Serenaden und kleinen Aufführungen, bald als Begleiter von Solosängern, in den engsten Kreis der Vogelschen Intimen hineinführten, — alles mit sich stets gleichbleibender, geschäftiger Lebhaftigkeit und unverfälschtem „Träsdener“ Sächsisch.

Unter sie herein ragte die erzene und ergreifende Gestalt des früh entrissenen Prof. Moritz von Engelhardt, ein Mensch, wie man sie nur

noch selten zu sehen bekommt. Aus einem Guß der akademische Lehrer, der Kanzelredner, der Freund, der ganze Mensch. Obgleich er seinem Coetus und Schwager Alex. von Oettingen (dessen Schwester Malutta Engelhardts Frau war) eng in Freundschaft verbunden war, gab es doch keinen stärkeren Kontrast als diese zwei Männer. Der damals noch auf der Mittagshöhe kämpfende und irrende Oettingen steifte sich, trotz seines geistig leicht hochfahrenden Wesens, doch nicht auf sein adliges Geburtsrecht; der abgeklärtere, menschenfreundlichere Moritz von Engelhardt war im Grunde ausgesprochener Aristokrat. Er war auch einer von den wirklich Vornehmen, war es bis in die letzte Konsequenz, auch als Christ. Und deshalb gingen so starke Wirkungen von ihm aus, diesem wundersam bedeutenden Manne, bedeutend insonderheit als Charakter und in seinem erschütternd kompromißlosen Ernst. Eine Predigt von Moritz v. Engelhardt — er predigte selten — war jedesmal ein Erlebnis, wie eins der abgrundtiefen Beethoven-Adagios auf den Zuhörer wirkend.

Zwischen ihnen als der geliebte Freund, der Ausgleichende, der Versöhnende, stand der gütige und harmonische Prof. Ferdinand Hoerschelmann. Mehr Seelsorger als Redner, mehr geläuterter und erprobter Christ, als bedeutender Geist, wirkte er, wie es wenigen gegeben, durch seine ernste Milde und Klarheit in der Gemeinde wie von der Kanzel, unter den Studenten durch sein verständnisvolles Entgegenkommen, seine väterliche Güte und auch durch sein gastfreies Haus, das er wöchentlich einmal, trotz seiner schwerleidenden Frau, der Jugend öffnete und das zugleich das Bild deo estländischen Pastorats voll Liebenswürdigkeit, harmloser Gemütlichkeit, — voll Lieder und edler Musik war, zugleich auch ein Mittelpunkt feiner akademischer und schöngeistiger Interessen. Ein Mensch von ergreifender innerer Demut und kluger Bescheidenheit gab er das Bild des Christen, wie die alte Bibel ihn uns vor Augen führt, in stiller und ergreifender Weise, ohne Getue und Aufwand. Typisch für ihn waren noch seine letzten Worte auf dem Sterbebette — wie er mit schweren Sorgen um seiner Seele Heil rang und seine Fran ihm tröstend zusprach: „Ferdinand, Du kannst doch wahrlich ruhig eingehen zu Deinem Gott —" wenn einer es konnte, so war er es! — „Du warst doch allezeit ein treuer Diener deines Herrn," — da wandte er seinen Kopf, fast unwillig von diesem Lobe, und murmelte: „Nein, nein, nur Gnade, nur Gnade" — —

Ein vielen unvergeßlicher Anblick war es, wie am offenen Sarge, unter den vielen Blumen, der großen Menschenmenge, im kleinen Universitätspastoratssaal, der greise, schneeweiße Alex. v. Oettingen, sein treuer Gefährte und Freund stand und, ihm ein kurzes Geleitswort gebend, mit erzitternder Stimme und zuckender Lippe sprach: „Nun gehst du also auch davon, alter treuer Freund! Alle, alle seid ihr gegangen, und ich Alter — bin allein übrig geblieben." Da war etwas in Oettingens Ton, was noch keiner bisher bei ihm gehört, und das vergaß man nie.

Es war als hätten die damaligen Theologen ein Privileg auf die Musik gehabt. Oettingen, Mühlau, Ferd. Hoerschelmann — sie alle waren berufene Hüter klassischer Musik. Die beiden letzteren auch ausübend als tüchtige Klavierspieler, der liebe alte Hoerschelmann zudem noch als unermüdlicher Gründer gemischter Gesangsquartette. Eifrig diskutierend, kritisierend, kopfschüttelnd oder händereibend, stirnrunzelnd oder strahlend sah man diese drei, mit ihnen noch einige andere strenge Klassiker, im Winter in den Pausen der großen Oratorien- oder Symphoniekonzerte im Aulasaal der Universität, wo damals alle diese Aufführungen stattfanden, herumstehen, mit dem ganzen Menschen beteiligt bei jedem neu aufgeführten Bach, Händel oder Beethoven.

Die Brüder Oettingen waren übrigens alle musikliebend und musikalisch. Neben dem musikklassischen Alexander stand der musikparadoxe Arthur v. Oettingen, der Physiker, einer der amüsantesten Köpfe der damaligen Zeit, ein in seiner Art ergreifender Idealist von kindlicher Utopienschwärmerei, dazu ein weißglühender Disputax und Kämpfer. Die drei Brüder Alexander, Arthur und Gori im gemeinsamen Disput miteinander zu hören war schon beinahe kein Vergnügen mehr für die Umgebung, obgleich das jugendliche Hahnentum der drei Grauköpfe doch auch wieder erfrischend wirkte! Schließlich wußte man schon, daß sie lieber getrennt zu Gaste gebeten wurden, als zusammen, denn sie entrannen dem Bruderzank doch nie! —

Gori von Oettingen, der frühere Rektor, später Stadthaupt von Dorpat, war „der feinste Kopf" von ihnen. Scharf sein Witz wie eine Toledoklinge, brillierend und nie versagend seine Schlagfertigkeit. Beide Brüder, er wie Alexander, hatten viele und enragierte Feinde, wie alle Oettingens. Vorüber konnte keiner an diesen markigen Livländern voll Geist und Schroffheit gehen. Auch bei ihnen glätteten jedoch Zeit und Leid manche Ecken, und niemand, der des alten großen Dorpat denkt, mag die Oettingens als ragende Pfeiler missen.

Arthur war der liebenswürdigste und impulsivste von ihnen. Ein geistvoller Fachmann, den Kopf stets voll neuer, schöpferischer Gedanken und Pläne, auf deren praktische Durchführung es ihm in seiner genialen Art stets weniger ankam, — lebte er höchstens mit einer Fußspitze auf dieser Erde — alles andre schwebte in vierten und fünften Dimensionen neuer physikalischer und musikphysikalischer Theorien. Dazu angebetet von seinen Schülern, die er zu inspirieren verstand, wie sonst kaum einer. —

Dann die drei andern Namensbrüder Dorpats: Oswald — Karl — Alexander Schmidt, Oswald und Alexander wirkliche Brüder. Ersterer, zu den Juristen gehörig, mit seinem unverwüstlichen Phlegma, seiner stillen Innerlichkeit und Verschlossenheit, hinter der viel wahre Menschengüte lag, äußerlich das Bild des typischen deutschen Professors, ein Stiller im Lande und auf seine Art ein Original, sein Haus mit zu den gastfreisten der Stadt zählend, anmutig belebt durch seine zarte, feine Frau und seine hübschen, lebenslustigen Töchter.

Neben ihm sein berühmter Bruder Alexander, der „Blutschmidt", mit seinen schönen, bedeutenden Kindern und seiner eigenen unheimlich-bizarren Maske, der großen, rostbraunen Glatze, der riesigen, schwarzen Brille, dem seltsamen und gedankenschweren Gesicht. Zündend witzig, heiter, ja epikuräisch am Kneiptisch, unter der Jugend, bei schönen Frauen — von unergründlichem Ernst, wühlender Tiefe, unbestechlicher Schärfe nachts am Studiertisch, mehr ein „Einsamer" als ein Gesellschaftsmensch.

Zuletzt der elastisch schreitende „Paßgänger" Karl Schmidt, — Kurländer, — der ewig Junge mit dem charakteristischen, lebensvollen Gesicht, dem grauen Bürstenhaar und grauen Spitzbart, der in ihrer Schnelligkeit verblüffenden Sprache, der alle, selbst baltische Grenzen überschreitenden Gastfreundschaft seines echt kurischen Hauses, das Werk- und Sonntags wahre Horden von lebenslustigen und hungrigen Studenten und jungen Mädchen aufnahm! Eine große Menschenliebe, ein in seiner Kritiklosigkeit oft rührender Menschenenthusiasmus, und zudem ein scharfer Gelehrtenkopf von weittragender Bedeutung in seinem großen Fach der Chemie.

Karl Schmidts eben angedeutete menschliche Eigenschaften fanden ein Pendant in Edmund Russow, dem Botaniker, der mit seiner liebenswürdigen und originellen Frau Emma im entzückenden alten Botanischen Garten hauste, — zwei Elementargeister von pantheistischer Naturdurchdrungenheit, in Sumpf und Wiese, Wasser, Wald und Moor jedenfalls mehr zu Hause, als im Salon oder auf dem Katheder. Beide in ihrer Art Originale, doch liebenswerte.

Originale waren, in diesen an Originalen überreichen Jahren, auch die beiden Brüder Rosenberg, Alexander und Emil, — der eine Zoolog, der andere vergleichender Anatom. Eingefleischte Junggesellentypen, trotz einer späteren Heirat des ersteren, stille, latente, kantige Naturen, von einem sanften und doch auch kaustischen Humor eigener Art.

Originale waren die Häuser Schwarz und Teichmüller. Schwarz, der alte Astronom oben auf der Domsternwarte, ein kleines Männchen mit langen weißen Haaren, großen, merkwürdig durchsichtigen Augen unter hoher, kahler Stirn, eine E. Th. A. Hoffmann-Figur, mit seiner alten Frau, die Malerin war, und wohl so ziemlich alle bedeutenden Köpfe der Stadt porträtiert hat, — ein stilles, kleines, künstlerisches Haus voll intimer Reize.

Der Philosoph Teichmüller in seinem versteckten Gartenhause, mit seinem phantastischen, in der Regellosigkeit und den Dimensionen fast genial wirkenden Vegetariertum, dem er und seine ganze Familie fröhnten, und wo mächtige Säcke voll Erbsen, Mandeln und Rosinen, in der offenen Vorratskammer oder im Speisezimmer allezeit bereit stehend, die Einbildungskraft der übrigen, fleischfressenden Dorpater Professorenkinder lebhaft entzündeten. Die ganz für Naturwissenschaften und Sport lebenden Söhne, die begabten malenden und klavierspielenden Töchter, der kleine, rotblonde, bebrillte Vater mit

der berühmten, offenen Hand, — man sagt, er hätte allmählich Kapitalien an bedürftige Studenten verliehen, — und den mystisch-pantheistischen Ideen seiner Lebensphilosophie. —

Dann tauchen plötzlich zwei hagere, gespenstische Gestalten vor mir auf, die zwar nichts mit einander zu tun hatten, doch äußerlich verwandt waren: Brunner, der irgend was mit Nationalökonomie zu tun hatte, und der klassische Philolog Mendelssohn. Ersterer ein Kreisler-Typus, als sei er direkt aus Schumann-Hoffmann herausgezaubert — lang, hager, vornübergebeugt, schwarz, mit roter Habichtsnase, nahestehenden funkelnden Augen, fuchtelnden Bewegungen und ganz und gar Musik (Geige), Frau und Tochter gleich schwarz, gleich beweglich, schillernd gekleidet, wie zwei Paradiesvögel wirkend. Mendelssohn von ausgesprochenem Bocher-Typus, blaß, hohläugig, schmalschultrig, eine schemenhafte, nachtwandlerische Gestalt, wie Peter Schlemihls Schatten, unheimlicher der Phantasie durch sein furchtbares Ende (er ertränkte sich im Morgengrauen auf eine furchtbare Art), das damals wie ein fremdes, schauervolles Etwas, fremdkörperartig, durch die klare, an Sensationen nicht gewohnte Luft Dorpats ging.

Nicht zu vergessen auch Dragendorffs, des Pharmazeuten, liebenswürdig gesellige Persönlichkeit, von so großer Bedeutung am Studiertisch und im Laboratorium, so harmlos kindlich im täglichen Leben, — lauter tüchtige, ihren Platz ausfüllende Söhne erzeugend und erziehend. — Nicht zu vergessen auch Bernhard Körber, den Treuen, Guten, mit seiner verblüffenden Häßlichkeit, seiner berühmten Knarrstimme und seiner grundehrlichen Zuverlässigkeit.

Aus älterer Zeit taucht dann Flor auf, der Zoolog, mit seinem riesigen hellgrauen Schlapphut, seinem glattrasierten, unbeweglich verschlossenen Gesicht und seiner schönen, üppigen Frau, unter dem sonstigen Typus der Dorpater Professorenfrauen wie eine vlämische Patrizierin aus Rubens Zeit wirkend, — er, und der alte Prof. Johannes v. Holst, Geburtshelfer in allen Honoratiorenwochenstuben Dorpats, — eine höchst charakteristische Figur in Gestalt und Wesen: von fast unwahrscheinlicher Länge, so daß es physikalisch wirklich beinahe unmöglich für ihn schien, sich gerade zu halten, dazu der stark an Richard Wagner erinnernde, scharfgeschnittene Kopf, die langen Storchbeine mit den Riesenschritten, das ursprüngliche, derb zugreifende Wesen, das mit den Männern, die er gut, — mit den Frauen, die er besser kannte, — nie viel Federlesens machte.

Nur nennen möchte ich von den jüngeren einheimischen Medizinern den harmonischen, klardenkenden und humanen Prof. Karl Dehio, der, in das Ende jener großen Zeit hineingehörend, doch in ihren Traditionen groß wurde. Dagegen gehört ganz in diese Epoche die ragende Erscheinung Eduard von Wahls, des Chirurgen. Denke ich jetzt, nach 25 Jahren, an den ästhetisch-künstlerischen Nimbus, den Alex. v. Oettingens und Ed. v. Wahls Häuser für das übrige Dorpat hatten, jetzt, wo Schönheit und Anmut

im Hause längst zur Unentbehrlichkeit geworden, kommt mich ein Lächeln an. In jenen ästhetisch primitiven Zeiten äußerster Dürre mußten solche Häuser wie Museen, ihre Inhaber wie eine Art Medici erscheinen; nur mit schauernder Ehrfurcht betrat man die geheiligten Räume, wo Oelbilder an den Wänden hingen und Bronzefiguren unter Palmen standen. . . . In Eduard v. Wahls feiner Häuslichkeit, die wohlhabendes Behagen atmete und, wie die ganze Familie, einen starken vielleicht dazwischen etwas gewollten Zug ins Englische hatte, „künstlerten" fast alle Kinder. Eine Tochter hatte ein feines Maltalent, die Söhne starken künstlerischen Blick und eine geschickt formende Hand. Aber der alte Herr mit dem Lord-Typus, dem abgemessenen Wesen, der phlegmatisch-vornehmen Freundlichkeit und der zielsichern Chirurgenhand war die Krone des Hauses. Die Geselligkeit dort war vielseitig und hatte für damalige Dorpater Verhältnisse immerhin einen leicht mondänen Anstrich.

Ein ganz anders geartetes Haus, an dieser Stelle nur genannt, weil es gleichfalls Anspruch auf Schönheit und künstlerisches Verhältnis machen konnte, war das des Prof. Wiskowatow. Wiskowatow war der einzige Russe in der damaligen Professorenschaft und hatte einen schweren und eigentlich gänzlich einsamen Stand bei der unerbittlichen nationalen Exklusivität jener Zeit. Er hätte freilich auch kaum hineingepaßt in diesen, allem Luxus und allem Materiellen abgewandten Kreis, mit dem sybaritisch weichen Genießertum seines Wesens und Hauses, das etwas Makart'sche Farbenglut und Üppigkeit atmete, — wenig auch mit dem hier fremdartig anmutenden Wesen seiner Damen, die abwechselnd die kornblonde Lichtheit des germanisch wirkenden Vaters in seiner Lohengrinschönheit, und die zigeunerisch faszinierend wirkende Pikanterie seiner italienischen Frau zeigten.

Unter den Philologen war eine besonders sympathische Persönlichkeit Prof. Leopold v. Schroeder, der Indologe und Dichter lieblich fremdartiger Orientsagen, voll leuchtenden Idealismus und hochbeschwingter Seele, keinen Platz in den Niederungen des Lebens findend und ohne Erdenschwere. Seine Wissenschaft rief ihn nach dem fernen schönen Wien, sein altes Baltenherz blieb unwandelbar in Livland, in Dorpat, an das ein nie verwelkendes Heimweh ihn band.

Gleich ihm einer der wenigen Überlebenden ist der schlichte Historiker Hausmann, ein kristallklarer Deutscher in seiner Treuherzigkeit, im zähen Festhalten am Alten, unschätzbar als Freund, nie vergessend treu ohne viel Getue. —

Ein Gegenstück zu ihm sein weiterer Kollege, der quecksilbrig lebhafte, warmherzige und spontane Wilhelm Hoerschelmann, Vetter des Universitätspastors, der große Rhythmiker voll tiefer Naturliebe und -kenntnis, mit seiner schwerleidenden, edlen und sanftheiteren Frau und seinen vier begabten Söhnen, unter ihnen der Schattenspielkünstler Rolf in München. —

Dann kamen noch die Juristen, von denen ich nur Oswald Schmidt

neben seinem bedeutenderen Bruder erwähnte. Zu ihnen gehörten außerdem Erdmann, Engelmann, Rohland und Bergbohm, vier grundverschiedene Typen.

Engelmann, der schwerfällige, genaue, nüchterne Rechtskenner, nicht ohne latente Eigenart und von metallener Zuverlässigkeit. Rohland, der steife, aristokratische, zugeknöpfte, zu dessen Stil die adlige Frau und das erworbene Landgut paßten; von kühler Objektivität und vornehmer Sachlichkeit, der Mensch scheinbar hinter dem Fach zurücktretend; bis man dann nach geraumer Zeit erst unter dieser Schale einen feinen, verinnerlichten Idealismus und die dem damaligen Balten eingewurzelte Treue fand. Auch einer von den Sachten, den man, nachdem er spät entdeckt war, ungern aufgab. Gleich Leo Schroeder hing er, einem Ruf nach Freiburg folgend, unwandelbar an Livland.

Der Jüngste von ihnen, Bergbohm, ein Rigaer Kind, war schneidiger, leichtblütiger, realer, doch ein Gentleman durch und durch, seine höheren materiellen Ansprüche kündeten seine Herkunft an; — er rauchte gute Zigarren, trank nur guten Wein, wohnte und aß gern gut und fein.

Carl Erdmann, der letzte Professor für Provinzialrecht, war einer der markigsten Livländer alten Schlages, ein Feuergeist, wunderbar das Wort beherrschend und von umfassender Bildung; mit Alex. v. Oettingen der glänzendste Vorleser und Redner jener Jahre, eine mächtige, schwer zu vergessende Persönlichkeit.

Und dann gruppierten sich noch die Ausländer um jede Fakultät. Zuerst die der älteren Generationen, ganz einverleibt in den alten Dorpater Professorenstamm, die schon genannten Leo Meyer, Volck, Mühlau usw. Zu ihnen gesellten sich aus alter Zeit noch der nervöse, cholerische Jurist Loening, mit seiner entzückend liebreizenden Frau, einer lebenden Kopie des Bildes von der Gräfin Potocka, der Kunsthistoriker Loeschcke, ein Stiller, Feiner, bei dem man die Empfindung hatte, als liebkosten seine schlanken Hände immer irgend eine Marmorplastik, und als sei in seinen versonnenen Augen etwas von Praxiteleischer Schönheit geblieben. Später dann der vergeistigte, idealistische Anatom Rauber, der selbst den Laien zu ehrfurchtsvollem Verstummen vor der Größe seines Stoffs hinriß. Endlich der europäisch berühmt gewordene Psychiater Kraepelin mit seinem schlichten, freundlichen Wesen.

Die sich später Angliedernden fanden wohl noch hier oder da Anklang, auch gegenseitiges Verstehen und Sympathie, doch zur alten Garde gehörten sie nicht mehr, konnten sie nicht gehören, es waren nicht mehr die Leute dazu, — ein neuer Schlag, derber, erdgeborener.

Und eine neue Zeit war angebrochen, die die alte zu Grabe läutete.

Bevor ich jedoch dies Grabgeläute heraufbeschwören muß, das dem, der jene Zeiten erlebt, ein nicht kleines Stück eignen Lebens mitbegrub, muß ich noch viel erzählen.

Ich muß z. B. auch sagen, daß trotz vorhin zugegebener hochmütiger

Exklusivität, den alten Dorpater Professorenkreisen so oft zum Vorwurf gemacht, doch immerhin so manches gar nicht oder doch nicht unmittelbar akademische Element in warmer Fühlung mit dem engeren Univärsitätskreise war.

In erster Linie waren es die Ärzte, die man zuerst einmal brauchte und die dann oft zu Hausfreunden wurden, die typischsten Gestalten unter ihnen Ludwig Senff und der alte Sahmen. Damals, wo das Spezialistentum noch so gut wie gar nicht zu haben war, der Hausarzt also natürlich eine große Rolle spielte, war er in den Familien oft Vertrauter und Mitwisser, Ratgeber und Helfer. Oft gings bei den komplizierten Spezialkrankheiten ja vielleicht wohl um ein Häppchen vorbei, — doch im ganzen war es auch hier ein ideales Verhältnis. Denen, die nun, an des nervösen, reizbaren, amüsanten Ludwig Senff Art gewöhnt, von dem zu früh Heimgegangenen zu dem „stummen Heinrich" übergingen, war sein unbesiegbares Schweigen anfänglich ein großes Hemmnis, denn man erfuhr ja nur mit knapper Not, wie schwer, ob und woran der Patient überhaupt erkrankt sei, — dann aber gewöhnte man sich an diesen Gegensatz und schätzte die Ruhe, den ab und zu durchbrechenden trockenen Humor des wortkargen alten Originals. —

Zu den Juristen wurden die Advokaten Dorpats zugezogen, doch waren sie ja wohl oft ein anregendes, aber nicht immer zuträgliches Element, sie brachten eine Lebemannsmote hinein, die für das, an der schönen Symphonie dieser Sphäre geschulte Ohr ein Mißton sein mußte. Unter ihnen soll aber der alte Selly Lieven nicht unerwähnt bleiben, ein feiner Juristenkopf, vorzüglicher Kenner seines Fachs, mit einem scharfen und schlagkräftigen Witz begabt, ein allbeliebter Tafelgast und guter spiritus agens so mancher, in streitbarem Disput verbrachten Abende.

Unter den Lehrern, von denen einige wenige in den Professorenkreisen aus und eingingen, war es einer, dessen Name in diesen Blättern nicht ohne Ehrfurcht genannt werden soll, der Historiker Georg Rathlef. Selbst ein Professorenkind, war er in akademischer Luft großgewachsen, um nun seinerseits die Kinder der jetzigen Professorengenerationen den steil anklimmenden Pfad zu seinen Geschichtsidealen hinaufzuführen. Kaum ein Haus, wo nicht eins oder alle Glieder seine Schüler und Schülerinnen gewesen waren durch zwei Generationen hindurch, — und er war unermüdlich in seiner Begeisterung, unwandelbar in seinem Idealismus und seiner glühenden Gewissenhaftigkeit. Nicht ohne daß mir das Auge feucht dabei wird, fällt mir das alte Wort ein: „Siehe einer, an dem kein Falsch ist...", denke ich an Georg Rathlef's, für die Annalen Dorpats wohl unsterbliche Figur, mit dem hager durchgeistigten Gesicht, den brennenden Augen, dem roten Zwirbelbart und dem rührend schweren Bücherpacken unter dem müden Arm, wenn er im Laufschritt die Straßen Dorpats zu oder von einer Stunde durchraste. Keine edle Tat geschah, ohne daß er nicht irgendwie daran Teil nahm, meist in flam-

mender Rede; noch weniger aber konnte ein Irrtum oder eine Ungerechtigkeit in der Stadt durchgehen, ohne den noch flammenderen Protest dieses skrupulösesten aller Ethiker. Er konnte sehr unbequem mit seiner steten sittlichen Forderung werden, wie alle seinesgleichen, dieser baltische „Volksfeind Dr. Stockmann", — solange es aber auf unsrer amerikanistisch gewordenen Welt noch Menschen gibt, die immer noch töricht genug sind, nicht von Brot allein zu leben, solange wird Rathlefs Name auch unter ihnen obenan stehen, als der eines stillen Märtyrers seiner Lebensanschauung. —

Aber auch der nordlivländische Adel gesellte sich damals nicht selten zu den Professoren und zog diese wiederum in seine Häuser. Jedenfalls stand eine Reihe von ihnen, schon durch das einstige gemeinsame Studium an der alten alma mater, stets in engem freundschaftlichem Verkehr mit den Landesvertretern. In jener Zeit und in dieser Sphäre verwischten sich die kleinlichen Klassenunterschiede. Auf den akademischen Bällen, sowie denen der Studentenkorps fanden sich Adel und Professorenkreise ebenso, wie andererseits es der wirklich gebildete Adel sich zur Ehre rechnete, den oder jenen bedeutenden Mann zu intimeren Diners heranzuziehen. Ideal waren diese Zustände in Livland nie, werden es nie sein, — doch immerhin nicht mehr ganz mittelalterlich, sondern einigermaßen würdig.

Noch muß ich kurz eines Hauses gedenken, das, obwohl außerhalb der engeren Professorensphäre stehend, doch wie kein anderes die Blüte der Universität um sich zu scharen wußte. Es war das vielgeliebte des Kurators Ssaburow, — späteren Ministers der Volksaufklärung, — und seiner anmutig geistreichen und lebenslustigen Frau Лёля, geb. Gräfin Ssologub Tochter des bekannten russischen Dichters. Eine derartige Vereinigung aller Elemente: der russischen Hocharistokratie bis zu Prinzen und Großfürstinnen hinauf, des örtlichen Landadels, der fine fleur der Professorenschaft und der besten Vertreter der studierenden Jugend — konnte in solcher Zwanglosigkeit nur in einem russischen Aristokratenhause stattfinden. Ssaburows kluger Takt, sein ruhig die Verhältnisse durch- und überschauender Blick, seine vornehme Unparteilichkeit sicherten ihm das Vertrauen der ganzen akademischen Gesellschaft, das er sich bis zum Schluß seiner Dorpater Zeit ungeschwächt zu erhalten gewußt hat. Seiner Frau graziöse und beseelte Liebenswürdigkeit aber nahm alle Herzen gefangen. Dorpat vergötterte Лёля Ssaburow wie nie vorher oder nachher eine Frau. Die Studenten huldigten ihr mit Serenaden, machten sie zur Königin ihrer Bälle, überschütteten sie mit Blumen. Die ernsten Professoren huldigten der Lieblichen samt und sonders, jeder auf seine Art. Sie alle aber fanden in diesem Hause Gastfreundschaft und Anregung, Vergnügungen und gesellige Zerstreuung aller Art: von Schlittenfahrten, Tanzsoireen, Theateraufführungen und Maskeraden an, — die beiden jungen Schwestern der Hausherrin lebten bei ihr — bis zu den feinsten Diskussions-, Vortrags- und Vorleseabenden in kleinem, zwangslosem oder großem,

geladenem Zirkel. Da war einmal wohl Anton Rubinstein oder Sophie Menter herübergekommen, ein andermal der aus Petersburg und seiner todlangweiligen Hofatmosphäre herausflüchtende junge Prinz von Mecklenburg, — sie mischten sich aufs heiterste und degagierteste unter die geistvollen Männer und schönen Frauen der kleinen Universitätsstadt.

Als Ssaburows aus Dorpat schieden, legte die Stadt Trauer an. Solch eine Zeit blühte ihr nicht mehr! —

Es ist hier nicht der Raum, nicht Zweck dieser kurzen Erinnerungen, nun etwa das ganze Gemeinschaftsleben der Dorpater Professorengesellschaft ausführlich zu schildern, — nur einige Streiflichter auf die markantesten Sammelpunkte im Jahr seien mir erlaubt.

In besonders starker Erinnerung stehen mir da zuerst die Fakultäts- oder Konseilsitzungen der Professoren, zur Beratung interner, akademischer Fragen, Abstimmungen, Wahlen usw. Wie heiß tobte da oft der Kampf! Wie setzten diese Männer, denen damals noch kein Tagewerk höher ging als Wohl und Wehe der alma mater, ihren ganzen Menschen dabei ein, mit dem bei so reifen Männern erquickenden, reinen Idealismus dieses Menschenschlages, dieser Zeit! Und zwar nicht nur, wenn ernste, patriotische Fragen, Stellung und Entwicklung der Universität gefährdend, auf der Tagesordnung standen; nicht nur, wenn schwerste Zukunftssorgen ihre Flügel drohend reckten, — nein, auch in den Einzelfragen, der Tagesdebatte, im solidarischen Vorgehen des „alle für einen", — wie jung und feurig war da der Kampf, wie vornehm, auch bei zäher Gegnerschaft, stets die Wahl der Waffen, wie ausgeschlossen von vornherein jede wirkliche Intrigue, jede Hetzerei oder Dunkelmännerei, wie einzigartig blankgeputzt war immer der Rüstapparat dieses Kreises!

Wie lange vorbereitet, heftig und zäh tobte doch der Kampf damals, als die juristische Fakultät den jungen Dozenten Bergbohm zur Professur ausersehen hatte und durchbringen wollte, mußte, zum Trotz gegen die politisch opportunistische, feindliche Strömung, die einen anderen Kandidaten aufgestellt. Es ging ihnen allen gewissermaßen um Tod und Leben, damals, als der Kampf um solche Fragen noch mit der Aussicht, Bleibendes zu erringen, Wankendes zu retten, Hand in Hand ging . . . Noch waren die Muskeln der Entschlüsse aus Stahl, — der Wurf noch kühn und alles wagend . . . . Das monatelange Werben für ihren Kandidaten zog die Verhandlungen, bald bei dem einen, bald beim andern tagend, oft bis tief in die Nacht hinein, — alles unter Hochdruckspannung — dann die letzten, entscheidenden Sitzungen, das Hängen an einem Haar, einer Stimme, — zuletzt, nach vielen Stunden erbitterten Kampfes bis weit über Mitternacht hinaus, der erfochtene Sieg! Es war die hinreißende Beredsamkeit Carl Erdmanns, der es noch in letzter Stunde gelang, einige aus dem gegnerischen Lager herüberzuziehen, — dann erstürmten sie in dieser dunklen Novembernacht noch die Wohnung des fiebernd

harrenden Bergbohm, — diese allgemeine Freude, das Umarmen, das beste Glas Wein aus dem Keller! —

Vor solchen großen oder stillen Abendsitzungen aber ging es, in der bequemen Schummerstunde von 6—7 Uhr, meist ins Lesezimmer der Akademischen Musse; dort lagen die ausländischen Zeitungen und Fachblätter aus; da saßen sie dann in den alten, schwarzledernen, geplatzten Lehnstühlen, — dieser oder jener Kollege, still, mit seiner Zigarre, in sein Blatt versenkt, und holte sich „westliche Luft", sog sich oft die Brust voll stärkender Gedanken, die von jenseit der Grenze kamen. So manches intim vertraute Gespräch, so mancher tiefgehende Austausch gegenseitiger Weltanschauung belebte die Ausruhestunden des, trotz ernster Arbeit, doch behaglich und ungehetzt dahinfließenden Lebens.

Den gleichen behaglichen Charakter, bei einem traditionellen Glase heißen Grogs, hatten auch die Fach- und Fakultätsabende, je nachdem, 1—2 mal im Monat, von Haus zu Haus gehend, wo trotz streng wissenschaftlicher Diskussion die Stimmung, die über dem Ganzen lag, die ganze, gemütliche Ruhe atmete, die diese Atmospähr ohne Neid und Streit beseelte, — ab und zu immer wieder durchzuckt von knisternden Blitzen scharfen Witzes oder funkelnden Esprits. Nie war man schulmeisterlich, nie doktrinär, immer lebend, immer unmittelbar, — das eben war es, was diese Abende von ähnlichen akademischen Zirkeln andrer Universitäten unterschied.

Und auch das unterschied sie von solchen, daß sie ihr Licht nicht selbstsüchtig unter dem Scheffel für sich allein brennen ließen, sondern es weit und freundlich leuchten ließen. Hier hatten sich 3—4 Freundeshäuser zu regelmäßigen Leseabenden zusammengetan, Männer und Frauen, wo zum Lesen das Allerbeste immer nur gerade gut genug war; wo männliche und weibliche Anschauung sich belebend und fruchtbar ergänzte; wo Katheder weisheit den frischen Luftstrom durch impulsiveres Erfassen weiblichen Instinkts, weibliche Erdgebundenheit das Emporheben in andre Regionen erfuhr. Diese Abende, wie die Häuser und Familien überhaupt, erhielten gute Anregung durch die kursierenden Zeitschriftenzirkel, die Neuestes und Bestes literarischer und populärwissenschaftlicher Natur in die kleine, abgelegene Stadt trugen; immer bereiteten Boden findend, immer lebendig weiterschwingend, zu eigner Fortentwickelung anregend.

Dann wieder unterbrach wohl auch mal gemeinsames Theaterspielen den etwas ernsten Gang des Jahres. Die jungen Professorenfrauen und -töchter, erstere aber vorzugsweise, und die Studenten sammelten sich zu äußerst lebhaft und heiter hergehenden Proben. Benedix und Schönthan standen damals noch auf der Tagesordnung. Gespielt wurde in der akademischen Musse, vor zahlreichem, aber geschlossenem Publikum; nachher gab's dann einen Tanz, und die anmutigste Schauspielerin war Königin des Festes.

Noch heiterer gestalteten sich die akademischen Bälle, sei es auf der Musse mit Beteiligung aller Studentenkorps, seien es die korporellen Bälle

auf dem jeweiligen Konventsquartier des Korps, die sich einer besonderen, wenn auch exklusiven Beliebtheit erfreuten. Größere Verve in Tanz und Stimmung, größere Unbefangenheit, bei brausendem Jugendmut doch feinste Zurückhaltung innehaltend, erlebte man in dieser Mischung nicht leicht.

An dieser Stelle sei es mir nun auch erlaubt, ein Wort über die Frauen dieses Kreises einzuschalten. Da Zeit und Mode von dem alten Terminus des „schönen Geschlechts" nicht lassen wollen, freut's mich, einen farblosen Gemeinplatz einmal farbig aufglühen lassen zu dürfen: denn die Dorpater Frauen dieser Zeit waren schön. Da nun aber das andre Beiwort des „zarten Geschlechts" zutreffender zu sein pflegt, so sind hier nun mal wirklich nomina odiosa . . . Also sei's damit genug gesagt, daß eine Reihe von Professorenfrauen vom lieben Gott extra gemacht waren, Auge und Herz zu erfreuen. Hier in stolzer, königlicher Fülle, dort in schlanker, sprühender Beweglichkeit und da in holder, seelenvoller Anmut. Aber nicht nur lieblich und lebensfroh waren sie. Auch nicht nur geistreich oder vergeistigt. Sie waren mehr als das. Denn sie trugen das seltene und glückliche Gemisch von graziöser Heiterkeit, unbefangenem Freimut, mit der Reinheit und dem angeborenen Gefühl für Höchstes, angeborenen Widerwillen vor Zuchtlosigkeit und Üppigkeit, — eine der baltischen Frau vor anderen ihrer Schwestern des raffinierteren Westens oder gröberen Ostens eignende Qualität. Im tiefsten Sinne waren sie zugleich Schmuck des Lebens und Freundin des Gatten.

Gegrüßt seien sie deswegen für alle Zeit! Denn dieser Typus gedeiht jetzt, wo ein geräuschvolleres, mondäneres Leben auch in entfernteren Winkeln sein Recht fordert, nur noch selten! Es gab nichts, um das alt wie jung sich aber so enthusiastisch scharte, wie das Katheder der Universitätsaula, wenn der Januar gekommen war, mit ihm die alljährlichen Vortrags- und Vorlesungszyklen zum Besten des Dorpater Hilfsvereins. Wohl gab's überall, in den größeren, wie den kleinsten Städten Livlands, Vorträge oder dramatische Abende. Nicht darin also lag hier die Anziehungskraft und Besonderheit. Wohl aber in der Elite des Stoffs und der Ausführung. Nur die ersten Kräfte, sozusagen nur „Spezialisten", kamen für letztere in Betracht, sei es auf ihrem ureigensten Fachgebiet, sei es in künstlerischen Darbietungen. In einem großen, bis in den Frühling hineinreichenden Zyklus von Vorträgen wurden die verschiedensten populärwissenschaftlichen Themen behandelt, stets aber von höchster Warte aus; nie Familienstil, nie höhere Töchterweisheit, sondern auf das Bildungsniveau der streng gesonderten, akademischen Gesellschaft rechnend, wurde ernstes Wissen in verfeinerter Form geboten. Die bedeutendsten Redner: Alex. v. Oettingen, Wilhelm Volck, Reinhold Seeberg, Carl Erdmann, Georg Loeschcke, Leopold v. Schroeder und noch einige andre waren die Auserwählten. Ein lautlos horchendes Publikum, eine geistige Beteiligung, in lebhaftesten Diskussionen sich oft noch Wochen nachher äußernd, lohnte die Darbietungen.

Dankbarer noch waren freilich die dramatischen Vorlesungen Carl Erdmanns und Alex. v. Oettingens. Da gab es einmal einen Zyklus der altgriechischen Dramen des großen Dreigestirns Sophokles, Aischylos, Euripides, — ein andres Mal den 2. Teil des „Faust" mit Kommentar; vor allem aber war es Shakespeare, der damals in seinen „Gesammelten Werken" vorgeführt ward. Einen Winter gab es einen großen Lustspielzyklus, den andern die Königsdramen, den dritten die großen Tragödien. Dabei füllte reichlich die Hälfte der drei Abendstunden von 5—8 Uhr ein einleitender Vortrag über Entstehung, Stoff, Personencharakteristik, und diese Vorträge waren oft so ziemlich das Geistreichste, was man sich in dieser Art wohl vorstellen kann, würdig ihres großen Gegenstandes. — Nicht unerwähnt bleibe dabei die hohe Vortragskunst der Vorleser, die bei Oettingen durch seine lebhafte Mimik, bei Erdmann durch sein wundervolles Organ, bei beiden aber durch seltenes dramatisches Feuer und überraschende Modulationsfähigkeit der Stimme fortreißende, oft erschütternde Wirkung hatte.

Leichter und anmutiger waren die Lenzesfreuden zur „Mainacht", — Walpurgis am 30. April —, unten auf dem Platz an der alten Domruine, die ernst und weihevoll auf das tolle und selige Treiben der studentischen Jugend herabschaute, — wie ein Symbol des Idealen, das, wenngleich verborgen, über allen traditionellen Studentenfesten Dorpats schwebte, dem lauten Spiel stille Weihe verleihend.

Unten strömten, sangen, tranken, jubelten die buntbemützten und -beschärpten jungen Scharen zwischen den brennenden Maifeuern und klingenden Gläsern, — oben lauschten die Frauen und Mädchen, klopften verliebte Herzen, — hinten schlugen die Nachtigallen und dufteten die Syringen, — und von oben sah ein lächelnder Mond auf den ganzen vertrauten Zauber hinab ....

Gesonderter, doch nicht unfroher sammelten sich Jünger und Lehrer zu den korporellen Stiftungstagen, alle fast in den frühen Herbst fallend, wo das Laub noch feurig-golden glühte, die Sonne noch gnädig herabschien. Das gab dann immer ein langes Freuen und Vorbereiten für das „Fuchstheater" und andre satirisch-humorvolle Aufführungen. Das Fest selbst fand dann meist im Grünen, am Embachufer oder im nahen Walde statt, und ein bunter, fahnenschwenkender Zug von vielen „Stuhlwagen" und Zweispännern mit fähnchengeputzten Rossen, bekränzten Wagen, die Bursche in Schärpe, Mütze und Hieber, die Rheinweinflasche im Arm, rasselte klingelnd und wehend über den Marktplatz und durch die festlich gestimmte Stadt. An den offenen Fenstern oder an den Gartenzäunen lehnten grüßend und errötend Mädchen und Frauen, an den Häusern der gefeiertsten Professoren neigten sich ehrfürchtig-heiter die großen Fahnen, und die Mützen wurden hoch in die Luft geschwenkt. Alles feierte mit. Denn in Freud wie Not hielten die Professorenhäuser und die Professoren selbst zu den Studenten. Und zwar nicht etwa nur die älteren Philister zu ihren Verbindungen, —

was ein Thema für sich bedeutete, — sondern es bildeten Lehrer und Schüler unter sich ein festgeschlossenes Ganzes, das in seiner Art als ideal bezeichnet werden durfte und in dieser Form und Einheitlichkeit vielleicht nirgendwo seinesgleichen fand.

Die tiefe Unterströmung, durch die heiße Liebe zu Livland — Dorpat — geschaffen, festigte dieses Band bewußt und unbewußt. Aber das war es nicht allein. Sondern es erwuchs ein gegenseitiges Vertrauen auf solchem Fundament, mit ihm eine Kameradschaftlichkeit und Freimütigkeit der Beziehungen zu einander, die der Ehrfurcht und Verehrung von einer, der väterlichen Überlegenheit von andrer Seite keinerlei Abbruch tat, sondern eine sich nie verbrauchende Frische gab. Der natürliche Berater und Freund des Dorpater Studenten jener Zeit war sein Professor, das lebendigste und nächste Interesse jenes wiederum gehörte dem jungen Musensohn, der da strebte, lernte, kämpfte und über die Schnur hieb, wie jener es in jungen Tagen auch getan. Ihre internen Angelegenheiten und ihre Geldsorgen, ihre Verirrungen und ihre Erfolge — alles durfte, ja mußte vor das verständnis- und liebevolle Forum der Professoren, — so klang denn das alte „vivat academia, vivant professores", wenn es aus tausend jungen Kehlen in die Lüfte stieg, mit ungekünstelter Begeisterung empor.

Zum Höhepunkt aber schwoll diese Begeisterung zu den großen Korps-Jubiläen, dem 25-, 50- und 75-jährigen, die sich jedesmal zu einem großartigen Landesfest gestalteten. Denn sie gingen weit über die studentisch-korporellen, weit auch über die bloß akademischen Grenzen eines Dorpat-Festes hinaus, eine ergreifende Apotheose für die ganze Heimat bildend. Der müde und weißhaarige Achtziger, der aufrecht auf hohem Berge stehende Vierziger, und der buntbemützte Zwanziger, mit ihnen alle Frauen des Landes: Großmütter — Mütter — Gattinnen — Bräute — Schwestern — Töchter — alles schloß sich zusammen in einer Flamme, die in allen gleich lohte: Liv-, Est-, Kurland. Und nie trat das Verhältnis zwischen Lehrern und Jüngern stolzer zu Tage, als in diesen Zeit feierlichster Festesfreude.

Als vor dichtgedrängten Balkonen und Fenstern bei schönstem Sonnenscheine am 20. September 1897 der große Jubiläumszug der Livonia seinen Umgang durch die Stadt machte, da stand auf einem der Balkone, gegenüber der Universität, in einer Gruppe von Zuschauern auch der greise Siebziger Gori v. Oettingen, der einstige langjährige Rektor des alten Dorpat, und blickte hinab auf den schimmernden Zug. Einer — dann der zweite — dann immer mehr — dann alle hoben den Kopf, erblickten ihn — und auf einmal impulsiv erfaßte es die tausendköpfige Festmenge, die bunten Deckel flogen von den grauen und blonden Köpfen, und mit entblößten Häuptern, sich neigenden Fahnen, stieg langsam und hymnenhaft das „Vivat academia" zur Höhe. Der Alte aber grüßte hinunter, seinen durchlöcherten, verblichenen Livonendeckel schwenkend, und die Tränen rannen ihm über das verwitterte Gesicht. —

Solche Feste können nur selten gefeiert werden. Jedes Jahr aber, am 12. Dezember, fand der gewöhnliche Stiftungstag der alma mater Dorpatensis statt. Ein stilles, ernstes Fest; Schritt haltend von Jahr zu Jahr mit dem bergab führenden Wege, den Dorpat gehen mußte, immer stiller und ernster werdend. In den Räumen der vertrauten akademischen Musse, die ja dann, mit so vielem Alten, der Universität genommen wurde, versammelten sich abends die Professoren, nachdem am Vormittage der feierliche Festgottesdienst in der Universitätskirche, daran schließend der Festaktus in der Aula der Universität stattgefunden hatte. War die Festpredigt in der Kirche meist von schwerem, mahnendem Ernst durchdrungen, so gab's abends bei versammelter Tafelrunde ja wohl Heiterkeit mit Humor und Geist gewürzt, und eine Reihe davon funkelnder Reden zeugten stets von dem reichen Material, das dem Balten aus diesen Regionen allezeit zuströmte. Der Grundton aber war auch hier ein vertiefter Ernst, selbst in den hoffnungsvollen Jahren bester Blüte, als noch keine Sichel das stolze Ährenfeld zu mähen kam. Von Jahr zu Jahr aber klang stärker, wie warnender Glockenton in Sturmzeiten, die Note mahnenden und schmerzdurchzitterten Ernstes, bis Anfang der 90-er Jahre ein Abschiedsgeläute einsetzte, das denen für alle Zeiten im Ohre geblieben, die es damals verstehend vernommen.

Ich bin am schweren Ende angelangt, und was nun kam, ist zu bekannt, zu peinvoll auch, um ausgemalt zu sein.

Nur wenige Worte seien mir noch vergönnt. Sie sollen in einem bekannten Wort Fr. Th. Vischers Ausdruck finden, seinem Helden des köstlichen Buches „Auch Einer" in den Mund gelegt: „Das Moralische ist selbstverständlich". Ja, dies lapidare Wort fand Verwirklichung im alten Dorpat, seinen Menschen, seinem Leben, seiner Luft. Ja wahrhaftig, das Moralische war selbstverständlich!

Und das war es auch, was diesen Ort, diese Zeit und die in ihr gelebt, einzig machte vor andern, bedeutenderen. Bei aller Jugendlust und allem Übermut, aller Poesie und allem geistigen Leben, bei ernstem Studium und strenger Wissenschaft, — dies eine schwebte über Allem, fleckenlos nicht nur, nein unangetastet in dem Sinne, daß es das Natürliche, das Einzigmögliche, das Naivselbstverständliche war — die sittliche Vornehmheit und der hohe Adel der Gesinnung.

Und ich meine, in einer Zeit, wo opportunistische Lebensprinzipien und kühl berechnender Utilitarismus immerhin weitaus am ersten Ruder sitzen, umspannt die Erinnerung an jene „Selbstverständlichkeit" die Zeit, wie die Häupter, die dahingeschwunden sind, mit einer Glorie, die man gut tut nicht zu vergessen, von ihr Kind und Kindeskind wenigstens Strahlen hinüberzuretten.

Dahin — dahin — die Männer und die Frauen, dahin viele der alten Stätten und ihre Bedeutung, dahin wohl auch der letzte Hauch jener Zeiten. Und der, der sie gekannt in ihrer alten Größe, setzt wohl nur noch mit Über-

windung den Fuß auf die Straßen, die fremdes Leben widerspiegeln. — Und doch! — selbst wenn das Tragische erfolgt, daß für die Ewigkeit Geschaffenes durch die Zeit zerstört wird und geistige Arbeit ganzer Geschlechter den Vernichtungstod sterben muß, — doch bleibt ein Leuchten zurück von jenen Tagen auch für die ferne Zukunft.

Bleibt es, wie einer der bedeutendsten Söhne jener Zeit schreibt: „— — solange die Personen dem ewigen Gedanken ihrer Schöpfung treu bleiben, die Träger derselben lebensvoll und energisch das organische Leben weiterpflanzen, das ihnen anvertraut war, ... dann stattet die untergehende Generation ihre treuen Nachkommen sterbend mit den Gaben aus, welche stets ihr Wesen gebildet." — — Und darum will ich mit den Worten des Dichters schließen, der singt:

„Nicht weinen, weil es vorüber!
Lächeln, weil es gewesen, —
Und werden die Tage auch trüber:
Unsere Sterne erlösen!!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die soziale Bedeutung der Armenpflege.

Von Hugo Lehbert. (Reval.)

Alle physische Wirklichkeit ist vernünftig, weil sie aus einem Gewebe notwendiger Wirkungen natürlicher Ursachen besteht. Alle gesellschaftlich-soziale, politische Wirklichkeit ist aus Vernunft und Unvernunft zusammengesetzt und wird vernünftiger nur durch die nach Zwecken handelnde vernünftige Willenstätigkeit des Menschen. Die meisten Handlungen der Einzelmenschen und der menschlichen Gemeinschaft empfangen ihren Inhalt und ihr Ziel von irgend einer Not. Die Not und Gefahr im Kampf ums Dasein zwischen den Völkern schuf die Regierungen, die Verfassungen, schuf das Erzgefüge des Staates, — die stählerne Rüstung für den Kampf um die Existenz. Alle Gesetze, alle Institutionen, alle Bildungsanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen entspringen irgend einer Not. So ist die Not, der ewig böse Feind, „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Dieser ewig böse Feind — die Not — muß täglich überwunden werden, weil nur durch den Kampf mit ihr der Mensch seine Bestimmung erfüllt: die Kräfte seiner leiblich-geistigen Persönlichkeit zum Nutzen der Gemeinschaft zu entwickeln, eine sittliche Persönlichkeit im Kampf zu werden und zu sein. Die Betätigung der Kraft im Kampfe mit der Not heißt Arbeit. Aber von der Art der Arbeit, von ihrem Geist und ihrer Dauer hängt es ab, ob sie dem Menschen zur Entfaltung seiner geistig-sittlichen Persönlichkeit verhilft — oder sie wenigstens zu-

läßt. Ist die Arbeit eine nur körperliche, so verkümmert aber der Geist, besonders wenn die Arbeitsdauer am Tage zu groß ist. Ist die Arbeit nur eine geistige, so leidet darunter der Körper, wenn nicht die Arbeitsdauer verkürzt und in der Zeit der Muße für Körperpflege durch Gymnastik und Sport gesorgt wird. Aber nicht nur von der Art und Dauer der Arbeit — auch von dem Zweck, auf den sie gerichtet, von der Seelenstimmung, die sie begleitet, besonders aber von ihrer wirtschaftlichen Produktivität hängt der Wert der Arbeit für die geistig-sittliche Kultur der Persönlichkeit, für die geistig-sittliche Kultur der Gemeinschaften-Familie, Gesellschaft, Volk etc. ab. Wenn Millionen durch 12—16 stündige körperliche Arbeit am Tage nur das Allernotwendigste zum Leben erwerben können, jede Arbeitslosigkeit infolge von Krankheit, Arbeitsmangel, Krisen etc. den Betroffenen dem nackten Hunger und Elend preisgibt, die sinnlos lange Arbeitsdauer am Tage nicht eine Stunde Muße für Erholung, für Ausbildung und Pflege des Geistes übrig läßt, — dann ist die Arbeit kein Segen mehr, dann ist sie der schlimmste Fluch. Dann ist sie eine stumpfe Waffe zum Kampfe mit der Not, dann ist diese Arbeit selbst die schlimmste Not der Zeit.

Es ist die Unvernunft der modernen wirtschaftlichen Wirklichkeit, es ist die seelenlose Härte des mächtigen Kapitalismus, die immer wieder neue Tausende in ihren Bergwerken, Hochöfen, Fabriken zu einer Arbeit zwingt, die aus den Menschen nur eine Ware, nur ein Arbeitsmittel macht, die ihm das höchste, heiligste Menschenrecht raubt: sich zu einer geistig-sittlichen Persönlichkeit zu bilden und zu entwickeln. Es ist ja wahr, nur der Kapitalismus, nur die kapitalistische Industrie kann der ungeheuer angewachsenen Menschenmenge in den europäischen Kulturstaaten Brot zum Leben geben. Darauf beruht die ungeheure Macht des Kapitalismus. Und diese Macht darf und kann nicht ganz gebrochen werden, sie darf nur nicht zur Allmacht werden, sie muß beschnitten und beschränkt werden. Man darf dem Kapitalismus nicht seine Flügel, man muß ihm aber seine Krallen beschneiden. Dann wird er aus einem Raubtier zum allernützlichsten Haustier.

Man kann dem Kapital nicht die Arbeitskraft der Millionen vorenthalten, es kann ohne sie nicht wirken, sie — die Millionen — können ohne das Kapital nicht leben, aber man darf ihm nicht die Arbeiter, die Menschen selbst mit ihrem Glück und Geist und ihrer lebendigen Seele opfern. Der Staat, die Gesellschaft, jeder Einzelne, deren Wort und Wille Einfluß und Gewicht haben, müssen alle Kraft der Einsicht und der Macht aufbieten, um durch den Zwang der Gesetze, der öffentlichen Meinung, durch Erziehung der öffentlichen Gesinnung den Millionen Lohnsklaven ihr Menschenrecht, ihr Recht auf Persönlichkeit zn wahren. Was am Anfang des 19. Jahrhunderts Kant als höchstes Prinzip für das ethische Verhalten des einzelnen und der Gesamtheit hinstellte, wird für ewige Zeiten das höchste Leitmotiv für die soziale Praxis aller Kulturstaaten bleiben: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner

Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst". In diesem Gedanken haben wir das wertvollste Kriterium zur Beurteilung sozialer Zustände, zur Schätzung der Kulturhöhe eines Volkes. In diesem Gedanken steckt die unerschütterliche Lebenskraft der modernen Demokratie, ihre innerliche Berechtigung, ihre sichere Anwartschaft auf den künftigen Sieg, — wenn sie dieser Fahne treu bleibt. In diesem Prinzip haben alle Gesetze der Sozialpolitik, alle sozialen Reformen, alle Einrichtungen der Wohlfahrtspflege, jede Art Armenpflege — ihr höchstes sittliches Leitmotiv, den höchsten Wertmaßstab positiver Leistungen.

Unendlich viel tief- und weitgreifender in ihrer Wirkung sind freilich die Gesetze der Sozialpolitik als auch die bestorganisierte Armenpflege. Man denke nur an die großartige Arbeiterversicherung in Deutschland gegen Krankheit, Unfall, Invalidät, Alter ꝛc., an die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Verkürzung der Arbeitszeit ꝛc. Hier werden oft durch ein Gesetz Millionen gegen Gefahren und materielle Verluste geschützt, oder es wird ihnen für Zeiten der Not materielle Hilfe zugesichert, wie sie auch die bestorganisierte Armenpflege oft den Notleidenden nicht schaffen kann. Auch haben die Wohltaten der Sozialpolitik den unendlich großen Vorzug, daß sie das Selbstgefühl der Empfänger in keiner Weise kränken, denn sie sind ein anerkanntes, zugestandenes, öffentliches Recht, kein erbetteltes Allmosen, wie leider die Gaben der Armenpflege noch oft von den Gebern und Nehmern betrachtet werden. Es ist also ein durchaus wünschenswerter Fortschritt, wenn die Entwicklung dahin führt, daß das Arbeitsfeld der Armenpflege durch die Sozialpolitik eingeengt wird, daß an gewisse Arten der Not der Staat selbst mit seinen gewaltigen Finanz- und Machtmitteln herantritt. Überhaupt sind sozialpolitische Maßregeln dann am Platz, wenn es sich um allgemeine Ursachen einer Not handelt, von der Tausende in gleicher Weise getroffen werden. Die soziale Maßregel oder soziale Reform bekämpft die *Ursachen* unmittelbar und schafft daher mit einem Ruck, mit einem Schlage bessere soziale *Zustände* für Tausende. Die Armenpflege ist ohnmächtig gegen solche allgemeine tiefliegende Ursachen der Not, ohnmächtig gegen soziale Zustände: ohnmächtig gegen die Wohnungsnot, ohnmächtig auch gegen plötzliche physische oder wirtschaftliche Katastrophen, gegen die Not, wie sie durch Überschwemmungen, Mißernten, Wirtschaftskrisen ꝛc. immer wieder neu erzeugt wird. — Und dennoch bleibt das Arbeitsfeld der Armenpflege, auch da, wo die sozialen Reformen ihr die schwerste Not und Arbeit abnehmen, noch sehr groß. Denn ebenso verwickelt und kompliziert, wie die Struktur der modernen Volkswirtschaft ist, ebenso mannigfaltig und unendlich verschieden sind die Ursachen und Formen der menschlichen Not. Die sozialen Reformen bekämpfen nur einige bestimmte, wenn auch weitverbreitete Ursachen und Arten der Not, schützen auch nur *bestimmte* Gruppen und Klassen der Bevölkerung gegen *bestimmte* Fälle der Not, so z. B. sind nur *die Arbeiter selbst*, nicht auch ihre Frauen und Kinder versichert,

auch nicht alle Arbeiter, so die Landarbeiter noch nicht. Ganze Klassen der Bevölkerung, noch viele Gebiete der sozialen Not sind bisher unberührt von der sozialen Reform geblieben, — vielleicht als Stoff und Zweck für spätere Reformen, aber vorläufig noch als ein riesiges Arbeitsfeld für die Leistungen oder wenigstens Bemühungen der Armenpflege. — Und so sehen wir denn, daß in allen Kulturstaaten (Deutschland, England, Frankreich, Amerika) neben der Sozialreform auch die Armenpflege besteht. Ja daß auch sie, trotz des immer weiteren Ausbaues der Sozialreform, immer wieder sorgfältiger organisiert wird und immer wieder neue Aufgaben findet.

Aber wieviel größer und wichtiger muß nicht die Bedeutung der Armenpflege in solchen Staaten wie etwa Rußland sein, die sich erst in den Anfängen der Entwicklung zum kapitalistischen Wirtschaftssystem befinden, in denen sich jedoch schon alle Schrecken des ungeregelten Kapitalismus bemerkbar machen, die soziale Gesetzgebung aber noch in ihren Windeln liegt. Ist nicht eine gut organisierte Armenpflege besonders in den Großstädten solcher Staaten, wo sich oft in wenigen Jahrzehnten ganze Stadtteile mit Massenproletariat füllen, wo Tausende nur durch regelmäßigen Tageslohn ihr Stücklein täglich Brot sich und ihren Kindern sichern können, — ist nicht hier die Armenpflege oft der einzige Hoffnungsanker für die Unzähligen, die infolge von Krankheit, verschuldeter oder unverschuldeter Arbeitslosigkeit, Tod des Ernährers etc. im Meer des Elends zu ertrinken drohen? Noch immer — auch in den reichsten Kulturstaaten mit hochentwickelter sozialer Wohlfahrtspflege — geht die Not durch die Gassen der Großstadt, packt und vernichtet Hunderte von Opfern, plötzlich wie eine flackernde, fressende Flamme, oder aber sicher, wie schlimmes, schleichendes Fieber. Wie unendlich viel größer muß nicht die Zahl der Opfer in den Städten von Großstaaten mit einer kaum beginnenden sozialen Reformgesetzgebung sein. Hier in den Städten keine Armenpflege zu organisieren, oder sich mit einem uralten System zu begnügen, das einer längst überlebten Wirtschaftsperiode notdürftig entsprach, ist ein soziales Verbrechen, ist ein schreiend klarer Beweis dafür, daß Solidarität- und Gemeinschaftsgefühl der Gesellschaft auf dem Nullpunkt stehen, daß Worte wie Menschenliebe, Mitleid, christliche Liebespflicht nur als klingender Schellenzierat den Sonntagspredigten dienen. Jeder Christ, der sein Christentum mehr liebt, als den alten Großvaterstuhl, in dem er sein Nachmittagsschläfchen aus Pietät zu halten pflegt, jeder Mensch, der nicht vergessen hat, daß Menschlichsein eine Pflicht ist, die sich nicht nur auf die „Liebe" in den eigenen vier Wänden beschränken darf, — jeder Mensch, der auch nur das ABC der sozialen Einsicht besitzt, wird begreifen müssen, daß in einer Stadt mit täglich wachsendem Massenproletariat und täglich wachsender Massenarmut wenigstens als erster Notdamm gegen das Elend eine gute Armenpflege organisiert werden muß. Freilich —, ist es gelungen, diese Armenpflege zu organisieren, hat sie ein paar Jahre gearbeitet, dann werden die einsichtigen Armenpfleger sehr bald

erkennen, wie notdürftig doch dieser erste Notdamm war, wie gegenüber dem Massenelend der Stadt die Mittel und Wege der Armenpflege bald erschöpft sind. Aber gerade dadurch, daß sie durch ihre tägliche Berührung mit dem Elend seine ganze Tiefe geschaut, miterlebt, mitgeschaut haben, Einblick in das Wohnungselend, Einblick in das erbärmlich dürftige Alltagsbudget des Armen, Einblick in den entsetzlichen physischen und moralischen Schmutz, in dem die Kinder oft aufwachsen müssen, erhalten haben: gerade dadurch wird ihr Gewissen oft bis in die tiefste Tiefe erschüttert und sie werden erkennen, daß es wahrhaftig nicht Gottes Wille uud Gottes Fügung ist, daß so viel Elend ohne Mitleid und Hilfe verzweifeln und verkommen müsse, — sondern daß es nur Menschenblindheit war, die die Not nicht sah, und Menschenhärte, die nicht sehen und helfen wollte. Unwillkürlich kommen einem hier die entrüsteten Worte des Pfarres Naumann in den Sinn: „Wenn Gott daran schuld sein soll, daß die Weber in Schlesien verhungern, und daß Hunderttausende keine Arbeit uud keinen Verdienst haben; wenn Gott es macht, daß in den Vororten von Chemnitz 40—50 Prozent Kinder im ersten Jahre wieder sterben; wenn Gott es will, daß sechs oder acht Personen in einer Dachkammer schlafen, dann mag ich keinen einzigen Sonntag mehr von diesem Gott predigen. Gott sei Dank, wir haben eine andere Offenbarung. Gott ist es nicht, sondern es ist die Sünde der Menschen, es ist in erster Linie der Geiz, die Wurzel alles Übels, der diese Zustände hervorgerufen hat. Dieser Sünde gilt der Kampf auf Leben und Tod. Das will Gott."

Ist aber einmal bei dem einen oder dem andern der Armenpfleger das Gewissen erwacht, das brennende, nagende Gefühl: an diesem Zustand ist die ganze Gesellschaft schuld, sind wir alle schuld, hier müssen wir alle helfen, — dann läßt das Herz uns nicht mehr zur Ruhe kommen, dann wird der Verstand unermüdlich über die Ursachen dieser erdrückenden Massennot nachsinnen. Mit Hilfe der Wissenschaft — der Nationalökonomie — werden wir erkennen, daß das Massenelend mit unserem ganzen kapitalistischen Wirtschaftssystem eng verknüpft ist, daß daher die Mittel der Armenpflege noch lange nicht ausreichen, um gründliche Hilfe zu schaffen. Wir werden deutlich einsehen, daß nur der Staat durch seine sozialen Reformen und Gesetze den sozialen Notständen, unter denen Tausende leiden, zum Teil abhelfen kann. Damit aber solche soziale Gesetze und Reformen zustande kommen können, muß die Gesellschaft in ihren zahlreichsten und einflußreichsten Gliedern soziale Einsicht und soziale Gesinnung besitzen. Damit ein Gesetz eingeführt und beobachtet werden kann, müssen viele, sehr viele von der Notwendigkeit dieses Gesetzes überzeugt sein. Diese Überzeugung von der Notwendigkeit des Gesetzes gewinnen sie am ehesten, wenn sie aus eigener Anschauung die Not kennen, die durch das Gesetz bekämpft werden soll. Und gerade die praktische Beteiligung an der Arbeit der Armenpflege ist eine ausgezeichnete Schule zum Studium der sozialen Nöte und ihrer Ursachen, eine Schule, in der viele zur sozialen Einsicht und zur

sozialen Gesinnung erzogen werden können, ohne die keine einzige wirksame soziale Reform gelingen kann.

Damit aber eine Armenpflege diese Aufgabe erfüllen kann, muß sie möglichst viel tüchtige und hilfsbereite Pfleger aus allen Bildungsschichten in ihren Dienst ziehen und muß in ihrer Organisation möglichst vollkommen sein. Auch müssen die Pfleger in beständiger persönlicher Berührung mit den Notleidenden stehen und sich in ihrer Hilfstätigkeit von Prinzipien leiten lassen, die die Erfahrung von 2 Jahrtausenden mit unwiderleglicher Beweiskraft als die einzig richtigen und wirksamen gelehrt hat.

Unter den vielen Systemen der Armenpflege erfüllt das Elberfelder System, das in Deutschland weit verbreitet, und z. B. auch in Moskau eingeführt ist, die Bedingungen einer guten und leistungsfähigen Armenpflege am besten. Die Eigenart dieses Systems will ich in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift darlegen.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Rußlands Mennoniten.

Von J. Janzen. (Tiege, Gouv. Taurien.)

Auf der Station Feodorowka der Südbahn stieg ich kürzlich in den Zug, um in den Norden Rußlands zu fahren. Das Kupee, in welches mich der Gepäckträger führte, mußte ich mit einem Russen und einem Juden teilen, die beide, wie ich nachher erfuhr, in Melitopol eingestiegen waren. Wie das auf unseren Eisenbahnen so üblich ist, empfingen sie mich, den neuen Ankömmling und Prätendenten auf einen Platz im Kupee, nicht besonders freundlich. Als ich mich jedoch anstandslos bereit erklärte, mit einem oberen Schlafplatz fürlieb zu nehmen, und ihnen die unteren Bänke für die Nacht überließ, wurden sie freundlicher, und der Jude, übrigens ein sympathischer älterer Herr, begann das übliche Verhör über Woher und Wohin. In der Regel pflege ich auf derlei Fragen ausweichende und mitunter sogar spitzige Antworten zu geben, um den lästigen Interviewer je eher, je lieber los zu werden, aber diesem alten Herrn konnte ich nicht unfreundlich begegnen und erklärte ihm daher, daß ich aus dem deutschen Mennonitendorfe Tiege komme und in Angelegenheiten unserer Schule nach Ch., S., M. und N. reisen müsse.

„Wo liegt Tiege?" fragte der Herr, und auch der Russe, der seit meinem Erscheinen im Kupee eifrig seine Zeitung gelesen hatte, hob interessiert den Kopf.

„Tiege liegt etwa 30 Werst nordöstlich von Melitopol."

„Was ist denn das für ein Dorf? Davon habe ich noch nie gehört."

„Es ist ein deutsches Mennonitendorf, wie es deren ganze 58 im Berdjaner Kreise zwischen den Kreisstädten Melitopol und Berdjansk gibt."

„Gott, du Gerechter," rief der Herr in echt israelitischer Verwunderung aus. „Hab' ich nicht gewußt kein Wort davon!"

„Und was sind Mennoniten?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Die Mennoniten sind eine christliche Glaubensgemeinschaft," antwortete ich, „deren Glieder zur Zeit der Kaiserin Katharina der Großen zum größten Teil aus dem Norden Deutschlands nach Rußland einwanderten, wo man ihnen damals für ewige Zeiten volle Glaubensfreiheit zusicherte."

„Und wodurch unterscheiden sich die Mennoniten von den anderen christlichen Konfessionen?" mischte sich nun der Russe, ein intelligenter Mann, in die Unterhaltung.

„Sie tragen keine Waffen, verweigern also den aktiven Kriegsdienst, verweigern den Eidschwur und taufen nicht Kinder, sondern Erwachsene."

„Ja, warum verweigern sie denn den Kriegsdienst und den Eidschwur?"

„Weil die Bibel sagt: „Du sollst nicht töten," und: „Du sollst nicht schwören!"

Der Russe verzog die Lippen zu einem feinen, etwas ironischen Lächeln.

„Das sind ja sehr gute Grundsätze, sagte er, „aber, — sie geben's sicher zu — undurchführbare."

„Nichtsdestoweniger sind ihnen die Mennoniten seit den Zeiten der Reformation treu geblieben und sehr gut dabei gefahren. An Bedrückungen und Verfolgungen hat es natürlich nicht gefehlt, aber dennoch ist die Gemeinschaft im Laufe der Zeit immer größer und kräftiger geworden."

„Und die Mennoniten sind auch heute noch von der Ableistung der Militärpflicht frei?" fragte der Russe, und eine bedrohliche Falte wollte sich über seiner Nasenwurzel bilden.

„Sie waren es bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Kaiser Alexander II. Von da ab werden sie auch zur Ableistung des Staatsdienstes hinzugezogen, jedoch nicht als Krieger im regulären Heer, sondern als Arbeiter auf Forsteien, wo die Kommandos von den Mennoniten selbst unterhalten werden. In letzter Zeit will man uns auch dieses Privilegium nehmen, und wir wären in dem Falle bereit, den Dienst in Sanitätskolonnen oder in Feuerwehrkommandos abzuleisten. Dann müßten auch wir, sogut wie jeder Vaterlandsverteidiger, unser Leben in die Schanze schlagen, was wir bis jetzt allerdings nicht tun durften."

„Und wenn man Sie zwingen sollte, Waffen zu tragen?"

„Dann würde es wohl eine große Auswanderung geben."

„Sollten Sie wirklich so fest an ihren Grundsätzen halten?"

„Einige würden vielleicht dableiben, aber die meisten und jedenfalls die besten würden gehen."

Die Herren vergaßen den Schlaf, und ich mußte weitere Auskunft geben. Der jüdische Herr aber rief immer wieder: „Das ist doch nicht möglich! Hab' ich nicht gewußt, nicht ein Wort! Und ich kenn' doch Melitopol, und ich kenn' doch Berdjansk!"

Schon öfter habe ich die Verwunderung gesehen, die die Leute ergreift, wenn sie von den Mennoniten hören. Sie haben nie etwas von diesen Leuten gehört, und nun müssen sie erfahren, daß die Mennoniten im Berdjaner Kreise ein Areal von mindestens 1800 □ Werst (120.000 Deßjatinen) Land bewohnen, und daß diese Molotschnaer mennonitische Mutterkolonie nicht weniger als fünf Tochterkolonien in den verschiedenen Gegenden Rußlands hat, zusammen mit 61 Dörfern, — daß es außerdem am Dnjepr die sogenannte Altkolonie der Mennoniten gibt, mit fast ebensoviel und ebensogroßen Tochterkolonien, daß außerdem selbständige Mennonitenansiedlungen im Kubangebiet, im Ssamaraschen Gouvernement, bei Omsk, Pawlodar, Barnaul und bei Taschkent bestehen, daß die Mennoniten im allgemeinen recht wohlhabend sind und in kultureller Hinsicht auf einer wenigstens nicht ganz tiefen Stufe der Entwickelung stehen.

Als ich meinen vorerwähnten Reisegefährten erzählte, daß Ohrloff und Tiege, zwei Mennonitendörfer, die so nahe aneinanderliegen, daß sie für ein Dorf gelten können, zusammen nur etwa 80 Höfe zählen, dabei aber 2 Volksschulen, 1 Zentralschule für Knaben, 1 Mädchenschule, 1 Taubstummenanstalt, 1 modern eingerichtetes Krankenhaus, 1 elektrische Station etc. haben, daß mehrere Bauern ihre Dreschmaschinen mit Elekrizität treiben, daß fast in jedem Dorfe schon ein Auto zu finden ist, daß jedenfalls jeder Bauer eine gute Droschke und die meisten auch noch einen feinen Verdeckwagen besitzen: da wollten sie schier auf den Rücken fallen.

Als ein Beamter in Petersburg das Projekt der jetzt im Bau befindlichen Tokmaker Eisenbahn durchsah und bemerkte, daß diese Bahnlinie drei Stationen mit deutschen Namen in einer Reihe bekommen würde, soll er ausgerufen haben: „Führt denn die Bahn durch ein besonderes Deutschland im Russischen Reiche?!"

Auch in dem Artikel „Die Deutschen in Rußland" von Axel v. Gernet, der in diesen Heften erschien, hat der Verfasser die Mennoniten nur ganz kurz erwähnt, obwohl er über sein Thema, wie seine Arbeit es beweist, sehr gut orientiert war.

Wer trägt die Schuld daran, daß so wenig von den Mennoniten bekannt wird, obwohl sie einen gewiß nicht zu unterschätzenden Bestandteil des Deutschtums in Rußland bilden?

Die Mennoniten selbst.

Es gehört mit zu ihren Prinzipien, die Stillen im Lande zu sein, und daher drängen sie sich nirgends vor. Ich spreche hier nicht von einzelnen Personen unter den Mennoniten, sondern von der ganzen Gemeinschaft. Einzelne sind ja zu allen Zeiten hinausgegangen und haben sich außerhalb der Grenzen des Mennonitentums eine Stellung errungen, aber das Gros ist bis heute konsequent in seiner Reserve geblieben.

Es ist dem Durchschnittsmennoniten ganz gleichgiltig, was man draußen von ihm hält, wenn er nur von den Seinen geachtet wird. Ja, auch solche,

die sich über den Durchschnitt erheben, sind ganz zufrieden, wenn sie bei sich daheim anerkannt werden. So kenne ich einen begabten mennonitischen Maler, der sich mit seiner ganzen Kunst auf den Boden unserer engeren Heimat gestellt hat, und dessen Bilder nach außen hin nie bekannt wurden und mit seinem Willen wohl auch nie bekannt werden sollen, obwohl sie ganz gut einen Platz unter den Kunsterzeugnissen der großen Welt beanspruchen könnten. Ein Sangesmeister und Komponist, dessen geistliche Kompositionen sich neben dem Besten auf diesem Gebiet hören lassen könnten, ist bis heute der Welt unbekannt geblieben, — ja, ich glaube, nur der eine Chor seiner Gemeinde, der er als Prediger vorstand, hat seine herrlichen Lieder gesungen. Und ich wage es nicht, meine beiden vorerwähnten Gemeindebrüder hier namhaft zu machen; sie könnten's mir übel lohnen!

Drängt sich der Mennonit nach außen hin nicht vor, so bittet er es sich aber auch sehr energisch aus, daß sich niemand in seine internen Angelegenheiten mische. Tut man's aber doch, so ist er imstande, alles dranzusetzen, um des lästigen Eindringlings ledig zu werden. Was haben die Mennoniten nicht schon gearbeitet und gekämpft, um ihre Schulen in Händen zu behalten! Und es ist ihnen bis heute zum großen Teil auch gelungen. Muß der Mennonit notgedrungen anderen ein Eingreifen in seine Angelegenheiten zugeben, so tut er's, — aber auch nur soweit er eben muß. Da ist dann die Grenze. Und von da ab geht er seiner Wege, und es gibt nichts Gemeinsames mehr für ihn und die anderen. Es ist ja klar, daß der Grund dieser Absonderung nicht in der Demut der Mennoniten zu suchen ist. Neben ihren Glaubensgrundsätzen ist es eher ein nationales Selbstgefühl, denn die Mennoniten fühlen sich wirklich nicht nur als selbständige Glaubensgemeinschaft, sondern direkt als Nation. Das beobachtet man am besten an den niederen Schichten der mennonitischen Deutschen, die es bis vor ganz kurzer Zeit einfach nicht zugaben und teilweise auch jetzt noch nicht zugeben, daß ein Schwabe, ein Sachse, ein Bayer etc. auch ein Deutscher sei. Nur dem Preußen räumen sie diesen Vorzug ein, weil in den Adern vieler süd-russischer Mennoniten preußisches Blut fließt. Sollte man so einem Manne deutlich zu machen versuchen, daß er eigentlich viel weniger deutsch sei, als die vorerwähnten Stämme, weil die Mennoniten ja doch auch aus Holland stammen und also eigentlich ein Mischlingsvolk sind, so liefe man Gefahr, von einem „wehrlosen" Mennoniten — zwar nicht totgeschlagen zu werden, aber doch recht räsonable Prügel zu bekommen, die einem, nach einer hiesigen Redensart, hernach kein Hund mehr ableckt. Er sagt kurz, bündig und nachdrücklich, daß er ein Deutscher, jene aber alle nur „Kolonisten" seien, und damit basta.

Jetzt findet man diese Auffassung weniger. Mit der stetig fortschreitenden Bildung ist es dem Mennoniten klar geworden, daß die „Kolonisten" Deutsche sind, und daß er ein Kolonist ist. Aber viel näher ist er den anderen Deutschen darum noch nicht gekommen. Seine Separationsgelüste gehen immer

noch so weit, — ich muß es zu meiner und meines Volkes großer Schande, aber der Wahrheit zu Ehren sagen, — daß sogar die mennonitische Gastfreundschaft immer noch den denkbar schlechtesten Ruf hat. Ungern nimmt der Mennonit einen Nichtmennoniten in sein Haus auf. Er ist mißtrauisch und fürchtet, man könne ihn ausforschen, bestehlen, — ihm üble Krankheiten und Ungeziefer hereinbringen. Für recht ehrlich und reinlich hält er nur sich und seinesgleichen.

Doch haben diese Eigentümlichkeiten ihre gute psychologische und geschichtliche Begründung.

Der Mennonit mochte und mag sich nicht als deutschen Kolonisten in Rußland betrachten. Er ist ganz und gar Rußlands Staatszugehöriger, ohne den leisesten Abstrich. Deutschland hat ihn aus den Dörfern, deren Äcker er mit viel Mühe und Schweiß den Sümpfen der Weichselniederung abrang, erbarmungslos fortgedrängt, und Rußland hat ihn aufgenommen und ihn ungehindert seines Glaubens leben lassen. Nun gehört Rußland sein ganzes Herz. Ganz unbewußt fühlte der Mennonit, daß er die Sympathien für Deutschland nicht hegen könne, die vielleicht dem lutherischen und katholischen Auswanderer im fremden Lande noch blieben, — und daher waren diese Auswanderer ihm Kolonisten, er aber war von ganzem Herzen russischer Untertan.

Auch sind die Mennoniten, namentlich in der ersten Zeit ihres Hierseins, sehr häufig von ihren Gästen bestohlen worden. Krankheiten und Ungeziefer wurden vielfältig eingeschleppt, und da sind sie mißtrauisch geworden und behalten nur ungern einen Nichtmennoniten bei sich übernacht. Daß sie dieses Mißtrauen fast ohne Unterschied auf alle Nichtmennoniten ausdehnen, ist und bleibt ja ein Unrecht, aber ihre Ungastlichkeit ist begründet in der Geschichte. Übrigens kann ich wohl sagen, daß es in dieser Beziehung unter uns zwar langsam, aber doch stetig besser wird.

Die Mennoniten sind recht disputierlustig, aber mit einem Nichtmennoniten lassen sie sich nur ungern in einen Meinungsaustausch ein. Früher, als es noch keine speziell mennonitische Presse in Rußland gab, mußte man notgedrungen seine Prinzipienkämpfe in der „Odessaer Zeitung" ausfechten, und es fehlte damals in dem „Kolonialen" dieser Zeitung nicht an polemischen Aufsätzen aus mennonitischer Feder. Die Redaktion hat es den Mennoniten damals sogar einmal ernstlich verwiesen, daß sie die Zeitung so ausgiebig dazu benutzten, ihre Kämpfe auszufechten, sich sonst aber nur sehr wenig um deren Entwicklung bemühten. — Seit es jedoch zwei mennonitische Zeitungen gibt, bleibt man mit seiner schmutzigen Wäsche zuhause und belästigt die „Odessaer Zeitung" nicht mehr, was dieser sicher nicht unlieb sein wird.

So ist es also kein Wunder, daß man wenig von den Mennoniten weiß und erstaunt ist, wenn man von deren weiter Verbreitung in Rußland zufällig einmal hört. Besonderen Schaden haben die Mennoniten sich durch

ihr zurückgezogenes Leben jedoch nicht zugezogen. Wenigstens sind sie in keiner Beziehung hinter den anderen Deutschen Rußlands zurückgeblieben. — Da die Mennoniten, ganz geringe Ausnahmen abgerechnet, Landleute und Dorfbewohner sind, so sehe ich hier natürlich von einem Vergleich mit den deutschen Städtern ab.

Die Mennoniten sind sehr geschickte Landleute, und so konservativ sie in manchen anderen Sachen sind, so fortschrittlich sind sie in allem, was den Ackerbau betrifft, gesinnt. Jeder Durchschnittsbauer mäht sein Getreide gegenwärtig mit dem Selbstbinder. Den alten Dreschstein sieht man nirgends mehr. Gute, große Dreschmaschinen sind an seine Stelle getreten, und diese werden vielfältig schon nicht mehr mit Pferden, sondern mit Naphthamotoren, Dampflokomobilen und sogar Elektromotoren in Bewegung gesetzt. Pflüge und Sämaschinen nach den letzten vollkommensten Mustern trifft man fast auf jedem Hofe. Immer häufiger wiederholen sich die Versuche, Dampf- und Motorpflüge in Anwendung zu bringen, aber einstweilen noch ohne Erfolg.

Und den Äckern der Mennoniten sieht man's an, daß sie gut bearbeitet werden. Es ist eine Lust, im Frühling durch die wogenden Felder zu gehen: hoch steht das Getreide, und schwer neigen sich die Halme unter der Last ausgewachsener, mehliger Körner.

Auch die Häuser und Höfe im Dorfe (die Wirtschaften) zeugen davon, daß die mennonitischen Bauern nicht umsonst ihren Acker bauen. Alles ist wohleingerichtet. Verhältnismäßig große Gärten umgeben die Häuser. Tritt man ein, so nehmen einen freundliche, große, gut eingerichtete Zimmer auf. Alles ist gestrichen und blank geputzt. Und die Mahlzeit, die auf den Tisch kommt, ist schier zu nahrhaft und fett.

Auch der Viehstand des mennonitischen Bauern ist in den letzten Jahren immer besser geworden. Obwohl er seine Maschinen mehr und mehr mit mechanischen Kräften zu treiben bestrebt ist, bemüht er sich doch, seinen Viehstand aufzubessern. Es bilden sich Vereine zur Hebung der Viehzucht durch Einführung von Rassevieh. Und ihre Arbeit ist nicht umsonst gewesen. Vor noch nicht langer Zeit konnte man ein „gutes" Pferd bei uns für 100 Rbl. kaufen. Für ein „sehr gutes" zahlte man 150 Rbl. — Jetzt kauft man ein Pferd mittlerer Güte für 200 Rbl. Garnicht selten sind die Fälle, wo der Bauer 300—500 Rbl. für seinen dreijährigen selbstgezüchteten Hengst bekommt, und auch für 1000—1500 Rbl. verkauft man besonders edle und gute Tiere. Die Preise für das Vieh sind ja in letzter Zeit sehr gestiegen, aber auch der Viehstand hat sich bedeutend gebessert. Was vor etwa 10 Jahren ein gutes Pferd hieß, dürfte heute doch kaum zu den Tieren mittlerer Güte gezählt werden.

Gewerbe und Handel blühen allenthalben. Es gibt große Fabrik- und Handelsdörfer, wie z. B. Chortiza, Schönwiese, Halbstadt, Waldheim, New-York und andere.

Besonders aber hat sich das Schulwesen fortwährend gehoben. Von Anfang an herrschte in den mennonitischen Dörfern der Schulzwang, und es gibt wohl keinen Mennoniten, der nicht lesen und schreiben könnte. Sehr bald wurde die Russische Sprache als Unterrichtsgegenstand in unseren Schulen eingeführt und das Programm derselben überhaupt immer mehr erweitert. Dann entstanden an verschiedenen Orten als Fortsetzung der Elementarschulen „Zentralschulen" für Knaben und Mädchenschulen zweiter Kategorie, deren Programm dem Programm der ersten vier Klassen des Gymnasiums nahe kommt, jedoch den lokalen Bedürfnissen mehr angemessen ist. Zuletzt wurde eine mennonitische Mittelschule in Halbstadt gegründet. Es sollte das anfänglich ein Realgymnasium werden, doch stand der Gründung einer Schule solchen Typus, die zudem unseren speziellen Anforderungen genügt hätte, soviel entgegen, daß schließlich aus dem Realgymnasium eine Kommerzschule wurde. Doch wird man dabei nicht stehen bleiben. Realschule, Gymnasium und vielleicht gar die mennonitische höhere theologische Schule sollen und müssen in's Leben gerufen werden. Es lernen heute eine ziemlich große Anzahl von mennonitischen Jünglingen an verschiedenen Mittel- und Hochschulen russischer und deutscher Städte, und der mennonitische Eigensinn und die mennonitische Ausdauer werden's durchsetzen, daß diese zu Hause Nahrung für ihren wissenshungrigen Geist finden.

Nach einer von dem Gnadenfelder Prediger Heinrich Dirks jun. zusammengestellten Statistik gab es im Jahre 1905 in Rußland 69 Mennonitengemeinden mit 70228 Gemeindegliedern *), die an freiwilligen Liebesgaben 109,071 Rbl. zusammenbrachten. Dieses Geld wurde für Missionszwecke und Wohltätigkeitsanstalten verwendet. Es gibt bei uns eine Taubstummenanstalt in Tiege, ein Krankenhaus in Ohrloff, eines in Muntau und eines in Waldheim, ein Waisenhaus in Großweide, ein Altenheim bei Rosenort und eines in Rückenau. Alle genannten Anstalten befinden sich in dem Rayon der Molotschnaer Mutterkolonie. In den anderen mennonitischen Niederlassungen und in den Tochterkolonien sind dann noch Wohltätigkeitsanstalten, die ich hier nicht alle nennen kann. In letzter Zeit hat die gesamte Mennonitenschaft Rußlands die psychiatrische Anstalt „Bethania" bei Einlage am Dnjepr gegründet.

Es geht vorwärts, und auch die chinesische Mauer wird Tore bekommen. Ein erfreuliches Zeichen in dieser Richtung ist es, daß die lutherischen und mennonitischen Lehrer des Molotschnagebiets gemeinsam ein Fachblatt herauszugeben beschlossen haben. Das Unternehmen ist bereits von der Regierung genehmigt und dürfte zu einer Brücke werden, auf der sich Nichtmennoniten und Mennoniten entgegenkommen und die Hand drücken.

---

*) Nach einer späteren, von P. M. Friesen veröffentlichten Statistik ist die Zahl der Gemeindeglieder auf 80,000 gestiegen.

Wir wollen beiderseitig unsere Eigenart wahren, denn wir haben beiderseits unsere Daseinsberechtigung. Aber wir wollen uns zusammentun und nicht nur nebeneinander, sondern miteinander für die hohen Ziele einstehen, die dem Deutschtum in Rußland gesteckt sind.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Der Bär in den Ostseeprovinzen einst und jetzt.

Von K. Grevé. (Riga.)

Jetzt, wo die zivilisierte Menschheit mehr und mehr zu der Überzeugung kommt, daß ihr nicht das Recht zusteht, ohne vernünftigen Grund die Lebewesen, seien es Pflanzen oder Tiere, vom Angesicht unserer Mutter Erde zu vertilgen, wo die Naturschutzbewegung zusehends an Boden gewinnt, ist es vielleicht nicht ohne Interesse festzustellen, wie ein Geschöpf, das einstmals bei uns gar nicht zu den Seltenheiten gehörte, nach und nach, seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sogar mit auffallender Schnelligkeit, verschwunden ist bis auf einen kleinen Rest — wir meinen den braunen Landbären (Ursus arctos L.). Für die drei Ostseeprovinzen Kur-, Liv-, Estland liegt ein recht reiches Material zu dieser Frage vor, und ich möchte hier dem geneigten Leser das bieten, was ich in meinem Buche „Säugetiere Kur-Liv- Estlands"*) veröffentlichte und wozu ich einige seitdem nötig gewordene Ergänzungen hinzufügen kann. Die folgende Darstellung bietet außerdem ein lehrreiches Beispiel dafür, wie man die Ausrottung eines Geschöpfes herbeiführen kann, ohne daß man es geflissentlich oder übermäßig verfolgt, — bloß dadurch, daß man ihm (oft ganz unbeabsichtigter Weise) die nötigen Lebensbedingungen, die Nist- und Behausungsgelegenheit: hohle Bäume, dichtes Gebüsch, Sumpf und Moor u. s. w. entzieht oder Nahrungsmangel herbeiführt. Es ist, wie man sich so ausdrückt, die Kultur, die indirekt die natürlichen Verhältnisse eines Landes verändernd beeinflußt und zur Auswanderung oder zum Aussterben vieler Tier- und Pflanzenarten führt, die nicht die Fähigkeit besitzen, sich den veränderten Bedingungen anzupassen, wie das z. B. Hase, Fuchs und Reh tun. Ehe ich nun an die Darstellung des Hinschwindens unseres baltischen Bären gehe, möchte ich einiges Allgemeine über Meister Petz bringen.

Die russische Bezeichnung ist „medwedj" (медвѣдь), die lettische „lahzis", die estnische „karu, kahro, karro".

Von den Jägern und manchen Systematikern werden oft zwei Arten des braunen Bären für Europa unterschieden: ein Ameisenbär und ein Aasbär,

*) Erschienen bei W. Mellin und Ko., Riga 1909.

wobei der letztere für wilder, blutgieriger gehalten wird, sich durch Schmal- oder Langköpfigkeit und schwarze Färbung vom ersteren unterscheiden soll. Oft wird aber auch die Farbe umgekehrt, d. h. braun für den Aasbären, angegeben. Die zünftigen Museumszoologen haben ebenfalls Petz von jeher in mehrere Arten zerspalten, bald wieder zu einer Art zusammengezogen. Näher darauf einzugehen ist hier nicht der Ort.*) Wenn man, wie ich, eine außerordentlich große Anzahl von Bären aus verschiedenen Gegenden, dabei auch zahlreiche Exemplare aus einem Gebiet, alte wie junge, zu sehen Gelegenheit gehabt hat; wenn man dabei die außerordentliche Veränderlichkeit in der Färbung, selbst bei Geschwistern aus ein und demselben Wurfe, die Verschiedenheit in der Schädellänge und Breite, den ganzen Habitus ebenfalls bei leiblichen Geschwistern in Betracht zieht; wenn man berücksichtigt, daß die weiße Halsbandzeichnung zuweilen auch den jungen Bärchen fehlt, oder nur unvollständig, einseitig ausgebildet ist, ja, manchmal sich auch bei den erwachsenen Individuen erhält (und zwar auch in sehr verschiedener Form — so kam mir einmal das Fell eines riesigen schwarzbraunen Bären zu Gesichte, bei dem sich von der linken Schulter zum Halse hin ein zwei Hand breiter, dunkelsilbergrauer Streifen zog), und wenn man weiß, daß das Fell bald dicht und langhaarig, bald dünn und kurz erscheint — und das alles, ich betone es nochmals, bei Bären aus einem engeren Gebiet, oder gar Geschwistern, — so muß man zugeben, daß solche Merkmale, als höchst unkonstant, oder auf Alters-, Ernährungs- und anderen Unterschieden beruhend, nicht für Artenunterscheidungen herangezogen werden können, worauf auch schon von Middendorff**) seinerzeit hinwies. Was die Größe anbelangt, so ist es auch nicht durchaus als Norm hinzustellen, daß sie von Europa nach Osten hin bis Kamtschatka und Aljaska stetig zunimmt, an diesen beiden Punkten das Maximum erreicht, denn es wurden von Baron J. Budberg und A. N. Ljalin in Westsibirien (Tobolsk und Tomsk) Bären geschossen, die den östlichen Artgenossen durchaus nicht nachstanden, und wenn in Europa, zumal aber bei uns in den Ostseeprovinzen, die Bären kleine „Ameisenbären" bleiben, so beruht das darauf, daß sie vor Erreichung der vollen Größe abgeschossen werden oder keine so reiche Nahrung finden, wie ihre Artgenossen in den menschenleeren Einöden Sibiriens. In Erwägung aller dieser Umstände kann ich für Europa nur eine Art, den gemeinen braunen Landbären anerkennen. Er bewohnt heutigen Tages noch die Pyräneen, Teile der Alpen, die Karpathen, Skandinavien und den bewaldeten Teil Rußlands, kommt auch im Kaukasus (neben Ursus syriacus) und ganz Sibirien vor.

*) Siehe Genaueres in meiner Arbeit „Die geographische Verbreitung der jetzt lebenden Raubtiere", in Nova Acta der Leop.-Karolin. Deutsche Akad. d. Naturforscher, Bd. LXIII, Nr. 1, Halle, 1894.

**) Bull. phys.-math, T. VIII, Nr. 15, Dez. 1849, und Verhandl. der Russ. Kais. Mineralog. Gesellsch. zu St. Petersb., 1850/51. S. 7 ff.

Über die Gewohnheiten und die Lebensweise der Bären sind von jeher und bei allen Völkern allerlei seltsame Fabeln verbreitet gewesen, und manche von ihnen behaupten sich noch heute, besonders in Jägerkreisen. Wir werden im Nachfolgenden Gelegenheit haben, auch einige aus unseren Provinzen kennen zu lernen. Wer sich genauer mit der Lebensart des Bären in Rußland bekannt machen will, lese in A. Krementz, „Der Bär", Berlin 1888, nach. Fischer*) berichtet nach Bischof Pantoppidans „Natürlicher Historie von Norwegen" (II. T., S. 28), daß die nordischen Bauermädchen bei Begegnungen mit dem Bären sich diesen vom Leibe halten, indem sie „ablatis vestimentis ostendunt id, quod reconditum vult esse natura". Er erzählt auch, daß in Riga ein Bastard von Bär und Hündin aufgezogen worden sei, der einen Bärenkopf besessen habe, sehr zottig gewesen sei, ohne Schwanz, und seine Stimme sei ein Hundegebell „vermischt mit Brummen"



**Brauner Bär.**
Nach Marshall, Tiere der Erde.

gewesen. Dieser Bastard habe sich mit einer Hündin fortgepflanzt! (Natürlich barer Unsinn.) Petri**) behauptet, daß der Bär in Estland Menschen nicht anfallen solle oder nur selten, und fügt hinzu, daß es in Livland keine weißen Bären gebe, wie man in Deutschland glaubt, sondern erst „tiefer in Rußland hinein". Er verzeichnet auch einen merkwürdigen Vorfall: ein Herr von Engelhardt habe einen Bärenführer veranlaßt, seinen Bären von der Kette freizulassen, um einen Kampf mit Hunden zu veranstalten. Als der geängstigte Petz sich vor seinen Feinden auf die Veranda retten wollte, erschrak die Frau von Engelhardt, welche im sechsten Monat guter Hoffnung war. Die Tochter, welche später geboren wurde, war zwar „sehr schön", aber geistig ganz Bär, sie lernte nicht sprechen, sondern „brummelte" und war sehr böse. Diese Episode entnimmt Petri Hupels „Nordischen Miszellen", bemerkt aber

*) Versuch einer Naturg. von Livland. 2. Aufl. Königsberg 1791.
**) Estland und die Esten. T. I. Gotha.

selbst zum Schluß: „wer das erklärt, hic mihi magnus erit Apollo." An einer anderen Stelle erzählt Petri*), der Bär sauge „ein schleimichtes Wesen aus seinen Tatzen" und nähre sich im Winter von „Fett, das aus den zellulösen Gängen in seiner Haut durch den ganzen Körper herumläuft". Er schreibt ihm eine Tragezeit von 9 Monaten zu, nach der er 2—3 Junge im Dezember werfe, unterscheidet eine größere und eine kleinere Art und gibt den Preis für eine Bärendecke mit 4—6 Rbl. an. Nach dem „Ostseeprovinzialblatt"**) sind die estnischen Bauern der Ansicht, daß der Bär im Herbst eine schwarze, zerreibliche fette Substanz im Mastdarm ansammle, die dann allmählich resorbiert wird und im Winter das Tier ernährt. Diese Exkreszenz heißt auf estnisch „karro purrikas". Der Berichterstatter bemerkt hierzu (mit Recht), es sei dieses nicht wahr, sondern der Bär habe im Winter nur einen Pfropfen aus erhärteter Losung und keine harzhaltige Fettsubstanz.

Als ziemlich feststehend kann man über die Lebensweise des Bären Folgendes ansehen: die Bärzeit (Paarung) fällt in den Mai und Juni, die Tragezeit dauert etwa 6 Monate, wonach im Winterlager (Dezember, Januar, zuweilen erst Februar) 2—3, manchmal 1, selten 4 Junge geboren werden. Diese sind unverhältnismäßig klein, wenn auch keine „Fleischklumpen", die von der Mutter erst „zurecht geleckt" werden müssen, silbergrau, und die Augen öffnen sich erst in der fünften Woche. Das weiße Halsband fehlt zuweilen ganz, oder es verschwindet bald und erscheint dann später bei manchen wieder. Nach Löwis***) liegt der Bär in unseren Provinzen fast vier Monate im Winterlager, welcher Umstand ihn wohl bisher vor gänzlicher Ausrottung bewahrt hat. Im März verläßt er das Lager, sucht auf der Sonnenseite nach hervorsprießenden frischen Pflanzen, vorherrschend aber hält er sich an die Ameisenhügel und verschlingt hier nicht nur die Insassen, sondern auch das Haufenmaterial; im April und Mai wird die Speisekarte durch Wurzeln und Knollen bereichert. Im Juli, besonders aber im August, werden Stellen mit reichlichem Beerenwuchs aufgesucht, des Nachts die Haferfelder revidiert, auf denen er viel mehr durch das Hin- und Herrutschen auf den Hinterkeulen verdirbt, als er frißt („ablutscht"). Waren die Beeren nicht reichlich geraten, so vergreift er sich wohl auch an Vieh und Wild, das er mit einem Sprung zu erreichen und mit einem Tatzenschlag auf den Rücken niederzustrecken trachtet, oder er geht auch ans Luder. Manche Bären scheinen auch einen besonderen Hang zum Viehrauben zu besitzen, oder gewöhnen sich unter Umständen diese Untugend an, im allgemeinen ist aber Petz ein Vegetarianer, der jungen Roggen, frisches Gras, reifes Getreide, Obst, Eicheln, Beeren, Knospen, Wurzeln und Knollen, sowie Schwämme verzehrt und dem Verlangen nach animalischer Zukost durch

*) Neuestes Gemälde von Liv- und Estland. Bd. I, S. 124. Leipzig, 1809.
**) Riga, 1827. S. 42 u. 74.
***) Die wildlebenden baltischen Säugetiere. Balt. Monatsschrift, Bd. XXXII.

Aufnahme von Larven, Insekten und Schnecken genügt. Da er ein großer Freund des Honigs ist, zerstört er manchen Bienenstock. Zum Eintritt des Winters hat er sich gewöhnlich ein anständiges Ränzlein angemästet und richtet sich sein Winterlager ein. Dieses wird an umgefallenen Bäumen, hinter deren emporragenden Wurzelballen, im Dickicht oder an erhöhten Stellen im Moor hergestellt und mit Tannenzweigen ausgelegt. Beim Beziehen seines Lagers macht er eine Menge Widergänge und springt dann gewöhnlich mit einem gewaltigen Satz, bis zu 5 Meter Weite, hinein. Er frißt nun nicht mehr, und im Mastdarm bildet sich gegen die Mitte der Winterschlafzeit hin ein erhärteter Kotballen. Er läßt sich einschneien und saugt zum Zeitvertreib an seinen Tatzen, vielleicht aber auch nur deshalb, weil sie ihn jucken, da die Sohlen in dieser Zeit häuten. An einem zahmen Bären, der in Winterschlaf verfiel, beobachtete Löwis*), daß er, aufgeweckt, das Futter verschmähte, dann wieder bald einschlief. Beim Erwachen im Frühjahr zeigte er keinen Heißhunger, sondern der Appetit stellte sich nach und nach ein. In Freiheit aus dem Winterschlafe gestörte Bären legen sich bald an einer anderen Stelle nieder oder kehren zum ursprünglichen Lager zurück. Bären, welche sich im Herbst nicht genügend anmästen konnten, legen sich garnicht hin, sie werden von den russischen Jägern „schatuny (шатуны)“= Bummler genannt und machen den meisten Schaden am Vieh. Mit einer Bärin liegen oft ein- und zweijährige Junge in einem Lager zusammen, eine beschlagene Bärin liegt aber stets allein, und die Nachkommenschaft aus dem Jahre vorher macht sich ein Lager in der Nähe zurecht, um sich im Frühjahr der Familie anzuschließen. Diese halbwüchsigen Jungen werden, wenn eines mit der Mutter und den neugeborenen Geschwistern geht, als „Wärter“ (pestun, пестунъ) von den russischen Jägern bezeichnet, daß sie aber wirklich von der Alten zur Wartung der Kleinen angehalten werden sollten, darf man wohl als Fabel ansehen. Mit 5—6 Jahren scheint der Bär erwachsen zu sein.

Was die Sinne des Bären anbetrifft, kann man sie, bis auf das schwach entwickelte Gesicht, wohl scharf nennen. Sein Geruch ist vorzüglich, und sein feines Gehör merkt selbst im Winterschlaf das leiseste Geräusch. Seine geistigen Fähigkeiten sind nicht hervorragend, aber im allgemeinen ist er doch gewandter, als er scheint. Sein Gang ist ein ziemlich fördernder Schritt, doch geht er auch im Paß, kann sogar recht schnell galoppieren, aber in der Zeit, da die Sohlen häuten, aus dem Winterschlaf geschreckt, geht er ungern und schlecht. Das Schwimmen versteht er gut und ebenso das Klettern, doch besteigt ein älterer Bär ungern Bäume, während die Jungen sich gerne dieser Turnübung hingeben. Hat er eine Beute geschlagen und verzehrt dieselbe nicht ganz, so schleppt er sie bei Seite ins Dickicht und bedeckt sie mit Reisig, um in der Nacht zu ihr zurückzukehren. Im allgemeinen ist sein Charakter

*) Siehe Anmerkung oben.

nicht bösartig. Er flieht vor dem Menschen und greift ihn, selbst verwundet, nur dann an, wenn ihm kein Ausweg zur Flucht bleibt. In diesem Falle aber zeigt er großen Mut. Gewöhnlich fingiert er einen Angriff. Der Bär ist ein höchst nervöses Tier, daher böse, wenn man ihn in der Ruhe stört. Sein Mißtrauen gegen Dinge und Wesen, die er nicht kennt oder nicht sofort erkennt, ist sehr groß, daher bleibt auch der gezähmte Bär gefährlich. Daß er sehr zahm wird, daß er aber auch ganz unerwartet unangenehme Saiten aufzieht, konnte Löwis*) an seinen Bären beobachten. Am 9-ten Mai 1861 begegnete Löwis**) einem Bären in den großen Homelschen Wäldern, der ihn auf schmalem Pfade auf 15 Schritt umging und sich 80 Schritt weiter zur Ruhe legte. Im Jahre darauf wurde C. von A. daselbst von einer Bärin mit Jungen angefallen und zum Morast hinausgedrängt. Im Frühjahr scheint er überhaupt kühner, während er im Sommer oder Herbst meist eilig flieht.

Subfossile Reste des braunen Bären wurden im Baltikum bei den Ausgrabungen im Rinnehügel am Burtneekfsee (Livland) gefunden. Aus einer noch früheren, der neolithischen Epoche, stammen 18 Knochen vom Bären, welche an der Rindemündung bei Pernau herausgebaggert wurden, wie Glück***) berichtet, und mittleren, großen und einige auch sehr starken Exemplaren angehören.

Für das Vorkommen des Bären in Kurland reichen die vorhandenen Angaben nicht weit zurück. Baumann[1]) berichtet, daß bei Dubena 1768 eine Bärin mit 5 Jungen (!) aus einem Wurfe erlegt worden sei. Pastor Kawall (Korrespondenzblatt des Rigaschen Naturforscher-Vereins, 1867), bemerkt, daß er in Nord-Kurland „längst" vertilgt, vielleicht auch im Oberlande nicht mehr heimisch sei; der letzte Bär in Nord-Kurland solle zu Pastor Rohdes Zeiten — (er war zwischen 1795 und 1830 im Amt) — an Dondangens Grenze geschossen worden sein, wohl am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Im „Inland" (Jahrg. 1845) wird des Bären bei Aufführung der Schußgelder im Forstreglement für das Jahr 1804 für Kurland erwähnt; in einem späteren Jahrgang heißt es, daß „im Altertum" Bären vorhanden gewesen seien, aber jetzt (1851) nur „zu Zeiten" aus Lithauen versprengte sich zeigten. Nach Keyserling[2]) waren sie im Oberlande sparsam vertreten, in der Tuckumschen Oberhauptmannschaft selten, in der Mitauschen garnicht, am häufigsten im Selburgschen, besonders bei Dubena, in Buschhof, auf den Sybergschen Gütern, bei Taurkaln, in den Lindschen, Neugutschen, Kurmschen, Herbergschen, Salvenschen und Saukschen Forsten zu treffen. Die Decke kostete

*) „Unser Bär", in den Neuen Balt. Waidmannblättern, 1907, S. 131

**) „Die wildlebenden balt. Säugetiere", in d. Balt. Monatsschrift, Bd. XXXII.

***) Über neolithische Funde in der Pernau. Sitzungsber. der Altertumsforsch. Gesell. zu Pernau, Bd. IV. S. 259, 1906.

[1]) Jagdanekdoten u. s. w., 1817, Riga und Dorpat. Gänzlich vergriffen.

[2]) Keyserling und Derschau, Beschreib. der Prov. Kurland, Mitau, 1805.

6—12 Thaler. Man unterschied damals in Kurland auch Silber-, Braun- und Schwarzbären. Im Anfang des XIX. Jahrhunderts soll der letzte in Lubb-Essern im „Latschenmast" erlegt worden sein, und es wurde dem Oberförster Müller die Stelle neben einer Eiche gezeigt. Nach Wasmuth*) fiel der letzte Standbär Kurlands 1810, nach Baron Nolde 1811 in Pozen im Kreise Windau, seitdem seien in Kurland keine mehr beobachtet worden. Baron A. Drachenfels-Arishof besitzt eine alte Pistonbüchse, mit welcher der letzte Bär im Dondangenschen erlegt sein soll. Bienenstamm**) nennt ihn 1826 nur für den Selburgschen Kreis, Lichtenstein***) führt ihn 1829 ohne Fundortsangabe unter den Tieren Kurlands auf, Baumann[1]) zählt ihn aber 1817 für das Pastorat Buschhof, Popen, Daudsewas, Salwen, die Gegend bei Friedrichstadt und Taurkaln auf. Possart[2]) nennt ihn 1843 ohne nähere Angabe, und Hueck[3]) sagt 1845, er sei fast ganz verschwunden. Durch Förster Linde wurde mir mitgeteilt, daß der Bär im Dondangenschen zwischen 1790 und 1795 verschwunden sei; die später im Oberlande noch 1811 erlegten Bären seien Einwanderer aus den lithauisch-russischen Gouvernements.

Für Livland besitzen wir ziemlich weit zurückreichende Berichte über das Vorkommen des Bären. Olearius[4]) betont sein zahlreiches Vorhandensein im Jahre 1633, besonders bei Ermes, und erzählt, ein Bär habe bei Riga 14 Tage lang eine Frau in seiner Höhle gefangen gehalten, dann aber wieder freigelassen. Man habe ihn nicht erlegen können. Nach Hupel[5]) waren zu seiner Zeit Bären in Livland gemein. Fischer[6]) sagt, daß der Bär in dichten Wäldern häufig genug auftrete „ganz nahe bei Riga" fehle er freilich schon; aber 5 Meilen von der Stadt, in den Rodenpoisschen Wäldern hause er zahlreich und die Bauern jagten ihn wegen des Felles. Fischer unterscheidet natürlich auch einen Aas- und einen Ameisenbären und tischt alle die alten Fabeln wieder auf. Friebe[7]) führt ebenfalls den Bären als gemein an, ebenso Petri[8]). Baumann[9]) berichtet über Bärenjagden in Kokenhusen, Seßwegen (beim Lendekrug), Lubahn, Sawensen (beim Kakkit-Gesinde, wo man eine Bärin mit Jungen erbeutete), und ver-

*) Tabelar. Naturg. der Säugetiere der Ostseeprovinzen Reval, 1908.
**) Geogr. Abr. der drei Ostseeprovinzen, 1826.
***) Animalia Curoniae, in: Bull. de la Soc. Imp. d. Natural. d. Moscou, 1829, T. I., S. 289.
[1]) Jagdanekdoten u. s. w. 1817. Riga und Dorpat.
[2]) Die russ. Ostseeprovinzen, T. I. 1843
[3]) Darstell. der landwirtsch. Verhältnisse in Liv-, Est-, Kurland, Leipzig, 1845.
[4]) Olearius Reisen, 1656.
[5]) Hupel, Topographische Nachrichten von Liv- und Estland Bd. II., Riga, 1777.
[6]) Fischer, Versuch einer Naturg. von Livland. 2. Aufl. Königsberg, 1791.
[7]) Friebe, Physisch-oekonom. und statist. Bemerk. von Liv- und Estland, Riga, 1794.
[8]) Petri, Neuestes Gemälde von Liv- und Estland Bd. I., Leipzig, 1809.
[9]) Baumann, Jagdanekdoten. Riga und Dorpat, 1817.

zeichnet als Kuriosum, daß 1814 zu Ende des Dezember unweit Neuermühlen — also gar nicht weit von Riga — eine Bärin mit „3 vor- und 3 zujährigen Jungen" im Lager erbeutet worden sei. De Bray*) spricht 1817 von „sehr viel" Bären in Livland. Am 14. Mai 1824 überfiel unweit Fellin, in einer ganz kahlen Gegend dieses überhaupt waldarmen Kirchspiels Paistel beim Rasilkrug unter Holstfershof ein starker Bär einige Bauernpferde, verwundete mehrere Leute, wobei der Hofskoch nach den Kampfe ohnmächtig wurde, der Gärtner aber davon lief, wonach das Tier noch 8 Personen arg zurichtete. Er sollte einem Führer entwichen sein. Bienenstamm**) hält 1826 den Bären in Livland schon für selten. Im „Ostseeprovinzialblatt" für 1827 finden wir einen Bericht, nach dem am 16. Februar jenes Jahres ein im Lager gestörter Bär bei Testama im Kreise Fellin einen Bauern zerrissen hatte, aber von einem Hofbedienten geschossen wurde. Hueck***) sagt 1845, daß Bären weniger als früher aufträten, nur in größeren Wäldern sich zeigten; der kleinere schwarze Bär sei eine Seltenheit. Bornhaupt[1]) führt 1855 den Bären für Livland ohne Kommentar einfach auf. Für manche Gegenden Livlands ist er, wie mir privatim mitgeteilt wurde, seit etwa 100 Jahren als verschwunden zu betrachten, so bei der Stadt Wenden im Kreise Wolmar bei Sehlen und im Wendenschen Kreise unter Lösern-Enkhof. Die letzten Tanzbären sah man in Livland zwischen 1840—1860 umherführen, später nicht mehr. In der Mitte des XIX. Jahrhunderts verschwanden die Bären auch an manchen Orten, wo sie früher beobachtet worden waren, so in Woisek vor etwa 60 Jahren, und bei Oberpahlen im Felliner Kreise, doch wurde hier ein 8 Pud (128 Kilo) schwerer Bär 1901 erbeutet, nachdem seit 1860 keiner mehr gespürt worden war. In der Nähe dieses Gutes zeigten sich Bären zwischen Nordost-Estlands Grenze und den Pahle-Niederungswäldern am 12/25. IX. 1901, ein 9 Pud (144 Kilo) schweres Männchen wurde geschossen, die beiden anderen verschwanden.

Seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts sah man keine mehr unter Sontak, im Kirchspiel Ringen des Dorpater Kreises, seit den 70-ger Jahren fehlten sie im Kirchspiel Pebalg des Wendenschen Kreises, doch erschien ein Irrgast hier 1907, wurde aber nicht erlegt. Im Rigaer Kreise zeigte sich 1876 ein Bär nach sehr langer Zeit unter Ringenberg-Stahlenhof bei Neuermühlen. Solche Einwanderer werden ferner gemeldet aus dem Dorpater Kreis (in Waimastfer, Kirchspiel Lais, erschien einer 1904, nachdem seit 1860 sicher keine mehr vorhanden gewesen, und im Sommer 1906 wurde einer bei Awinorm erlegt — in beiden Fällen handelte es sich wohl um Zuzügler aus Torma-Lohusu, wie auch 1902), aus dem Werroschen (in Moisekatz wurde der letzte 1870 oder

*) De Bray, Lecomte — Essais critique sur l'histoire de la Livonie. Dorpat, 1817.
**) Geogr. Abriß der drei Ostseeprovinzen, 1826.
***) Darstell. der landwirtsch. Verhält. in Liv-, Est-, Kurland. Leipzig, 1845.
[1]) Entwurf einer geogr. statist. Beschreib. Liv-, Est-, Kurlands. 1855.

1871 beobachtet, dann zeigten sich zwei im Spätsommer 1892, von denen der eine auch noch 1893 gespürt wurde, danach aber die Gegend ebenfalls verließ). Aus diesem Kreise, von Neuhausen, stammt auch das Exemplar des Dorpater Universitätsmuseums vom Jahre 1861. Im Walkschen Kreise wechselte Ende der 70ger Jahre ein Bär durch die Adsel-Schwarzhofschen Wälder und wurde ein Stück unter Schloß Ermes erlegt. Für Wohlfahrtslinde sind keine Nachrichten über das letzte Auftreten des Bären erhalten; in Neu-Schwaneburg streckte man 1884/85 drei Stück, in den Wintern 1885/86 und 1890/91 und dann 1899 je ein Exemplar; in Homeln erschien ein Bär noch 1894. Für den Kreis Wenden haben wir aus neuerer Zeit Nachrichten von den Gütern Meiran, (wo der letzte 1895/96 erlegt sein sollte, aber 1900 doch wieder Bären gespürt wurden), Selsau (hier kamen bis 1895 im äußersten Ostwinkel des Kirchspiels Seßwegen Bären vor, dann sah man einen 1899/901). Bis 1894 hausten noch Bären an der Westküste zwischen Pernau und Aamündung, in den Forsten von Homeln, Naukschen, Wagenküll und Kürbis-Salis. In Alt-Salis spürte man ein Stück 1899, obwohl in der Zwischenzeit seit 1895 keiner mehr bestätigt war. Im Pernauer Kreis gab es 1873 in Laiksar und den großen Privatforsten Staehlenhof-Uhla und Tignitz noch verhältnismäßig zahlreiche Bären, so daß manches Jahr 4–6 gestreckt wurden, aber Ende der 80ger Jahre ordnete Forstmeister Bühr (nach Hofmanns Bericht) vollständigen Abschuß an. In den Wäldern von Saara hausten Bären noch 1898, ebenso im Dorpater Kreise unter Torma-Lohusu, während unter Kurrista-Kawa ein Bär 1883 im Haferfelde bemerkt worden war, dann wieder 1890 einer und seitdem keiner mehr. Heutigen Tages ist der Bär in Livland eine große Seltenheit und nur noch (wenn überhaupt) an wenigen Punkten vorhanden. Eine auffallend schnelle Abnahme der Bären begann in dieser Provinz um die 60ger Jahre des XIX. Jahrhunderts, weniger durch eifrige Verfolgung, denn Petz ist wenig schädlich, als vielmehr durch die Einführung rationeller Forstkultur. Fassen wir das oben Aufgeführte zusammen, so ergibt sich, daß 1860—70 der Bär in allen Kreisen Livlands lebte. 1870—80 verschwand er aus dem Kirchspiel Pernau des gleichnamigen Kreises, dem Kirchspiel Wendau (Kreis Dorpat), aus den Kirchspielen Karolen, Anzen, Kannapäh, Pölwe und Rappin (Kreis Werro), aus den Kirchspielen Oppenkaln und Tirsen (Kreis Walk), Serben, Neu-Pebalg, Lasdohn (Kreis Wenden), Ubbenorm (Kreis Wolmar) und Peterskapelle (Kreis Riga). 1880—90 fehlt er auch schon in den Kirchspielen Karkus (Kreis Pernau), Helmet (Fellin), Neuhausen (Werro), Wohlfahrt (Walk), Laudohn (Wenden), Rujen (Wolmar), Loddiger, Adiamünde (Riga). 1890—95 ist er noch bloß vorhanden in den Kirchspielen Saara (Kreis Pernau), Torma-Lohusu (Dorpat), Schwaneburg, Marienburg (Walk), Lubahn, Seßwegen (Wenden), Salis (Wolmar). Nach 1895 treffen wir ihn nur noch im Kirchspiel Saara (Pernau), Schwaneburg (Walk), Lubahn, Seßwegen (Wenden) und 1900 blos in Schwaneburg und Lubahn. Alle späteren

Angaben (Oberpahlen, Seßwegen 1901; Lais 1904; Awinorm 1906; Pebalg 1907) beziehen sich sicher auf Einwanderer.

In Estland war der Bär in alten Zeiten nicht minder häufig, als in Livland. Olearius berichtet in seinen „Reisen" von der großen Menge der Bären im Jahre 1633, besonders in der Narvaschen Gegend, und erzählt, daß ein Bär über eine Heringstonne herfiel, die auf einem Fuder vor einem Kruge stand, sich ordentlich vollfraß, dann durstig geworden in die Stube drang und hier aus einem Kübel zu saufen begann. Als Leute dazukamen, floh er, wurde aber eingeholt und erschlagen. 1634 gruben Bären in Haackhof bei Narva 13 Leichen aus und schleppten sie fort, mitsamt den Särgen. Olearius berichtet an derselben Stelle: „Es hat sich auch vor wenigen



**Überfall durch Bären im Haackhoffschen Walde.** Nach Olearius (1640).

Jahren ereignet, daß eine vornehme, dort wohl bekannte Frau auf der Fahrt einen Bären antraf, welcher eine Leiche im Arm trug und hinter sich das Leichentuch herschleppte. Ihr durch diesen Anblick scheu gewordenes Pferd nahm schnaubend uud wütend Reißaus und führte den Schlitten nicht ohne Gefahr für die Frau über Stock und Stein davon." Auf dem Bilde sehen wir die Dame unter dem Laubdach (rechts) der Bäume in einem Schlitten fahren. Dies ist kein Fehler des Zeichners, sondern man reiste damals wirklich in Livland des Sommers häufig in Schlitten, mit fußbreiten hölzernen Sohlen, um über die Knüttelwege uud über Stock und Steine desto leichter fortzukommen. Die Landstraße von Narva nach Reval führte durch den Wald bei Haackhof, das dem Dörptschen Hofgerichtsvizepräsidenten Conrad von Wangersen gehörte, dessen Gemahlin die Frau gewesen sein mag.

Auf demselben Bilde hat der Künstler noch zwei Szenen eines anderen Bärendramas (links) dargestellt. Olearius erzählt darüber Folgendes: „Es läßt ein Bauer in der Nacht sein Pferd im Busch grasen. Als er es am Morgen abholen will, findet er einen Bären dabei sitzen, welcher von dem Tiere schon eine gute Mahlzeit gefressen hatte. Als der Bär des Bauern ansichtig wird, läßt er das tote Pferd liegen und läuft zum Bauern, packt ihn und trägt ihn in seinen Armen hin zum Aase. Der Bauer aber hatte zu seinem Glück einen kleinen Hund bei sich, welcher dem Bären nachbellt und ihn in die Ferse beißt. Indem der Bär sich des Hundes erwehren will, läßt er den Bauern fallen, der sich rasch davonmachte." Im Karusenschen Kirchenbuch findet sich folgender Bericht: „Anno 1705 den 11. März hat sich unweit von der Kirche Karusen in der Strandwiek der klägliche Casus begeben, daß der hochwohlgeborene Herr Capitain Salomon Adams einen großen Bären vom Montag an bis in den sechsten Tag verfolgt und am Sonnabend abends um 5 Uhr in dem Karusenschen Busche angetroffen, auch die Beichtleute von der Kirche zu Hülfe hat lassen rufen, da dann das ungeheurige wilde Tier nach empfangenem vierzehnten Schuß, sich in der Todesangst und Klemme befindend, ausbrechen wollen und einem pittalschen Bauer Namens Letti Petri Jahe sein Hauptfleisch zerbissen, hernach dem tuttimeggischen Kubias Mölri Tönnis den Kopf zerbissen und ihn getödtet, alsdann dem wergelschen Schützen Böddi Tönnis das ganze Angesicht abgebissen und ihn getödtet, endlich auch den Herrn Capitain Salomon Adams selbst angefallen und auch sein rechts Auge, linkes Ohr und Vorkopf bei der Seite durchgebissen, daß man an diesen drei Orten das Gehirn gesehen, und ihn jämmerlich getödtet hat. Zu Kennzeichen sollen Merkmale in dem Busche aufgesetzt werden. Zuletzt hat man zwar die mörderische Bestia nach sechzehn Schüssen gefällt, und ist die Länge seiner Haut 2 Faden und die Breite $1^2/_3$ Faden; des Halses Dicke bei den Ohren ist $2^1/_2$ Ellen". Eine Ergänzung hierzu gibt ein kürzerer Bericht des Revaler Chronisten Kelch: „Den 18. Märtz 1705 wurde ein junger Edelmnnn, Capitain Salomon Adam, im karusenschen Kirchspiel in der Wiek von einem Bären, den er auf seinem Winterlager aufgejagt und zwei Tage verfolgt hatte, jämmerlich zerrissen. Es war dieses Tier so abscheulich groß, daß man in langer Zeit seinesgleichen nicht gesehen, hatte auch allbereits vierzehn Schüsse gekriegt, da es erwähnten Edelmann, der zu seinem Unglück vom Pferde gestiegen war, auf der Stelle tötete und noch einen berühmten Bärenschützen und einen andern Bauern so zurichtete, daß sie bald hernach auch ihren Geist aufgaben. Der Bär wurde dennoch zuletzt durch einen Pistolenschuß erlegt, und war die Haut überaus groß und schön, aber diesmal gar zu teuer bezahlt."

Hupel*) führt 1777 den Bären einfach nur unter Estlands Tieren auf,

*) Hupel, Topogr. Nachrichten von Liv- und Estland, Bd. II., Riga, 1777.

Friebe*) meint, er käme nur sparsam vor. Petri**) läßt ihn ebenfalls in Estland nicht zu zahlreich auftreten, Bienenstamm***) sogar 1826 schon selten sein, Hueck[1]) und Possart[2]) nur in großen Wäldern hausen. Letzterer bemerkt dazu noch, daß der kleine schwarze Bär seltener, der braune gemeiner sei. Bornhaupt[3]) hält ihn 1855 auch für selten. Was die neuere Zeit anbelangt, so fehlt der Bär im Jerwenschen und Harrien. Im ersteren wurde er zuletzt wohl 1880 in isolierten Waldpartien bei Charlottenhof (59° 25' nördl. Br. — 43° 30' östl. L.) beobachtet. Wasmuth und Martenson sagen mit Recht, daß der Bär jetzt nur noch in Süd- und Südost-Estland, im Bezirk Allentacken vorkommt. Bei Narwa schoß man 1894 Bären und ebenso kam er hier in der Umgebung 1899 vor, auch 1900, wie er denn überhaupt auch jetzt noch in Wierland, von Narva bis westlich nahe an Wesenberg und von der Küste bis an Livlands Grenze zu treffen ist. Einzelne Fälle der Erbeutung und Beobachtung von Bären konnte ich für folgende Orte feststellen: bei der Station Sonda wurden 1892 drei junge Bären erlegt, während die Mutter entkam. In Wierland wurde im Kirchspiel Isaak 1904 ein Bär geschossen (sie sollen hier selten sein) und am 13. Juni desselben Jahres riß im Mehntackschen Walde ein anderer ein Schaf. Ebenfalls 1904 streckte man einen Bären bei Wennefer, 1903 einen bei Ruil. Hier sah ein Wächter am 1. August 1905 eine Bärin mit drei Jungen über den Zaun in den Hofsobstgarten steigen. 1906 erschienen bei Jewe 3 Bären im Peeridorfe und wurde einer im Winterlager beim Järwadorfe geschossen, wo sie sonst nicht beobachtet worden waren. 1907 am 11. September zeigte sich ein Bär bei der Station Rakke, verschwand aber wieder. 1908 waren Bären im Kirchspiel Jakoby im östlichen Teil eine gewöhnliche Erscheinung. Ende Dezember 1907 erlegte man ein Männchen bei Erras, eine Bärin bei Wrangelstein, sowie zu Anfang Januar 1908 zwei Bären unter Isenhof. In den Isenhofschen Wäldern genießt Petz eine Art Schutz; es sollen dort in den Revieren Hirmus, Kochtel, Neu-Isenhof und Errides, ferner in Wrangelstein, Tuddo, Mehntac, Rauks und Paddas die Bären Standwild, in den benachbarten Wäldern aber Wechselwild sein. Im Anfang August wurde in Paddas im Jahre 1909 ein 9 Pud 10 Pfund schwerer Bär erlegt. Am 13. Februar desselben Jahres erbeutete man in Isenhof eine Bärin von 9 Pud (144 Kilo), wobei sie Herrn von G. angenommen und ihm die Hand, mit der er ihr die Büchse in den Rachen schob, verletzt hatte. Zu Beginn des Jahres 1910

*) Friebe, Physisch-ökonom. und statist. Bemerk. von Liv- und Estland, Riga 1794.

**) Petri, Estland und die Esten, T. I., Gotha, 1802, und Neuestes Gemälde von Liv- und Estland, Bd. I., Leipzig 1809.

***) Bienenstamm, Geogr. Abr. der drei Ostseeprovinzen. 1826.

[1]) Hueck, Darstell. der landwirtsch Verhält. in Liv-, Est-, Kurland. Leipzig, 1845.

[2]) Possart, die russischen Ostseeprovin. T. II., 1846.

[3]) Bornhaupt, Entwurf einer geogr.-statist. Beschreib. Liv-, Est-, Kurlands. 1855.

zeigten sich in Allentacken Bären recht häufig, doch waren die Jagden auf sie erfolglos. Die Wilddiebe hatten aber mehr Glück, da sie in Mehntack 2 Stück erlegten. Dem einen hatten sie bloß die Decke abgezogen, während sie den anderen ganz entführten. Schließlich wurden am 3. und 4. Februar 1912 in den Isenhoffschen Forsten 1 Bärin geschossen, eine andere entkam, und aus beiden Lagern wurden 6 junge Bärchen genommen. Diese wurden auf dem Gute Isenhof erzogen; einer kam in den Zoologischen Garten in Riga, die anderen wurden zu Beginn des Sommers in den Wald gelassen. In der ersten Juniwoche fand sich bei einem Wirt in Sonda ein junger Bär mit der Schafheerde auf dem Hofe ein. Er wurde mit Hilfe mehrerer Männer eingefangen und in einen Kasten gesetzt. Es heißt, daß auch in der Nähe des Gutes Isenhof ein junger Bär in ein Gesinde gekommen und festgenommen worden sei. Nachdem auf letztgenanntem Gut, wie oben gesagt, Bärchen aufgezogen und dann freigelassen worden waren, ist wohl anzunehmen, daß diese zutraulichen Petze mit ihnen identisch sind.

In Schweden und Finnland hat man es für nötig befunden, den Bären unter Schutz zu nehmen, ihm eine Schonzeit zu bestimmen, also aus der Zahl der jederzeit vogelfreien Raubtiere Petz unter die jagdbaren Tiere zu versetzen. Der Bär ist ja, wo nicht im Übermaß vorhanden, ein harmloser Geselle, der ungereizt niemand angreift und höchst selten mal dem Viehstande Schaden zufügt. Bei uns in den Ostseeprovinzen ist er nur noch im äußersten Nordosten ständig vorhanden und das in geringer Zahl. Außerdem ist er ein Charaktertier unserer Wälder, soweit sie noch nicht von der modernen Forstkultur berührt worden sind, ein „Naturdenkmal". Sollten wir ihn deshalb nicht auch bis zu einem gewissen Grade schonen, besonders unsere Jäger, die ja immer betonen, daß es ihnen nicht um das Quantum der Strecke, sondern hauptsächlich um den mit der Jagd verbundenen Naturgenuß zu tun ist? Unsere Nachkommen würden uns gewiß Dank dafür wissen, und der geringe Ersatz für den durch Bären angerichteten Schaden, auch am Hafer, ließe sich wohl durch die Jagdgesellschaften und Naturfreunde unschwer aufbringen.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs. (Berlin.)

## 6. Das Handwerk.

Gegenwärtig wird den Erzeugnissen des Handwerks wieder ein erhöhtes Interesse zugewendet. Vielleicht liegt darin eine gewisse Reaktion auf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, in denen die Großindustrie das Handwerk mehr und mehr zurückgedrängt, ja teilweise zugrunde gerichtet hat. Durch die Ver-

billigung und weite Verbreitung maschineller Produkte ist in den materiell und kulturell höher stehenden Schichten das Bedürfnis nach Waren besserer Qualität, individuelleren Gepräges entstanden; so beispielsweise in der Schneiderei, Stickerei, Buchbinderei. Infolgedessen haben die Handwerker auf verschiedenen Gebieten einen zunehmenden Nachwuchs zu verzeichnen. Besonders die Frauen, die ja schon an der mittelalterlichen Blütezeit des Handwerks stark beteiligt waren, — es bestanden neben zahlreichen gemischten Zünften auch ausschließlich weibliche Innungen und Zünfte, — stellen ein verhältnismäßig sehr beträchtliches Kontingent.

Es mag befremdlich erscheinen, daß in den Schilderungen von Berufen, die in erster Linie für Frauen der gebildeten Stände inbetracht kommen sollen, ein ganzes Kapitel dem Handwerk gewidmet wird. Stellt man sich doch im allgemeinen seine Vertreter nicht als Angehörige der gebildeten Klassen vor. Darum soll eine Darlegung der diesbezüglichen Verhältnisse in Deutschland vorausgeschickt werden.

Keineswegs darf etwa aus der Empfehlung des Handwerks in diesem Zusammenhang ein Einverständnis der deutschen Frauenbewegung mit der leider anderwärts vorhandenen Tendenz gefolgert werden, die erwerbsuchenden jungen Mädchen einer sozial tiefer stehenden Berufsgruppe zuzuführen, als die Knaben derselben gesellschaftlichen Schichten. Im Gegenteil: die Frauenbewegung mißbilligt es, wenn Söhne und Töchter derselben Familie eine verschiedene Berufsbildung insofern erhalten, als für die Ausbildung der Söhne zu sozial hoch stehendeu und pekuniär aussichtsreichen Berufen alles aufgewendet wird, während den Töchtern eine wirkliche Berufsbildung überhaupt nicht, oder in ungleich geringerem Maße, geboten wird. Die häufig vorkommende Erscheigung, daß Schwestern akademisch gebildeter Männer ihr Brot als pädagogisch wie wissenschaftlich ungebildete Gouvernanten oder als verschämte Heimarbeiterinnen verdienen, entspringen der von der deutschen Frauenbewegung stets bekämpften Auffassung, daß die Berufsbildung für die Frau nur von untergeordneter Bedeutung sei (vergl. die Einleitnng dieser Artikelserie in der № 5 der „Deutschen Monatsschrift"). Die Frauenbewegung tritt aufs entschiedenste dafür ein, daß in anbetracht der heutigen Verhältnisse Bruder und Schwester, — bei etwa gleicher Begabung, — die gleiche Ausbildung zuteil wird. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß damit nicht etwa Auswüchsen und Übertreibungen das Wort geredet werden soll, — wenn z. B. ehrgeizige Eltern ihre wissenschaftlich mangelhaft begabte Tochter durch das Gymnasium quälen. Wäre es doch nur erfreulich, wenn bei Mädchen wie bei Knaben ein stärkeres Gewicht auf die Veranlagung, nicht aber auf Äußerlichkeiten, wie enge Standesrücksichten, Eitelkeit u. s. w. gelegt würde! —

Die Forderung des Rechtes auf gleichwertige Berufsbildung für beide Geschlechter stand von Anfang an im Mittelpunkt der Frauenbewegung. Wenn dennoch das Zuströmen weiblicher Kräfte auch höherer Kreise in zahl-

reiche Zweige des Handwerks, wie es sich in letzter Zeit in Deutschland bemerkbar macht, von der deutschen Frauenbewegung freudig begrüßt und unterstützt wird, so spricht hier eine andere Erwägung entscheidend mit: grade im Handwerk stellen sich die Verhältnisse nicht für beide Geschlechter gleich dar; vielfach kann hier die Frau eigenartige Werte prägen, die eine Parallelle mit der Tätigkeit des Mannes auf demselben Gebiet ausschließen. In welcher Weise dies bei den verschiedenen Handwerkszweigen zu Tage tritt, soll bei der Darlegung der einzelnen handwerksmäßigen Berufe gezeigt werden. Zweifellos besteht eine Verschiedenheit der Geschlechter inbezug auf ihre Eignung auf dem Gebiete des Handwerks. Nichtsdestoweniger bedarf doch die Frau desselben geistigen Handwerkszeuges wie der Mann. Bis vor kurzem aber war es traurig darum bestellt. Die Mädchen pflegten (um die verbreitetsten weiblichen Handwerkszweige anzuführen): die Schneiderei, das Wäscheanfertigen oder das Friseurgewerbe in kurzen, bisweilen nur 4—6-wöchentlichen Kursen bei einer Lehrmeisterin zu erlernen, deren eigene mangelhafte Berufsbildung keinerlei Garantie für irgend welche Förderung bot. Häufig wurden Klagen über Ausbeutung der Lehrmädchen laut; Schneiderinnen z. B. zeigten ihnen einen Handgriff und ließen wochenlang nichts anderes ausführen. So kam es, daß zahlreiche Mädchen nach abgelaufener Lehrzeit nicht den einfachsten Rock zuzuschneiden vermochten, wobei sie zudem noch hohes Lehrgeld hatten bezahlen müssen. Anders die Knaben. Sie haben die vorgeschriebene — meist 3-jährige — Lehrzeit bei einem Meister durchzumachen, die durch das sogenannte Gesellenstück, eine selbständigere Arbeit, abgeschlossen wird. Als Geselle ist er dem Meister schon wertvoll und bezieht daher höheren Lohn. Zur letzten Stufe, der Meisterprüfung, wird er nicht vor vollendetem 24. Lebensjahr zugelassen; ihr Bestehen berechtigt ihn, nun seinerseits Lehrlinge auszubilden. Die natürliche Folge dieser verschiedenartigen Ausbildung war, daß im allgemeinen im Handwerk der Mann in materieller wie sozialer Beziehung eine ungleich befriedigendere Stellung innehatte als die Frau. War er pekuniär unzufrieden, so machte er häufig, — und nicht mit Unrecht, — die weiblichen Kollegen dafür verantwortlich, deren wachsendes Angebot bei billiger und minderwertiger Arbeitsleistung die Löhne herabdrückte. Daß in erster Linie die Frauen selbst am meisten unter diesen Verhältnissen zu leiden hatten, liegt auf der Hand. Umso freudiger ist von allen maßgebenden Persönlichkeiten der Erlaß des preußischen Handelsministers vom 18. Juli 1911 begrüßt worden, der eine Gesundung dieser Verhältnisse anbahnt. Die preußischen Handwerkskammern werden darin angewiesen, die handwerkliche Ausbildung der Mädchen in derselben Weise zu regeln, wie die der Knaben (Dauer der Lehrzeit, Gesellen- und Meisterprüfung usw.). Diese Bestimmungen treten am 1. Oktober 1913 in Kraft; bis zu diesem Zeitpunkt gelten Übergangsbestimmungen, die es Frauen mit mehrjähriger Praxis ermöglichen, auch ohne die vorgeschriebene Anzahl von Lehrlings- und Gesellenjahren die Meisterprüfung

abzulegen. Jedenfalls ist dieser Schritt von weittragendster Bedeutung und eröffnet Aussichten, die zu großen Hoffnungen berechtigen, — nicht nur im Interesse der Frauen, sondern auch vor allem volkswirtschaftlich im Interesse des Handwerks, das dadurch zweifellos eine wichtige Bereicherung und Hebung erfahren wird. Denn erst, wenn die Frau über dieselbe gründliche Fachbildung verfügt wie der Mann, kann sich ihre Eigenart in den Leistungen zeigen, — in der Art nämlich, wie sie das Erlernte behandelt. Ein Pfuscher kann niemals Eigenartiges schaffen. Eigenart — wenn auch nur im Sinn einer Geschlechtseigenart, nicht einer individuellen, — kann sich erst nach dem Beherrschen der Materie entwickeln.

Dasjenige Handwerksgebiet, das den Frauen wohl das reichste Wirkungsfeld nach dieser Richtung hin bietet, ist das Schneidergewerbe. Wird ihr Können hier noch durch einen feinen Farbensinn und überhaupt einen kultivierten Geschmackssinn ergänzt, so können sie den Beruf nicht nur pekuniär zu einem sehr lohnenden gestalten, sondern auch eine soziale Stellung erringen, wie man sie mit dem Begriff des Handwerkers im allgemeinen nicht zu verbinden pflegt.

Was die Lehrstelle anbelangt, so empfiehlt sich am meisten eine gut geleitete Schneiderstube mittlerer Größe; bei großen Betrieben liegt die Gefahr nahe, daß der Lehrling zu stark zu Teilarbeiten herangezogen wird, während kleinere Werkstätten nicht genügend Mannigfaltigkeit aufzuweisen haben. Das übliche Taschengeld — das je nach den örtlichen Verhältnissen schwankt — beträgt ungefähr 3 M. wöchentlich im ersten Jahr, 4—6 M. in den folgenden Jahren. Bei besonderer Begabung und in jahrelanger praktischer Tätigkeit erworbenen Fähigkeiten bekleiden Frauen nicht selten Stellungen als Direktricen in großen Maßateliers mit Gehältern bis zu 8 und 10,000 M. jährlich.

Für die Lehrstelle im Putzgewerbe gilt dasselbe wie für das Schneidergewerbe. Für beide Branchen gilt ferner, daß junge Mädchen mit höherer Schulbildung anstelle der 3-jährigen Lehrzeit bei einem Meister 1—1½ jährigen Kursus in einer Gewerbeschule (z. B. im Lette-Haus, Berlin W., Victoria-Luiseplatz 6) durchmachen können, an den sich eine ½—1-jährige praktische Lehrzeit schließt; dann können sie zur Gesellenprüfung zugelassen werden, welche sie auf diese Weise schon nach 2—2½-jähriger Vorbereitungszeit ablegen können. Außer bewährten Kräften, die bei großen Firmen angestellt sind und die in der stillen Zeit nicht entlassen werden, haben alle Frauen, die das Putzgewerbe ergreifen, den Übelstand der Saisonarbeit mit in den Kauf zu nehmen.

Ein Handwerk, das für Frauen sehr bedeutungsreich ist, stellt das der Friseurin dar, doch bietet sich hier geringere Möglichkeit, spezifische Frauenleistung zu entfalten, als in den vorher genannten Zweigen; es sei denn, daß sie im allgemeinen durch leichtere Hände geeigneter für einen großen Teil der im Friseurgewerbe vorkommenden Arbeiten erscheint als der

männliche Kollege. Leistungsfähige Kräfte, die in mehrjähriger Lehrzeit shampoonieren, frisieren, das Anfertigen künstlicher Haararbeiten u. s. w. erlernt haben, werden mit freier Station und etwa 30—45 M. Monantsgehalt angestellt; ohne Verpflegung schwanken die Gehalte zwischen 45 u. 90 M. Hausfriseurinnen erhalten 6—10 M. monatlich und können am Vormittag allein etwa 8 Damen bedienen.

Unter denjenigen Handwerkszweigen, die, außer den bereits genannten, besonders für Frauen in betracht kommen, und die grade gebildeten Mädchen bei genügender Begabung reiche Befriedigung versprechen, stehen das Photographen-, Buchbinder- und Juweliergewerbe in erster Linie. Ihrer engen Verwandtschaft mit dem Kunstgewerbe wegen sollen sie in dem nächsten Kapitel erörtert werden, das die Frauenarbeit in Kunst und Kunstgewerbe, ihre Vorbereitung und Aussichten, beleuchten wird. Hier sei nur noch auf die noch junge, aber bereits außerordentlich leistungsfähige Organisation hingewiesen, die die Interessen der Handwerkerinnen vertritt: der „Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau", Berlin W., Linkstr. 11 vermittelt Lehrstellen, erteilt schriftliche und mündliche Auskunft und tritt in jeder Beziehung für die Hebung der Leistungen und des Ansehens der im Handwerk tätigen Frauen ein.

(Weitere Artikel folgen.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Zur Geschichte und Entwicklung der Jugendgerichte.

Von Dr. Karl Wilker. (Jena.)

Die Jugendgerichtsbewegung hat sich in wenigen Jahren eine große Anhängerschar erworben. Ganz im Stillen hat sie eingesetzt, nicht, wie man vielfach immer noch annimmt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie zwar schnell zu großer Blüte gelangte, sondern in Südaustralien. Hier erschienen bereits seit 1890 Berichte über staatliche Jugendgerichtshöfe, „State children's council of South Australia". Von hier wurde die neue Einrichtung 1894 nach Kanada verpflanzt und hat dann weiter in raschem Siegeszuge Staat um Staat erobert, nachdem 1899 in Chicago der erste „juvenile courd" ins Leben gerufen war. 1907 hatten 24 Staaten ihre eigenen Jugendgerichte, ohne ein besonderes Gesetz zuvor geschaffen zu haben.

Daß dieser neue Gedanke, der doch immerhin einen Eingriff in den althergebrachten juristischen Schematismus bedeutet, sich so schnell durchsetzen konnte, liegt unbestreitbar zum großen Teil an der Macht der Persönlichkeit, die begeistert für ihn eintrat: Benjamin Barr Lindsey, ehemals einfacher Schreiberlehrling, hernach Jugendrichter von Denver (Colorado).

Die Jugendgerichte verdanken ihre Entstehung folgenden Erwägungen. Das Kind — in Amerika setzt die Strafmündigkeit mit der Vollendung des siebenten Jahres ein! — gehört nicht vor den Richter mit allen Insignien hoher Würde, es gehört nicht unter die Massen schwerer und schwerster Verbrecher, es gehört nicht mit ihnen in die gleichen Warteräume, in die gleichen Kerkerzellen! Des Kindes Tat ist nicht eigentlich ein bewußt gewolltes Verbrechen. Sie ist mehr die bloße Folge von mangelnder oder vernachlässigter Erziehung, von Gefährdung durch ein schlechtes Milieu, von sittlicher Verwahrlosung. Dementsprechend muß der Richter über eine solche Tat weniger in seinen Paragraphen Bescheid wissen, als vielmehr ein feiner Kenner der Seele des Kindes sein. Er muß sich in das Kind hineinversetzen können, muß wie ein Vater mit ihm umgehen, mit ihm reden können.

Das Kind wird ihm auch nicht aus der Haft vorgeführt. Wohl wird es verwahrt in einem „detention home". Aber dieses Heim ist kein düsteres Haftlokal, kein unwirtliches Gefängnis. Es ist ein Heim mit einem Hauselternpaar an der Spitze; ein Heim, in dem sich so ein kleiner „Sträfling" vielleicht zum ersten Male satt essen kann; ein Heim, in dem er vielleicht zum ersten Male kennen lernt, was Körperpflege ist; ein Heim, das ihm Arbeit und Spiel, Erholung und Unterricht bietet. Aus diesem Haus geht er zum Jugendrichter, der (wie schon gesagt) ihm gegenüber steht wie ein Vater seinem Kinde. Keine Neugierigen können sich zur Verhandlung drängen. Eine Öffentlichkeit gibt es nicht. Nur wer eine Aussage zu machen hat, hat Zutritt, und der eine oder andere Beamte irgend eines Kinderschutzvereines vielleicht, der wo möglich vorher alle erforderlichen Erkundigungen über den kleinen Gesetzesübertreter eingezogen hat.

Und die Strafe? Das Kind muß sich bewähren, muß sich brav und gut halten. Und damit es einen festen Schutz über sich fühlt, wird ihm ein „probation officer" bestellt. Der kümmert sich nicht nur um seinen kleinen Pflegling, sieht nicht nur in jeder Woche nach ihm, faßt nicht allein die Berichte an den Jugendrichter ab. Er hat sich auch um des Kindes Familie zu kümmern. Er hat nach Kräften zu sorgen, daß häusliches Elend behoben, daß ein trunkener Vater nüchtern, daß eine dirnenhafte Mutter ordentlich wird, daß das Hauswesen so wird, wie es zu des Kindes Wohlergehen erforderlich ist.

Gerade dieses „probation officer system", die Schutzaufsicht, hat wohl einen Hauptanteil an den guten Erfolgen des ganzen jugendgerichtlichen Vorgehens. Streng genommen bildet es ja seine eigentliche Grundlage. (Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß das „probation officer system" nicht etwa eine Folgeerscheinung der Jugendgerichte ist. Es bestand bereits lange Jahre vorher zunächst als ungeschriebene Institution, sodann vom Jahre 1878 an in Massachusetts als „probation law".) Dementsprechend kann nirgends eine Jugendgerichtsbarkeit geschaffen werden, in der diese Einrichtung keine Aufnahme gefunden hätte. Gerade ihr ist es letzten Endes auch zu danken,

daß man die Zahl der jugendlichen Kriminellen, die gebessert wurden, mit 75—80% angibt.

Solchen Erfolgen gegenüber muß auch der — namentlich in den ersten Jahren — des öfteren erhobene Vorwurf verstummen, daß es sich hier lediglich um eine „schwärmerische Gefühlspolitik" handle, die dem Amerikaner so wie so schon fern genug liegt. Auch der Engländer, der die Einrichtung der Jugendgerichte von Australien übernahm, dürfte kaum der Mann sein, der einer schwärmerischen Gefühlspolitik huldigt!

Über die amerikanischen Einrichtungen und Erfolge erschienen bald verschiedene Reiseberichte, so 1905 von Baernreither, 1907 von Freudenthal, ferner Arbeiten von Herr (1907), Janisch (1908), Lederer (1908), Maennel (1909). Auch auf verschiedene Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Heinrich Reicher (namentlich auch auf seine Bibliographie der Jugendfürsorge) sowie auf des Züricher Pädagogen F. W. Foerster „Schuld und Sühne" muß in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Diese Arbeiten blieben nicht ohne Wirkung auf die Behandlungsweise jugendlicher Krimineller, die dem einen oder anderen durchaus auf unrichtigen Wegen zu sein schien. So entstand das erste deutsche Jugendgericht — wenigstens darf es im Prinzip als solches bezeichnet werden — in Haspe in Westfalen auf Anregung des Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Holtgreven. Eigentliche Beachtung fand aber erst das Frankfurter Jugendgericht, das am 1. Januar 1908 in Aktion trat. Begründet wurde es im Herbst 1907 durch den Oberlandesgerichtspräsidenten Hagens.

Die neuen Einrichtungen fanden schnell Anklang. Seither und noch immer ist die Zahl der Jugendgerichte in ständigem Wachsen begriffen. Ein nicht geringes Verdienst daran muß dem Berliner Amtsgerichtsrat Paul Köhne, der seit 1905 bereits verschiedene Entwürfe der Öffentlichkeit vorlegte, zugeschrieben werden.

Eigentliche Sondergerichte für Jugendliche ließen sich allerdings vorerst nicht einführen. Die geltende Strafgesetzgebung stand dem hinderlich im Wege. Was man wollte, mußte man zu erreichen suchen durch eine Umänderung der herkömmlichen Geschäftsführung, die darauf ausging, alles, was der Erziehung des Jugendlichen hinderlich sein mußte, nach Möglichkeit auszuschalten. Bei dieser Lage der Dinge ist es nur natürlich, daß es kein einheitlich organisiertes System von Jugendgerichten gibt, so sehr ein solches gewiß zu erstreben ist. Am meisten Anklang und Nachahmung fand — wie bereits bemerkt — die Frankfurter Institution. Auf sie bezieht sich auch der Erlaß des preußischen Justizministers vom 1. Juni 1908, der für eine allgemeinere Durchführung der den Jugendgerichten zu Grunde liegenden Gedanken eintrat, den einzelnen Justizbehörden zwar größtmögliche Freiheit gewährleisten, aber immerhin ein einheitliches Verfahren anstreben sollte. Zu diesem Zweck wurde angeordnet, daß das Verfahren gegen Jugendliche möglichst

einem Amtsrichter und einer Strafkammer zu übertragen sei. Der Jugendrichter ist in einer Person Vormundschaftsrichter und Vorsitzender des verhandelnden Schöffengerichts. Er muß eine große Lebenserfahrung und besondere Neigung für seine pädagogisch-juristische Tätigkeit haben. Es mag hier eingeschaltet werden, daß es sicherlich das Ideal für die Behandlung jugendlicher Straffälliger wäre, wenn der Richter nicht allein Jurist, sondern auch Pädagoge wäre, wenn er vor allem ein Verständnis für die kindliche und jugendliche Psyche hätte, wenn er vor allem auch eine eingehende Kenntnis auf dem Gebiete der Heilpädagogik besäße. Ein Ideal! Wie es verwirklicht werden könnte, das mag hier unerörtert bleiben. Nur könnte bemerkt werden, daß es dabei ohne eine gründliche Revolution auf dem Gebiete der an Universitäten herkömmlichen Erziehungswissenschaft nicht abgehen kann!

Neben dem Jugendrichter steht der Jugendstaatsanwalt, an den die gleichen Anforderungen zu stellen sind. Und neben diese beiden tritt endlich der Jugendgerichtshelfer oder die Jugendgerichtshelferin.

Der preußischen Verordnung entsprechende Verordnungen erschienen sodann in Bayern im Juli 1908, in Sachsen im Oktober 1908. Auch für die übrigen Bundesstaaten gelten im wesentlichen die gleichen Grundsätze. Bereits im Jahre 1908 erschien dann auch vom Staatssekretär des Reichsjustizamtes ein „Entwurf einer Strafprozeßordnung und der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetze nebst Begründung". (Im einzelnen kann hier natürlich nicht auf Fragen des Jugendstrafrechtes eingegangen werden.) Es wird in dem Entwurf ausdrücklich auf das amerikanische Vorbild hingewiesen, das zwar nicht blindlings auf unsere Verhältnisse übertragen werden dürfe, das aber immerhin innerhalb unserer Gerichtsorganisationen nutzbar gemacht werden könne.

Es hat sich bei uns nun im allgemeinen das folgende Verfahren bewährt. Im Vorverfahren ordnet der Jugendstaatsanwalt umfassende Ermittelungen an. Besonders sollen Ärzte und Lehrer gehört werden. Bei Hilfsschulzöglingen müssen die vorhandenen Personalakten herangezogen werden. Da aber auch die allgemeine Volksschule zahlreiche kriminell werdende Jugendliche unterrichtet, von denen mancher irgendwelche Defekte aufzuweisen hat, ohne deshalb gerade in die Hilfsschule gekommen zu sein, ist es sehr emfehlenswert, daß auch an den Volksschulen sogenannte Personalienbücher eingeführt werden. Die größten Dienste leistet im Vorverfahren aber die Jugendgerichtshilfe, die vor allem das ganze Milieu zu erkunden sucht. In sehr anschaulicher Weise hat aus der Praxis heraus Schuldirektor Johannes Delitsch in Plauen die Aufgaben der Jugendgerichtshilfe geschildert*). Die Akten der

*) F. Schmidt und Joh. Delitsch: Das Jugendgericht in Plauen i. Vgtl. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 91. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1911. 45 Seiten. Preis 75 Pf.

Jugendgerichtshilfe gehen in den meisten Fällen sowohl dem Jugendrichter wie dem Jugendstaatsanwalt zu. Bei dem Hauptverfahren, das den Charakter einer Schöffengerichtsverhandlung hat, vermittelt der Jugendgerichtshelfer zwischen dem jugendlichen Delinquenten und dem Jugendrichter. Ein Hauptmoment bei der ganzen Verhandlung ist es, daß alles vermieden wird, was den Jugendlichen sozusagen zu einer interessanten (sich selbst oder anderen interessanten) Persönlichkeit stempeln könnte. Geschieht das nicht, so kann dadurch alle zukünftige erzieherische Arbeit illusorisch gemacht werden. Aus solchen berechtigten Erwägungen heraus entspringt auch die Forderung, die Verteidigung unter Ausschluß der Jugendlichen stattfinden zu lassen. Ohne Verteidigung läßt sich eine gerichtliche Verhandlung nicht gut gestalten. Die Verteidigung Erwachsener hat in Deutschland in letzter Zeit zu den merkwürdigsten Sensationen geführt. Darüber zu wachen, daß das nicht eines Tages auch bei Verfahren gegen Jugendliche passiert, bleibt eine vornehme Aufgabe für den Jugendrichter wie für den Jugendstaatsanwalt. Auch bei der Urteilsfällung sind die erziehlichen Momente streng zu beachten. Eine der häufigsten Strafen ist der Verweis. Es wäre zu überlegen, ob nicht die bedingte Verurteilung oder auch die bedingte Begnadigung vom erzieherischen Standpunkte höher zu bewerten sind, da ein bloßer Verweis doch zu sehr des Charakters einer Strafe bei vielen Jugendlichen verlustig geht. Das wirksame Prinzip der bedingten Begnadigung oder der bedingten Verurteilung liegt dabei nicht so sehr darin, daß der Jugendliche sich bewährt aus Furcht, daß sonst die Strafe doch noch vollzogen wird (wiewohl gerade dieser Gesichtspunkt sicherlich nicht in den namentlich inbetracht kommenden Volksschichten der Großstädte unterschätzt werden soll), das wirksame Prinzip liegt vor allem darin, daß über dem Jugendlichen während der Bewährungsfrist der „probation officer", die Schutzaufsicht steht. Sie hat dafür zu sorgen, daß der Jugendliche nicht wieder rückfällig wird, daß er sich bewährt, daß er straflos bleibt. Die Schutzaufsicht selbst muß natürlich ganz individuell gestaltet werden. „Als Fürsorger sind Personen zu wählen, die auf dem Gebiete der Jugenderziehung besonders erfahren sind; auch Frauen können gewählt werden", heißt es in dem Entwurf der verbündeten Regierungen (§ 375 d). Daß Frauen zu diesem Amte zugelassen werden können, ist natürlich namentlich in Rücksicht auf die nicht ganz geringe Zahl der weiblichen Verbrecher höchst erfreulich. Angebracht ist es, wenn dem gerichtlich bestellten Fürsorger auch bestimmte Machtbefugnisse gegeben werden; wenn die Eltern einfach gezwungen werden, den bestellten Fürsorger nun auch anzuerkennen und ihm Folge zu leisten. Es mag das als etwas Selbstverständliches erscheinen. Und doch ist es das bei vielen Eltern, namentlich bei denen, die ihre Kinder verwahrlosen lassen und eigentlich die Schuld an ihrem Kriminellwerden tragen, nicht der Fall.

Zur Ausbildung und Fortbildung der Jugendgerichtshelfer hat die „Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge" (Berlin C. 19, Wallstraße 89) in den

Jahren 1909 und 1911 besondere Kurse veranstaltet, zu denen kleine gedruckte und recht beachtenswerte nützliche Leitfäden vorliegen.

Es erhebt sich endlich noch die Frage: soll der Fürsorger ehrenamtlich tätig sein, soll er bezahlt werden? Die Fürsorgearbeit, insbesondere die gewissenhafte Schutzaufsicht, ist keine geringe Arbeit. Sie erfordert ganze Menschen. Zugleich ist es aber auch ganz unmöglich für ein Gemeinwesen, die Mittel zur angemessenen Besoldung hauptberuflich tätiger Fürsorger aufzubringen. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß neben besoldeten Kräften auch ehrenamtliche Kräfte Verwendung finden müssen. Namentlich Frauen, die ein soziales Arbeitsfeld haben wollen und können, ohne dabei auf ein Gehalt angewiesen zu sein, finden hier schwere, aber dankbare Aufgaben zu erfüllen. Nur gehört eins dazu: liebevolle Ausdauer!

Neben den Jugendgerichten gibt es, wie ergänzend bemerkt sei, einige Jugendstrafkammern, die im allgemeinen nach denselben Gesichtspunkten arbeiten.

Das ist im großen und ganzen das Bild, das das deutsche Jugendgericht bietet. Ihm ähnlich ist es in verschiedenen anderen Staaten.

In Österreich wurde 1907 bereits ein Gesetzentwurf vorgelegt. 1908 erschien eine Verordnung des Justizministeriums, durch die es möglich wurde, im Rahmen der bestehenden Gesetze bereits vom 1. Januar 1909 an Jugendgerichte zu schaffen, die als abgesonderte Abteilungen der Bezirksgerichte fungieren. Der Richter hat zumeist strafgerichtliche und vormundschaftliche Gewalt. Die Einrichtungen haben sich durchaus bewährt. In der Schweiz ist die Bewegung nur sehr langsam vorgeschritten. Einzelne Kantone (Neuenburg, Baselstadt, Bern) haben zwar seit 1893 und 1897 bereits besondere Kinder- und Schulgerichtsbarkeit. Die Frage der eigentlichen Jugendgerichte ist aber noch zur Diskussion gestellt. Besonders ist eine Strömung bestrebt, anstelle von Jugendstrafgerichten Jugendschutzkommissionen treten zu lassen (ein Gedanke, der übrigens in Deutschland auch von namhaften Juristen vertreten wird), in denen Juristen, Mediziner und vor allem auch Pädagogen, und zwar sowohl Männer wie Frauen, vertreten sind. Auch in Italien möchte man die Beurteilung jugendlicher Verbrecher dem Richter ganz entziehen und einer besonderen Behörde zuweisen. In Frankreich und in Belgien bestehen, ähnlich den deutschen Fürsorgeausschüssen, besondere „Comités de défense des enfants traduits en Justice." In den Niederlanden bestehen seit 1901/1902 besondere Kindergesetze.

England hat, wie bereits früher bemerkt, die Jugendgerichte als erstes von den europäischen Ländern übernommen. 1905 wurde ein solches durch Courtenay Lord in Birmingham eingeführt. Doch hat sich England nicht an führender Stelle gehalten. Durch die „Children Act" von 1906 wurde zwar eine Jugendgerichtsbarkeit eingeführt. Im wesentlichen wurde dadurch aber nur das Borstallsystem erweitert, eine hauptsächlich der beruflichen Ausbildung

dienende Schutzinstitution, die weder als Gefängnis noch als eigentliche Fürsorgeerziehungsanstalt angesprochen werden kann.*)

Die Idee der Jugendgerichte ist in immer weitere Volksschichten, vor allem auch in die Lehrerkreise, getragen durch sogenannte Jugendgerichtstage. Der erste deutsche Jugendgerichtstag fand im März 1909 in Berlin statt, der zweite 1910 in München. Ueber die Verhandlungen dieser beiden Tage erschienen im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ausführliche Berichte. Der dritte deutsche Jugendgerichtstag findet vom 10. bis 12. Oktober 1912 in Frankfurt am Main statt. Auf ihm steht als Hauptthema zur Erörterung die Notwendigkeit und die Dringlichkeit gesetzgeberischer Maßnahmen gegenüber der anwachsenden Kriminalität der Jugendlichen. Daneben werden eine Reihe von Einzelthemen erörtert. — Ein schweizerischer Jugendgerichtstag fand im Mai 1912 in Winterthur statt. Es ist anzunehmen, daß er die Jugendgerichtsbewegung in der Schweiz in erfreulicher Weise in Fluß bringt. — Über das englische Jugendgerichtswesen fand im Frühjahr dieses Jahres in London eine ganz interne Konferenz statt, die aber recht bedeutsame Beschlüsse (vor allem Abfassung einer Denkschrift an die Regierung) gefaßt hat. Höchst beachtenswert ist auch der Beschluß dieser Konferenz, Fälle von Überfällen Erwachsener auf Kinder unter 16 Jahren vor den Jugendgerichten verhandeln zu lassen, und zwar möglichst in Gegenwart der Mutter oder doch einer anderen Verwandten des Kindes.

Man sieht: der Gedanke der Jugendgerichtsbewegung ist in allen Ländern durchgedrungen. Ja, er ist den Ländern eigentlich aufgezwungen, wenn anders sie nicht durch das vom aufsteigenden Industrialismus, vom zunehmenden Luxusbedürfnis, vom abnehmenden Verantwortlichkeitsgefühl (um nur einige wesentliche Faktoren herauszugreifen) begünstigte unaufhörliche Ansteigen der jugendlichen Kriminalitätsziffern aufs schwerste in ihrer Existenz bedroht werden wollten. Daß noch viel zu tun bleibt, ist sicher. Ich würde es z. B. begrüßen, wenn der Psychiater zu allen Fällen zugezogen würde; wer weiß, wie groß die Zahl der Psychopathen unter den jugendlichen Kriminellen ist, wird das ohne weiteres verstehen. Ich möchte ganz selbstverständlich — was ich eigentlich kaum besonders zu betonen brauche — wünschen, daß der Lehrer, daß die Frau zu allen Fällen mit herangezogen wird. Ich möchte auch eine Erweiterung der Bewährungsfrist in der Weise wünschen, daß eine Kombination mit dem Pollardsystem (aber ohne seine besonderen Voraussetzungen, daß

*) Über die Stellung des jugendlichen Verbrechers in Rußland orientiert eine Arbeit von Dr. Eugenie Breitbart-Schuchmann: „Die Behandlung der jugendlichen Rechtsbrecher im russischen Straf- und Strafprozeßrecht im Vergleich mit derjenigen nach den neuen Gesetzen von Norwegen und Schweden." Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 78. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne (Beyer und Mann), 1912. VI und 112 Seiten. Preis 1,80 Mark. — Diese Arbeit berücksichtigt auch die Verhältnisse in anderen als nur in den genannten Ländern.

das Vergehen in der Trunkenheit begangen sei) geschaffen würde, derart, daß der unter Schutzaufsicht Gestellte möglichst in einem Abstinenzverein untergebracht würde, um ihn vor den Gefahren des Alkohols, denen er oft genug zu seinem Verderben erliegt, nach Möglichkeit zu schützen. Es kämen dafür in Betracht die Jugendlogen und die Wehrlogen des Internationalen Guttempler-Ordens in erster Linie, dann auch der Schutzengelbund für katholische Kinder. In manchem Falle würde es auch möglich sein, dadurch auf die Eltern, die ja in der überwiegenden Zahl aller Fälle dem Trunke ergeben sind, günstig einzuwirken.

Das sind einzelne Wünsche. Andere werden andere Wünsche haben. Sie machen aber das Ganze nicht aus, sie sind nur ein Teil von dem, was die Erziehung zu leisten hat.

Nachdruck verboten.

# Die Stummen.

Erzählung von H. Aeckerle. (Berlin.)*)

Sie liebten sich: der stumm-blasse Schreiber vom Kreisgericht und die stumm-blasse Spitzenarbeiterin vom „Ellernbusch“. — —

Auf welche Weise die beiden sich über diese Tatsache verständigt hatten, konnte niemand sich recht vorstellen. Aus dem Munde des Schreibers hatte man nie etwas anderes vernommen als dienstliche Botschaft und eintönigen Gruß — aus dem Munde des Mädchens eintönigen Gruß und hie und da etwas, wie den Anfang einer Erzählung . . . „Mein Großvater, der einmal Priester war. . .“

Diese Tatsache, die alle Leute bis auf Lolja Alexandrowna selbst vergessen hatten, bildete den Inhalt ihres traumartigen Daseins. Der Gedanke an diese Erhebung war der einzige, der in dem ununterbrochenen Klöppelgeräusch ihres Lebens gedieh, einige Bestimmtheit erlangte und die trübe Dämmerung ihres Selbstbewußtseins für Augenblicke durchbrach.

Moffei, der Schreiber, besaß keinen solchen führenden Gedanken. Er ließ sich besinnungslos von dem jeweiligen Muß des Tages durch das Leben treiben. Er schrieb mit fliegender Feder und krampfhaft gespannter Aufmerksamkeit hin, was man ihm diktierte, murmelte fortwährend die Worte seiner Vorgesetzten vor sich hin, um sein schwaches Gedächtnis zu unterstützen, sagte in regelmäßigen Abständen mit zufriedenem Ton: „Fertig — ja!“ und verharrte auch nach Beendigung seines Dienstes in jenem merkwürdigen Zustand völliger Gedankenleere, in den ihn seine Arbeit versetzte.

Auf seinem Gesicht blieb der Ausdruck gespannten Aufhorchens, sein Kopf blieb auf die Seite geneigt, seine Augen blieben starr auf einen Punkt gerichtet.

So bewegte er sich, einem Schlafwandelnden gleich, durch die stillen, schmutzigen Gassen des Fleckens. Neben ihm ging — zur Verwunderung aller — eines schönen Tages die Spitzenarbeiterin Strachowa.

*) Die Verfasserin stammt aus Arensburg. (Oesel.)

Aus den großen, trüben Augen dieses Mädchens sprach eine leidenschaftslose, geduldige Sehnsucht, derselbe Zug der Sehnsucht lag um ihren blassen Mund und dieser Ausdruck blieb mit einer sonderbar starren Unveränderlichkeit auf ihrem Gesicht haften, auch wenn die herabgezogenen Mundwinkel sich zu einem Lächeln hoben und zwei tiefe Einsenkungen, die jedem anderen Gesicht heiteren Reiz verliehen hätten, die schmalen Wangen dieses Mädchens gleichsam aufzuzehren schienen.

Man drehte sich um und lachte, wenn man diese beiden „Stummen" zusammensah. Das war jedoch nicht sehr oft der Fall.

Den Tag über saß Moffei im Gerichtsgebäude und schrieb, und bis die Dunkelheit einbrach, saß Lolja an dem eingesunkenen Fenster ihres Häuschens und klöppelte.

Dieses Häuschen war die einzige greifbare Hinterlassenschaft des Großvaters, der einmal Priester gewesen war.

Vor langen Jahren waren die Strachows als eine wohlhabende, stolze uud hoffnungsvolle Familie in diesen Flecken eingezogen. In ihrer großen Lebenserwartung hatten sie sich ein Stück Land gekauft und ein eigenes Häuschen gebaut.

Dann war plötzlich das Unglück gekommen. Leichtsinn, Krankheit und Tod hatten der Herrlichkeit ein Ende gemacht.

Die Frau des Mannes, der eine kurze Zeit Priester gewesen war, hatte angefangen, allerhand kleine Dienstleistungen zu verrichten, die man ihr als Frau des Priesters mit besonderer Zahlung vergolten und nur mit einiger Scheu angenommen hatte. Den Töchtern gegenüber wurde diese Scheu dann schon geringer, und als die Großkinder an die Reihe kamen — dachte kein Mensch mehr an das, was „einmal" gewesen war.

Die Strachows gingen mit Tüchern um den Kopf und mit Holzpantoffeln an den Füßen, ihre Hände waren grob und plump, ihre Augen matt und stumpf — der Unterschied war ausgelöscht.

In einem bösen Jahre starben dann vier von den Strachows hintereinander, und Lolja blieb allein im Häuschen nach.

Sie vermietete die besten Stuben an eine alte Frau, die auch einmal „etwas" gewesen war und sich in diesen stillen Ort zurückgezogen hatte, um ungestört an jene Zeit denken zu können.

Die alte und die junge Person wohnten Wand an Wand: sie hörten eine der anderen Schritte, sie grüßten sich vier oder fünf Mal am Tage, sie wußten beide, daß „mit der anderen auch etwas besonderes gewesen war", aber sie schwatzten — vielleicht gerade deshalb — nie mit einander. Die bröckelnden Wände des Hauses hörten nichts als das Geklapper der Klöppeln und das Geklirr der Sticknadeln, als das rasche, leise Atmen des jungen Mädchens und das laute, schwere Seufzen der alten Frau.

Da Lolja das Häuschen besaß und Moffei 100 Rubel gespart hatte, so hätten sie sich gleich trauen lassen können, aber sie hatten beschlossen zu warten, bis Moffei das zweite Hundert voll und Lolja die „große" Spitze fertig haben würde.

Auf diesen Zeitpunkt warteten sie nun mit geduldiger Sehnsucht. Sie regten sich nicht auf, und sie arbeiteten nicht eiliger. Sie wußten beide, daß sie mit aller Anstrengung doch nicht mehr erreichen konnten, als ihnen zu erreichen bestimmt war, und daß eine unendliche Reihe von Tagen vergehen müßte, bis sie an ihr Ziel kommen konnten.

Jeden Abend trafen sie sich — nicht weit vom Ellernbusch — auf einem großen freien Platz, der seiner vielen Steine wegen der Steinplatz genannt wurde. Dieser Platz war von einem niedrigen Bretterzaum umschlossen und durch sonderbar komplizierte, schmale Eingänge gegen den Besuch von Pferden und Kühen verwehrt.

Einmal vor sehr langer Zeit, als man gehofft hatte, daß die Bahn auch an diesem vergessenen Flecken vorüberkommen, und daß dieser Flecken eine Stadt werden würde, hatte man begonnen, den Steinplatz in eine „Anlage" zu verwandeln.

Man hatte einige etwas willkürlich verstreute Baumgruppen angepflanzt, einen breiten Weg abgestochen, und in der Mitte des Platzes — niemand wußte zu welchem Zwecke — einen ungeheuren Haufen Steine zusammengetragen. In jenen Tagen ungeheuerlicher Erwartungen war davon gemunkelt worden, daß sich an dieser Stelle ein Monument erheben sollte, — irgend ein staunenerregendes, glanzvolles Monument.

Aber die Bahn war nicht gekommen und der Flecken war Flecken geblieben. Über den sorgfältig abgestochenen Wegen wucherte längst wieder Gras. Die angepflanzten Bäume waren zum größten Teil verdorrt und ragten wie die Symbole der gestorbenen Hoffnungen starr und kahl zum Himmel empor. Der Zaun und die kunstvollen Eingänge jedoch hüteten nach wie vor die verwilderte Stätte.

Hier erschienen jeden Abend, wenn es vom Kirchturm acht schlug, der Schreiber und die Spitzenarbeiterin. Sie waren beide so pünktlich, daß sie meist ganz zu gleicher Zeit an den entgegengesetzten Ecken des Platzes auftauchten. Sie lächelten sich über den großen Platz hinüber an, zwängten sich mit ruhiger Gelassenheit durch die schmalen Eingänge und gingen, jeder das Lächeln des anderen mehr in Gewohnheit ahnend, als in der Dämmerung wirklich erkennend — langsam auf einander zu. Am Steinhaufen trafen sie zusammen, sie reichten sich die Hände und nannten sich in zufrieden zärtlichem Ton und mit zufrieden zärtlichem Nicken mehrere Male hintereinander beim Namen. Alsdann legte Lolja ihre Hand in Moffeis Arm, und sie begannen mit gemessenen Schritten auf dem Wege, der einmal Weg gewesen war, auf und nieder zu gehen.

Wenn das Wetter gut war, setzten sie diesen Spaziergang eine Stunde lang fort. Einmal hatten sie beide gezählt, wie oft sie die kurze Strecke in einer Stunde zurücklegten. Sie waren beharrlich schweigend nebeneinander hergegangen, und als es vom Kirchturm neun geschlagen hatte, hatten sie beide wie aus einem Munde gesagt: „Siebenunddreißig . . ." Und dann waren sie stehen geblieben und hatten sich voll freudiger Verwunderung angesehen, daß sie so ohne jede Verabredung das nämliche getan hatten.

Und das war es, was diese Stummen auf so rätselhafte Art verband: sie fanden sich — bei der gleichen Enge des Gesichtskreises — ohne viele Worte alle Augenblicke einmal an demselben Punkte zusammen.

Sie hatten beide nur ein paar Gedanken, nur ein paar Vorstellungen, und sie hatten beide das gleiche dumpfe Bewußtsein, daß es unmöglich war mit Worten zu sagen, was sich da drinnen in den dunklen Tiefen des Gemütes bewegte.

Was sie einander sagten, blieb immer Anfang — Bruchstück. Es war auch in der Tat nicht nötig, daß sie ihre Sätze zu Ende führten; sie wußten so genau, was sie zu sagen pflegten, daß der Hörende ebenso gut wie der Redende das Angefangene vollenden konnte.

Ebenso empfanden sie auch nie das Bedürfnis, ihrer Liebe durch Worte oder Zärtlichkeiten Ausdruck zu geben. Sie gingen Arm in Arm, lächelten und nickten. Nur bisweilen, in warmen Sommernächten, wenn aus den umliegenden Gärten der Duft der Levkojen aufstieg und die Töne der Harmonika von hier und von dort hinüberklangen, dann kam es wohl vor, daß Lolja stehen blieb, ihren Kopf an Moffeis Schulter drückte und leise und zärtlich seufzte. Alsdann sah Moffei sich veranlaßt, gleichfalls stehen zu bleiben, sich zu bücken und Lolja mit einer gewissen Beharrrlichkeit zu küssen.

Das geschah jedoch nicht oft, denn bei solch einem Vorfall erinnerte Lolja sich meist mit plötzlichem Erschrecken daran, daß ihr Großvater einmal Priester gewesen war, daß dieser Platz etwas Ähnliches wie eine Straße bedeutete, und daß da Menschen kommen „könnten".

Sie richtete sich dann rasch auf, band das Tuch straffer um das schmale Gesicht und ging ernst und gemessen — so als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte — weiter — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Moffei und Lolja sich unterhielten, so sprachen sie meist über die 200 Rubel und über die große Spitze. Von diesen beiden Dingen redeten sie eigentlich jeden Abend und zwar jeden Abend genau das gleiche, aber es ermüdete sie nie. — — —

Sie gingen nun schon über ein Jahr auf dem Steinplatz spazieren; sie hatten die Schneereste schmelzen, das Gras aufsprossen, die wenigen lebenden Bäume grün werden sehen . . . Jetzt waren die Bäume wieder allesamt kahl, man unterschied die lebenden nicht von den toten, der Rasen wurde braun, und der Schein des Mondes bekam etwas Klares, Kaltes.

In dieser Zeit wurden der Schreiber Timofei Pawlowski und die Spitzenarbeiterin Lolja Strachowa zum ersten Mal in der Kirche aufgeboten . . . Nun kam noch ein Sonntag und danach noch einer . . . Und dann: „Fertig!" sagte Moffei triumphierend. „Fertig" wiederholte Lolja und lächelte sehnsüchtig.

An den 200 Rubeln fehlten allerdings immer noch zwanzig und an der Spitze fehlte immer noch eine kleine Ecke, aber bis „dann" war alles in Ordnung. Sie hatten sich das hundert Mal ausgerechnet, und sie rechneten es zum Überfluß noch jeden Abend nach.

An dem Sonntag, an dem das zweite Aufgebot stattfand, war Moffei ungewöhnlich lebhaft und heiter. Er lachte, schwenkte die Arme wie in froher Erwartung hin und her, faßte Lolja um die Hüften und begehrte mit ihr in die Wirtsstube zu gehen, um etwas „Warmes und Frohes" zu trinken. Da sie diesen Vorschlag aber ängstlich zurückwies, sich aus seiner Umarmung befreite und wie immer die Hand in seinen Arm legte, fiel auch er wieder in seine gewohnte Art zurück.

So gingen sie wie immer auf dem Platz spazieren, sprachen wie immer von den 200 Rubeln und der Spitze und hatten wie immer vor Müdigkeit schwere Augen.

Moffei gähnte noch häufiger und anhaltender, als sonst. Die Arbeitswoche war hart gewesen. So viel wie jetzt hatte er noch nie zu tun gehabt. Er mußte alle Tage eine Stunde länger schreiben, als sonst: alle Tage kam ein Haufen Papiere an und alle Tage wurde ein ebenso großer Haufen weggeschickt.

In diesen Papieren war viel von Krieg und Frieden, von Truppenrüstung und Aushebung die Rede. Aber was das für einen Sinn hatte, machte Moffei sich nicht klar. Er war nur immer von dem einen Bestreben erfüllt, das Gesagte auf das Papier zu bringen, ehe etwas Neues verwirrend

hinzukam; sobald ein Wort hingemalt war, entschwand es seinem Gedächtnis, um für das folgende Platz zu machen — und so fehlte für ihn der Zusammenhang. — —

## II.

Es war am Mittwoch nach dem zweiten Aufgebot. Das Wetter war wieder wärmer geworden, der Mond strahlte milder, und es schien, als wollte der Sommer noch einmal zurückkehren.

An diesem Abend beendete Lolja die „große" Spitze. Sie hatte so lange gearbeitet, daß sie laufen mußte, um noch zur rechten Zeit beim Steinplatz zu sein.

Weil sie sich so beeilt hatte, und weil sie froh war, ihre Spitze fertig zu haben, erhob sie in einer ungewohnten Lebhaftigkeit die Hand und winkte Moffei über den Platz hinüber zu. Sie erschrak sogleich, nachdem sie das getan hatte, — sie erschrak umsomehr, als Moffei nicht wieder winkte. Er lächelte auch nicht! Sie konnte es bei dem hellen Schein des Mondes deutlich sehen! Starren Blickes und langsam bewegte er sich auf den Steinhaufen zu. Unwillkürlich wurden auch ihre Schritte wieder langsam und gemessen, ihre freudige Erregung über die Spitze legte sich.

Beim Steinhaufen trafen sie wie immer zusammen. Sie streckte wie immer ihre Hand aus, und Moffei legte wie immer die seine hinein, — aber er lächelte nicht und sagte nicht ihren Namen. Er stand sehr gerade, sah mit leerem Blick über sie fort und zog wie in fortwährend neuem Erschrecken jeden Augenblick die Augenbrauen empor.

In ihr Gesicht trat der Ausdruck hilfloser Verwunderung .... „Moffei", murmelte sie, wie sie es gewohnt war, „Moffei, Moffei" . . . Sie hörte in ihrer Bestürzung nicht auf, seinen Namen zu wiederholen.

Allmählich veränderte Moffeis Haltung sich. Sein Kopf schob sich vor, seine Arme sanken schlaff herab, seine Augen begannen wie in trostloser Verwirrung hin und her zu laufen. Plötzlich erhob er den Arm und schlug mit der Hand auf den Steinhaufen. „Nu, und ich muß auch", sagte er laut. Ein paar Steine kollerten mit dumpfem Gepolter herab.

Lolja erschrak bei diesem unerwarteten Geräusch. Sie verstand nicht, was Moffei sagte. Zum ersten Mal wußte sie nicht, wie es weiter kommen mußte. Sie sah ihn in trüber Verwunderung an und schüttelte den Kopf.

„Mit muß ich — nu begreif", sagte er noch lauter, fast heftig — „fort!" — — Er zeigte mit der Hand über den Zaun.

Sie folgte mit großen, erschreckten Augen der Bewegung seiner Hand. „Fort?" wiederholte sie mechanisch . . . Ein Schauder lief ihr plötzlich über den Rücken.

Er richtete sich straffer auf . . . „Ja fort", antwortete er nicht ohne Wichtigkeit . . . „Da ist Krieg — in Japan . . ." Er zeigte wieder mit der Hand über den Zaun.

Die Spitzenarbeiterin hatte bisher keinen klaren Begriff davon gehabt, was es bedeutete, daß „der Krieg in Japan war." Sie hatte wohl die Leute von Krieg reden, sie über Krieg klagen und jammern gehört, aber sie hatte nur in den zweihundert Rubeln und in der Spitze gelebt, und das Reden und Klagen der Leute war wie Dunst an ihr vorübergezogen.

Aber jetzt, da Moffei sagte, daß Krieg in Japan war, begriff sie plötzlich, daß das etwas Furchtbares sein mußte. Keine bestimmte Vorstellung erwachte ihr, keine zusammenhängende Gedankenfolge entstand in ihrem Gehirn, sie

fühlte nur das unbestimmte Grauen ihres Gemütes sich ins Ungemessene steigern. Diese weißen Steine, die im Mondlicht glänzten, hatten plötzlich böse, erschreckte Gesichter, diese kahlen Bäume sahen mit einem Mal wie Totengerippe aus, unter dem Gebüsch krochen unheimliche schwarze Schatten hervor, über den Zaun blickten wilde, häßliche Fratzen, aus der dunstigen Ferne, in die Moffeis Hand gezeigt hatte, lösten sich sonderbare, geheimnisvoll drohende Gestalten und wälzten sich auf den Steinplatz zu.

Lolja fing an zu zittern. Entsetzt liefen ihre Augen umher und blieben dann auf Moffei haften.

„Geh Du nicht", sagte sie, sich mit beiden Händen an ihn klammernd ... „Ich fürchte mich . . ."

Moffeis große, plumpe Gestalt sank noch mehr in sich zusammen; sein Hals wurde ganz kurz, sein Gesicht sah aufgedunsen aus . . . „Man muß", sagte er dumpf . . . „Nichts zu machen . . ."

Und dann begannen sie langsam und wie betäubt auf dem gewohnten Wege hin und her zu gehen — beide den Ausdruck starren Entsetzens auf dem Gesicht, beide die Augen ins Leere gerichtet.

Nach einer Weile blieb Moffei stehen. „Und manche kommen nie zurück", sagte er laut, wie über seinen eigenen Gedanken betroffen.

Er drehte den Kopf hin und her und bewegte die Schultern, als ob er fröre — dann ging er wieder weiter. Lolja fühlte seinen Arm unter ihrer Hand zittern, und dieses unheimliche Zittern Moffeis gab ihr die Empfindung, als zitterte auch der Boden unter ihren Füßen, als zitterten die Bäume, die Steine, die Bretter des Zaunes, als zitterte der Mond am Himmel, als zitterte der Himmel selbst und als drohte dieser weißlich schimmernde Himmel mit all seinen Sternen im nächsten Augenblick auf sie herab zu stürzen und sie zu zermalmen.

Sie zog mit hastiger Bewegung ihre Hand aus Moffeis Arm, deckte das Gesicht mit beiden Händen zu und fing an zu weinen.

Moffei stand unbeweglich dabei und sah zu. Er sah ihren Körper sich zusammenkrümmen; sah ihre Tränen zwischen den Fingern hervorquellen und hörte ihr lauter und lauter werdendes Schluchzen, das wie Hilferufe klang — und mit einem Mal stöhnte er selbst auch laut auf. Er stöhnte mehrere Male hintereinander, dumpf drohend, wie ein gequältes Tier, er schüttelte den Oberkörper und streckte die geballten Fäuste von sich. . . Dann drängte er seine Schulter an die des Mädchens . . . „Lolja", sagte er zärtlich . . . „Lolja — hör — sieh — Nun wein nur nicht. . . Manche kommen auch zurück."

Sie fuhr fort zu weinen. Er machte eine hilflose Bewegung mit der Hand. Da er keine ihrer Hände fassen konnte, klammerte er seine große Hand um ihren gebeugten Nacken.

„ . . . Hör — sieh . . .", stammelte er, den Kopf immer tiefer zu ihr hinabbückend. „Hör — sieh — manche —". Dann blieb er, trübe vor sich hinstarrend, mitten im Satz stecken. In Gram gebeugt und schweigend standen sie dicht aneinandergedrängt zwischen den kahlen Bäumen.

„Morgen früh — um acht", sagte Moffei endlich. Er richtete sich auf, kreuzte die Arme und schwang wie zur Ergänzung seiner Worte den rechten Fuß.

Sie fuhr erschrocken auf: „Morgen?" stammelte sie. Er nickte. „Morgen um acht", sagte er mit dumpfer Ergebung.

„Morgen, morgen", wiederholte sie noch einige Male mit derselben trostlosen Ergebung. Ihr Schluchzen verstummte, einige Tränen rannen noch

wie in trüber Hast an ihren schmalen Wangen herab, sie atmete tief und legte die Hand in Moffeis Arm. Unwillkürlich setzten sie sich wieder in Bewegung. — — — Wie gewöhnlich gingen sie den Weg hin und her, her und hin, und wie gewöhnlich kamen sie auch auf die 200 Rubel und die Spitze zu sprechen. . . „Nur noch zwanzig," sagte er mit gramvoll gefurchter Stirn — „zwanzig Rubel — nur zwanzig. . ."

Es bekümmerte ihn unendlich, daß er fortgehen mußte, ohne die zweihundert Rubel „fertig" zu haben. Sein ganzes Denken wurde durch diese fehlenden zwanzig Rubel in Anspruch genommen.

„. . . Da ist es", sagte er, ein Päckchen hervorziehend. „Verwahr es — hörst Du, ordentlich", ermahnte er wichtig. Aber bevor sie es ergreifen konnte, zog er es wieder zurück, starrte trübe auf das schmutzige Papier und klagte um die fehlenden 20 Rubel. „Ich werde — wart", — Lolja rückte sich plötzlich stolzer auf, ihre matten Augen glänzten — „Laß mich das fertig machen!"

Sein Gesicht erhellte sich. „Ach ja, mach' du das!" sagte er lebhaft. Er gab ihr das Geld und seufzte erleichtert auf. „Aber ordentlich" . . . mahnte er noch einmal. Sie sprachen an diesem Abend mehr und lebhafter als sonst — beide von dem Gefühl einer gewissen Wichtigkeit getragen: Lolja, weil sie die zweihundert Rubel fertig sparen sollte, und Moffei, weil er ein Mann war und in den Krieg mußte, und weil jemand um sein Fortgehen geweint hatte. Lolja rechnete fortwährend an ihren Fingern, wie viele Male die alte Frau Miete zahlen und wie viele Male sie Spitzen in die Stadt tragen mußte, damit sie zwanzig Rubel zusammenbekam. . . . „Ja aber — wann", sagte sie plötzlich betroffen . . . Bis wann?"

Moffei hob die Schultern. Sein Hals wurde wieder kurz und sein Gesicht sah wieder aufgeblasen und kummervoll aus . . . „Das weiß man nicht", antwortete er, vor sich hinstarrend. . . . „Gott weiß — Krieg dauert lange." . . . Danach verfiel er in trübes Schweigen. Das Mädchen rechnete mit leisem Flüstern weiter. . . .

Sie fuhren beide zusammen, als es vom Kirchturm zehn schlug. Dröhnend, dumpf und zitternd hallten die Schläge; sie brachten es ihnen plötzlich wieder zum Bewußtsein, daß etwas Fremdes, Furchtbares in ihr Leben getreten war. Sie blieben stehen und sahen sich erschrocken an.

„Fertig — aus", sagte Moffei dumpf und ließ den Arm sinken. Ihre Hand rutschte aus seinem Arm — sie vergaß mit einem Mal die zwanzig Rubel, die Spitzen nnd die alte Frau — die große Angst kam wieder über sie. Ihr Herz fing hastig an zu klopfen.

. . . „Zum letzten Mal" . . sagte Moffei feierlich. Sie hatten beide die dunkle Empfindung, daß nun etwas Großes und Wichtiges geschehen mußte — etwas, das sich von dem, was alle Abende gewesen war, scharf unterschied, aber sie wußten beide nicht, wie sie das machen sollten. In ängstlicher Spannung standen sie sich gegenüber.

Endlich trat Moffei einen Schritt näher; er holte tief Atem, legte mit einer gewissen Feierlichkeit beide Arme um den Körper des Mädchens und küßte es dreimal hintereinander.

. . . „Herr, erbarme Dich," sagte er, sich in einer sonderbaren Ideenverwirrung in die Kirche versetzt fühlend. Dann trat er wieder zurück, schlug ein Kreuz und blieb mit gesenktem Kopf, wie vor einem Heiligenbilde stehen.

Sie wagte nicht, sich zu bewegen . . . „Herr, erbarme Dich!" antwortete sie gleichfalls wie in der Kirche, und ihre zitternde Hand machte gleichfalls das Zeichen des Kreuzes.

Moffei erhob den Kopf ein wenig und blickte verstohlen zu ihr hinüber, als erwartete er, daß nun etwas von ihrer Seite geschehen würde. Da sie jedoch regungslos, mit gesenktem Kopf stehen blieb, begann er sich zögernd und mit einem Murmeln des Gebetes auf den Lippen zu entfernen.

Sie bewegte sich mit demselben feierlichen Ernst dem entgegengesetzten Eingange zu. Immer weiter rückten die beiden Gestalten auseinander. . .

Als Moffei den Platz überschritten hatte, blieb er stehen und wandte sich nach Lolja um. Er sah sie sich langsam durch den schmalen Eingang winden... Einem Schatten gleich glitt sie dann außerhalb des Zaunes dahin...

Und diese morschen Bretter, die sich trennend zwischen sie stellten, machten es Moffei mit einem Mal ganz klar, was es zu bedeuten hatte, daß er nach Japan ging und Lolja hier blieb. . .

Er fuhr ein paar Mal wie in ohnmächtiger Verzweiflung mit den Händen durch die Luft, stampfte mit den Füßen und stöhnte: „Gott, Gott, großer Gott"..

Dann wandte er sich um und lief quer über den Platz auf jene Seite hinüber, an der sie langsam und mit gebeugtem Kopf dahinschlich.

Er streckte die Hand über den Zaun und hielt sie an der Schulter fest.

„Wart' doch etwas — wart'," stammelte er verwirrt und aufgeregt. Sein Gesicht war dunkel gerötet vom Laufen, er atmete laut und rasch.

Sie sah ihn entsetzt an, zitternd, daß sich ihr etwas Neues, Furchtbares offenbaren würde.

„Lolja," sagte er mit bebender Stimme. . . „Lolja, Lolja. . ." Seine Hand öffnete und schloß sich, sie umklammerte die Schulter des Mädchens mit krampfhaftem Druck, gab sie frei und packte sie aufs neue.

„Was?" flüsterte sie — — „Was ist?!"

Und wieder sagte er nichts als „Lolja — Lolja — Lolja . ."

Aber in seinem Ton war eine seltsame, fremde Dringlichkeit, seine Augen glänzten heiß.

„Morgen — morgen früh — man muß" . . . stammelte er; es war als suchte er angestrengt nach jedem einzelnen Wort . . . „fort — weit fort — Japan". . . .

Sie nickte stumm und lehnte den Körper an den Zaun. Der Zaun knarrte unter ihrer Last. Moffei ließ ihre Schulter los und stützte sich gleichfalls mit beiden Armen auf den Zaun. Die morschen Bretter bogen sich, sie drohten unter der verdoppelten Last zu brechen, aber in einer stumpfen, müden Gleichgiltigkeit blieben sie trotzdem beide mit den Armen auf dem Zaun liegen.

Er schob sich noch dichter zu ihr heran.

. . . „Nun ja — und — siehst du" . . . Seine Stimme dämpfte sich zu einem Flüstern, sein Gesicht berührte das ihre. . . . „Und manche kommen nicht zurück."

Sie nickte wieder stumm.

„Nun und dann —" sagte er, den Blick abwendend und wie zu sich selbst redend: . . . „Dann ist es aus — fertig aus — nichts gewesen!"

Er sah sie wieder mit jener seltsam starren Dringlichkeit an und bewegte unruhig die Hände.

Dabei stieß er ruckweise, wie in heimlicher Ungeduld, mit dem Körper an den Zaun.

Plötzlich streckte er wieder die Hand aus und griff nach ihr. Er erfaßte nur einen Zipfel ihres Ärmels, aber diesen Zipfel umspannte seine Faust mit krampfhaftem Druck.

„Laß doch", sagte er vor sich hinstarrend und ihren Arm langsam zu sich heranziehend.

Sie leistete unwillkürlich Widerstand.

„Was?" fragte sie beklommen.

„Laß doch", wiederholte er noch dringender, beinahe heftig . . . „Ich will . . ."

Sie sah ihn mit einem raschen, scheuen Blick an. „ . . Ich will," . . . wiederholte er lauter atmend. . . „Hörst Du — laß. . ."

Sie sah regungslos über den Platz hin.

Er zog ihren Arm näher heran.

„In das Häuschen," sagte er laut. „Ein Mal — laß doch. . . Nur sehen . . . ein Mal . . . wie das alles — ist . . ." Seine Worte verloren sich in einem Gemurmel, er hielt den Kopf gesenkt und riß einen Splitter Holz ab.

Sie bog den Oberkörper zurück, ihre Gestalt schien mit einem Mal kleiner zu werden, ihr Kopf duckte sich hinter den Zaun. Er hörte ihr leises, rasches Atmen hinter den Brettern.

„Laß doch", wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen — „nur einmal . .„ Er umklammerte den Zaun mit beiden Händen, hob den Fuß und fing an zu klettern . . . . „Wart", sagte er heftig atmend — „ich komme, wart!"

Der Zaun zitterte und bebte so stark, daß der Körper des Mädchens mit erschüttert wurde. Und wie durch diese Erschütterung aufgerüttelt, riß sie plötzlich ihren Arm fort . . . . „Nicht — nicht — nicht!" . . . . sagte sie hastig . . . „Man kann das nicht . . ." „. . . Nur einmal", wiederholte er hartnäckig. Seine Stimme klang, als ob er schluchzte. „Hörst Du — manche . . ." Er verstummte und sah starr vor sich hin.

„Kommen nicht zurück" . . . murmelte sie, seinen angefangenen Satz gewohnheitsmäßig zu Ende führend. Er griff wieder nach ihrem Arm und zog sie näher heran.

. . . „Und dann nichts" . . . . murmelte er.

Sie fing plötzlich an zu schluchzen . . „Ach und die Wände sind frisch gestrichen — weiß — weiß und der Ofen und das Bett" . . . .

Er beugte sich begierig lauschend vor.

. . . „Und? . . . fragte er neugierig und erwartungsvoll wie ein Kind.

„Schwarz mit roten Strichen — wie neu" . . . .

„Das Bett," wiederholte er, auf ihren Arm starrend.

„Schwarz mit rot", ergänzte sie und fing wieder an zu weinen.

Moffei richtete sich auf, jede Muskel seines Körpers war gespannt!

„Nur — ein — einziges Mal", — sagte er langsam, die einzelnen Silben schwer betonend.

Er erhob die Hände, seine Lippen bewegten sich wie im Gebet.

„Ja, laß", sagte er dann plötzlich wieder heftig. „Du mußt lassen. . ." Er wollte wieder über den Zaun steigen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht — nicht", wehrte sie. „Man muß warten. . ."

„Aber manche kommen nicht zurück", schrie er verzweifelt und am ganzen Körper zitternd.

„Hörst Du — nicht zurück — nicht zurück — nicht . . .“ Er stieß sie heftig hin und her . . . „Nicht — hörst Du . . . nicht . . .“

Sie ließ sich widerstandslos hin und her zerren. Ihre Lippen öffneten sich, ein Schimmer des gewohnten starr-sehnsüchtigen Lächelns trat in ihr Gesicht.

. . . „Das dritte Aufgebot“, flüsterte sie. . . „Mein Großvater — weißt Du — er war Priester“. . .

Und als ob sie mit dieser Erinnerung erst ganz zum Bewußtsein erwachte, versuchte sie, sich mit plötzlicher Heftigkeit von dem Manne los zu machen. Sie riß ihren Arm aus seiner Hand, er erfaßte ihn aufs neue, sie wand und bog sich unter seinem Griff, sie ließ sich auf die Knie nieder — und mit einem Mal war sie frei. Scheu, ohne sich umzublicken, entfloh sie.

Er lief diesseit des Zaunes mit. Der schmale Zaun verschwand zwischen den beiden Geüalten — es sah aus, als liefen sie dicht an einander gedrängt, dem gleichen Ziele zu. Dann kam eine Gruppe Bäume und brachte sie weiter auseinander. Er lief noch einmal näher heran.

„Nun denn, Gott mit Dir“! rief er in trübem Ton. Sie blieb einen Augenblick stehen und wandte den Kopf nach ihm um. . . „Gott mit Dir“, gab sie inbrünstig zurück. Seine Augen blieben groß und flehend auf sie gerichtet. Sie stieß einen zitternden Seufzer aus und lief weiter.

„Gott mit Dir“, rief er noch einmal. „Gott mit Dir“, antwortete sie abermals.

Ihre Gestalt verschwand um die Straßenbiegung, die seine tauchte im Schatten einer Baumgruppe unter, aber über den verlassenen Platz irrten noch die Rufe hin und her: „Mit Dir“ . . . — „Mit Dir“ . . . — — — —

(Schluß folgt.)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

## 3.

## Auf dem Lande bei Kokand.

Zuweilen unternahmen wir Ausflüge aus Kokand in die Umgegend der Stadt; unsere heutige Ausfahrt dauerte fast den ganzen Tag und führte uns besonders weit in das Land hinein. Das Ziel unseres Ausflugs war Aidyn-Bulak (Айдынъ-булакъ), was auf deutsch so viel wie „Helle Quelle“ bedeutet. Mir war von den in Kokand lebenden Europäern so viel und so häufig von den landschaftlichen Herrlichkeiten Aidyn-Bulaks erzählt worden, daß ich äußerst gespannt war, dieses schöne Erdenfleckchen kennen zu lernen. Zudem stand die Welt gerade im Frühlingsschmuck, und also mußte der Ausflug auf das Land besonders verlockend erscheinen.

Auf dem breiten Exercierplatz vor der Festung, der hiesigen Fuhrmannsbörse, angelangt, unterhandeln wir mit sartischen Kutschern. Der Sarte hat

meist schnellere und schmuckere Pferde, auch bessere Wagen, als sein „Kollege", der russische „Iswo"; der sartische Wagen ist vor allem sehr reinlich, und der Sarte thront malerisch in seiner bunten Tracht auf dem Bock. Aber etwas erheiternd wirkt es in den ersten Tagen doch, solch ein buntes Osterei auf dem Bock eines europäischen Wagens, auf wiegenden Gummirädern zu sehen. Der Sarte bewahrt seine große Ruhe auch im Feilschen um den Fahrlohn; viel aufgeregter und lauter betragen sich hierbei seine europäischen „Kollegen".

Unser Weg führt uns zuerst über den Sai und sodann durch das malerische asiatische Kokand. Meine Weggenossen, Deutsche und Russen, kennen Land und Leute gründlich, können mir daher manches Interessante erzählen; für's erste schwärmen sie aber von den landschaftlichen Schönheiten Aidyn-Bulaks.

Das asiatische Kokand ist schon an und für sich eine bunte, äußerst malerische Welt, aber noch grellbunter, noch malerischer ist die Welt in den Frühlingstagen.

Frühling in Turkestan! Wer den Lenz in seiner ganzen Pracht, Fülle, Überfülle genießen möchte, der reise dorthin. Es blühen weiße Aprikosenbäume und rosa Mandelsträucher. Tamarinden, Granatapfel-, Kirschen-, Quitten- und Birnenbäume verschlingen ihre breitgewölbten Kronen zu einem großen, rosigweißen Blütendach. Das ganze große Ferghana-Gebiet gleicht dann einem einzigen mächtigen Blütengarten, und mitten drin liegt die Stadt Kokand. Jeden Frühling liegt sie eingebettet in rosigen und schneeweißen Wolken erblühender Fruchtbäume. Durch ihre Straßen weht der betäubende Duft erblühender Akazien und Maulbeerbäume, und aus den stillen Gartenhöfen der Sarten leuchten herrliche purpurrote und weiße Rosen. Und ebenso wie die Bäume und Sträucher, erblühen noch mehr als sonst die Bazare, die Gassen und Gäßchen der hundertjährigen altersgrauen Stadt. Der harte Winter ist vorbei, draußen jubelt der Frühling, und die Sarten drängen sich aus den Häusern in ihren farbigen, grellbunten Trachten. Sie wandern in die stillen Gartenhöfe der Moscheen oder auf die Bazare. Wie bunte Farbenströme ergießen sich Menschenzüge durch die engen, grauen, pflasterlosen Gassen. Viele haben sich mit Blumen geschmückt, mit großer Vorliebe werden Rosen an den Schläfen unter dem Turban befestigt; man hält Rosen in den Händen, und es besteht der Brauch, daß Blüten auch im Munde getragen werden. Oft gewahren wir Sarten, bei denen der Mund durch Rosen verdeckt ist; sie gehen schweigend nebeneinander her und genießen wohl mit echt orientalischer Lebensweisheit den Duft der Blüten.

Wir fahren dahin durch all die Buntheit, und über allem leuchtet ein wunderbar-blauer, kristall-klarer Himmel; die Frühlingssonne taucht alles in leuchtende Klarheit, aus den Gärten weht schwüler Frühlingsduft, und indem man langsam irgend eine stille Gasse durchfährt, rieselt Blütenschnee auf Kopf und Schultern nieder. Dann schaut man hinüber zur bunten Oase des Bazars, die sanft verhüllt wird vom Schleier fallender Blüten, und genießt immer

wieder ein Gefühl tiefer Schönheit und auch tiefer Wehmut zugleich, wenn man durch die rosig-weißen Blütenwolken hindurch die bunten, meist zerfallenden Grabdenkmäler und Moscheen leuchten sieht, wie eine zweite, fast erdenferne Frühlingswelt. Die alten Bauten mit ihren himmelblauen Kuppeln und Mosaikfassaden scheinen in den herrlichen, aber kurzen Lenztagen, da Blütenwolken sie umhauchen, auch zu erblühen.

Also fahren wir dahin durch ein Gewirr von Farben und Tönen, durch ein Meer von bunten Trachten. Wir passieren ein paar Madrasa und geraten



**Kokand. Der Sai mit Brücke.**

immer tiefer in ein Gewirr grauer Gassen hinein. Hie und da erheben sich aus den stillen Gartenhöfen mächtige dunkelgrüne Eisenbäume; sie ragen ernst empor aus blühenden Obstgärten. Schließlich gelangen wir an einen Fluß, über den eine alte Brücke führt, die mich an den Ponte Vecchio in Florenz erinnert. Die Brücke hat rechts und links Läden und Barbierstuben. Sie ist überdeckt, und so gelangt man in eine wohltuende Schatten-Kühle. Ab und zu lassen die Läden auf der Brücke kurze Durchblicke frei, und dann kann man auf den Fluß hinaussehen, der malerisch unter alten Baumgruppen, vor allem

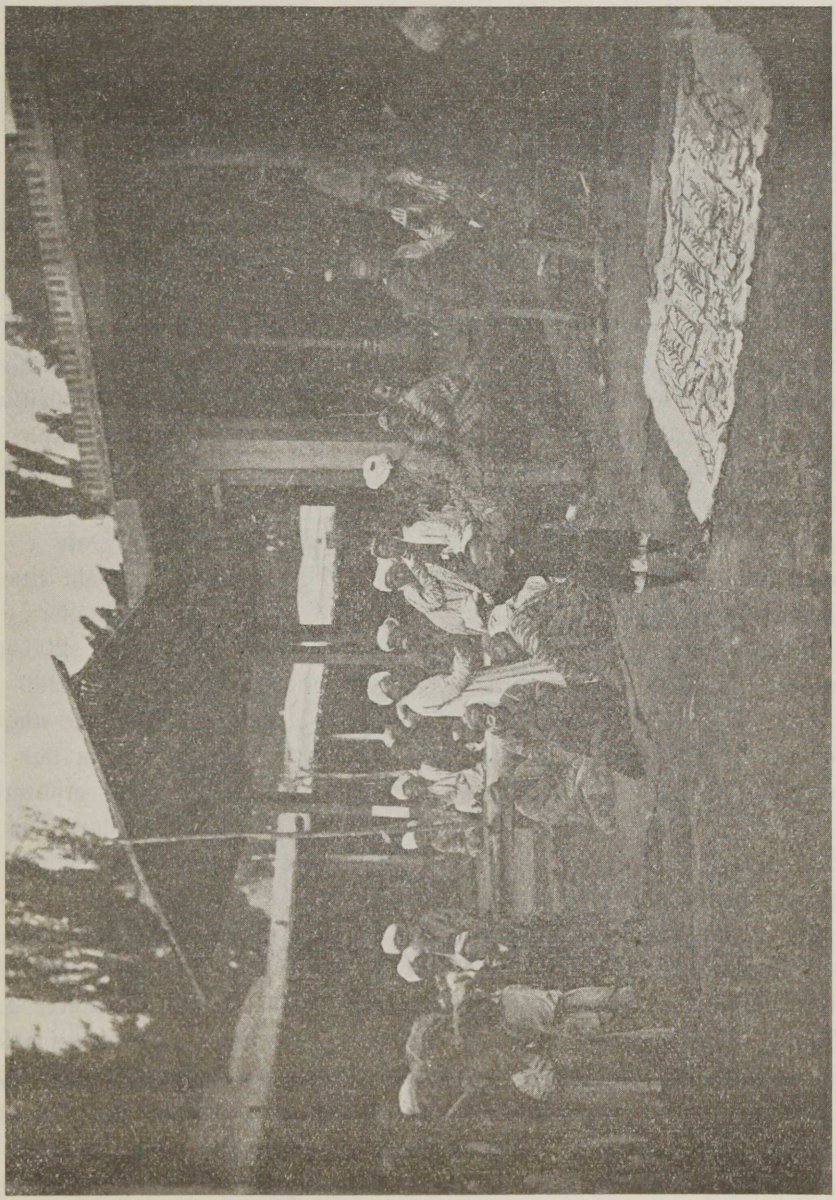
unter leuchtenden Silberweiden vorüberrauscht. Unter den Baumgruppen stehen auf Pfählen bunte Teehäuser (Tschai-chana). Auf den Dielen liegen Matten und Teppiche, auf diesen lagern Sarten und trinken Tee, den gelben und den grünen. Hierbei wird der „Tschilim", eine Art Wasserpfeife, geraucht. An der sichtbarsten Stelle eines jeden Teehauses prangt ein besonders großer „Samowar".

Diese hübsche Brücke wird passiert, und je näher wir der grauen Stadtmauer kommen, um so mehr entwirrt sich das graue Labyrinth der Gassen. Hellgrüne Felder und Gärten mit hochragenden Pyramidenpappeln erfreuen das Auge. Nun bleibt auch die Stadtmauer von Kokand hinter uns zurück. Diese Mauer muß einst recht stark und stolz gewesen sein, nun aber ist sie kläglich zerfallen und gleicht mehr einer Reihe grauer Lehmhügel. Nur ab und zu ragt, „von entschwundener Pracht" redend, ein mit Zinnen geschmückter Mauerrest empor. Es ist gestattet, die Mauer abzutragen, und dieser Erlaubnis der russischen Regierung folgt der Sarte mit sonderbarem „Unpatriotismus", indem er Steine und Lehm auf seine Höfe, Straßen und Felder auseinanderschleppt. Vor ein paar Jahren soll die Mauer noch recht stattlich gewesen sein und viele stolze Torbögen mit Türmen aufgewiesen haben; heute sieht man aber nur klägliche Reste.

Jeglicher kriegerische Geist scheint dem Sarten entschwunden zu sein. Der Städter ist durch und durch Kaufmann geworden, und der auf dem Lande Lebende hängt mit Leib und Seele an seiner Scholle. Ob die Kanonen Skobelews diese Sinnesänderung zustande gebracht haben, oder ob der kluge und schlaue Asiate diese fatalistische Ruhe nur zur Schau trägt, wobei in den geheimsten Tiefen seines Herzens der Rachegedanke wie ein verhaltenes Feuer schwelt — das bleibt eine offene Frage. Es ist kaum denkbar, daß der Sarte restlos und willenlos sich der russischen Herrschaft unterworfen habe: besonders überkommt einen diese Erwägung, wenn man die Sarten beim Gottesdienst belauscht, oder an die hohe Kultur ihres Landes denkt. Der Koran mit seinem Fremdenhaß sitzt eingewurzelt im mohammedanischen Sarten, und ein weiser Satz lautet, daß eine alte Kultur mit keinen Mitteln zu unterdrücken sei.

Wir fahren immer weiter in's grüne Land hinein. Man bewundert die Bewässerungsanlagen, die jedes Erdenfleckchen, auch das entlegenste, mit Wasser speisen. Rechts und links von der Landstraße murmelt fließendes Wasser, das hoch von den Bergen her in einem kunstvollen Kanalnetz auf die Felder geleitet wird. Die Bewässerungsanlage in Turkestan ist im Grunde eine Wissenschaft, ein bis in das Feinste ausgearbeitetes System. Man erzählt mir, daß voriges Jahr englische Ingenieure ins Ferghana-Gebiet gekommen seien, um speziell die Bewässerungsanlagen zu studieren. Der turkestanische Lößboden ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Der Löß enthält feinerdigen Ton, Kalk, Magnesia, Chlor, Kali, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Eisenoxyd

und noch einige andere, für den Landbau wichtige Stoffe. Der Löß wird, mit Wasser befeuchtet, ganz weich wie Lehm, im trockenen Zustande wird er aber so hart, daß er mit dem Beil gehackt werden muß und wie Ton ver-



Eine „Tschai-Hana" d. h. Teehaus in Kokand.

arbeitet werden kann. Dieser Löß mit Wasser gespeist bildet die Unterlage aller Kulturoasen Turkestans. Im Grunde harren in diesem Lande noch endlose Landflächen der Kultur-Erschließung. Da im Altertum aus Turkestan sich

enorme Völkerströme nach Europa ergossen, wird angenommen, daß das Gebiet ein viel reicher bevölkertes war als heutzutage. Auch sprechen Ausgrabungen für diese Tatsache. Man trifft in trostlosen Sandwüsten, die jetzt gänzlich unbewohnbar sind, Ruinen von Städten und ausgedehnte Bewässerungsanlagen an, die im Laufe der Zeiten durch Erdbeben oder durch Winde, Stürme und Kriege verschüttet und zerstört sind. Auch soll allmählich infolge der tropischen Hitze die Zahl der Niederschläge immer geringer und das Niveau der Ströme niedriger geworden sein. Von den vielen Sagen, die die Lage des einstigen Paradieses enträtseln wollen, verlegt eine Sage das Paradies auch nach Turkestan, in die einst herrliche Merw-Oase; und auch heute wäre es noch möglich, so manche Wüstenstrecke in ein kleines Paradies zu verwandeln; freilich gehört dazu viel Kraft, viel Geist, viel Energie, viel Erfahrung und fürs erste vor allem — viel Kapital. Auch muß man bei der Wahl des Bodens sehr vorsichtig sein: Turkestan besitzt außer Lößlandschaften auch gewaltige Kieswüsten, Salzsteppen, Sandwüsten und dergleichen unfruchtbare Strecken, auf denen trotz allem Kapital nichts gedeihen wird.

Wo Wasser vorhanden ist, da ist in Wirklichkeit in Turkestan jedes Fleckchen kulturfähigen Bodens auf das gewissenhafteste angebaut, und die Turkestanischen Kulturoasen gehören meist zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden der Erdkugel. So sollen z. B. in der Taschkenter Oase c. 1400 Menschen auf den Quadratkilometer kommen. Diese Oase ist wohl eine der fruchtbarsten, aber auch die anderen Oasen sind äußerst dicht bevölkert. Mir wird erzählt, daß Reis den 100—200-fachen und Hirse den 200-fachen Ertrag der Aussaat liefert. Eine Deßjatine Land soll hier bis 900 Rbl. kosten und eigentlich überhaupt nicht zu kaufen sein, da der Sarte unglaublich fest an seiner Scholle hängt. Und wirklich: je tiefer wir in das Land hineinfahren, um so häufiger nimmt man wahr, mit welch erstaunlicher Liebe der Sarte seine Scholle behandelt, und zugleich fühlt man, daß der Garten- und Feldbau bei der Gesamtbevölkerung die Hauptbeschäftigung ist und die bedeutendste Rolle spielt.

Wir fahren an Reisfeldern vorüber, die unter Wasser liegen und wie bleiche Silberflächen aussehen. Die Vierecke der Felder sind meist von schlanken silberstämmigen Pyramidenpappeln oder breitgewölbten Maulbeerbäumen eingesäumt. Auch gewahrt man oft andere Baumarten: hundertjährige Mandelbäume, Aprikosen, Walnüsse, Platanen, Feigen und Kirschbäume, die in Blüten leuchten, den kristallklaren Himmel über sich. Dann geht es weiter durch einen kleinen Hain zierlicher Pappeln, die wie Soldaten in Reih und Glied dastehen. Leise wispern die hellgrünen, mädchenhaft schlanken Wipfel, säuseln im linden Blütenwinde, und dieses Säuseln erinnert etwas, mitten in der fremdartigen Natur, an das Rauschen heimatlicher Wälder. Ich folge dem Beispiel meiner Weggenossen, schließe auf einige Minuten die Augen, und mir ist, als führen wir durch einen heimatlichen Wald.

Doch nicht lange gelingt es, sich in Erinnerungen zu wiegen: Hunde bellen auf, umkläffen unsere Wagen, und graue lehmige fensterlose Hütten mit flachen Dächern schimmern durch das helle Grün des Haines. Braune Gestalten in bunten Trachten werden sichtbar. Wir fahren durch einen Kischljak, ein Sartendorf. Kinder, bunt und kugelig wie Ostereier, laufen hinterm Wagen her, schlagen ab und zu auch Purzelbäume. Kischljaks sind in der Ferghaner



**Ein sartisches Ehepaar.**

Kultur-Oase keine Seltenheit; es kommt vor, daß man werstelang an grauem Lehmgemäuer vorbeifährt, dann reiht sich ein Kischljak an den andern.

Unsere Pferde traben langsamer, und nun durchqueren wir ein schnellfließendes Flüßchen, oder eigentlich einen besonders breiten Kanal. Die Pferde waten im Wasser, bleiben stehen und trinken. Das Wasser ist kristallklar und sehr kalt: Schneewasser von den nahen Bergen, die, mit ewigem Schnee bedeckt, sich hinter der grünen Garten-Ebene in wunderbarer Pracht vor unseren Augen auftürmen. Mit blanken, blitzenden Rädern und erfrischten Pferden

geht es bald wieder vorwärts. An einem kleinen Wasserfall, neben dem das breite Lehmgebäude einer sartischen Mühle sich erhebt, wird auf kurze Zeit Rast gemacht. Die turkestanischen Mühlen sind ebenso primitiv wie alle anderen sartischen Einrichtungen. Sie scheinen ohne Veränderung aus Abrahams Zeiten übernommen zu sein. Ein großes Rad wird durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt; zwischen zwei Mühlsteine, von denen der obere sich dreht, wird durch eine hölzerne Rinne Getreide eingeführt. In einer Rinne fließt das Mehl ab, das recht grob ist und viel Kleie enthält.... In der Mühle sah ich auch einen Sarten, den vor einigen Tagen ein Skorpion in den Nacken gebissen hatte. Die Stelle war faustgroß angeschwollen, und der Ärmste schien entsetzlich zu leiden. Der Biß der Skorpione ist, wenn auch nicht tödlich, so doch gefährlich. Ein gutes Gegengift ist bisher nicht gefunden worden. Die hier Heimischen wenden folgendes Mittel an: sie fangen Skorpione, übergießen sie mit Öl und, sobald die Tiere darin umgekommen sind, wird die gebissene Stelle mit diesem Öl bestrichen. Das Mittel soll den Schmerz stark lindern. Ob es wahr ist, hatte ich gottlob nicht Gelegenheit zu beurteilen. Ja, in Turkestan darf man nicht allzusehr dem Rate Schopenhauers folgen und trotz den großen Versuchungen einem willenlosen Schauen sich hingeben. Die Gegend ist reich an Ungeziefern und sonstigem ekelhaftem Getier. Da gibt es Schlangen in einer ziemlich großen Anzahl von Arten; auch einige giftige kommen vor. In manchen Gegenden sollen die Schlangen die Teiche und Kanäle unsicher machen; einer meiner Weggenossen erzählt uns, daß er während seines Aufenthaltes in Andijan des Morgens beim Aufwachen oft Schlangen in seinem Zimmer vorgefunden habe, ja einmal sogar unterm Kopfkissen! Sehr giftig sind hier die Phalangen und der sogenannte Karakurt oder Schwarzwurm. Ich bekam diese Tiere in Spiritus zu sehen. Beide haben Ähnlichkeit von Spinnen. Die Phalange ist mehr als faustgroß, hat eine widerlich gelbe Farbe, und ihre spinnenartigen Füße sind mit Haaren bedeckt. Das Gebiß ist groß und ebenso unheimlich wie das ganze Tier. Der Karakurt ist viel kleiner, etwa so groß wie ein Zweikopekenstük, aber diese Spinnenart soll noch giftiger als die Phalange sein.

Doch halten wir uns nicht allzulange beim turkestanischen Ungeziefer auf! Der Himmel ist endlos blau, das Wetter ist göttlich, und unsere Wagen tragen uns immer tiefer in Blütenschnee, Gold und Grün hinein. Unser Weg führt durch Baumwollfelder, die meist schon besäet sind und grüne Pflänzchen mit breiten, fetten Blättern emportreiben. Auf einigen Feldern wird noch gearbeitet; dort werden Baumwollsamen sorgsam in wohlabgemessenen Abständen in die Erde gesteckt. Hierbei handhabt der Sarte den sehr sinnreichen Ketmen, eine Art Beil und Schaufel zugleich. Wie ein Beil läßt der Sarte den Ketmen in die Erde fallen, wobei die Wucht des Falles noch durch die eigene Schwere des Werkzeugs vergrößert wird. Der Ketmen ist in seiner primitiven Einfachheit ein ausgezeichnetes Instrument, sozusagen das Universalinstrument Turkestans.

Er wird bei allen möglichen und unmöglichen Arbeiten benutzt. Mit dem Ketmen reinigt der Sarte seine Kanäle und Teiche, mit dem Ketmen macht



Sarten-Mädchen in ihrem Hausgarten.

er den Löß für seine Häuser und Mauern zurecht, mit dem scharfgeschliffenen Ketmen hackt er Holz oder hobelt er lange Balken zurecht u. s. w.

Auf einigen Feldern, an denen wir vorbeifahren, wird noch gepflügt; der turkestanische Pflug ist wiederum sehr primitiv, etwa wie der russische

Pflug. Er besteht aus einer langen Deichsel, an die Kamele gespannt werden können, und einem großen Haken, der zuweilen nicht einmal aus Eisen, sondern einfach aus Holz, vor allem aus dem festen Holze des Eisenbaumes hergestellt ist, oder auch einen natürlich gekrümmten Ast darstellt. Die Spitze des Hakens wird mit einer eisernen Pflugschar versehen, die einfach auf den Haken draufgesteckt wird, wie ein flachspitzer Fingerhut. — Immer weiter geht die Landstraße an Baumwollanpflanzungen vorüber, die ab und zu durch hellgrüne Weizenfelder oder dunkelgrünere Hirse- und Dschugara (Sorghum)-Felder unterbrochen werden; auch Hanf, Sonnenblumen, Sesam, Mais, Mohn, Pfeffer, Rhabarber, Luzerne, Melonen, Tabak werden kultiviert. Sehr beliebt ist die Dschugara: sie liefert von allen Getreidearten mit den reichsten Ertrag und findet bei den Einheimischen eine äußerst starke Verwendung. Die hohen Pflanzen der Dschugara erinnern an Mais, sind noch kräftiger, etwas zuckerhaltig und dienen auch zur Zuckergewinnung; die Samenkörner sind groß, recht schmackhaft, und sind ein beliebtes Nahrungsmittel. Beliebt ist auch die Sesampflanze, die ein vorzügliches Öl liefert. Ab und zu erblicken wir, meist in der Nähe der Kischljaks, Weingärten, die recht hübsch aussehen: die Weinstöcke werden meist zu alleeartigen, gewölbten Lauben vereinigt. Auf diese Weise entstehen schattige Laubgänge, in denen sich die Sarten gern aufhalten. Der Sarte selbst trinkt keinen Wein — jedenfalls verbietet es ihm der Koran; Schnaps und Bier trinkt er aber, wenn auch noch mäßig, weil von diesen Dingen im Koran nichts geschrieben steht. Zwar kannte Mohammed diese Getränke nicht und konnte deshalb ihren Gebrauch auch nicht verbieten, aber der schlaue Asiate denkt sich eben: was nicht im Koran steht — ist erlaubt. Der Sarte gibt überhaupt unglaublich viel Acht auf den Schein, auf das Gerede der Menschen, auf das, was „man" sagen wird, — was eigentlich dieses Volkes nicht würdig ist.

Aus den Weintrauben bereitet der Sarte vor allem Rosinen, die er in ungeheuren Mengen verzehrt und auch verkauft. Die Weinfabrikation wird von den Russen in großem Maßstabe betrieben und nimmt immer größere Dimensionen an.

Aber die Baumwollfelder bilden doch den Hauptstandteil der ganzen Landkultur; vor allem werden, seit der Herrschaft der Russen, amerikanische Baumwollarten mit viel Erfolg angebaut. Im Grunde ist die Baumwollkultur in Turkestan ein riskantes Unternehmen, weil dies Land dicht bis an die nördliche Verbreitungsgrenze der Baumwolle reicht. Durch allzufrühe Herbstfröste gehen zuweilen Hunderttausende zu grunde, auch ist der äußerst fruchtbare Lößboden doch kein ganz geeigneter Grund für die Baumwollkultur: wie ich schon anfangs erzählt, bildet der Löß im trockenen Zustande eine äußerst harte Masse, und zuweilen vermögen es die zarten Keime der Baumwollpflanze nicht, die steinharte Lößkruste der Oberfläche zu durchbrechen.

Etwas abseits von der Landstraße gewahren wir auf unserer Weiterfahrt kleine Wälder, die aus alten breitwipfeligen Maulbeerbäumen bestehen; aus dem Grün dieser Wälder lugen graue Lehmgebäude hervor: das sind Seidenzüchtereien. Seit Jahrhunderten hängt der Sarte mit Liebe an der Seidenzucht; sie ist in Turkestan der bedeutendste, auch wohl der am besten entwickelte Industriezweig. Vor allem sind es die sartischen Frauen, die sich damit befassen. Im Winter nähen sie kleine Baumwollsäckchen, in die sie die Raupeneier hineintun und an der Decke ihrer Zimmer aufhängen. Im Frühling tragen sie diese Säckchen sogar an ihrem Leibe, z. B. unter den Achselhöhlen, um die Ausbrütung der Eier zu beschleunigen. Sie nehmen es nicht übel, wenn die ersten Seidenraupen an ihrem Leibe auskriechen. Behutsam werden diese Raupen aufgelesen und in Züchtereien in Kästchen untergebracht, wo dann die Raupen sorgsam mit den Blättern des Maulbeerbaumes gespeist werden, bis sie sich einspinnen. Ich hatte Gelegenheit, in solche Kästchen hineinzuschauen, die hübsch, wie Miniatur-Gärtchen, aussahen. Oben an den abgefressenen Zweigen hingen Schwärme goldig-glänzender Kokons. In einigen Kästchen flatterten auch Schmetterlinge hin und her; das Ganze wirkte wie ein kleines nettes Stilleben.

(Schluß dieses Aufsatzes in der nächsten Nummer.)

Nachdruck verboten.

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

4.

## Führer durch die deutsche Schöne Literatur von 1800—1912.*)

Von Erich von Schrenck. (Riga.)

Wer glaubt sie nicht zu kennen, die schönsten deutschen Bücher des 19. Jahrhunderts? Zumal wenn ihm gesagt wird, es handle sich dabei nicht um irgend welche, sei es auch populär geschriebene Fachliteratur, sondern bloß um die Schöne Literatur. Aber das Wort „kennen" hat dabei höchstens den Sinn von „gelesen haben", irgend wann in der Jugend, ohne volles Verständnis. Ja, nicht einmal das. Es ist leider eine Tatsache, daß eine ganze Reihe der besten deutschen Romane, Novellen, Dramen und Gedichte den gebildeten Deutschen nicht bekannt sind. Woran liegt das? Daran, daß überaus mächtige, einflußreiche Kräfte sie verdrängt haben: diese Kräfte heißen

*) Es erscheint hier in erweiterter und verbesserter Gestalt ein Führer, der im Kalender der Deutschen Vereine Liv-, Est- und Kurlands 1909 (Verlag Jonck und Poliewsky, Riga) veröffentlicht worden. Die angehängte Liste ist diesmal nicht von mehreren zusammengestellt, sondern bringt nur eine alphabetische Übersicht der im Text genannten Bücher. Es liegt in der Natur der Sache, daß, da Führer und Liste nur auf einen Verfasser zurückgehen, sie mehr oder weniger einen subjektiven Charakter tragen. Wer wollte eine Auswahl treffen, wo das nicht der Fall ist? Hoffentlich erreicht der Führer doch seinen Zweck, was freilich nur geschehen kann, wenn er dauernd, namentlich bei Festgeschenken, benutzt und — besonders unserer schulentlassenen Jugend — zum Ratgeber wird.

Zeit, Mode, Reklame für Minderwertiges. Man weiß es gar nicht mehr, wie Großes solche Bücher einst gewirkt haben, und wie nah sie noch heute unserem Empfinden stehen, weil die letzten Jahre uns mit ihren Erzeugnissen vollauf beschäftigen. Nun ist es durchaus nicht die Absicht dieser Zeilen, die modernen Bücher schlecht zu machen, auch unter ihnen findet sich manches Schöne. Aber wer sich ausschließlich an seine Zeit hält, der verurteilt sich dazu, so viel Kleines, Unbedeutendes, ja Unschönes mit in den Kauf zu nehmen, daß er des Großen nicht recht froh wird. Denn das wahrhaft Große und Echte findet sich eben über die Zeiten verteilt. Schon deshalb müssen wir immer wieder zu den Höhepunkten der durchgemachten Entwicklung zurückgehen. Dazu bedarf es des Führers. Unsere Zeit aber ist so voll von Dichtern und Schriftstellern, daß auch in ihr ein Wegweiser nicht fehlen darf. Das Beste soll uns gerade gut genug sein. Wir haben nicht Kraft genug, um uns außerdem noch mit dem Mittelmäßigen zu belasten, wir haben nicht Zeit genug, um Irrwege zu wandern. Goethe wirft einmal die Frage auf: „Sprich, wie du dich immer wieder erneust?" und gibt drauf die Antwort: „Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust". Diese Kräfte der Erneuerung aber brauchen wir alle. Mögen sie uns auch aus den Büchern zuströmen, die uns begleiten sollen, und denen wir uns jetzt zuwenden.

## 1. Romane.

Der Begründer des neuen deutschen Romans ist Goethe. Sein Sturm- und Drangroman „Werthers Leiden", der den Roman der modernen Seele, den psychologischen Roman, geschaffen hat, lebt noch ganz in den Empfindungen des 18. Jahrhunderts. Sein zweiter großer Roman aber, der in den letzten Jahren des Jahrhunderts erscheint, mutet uns schon wie das gewaltige künstlerische Vorspiel zum 19. Jahrhundert an. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" sind der Ausgangspunkt und zugleich der immer wieder angestaunte Gipfel für die jungen welterobernden Künstler des neuen Jahrhunderts, die Romantiker. Diese erhalten hier die entscheidende Anregung, erreichen aber in ihren eigenen Dichtungen nie auch nur entfernt Goethes sichertreffende Lebensdarstellung im „Meister". Das Buch — es ist der schönste deutsche Roman, den es gibt — setzt freilich reife Menschen voraus. Dem Primaner, ja vielfach noch dem Studenten, ist es nicht zugänglich. Es ist dem letzteren zu empfehlen, daß er sich durch die Lektüre von Goethes „Wahlverwandtschaften" den Sinn für Goethes Prosadichtungen aneigne. Dem Reiferen aber enthüllt „Wilhelm Meister" die ganze Fülle seiner tiefen Lebensweisheit und künstlerischen Reize. Es ist ein Wanderroman, wie sie später so oft die Romantiker schrieben, und bringt das romantische Streben, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, sich nach allen Seiten hin zu entwickeln, ein wahrer Künstler und ein echter Mensch zu werden, so prachtvoll zum Ausdruck, wie keiner der zahlreichen romantischen Romane. Wer den „Wilhelm Meister" wirklich lieb gewonnen, der wird dann vielleicht auch zum Roman des poetischsten Dichters unter den Romantikern greifen, zu Novalis „Heinrich von Ofterdingen". Aber bei allem Reize, den der die blaue Blume suchende Heinrich auch hat, an den wandernden Wilhelm reicht er nicht hinan. Die beiden folgenden herrlichen Prosadichtungen Goethes, der auf ein Problem gestellte psychologische Roman „Wahlverwandtschaften" und die an Poesie und Weisheit unerschöpfliche Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit", fallen schon ins 19. Jahrhundert.

Es ist merkwürdig, daß die Romantiker, denen der Roman die höchste Kunstform war, und die ihren Namen danach erhielten, nicht Größeres auf diesem Gebiete geleistet haben. Immerhin bieten dem, der sich in Fühlen, Denken und Darstellen der Romantiker versetzen will, die grausigen „Elixiere des Teufels" von E. Th. A. Hoffmann treffliche Gelegenheit. Bei all dem Überspannten und Übertriebenen doch auch echte Anschauung und unerschöpfliche Phantasie! Die Romantiker entwickelten ferner den mittelalterlichen Ritterroman. Zu einer wirklichen Erneuerung des Mittelalters hatten sie nicht die Kraft, doch gehören zu den poetischsten Ritterromanen jedenfalls Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" und Hauffs „Lichtenstein". Mehr aber als alle diese führt uns in die Vergangenheit, und zwar in Nürnbergs große Tage, so daß wir mit Dürer, Fischer, Sachs und den andern Nürnberger Künstlern zusammen leben, die ganz vorzügliche Erzählung von Aug. Hagen „Norica".

Erwähnt sei hier auch der an die Romantik gemahnende Eduard Mörike, der mit seinem feinen, melancholischen, leider nicht ganz durchgearbeiteten Roman „Maler Nolten" in der Hauptsache freilich seine eigenen Wege geht.

Zu voller Entfaltung sollte der deutsche Roman erst kommen, als sich mit dem romantischen ein realistisches Moment verband. Es ist das große Verdienst Karl Immermanns, das Leben seiner Heimat, Westfalens, scharf beobachtet und geschildert zu haben. Das ist dann seinem großen satirischen Roman „Münchhausen" sehr zu gute gekommen. Und wenn heute dieser Roman um seiner weitschweifigen Wunderlichkeiten willen auch als ganzes nicht viele Freunde mehr hat, so bleibt doch der aus dem Gesamtwerk gut herauszuschälende Roman „Der Oberhof" eine reizende unveraltete Dichtung von köstlicher Frische und Bodenständigkeit.

Das Buch erschien Ende der dreißiger Jahre. Schon waren in aller Stille Dichter tätig, welche, unabhängig von Immermann, realistische Romane schufen. Der eine war Wilibald Alexis, der mit seinen Romanen aus der Geschichte Brandenburgs den Märkern ein Geschenk gegeben hat, wie sie kein anderer deutscher Stamm besitzt. Man muß etwas Geduld an die Lektüre der Alexisschen Romane heranbringen. Aber sie haben eine so kräftige Charakterisierung und geben so anschauliche Zeitbilder, daß wir sie unmöglich übergehen dürfen. Besonders zu empfehlen sind: „Die Hosen des Herrn von Bredow".

Unmittelbarer zu unserem Herzen spricht wohl der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius, unter seinem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf. Ihn müssen wir als den Schöpfer des Bauernromans feiern. Er hat eine wirkliche Kenntnis des menschlichen Herzens, vor allem aber ist seine Beherrschung der Bauernpsychologie so vollkommen, seine Schilderung der bäuerlichen Feste und Arbeiten, Anschauungen und Empfindungen so treffend, daß man Tolstoi mit ihm verglichen und ihn als Vorläufer des modernen Naturalismus bezeichnet hat. Seine künstlerische Begabung ist so kräftig und elementar, daß seine Darstellung durch erbauliche Betrachtungen wohl unterbrochen, aber nie durch die obwaltende Tendenz getrübt werden kann. Die Lektüre dieses durch und durch gesunden und in seiner Urwüchsigkeit genialen Naturalisten ist gerade unseren Zeitgenossen zu empfehlen, ganz besonders die Romane „Uli der Knecht", „Uli der Pächter" und „Geld und Geist".

Was Gotthelf auf dem Schweizer Gebiet, das hat Otto Ludwig auf dem Thüringer geleistet. Er ist lange nicht so fruchtbar wie Gotthelf, auch

nicht so derb kraftvoll, aber seine Psychologie ist vielleicht noch feiner. Die „Heitere Thei" ist fraglos einer der besten und fesselndsten deutschen Romane. Die Verbindung einer breiten, behaglichen, durch und durch echten Bauernschilderung mit einem interessanten psychologischen Problem gewährt dem Buche großen Reiz und dauernden Wert. Es ist vielleicht das liebenswürdigste Werk des gemütvollen Thüringer Dichters. Psychologisch noch minutiöser, dabei im Aufbau dramatischer ist sein zweiter großer Roman „Zwischen Himmel und Erde". Hier ist die handfeste Bauernpsychologie verlassen, das Werk spielt in einer kleinen Stadt. Mit einer fast sezierenden psychologischen Kunst geht der Dichter der Entwicklung zweier Brüder, des zu gewissenhaften und des gewissenlosen, und der verhängnisvollen Wechselwirkung, die sie auf einander ausüben, nach. Die Handlung ist überaus spannend. Mit diesem Roman sollte man die Lektüre Ludwigs beginnen.

In Gotthelf und Ludwig hat der deutsche psychologische Roman eine Höhe erreicht, die später kaum mehr überschritten ist. Auch in ihrem kräftigen Realismus sind die beiden Dichter mit einander verwandt. Ein anderes Dichterpaar knüpft dagegen stärker an die klassische Überlieferung, besonders Goethe, an und führt den Weltanschauungsroman, wie ihn uns Goethe in „Wilh. Meister" geschenkt hatte, fort. Es sind das Stifter und Keller. Adalbert Stifter hat uns im „Nachsommer" einen der feinsten und tiefsten deutschen Romane hinterlassen. Es weht durch ihn ein Hauch von Goethes Geist, von Goethes Freude an Natur und Kunst, von Goethes Tätigkeitsdrang und Lebenskunst. Dramatisches hat das Werk, wie Stifter überhaupt, freilich nicht. Und so weitschweifig ist es, daß nur der es lesen soll, dem Stifters Poesie schon aus seinen kleineren Dichtungen aufgegangen ist. Für den freilich bedeutet der „Nachsommer" einen Höhepunkt.

Einen viel weiteren Leserkreis aber schafft sich, und zwar in steigendem Maße, Gottfried Kellers „Grüner Heinrich". Der große Schweizer Dichter gibt hier, wenn auch als Wahrheit und Dichtung, seine Jugendeindrücke in so lebendiger und wundervoll anschaulicher Schilderung wieder, daß das Werk auch da wirkt, wo die ganze Tiefe seines Geistes und seiner wieder an Goethe erinnernden Sättigung mit Natur und Leben noch nicht gefaßt wird. Selbst reifere Schüler der obersten Klasse greifen mit Freuden nach diesem Buche.

Waren Gotthelf und Ludwig die Psychologen, Stifter und Keller die Weltanschauungsdichter und Naturbeobachter, so tritt uns in der literarisch so reichen Mitte des 19. Jahrhunderts ein drittes Paar entgegen, die wir als die deutschen Hausfreunde bezeichnen können. Das sind Freytag und Reuter. Gustav Freytag lebt mit seinem Hauptroman „Soll und Haben" und dem etwas schwächeren, aber auch trefflichen Seitenstück „Die verlorene Handschrift", so stark fort, daß an ihn nur erinnert zu werden braucht. In der Tat, welch erhebende Einführung in deutsche Arbeit und Tüchtigkeit und welch interessante Beleuchtung der echt germanischen Absonderung und Berührung der einzelnen Stände bietet der Roman „Soll und Haben", den unsere Knaben und Mädchen alle schon auf der Schule lesen sollen, um dann nach Jahren wieder einmal zu ihm zurückzukommen. Leider fallen „Die Ahnen" neben solcher Jugendleistung Freytags stark ab. Was Freytag mit „Soll und Haben", das ist Fritz Reuter mit „Ut mine Stromtid" gelungen: ein Lieblingsbuch der Deutschen zu schaffen. Mag das Anekdotische in „Stromtid" dazwischen auch zu üppig wuchern, die Frische

und Greifbarkeit der herrlichen Gestalten und der unverwüstliche Humor dieses Buchs sichern ihm eine dauernde Wirkung. Unserer Jugend aber sollen wir zeitig das Plattdeutsche lieb und vertraut machen und sie nicht vergessen lassen, daß einst auch in den baltischen Provinzen platt geredet worden ist. Von den andern Prosawerken Reuters ist besonders das als Selbstbiographie so interessante Werk „Ut mine Festungstid" zu empfehlen.

So reich die literarische Produktion der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre auch ist, wir können sie als ganzes doch zusammenfassen und mit dem Namen des „Realismus" bezeichnen. Auch Wilhelm Raabes Jugendarbeiten gehören hierher, unter denen „Die Chronik der Sperlingsgasse" und „Der Hungerpastor" unvergessen bleiben sollen, da der gemüt- und humorvolle Dichter in ihnen noch nicht die Breite seines Alters hat. Endlich muß Josef Viktor v. Scheffel mit dem poetischen „Ekkehard" hier genannt werden. Als historischer Roman, als Bild aus dem Kloster- und Burgleben des 10. Jahrhunderts, weist er ja freilich in eine andere Richtung. Aber in der treffenden Charakterisierung der Gestalten sowohl wie der Zeitströmungen berührt er sich mit all den besprochenen realistischen Romanen.

Leider standen die historischen Romane, die der „Ekkehard" in den siebziger und achtziger Jahren im Gefolge hatte, nicht auf der Höhe. Ebers, Wolff, Baumbach u. a. sind denn heute auch mit Recht so gut wie vergessen. F. Dahns „Kampf um Rom" vermag als Einführung in den großartigen Gotenkampf unsere Jugend noch zu fesseln, freilich durch eine grobe Technik, was der Gereiftere bald erkennt. Als Jugendschrift aber wollen wir das Werk doch nicht missen. Im ganzen läßt sich sagen, daß wer von den Romandichtern der siebziger und achtziger Jahre Schönes schafft, in einer Beziehuug zu den bedeutenden Realisten aus der Mitte des Jahrhunderts steht. Das gilt vor allem von Ludwig Anzengruber, dessen vortreffliche Romane aus dem oberösterreichischen Bauernleben, „Der Sternsteinhof" und „Der Schandfleck", einen Meister psychologischer Dichtung zeigen. Auch Marie von Ebner-Eschenbach hat etwas Herbes und Realistisches, nur verbunden mit einer sieghaft idealistischen Weltanschauung. Besonders packend tritt ihre Erzählungskunst zu Tage in ihrem schönsten Roman „Das Gemeindekind". Eine andere Dichterin dieses Zeitraums, Luise v. François, verdient mehr Beachtung, als ihr heute zuteil wird. Ihre „letzte Reckenburgerin" ist von solcher Plastik, daß sie zum Teil unvergeßliche Eindrücke vermittelt. Ferner ist hier unser Landsmann Theodor Hermann Pantenius zu nennen. Wenn in seinen Jugendromanen, z. B. „Wilhelm Wolfschild", „Allein und frei", die übrigens das kurländische Leben auf das treffendste schildern, der Dichter sich auch noch manche Willkür erlaubt, so arbeitet er sich in seinem Hauptwerke „Die von Kelles" zu einem fast großen Stile durch. Dieses ausgezeichnete Buch hat für den Balten ein besonderes Interesse. Es bringt den schrecklichen Leichtsinn und den ganzen Graus einer alten Vergangenheit zur Darstellung, aber zeigt auch den tapferen, gastfreien und noblen Sinn unserer Ahnen. Es ist eines der wenigen Stücke echt baltischer Heimatkunst. Zu solcher Kunst muß auch der kurländische Roman „Die Bandomire" von Heinrich Laube gezählt werden. Es ist sehr unrecht, daß diese glänzende Schilderung des kurischen Adelslebens aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die sich mit einer fesselnd dramatischen Erzählung verbindet, nicht schon längst den Weg in alle baltischen Häuser gefunden hat.

Was Pantenius für die deutschen Balten, das hat ein Größerer für einen

bedeutenderen deutschen Stamm geleistet: Theodor Fontane für die Märker. Fontane ist ein moderner Alexis. Gleich sein erster großer Roman „Vor dem Sturm" zeigt ihn auf der Höhe. Man lasse sich durch die Weitschweifigkeit des Anfangs nicht abschrecken. Das Buch ist doch eine ausgezeichnete Einführung in den gewitterschwangeren Winter 1812/13 und das Verhalten des märkischen Adels zu der Zeit. Die späteren Werke Fontanes sind moderner und leichter in der Technik, erreichen aber das erste kaum an Gehalt und Gemütstiefe. Manche seiner Romane haben mehr Novellencharakter. Besonders zu empfehlen sind: „Stine", „Irrungen Wirrungen", „Der Stechlin".

Fontane ist dann von den Jüngsten auf den Schild erhoben worden. Zugleich haben Zolas Experimentalroman und der Naturalismus eines Dostojewski und Tolstoi stark eingewirkt. So hat der moderne deutsche Roman, der im Gegensatz zu dem konventionellen historischen Roman der siebziger Jahre entstanden ist, außer dem ausländischen Einfluß doch auch, namentlich durch Fontane, den Zusammenhang mit den Realisten der Mitte des Jahrhunderts gewonnen. Auch an Lokalkolorit fehlt es dem modernen Roman nicht. Weniger zeigt sich dieses noch in den Werken des Ostpreußen Hermann Sudermann, der neben manchem Unbedeutenden den sehr fesselnden und lesenswerten Roman „Frau Sorge" geschrieben hat. Durchaus tritt das lokale Moment hervor bei Georg von Ompteda, dessen Schilderungen deutschen Adels um 1900 uns sowohl auf das einsame Landgut als in die Großstadt einführen. Sehr zu empfehlen sind seine Romane „Eysen" und „Cäcilie von Sarryn". Wilhelm von Polenz stellt uns unerbittlich und erschütternd Kampf und Niederlage des Kleingrundbesitzers im „Büttnerbauer" dar.

Helene Böhlau hatte uns schon mit ihren „Ratsmädel- und Altweimarischen Geschichten" in ihre weimarische Heimat geführt. Später folgte der lesenswerte Roman „Rangierbahnhof". Clara Viebig ist Rheinländerin, und trefflich gelingt es ihr, das leichte Rheinländerblut zu schildern. Am schönsten gewiß in dem nicht genug zu empfehlenden Romane „Die Wacht am Rhein". Der große geschichtliche Hintergrund, die famose Charakterisierung der Gestalten und die feine Darstellung deutscher Stammeseigentümlichkeiten machen dieses gemütvolle, spannend geschriebene Buch zu einer gesunden Kost für jung und alt.

Auch einer der Allerjüngsten, der talentvolle Thomas Mann, bietet Heimatkunst. Mit vollem Recht hat er sich durch seine „Buddenbrooks" einen großen Namen gemacht. Hier atmen wir Lübecker Patrizierluft, nur dazwischen schneit ein Süddeutscher zu lebensvollem Kontraste hinein. Das traurige Thema des Buches, der Verfall einer Familie, wie wir ihn durch das Bekanntwerden mit vier Generationen erleben, wird nicht bloß mit einer geradezu verblüffenden Naturwahrheit, sondern auch mit einer gewissen Großzügigkeit behandelt. Beim Lesen des Buches hat man den Eindruck, die Deutschen hätten ihren Zola gefunden. Der Roman „Königliche Hoheit" steht nicht auf der Höhe der „Buddenbrooks". Aber auch er ist fesselnd und geistvoll geschrieben, so daß man ihn mit großem Vergnügen liest.

Alles in allem muß man sagen, daß die realistische, zum Teil sogar die naturalistische Richtung der Neuzeit neben manchem Ausschweifenden doch bedeutende und charakteristische Schöpfungen der Heimatkunst hervorgebracht hat, wie die obigen Beispiele beweisen. Begreiflich ist es, daß die Übertreibungen, an denen es wahrlich nicht gefehlt hat, eine Reaktion hervorriefen. So steht

denn auch im Roman neben dem modern realistischen der modern-romantische. Freilich nur vereinzelt. Einer der poetischsten dieser neuromantischen Romane ist der von Ricarda Huch „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren". Aber er hat etwas Ungesundes und auch künstlerisch nicht voll Befriedigendes.

Ohne Zweifel hat ebenfalls der vielgenannte Gustav Frenssen ein romantisches Moment. Nur verbindet es sich mit realistischer Darstellung und Lokalkolorit. Der gewaltige Erfolg von „Jörn Uhl" machte dann auch den früheren Roman „Die drei Getreuen" berühmt. Übertrieben hat man ihre Bedeutung. Aber eine positive Weltanschauung, ein bilderreicher anschaulicher Stil und Charakterisierungskunst zeichnen die Bücher aus. Die Gefahr der Manier, der ungeordneten Komposition und einer etwas absichtlichen, gesund sein sollenden Sinnlichkeit liegt freilich vor. Noch mehr in „Hilligenlei".

Wendet sich dieser Roman in seinem Schlußabschnitt dem Leben Jesu zu, so hat Gerhart Hauptmann mit seinem „Narren in Christo" ebenfalls das religiöse Gebiet betreten, indem er mit großer Gestaltungskraft einen religiösen Wahn behandelt, der wegen seines lauteren und guten Vertreters doch nicht abstoßend wirkt, sondern zu tiefem Nachdenken reizt. Hauptmanns Buch sei denen warm empfohlen, die von religiös-psychologischen und -pathologischen Problemen gepackt werden.

Eine eigenartige Verbindung intensiven Naturgefühls und realistischer Darstellungskunst findet sich bei Hermann Hesse. Eine feine Poesie durchzieht seinen „Peter Camenzind." „Unterm Rad" schildert ergreifend das Leben eines Jungen. Unter den modernen Schweizern sei Ernst Zahn, der bekannte Bahnhofrestaurateur aus Göschenen, empfohlen, besonders sein „Albin Indergand". Das Buch zeichnet sich aus durch Frische, Schlichtheit und edle Erzählungskunst.

Unter den österreichischen Erzählern unserer Zeit steht eine Frau ganz an der Spitze: Enrica von Handel-Mazzetti. Sie führt mit Vorliebe in die blutige Zeit der Gegenreformation, und zwar mit so wuchtiger Darstellung, so verblüffender Beherrschung der Volkssprache, daß sie den Leser ganz in ihren Bann zwingt. Das trifft vor allem im Roman „Jesse und Maria" ein, aber auch in der „Armen Margaret." Ferner sei Georg Hermann genannt, mit seiner feinen Schilderung jüdischen Milieus, in der doch ein tiefes Verständnis für allgemein menschliche Probleme nicht fehlt: „Jettchen Geberts Geschichte".

Endlich kann ein so bedeutsames Buch wie „Helmut Harringa" von Hermann Popert an dieser Stelle nicht übergangen werden. Es behandelt eine der brennendsten Zeitfragen in so fesselnder und erhebender Weise, daß es nicht lediglich unter die ästhetische Lupe genommen werden darf. Wo es warme, kräftig empfindende Herzen findet, da wird es eine wichtige Botschaft ausrichten.

### 2. Novellen, Erzählungen und Märchen.

Auch die deutsche Novelle geht auf Anregungen und Anfänge Goethes zurück. Die haben auf die Romantik eingewirkt, und so gilt Tieck als Schöpfer der deutschen Novelle. Seine zahlreichen Novellen, die eine entschiedene Verwandtschaft mit dem Märchen zeigen, interessieren uns heute nicht sehr. Unter Tiecks Einwirkung ist aber nicht bloß eine Fülle romantischen Wustes, sondern auch eine Reihe sehr poetischer Novellen entstanden, die mehr oder weniger

mit dem Märchen verwandt sind und schon durch diese Eigenheit einen Einblick in die romantische Empfindungswelt gewähren. Diese Blüten der romantischen Novelle sind von einem zarten poetischen Dufte. So vor allem Fouqués „Undine", Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl," Chamissos „Peter Schlemihl", Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Aber die Romantiker sind nicht bloß die Schöpfer der Märchennovelle, sondern eifrige Pfleger des Märchens selbst. Die größte Tat auf diesem Gebiete haben Jakob und Wilhelm Grimm getan durch die Sammlung der herrlichen „Kinder- und Volksmärchen", die wahrlich nicht bloß in die Kinderstube gehören. Auch das Kunstmärchen haben die Romantiker gepflegt. So Tieck und Brentano. Die reizendste Dichtung von E. Th. A. Hoffmann ist ein Märchen, das jedermann lesen sollte: „Nußknacker und Mausekönig". Es übertrifft an Erzählungskunst noch den „goldenen Topf", ja auch seine besten durchaus zu empfehlenden Novellen: „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", Das Fräulein v. Scuderi", „das Majorat", „das öde Haus" u. a.

Novelle und Märchen berühren sich eben in der Romantik aufs engste. Auch die Novellen Hauffs, dessen Märchen allbekannt sind, haben den romantisch märchenhaften Charakter. Endlich treten sich in einem Dichter wie Mörike Novelle und Märchen nahe. Unter den Märchen des letzteren ist besonders die „Historie von der schönen Lau" hervorzuheben.

Heinrich von Kleist, der romantisch so stark beeinflußte geniale Dichter, hat die romantische Märchennovelle verlassen. Er faßt die Wirklichkeit viel schärfer ins Auge, und ihn interessiert meist ein ganz besonderer Zug der Seele, eine einzelne Frage. So legt er den Grund zu der Problemnovelle. Das bedeutendste Beispiel ist der immer aufs neue zu preisende „Michael Kohlhaas". Aber auch alle seine andern durchweg künstlerischen Novellen verdienen eine viel größere Beachtung, als sie gewöhnlich vorliegt; z. B. „die Verlobung auf St. Domingo", „die Marquise v. O." u. a.

Zur Entfaltung ist dann die Problemnovelle, wie das begreiflich ist, durch die Realisten aus der Mitte des Jahrhunderts gekommen. Weniger noch durch Gotthelf, dessen „Elsi, die seltsame Magd" nicht zu übersehen ist. Mehr dafür getan hat Ludwig, dessen „Aus dem Regen in die Traufe" ein geradezu reizendes Widerspiel zur „Heiterethei" ist, voll Humor und feiner psychologischer Einzelheiten. Ludwigs „Maria" zeigt, wie ein wahrer Dichter ein heikles Problem behandelt. Zur Entwicklung der Problemnovelle haben auch Stifter und Keller beigetragen. Wer Stifter noch nicht kennt, sollte gerade mit seinen „Studien", das sind Novellen, beginnen, unter denen „Brigitta", „die Narrenburg", „der Hagestolz" ganz besonders hervorragen. Nach den Studien kämen die „Bunten Steine" an die Reihe. Hier zeigt sich Stifter so ganz als Idylliker, die Freude an der Naturschilderung tritt hervor, und der Dichter entwickelt darin eine solche Meisterschaft, daß man Turgenjew zum Vergleiche herangezogen hat. Stifters „Bergkrystall" gehört zu den Höhepunkten deutscher Erzählungskunst. Lebhafter, reicher und knapper in der Erzählung als Stifter ist Keller. Seine Novellen finden sich in den zwei köstlichen Bänden der „Leute von Seldwyla", unter denen „Romeo und Julia auf dem Dorfe" vielleicht die schönste deutsche Novelle ist. Dazu „Züricher Novellen", worunter das herrliche „Fähnlein der sieben Aufrechten". Endlich ist auch der Band mit den „sieben Legenden"

und dem „Sinngedicht“ nicht zu vergessen. Die unerschöpflichen, oft sehr komischen Einfälle, die reiche und behagliche Ausdrucksweise, die immer neuen eigenartigen Gestalten und die tiefen Probleme in all diesen Novellen und Erzählungen mag jeder selber suchen und finden. Unter den Kennern gilt der „Meister Gottfried“ für einen der größten deutschen Dichter. Möge diesem Ruhme auch seine wirkliche Einbürgerung in unserer Mitte in einem etwas schnelleren Tempo folgen! Zu den feinen Dichtern von Problemnovellen ist auch Melchior Meyr zu zählen, dem ebenfalls ein weiterer Leserkreis zu wünschen ist. In seiner ungekünstelten fesselnden Darstellung des Bauernlebens erinnert er an Ludwig. Von Meyrs Novellen sind besonders schön gelungen: „der Sieg des Schwachen“, „Regine“, „die Lehrersbraut“. Endlich muß Paul Heyse hier genannt werden. Er reicht freilich weder hinan an die poetische Zartheit und Eigenart Stifters, noch an den Reichtum und die Gestaltungskraft Kellers. Es ist deshalb unrecht, Heyse den Meister der Novelle zu nennen. Aber das ist richtig, daß er diese Kunstart beherrscht und namentlich in seiner Jugend manche Kabinettstücke geschaffen, wie „L'Arrabbiata“ und „Andrea Delphin“.

Schon manche Sachen Stifters, dessen Studien zum Teil Problemnovellen sind, weisen noch in eine andere Richtung und nähern sich der Stimmnugsnovelle. Eine der kostbarsten Perlen auf diesem Gebiete verdanken wir Franz Grillparzer, dessen reizende und von Stimmung gesättigte Novelle „Der arme Spielmann“ niemand fremd bleiben dürfte. Auch Mörike hat mit seinem fein charakterisierten „Mozart auf der Reise nach Prag“ eine Stimmungsnovelle ersten Ranges geschaffen. Es war niemand berufener dazu, den naiven Mozart zu zeichnen als der naive Mörike! Der eigentliche Meister aber auf dem Gebiete der Stimmungsnovelle ist Theodor Storm. Von dem jugendlich-romantischen „Immensee“ an bis zu den tragisch erschütternden Stücken seiner letzten Periode „Aquis submersus“ und „Schimmelreiter“ bleibt Storm stets ein durch und durch poetischer Stimmungskünstler. Meist ist er melancholisch, aber in dem entzückenden „Pole Poppenspäler“ findet er auch heitere naive Töne. Storm sei hier mit dem ganzen Reichtum seiner Novellen warm empfohlen.

Es könnte befremden, daß von der historischen Novelle noch gar nicht die Rede gewesen ist. Doch entwickelt sich diese erst spät, die Romantik hat sie nicht zur Reife gebracht. Lesenswert sind W. H. Riehls „Kulturgeschichtliche Novellen“, auch Raabes „Else von der Tanne“, Wilh. Jensens „Karin von Schweden“. Ihren Meister findet die historische Novelle erst in Conrad Ferdinand Meyer. Dieser hat die Kraft, die dazu gehört, eine entschwundene Zeit neu zu beleben. Namentlich sind es wilde Zeiten mit kraftvollen Naturen, die er darzustellen versteht. So finstere Zeiten des englischen Mittelalters im „Heiligen“, die Zeit Dantes in der „Hochzeit des Mönchs“, die Zeit des 30-jährigen Krieges in „Gustav Adolf und sein Page“, oder Ludwigs XIV. in den „Leiden eines Knaben“. Ganz besonders liegt ihm die italienische Renaissance mit ihren sinnlichen, herrschsüchtigen Kraftnaturen und dem ästhetischen Zuge. „Die Versuchung des Pescara“ ist des ein Zeugnis. In all seinen Novellen bleibt Meyer der feine, beinahe raffiniert bewußt schaffende Künstler, der über starke malerische Wirkungen verfügt.

Das große Jahr 1870/71 hatte in Meyer die Entscheidung für das Germanentum zum Durchbruch kommen lassen. Das Jahr brachte noch zwei

andre literarisch wertvolle Gaben: die „Träumereien an französischen Kaminen“, reizend poetische und sinnige Märlein des vor dem eingeschlossenen Paris zu Untätigkeit verurteilten Dr. R. v. Volkmann-Leander. Diese Märchen haben ihren Wert und ihre Anziehungskraft auf Kinder wie Erwachsene bis heute nicht eingebüßt. Eine zweite sehr andersartige, aber nicht minder wertvolle Gabe jener Zeit sind die „Kriegsnovellen“ Detlev von Liliencrons, der sowohl 1866 als auch 1870/71 mitgefochten hat. Die Kriegsnovellen bieten naturalistische Kunst. Sie schildern den Krieg nicht nach seiner Entstehung, nach der Stimmung im Lande, nach seinen Wirkungen, sondern nach den einzelnen Vorgängen in der Schlacht. Es sind die lebhaftesten Schlachtenschilderungen, die wirklich etwas Neues und Bedeutsames in unsre Literatur hineingebracht haben. Wir können ihre Einführung als die Schöpfung der Zustandsnovelle bezeichnen.

Fragt man endlich, wo bei den Deutschen der Humor in Erzählung und Novelle steckt, so müssen wir zunächst auf das köstliche, unveraltete „Schatzkästlein“ Johann Peter Hebels, sodann auf Ludwig und Keller verweisen. Auch Freytag, Gotthelf und Stifter sind nicht ohne Humor. Man lese z. B. des letzteren „Waldsteig“ oder den „Frommen Spruch“. Der eigentliche deutsche Humorist ist Fritz Reuter, er verdient auch mit seinen kleineren Sachen Beachtung. Wer sich in sein Platt noch nicht gleich hineinlesen kann, dem bieten die meist hochdeutsch beschriebenen „Abenteuer des Entspekter Bräsig“ in „Schurr-Murr“ den erwünschten Übergang. Neben Reuter ist Peter Rosegger zu nennen. Er hat unendlich viel geschrieben, auch große Romane, diese mit weniger Glück. Als gemütvoller, humoristischer Erzähler kleiner Episoden aber ist er unübertrefflich. Und wie baut sich uns durch die Reihe kleiner unscheinbarer Erzählungen nach und nach das Bild seines Elternhauses und seiner Umgebung, ja ein gut Stück katholisch-österreichischen Bauernlebens auf. Es empfiehlt sich zuerst nach der sehr geschickten Zusammenstellung aus Roseggers Werken zu greifen: „Als ich noch der Waldbauernbub war“ und sich so in Rosegger einzuleben. Endlich können Wildenbruchs allerdings sehr harmlose „Humoresken“ genannt werden, in denen sich der Dichter als liebenswürdiger Erzähler zeigt, was er noch mehr in den „Kindertränen“, im ernsten „Neid“ und vor allem in dem rührenden „edlen Blut“ ist.

An die Spitze der modernen Novellendichter dürfte Ferdinand von Saar zu stellen sein. Seine zwei Bände „Novellen aus Österreich“ gewähren einen reinen Genuß. Ein gesunder Realismus kennzeichnet seine Problemnovellen. Ein anderer Österreicher, Rudolf Hans Bartsch, hat uns neben manchem Minderwertigen auch ein reizendes Büchlein geschenkt, in das seine etwas gezierte Art gut paßt, da es sich um den Stil eines gezierten Zeitalters handelt: „Vom sterbenden Rokoko.“ In dieselbe Zeit führt eine interessante Kriminalgeschichte, die einen historisch bedeutsamen, oft genannten und doch nur wenig gekannten Vorgang spannend erzählt; es ist „die Halsbandgeschichte“ von Wilhelm Schäfer. Von Wilh. Fischer sei „das Licht im Elendhause“, vom feinsinnigen Herm. Hesse der Novellenband „Diesseits“ empfohlen. Endlich sei auf künstlerisch wertvolle Skizzen hingewiesen, nämlich Karl Schönherr „Aus meinem Merkbuch“, Ludwig Thoma „Hochzeit“; Ernst Zahn „Helden des Alltags“, Wilh. Speck „Joggeli.“

Unter den baltischen Novellendichtern sei die Aufmerksamkeit vor allem

auf einen gelenkt, den Grafen E. v. Keyserling, dessen Seelenschilderungen bisweilen eine fast unheimliche Deutlichkeit gewinnen. So in den „schwülen Tagen". Auch die zwei Bändchen Karl v. Freymanns „Pupa und anderes", „Aus verlorenem Winkel" sind wert, nicht vergessen zu werden.

Zum Schluß gestatte man, unsere Betrachtung des Romans, der Novelle, kurz der erzählenden Prosa überhaupt, in drei scherzhaft klingende, aber sehr ernst gemeinte Ratschläge zusammenzufassen.

Der erste Rat lautet: Wirf allen Schund fort und lies Goethes vier große Werke: Werther, Wilh. Meister, Wahlverwandschaften, Dichtung und Wahrheit; diese aber immer wieder, so daß sie deine guten Freunde werden.

Der zweite Rat lautet: Wirf allen Schund fort und lies die vier großen Erzähler des 19. Jahrhunderts: Gotthelf, Ludwig, Stifter und Keller; diese aber immer wieder, so daß sie deine guten Freunde werden.

Der dritte Rat lautet: Wirf allen Schund fort und verfolge den Weltanschauungs-, den psychologischen, den historischen Roman, die Märchen-, die Problem-, die Stimmungs-, die historische Novelle nach einem literarischen Führer; und zu den Dichtern, die dir besonders gefallen haben, kehre zurück, so daß sie deine guten Freunde werden.

### 3. Gedichte.

Die Lyrik des 19. Jahrhunderts entwickelt sich, ähnlich wie Roman und Novelle, auf einem doppelten Grunde, nämlich auf dem Grunde Goethes und der Romantik. Es kann nun nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, die ganze Fülle bedeutender Lyriker und Balladendichter des 19. Jahrhnnderts zu besprechen, vielmehr sollen nur die Hauptspitzen und die besten Sammlungen genannt werden. Der unerreichte Balladendichter des 19. Jahrhunderts ist Ludwig Uhland, zu dem man immer wieder zurückkehren soll. Seine bedeutenden Nachfolger auf diesem Gebiete sind Heine, Mörike, C. F. Meyer, Fontane, Liliencron. Unter den allerneuesten wäre B. von Münchhausen zu nennen. Als die ersten Lyriker des Jahrhunderts stehen Eichendorff und Mörike da. Ihnen zur Seite treten Hölderlin, Novalis, Uhland, Brentano, Chamisso, Rückert, W. Müller, Annette von Droste-Hülshoff, Heine, Lenau, Klaus Groth, Hebbel, G. Keller, Storm, Geibel, C. F. Meyer. Aus neuester Zeit kommen Liliencron, Falke, Flaischlen, Dehmel u. a. in Betracht. Unter all diesen vielen wird jeder seine Lieblinge haben, die er vollständig besitzen will, einzelne sollten freilich in jedem gebildeten deutschen Hause zu finden sein: so Eichendorffs und Mörikes, womöglich Storms Gedichte, auch Heines „Buch der Lieder", Meyers „Huttens letzte Tage". Die Kenntnis der andern wird man sich durch Gedichtsammlungen, deren es jetzt so ausgezeichnete und wohlfeile gibt, verschaffen und immer wieder auffrischen. Unter den Sammlungen bildet die von Echtermeyer immer noch das schönste Geschenk, das man unserer Jugend machen kann. Der „Balladenborn" hat den Vorzug Bilder zu besitzen. Das „Balladenbuch" von Avenarius ist ein prachtvoller Schatz für jung und alt. Für den Freund der Lyrik ist durch Vespers „Ernte aus 8 Jahrhunderten" und durch Avenarius „Hausbuch deutscher Lyrik" trefflich gesorgt. Eines dieser Bücher mindestens sollte in jedem Hause vorhanden sein. Wer Sinn für altmodische Poesie hat, wird sich an Wustmanns Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm", höchlich erfreuen.

Für die Sammlung von Volksliedern, die Herder so prachtvoll einleitete, haben ja dann die Romantiker Brentano und Arnim die entscheidende Tat mit „des Knaben Wunderhorn" getan. Diese berühmte Sammlung ist aber heute doch nur für wenige genießbar, man wähle daher lieber die neuerdings von Stierling veröffentlichte Volksliedersammlung: „von rosen ein krentzelein". Sie ist reichhaltig und geschmackvoll. Oder den prächtigen „Lindenbaum", herausg. von H. Hesse, E. Strauß, L. Thoma. Das vom Deutschen Verein in Livland herausgegebene „Deutsche Volksliederbuch" und der dazugehörige „Melodieenschatz" finden sich hoffentlich schon in jedem deutsch-baltischen Hause und verbreiten sich auch über die Deutschen im Innern des Reichs. Wir können in der Pflege des deutschen Volksliedes nicht fleißig genug sein, dazu gehört aber auch die Kenntnis der Texte. Für die deutsch-patriotische Lyrik braucht eine besondere Sammlung nicht genannt zu werden. Die bedeutenden Sänger der Freiheitskriege Arndt, Körner, Schenkendorf wird man in den großen Sammlungen suchen, Körners „Leier und Schwert" freilich besitzen wollen; die patriotische Lyrik von 1870/71 erreicht die ältere an Bedeutung nicht. Der Humor in Gedichten ist nicht sehr stark vertreten. Man wird sich daher an Hebels „Alemannischen Gedichten", an Reuters Erstlingswerk „Läuschen un Rimels", mit dem der geplagte Privatlehrer endlich sein Glück machte, sowie an „Hanne Nüte" freuen, ferner an Scheffels „Gaudeamus" und seinem „Trompeter von Säkkingen". Desgleichen an Bodenstedts „Liedern des Mirza-Schaffy". Hier ist auch der Platz Wilhelm Buschs zu gedenken, dessen Situationskomik ja freilich nicht so hoch steht, wie manche wollen, dessen Beobachtung und Ausdrucksfähigkeit aber doch erfrischend sind.

Ein ganz eigenartiges Talent ist der Schweizer Dichter Karl Spitteler, ausgezeichnet durch Sprachgewalt, Tiefsinn und Geist. Was er bietet, ist aber schwere Kost, und nur ein sehr ernster und geduldiger Leser wird seinen „Olympischen Frühling" bewältigen können. Viel zugänglicher sind die Weltanschauungsdichtungen eines anderen Schweizers, J. V. Widmann, dessen Bedeutung lange nicht genug gewürdigt wird. Welch tiefer Gehalt bei geistreich glänzender Form in der „Maikäfer-Komödie" oder in der Dichtung „Der Heilige und die Tiere"! Die letztere ist besonders zu empfehlen. Freilich erwarte man nicht eine Lösung der schweren Welträtsel; nicht in der Lösung, sondern in der feinen Empfindung derselben liegt Widmanns Stärke.

Was endlich die baltische Lyrik betrifft, so sind wir da wohl noch auf einige Zeit hinaus an Grotthuß „Baltisches Dichterbuch" gewiesen. Daneben verdient die Sammlung „Unsre Heimat" Sympathie und Beachtung. Unter den baltischen Lyrikern wären hervorzuheben Fircks, Hunnius, Schroeder, M. v. Stern, O. v. Schilling.

## 4. Dramen.

Neben den größten deutschen Dramatiker, Schiller, dessen letzte Dramen schon ins 19. Jahrhundert fallen, und neben den tiefsinnigen Schöpfer des „Faust", dessen zweiter Teil erst 1832 erschien, hat das Jahrhundert zwei scharf charakterisierende und dramatisch hochbegabte Dichter gestellt, die Schiller an Volkstümlichkeit und Wirkungsweite, Goethe an Größe und Gedankenreichtum natürlich nicht erreichen, die aber in unser gebildetes Publikum doch noch viel tiefer dringen sollten, als sie bis jetzt gedrungen sind: Kleist und Grillparzer.

Kleist bietet im „Zerbrochenen Kruge“ eines der wenigen deutschen Lustspiele großen Stiles, im „Käthchen von Heilbronn“ eines der besten Dramen der Romantik mit einem der tiefsten Probleme des weiblichen Herzens. Seine „Hermannsschlacht“ gehört zu den seltenen patriotischen Stücken von hoher Kunst, der „Prinz von Homburg“ endlich zeigt den Dichter auf klassischer Höhe. Die Entwicklung des Dichters stellt ein prachtvolles Aufwärts mit dem jähesten Abschluß dar. Anders Grillparzer. Auch er entwickelt sich rasch. In der „Ahnfrau“ ist er noch Romantiker, aber ein trotz aller Absonderlichkeiten wirklich poetischer. Bereits ein Jahr darauf findet er in „Sappho“ seinen klassischen Stil, die große Trilogie „Das goldene Vließ“ zeigt ihn wieder gewaltsamer. Die beiden letzteren Dramen muten in ihren Problemen schon fast modern an. Bald zeigt sich der Dichter auch als Meister des großen historischen Dramas, wie „König Ottokars Glück und Ende“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“ beweisen. Mit alledem ist schon ein gewaltiger Schaffenskreis umschrieben. Doch pflegt man heute erst dem nun folgenden Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ die Palme zu geben. Es ist eine der wenigen reinen Liebestragödien hohen Stiles. „Der Traum ein Leben“ ist die spannendste Behandlung des Traumes in der Dichtung. Das Lustspiel „Weh dem, der lügt!“, das heute sehr anerkannt wird, ist das Werk, das seiner Zeit in Wien mit Lärm durchfiel und den empfindlichen Dichter in seine Stube bannte, wo er alle noch entstehenden Stücke, die freilich nicht mehr die Frische der Jugend aufweisen, grollend in sein Pult schloß.

Neben der Kraft eines Kleist, der Stimmung eines Grillparzer, der dramatischen Begabung und den interessanten Problemen beider ist es nicht so leicht aufzukommen. Zu seiner Zeit stellte freilich Karl Gutzkow beide in Schatten, aber heute denkt man darüber sehr anders. Immerhin sollte man „Uriel Acosta“ als charakteristisches Drama der Jungdeutschen in den dreißiger und vierziger Jahren, und „Zopf und Schwert“, als gutes Bild der Zeit Friedrich Wilhelm I., lesen. Zu eigenartiger Entfaltung kommt das deutsche Drama dann durch den Realismus aus der Mitte des Jahrhunderts. Ludwig wird mit einem Schlage berühmt durch den „Erbförster“, eine der packendsten Familientragödien der deutschen Literatur. In den „Makkabäern“ schafft er dann eine großzügige historische Tragödie. Der eigentliche Dramatiker dieses Zeitraums ist Friedrich Hebbel. Man liebt es, ihn heute den Größten zur Seite zu stellen, und schreckt selbst vor einem gelegentlichen Vergleiche mit Shakespeare nicht zurück. Dem gegenüber wird man mit der Zeit zu einem besonneneren und abgemesseneren Urteile über ihn kommen. Hebbel ist neben den Größten gar nicht zu nennen, erreicht auch die poetische Bedeutung eines Kleist und Grillparzer nicht. Aber einer der ersten Dramatiker des Jahrhunderts ist er. Seine dramatische Kraft uud seine grüblerische Tiefe sind nicht zu verkennen, und namentlich werden Freunde Ibsens zu diesem Vorläufer des geistreichen Norwegers greifen müssen. Überhaupt sei seine Lektüre zu selbständiger Urteilsbildung jedem Reiferen sehr empfohlen. In Hebbels Jugend beschäftigt ihn besonders das Problem der Keuschheit, so in „Judith“ und in „Maria Magdalena“, dem ersten modernrealistischen Schauspiel. Später verbindet sich dies Problem mit dem der Sitte, und es entsteht das historische Trauerspiel „Agnes Bernauer“ und das originellste von allen Stücken des Dichters „Gyges und sein Ring“. Das reifste und schönste, das eigentliche Meisterstück, sind seine „Nibelungen“.

Unter den vielen Bearbeitungen des Nibelungenstoffes ist dieses Werk das hervorragendste, soweit — das Wort reicht. Die eigentlichen Wunderdinge aber verrichtet zur Wiederbelebung einer versunkenen Heldenwelt ein anderes Ausdrucksmittel, die Musik. In glücklicherer Lage bei Bearbeitung des Nibelungenstoffes als Hebbel war daher Richard Wagner, da ihm die gewaltige Tonwelt zur Verfügung stand. Ihr haben wir es zu verdanken, wenn Siegfried dauernd auf unseren Brettern lebt. Es kann hier auf die Entwickelung des großen Dramatikers und Vollenders der Romantik nicht eingegangen werden, nur der Wunsch sei ausgesprochen, daß doch endlich einmal eine gründliche Lektüre der Wagnerschen Dramen vom „Fliegenden Holländer" an bis zum „Parsifal" nach vernünftigen Ausgaben unter uns allgemein werden und dadurch eine wichtige Vorbedinguug für das Verständnis Wagners auf der Bühne erfüllt werden möge.

Nach den Dramen aus der Mitte des Jahrhunderts, unter denen Freytags treffliches Lustspiel „die Journalisten", sowie Paul Heyses Schauspiele „Colberg" und „Hans Lange" noch empfohlen seien, tritt eine bedauerliche Ebbe an guten Schauspielen ein. In den schwächlichen siebziger und achtziger Jahren bedeutet Ernst v. Wildenbruch noch einen Höhepunkt. Ihm fehlt die Geduld und vor allem die Größe, um ein historisches Drama hohen Stiles, an das er sich so gerne macht, zu schaffen. Aber er hat Leidenschaft, eine straffe, spannende Handlung und ein wenig Charakterisierungskunst. Namentlich unsere Jugend kann durch ihn in manche historische Persönlichkeit gut eingeführt werden. Von seinen Dramen sind hervorzuheben: „Christoph Marlowe", „Die Quitzows", „Heinrich und Heinrichs Geschlecht". Bedeutender aber auf dramatischem Gebiet ist Wildenbruchs Zeitgenosse Anzengruber. Sowohl die ernsten Volksstücke wie der „Pfarrer von Kirchfeld" und der „Meineidbauer" als auch die heiteren Volkskomödien, die „Kreuzelschreiber" und der „G'wissenswurm", stellen das österreichische Volksleben in so urwüchsiger Weise dar, daß sie sich immer mehr Bahn gebrochen haben und unsere lebhafte Beachtung verdienen. Auch Roseggers volkstümliches Drama „Am Tage des Gerichts" kann empfohlen werden. Mit dem Volksstück hat Anzengruber etwas Neues und Wertvolles geschaffen, zugleich dem naturalistischen Drama, das am Ende der achtziger Jahre aufkommt, den Boden bereitet. Die Schwächen und Extravaganzen der naturalistischen Dramatiker seien hier völlig mit Schweigen übergangen. Zu den besseren Sachen dieser Richtung gehören Max Halbes „Jugend" und Artur Schnitzlers „Liebelei", die man als charakteristisch immerhin lesen kann. Desgleichen ein paar Milieustücke von Sudermann, etwa „Ehre" und „Heimat". Der Einakter „Fritzchen", wohl Sudermanns bestes Drama, ist psychologisch und dramatisch fein. Eine ernstlichere Beachtung aber verdient Gerhart Hauptmann. Seine Stärke ist die Kunst lebhaftester Charakterisierung. Es gibt vielleicht nicht viele deutsche Dichter, die eine solche Menge lebenswahrer Typen geschaffen haben wie Hauptmann. Die Auswahl unter seinen Werken kann man verschieden treffen. Die folgenden sollte man als charakteristisch für das naturalistische Drama kennen: „die Weber", „Kollege Crampton", „Biberpelz", „Fuhrmann Henschel", „Einsame Menschen". Wie Hauptmann dann unter Beibehaltung naturalistischen Stiles sich der Darstellung des Mysteriösen zuwandte, zeigt sich in dem interessanten Stücke „Hanneles Himmelfahrt", dem der Verfasser recht bald das Märchendrama die „ver-

„versunkene Glocke" folgen ließ. Es ist eine poetische und charakteristische Dichtung des fin de siècle. Vervollständigen kann man die Kenntnis dieser Richtung, die man die neuromantische genannt hat, vor allem durch den tiefsinnigen und stimmungsvollen Einakter Hofmannsthals „Tor und Tod", und seinen „Tod Tizians"; dann aber auch durch einige Märchendramen, z. B. Ricarda Huchs „Dornröschen".

Der Beginn des neuen Jahrhunderts hatte das Interesse, das sich am Schlusse des vorigen so sehr auf das Drama konzentrierte, von diesem ab- und dem Romane zugelenkt, bis dann Karl Schönherr durch die Wucht seiner Schauspiele Tausende und aber Tausende fortriß. In „Glaube und Heimat" werden wieder einmal der Menschheit große Gegenstände mit Feuer und Geist behandelt, auch pulsiert wahres dramatisches Leben darin. „Erde" zeigt vor allem den Kenner der Volksseele und Beherrscher der Volkssprache. Endlich sei noch auf einen ganz andersartigen Dichter hingewiesen, Karl Hauptmann. Sein „Moses" dürfte auf der Bühne nur wenig wirken, aber lesenswert ist er.

Unter den neueren baltischen Dramatikern gibt es nur einen mit ausgesprochener dichterischer Eigenart und dramatischer Kraft: das ist der uns so früh entrissene, geistreiche und liebenswürdige Karl v. Freymann. Sein Einakter „Nach dem 9. Thermidor" gibt in charakteristischer Kürze und voll Esprit ein Stimmungsbild aus der französischen Revolution. So etwas müßte ins Französische übersetzt werden. „Der Tag des Volkes" bringt erschütternde Szenen aus der Revolution in Livland.

Von baltisch-historischen Dramen sei „Johann Üxküll v. Riesenberg" von Karl Stavenhagen hervorgehoben.

Indem wir nun auf unsere Betrachtung der Gedichte und Dramen des 19. Jahrhunderts zurückblicken, können wir nicht anders, als auf die Gefahr hin, pedantisch zu erscheinen, auch hier einige Grundsätze aufzustellen.

Der erste Grundsatz lautet: Man glaube nicht Goethes und Schillers Gedichte nud Dramen schon zu kennen. Man kehre vielmehr immer wieder zu ihnen zurück, und man wird überrascht sein, wieviel neue ungeahnte Schönheiten man jedesmal dabei findet.

Der zweite Grundsatz lautet: Man stürze sich nicht auf jede Novität an Gedichten und Dramen, sondern man lerne einmal die allerersten Lyriker und Dramatiker des 19. Jahrhunderts, angefangen mit Eichendorff und Mörike, Kleist und Grillparzer wirklich kennen, lasse ihnen die andern besten Dichter des Jahrhunderts folgen und kehre zu seinen Lieblingen immer wieder zurück.

Hiermit sei unsere Umschau in der Schönen Literatur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts geschlossen und einem verständnisvollen Leserkreise übergeben. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß die vielen Stimmen, die namentlich im letzten Jahrzehnt von der Tagesliteratur zu großen und echten Schöpfungen gerufen haben, nicht ohne Wirkung und Nutzen verhallt sind. Auch unter uns ist etwas davon zu spüren, und auch wir dürfen auf eine weitere Hebung des Geschmacks hoffen. Eintreten wird sie nur im Umgange mit wahren Dichtern. Wer zu diesen den Weg gefunden, der will nicht mehr zurück, dem schafft die bloße Unterhaltungsliteratur auch keine Unterhaltung mehr, er sucht sich eine Kost, die ihm dauernde stärkende Nahrung gibt. Dazu die Wege zu weisen, ist Pflicht und Freude für einen rechten Führer.

* * *

Bei der Preisangabe ist das gebundene Exemplar gemeint; wo das nicht zutrifft, findet sich ein besonderer Vermerk.

Abkürzungen: Rom. = Roman. Nov. = Novelle oder Novellen. Erz. = Erzählung oder Erzählungen. Ged. = Gedichte. Dr. = Drama.

**Alexis, W.** Die Hosen des Herrn von Bredow. Rom. —.75 Kop.

**Anthologieen:**

Avenarius, F. Hausbuch deutscher Lyrik. 2.10 Kop.
„ Balladenbuch. 2.10 Kop.
Balladenborn, Deutscher für jung und alt. 1.20 Kop.
Echtermeyer, Th. Auswahl deutscher Gedichte. 2.40 Kop.
Grotthuß, J. E. Frhr. v. Das baltische Dichterbuch. 4.— Kop.
Hesse, Strauß, Thoma, Der Lindenbaum. Volkslieder.
Löwenberg, J. Vom goldenen Überfluß. 1.08 Kop.
Stierling, H. Von rosen ein krentzelein. Deutsche Volkslieder. 1.80 Kop.
Unsre Heimat. Baltische Lieder. 1.— Kop.
Vesper, W. Die Ernte aus 8 Jahrhunderten deutscher Lyrik. 2 Bde je 1.80 Kop.
Volksliederbuch, Deutsches, herausgeg. vom Deutschen Verein in Livland. Brosch. —.15 K., geb. —.30 Kop.
Melodieenschatz dazu. Brosch. 1.90 K., geb. 2.50 Kop.
Wustmann, G. Als der Großvater die Großmutter nahm. 4.20 Kop.

**Anzengruber, L.** Der Schandfleck. Rom. 2.10 Kop.
„ Der Sternsteinhof. Rom. 2.10 Kop.
„ Der Pfarrer von Kirchfeld. Dr. 1.50 Kop.
„ Der Meineidbauer. Dr. 1.50 Kop.
„ Die Kreuzelschreiber. Dr. 1.20 Kop.
„ Der G'wissenswurm. Dr. 1.20 Kop.

**Bartsch, R. H.** Vom sterbenden Rokoko. Nov. 2.70 Kop.

**Bodenstedt, F.** Lieder des Mirza-Schaffy. 1.80 Kop.

**Böhlau, H.** Der Rangierbahnhof. Rom. 3.— Kop.
„ Ratsmädel- und altweimarische Geschichten. —.45 Kop.

**Brentano, C.** Chronika eines fahrenden Schülers. Erz. 1.20 Kop.
„ Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl. Nov. —.36 Kop.

**Busch, W.** Album. Humoristischer Hausschatz. 12.— Kop. (Auch in Einzelbändchen.)

**Chamisso, A. v.** Peter Schlemihl. Erz. —.30 Kop.
„ Gedichte (Reclam). —.72 Kop.

**Dahn, F.** Ein Kampf um Rom. Rom. 10.80 Kop.

**Droste-Hülshoff, A. v.** Ausgewählte Gedichte. 3.—

**Ebner-Eschenbach, M. v.** Das Gemeindekind. Rom. 2.40 Kop.

**Eichendorff, J. v.** Aus dem Leben eines Taugenichts. Erz. —.30 Kop.
„ Gedichte. —.60 Kop.

**Falke, G.** Ausgewählte Gedichte. —.60 Kop.

**Fircks, K. Frhr. v.** Gedichte in Auswahl. —.60 Kop.

**Fischer, W.** Das Licht im Elendhause. Erz. Ungebd. —.09 Kop.

**Flaischlen, C.** Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Ged. 2.40 Kop.

**Fontane, Th.** Vor dem Sturm. Rom. 3.— Kop.
„ Irrungen, Wirrungen. Rom. 2.40 Kop.
„ Stine. Rom. 1.80 Kop.
„ Der Stechlin. Rom. 3.—

**Fouqué, F. de la Motte** Undine Erz. 30 Kop.

**François, L. v.** Die letzte Reckenburgerin. Rom. 1.80 Kop.

**Frenssen, G.** Die drei Getreuen. Rom. 3.— Kop.
„ Jörn Uhl. Rom. 3.— Kop.
„ Hilligenlei. Rom. 3.— Kop.

**Freymann, K. v.** Masken. (Franzeska. 9. Thermideor. Masken). Dr. Ungeb. 1.10 Kop.
„ Der Tag des Volkes. Dr. Vergriffen.
„ Pupa und anderes. Erz. Ungebd. 1.10 Kop.
„ Aus verlorenem Winkel. Erz. Ungebd. —.83 Kop.

**Freytag, G.** Soll und Haben. Rom. 4.50 Kop.
„ Die verlorene Handschrift. Rom. 4.50 Kop.
„ Die Journalisten. Dr. —.60 Kop.

**Goethe, J. W. v.** Vollständige Ausgabe. Von 12.— Kop. an.
„ Auswahl. Von 2.40 Kop. an.

**Gotthelf, J.** Uli der Knecht. Rom. —.90 Kop.
„ Uli der Pächter. Rom. —.90 Kop.
„ Geld und Geist. Rom. —.90 Kop.
„ Elsi, die seltsame Magd. Erz. Ungeb. —.08 Kop.
**Grillparzer, F.** Werke (Bong). 3.60 Kop.
**Grimm, J. u. W.** Kinder- und Hausmärchen. Vollst. Ausgabe. 1.05 Kop.
**Groth, Kl.** Quickborn. Ged. 2.40 Kop.
**Gutzkow, K.** Zopf und Schwert. Dr. —.90 Kop.
„ Uriel Acosta. Dr. —.90 Kop.
**Hagen, A.** Norica. Nov. 4.20 Kop.
**Halbe, M.** Jugend. Dr. 1.80 Kop.
**Handel-Mazzetti, E. v.** Jesse und Maria. Rom. 3.60 Kop.
„ Die arme Margaret. Rom. 3.60 Kop.
**Hauff, W.** Lichtenstein. Rom. —.60 Kop.
„ Märchen. —.60 Kop.
**Hauptmann, G.** Die Weber. Dr. 1.80 Kop.
„ Einsame Menschen. Dr. 1.80 Kop.
„ Kollege Crampton. Dr. 1.80 Kop.
„ Hanneles Himmelfahrt. Dr. 1.80 Kop.
„ Der Biberpelz. Dr. 1.80 Kop.
„ Die versunkene Glocke. Dr. 2.70 Kop.
„ Fuhrmann Henschel. Dr. 1.80 Kop.
„ Der Narr in Christo. Rom. 4.50 Kop.
**Hauptmann, K.** Moses. Dr. 2.70 Kop.
**Hebbel, F.** Auswahl. (Hendel) 1.80 Kop. (Bong) 4.50 Kop.
„ Der heilige Krieg. Ged., Briefe, Tagebuch. 1.80 Kop.
**Hebel, J. P.** Alemannische Gedichte. Mit hochdeutscher Übertrag v. R. Reinick und Bildern von L. Richter. —.54 Kop.
„ Schatzkästlein. —.60 Kop.
**Heine, H.** Buch der Lieder. —.45 Kop.
**Hermann, G.** Jettchen Geberts Geschichte. Rom. 4.50 Kop.
**Hesse, H.** Peter Camenzind. Rom. 2.40 Kop.
„ Unterm Rad. Rom. 2.70 Kop.
„ Diesseits. Nov. 2.70 Kop.
**Heyse, P.** Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bde 6.— Kop.
„ Colberg. Dr. Ungeb. —.55 Kop.
„ Hans Lange. Dr. —.55 Kop.
**Hoffmann, E. Th. A.** Ausgew. Werke. 4 Bde. 2.40 Kop.
„ Die Elixiere des Teufels. Rom. 75 Kop. Illustr. 6.— Kop.
**Hoffmannsthal, H. v.** Der Tor und der Tod. Dr. 1.80 Kop.
„ Der Tod des Tizian. Dr. —.90 Kop.
**Hölderlin, F.** Dichtungen. Ausgew. von W. Vesper. —.96 Kop.
**Huch, Ric.** Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Rom. 3.— Kop.
„ Dornröschen. Dr. —.90 Kop.
**Hunnius, C.** Gedichte. 2.40 Kop.
**Jensen, W.** Karin von Schweden. Nov. 3.— Kop.
**Immermann, K.** Der Oberhof. Rom. —.60 Kop.
**Keller, G.** Werke. 10 Bde. 22.80 Kop.
**Keyserling, E. v.** Schwüle Tage. Nov. 1.80 Kop.
**Kleist, H. v.** Werke. 2.40 Kop.
**Körner, Th.** Leier und Schwert. —.30 Kop.
**Laube, H.** Die Bandomire. Rom. 1.— Kop.
**Lenau, N.** Gedichte. —.60 Kop.
**Liliencron, D. v.** Kriegsnovellen. 1.80 Kop.
**Ludwig, O.** Ausgewählte Werke. (Hesse) 2.40 K. (Bong) 2.10 Kop.
**Mann, Th.** Buddenbrooks. Rom. 3.60 Kop.
„ Königliche Hoheit. Rom. 3.60 Kop.
**Meyer, C. F.** Novellen. 2 Bde. je 3.— Kop.
„ Huttens letzte Tage. Ged. 2.40 Kop.
„ Gedichte. 3.— Kop.
**Meyr, M.** Der Sieg des Schwachen. Erz. Ungeb. —.14 Kop.
„ Regine. Erz. —.48 Kop.
„ Die Lehrersbraut. Erz. —.45 Kop.

**Mörike, E.** Ausgewählte Werke. 1.80 Kop.
„ Maler Nolten. Rom. —.90 Kop.
**Münchhausen, B. v.** Balladen. 6.— Kop.
**Novalis,** Ausgewählte Werke. (Bong) 1.20 Kop.
**Pantenius, Th. H.** Wilhelm Wolffschild. Rom. 4.80 Kop.
„ Allein und frei. Rom. 4.80 Kop.
„ Die von Kelles. Rom. 4.80 Kop.
„ Im Gottesländchen. Erz. 2.40 Kop.
**Polenz, W. v.** Der Büttnerbauer. Rom. 3.60 Kop.
**Popert, H.** Helmut Harringa. Rom. 1.08 Kop.
**Raabe, W.** Die Chronik der Sperlingsgasse. Erz. 2.40 Kop.
„ Der Hungerpastor. Rom. 3.— Kop.
„ Deutsche Not und deutsches Ringen. Erz. —.54 Kop.
**Reuter, F.** Werke. Von 2.10 Kop. an.
**Riehl, W. H.** Aus der Ecke. Nov. 3.— Kop.
„ Kulturgeschichtliche Nov. 2.40 Kop.
**Rosegger, P.** Als ich noch der Waldbauernbub war. 3 Bdchen je —.54 Kop.
„ Am Tage des Gerichts. Dr. 2.40 Kop.
**Saar, F. v.** Novellen aus Österreich. 7.20 Kop.
**Schäfer, W.** Die Halsbandgeschichte Erz. 1.50 Kop.
**Scheffel, J. V. v.** Der Trompeter von Säkkingen. Ged. 2.88 Kop.
„ Ekkehard. Rom. 3.60 Kop.
„ Gaudeamus. Ged. 2.88 Kop.
**Schiller, F. v.** Vollständige Ausgabe von 3.60 Kop. an.
„ Auswahl von 1.80 Kop. an.
**Schilling, O. v.** Tandaradei. Lieder eines Kurländers. Ungeb. 1.50 Kop.
**Schnitzler, A.** Liebelei. Dr. 1.80 Kop.
**Schönherr, K.** Glaube und Heimat. Dr. 1.80 Kop.
„ Erde. Dr. 1.80 Kop.
„ Aus meinem Merkbuch. Erz. 2.40 Kop.
**Schroeder, L. v.** Gedichte. 1.80 u. 2.16 Kop
**Speck, W.** Der Joggeli. Erz. —.60 Kop.
**Spitteler, K.** Olympischer Frühling. Dichtung. 5.70 Kop.
**Stavenhagen, K.** Johann Uxküll von Riesenberg. Dr. 1.— Kop.
**Stern, M. R. v.** Gesammelte Gedichte. 3.— Kop.
**Stifter, A.** Studien. Nov. 1.80 Kop.
„ Bunte Steine. Erz. —.75 Kop.
„ Der Nachsommer. Erz. 1.80 Kop.
**Storm, Th.** Werke 4 Doppelbde. je 3 60 Kop.
**Sudermann, H.** Ehre. Dr. 1.80 Kop
„ Heimat. Dr. 2.40 Kop
„ Morituri. Dr. 1.80 Kop.
„ Frau Sorge. Rom 2.70 Kop.
**Thoma, L.** Hochzeit. Erz 1.80 Kop
**Uhland, L.** Gedichte. —.60 Kop.
**Viebig, C.** Die Wacht am Rhein. Rom 4.50 Kop
**Volkmann-Leander, R. v.** Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 1.80 Kop.
**Wagner, R.** Dramen. Je —.44 Kop.
**Widmann, J. V.** Maikäferkomödie. 1.92 Kop.
„ Der Heilige und die Tiere. Dichtung. 2.40 Kop.
**Wildenbruch, E. v.** Christoph Marlowe. Dr. 1.80 Kop.
„ Die Quitzows. Dr Ungeb. —.55 Kop.
„ Heinrich und Heinrichs Geschlecht. Dr. 2.40 Kop.
„ Das edle Blut. Erz. —.90 Kop.
„ Neid. Erz. 1..32 Kop.
„ Kindertränen. Erz. —.90 Kop.
**Zahn, E.** Albin. Indergand. Rom. 2.10 Kop.
„ Helden des Alltags. Erz. 3.— Kop.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“** erscheint am 1./14. jedes Monats.

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark.

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

**Emsy Aeckerle-Klau,**

**Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin,**

**Lützow-Straße 85-a.** Sprechstunde Montags u. Donnerstags von 4—5.

Tonbildung auf wissenschaftlich-hygienischer Grundlage in Verbindung mit Sprachtechnik u. Phonetik. — Anleitung im Rutzschen Typensystemsingen u. Sprechen.

Gesang auf dieser Grundlage ein Quell der Gesundheit.

Jeder normale Mensch kann sich durch richtige Unterweisung, wenn er noch nicht im Besitz einer Gesangstimme ist, eine solche herausbilden, daher Annahme auch in diesem Fall.

Beseitigung von Sprachstörungen, soweit diese auf falschem Sprachmuskelgebrauch, mangelhafter Phonetik und falscher Atmung beruhen.

**Pädagogischer Anzeiger für Rußland**

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

**Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Rußlands.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

**Gute, saubere Familienpension in Dresden.**

Zivile Preise und aufmerksame Bedienung.

Anfragen werden gewissenhaft beantwortet.

**Dresden-Oberlössnitz,** Sophien-Str. 9, Pension Tauscher.

# Deutsche Sprachkurse für Ausländer.

**Semester- und Monatskurse, auch für Anfänger.**

Kleine Klassen. Alles Nähere durch die Programme.

Adresse: **Direktion der Sprachkurse, Marburg in Hessen (Deutschland) Schwanalle 48.**

# Schwachbegabte Kinder

finden in der B. Wildt'schen Erziehungsanstalt in Nordhausen (Deutschland) individuellen Unterricht und Vorbildung zu einem Berufe. Sechs Lehrkräfte. Beste Erfolge. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Prospekt.




Die beliebtesten

Zigarren und Zigaretten

HABANERA

zu haben überall.

# „Hospiz" des Evangelischen Vereins

**St. Petersburg,** W. O. 10. Linie 15², Telephon 507—28. Telegramme „Hospiz".

Geöffnet das ganze Jahr.

Ruhige Lage, elektrisches Licht, Bäder, Lift.

Preise pro Tag: 1.25—5 Rbl.; mit Pension: 2—8 Rbl.

Leitung: **Pastorin E. Hesse.**



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17

**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**

Kataloge kostenlos.


Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**
Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt bei ein Prospekt der Erzählungen des Mennoniten **J. Zenian:** „Denn meine Augen haben den Heiland gesehn".

# FR. WIEGAND'S

## NAFTAMASCHINEN „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit
ca. **6000** PS in Betrieb genommen

Maschinenfabrik Fr. Wiegand




REVAL.

| | | |
|---|---|---|
| **1910** | St. Petersburg | **goldene Staats-Medaille** |
| **1910** | Jekaterinoslaw | **große goldene Medaille** |
| **1911** | Reval | **goldene Medaille** |
| **1912** | Baku | **große goldene Staats-Medaille** |
| **1912** | Reval | **goldene Medaille** |
| **1912** | Rostow am Don | **große goldene Medaille** |

Außer diesen **15 erste Preise.**

# Zentrale für elektrische Beleuchtung u. Kraft.

## Rich. Scheibe, Reval.

**Reval, Rüststr. 29.** **Telephon 77.**

Abteilung: **Installationsbureau**

empfehlen als vorteilhafteste Kraft-, Licht- und Wasseranlage für Landhäuser und Gutshöfe

# Fafnir-Motore

Fafnirmotor inkl. Dynamo für 50—60 Metallfadenlampen von 16 Kerzen inkl. Wasserpumpe von Rbl. 1.100.— an.

Übernahme kompletter elektrischer Licht- und Kraftanlagen.

Lager sämtlicher elektrischer Bedarfsartikel. Große Auswahl in Kronleuchtern, Tisch- und Wandlampen, Bügeleisen, Kochapparaten u. s. w.



Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“** erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 15 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 7 1/2 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 4 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 2 1/4 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.

Herausgegeben von **Alexander Eggers.**

**№ 11.** **Reval, 1. (14.) November.** **1912.**

Nachdruck verboten.

# Bilder aus Revals Vergangenheit.

Nach alten Familienerinnerungen erzählt von E. H.

Die Erzählungen meiner Großmutter und ihrer Schwester, meiner Großtante, sind der Born meiner Erinnerungen aus alter Zeit; da möchte ich Genaueres aus beider Leben mitteilen und damit ein Zeitbild aufrollen, das einen Blick tun läßt in uns fremdgewordene Verhältnisse und Gebräuche. — Ihr Vater, wir wollen ihn nach damaligem Brauch meinen Ältervater nennen, war ein ernster, gemütvoller Mann, der in der Jugend lange Jahre auf Reisen zugebracht hatte, um in Deutschland und England sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben, deren er später bei Übernahme des väterlichen Geschäfts bedurfte, das er, heimgekehrt, sogleich antrat, während seine beiden Brüder längst selbständig etabliert und die Schwester am Ort verheiratet war.

Bald nach seiner Heimkehr starben beide Eltern, daher er sich im Vaterhause, das nun sein eigenes war, vereinsamt zu fühlen begann und sich nach einer Lebensgefährtin und Gehülfin sehnte. Doch sein langwährender Aufenthalt in fernen Landen hatte ihn nicht nur den alten Freunden entfremdet, auch von den Jungfrauen der Stadt kannte er keine. Um nun das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, ergriff der Ältervater ein Auskunftsmittel, das uns nachwachsenden Geschlechtern ein Beweis ist, welch kindlich frommen Glaubens unsere Vorfahren waren. Als eines Sonntagmorgens die Glocken der Stadt zur Kirche läuteten, trat er in seine Haustür — und betend, der Herr

möge ihm diejenige zeigen, die er ihm zur Lebensgefährtin bestimmt habe, schaute er auf die Straße. Er sollte nicht lange warten, denn alsbald bog die Jungfer Christiane Richterin um die Ratshausecke und schritt, auf ihrem Gange zur Kirche, das Gesangbuch in der Hand, fein sittsam an ihm vorüber. Bald war sie seinen Augen entschwunden; ihr zur Kirche folgend, dankte er daselbst Gott in seinem Herzen für die so rasche Erfüllung seines Gebets und erflehte den Segen des Höchsten zu seinem ferneren Vorhaben.

Nun galts, sich der Jungfer, die er schon kurz zuvor auf einer Hochzeit gesehen, mit seinem Anliegen zu nahen, was in damaliger Zeit keine so leichte Sache war, wie heutzutage. Es konnten die ledigen Männer nicht frei und ungeniert mit den Jungfrauen verkehren, das hätte für höchst unschicklich gegolten. Eine Ansprache in eigner Person vorbringen, war nun vollends unstatthaft, dazu bedurfte es verschiedener Mittelspersonen und bedeutend mehr Zeit, als unsere jetzige Jugend dabei aufwendet. Unsern Voreltern war das Freien eine ernste Sache, die sie mit Gebet begannen und beschlossen, und nur dadurch konnte ein Ehebund, der, wie der hier geschilderte, ohne beiderseitige vorherige Liebe geschlossen wurde, sich so glücklich gestalten.

Der Ältervater ließ sichs nun gleich am folgenden Morgen angelegen sein, seinen alten Nachbar, Herrn Holberland, der zugleich sein Taufvater und einziger Vertrauter war, von diesem Entschluß in Kenntnis zu setzen und die nötigen Schritte mit ihm zu beraten, vor allen Dingen mußte der Taufvater in der neuen Charge eines Braut- oder Freiwerbers sich zur alten Frau Richterin begeben, um auf kluge Weise, ohne seinen Schützling bloßzustellen, auszukundschaften, „wie die Glocken läuteten" d. h. ob die Hand der Jungfer noch frei sei und wie man dort den Freier ansehe. —

Die verwitwete Frau Ältermann Richter lebte in ihrem großen Hause am „neuen" Markt, das noch heute kenntlich ist durch mehrere in Stuck gearbeitete Hautrelief-Köpfe, die unter den Fenstern des zweiten Stocks angebracht sind. Sie hauste daselbst mit ihrer Tochter und ihrem fast dreißigjährigen Sohn, der in Halle lange Zeit sich dem Studium der Gottesgelahrtheit hingegeben hatte und nun, heimgekehrt, füglich sich zu einer Pfarre hätte melden können und sollen. Doch fühlte er sich, scheints, im Hause der Frau Mutter zu wohl und behaglich, um diese Fleischtöpfe Ägyptens zu verlassen und sich auswärts ein Arbeitsfeld zu suchen, und sie, die sonst einen sehr energischen Willen hatte, war ihm gegenüber machtlos, ohne es natürlich zugestehen zu wollen, so sehr es sie auch im Herzen wurmte. —

Doch kehren wir zurück zu unserem Freiwerber, der noch verschiedene Klippen zu umschiffen hatte, ehe er mit seinem Schützling in den Hafen des Hochzeitsschmauses einlaufen konnte.

Bulwer sagt in einem seiner Romane, die Londoner Straßen-Polizei sei nicht recht exakt, jedoch werde sie unterstützt durch die freiwilligen Bemühungen unverheirateter Ladys, die von ihren Fenstern aus, mit Hülfe von

Binocle und Fernrohr, die Straßenpassanten wie die Benachbarten inspizierten. Diese Art von Polizei muß damals in Reval sehr gut organisiert gewesen sein, wenigstens hielt es unser Brautwerber für nötig, um ja nicht die Aufmerksamkeit wißbegieriger Nachbarinnen zu erregen, auf Umwegen seinem Ziele zuzusteuern. Statt nun, aus der Goldschmiedestraße kommend, längs dem Rathause zu gehen, nahm er zuerst seinen Weg quer über den Markt zur Stadtwage, wandte sich am Eingange der Mundtenstraße rechts, ging an der Budenreihe entlang bis zur Apotheke, schließlich an der dritten Marktseite hinauf, wo er unbemerkt in die Haustür schlüpfte. Nunmehr sollte man glauben, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, nachdem einige vorsichtige Rekognoszierungen ein günstiges Resultat geliefert, mit der Sprache herauszurücken und eine, wenigstens halbwegs, befriedigende Antwort heimzubringen. Dem war aber nicht so. Es gab soviel alte Bräuche zu beobachten und Etiquetten-Klippen zu umschiffen, daß, wer jetzt davon erzählen hört, sich wundert, wie unsere Voreltern, bei so viel gesellschaftlichen Hindernissen, es überhaupt unternahmen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Zuerst verlangte es die gute Sitte, daß Mutter und Tochter sich „baß" verwunderten ob der unerwarteten Werbung. Was sonst fingiert wurde, hier war es aufrichtig gemeint, da sie eher „des Himmels Einsturz" als von dieser Seite eine Ansprache erwartet hätten, denn den Richterschen Frauenzimmern war der Freier sonst fremd. — Nachdem nun über das Unerwartete der Werbung ein Längeres und Breiteres verhandelt worden, wobei natürlich die Hauptbeteiligte, die Tochter, kein Wort sagen durfte, sondern, mit niedergeschlagenen Augen dasitzend, das Reden der Frau Mutter überlassen mußte, wurde dem Freiwerber der Bescheid. Er lautete dahin: man wolle sich die Sache überlegen, mit dem Vormund und geistlichen Berater in Erwägung ziehen, und durch ihn dem Herrn Freiwerber zu wissen tun, wann er sich die Antwort holen könne. — Eigentlich hätte die Sache nun noch bis ins Unendliche verzögert werden müssen, denn um sich nicht den Anschein zu geben, als sei man „sehr pressiert" und wäre einem viel an der Heirat gelegen, ließ man den Freier meist drei Wochen auf die Antwort warten. So schlimm erging es übrigens unserem Ältervater nicht, da ein besonderer Umstand seine Werbung begünstigte. Vor einigen Monaten hatte die Jungfer Christiane einen Freier gehabt, der den Richters sehr „convenable" geschienen, daher sie nicht abgeneigt gewesen, ihn zu „acceptieren", und die erste Antwort schon danach eingerichtet hatten. Der Herr Vormund war indes anderer Meinung, hatte dem Aspiranten Verschiedenes an seinem bisherigen Lebenswandel auszusetzen gehabt, daher demselben ein kurzer Bescheid geworden war. Dieses hatte seine Sippschaft sehr übel vermerkt, es war in der Stadt drüber viel hin und her geredet und die Jungfer Richterin mehr als wünschenswert „in der Leute Mäuler geraten". Eine baldige Brautschaft, noch dazu mit einem so wohl situierten jungen Manne, konnte nur sehr erwünscht sein, um all dem Gerede

ein Ende zu machen. Der Beichtvater und Vormund, der Herr Oberpastor Salemann zu St. Nikolai, sprach sich denn auch gleich bei der ersten Beratung dahin aus, man möchte die Angelegenheit nicht unnütz in die Länge ziehen, sondern schon — nach acht Tagen dem Freier das Jawort zukommen lassen, wie es denn auch seinem Rate gemäß geschah.

Von der Brautzeit wissen wir wenig; bei dem förmlichen Verkehr, der damals zwischen Brautleuten üblich war, die gewöhnlich erst nach der Hochzeit das fremdklingende Sie in der Anrede fallen ließen, gabs wohl nichts zu berichten. Übrigens habe ich noch um 1850 zwei alte Ehepaare in Reval gekannt, — die beiden Herren waren Bürgermeister, — die sich mit ihren Gattinnen bis an ihr Lebensende „itzten".

Einige Wochen vor der Hochzeit, am ersten Proklamations- oder Abverkündigungs-Sonntag, wo, wie man damals sagte, „das Brautpaar von der Kanzel geworfen wurde", erschien der Freiwerber gleich nach der Predigt im Hause der Braut, die „beileibe" dann nicht zur Kirche gedurft, und überreichte ihr auf einem weiß atlassenen Kissen zwei kleine goldene Krücken, damit sie sich mit deren Hülfe von ihrem Fall wieder erheben könne.

Das häusliche Leben des jungen Paares gestaltete sich von Anfang an als ein sehr harmonisches. Der Herr und Gebieter, der in damaliger Zeit eine ganz andere Stellung einzunehmen pflegte, als die jetzigen jungen Frauen ihren Ehemännern einräumen, war in diesem Fall, wie schon gesagt, ein äußerst milder, nachgebender Charakter. Dafür war seine Ehehälfte um so energischer und verstand es alsbald, den Mann, wo es not tat, zu ergänzen. Sie bedurfte auch eines guten Teiles Tatkraft, hatte sie doch mit Übernahme der großen Wirtschaft ein, wie man in alter Zeit zu sagen pflegte, „heißes Eisen angefaßt". Die Angestellten des Geschäfts, die sogenannten „Jungherren", wie jeder von ihnen genannt wurde, — auch wenn der eine oder andere drüber alt und grau geworden, — waren bei ihren Prinzipalen nicht nur in Wohnung und Kost, sondern wurden auch von ihm, mehr oder weniger, von Kopf zu Fuß gekleidet, was alles die Frau Prinzipalin ihnen besorgen mußte. Außerdem machte der Storch der Ältermutter viel zu schaffen, denn nachdem am Schluß des ersten Ehestandsjahres ein Töchterchen angelangt war, dem man in der Taufe den Namen Gertrude gab, erschien, noch bevor dasselbe sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, ein Schwesterchen, das Sophie genannt wurde. Da Phiechen, wie die Eltern sie riefen, ein unendlich zartes, schwächliches Kind war, ersah es die Großmutter Richter für nötig, Trudchen, die noch bei der Amme war, ganz zu sich zu nehmen, wo sie auch bis zu ihrer Verheiratung blieb. — Die beiden Schwestern wuchsen nun wohl getrennt auf, blieben aber bis ans Grab durch die innigste Liebe verbunden, ja die Großtante meinte sogar, daß dieses stete sich trennen und wiedersehen ihrem Verhältnis einen besonderen Reiz verliehen habe. Im Elternhause folgten den beiden Schwestern drei Brüder und ein Schwesterchen, daher es daheim recht

geräuschvoll herzugehen pflegte, und Gertrud es gern hatte, wenn Sophie zu ihr kam, wo sie ungestört waren. Letztere war zu Hause des Vaters erklärter Liebling und muß, wie man zu sagen pflegte, „ein schnabbes Ding" gewesen sein, das jede erworbene Schulweisheit sofort leuchten zu lassen verstand. In Gesellschaft pflegte sie Gedichte zu rezitieren und witzige Rätsel aufzugeben, zu nicht geringer Freude des Vaters. Nach alter guter Sitte nahm man nämlich die Kinder vom zehnten Jahr an, — hochfrisiert, die Knaben mit kleinen Galanterie-Degen an der Seite, die Mädchen in gebauschten, schweren Seidenstofffkleidern, — auf Hochzeits- und Taufschmäuse mit, und die Großtante hatte bei solchen Gelegenheiten stets einen Kreis älterer Herren und Damen um sich gesehen, die sich an ihren, etwas altklugen, Reden amüsierten. Da konnte man sich dann auch nicht wundern, daß sie, als sie einst einer alten Dame eine unrichtige Bemerkuug korrigierte, auf deren Ausruf: „Seht doch, will das Ei klüger sein als die Henne?" antwortete: „Warum nicht, wenn die Henne dumm ist!" Diese kleine Episode hatte, außer einem sehr schwachen Verweise von seiten des Vaters, weiter keine Folgen. Anders erging es ihr mit der Großmutter Richter, die in gemütlichen Dämmerstündchen ihren aufhorchenden Großtöchtern von den Erlebnissen ihrer Jugendzeit erzählte und besonders gern der Bewunderung gedachte, die ihrer großen Schönheit zuteil geworden. Das war Sophiechen zu viel gewesen und sie war in die Worte ausgebrochen: „Großmutter hat gut reden, keiner hats gesehen!" Eine sofort verabreichte schallende Ohrfeige war die einzige Antwort der alten Frau, die keinen Spaß verstand, und lehrte Phiechen, ein andermal solche Anzweifelungen zu unterlassen.

In der Schule, welche beide Mädchen zusammen besuchten, muß Phiechen die begabtere der beiden Schwestern gewesen sein, denn der Lehrer hatte stets ihre raschen, treffenden Antworten sehr gelobt. Bei beiden war der Unterricht ein sehr unzureichender, was die Großtante noch im späten Alter bedauerte. Wie strebsamen Geistes sie war, sehen wir daraus, daß sie, als Frau zuerst in der Residenz lebend, die Muße einer kinderlosen Ehe benutzte, um nicht nur die französische und russische Sprache zu lernen, sondern auch tüchtig Geographie und Geschichte zu treiben und sich mit der damaligen deutschen, französischen und russischen Literatur bekannt zu machen. In der Schule hatte sie eben nur das Lesen, Schönschreiben und die Anfangsgründe im Rechnen geübt. Die tüchtigsten Schülerinnen avancierten bis zum Briefschreiben, worin Sophie sich auch hervortat und sich in äußerst schwungvollen, blumenreichen Sätzen erging. — Der Vater nahm an ihren Schulerfolgen, scheints, mehr Anteil als die Mutter, die wohl nicht viel aufs Gelerne der Mädchen gab und es lieber sah, wenn sie sich häuslich beschäftigten. Es waren ja auch die Ansprüche ungleich höher, die man damals an die Wirtschaftlichkeit der Frauen und Mädchen stellte, wo die Sorge um das liebe Essen und Trinken fast zum Kultus geworden. Da man außer Fleisch und

Brot und den sogenannten Kolonialwaren auch in der Stadt nichts gekauft bekam, mußten die Hausfrauen alles selbst bereiten, ja sogar Bier und Meth brauen und Schnäpse, Liqueure oder dergleichen anfertigen, zu welchen sie den Spiritus selbst aus Fusel-Branntwein, wie er genannt wurde, rektifizierten. Einen kleinen Begriff von den damaligen gastronomischen Ansprüchen bekommt man, wenn man hört, daß in Gertruds und Sophies Elternhaus, wie in den übrigen wohlhabenden Familien der Stadt, alljährlich am Advents-Montag, also drei Wochen vor Weihnachten, das Backen, Brauen und Einschlachten zum Fest begann, wonach sich die Ansprüche des übrigen Jahres beurteilen lassen. Welche Quantitäten von allem hergerichtet wurden, ersehen wir aus einem alten geschriebenen Kochbuch aus jener Zeit; da hebt ein Rezept für Torten d. h. Blätterteig an mit den Worten: „Nimm 1 LPf. d. h. zwanzig Pfund Butter". . . Damals mögen eben billige Zeiten gewesen sein, wo die inländischen Produkte außer nach St.-Petersburg keinen Absatz fanden und daher fast wertlos waren; kostete doch in Estland auf dem Lande noch um 1860 gute Butter 10—15 Kop. das Pfund. Wie mags hundert Jahre früher gewesen sein! Anders freilich wars noch weitere hundert Jahre zurück, als ein Pastor die Notiz ins Kirchenbuch schrieb, er pflege beim Ablösen, d. h. bei Barzahlung der Bauergerechtigkeit, ein Schaf mit 3 Kop. zu berechnen und einen Ochsen mit 70 Kop.

Ich besaß einst einen alten Petersburger Kalender des Jahres 1784, in welchem die damalige Besitzerin des Gutes Palms in Estland auf den weißen Blättern, mit welchen der Text durchschossen war, sich allerlei Notizen gemacht, u. a. auch ihre Wirtschaftsausgaben aufgeschrieben hat, aber nicht nach verschiedenen Rubriken geordnet, sondern alles durcheinander, woraus ich entnehme, daß dieses eben die einzigen Ausgaben waren. Um so verwunderlicher ist der Schluß: 129 R. 35 Kop. das Jahr bar ausgegeben. Es gab unter den verschiedenen Posten folgende; Ein grün seiden Kleid für mich 30 R., an Staalsche ihr Amm 1 R., — dem Trommler 2 Kop., — für Faden (Nähgarn) 55 Kop., in L'Homber verloren 7 R., — für Kandis (Zucker) 1 R., — 4 Ellen Nabrika (ein Stoff, der jetzt ganz unbekannt) 72 Kop., — dem Leiermann 5 Kop. etc. Zweimal war vermerkt Briefporto, doch weiß ich nicht mehr, welcher Betrag angegeben war. Man wird dieses gänzliche Fehlen von Ausgaben für die jetzt notwendigsten täglichen Bedürfnisse nur verstehen, wenn man weiß, daß damals alles Nötige im Hause beschafft wurde. Außer den Nahrungsmitteln wurden ja auch alle Stoffe auf dem Lande daheim verfertigt, und man trug im Winter Wolle, — für dieselbe wurde 12 Kop. à Pfund gezahlt, — im Sommer Lein; letzteres wurde so fein verarbeitet, daß die Hausfrau eine Bahn dieses Zeuges durch ihren Trauring ziehen konnte. Zu Kleidern webte man weiß mit rosa gestreift oder karriert, ebenso blau, grün oder rot, und dabei verwandte man zum Färben nur Kräuter, Wurzeln, Moose, Baumrinden etc. Außer Bekleidungsstoffen wurden aus Lein wundervolle

Tischgedecke, Handtücher etc. in Drell und Dammast gewebt, von welch letzterem Gewebe es zwei ganz besondere Arten gab. Ein Meister in Jerwen webte aus doppelten Fäden groß angelegte Muster in Tulpenformen und kühn geschwungenen Arabesken, während ein Weber in der Wiek feinere Zeichnungen in kleinen Blumen, Weinreben und Trauben etc. bevorzugte. Wie große Vorräte die einzelnen Frauen anhäuften, kann ich mit einem Beispiel beweisen. Meine andere Großmutter, eine landsche Gutsfrau, hat nicht nur jeder ihrer 4 Töchter einen reichgefüllten „Brautskasten" gegeben, — in jedem befanden sich u. a. 120 Ellen kunstvoll gearbeitete breite Zwirn-Filet-Fenstervorhänge, — sondern auch ihre 6 Söhne reichlich bedacht. Ihr Wahlspruch war: ein reicher Leinvorrat ist, wenn man ihn hat, ein heimlicher Schatz, hat man ihn nicht, eine offenbare Schande.

Was die Viktualien anbetraf, so hatte man die ja auch alle aus eigenen Mitteln, — Zucker brauchte man nicht, man hatte Honig —, und verstand es, alle Früchte aufs feinste einzukochen und zu kandieren, wie jetzt die sogenannten Kiewschen. Als Getränk dienten Milch, Bier, Meth, süße Schnäpse. Zucker-Backwerk kannte man nicht.

In jenem Palmsschen Kalender fand sich ein recht ansehnliches Verzeichnis von Kissen, denn außer den Vorräten, die im „Gartenhaus" und in der großen „Bodenkammer" namhaft gemacht wurden, war der Inhalt einzelner Betten angeführt, und da hieß es: „In mein Bett: 1 Unterphüler, 1 Hauptphüler, 1 Hüftphüler und 4 Ohrküssen. In Schwester W. ihr Bett: 2 Unterphüler und 10 Ohrküssen" etc. etc., — was auf sehr ansehnliche Gänseherden schließen läßt.

Trotz dieser Beweise etwas mangelhafter Rechtschreibung muß die gnädige Frau eine flinke Feder geführt haben, denn es fanden sich seitenlange Notizen über empfangene und abgeschickte Briefe.

Nur 2 Briefe waren im ganzen Jahr als mit Porto abgeschickt vermerkt, wie ich schon angeführt, und daraus glaube ich entnehmen zu können, daß sonst die Briefe mit Boten abgefertigt wurden, diese an Ort und Stelle rasteten und mit der Antwort heimzogen. Das Jahr 1784 gehörte ja noch, wie der alte Geheimrat von E. zu sagen pflegte, in die Zeit der Pyramiden, die Frone oder vielmehr die Leibeigenschaft stand in vollster Blüte, die Bauern hafteten an der Scholle. Wie ansehnlich die Zahl der Dienstboten war, die auf den Gutshöfen gehalten wurden, erhellt aus einem Beispiel. Eine alte Frau sagte mir, in ihrem Elternhause, das durchaus kein reiches gewesen, seien außer dem Koch vier Küchenjungen und als Bedienung im Zimmer außer den „Stubenmägden" fünf „Stubenjungen" (toa poisit) gehalten worden. Solch eine Dienstbotenschar war ja weiter kein Luxus, Bargeld kosteten sie nicht, sie wurden dafür genährt und gekleidet, was sie alle zusammen wiederum selbst erarbeiteten. Im Sommer mußten sie im Garten helfen und im Winter ihre freie Zeit in der Arbeitsstube verbringen. Diese lag in nächster

Nähe der Wohnzimmer, damit die Herrin, deren Augen „überall waren", jederzeit einen prüfenden Blick hineinwerfen konnte, und war sehr groß; in alten Häusern kann man sie noch ganz bestimmt nachweisen, nur daß sie jetzt meist als Speisezimmer eingerichtet ist. — In dieser Arbeitsstube standen meist ein bis zwei Webestühle, es saßen da die Näherinnen, Spinnerinnen, Weberinnen, Strickerinnen und gewöhnlich an der einen Wand, auf Holzschemeln, die Jungen (poisit), beschäftigt mit Garnwickeln, — zu den Webereien war viel nötig, — mit Federnschleißen und Dielmattenflechten. Das Körbeflechten besorgten die Gärtnerjungen; — sie machten aus Schnur Filetnetze zum Aufbewahren von Knäulen, Wolle, Zwiebeln etc. Ja einzelne besonders geschickte Jungen schwangen sich zu feinem Zwirn auf, aus welchem sie kunstvolles Filet zu den schon erwähnten Fenstervorhängen verfertigten.

Alle diese jungen und alten Arbeiter und Arbeiterinnen „befehligte" eine ältliche Vertrauensperson, die eine scharfe Kontrolle übte und bei der damals herrschenden guten Disziplin es nicht schwer hatte, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Neben der großen Arbeitsstube befand sich ein kleinerer Raum, wo der Schneider und der Schuster arbeiteten, auf größeren Gütern waren es ständige, zum Hofspersonal gehörige Leute, während in kleineren Wirtschaften frei-praktizierende Künstler zeitweilig zu solchen Arbeiten herangezogen wurden, denen man dann den einen oder den andern von den Jungen zukommandierte als Beihülfe und auch zum Zweck des Erlernens der betreffenden Kunst. Übrigens gab es an jedem Hof stets einen Tischler und einen Wagenbauer, die aber in einer der Herbergen hausten und ebenfalls Jungen anlernen mußten.

In Erinnerung an den alten Palmsschen Kalender hat es mir stets leid getan, nicht mehr dergleichen Notizbücher aus alter Zeit gefunden zu haben. Ein sehr interessantes Kletenbuch ist mir mal zu Gesicht gekommen, beginnend mit dem Jahre 1603, als der Ur-Urahn des jetzigen Besitzers von Seinigal in Estland, aus Kurland einwandernd, das Gut kaufte und einrichtete, doch weiß ich mich nur einiger Notizen zu erinnern. Für zwei Pferde waren 7 Taler gezahlt worden und für drei andere gar 18. Wie mangelhaft es mit der Beackerung des Landes bestellt gewesen, zeigt der Umstand, daß man auf der Seinigalschen Schwarzerde in Hafer nur 1½ Korn erntete. Der Besitzer hatte nach und nach mehrere Güter der Nachbarschaft gekauft, die jetzt noch im Besitz der Familie sind, und jedesmal im Seinigalschen Wirtschaftsbuch ein genaues Verzeichnis eingeschrieben von jedem Stück Inventar, das auf den neuen Hof gegeben wurde. Es befanden sich dort auch sehr ausführliche Tagebücher, die durch viele Generationen gehen, sogenannte Hauschroniken, die gewiß ebenfalls reiche Auskünfte aus alter Zeit geben könnten.

Nach dieser ausgedehnten Abschweifung kehren wir zu den Jugenderinnerungen der beiden Schwestern zurück, die z. B. von der damaligen Tageseinteilung erzählten, daß das Tagewerk sehr viel früher als jetzt begann. Sonntags

hatte Sophie sehr früh das Bett verlassen müssen, da sie außer sich auch noch den Vater, die Mutter und alle drei Brüder frisieren mußte, während Trudchen nur noch die Großmutter und den Onkel zu besorgen hatte. Dazu ging der Gottesdienst bereits um acht Uhr morgens an, und es waren die hohen Frisuren der Damen, die Buckel-Locken, die Zöpfe und Haarbeutel der Herren keine kleine Arbeit. Auch konnte man nur mit Hülfe einer Pomade, die aus Wachs und Schmalz bestand, dieses Werk überhaupt zustande bringen, denn die klebrige Schmiere machte das Haar traitable und gab dem Puder den nötigen Halt.

Obgleich die Familie zur Olaigemeinde gehörte, die Großmutter Richter sich zur Nikolaikirche hielt, besuchte man doch häufig die Domkirche, wo ein besonders bewunderter „Blumenredner" (entweder Ph. Chr. Moier oder Hans S. Lysarch gen. Königk, beide von 1780 an) alt und jung anzog.

Um 12 Uhr ward zu Mittag gespeist, und an Sonntagen zuweilen nachmittags in eigener Equipage — Mietdroschken gab es nicht — eine Fahrt aufs Land gemacht. Im Sommer „hinauszuziehen" war nicht Sitte, die alten Revalenser stimmten dem Nürnberger Spruch bei, der da sagt: Weit von Haus, ist nah beim Schaden! Die meisten Stadtfamilien hatten in der Vorstadt ihre Gärten, wo die Hausfrauen von Mittag an mit Mägden und Kindern dem Gartenbau oblagen, — denn auch das Gemüse mußte man sich selbst ziehen, — und wo die Familien abends in einem leichten geräumigen Lusthause das Abendbrot genossen und liebe Gäste bewirteten. Bewohnt wurden die Vorstädte nur von kleinen Leuten, denn da Reval eine Festung war, mußte jeder, der sich außerhalb der Stadtmauern und Wälle anbaute, sich verpflichten, die Gebäude bei erster Gelegenheit abzureißen, widrigenfalls die Kommandantur das Recht hätte, sie ihm überm Kopf anzuzünden, was z. B. 1812 in Riga geschah. Im weiteren Umkreis der Stadt, etwa am „Glinde", — beim heutigen Katharinental, — finden wir schon auf einem Stadtplan v. J. 1688 „Höfchen" angegeben mit größeren Gebäuden, und zwar befand sich bei jedem derselben ein Kalksteinbruch und ein Kalkofen, während auf der anderen Seite der Stadt, am Rande der sogenannten Christinentäler, in den herrlichen Heuschlägen, ebenfalls viele Höfchen gelegen waren, welche auch angesehenen Patriziern gehörten, die gleichfalls festere Baulichkeiten trugen da der Festungs-Rayon soweit nicht reichte.

An den Fahrten aufs Land, die Sonntags von den Eltern der beiden Schwestern unternommen wurden, beteiligten sich die Großmutter Richter nebst Sohn und Trudchen, da der himmelhohe, zurückzuschlagende Kaleschwagen viel Raum bot. Er war so hoch, daß die beiden im Fonds sitzenden Frauen, die, scheints, im Sommer zu diesen Fahrten keine Hüte aufsetzten, zuweilen mit den Baumkronen in Kollision gerieten, so daß die turmartigen Hauben, „Fontanges" genannt, welche die hohen Frisuren krönten, ihnen fast Absaloms Schicksal bereitet hätten.

Seit einigen Jahren war der Stadtbevölkerung ein neuer Zielpunkt für ihre Landausflüge eröffnet worden. Die Väter der Stadt hatten im hohen Rat beschlossen, in Anbetracht der stets steigenden Population aus Gesundheitsrücksichten einen Begräbnisplatz auf dem Lande anzulegen, da es nicht mehr gestattet war, Leichen in den Kirchen beizusetzen. Dieser neue Gottesacker, der die Städter sehr interessierte und häufige Ausfahrten dahin veranlaßte, war äußerst romantisch gelegen. Eine Landzunge, Ziegelskoppel benannt, mit schönem Eichenwalde bestanden, erstreckt sich wersteweit ins Meer, dessen Wellen mit sanftem Gemurmel an die fadenhohen, mit saftigem Grün bewachsenen Ufer schlagen. Die Bucht mit der Stadt und dem Hafen liegt ausgebreitet da, einen reizenden Anblick gewährend, besonders im Herbst, wenn der als Hintergrund dienende Glint, an seinen Abhängen mit schönstem Baumwuchs bekleidet, in allen Schattierungen von grün, rot und gelb schillert.

Ein anderes sehr beliebtes Ziel ihrer Fahrten, das Gut Wredenhagen, gehörte einem Herrn, der, obgleich alter Junggeselle, ein großer Kinderfreund war. Diese Freude wurde ihnen aber frühzeitig genommen, denn als sie einmal wieder an einem schönen Sommernachmittage hinausfuhren, empfing der alte Diener sie an der Haustür mit der Nachricht, sein Herr sei ganz kürzlich schwer erkrankt und freue sich sehr der Ankunft seines Freundes, dem er Wichtiges mitzuteilen habe. Es ging denn auch wirklich mit dem alten Herrn zu Ende; die Familie mußte sich zum Dableiben entschließen, da der Vater den Sterbenden nicht verlassen konnte. Um Mitternacht wurden die Kinder an das Bett ihres alten Freundes gerufen, um von ihm Abschied zu nehmen. Dieser Augenblick blieb Sophie unvergeßlich, und sie liebte es, sich dieses Ereignisses immer wieder zu erinnern, es erschien ihr so romantisch, wie sie in der hellen Sommernacht, noch dazu beim Schein des Vollmondes, um das Bett knieend den Segen des Sterbenden empfingen. Überhaupt war Phiechen etwas sentimental beanlagt, so recht ein Kind ihrer Zeit, wo man für den Siegwart schwärmte und über die Leiden des jungen Werther Tränen vergoß. Bei der Schwester fand sie dafür wenig Sympathie, da diese eine bedeutend reeller angelegte Natur war.

Als Trudchen vierzehn Jahr alt war, meldete sich ihr ein Freier, und da der Antrag den Eltern sehr annehmbar erschien, auch die Tochter an dem jungen Manne, der einem angesehenen Patriziergeschlecht entstammte, großes Wohlgefallen fand, wurden beide Schwestern, obgleich Sophie erst dreizehnjährig, eiligst zum Oberpastor und Superintendenten an der St.-Olaikirche, Gotthard Johann Jäger, in die Privatlehre gegeben und danach eingesegnet, so daß bald nach Trudchens 15-tem Geburtstage (1784) die Hochzeit gefeiert wurde. Obgleich sie noch ein rechter Kindskopf war und z. B. als Braut vom Bräutigam beim Puppenspielen überrascht wurde, bildete sie sich bald zur tüchtigen Hausfrau aus, die ihrem großen Hauswesen mit Umsicht vorstand. — Sechs Wochen nach der Hochzeit starb die Großmutter Richter, welchem Ereignis Trudchen

stets mit Sorge entgegengesehen hatte, da sie dann ihr stilles Heim hätte verlassen und ins unruhige Elternhaus übersiedeln müssen. Dessen überhob sie ihre Verheiratung und gab ihr überdies die Möglichkeit, dem alten Kandidaten-Onkel eine neue Heimat bieten zu können. Er zog zum jungen Ehepaare, wo er sehr bald Gesellschaft bekam, da ein Onkel Kettler, aus der Verwandtschaft des Großvaters, ebenfalls Aufnahme bei ihnen fand. Diese beiden alten Herren sollen, beide nichts tuend, aber immer eifrigst mit einander disputierend, einträchtig in einem der großen Hinterzimmer, die auf den Hof mündeten, gehaust haben, bis sie schließlich mit dem Tode abgingen, ihr Zimmer jungem Nachwuchs hinterlassend.

Seit der Verheiratung der Schwester war Sophie sich sehr vereinsamt vorgekommen, bei ihrer Anlage zum Träumen hatte sie begonnen, sich unglücklich zu fühlen, und mit knapp siebzehn Jahren sich für eine alte Jungfer gehalten, die mit dem Leben abgeschlossen. Da lernte sie einen Mann kennen, der als Residenzbewohner in Geschäften nach Reval gekommen war, und, obgleich nicht mehr jung, auch schon Witwer, alsbald beim Vater um ihre Hand warb. Da er in Petersburg sehr einflußreich war und ihre beiden ältesten Brüder dort gut zu placieren versprach, wurde seine Werbung von den Eltern sehr befürwortet. Sophie, die trotz ihrer Jugend schon „auf eigne Hand" ihr Herz einem jungen Kandidaten geschenkt hatte und dessen Gegenliebe gewiß war, fügte sich trotzdem als gute Tochter dem Willen des Vaters und reichte dem ungeliebten Manne die Hand. Die Brüder, die infolge dieser wirksamen Protektion in Petersburg eine sehr gute Karriere machten, wie es ihnen in der alten Heimat nie möglich gewesen wäre, haben dieses Opfer, das die Schwester ihnen brachte, stets mit dankbarer Liebe vergolten.

Nachdem die Hochzeit gefeiert worden, reiste das junge Paar mit einem Frachtfuhrmann in die Residenz.

Nun, wo Sophie die Vaterstadt verließ, entbehren ihre ferneren Lebensschicksale, da sie sich auf fremdem Boden abspielen, des heimatlichen Interesses, daher wir ihr nicht weiter folgen, sondern uns ausschließlich Trudchen, der Großmutter, zuwenden, um ihr Familienleben zu schildern.

Der Großvater bewohnte ein altes Erbhaus, das, früher ein Wilckenscher Besitz, durch seine Mutter auf ihn gekommen und von ganz eigentümlicher Bauart war. Von der Haustür an mußte man beim Passieren jeder Tür eine Stufe steigen. Zuerst ging man über den großen Flur, von dem aus Treppen mit massivem Eichenholz-Geländer in die oberen Stockwerke führten. Danach betrat man den Saal, die Stube, die als Aufenthalts- und Speisezimmer diente, worauf das Haus sich verengerte, um dem Hofe größeren Raum zu geben; das nächste Zimmer war lang und schmal, hieß Kammer und diente dem Großvater als Kontor, hinter demselben lag das Schlafzimmer, eine kleine Kammer, die die Großeltern mit dem jeweiligen jüngsten Kinde teilten, während die größeren im nächsten Zimmer, der obern Kammer, zu der man aber

sechs Stufen emporstieg, unter der Aufsicht der Hausstütze, Frau Hildebrand, lebten. Von dort führte eine Tür auf eine kalte Treppe, die in den Hof mündete, doch lagen weiterhin noch drei Zimmer, Hinterkammern, alle mit Stiegen, in denen die alten Onkel, später die Söhne und Jungherren lebten. Unter dem Vorderhause gab es herrliche Keller, mit ganz kleinen Fenstern, je mehr aber die Wohnung anstieg, um so höher und heller wurden die unter ihr liegenden Räume, die zu Vorratskammern benutzt wurden. Den Hof in die Quere schließend, stand ein großer Bau, die sogenannten „Steinhäuser" geheißen, die in drei Stockwerken übereinander große Warenräume enthielten, mit „Luken" und „Windhölzern", um die Waren vom Hofe emporzuheben. Daneben führte ein langer Torweg in die Breitstraße und zwar unter dem Nachbarhause durch, das also auf dieser Stelle keinen Grund und Boden hatte, so daß ein Zimmer in die Luft gebaut war.

Das Geschäft des Großvaters muß eine sehr ausgebreitete Kolonialwarenhandlung gewesen sein. Er hatte sechs Verkaufslokale in der Stadt, das eine im eigenen Hause zunächst der Haustür, und eines in nächster Nähe der Lehmpforte. Dieses wurde ganz besonders stark frequentiert, denn in den Vorstädten gabs damals gar keine Läden, auch in Anbetracht des Festungs-Terrains, — daher die Kommis früh morgens, um sechs Uhr schon, in dieses Geschäft gehen mußten, wo sie stets einen, bereits ihrer harrenden, Trupp Menschen vor den geschlossenen Türen antrafen. Natürlich mußte für so viele Buden eine große Anzahl Gehülfen gehalten werden, deren Senior ein alter Herr Striecker war; sie wohnten teils im obersten Stock, teils im letzten Hofzimmer. — Am Sonnabend fuhr der „Budenknecht" mit dem alten Striecker aus einem Geschäft ins andere und holte das Kupfergeld ab, — andere Scheidemünze gabs glaube ich garnicht, außer Silberrubeln und Goldstücken, manche unendlich klein, (ich habe als Kind ein solches im Wert von $1^1/_2$ Rbl. besessen, es war von der Größe des jetzigen 5 Rubelstücks, aber papierdünn,) — das die Großmutter spät abends zählte und, in Kornsäcke gefüllt, im langen Kontorzimmer, neben dem Schreibtisch des Großvaters, an die Wand gelehnt stapelte.

Alle Waren, die in diesen vielen Handlungen vertrieben wurden, ließ der Großvater mit eigenen Schiffen aus dem Auslande kommen, die dann in den sogenannten Steinhäusern gespeichert oder von der Straße aus auf die Böden gewunden wurden, die in zwei Stockwerken sich über dem Vorderhause aufbauten.

Die Schlüssel zu allen diesen Warenräumen hatte die Großmutter, nur sie gab den Kommis aus, und man begreift nicht, wie sie das zu leisten imstande war, wenn man hört, daß sie Verschiedenes, was die Handlungen jetzt aus Fabriken beziehen, selbst im Hause anfertigen ließ, z. B. Schokolade, Pfefferkuchen, Moutarde, Wachs- und Talglichte, Wachsstock, getrocknete Zichorien, Äpfel und Schwarzbeeren, feine Handseifen, verschiedene Husten-

Bonbons, süße Schnäpse, Liqueure und Spiritus, den sie alljährlich im Januar destillierte, denn die damaligen Branntwein-Brennereien lieferten nur halbbrandigen oder fünfziggrädigen „Fusel-Brandwein". Ich muß hier bemerken, daß es bis zum Jahr 1863 in den Ostsee-Provinzen fürs Land keine Akzise gab, während Reval seinen ganzen Konsum besteuerte, zu welchem Zweck am Ende der Vorstädte, an jeder Straße, die in die Stadt führte, Visitatoren, sogenannte „Besucher" wohnten, die jede Fuhre, welche zur Stadt kam, untersuchten. Da das Zunftwesen in hoher Blüte stand, mußte im Interesse der besteuerten Meister eine strenge Einfuhr-Kontrolle geübt werden; Fleisch, Brot etc. durften auch nicht in die Stadt. Da gabs denn oft Kollisionen mit landschen Hausfrauen, die im Winter zeitweilig mit ihren Familien sich in der Stadt aufhielten und von Hause sich die nötigen Viktualien kommen ließen. Von einer Dame weiß ich, daß sie einmal ihre Kutsche, mit vier Pferden bespannt, zum Duntenschen Kruge schickte, wo ihr Fuhrkerl ein schönes geschlachtetes Kalb deponiert hatte, das der Besucher im Fuder entdeckt hatte und durchaus nicht passieren ließ, während es noch lebend ungehindert hätte hinein können. —

Wie der Ältermutter, so hat auch der Großmutter, im Gegensatz zur Schwester Sophie, der Storch viel zu schaffen gemacht; zehn Kinder hat sie geboren, von denen aber fünf in sehr jugendlichem Alter starben. Bei all dieser vielen Arbeit im Innern des Hauses kam noch ein sehr reger Verkehr nach außen, nicht nur mit Freunden und Bekannten, die am Ort lebten. Zu einer Zeit, wo das Gasthauswesen noch in den Windeln lag, waren die Angereisten darauf angewiesen, die Gastfreundschaft der Verwandten oder der Geschäftsfreunde in ausgiebigster Weise auszunutzen. —

Als der Großvater zum Ratsherrn gewählt werden sollte, was zu damaliger Zeit ein gar wichtiges Ereignis war, schrieb die Ältermutter ihrer Tochter Sophie nach Nishni-Nowgorod folgendermaßen: „Übermorgen ist Ratsherrn-Wahl, der Herr Schwiegersohn soll gewählt werden, aber sage es niemand, denn davon darf vorher nichts verlauten". . . Diese Warnung wurde wohl vergeblich erlassen, denn da tief in Rußland ahnte niemand etwas weder vom Wahl-Kandidaten noch von der Wichtigkeit des Wahl-Aktes. Schließlich brauchte in jenen Zeiten der mangelhaften Verkehrsmittel ein Brief aus Reval nach Nishni-Nowgorod drei Wochen zu seiner Reise, so daß das in Rede stehende Ereignis bereits längst zur Tatsache geworden war, als die Großtante die vorläufige Meldung erhielt. — Nach erlangter Ratsherrnwürde, die dem Großvater zu großer Freude gereichte, da unter seinen Vorfahren es nicht nur mehrere Ratsherren, sondern auch Bürgermeister und Syndici gegeben hat, — wurde seine Zeit auch in Stadtangelegenheiten in Anspruch genommen, so daß die Großmutter mehr noch wie zuvor sich der Arbeit im Hause annehmen mußte.

Wenn der gesellschaftliche Verkehr auch ein sehr reger, die Gastfreiheit einen ganz unbegrenzte war, — ach außen pflegten die Damen, damals „Frauen-

zimmer" genannt, besonders die jungen Mädchen, in ihrer freien Bewegung sehr gehemmt zu sein. Zu Fuß auf der Straße sich zu zeigen, war jungen Mädchen aus gutem Hause nicht gestattet. Der Großvater besaß einen schönen Garten hinter der Systernpforte, den durften die Töchter gelegentlich allein besuchen, doch nur durch die Hofpforte und die Klosterstraße dahin gelangen, um ja nicht gesehen zu werden. Auch die Frauen machten keine Gänge in der Stadt, besuchten keine Buden oder Verkaufsläden, ja sogar die Hausstütze, Frau Hildebrand, hätte das für „unter ihrer Würde" ästimiert. Da mußte man sich denn anders zu helfen wissen. Jeden Morgen erschien nämlich „die Kommissionärin"; jedes Haus hatte eine solche, in meiner Kinderzeit war es bei der Großmutter eine Frau Trummer, der man auftrug, was alles sie im Laufe des Tages einzukaufen, zu bestellen oder sonst zu besorgen hatte, wofür sie ein monatliches Honorar erhielt. Bei größeren Einkäufen, wo die Herrschaft selbst entscheiden mußte, wurden die Waren ins Haus gebracht.

Spazieren zu gehen fiel niemand ein; wollte man Luft schöpfen oder Bekannte besuchen, so ließ man anspannen und fuhr, höchstens machte man zur nächsten Nachbarschaft einen Besuch zu Fuß, wobei aber die Frau Ratsherrin mit ihren Töchtern gewiß vom Hausknecht begleitet und wieder abgeholt wurde, der, wenn es dunkelte, den Damen mit einer hohen Stocklaterne voranleuchtete, da die Straßenbeleuchtung eine sehr mangelhafte war. Es hingen nämlich an Stricken, die in den Straßen quer von Haus zu Haus gezogen waren, Laternen, in denen Öllampen mehr qualmten als leuchteten; und in mondlosen Herbstnächten hatte die niedere Schuljugend ihren Spaß, diese Laternen, die man an den Hauswänden an eben dem Strick heraufziehen und herablassen konnte, unnützerweise zu „molestieren." Sehr dicht gesäet waren sie auch nicht gerade, und wenn auch über jeder Haustür eine Laterne angebracht war, in welcher ein Talglicht ziemlich hell brannte, das hinein und hinaus leuchtete, so gab es doch auch viele Gegenden in der Stadt, wo nur „Steinhäuser" standen, die keiner eigenen Erleuchtung wertgehalten wurden.

Bei Erwähnung des Talglichtes muß ich sagen, daß dieselben ein wichtiger Gegenstand im wirtschaftlichen und häuslichen Leben waren, sintemalen die Frauen dieselben auch selbst anfertigten, trüb brennende, ja sogar fließende Lichte die Laune des Herrn Gemahls sehr beeinträchtigten und der Eheliebsten manche bittere Stunde verursachen konnten. Die Arbeit des Lichtegießens wurde nur bei strenger Winterkälte vorgenommen, und man bediente sich dazu einer in Zinn gearbeiteten Form, die fast wie eine kleine Orgel anzusehen war. Sehr wichtig wars, wie die Dochte gemacht wurden, zu welcher mühsamen Arbeit man meist schon achtjährige Mädchen verwandte; und das erste wirtschaftliche Lob, das solch eine jugendliche Haustochter erhielt, lautete: „Sie flicht oder dreht gute Dochte". Da die Lichte in der Form, die meist nur 12 Pfeifen enthielt, erkalten mußten, konnten in vierundzwanzig Stunden höchstens zwei Guß gemacht werden, daher die Arbeit lange dauerte, bis der

ganze Vorrat beschafft war. Um zu sparen, verabreichte man in die Kinderstube, den Leuten und den Kommis meist Lichte, die „in Stof gestippt" wurden und von sehr mäßiger Qualität waren.

In späterer Zeit bemächtigte sich die Fabrikindustrie dieses Konsum-Artikels; es waren „Kasansche Lichte", die in den Handel kamen und die man vorzugsweise aus „russischen Buden" kaufte. Da solch ein Einkauf stets eine Staats-Aktion war, besonders für die älteren Damen, die noch selbst Lichte gegossen, „und wie schöne", soll es dabei oft erregte Szenen gegeben haben, zumal diese Damen absolut kein Russisch verstanden, aber es trotzdem radebrechten, obgleich der betreffende Händler gewiß besser Deutsch oder Estnisch verstand. Solch eine Unterhaltung bchauptete ein alter Herr mal als Knabe angehört zu haben, und zwar war es eine alte Dame gewesen, die, nachdem sie einige Pfund Lichte erhandelt, zu Hause aber als minderwertige erkannt hatte und dem Kaufmann zurückbrachte, ihn auf der Straße also anredete: „Schlusti, woßmi twoi Lichte, Lichte lachti (estnisch, soll heißen, die Dochte säßen nicht fest im Fett), schlechte Dachti (man sagte für „Dochte" meist „Dachte"), poddi Dibel! *) —

In Reval herrschte damals noch der starrste Rationalismus, — um nicht zu sagen, es gab dort überhaupt kein Christentum mehr, und was den wenigen dürstenden Seelen geboten wurde, das war kein Gotteswort. Es hatte so jegliche Kirchlichkeit aufgehört, daß meine Großmutter, als sie einmal aus der Kirche kommend eine ihr begegnende Bekannte bat, ihr ein wenig das Gesangbuch zu halten, eine ablehnende Antwort erhielt, weil die andere sich nicht in den Verdacht bringen wollte, kirchlich zu sein! — Eine andere Dame, Pastorstochter, als Pflegekind in einer adligen Familie auf dem Lande aufgewachsen, war vierundzwanzig Jahre alt gewesen, als sie die erste Bibel „sah". Da wurde Christian Gottlieb Mayer aus Deutschland via Riga nach Reval berufen als Pastor primarius zu St. Olai und als Superintendent des Stadt-Konsistoriums, der mit dem ganzen Ernst eines treuen Seelsorgers das herrschende Heidentum beseitigte, der Kirche und der Bibel zu ihrem Recht verhalf. Superintendent Reinhold Girgensohn sagt von ihm in der Biographie seines Vaters Otto Girgensohn**), der Mayers Nachfolger war: „Er muß ein gewaltiger Mann gewesen sein, denn sein Andenken lebt noch in der Gemeinde fort, und sein Name wird von den alten Leuten mit der größten Hochachtung genannt." —

Darüber brach das Jahr 1812 ins Land, die Franzosen-Invasion, und wenn auch Estland und Nord-Livland nicht direkt in Mitleidenschaft gezogen wurden, so hatten sie doch schwer genug an der nachfolgenden Finanznot zu

*) Daher die Redeweise, wenn jemand unmotiviert sagte: „ich dachte", antwortete man: „ach was, Dachte sind keine Lichte!"

**) Siehe Balt. Monatsschrift.

leiden, die nicht nur Handel und Wandel in den Städten immer mehr schädigte, sondern auch den Landmann ruinierte, den Kredit untergrub. Nur zu hohen Zinsen war es möglich, auf dem Privatwege Kapital auf Grundbesitz zu erhalten, öffentliche Banken gabs nicht, und zwar soll in Reval nur ein Handelshaus überhaupt dazu die Mittel gehabt haben; an dessen Spitze stand eine Frau, die ihre dadurch errungene Macht bis über die Grenze des Zulässigen ausnutzte und das ganze Land tyrannisierte. Wenn z. B. ein Predigtamts-Kandidat sich um eine vakante Landpfarre bewerben wollte, so wandte er sich mit seiner Meldung nicht etwa an den betreffenden Patronatsherrn, sondern machte nur in Reval der gestrengen Frau Thornhill*) einen Besuch. Wem von den jungen Aspiranten es gelang, von ihr für passend erachtet zu werden, der konnte seiner Wahl sicher sein, denn sie ließ sofort dem Konvent die Mitteilung machen, man habe den und den zu wählen, sie erwarte, daß man ihrem Wunsche willfahre, widrigenfalls sie alle Kapitalien, die sie ins Kirchspiel geliehen, kündige.

Schließlich gelang es der Ritterschaft, die Ketten zu zerreißen: 1802 wurde die Kredit-Kasse gegründet, die ausgiebige Hülfe brachte. Der allgemeine Zahlungstermin, der, wie in Riga und Mitau, bis dahin zu Johanni gewesen, wurde seitdem ein anderer, da die Kredit-Kasse im März und September nicht nur die Zinsen empfing und zahlte, sondern auch alle übrigen Geschäfte abwickelte. Dadurch verlor der Johannimarkt, der alljährlich vom zwanzigsten Juni bis zum ersten Juli abgehalten wurde, viel von seiner Bedeutung, die er wohl durch Jahrhunderte sich erhalten hatte. — In der Jahrmarktszeit wurden auf dem, von hohen Linden beschatteten, wenig geräumigen freien Platze vor der St. Nikolaikirche leichte Bretterbuden aufgeschlagen, in welchen sowohl die einheimischen Revalschen, wie die angereisten fremden Kaufleute ihre Waren feilboten, und eine große Menschenmenge sich in den engen Zwischenräumen hin und her zu bewegen pflegte. Der ganze Adel des Landes kam zur Stadt, es wurden nicht nur Geschäfte, sondern auch Verlobungen geschlossen, Gesellschaften gegeben, Fahrten in die Umgegend der Stadt unternommen; ein reger Verkehr von Menschen und Equipagen belebte die Straßen.

Es war dieser Johanni-Termin ein in jeder Hinsicht sehr bequemer, die Landwirte hatten ihre Wirtschaft bestellt, auch die Gerste war nicht nur in der Erde, sondern schon aufgekommen, bis zum Roggenschnitt war noch Zeit, die Düngerfuhr aufs Brachfeld und den Beginn der Heuzeit konnten Kletenkerl und Kubjas indes allein besorgen, während jetzt die März- und Septemberzeit sich meist durch schlechtes Wetter und schlechte Wege auszeichnet und das Reisen erschwert. Ein alter Herr soll damals von den jungen Damen gesaht haben: „Erst wurden sie eingebracht, (d. h. zur Stadt. „Wann kommen Sie ein?"

*) Das hat mir meine Großmutter erzählt.

damals gebräuchliche Redensart) dann wurden sie umgebracht (d. h. herumgeführt), danach ausgebracht (d. h. klatschweise verlobt) und, wenn nicht angebracht, wieder weggebracht." —

Um wieder auf die Landwirtschaft zurückzukommen, so war dieselbe so veraltet, daß die neuerrichtete Kredit-Kasse nur teilweise der finanziellen Not abhelfen konnte.

Da ging am preußischen landwirtschaftlichen Himmel ein neuer Stern auf, Dr. Thaer zu Möglin, der den Klee- und Kartoffelbau, die Wiesenkultur, die Schafszucht einführte. Die alten Herren meinten wohl, wer Gras säete, könne nur Gras ernten, worauf die Neuerer erwiderten: das gerade wollten sie, und was die Schafzucht anbeträfe, käme man nur durch Wolle in die Wolle. Damals meinte ein alter Herr, es sei das jetzt ein eigen Ding, die Schafe nähmen alles Interesse für sich in Anspruch. Früher, wenn man Bekannte traf, fragte man: wie geht es Ihrer Frau, was machen Ihre Kinder? nun dagegen heiße es: wie befindet sich Ihr Bock, wieviel Pfund scheren Sie per Kopf? —

Viele der älteren fortschrittlichen Herren sandten ihre Söhne hinaus auf die hohe Schule zu Dr. Thaer, der z. B. das Gipsen des Klee einführte und die Vorzüglichkeit dieser Methode veranschaulichte, indem er auf dem Versuchsfelde mit Gips in riesigen Lettern schrieb: Hier ist gegipst! also, daß die derartig gedüngten Pflanzen, groß und dunkelgefärbt, aus dem blassen übrigen Grün hervorstrebend, das Lob dieser Methode verkündeten. — Zu Thaer gingen auch zwei junge Barone, nachdem sie die Domschule in Reval absolviert und einige Jahre auf der jungen Universität zu Dorpat studiert hatten, holten sich bei ihm tüchtige Kenntnisse und brachten schöne Schafheerden mit ins Land, erhielten auch sogleich, da in Estland bekanntlich jeder sofort einen Spitznamen abfängt, die Bezeichnung: die schönen Schäfer von Möglin. —

Nicht nur zu Bildungszwecken, auch zum Vergnügen wurde damals, trotz der mangelhaften Kommunikationsmittel, verhältnismäßig viel gereist, natürlich mit bedeutend größerem Zeitaufwand als jetzt. Auch konnten die minderbemittelten „Ausgereisten" den Daheimgebliebenen nicht häufig Nachricht geben, da das Briefporto ein sehr hohes war, man daher gern Gelegenheiten benutzte, die sich denn auch, zumal in Berlin, manchmal fanden. Es bestand nämlich ein ganz regelmäßiger Fuhrmannsverkehr nach Königsberg und von da wiederum nach Riga. Natürlich durfte man sehr schleunige Beförderung nicht erwarten, doch verstand man es in dieser Hinsicht sehr, sich in Geduld zu fassen, was folgender Brief eines jungen Balten veranschaulicht, der, 1826 in Berlin studierend, seiner Schwester nach Estland schrieb: „Diesen Brief, liebe Molly, wirst Du sehr rasch erhalten, denn Fölkersahm, der ihn mitnimmt, reist morgen (NB. nicht etwa per Extrapost, sondern per Hauderer nach Königsberg, von da mit einem baltischen Frachtfuhrmann im Planwagen nach Riga), gibt ihn in Riga Bruder Adolf ab, der

ihn nach Dorpat Bruder Auguſt ſchickt, von wo Fuhrmann Voigt ihn bald Dir nach Reval bringt." —

Die Reiſen en famille verſtand man ſich ſehr gemütlich einzurichten. So reiſte z. B. 1840 ein Rittergutsbeſitzer aus Eſtland mit ſeiner Frau und ſeiner ſiebenjährigen Tochter im großen eigenen Reiſewagen, Sechsſpänner, mit Extrapoſt hinaus, und nahm ſich einen Geſellſchafter mit, einen jungen Kandidaten der Theologie, der irgendwo in der Nachbarſchaft Lehrer geweſen war und ſpäter Profeſſor in Dorpat wurde. Beide Herren nahmen den Kutſchbock ein, der verdeckt, aber vorn offen, dabei am Wagen hoch angebracht, einen luftigen Sitz mit unbegrenzter freier Ausſicht bot. — Der Poſtillon ritt auf dem Sattelpferde, wurde aber häufig, ſeitdem man die Grenze überſchritten, ins Geſpräch gezogen, um Auskunft zu geben über Land und Leute. Im Wagen, der ſehr bequem gebaut war und in den Seitenwänden einen Waſchapparat, einen Bücherſchrank und einen Eßkoberbarg, ſaß ſich's ſehr gut, die gnädige Frau ihrerſeits hatte ſich eine Freundin als Geſellſchafterin mitgenommen. Schließlich ſaßen auf dem Bedientenſitz, der ebenfalls verdeckt war und Schwimmer genannt wurde, der Kammerdiener und die Kammerfrau.

Dieſe zahlreiche Geſellſchaft verurſachte in Betreff der Weiterbeförderung durchaus keine Mehrausgabe (ausgenommen bei der Einkehr), denn anders als mit ſechs Pferden beſpannt wurde dieſer große Wagen nicht expediert. Kam eine Stadt in Sicht, ſo mußte der Poſtillon den Namen nennen, den der Kandidat durchs geöffnete Kutſchenfenſter den Damen meldete, worauf Fräulein von Gernet aus dem Bücherſchrank einen Geographie-Leitfaden nahm, die betreffende Stadt nachſchlug und alles Bezügliche laut vorlas. So durchreiſte man nicht nur Deutſchland, ſondern ging über Paris durchs mittlere und ſüdliche Frankreich, bis in die Pyrenäen, von wo man ſich zurückwandte, um den Winter in Karlsruhe zu verbringen. Dort, wo man zur Zeit der ſpäten Obſternte eintraf, wurde ein Haus mit Garten gemietet.

Über all dieſen Betrachtungen verſchiedener Geſchichten und Erlebniſſe haben wir die beiden Schweſtern und den ſie umgebenden Familienkreis ganz aus dem Auge verloren. Ihnen allen war ein ſehr langes Leben beſchieden. Trudchen, die Großmutter, erreichte das 80. Jahr, bei gutem Gehör und Geſicht, ſich nur ſelten der Brille bedienend, fünfundſechzig Jahr ſeit ihrer Hochzeit immer im ſelben Hauſe lebend. Ihre drei Brüder überſchritten alle das fünfundſiebenzigſte Jahr, ihr Sohn, ſtets in England lebend, ſtarb im einundachtzigſten Jahr, ſechs Wochen nachdem er von ſeiner alljährlichen Reiſe auf den Kontinent heimgekehrt. Diesmal hatte er eine Schweizerreiſe unternommen, war auf dem Rigi geweſen, hatte das Berner Oberland, den Genferſee und Chamonix beſucht und noch eine Tournee durch ganz Deutſchland gemacht. — Ihre älteſte Tochter wurde achtundachtzig Jahre alt und entſchlief ohne Krankheit, nachdem ſie Tags zuvor ihre ganze große Familie bei ſich zu Mittag geſehen, alle Kinder, Großkinder und Enkelkinder, denen ſie ſelbſt die

Suppe vorgelegt. Die zweite Tochter der Großmutter starb freilich erst vierundsechzig Jahre alt, — an der Cholera; ihre beiden Tanten lebten noch und jammerten über die schreckliche Krankheit, an der so junge Menschen stürben. Phiechen, Sophie, die Großtante, als Kind zart und schwächlich, erreichte gar das zweiundneunzigste Jahr, war nie krank gewesen, besuchte mit fünfundachtzig Jahren noch regelmäßig die Kirche, auch Konzerte und spielte sehr gern Preference. Seit ihrem fünfundsiebenzigsten Jahr wurden ihre Augen schwach, so daß sie nicht lesen und schreiben konnte, sich viel vorlesen ließ, aber ein vorzügliches Gedächtnis hatte, z. B. den Gothaischen Almanach fast auswendig konnte und in verschiedenen Sprachen Gedichte rezitierte. Einige Wochen vor ihrem Ende begann sie zu klagen, daß ihr ganz bekannte Namen entfielen, was ihr sehr ärgerlich war, und nach kurzer Krankheit entschlief sie.

Nachdruck verboten.

# Francis Bret Harte und Maxim Gorki.

Von Anna Stahl-Schroeder (Peterskapelle).

Am 5-ten Mai dieses Jahres waren seit dem Tode des einst so gefeierten amerikanischen Schriftstellers Bret Harte zehn Jahre vergangen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich das Urteil über ihn mittlerweile ein wenig geändert hat. Er wird nur noch anerkannt, — nicht mehr gefeiert.

Ja, die Bewohner von San Franzisko gehen so weit, ihn seiner „perversen Romantik" wegen vollständig abzulehnen. Sie wünschen nicht, daß die wildbewegte Vergangenheit ihres Landes und teilweise auch die ihrer Väter, literarisch beleuchtet wird.

Auf diese ihre persönlichen Gefühle wird die Literaturgeschichte der Zukunft wohl kaum Rücksicht nehmen können.

Sie vergessen, daß Romantik etwas Gegebenes ist in einem Lande, in dem es schöne Menschen, wilde Leidenschaften und eine bezaubernde Natur gibt und daß nur eine Dichterhand und ein Dichterherz im stande waren, allgemein menschliche Teilnahme für die wilde Gesellschaft zu erwecken, die sich während der Goldfieber-Periode in Kalifornien zusammenfand.

Als Bret Harte noch unter den Lebenden weilte und auf der Höhe seines Ruhmes stand, wurde sein Schaffen von Udo Brachvogel mit folgenden Worten charakterisiert: „Er hat es verstanden, die Flamme der mitleidvollsten Menschlichkeit, — der schrankenlosesten Hingabe des Menschen zum Menschen auflodern zu lassen. Und nicht etwa als bizarren Theaterblitz, sondern als echtes Altarfeuer, dem wir glauben, dem wir uns neigen, wie einer Enthüllung der nie irrenden Natur selbst. — Das macht diese simplen Ge-

schichten zu evangelienhaften Besiegelungen für das eine: daß es keinen Bruch mit Menschenadel und Menschengesittung gibt, in dessen Abgrund der alles sühnende Liebestrieb des einen zum anderen nicht doch hinabdringt!"

Beim Lesen dieser Worte wird man auch an Gorki erinnert.

Beide schildern „gewesene Leute", — und man kann Bret Hartes Glücksjägern in noch ausgedehnterem Sinn diese Beziehung zu teil werden lassen, weil sie größtenteils aus höheren Kultursphären stammen.

Beide Dichter besitzen den unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen, und dieser Glaube dokumentiert sich in ihren Werken.

Auch die Ausdrucksformen ihrer Kunst sind dieselben. Sie haben Dramen, Romane und Skizzen geschrieben, und beiden wurden die kleinen Geschichten zu Trägern ihres Weltruhms.

Wie sich der germanische und der slawische Dichter mit dem Leben und der Kunst, mit ihrem Selbst und ihrer Umgebung auseinandersetzten, kann man in ihren Werken aufgezeichnet finden.

Mit dem Licht ihres Geistes und der Wärme ihres Herzens versuchten sie die Mitmenschen davon zu überzeugen, daß auch die allerletzten noch einer Handreichung oder eines teilnehmenden Blickes wert sind.

Gorki läßt einen seiner Helden die bedeutungsvollen Worte aussprechen: „Überall, wo es Menschen gibt, ist auch das Gute vorhanden. Das Recht daran zu glauben, habe ich teuer erkauft, dafür besitze ich es für's ganze Leben."

Er hatte Gelegenheit, seine physischen und seelischen Kräfte zu betätigen. Er war Hafenarbeiter gewesen, und er konnte seine Mitarbeiter, seine Wandergefährten, alle seine traurigen Bekanntschaften durch seine plastische Schilderung lebenatmend vor uns hinstellen. Ohne jede Vergoldung, unbeeinflußt durch romantische Raubrittergeschichten, ohne viel Reflexion, mit klarem Blick, mitfühlendem Herzen und sicherer Hand zeichnet er diese Wesen, die jenseit des gesellschaftlichen Zaunes leben. Wer das russische Volk kennt, kann ihn ganz verstehen. Ferne von Pathos und Effekthascherei verbergen diese Menschen, oft hinter einem stumpfen Äußeren, tiefe Innerlichkeit und Aufopferungsfähigkeit. Die große natürliche Einfachheit ist ihnen eigen, die vor jedem falschen Ton in einer Gefühlsäußerung zurückweicht und für Bravade und Selbstgefälligkeit nur ein Achselzucken und ein spöttisches Lächeln hat. —

Als Bret Harte schon ein bekannter Dichter war, lief der kleine Peschkow noch als unwissender Straßenjunge umher. Er war nicht nur unwissend, sondern stand auch jeder geistigen Beschäftigung feindselig gegenüber. Erst als er seine Wolgafahrten antrat, änderten sich seine Lebensanschauungen.

Mit ernsten Kinderaugen blickte er in die Ferne, sah die Wolgaufer vorübergleiten und begann zu ahnen, daß hinter Armut und Sorge noch eine Welt der Schönheit und des Reichtums liegen kann; daß es ein fernes wunderbares Land gibt, welches man vielleicht betreten könnte, wenn man nur den Mut dazu hätte.

Bret Harte hatte zur selben Zeit volle Lorbeerkränze geerntet. Er wußte, wie reich und schön das Leben sein kann.

Sein scharfer Verstand, verbunden mit Gemüt und glänzendem Humor, befähigten ihn, in der Seele seiner Mitmenschen wie in einem offenen Buch zu lesen.

Der amerikanische Gentleman und der russische Prolet gleichen sich auch darin, daß sie gute Landschaftsschilderer sind. Sie geben Reflexbilder erlebter Stimmungen. Die Beschreibung ist gegenständlich und poetisch.

In seinen Schilderungen offenbart Bret Harte ein großes malerisches Talent. Er kennt die Poesie der Prärie und der herrlichen Wälder Nordamerikas. Die reißenden Ströme, die Felsen, die grünen Täler, der Staub, der Schnee, die Hitze, die Kälte — alles wird zum Bilde, das der Künstler in ihm genießt.

Gorki kennt die Poesie der Steppe, der dunklen Wälder Rußlands und die schimmernde Pracht des Schwarzen Meeres. Und in diese Landschaften, die uns zuweilen wie visionäre Traumbilder anmuten, stellt er seine bemitleidenswerten „gewesenen Leute".

Worin liegt nun der Unterschied zwischen den beiden Dichtern?

Gorki ist ein fanatischer Wahrheitssucher.

Bret Harte ein fröhlicher Schönheitssucher.

Gorki grollt und grübelt und philosophiert.

Schmerzlich bewegt starrt er ins Dunkel mit der bangen Frage: Werde ich das Ziel erreichen? Mit verächtlichem Seitenblick streift er materiellen Aufwand, Luxus und alle Äußerlichkeiten des Daseins.

Bret Harte ist Ästhet und genießt mit dem befriedigten Auge des Amateurs Äußerungen mondäner Elegance und Offenbarungen der Schönheit in Natur, Kunst und Menschenleben.

Gorki trägt auf gebeugten Schultern das Erbteil der slawischen Rasse, die finstere Melancholie, mit sich umher und kann es sich nicht versagen, auch da, wo er Lebensfreude predigt, mit dunklen Farben zu malen.

Bret Harte schaut mit hellen, strahlenden Augen in die Welt — und in seinen Werken sprüht und leuchtet es von freudiger Lebensbejahung!

Gorki verfällt in das Pathos, das Schmerz und Bitterkeit geben; Bret Harte findet leise innige Töne, die an Dickens erinnern.

Verweilen wir jetzt ein wenig bei Bret Harte.

Er ist 1839 in Albany im Staate Newyork geboren; gestorben in England 1902.

Sein Vater war Lehrer des Griechischen an einer Schule in Albany. Der Sohn konnte daher an den Quellen der Weisheit sitzen, doch starb der Vater sehr früh und der Knabe kam in eine andere Schule, und hier war er, wie er selbst sagt, ein Faulpelz.

Es ist auffallend, wie oft dieser Ausdruck — mehr oder weniger ver-

schleiert — in Künstler- und Dichterbiographien vorkommt. Das richtige Wort ist es auch gewiß nicht.

Wenn ein großes Talent vorhanden ist, weigert sich der Genius des Kindes instinktiv dagegen, daß seine noch schwachen Flügel mit Dingen belastet werden, die ihm nicht kongenial sind. Bret Hartes Werken merkt man es an, daß klassische Studien ihm nicht fremd waren; sie gingen aber auch gerade nur so weit, als nötig war, um nicht Frische und Ursprünglichkeit zu rauben. Keiner ist für ihn vorbildlich gewesen. Er ist ein ganz und gar Eigener.

Als fünfzehnjähriger Junge verließ er die Heimat, und seine Lehr-, Wander- und Irrjahre begannen. Auch das Suchen und Graben nach Gold hat er zeitweilig betrieben, — aber nicht mit sehr viel Erfolg.

Desto freundlicher war ihm Göttin Poesie gesinnt. Sie führte ihn auf goldschimmernden Wogen zu glücklichen, sonnigen Gestaden.

Mit 18 Jahren wurde er Journalist in San-Franzisko und kam damit in sein richtiges Fahrwasser. Jetzt entstanden in rascher Folge Gedichte, Skizzen und kleine Novellen. Er brauchte seine Gedanken ja nur in die jüngste Vergangenheit schweifen zu lassen, und da standen sie alle vor ihm: Spieler und Vagabunden, ehrliche Arbeiter und naive Backfische, schöne Frauen und blaublütige Abenteurer. Sie zogen an ihm vorüber: jung und lebenslustig oder müde und krank, stolz und lächelnd oder arm und verbittert — und alle fragend: Kennst du mich noch? erinnerst du dich meiner?

Die Rede ging hin und her zwischen ihnen — bis der Dichter sich an den Schreibtisch setzte und die Feder übers Papier flog und er sie alle in seinen Werken erstehen ließ: John Oakhurst und Hamilton, Oberst Starbottle und den schönen Jack Hamlin, der in seiner Nonchalance an die dekadenten Figuren der Gegenwartsdichtung erinnert, — und alle die anderen Leute, von denen man, trotz ihrer lebhaften Sympathien für Gesetzlosigkeiten aller Art, doch gern wieder etwas hört.

Es seien hier einige seiner kleineren Erzählungen namentlich angeführt.

„Das Glück von Roaringcamp" war die erste Novelle, die er in die Öffentlichkeit sandte, und sie bekundete gleich ein sicheres, in sich gefestigtes Talent.

Die Skizze „Eine Episode aus dem Leben eines Spielers" überrascht durch ihre Pointe.

Die kalifornische Erzählung „Brown von Calaveras" ist ein kleines Kunstwerk, formvollendet und voll psychologischer Feinheit.

Der Konflikt entsteht dadurch, daß eine schöne Frau zwischen zwei Männern steht, die nebenbei Freunde sind.

Dieses Thema ist ja oft behandelt worden — aber nicht immer mit so viel Meisterschaft und so diskreten Farben.

Mit der Macht, die dem Künstler zu Gebote steht, stellt er lebendige Wesen hin, deren Gegenwart überzeugend wirkt.

Dazu kommt der durchdringende Blick, der die Schönheit der ganzen Welt umfaßt, und sein Mitgefühl mit jedem lebenden Wesen, — auch mit den Tieren. Wo Tiere in seinen Erzählungen eine Rolle spielen, und das kommt recht häufig vor — man denke nur an die verschiedenen Reitpferde — da hat er sie mit demselben unparteiischen Interesse und mit derselben Achtung vor ihrer Individualität geschaut, wie menschliche Figuren.

Die Helden seiner kleinen Geschichten mit ihrer fiebernden Abenteuerlust sind immer bereit, sich in Gefahren jeder Art zu stürzen.

Was ist das für ein Ritt, den der tollkühne Dick am Weihnachtsabend in die Nachbarstadt unternimmt! Er kämpft mit der Störrigkeit seines Pferdes, mit Wegelagerern und mit der reißenden Strömung des Flusses, nnd das alles — um einem kranken Kinde am Weihnachtsmorgen etwas Spielzeug in die mageren Hände legen zu können.

Die Novelle „Thankful Blossom" beginnt mit den Worten: „Zeit: das Jahr des Heils 1779, Ort: Morristown in Jersey." Und damit ist das Milieu gegeben, in welchem Dinge passieren können, über die der Leser sich nicht weiter wundert. Es ist ein Ausflug in das Gebiet der Romantik — mit historischem Hintergrund. Die junge Heldin ist mit der Reitgerte ebenso schnell bei der Hand, wie Bret Hartes Kavaliere mit dem Revolver. Das Historische wird durch Washingtons sehr sympathische Erscheinung angedeutet.

Der Dichter kann mit wenigen Worten den gewünschten Eindruck hervorbringen. In einer seiner Erzählungen steht eine Dame eines Abends am Fenster ihres Landhauses und wartet auf das Vorüberfahren einer Equipage, in welcher sie einen geliebten Jemand vermutet. „Da kam es heran mit tanzenden Lichtern, musikalischem Klirren des Geschirres, einer Kadenz von Hufschlägen, die ihr Herz in gleichem Takte pochen machten, — und war verschwunden."

Anschaulicher und kürzer wird man diesen Vorgang wohl kaum wiedergeben können. —

Es ist zu bedauern, daß Bret Harte uns in seinem einzigen großen Roman „Gabriel Conroy" kein Werk hinterlassen hat, das seinen Novellen und Skizzen als gleichwertig an die Seite gestellt werden könnte. Wie ein schöner Strom rauscht die Erzählung in den ersten Kapiteln dahin, — um dann leider klaftertief abzufallen und zum Schluß vollständig zu versanden. Anstatt der Schönheit, Kraft und Geschlossenheit des Anfangs finden wir später nur Langeweile und Verworrenheit. Der Stoff zerrinnt dem Dichter unter den Händen. Einzelne hübsche Episoden machen kein Ganzes.

Auch mit seinen Dramen hat er kein Glück gehabt. Es sind durchaus lebensfähige Menschen, die da auf die Bühne treten, — aber aus deren Gehen und Kommen und Hin- und Herreden wird kein Drama.

Ein großer Unterschied macht sich zwischen beiden Dichtern in der Art bemerkbar, wie sie die Sagen, Märchen und Legenden ihres Landes erzählen.

Es fallen Schlaglichter auf das Volk, das sie gedichtet, und auf die Dichter, die sie verzeichnet haben.

Bret Harte faßt sie von der humoristischen und phantastischen Seite, — Gorki wird melancholisch, wenn er das heimatliche Märchenreich betritt. Er feiert die alten Zeiten, in welchen es noch möglich war, Märchen zu erleben, und vergleicht sie mit der Gegenwart, die nur an „Spott und kaltem Mißtrauen reich ist und arm an großen Ereignissen und starken Menschen."

In der Sage „Die blauen Funken" wird vom Helden Danko erzählt, der sich für seine Gefährten opfert: sie haben sich alle im Walde verirrt und Danko reißt sich das Herz aus der Brust und es leuchtet wie die Sonne — und so geht er voran, der Selbstvernichtung entgegen, bis sie einen Ausweg gefunden haben.

Das ist die Märtyrer-Poesie, die dem slawischen Volk so sympathisch ist.

Durch Gorkis Schaffen gehen zwei Richtlinien. Am bezeichnendsten für seine gewalttätige Lebensphilosophie ist die Allegorie: „Vor dem Angesicht des Lebens." Auf alle Fragen und Bitten hat das Leben nur eine Antwort. Mit eisigem Lächeln spricht es: „Bitte mich nicht — nimm dir alles selbst! Kämpfe mit mir, besiege mich — und werde mein Herr; — dann werde ich dein Sklave sein!" —

Er wird nicht müde, den Typus dieser selbstherrlichen Helden vorzuführen. Diesen Herrenmenschen im Sinne Nietzsches gehört seine ganze Bewunderung! Sein Herz gehört den anderen: den Kindern mit den hungrigen Augen, den Müden und Kranken, Alten und Armen, deren Los es ist, von den Gewaltmenschen vernichtet zu werden. Dieses Mitgefühl mit den Zertretenen und Deklassierten hat den Dichter groß gemacht. Das Schauspiel „Nachtasyl" trägt den Untertitel „Szenen aus der Tiefe", und damit ist alles gesagt. Der Dichter, dem es selbst vergönnt war, aus der Tiefe zum Sonnenlicht empor zu steigen, kennt diese Wesen, die alle am Leben leiden.

Wie ein Traum des Glücks erscheint ihnen der Gedanke, daß es anders werden könnte, daß sie ein neues Leben anfangen könnten. Es ist ihnen wie denen, die während schneller Fahrt durch einen finsteren Wald plötzlich eine helle Lichtung sehen. — Es gibt irgendwo in der Welt Licht und Sonnenschein . . . und sie versinken in ihre Träume und warten darauf, daß die Tür sich öffne und das Glück hereintrete.

Wenn Gorki etwas betonen will, geschieht es scharf und schneidend.

In seiner Erzählung „Die Busenfreunde" wird das Sterben des einen der beiden Freunde, der den Beinamen „der Hoffende" führt, geschildert.

Es ist Frühling. Überall regt sich neues Leben. Die Sonne überströmt die Erde mit ihren Liebkosungen. „Die Wälder stehen verschleiert in graublauer Dämmerung da."

Die beiden Freunde kriechen, halbverhungert und krank, aus ihrem Versteck und erfreuen sich am Anblick der grünenden Erde. Der Hoffende kann

nicht weiter und legt sich zum Sterben nieder. Der langsame qualvolle Tod dieses elenden Menschen steht in schreiendem Kontrast zu dem reich und voll aufblühenden Leben ringsumher. Resignierte Bitterkeit und hoffnungslose Verzweiflung starren dem Leser aus jeder Zeile entgegen. Und mit gleichgiltig harmlosem Lächeln geht der Frühling über die Erde.

In der Erzählung „Mein Reisegefährte" spricht sich der Dichter in schmerzlicher Empörung über die gegenseitige Verständnislosigkeit der Menschen aus, die doch — so lange sie auf Erden weilen — Weggenossen sind.

Die Szene spielt am Südufer der Krim. Seine Seele ist erfüllt von der wunderbaren Schönheit der ihn umgebenden Natur. „Es kam ihm vor, als befände er sich am Ende der Welt und blickte hinaus in die Unendlichkeit, in dies bezaubernde Rätsel, — und das Herz dieses Dichters, der als armer Wandergeselle durch die Welt zog, pochte zitternd im glückseligen Bewußtsein, daß es ihm vergönnt war zu leben . . .

Da reißt ihn das rohe Lachen seines Reisegefährten aus allen Himmeln.

Schweigend, in heißer Liebe hatte er die ganze Natur umarmt — und sie, die Natur, hatte ihn in der Person eines niedrig gesinnten Menschen verspottet."

Der slawische Wahrheitsfanatiker betont voller Sarkasmus die häufigen Kontraste zwischen Naturfrieden und menschlicher Seelenqual. Bret Harte, mit seinem feinen Ohr für die Schönheit der Sprache und für die leisesten Seelenregungen, macht von seinem Dichterrecht Gebrauch und vermeidet Dissonanzen. Er gibt seinen Romanfiguren gern die stimmungsvollste Beleuchtung.

Ob er das Grauen oder den Paradiesesfrieden in der Natur schildert — es ist immer ein harmonisches Zusammenklingen aller Farben und Töne.

Jenny, „die Rose von Tuolumne" und der junge Ridgeway stehen auf einer Anhöhe, umflossen von Waldeshauch, Mondschein und Stille, und es schien ihnen, „als wären sie das einzige Menschenpaar, für welches diese herrliche Erde, die in schimmerndem Blau vor ihnen lag, geschaffen worden."

Gorki läßt alles mit einer gewissen Selbstverständlichkeit geschehen, das Gute und das Böse, ohne viel zu urteilen und zu wägen. Er ist stolz und verbittert und wirft seine Blätter mit einem Achselzucken ins Publikum.

Bret Harte zieht erfreut das Gute und Schöne hervor, wo er es findet, und erzählt mit vornehmer Reserve und humoristischem Augenzwinkern von seinen entgleisten Helden. Zuweilen ist es nur ein Blick, ein Wort, die blitzartig die Situation erhellen. Blasierte, aus der vorgesehenen Bahn geschleuderte Kulturmenschen stellt er in die Wildnis, — und es freut ihn zu sehen, daß sie nicht loskommen von sich selbst, von edler Sitte und alter Kultur. — Sie blicken spöttisch umher, werfen sich mit ausgebreiteten Armen dem abenteuerlichsten Leben entgegen, glauben sich frei, — und können doch dem Gesetz nicht untreu werden, das sie in sich selbst tragen.

Gorki verachtet aus tiefster Seele alle Kulturmärtyrer und Bildungsphilister. Er ist überzeugt davon, daß alles Gute nur von unten kommen kann, aus der Sphäre der Naturkinder, die der Erde am nächsten stehen und noch unverbrauchte Kräfte haben. Er macht keinen Unterschied zwischen vornehm und gering. Sie stehen für ihn alle auf derselben Stufe, wenn sie ohne Ideale und ohne geistige Regsamkeit dahinleben und nicht die nötige Energie haben, um gegen die Gesellschaftslüge zu protestieren.

In einer russischen Zeitung wurde einmal ein Festmahl beschrieben, das die reichen Kaufleute von Nishni Nowgorod ihrem berühmten Landsmann gaben.

Zum Dank für die Adresse und das wertvolle Gemälde, das seine Gastgeber ihm darbrachten, las Gorki ihnen eine Geschichte vor.

Sie handelte von einem jungen Schriftsteller, der unerwartet in den „Sumpf der Popularität" geraten war. Es hieß da unter anderem: „Unter euch gibt's wenige, die heiß daran glauben, daß der Mensch der Urheber und der Herr des Lebens ist. Die meisten von euch sind Sklaven des Lebens und freche Wirte desselben, alle aber seid ihr sanftmütige Kleinbürger, die nur zuweilen die Stelle echter Menschen vertreten . . .

Das Glück will mit festen, muskelstarken Armen erfaßt werden, — ihr aber, die ihr feige, schwächlich und krank seid, ihr könnt ohne Hilfe nicht einmal eine Fliege fangen . . ." Manche der Zuhörer schlichen betrübt davon. Was sollten sie auch viel darauf erwidern? — Bret Harte verletzt niemals die Form. Auch um ihn her wogte das Parteigetriebe, doch bis an die Warte des Künstlers, auf welcher er stand, kam diese Flut nicht heran. Mit feinem Griffel zeichnete er auf, was sich ihm Schönes und Interessantes in Natur- und Menschenleben darbot.

Den reichsten Stoff gaben ihm seine Erinnerungen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde Kalifornien überschwemmt von Glücksjägern aller Art. Alle Kulturstufen und alle Gesellschaftsschichten waren vertreten. Es waren junge Leute voll überschäumender Lebenskraft, verkommene Abenteurer und junge, tapfere Heißgorne, die darauf brannten, etwas zu erleben.

Dazu kam, daß von der Schönheit und Grandezza der früheren spanischen Einwohner auch noch überall etwas zu finden war. Und in dieses Märchenland kommt ein junges Menschenkind, kaum dem Knabenalter entwachsen, — ein wirklicher Dichter! —

Während der junge Bret Harte sich in körperlicher Arbeit mühte, um für sich und seine Mutter das tägliche Brot zu schaffen, konnte sein Geist die vielfarbigen Eindrücke, die wie eine Woge gegen ihn anstürmten, verarbeiten.

Wer sich in die Geschichte jener Zeiten und Gegenden vertieft, wird zugeben, daß der Dichter recht hatte und daß seine Skizzen deshalb nicht schlechter wurden, weil Geist und Humor seine Paten waren und weil die freund-

lichen Genien Phantasie, Schönheit, Romantik, Herzensgüte — eine nach der anderen — an seinen Schreibtisch traten und ihre Gaben niederlegten.

Das Unmittelbare des Selbsterlebten und Selbstgeschauten tritt uns in seinen Erzählungen entgegen. Sie gehören einer Vergangenheit an, die nie wiedererkehren kann — und manches von dem, was uns heute unwahrscheinlich und phantastisch erscheint, war ihm Gegenwart und Wahrheit.

Je weiter seine Arbeiten zeitlich zurückliegen, desto besser sind sie. Was er während der in England verbrachten Jahre geschrieben hat, zeigt ein so auffallendes Erlahmen der Schaffenskraft, daß es überhaupt nicht mehr in Betracht kommen kann.

Sein Leben liegt abgeschlossen vor uns, und wir überschauen es wie ein interessantes, schönes Landschaftsbild.

Er hatte besseres Gold gefunden, als das, welches er anfänglich suchte, und ging wie ein Wanderer durch's Leben, dem ein schönes Ziel winkt.

Was der andere von den beiden Dichtern, unser Zeitgenosse, uns noch zu geben hat, wird die Zukunft lehren.

In der Gegenwart wird von Gorki wenig mehr geredet. Durch die Tagesblätter geht zuweilen die Nachricht von seinem „Ende". Er habe sich „ausgeschrieben."

Solang ein Dichter noch unter den Lebenden weilt — und es sich um einen so reichbegabten und unberechenbaren Menschen wie Gorki handelt, kann von einem „Ende" eigentlich noch nicht mit solch einer Bestimmtheit gesprochen werden.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die deutschen katholischen Kolonien Süd-Rußlands.

Von Joseph Franck. (Odessa.)

Die in weiter Ausdehnung von den deutschen Kolonisten bewohnten Südprovinzen bilden den schönsten und fruchtbarsten Teil des Russischen Reiches. Hier findet sich fast alles, was Rußland an landschaftlichen Reizen, klimatischen Vorzügen und üppiger Fruchtbarkeit besitzt. Da wetteifern die in überreicher Südpflanzen- und Südfrüchtevegetation prangenden Küsten der Krim mit den herrlichen Gegenden und Meerlandschaften Italiens, rivalisieren die Riesenberge, die leuchtende Gletscherwelt und die zerklüfteten Täler des Kaukasus mit den prächtigen Hochgebirgspartien der Alpen. Hierher strömen zahlreiche Gäste alljährlich ins Bad und in die Sommerfrische, sei es nach den Limanbädern um Odessa, den mineralhaltigen Quellen des Kaukasus oder den sonnigen Sanatorien für Leidende und Erholungsbedürftige in der Krim.

Und welch ein farbenreiches Völker- und Rassenbild rollt sich in diesen gesegneten Ländergebieten auf! Zu den eingeborenen Stämmen gesellt sich das bunte Gemisch der eingewanderten Völker, unter denen die deutschen Kolonisten in der Stärke von mehr als einer halben Million vertreten sind. Etwa ein Drittel dieser Gesamtzahl bilden die deutschen Katholiken. In gedrängtem Überblick wollen wir ihre kulturelle Entwicklung, ihren gegenwärtigen Zustand und ihre Aussichten für die Zukunft kennen lernen.

Die Gründung der ersten katholischen Kolonien in Süd-Rußland fällt in den Zeitraum von 1804 bis 1822. So entstanden im Gouvernement Cherssson die katholischen Ansiedlungen des Liebentaler Kolonistenbezirks in den Jahren 1804—1805; des Kutschurganer Bezirks — 1808; die Beresaner Kolonien — 1809. Im Gouv. Taurien: die Kolonien an der Molotschna 1809—1810; im Neusatzer Bezirk 1805—1811. Die katholischen Kolonien bei Mariupol im Gouv. Jekaterinosslaw wurden im Jahre 1822 gegründet. In Bessarabien: die Kolonien des Malojarosslawetzer Bezirks 1815.

### Wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien.

Aller Anfang ist schwer: das mußten auch die deutschen Katholiken in Süd-Rußland erfahren. In den ersten Jahren fielen die Ernten schlecht aus, und die Kolonisten hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Doch gelang es deutschem Fleiß und deutscher Ausdauer bald, eine Reihe stattlicher Dörfer zu gründen, die wiederholt den russischen Bauern als Muster hingestellt wurden. Die deutschen Kolonien waren aber auch stets der Gegenstand großer Fürsorge der russischen Regierung. An der Spitze der Kolonialbehörde standen meist ausgezeichnete Männer, die sich als wahre Fürsorger und Wohltäter erwiesen haben. Dies gilt besonders von dem Staatsrat S. Kantenius (1750—1830). Mit unermüdlicher Geduld arbeitete er an der Einrichtung und Wohlfahrt der neuen Kolonien. Oft bereiste er die deutschen Ortschaften, um die Leute zu belehren, ihre Streitfragen zu schlichten, „aber auch die Ungehorsamen und Faulenzer zu bestrafen". Kein Zweig der Landwirtschaft blieb von ihm unbeachtet. Er ließ Getreide- und Gemüsesamen sowie das nötige Zugvieh herbeischaffen. In allen Kolonistenbezirken wurden gemeinschaftliche Schäfereien angelegt, die viel zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes beitrugen. Ebenso mußte auf seine Verordnung hin in jedem deutschen Dorfe ein bestimmtes Landstück mit Waldbäumen bepflanzt werden. So drang die Kolonialbehörde in alle Bedürfnisse der ersten Kolonisten ein. Bald machte sich denn auch in allen Gebietsteilen ein reges wirtschaftliches Leben geltend, und die deutschen Ansiedler hatten in den vierziger Jahren schon viele Erfahrungen gesammelt. Im Jahre 1851 wurde der landwirtschaftliche Verein gegründet, dessen Aufsicht 202 Kolonien unterstellt waren. Der große Einfluß des Vereins trat mit jedem Jahre deutlicher zum Vorschein, denn die Landwirtschaft entwickelte sich in den Kolonien immer

mehr. Als Vereinsorgan diente das 1845 gegründete „Unterhaltungsblatt für die deutschen Ansiedler im südlichen Rußland". Die heranwachsende junge Generation ließ sich auf den noch freien Ländereien nieder und betrieb ebenfalls den Ackerbau. Nur eine geringe Zahl der Katholiken wandte sich damals Gewerben, Handwerken oder dem Handel zu.

Mit dem Wachstum der Bevölkerungszahl und dem Steigen der Landpreise hat aber allmählich auch die gewerbliche Arbeit in den Kolonien ihren Einzug gehalten. Dies war zunächst in jenen katholischen Dörfern der Fall, wo noch keine starke Auswanderung stattgefunden hatte. In den Kolonien des Kutschurganer Tales ist der wirtschaftliche Aufschwung auf dem Gebiete des Gewerbes ungleich bedeutender als im Betriebe der Viehzucht und des Bodenbaues. Hier hat die gewerbliche Arbeit in ihren einzelnen Erzeugnissen einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den wir vergebens in anderen deutschen Gegenden des Südens suchen. Allen anderen voran steht das Dorf Selz, wo sich besonders das Gewerbe der Wagner, Zimmerleute und Eisenschmiede schnell entfaltet hat. Dann folgen in erster Reihe Straßburg, Kandel und Baden. Durch die nahe Bahnverbindung, Messen und Märkte erhalten Handel und Verkehr stets neue Pflege und Förderung. Bedauernswert ist aber die in den katholischen Kolonien immer mehr um sich greifende Vernachlässigung der Waldanlagen, die vor Jahren eine Zierde jeder Kolonie bildeten. Neue Anpflanzungen sind nur ausnahmsweise anzutreffen. Wo sich noch sorgfältig gepflegte Pflanzungen vorfinden, darf man mit Recht annehmen, daß ihr Anbau auf Anregung der früheren Kolonialbehörde zurückzuführen ist. Der Waldbestand nimmt auch beständig ab, immer weiter und breiter wird die öde Strecke, und niemand bietet den Verwüstungen Einhalt. Wo früher Waldbäume den Boden beschatteten, brennt heute die Sonne auf die unbebaute Erdscholle, oder man macht das Land urbar und zieht Getreide oder Futter für Mast- und Milchvieh. — Mehr Aufmerksamkeit wird in der Gegenwart dem Obstbau gewidmet. Einträgliche Gartenanlagen besitzen die katholischen Kolonien der Krim und einige der Umgebung des Molotschna-Flusses. In der Krim waren schon früh vorzügliche Weinpflanzungen angelegt und mit großer Sorgfalt die edelsten Traubengattungen ausgewählt. Auch im Gouv. Cherssón hatten die Kolonien der Gebiete Liebental, Kutschurgan und Beresan schöne Rebengelände aufzuweisen; doch schwindet in letzter Zeit das Interesse daran. — Dem Gemüsebau wird im allgemeinen wenig Beachtung geschenkt; meistens wird er von den Kolonisten nur zum eigenen Bedarf betrieben. Eine Ausnahme bilden die Kolonien des Liebentaler Gebietes. Hier ist der Gemüsebau schon seit langen Jahren eine reichlich lohnende Beschäftigung der deutschen Landwirte. Die Bewohner des Dorfes Kleinliebental ziehen Gemüse aller Art und decken den Bedarf der nahen städtischen Bevölkerung.

Die große Bedeutung einer tüchtigen Vieh- und Pferdezucht im Wirt-

schaftsleben wurde auch von den deutschen Katholiken des Südens nicht immer gebührend eingeschätzt, Es fehlte stets an der sorgsamen Pflege; daher war wirklich gutes Milchvieh nicht allerwärts zu finden. Hierin ist nun eine Wendung zum Bessern eingetreten. Der gesteigerte Verbrauch von Milch, Butter und Käse hat nicht nur die Preise dieser Produkte auf eine bisher nicht gekannte Höhe gebracht, sondern auch die Nachfrage nach Milchvieh in bedeutendem Maße vermehrt. Die Kolonisten haben nun die Zucht einer bessern Milchrasse erzielt. Wertvolle Herden finden sich in den Dörfern an der Molotschna. Viel wird gegenwärtig auch in den Kolonien der Kreise Mariupol und Odessa zur Verbesserung des Viehbestandes getan. Die Gutsbesitzer des Südens, von denen einige noch gewaltige Weidestrecken besitzen, haben an den deutschen Ansiedlern starke Konkurrenten gefunden. Eine bessere Pflege wurde stets der Pferdezucht zuteil. Auf den Kreis- und Gebietsausstelluugen ist das deutsche Arbeitspferd auch immer in erster Reihe zu treffen.

Manches ist im Laufe der Zeit zur Hebung des Wirtschaftsbetriebes geschehen, und ein Vorwärtsschreiten auf diesem Gebiete ist auch bei den Katholiken nicht zu verkennen. Doch mangelt es bei vielen noch an der nötigen Einsicht, daß von der heutigen Wirtschaftsweise wenig Erfolg zu erwarten ist. Der deutsche Landwirt muß die Forschungsergebnisse kennen und ausnützen lernen, welche die Landwirtschaft in erfolgreichere Bahnen gelenkt haben. In Wirklichkeit herrscht unter den Katholiken des Südens viel Wohlstand; die Gründung einer landwirtschaftlichen Fortbildungsschule wäre daher mit wenig Schwierigkeiten verbunden.

Von großer Bedeutung im wirtschaftlichen Leben der Kolonisten sind die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Kreditgenossenschaften, Konsumvereine und ein weitverzweigtes Versicherungswesen.

### Kulturbestrebungen in Kirche und Schule.

Ein wesentlicher Zug der russischen Kolonialpolitik war die Berücksichtigung der religiös-kirchlichen Interessen. Sie kamen stets in erster Linie in Betracht und waren durchweg maßgebend für alles übrige. Die erste Anregung zur Gründung katholischer Pfarreien hatte der Herzog Richelieu in Odessa gegeben. Er wandte sich an den Ordensgenal der Gesellschaft Jesu, und schon nach kurzer Zeit entwickelten die deutschen Jesuiten ihre segensreiche Tätigkeit in den katholischen Kolonien. Keine Gemeinde blieb ohne Kapelle und Schule; beide besuchten die eifrigen Seelenhirten, so oft sie sich die Möglichkeit dazu verschaffen konnten. Überall fanden diese Priester die Kapellen angefüllt mit Gläubigen und die Schulen mit lernbegierigen Kindern, die ihren Vorträgen und Belehrungen lauschten und sie zur Richtschnur ihres Lebens machten. Der unermüdliche Eifer der Jesuiten trug denn auch reiche Früchte. Brüderliche Eintracht herrschte unter der Gemeinde, und mit dem geordneten Familienleben begann auch zugleich der materielle Wohlstand vorwärts zu gehen.

Als die Jesuiten 1820 Rußland verlassen mußten, wurden Ordenspriester aus polnischen Klöstern zur Übernahme der Seelsorge berufen. An die Seite oder an die Stelle der wenigen Ordensleute traten allmählich Weltpriester, die aus verschiedenen polnischen Diözesen stammten. Allein ihre Unkenntnis der deutschen Sprache und die Verschiedenheit des Charakters ließen eine gesegnete Seelsorge nicht aufkommen. Zudem waren es oft Priester, die aus wenig ehrenvollen Gründen aus ihren Diözesen entlassen worden waren. Sie kannten nur die polnischen Verhältnisse und glaubten denselben Maßstab auch an die deutschen Einwanderer anlegen zu müssen. Es trat alsbald eine religiöse Verflachung ein, wie man sie vorher nicht kannte. Traurig stand es um die Pflege des deutschen Kirchengesanges. Von den aus der alten Heimat überkommenen Kirchenliedern war manches nur noch ein mehr oder weniger verzerrtes Abbild des Originals. Neben dem alten Liedertexte war oft auch ihr alter Geist, durch den sie so mächtig wirken, die Sangesweise, entfremdet. Niemand war da, der die frühere Liederweise ans Licht gezogen und durch eine ihrem Alter und ihrer Eigentümlichkeit angemessene Bearbeitung aufs neue eingeführt hätte. Kein Wunder, daß der einst so sorglich gepflegte Garten bald wieder arg verwilderte und von Unkraut überwuchert wurde. Es trat im Entwicklungsgange der deutschen Katholiken des Südens eine Stagnation ein, die sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein erstreckte.

Nur eine völlige Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse konnte hier wirkliche Abhilfe bringen. Unter der Regierung Kaiser Nikolaus I. kam endlich mit dem Heiligen Stuhl im Jahre 1847 ein Konkordat zustande, durch welches die Erzdiözese Mohilew in mehrere Bistümer geteilt wurde. Das Gebiet der südrussischen Kolonien sollte unter einen eigenen, wo möglich deutschen Bischof gestellt werden. Dem neuen Bistum gab man den Titel von Tiraspol, einer Stadt im Gouvernement Cherssón. Als Residenz des Bischofs wurde Saratow an der Wolga in Aussicht genommen und ist es bis heute geblieben. Zum ersten Bischof der neuerrichteten Diözese wurde 1850 der Dominikaner Ferdinand Helanus Kahn ernannt. Seine Aufgabe mußte sein, für den größtenteils deutschen Sprengel einen deutschen Seelsorgeklerus zu schaffen, bezeichnete doch die päpstliche Ernennungsbulle selbst eine bessere Seelsorge für die zahlreiche deutsche Kolonistenbevölkerung als den Hauptgrund zur Errichtung des Bistums. Im Augenblick waren nur polnische Priester vorhanden. Auch das Domkapitel und die Stelle eines Weihbischofs waren ausschließlich mit Polen besetzt, der alte kränkliche Bischof der einzige Deutsche. Forderte schon das Wohl der Diözese dringend eine Abänderung dieser Verhältnisse, so kam noch der ausdrückliche Wunsch der Regierung dazu. Bischof Kahn bemühte sich daher, für sein Priesterseminar, das 1857 in einem Miethause eröffnet wurde, deutsche Lehrkräfte zu gewinnen. In dieser Zeit führte die Vorsehung dem greisen Bischof 1859 einen Mann zu, der für die Diözese einen tiefgehenden Einfluß zu üben bestimmt war. Franz Xaver Zott-

mann, am 27. Juni 1826 zu Ornbaum in Bayern geboren, ein sehr gebildeter Mann, war auf eigentümlich verschlungenen Wegen nach Rußland gekommen, hatte in Petersburg als Erzieher gewirkt und sich erst in reifern Jahren zum Priesterberufe entschieden. Ihm gelang es, auf einer Reise nach Deutschland 1864 für das Ssaratower Priesterseminar deutsche Professoren zu gewinnen und als Leiter der Anstalt diese rasch in die Höhe zu bringen. Nach dem Tode des Bischofs Kahn blieb die Tiraspoler Diözese acht Jahre verwaist und erhielt erst 1872 in Zottmann wieder einen neuen Oberhirten. Mit starker Hand griff dieser echt deutsche Bischof in die zerrütteten Verhältnisse ein, und führte die im Interesse der Kirche durchaus geforderte Germanisierung des Seminars und des Pfarrklerus durch. Er war es auch, der durch Kollekten die notwendigen Mittel zum Bau einer würdigen Kathedrale zusammenbrachte. Bald siedelte er auch das Priester- und Knabenseminar in ein eigenes entsprechendes Gebäude über und scheute kein Opfer, die Anstalten ihrem eigentlichen Zwecke, der Heranbildung eines tüchtigen deutschen Pfarrklerus, zuzuführen. Der infolge seiner übermäßigen Anstrengungen früh gealterte Bischof legte mit Erlaubnis des Papstes 1889 seinen Hirtenstab nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Ihm folgte auf dem Bischofsstuhle des heiligen Klemens der bisherige Weihbischof Anton von Pad. Johannes Zerr. Durch diese Ernennung wurde dem deutschen Kolonistenstande die seltene Freude zuteil, zum erstenmale einen seiner Söhne zur bischöflichen Würde erhoben zu sehen!

Welche Aufgaben seiner harrten, beweist ein genauerer Blick auf die innern Verhältnisse dieses eigenartigen Sprengels. Er ist, was seine Ausdehnung angeht, einer der größten und inbezug auf seine Völker- und Sprachenzusammensetzung einer der vielfarbigsten der Welt. Die Diözese Tiraspol umfaßt einen Flächenraum, der den des deutschen Reiches noch um die Hälfte übertrifft. Im Osten grenzt sie an Gebiete der uralischen Stämme und Kirgisenhorden sowie an das Kaspische Meer, im Süden an Persien, das kleinasiatische Armenien und an das Schwarze Meer, im Westen an Rumänien und eine ganz kleine Strecke an Galizien, im Norden an die west-, mittel- und nordrussischen Provinzen.

Neben Katholiken des lateinischen gibt es in großer Zahl solche des armenischen, chaldäischen und georgischen Ritus. Außer der russischen und der deutschen Sprache in ihren nunverfälschten schwäbischen, bayrischen, schweizerischen u. s. w. Mundarten, klingt die polnische, litauische, böhmische, französische, italienische, grusinische, armenische und türkische Zunge. Das Polnische kommt in etwa 24 Pfarreien fast überall neben dem Deutschen zur Verwendung. Litauer finden sich in größeren Gruppen in Odessa und in einer Filiale im Gouvernement Ssamara. Das eigentliche Gepräge aber erhält das kirchliche und nationale Bild der Diözese durch das machtvoll überwiegende (3/4) deutsche Element, das fast ganz der fest angesiedelten, Ackerbau

treibenden Bevölkerung angehört und sich auf zahlreiche Dörfer und Weiler verteilt. Manche dieser Dorfpfarreien weisen eine recht ansehnliche Kopfzahl: 1000, 2000, 3000 bis 5000 und 6000 Seelen auf.

Bischof A. von Pad. Zerr war von vornherein bestrebt, die von seinem Vorgänger geschaffene Grundlage weiter auszubauen. Allerwärts begann sich bald ein frisch pulsierendes kirchliches Leben geltend zu machen. Das sehr besuchte Priesterseminar machte gute Fortschritte. Da schon mehr deutsche Priester aus ihm hervorgingen, konnten die ausgedehnten Pfarreien geteilt, neue errichtet und besetzt werden, so daß eine bessere und ausgiebigere Seelsorge in den Kolonien möglich wurde. Hand in Hand mit dem äußern Wachstum ging die innere Erstarkung dieser Gemeinden. An verschiedenen Orten wurden recht schöne, würdige Gotteshäuser gebaut. Auch der deutsche Kirchengesang wurde schon um diese Zeit an der Wolga wie an den Gestaden des Schwarzen Meeres mit echt deutscher Sangeslust gepflegt neben dem lateinischen Choral.

Von großem Einfluß auf die gedeihliche Weiterentwicklung der kirchlichen Verhältnisse war die Gründung des Diözesanwochenblattes „Klemens". Alle für die Kolonisten wichtigen Gebiete gleichmäßig vertretend, hat es schon viel Gutes gewirkt und wird gerne gelesen.

Was das Priesterseminar angeht, so hat dieses seit den Tagen des Bischofs Zottmann zwar stets über tüchtige Lehrkräfte verfügt, und schon die Tatsache, daß aus ihm Männer wie die Bischöfe Zerr und Keßler von Saratow und der vorletzte Erzbischof von Mohilew, Graf von Szembeck, hervorgingen, spricht gewiß zu seinen Gunsten. Trotzdem drängte die Zeitlage auf eine Erweiterung und Vertiefung der Seminarstudien hin. Ein neues, entsprechend eingerichtetes Seminar ist denn auch die Herzensfrage des gegenwärtigen Bischofs Jos. Al. Keßler. Die mit Bewilligung der Regierung ausgeschriebene Kollekte ergab bis jetzt noch nicht die nötige Summe; doch fehlt es der katholischen Kolonistenbevölkerung nicht an gutem Willen und Opfersinn. Diese Tatsache läßt es als zweifellos erscheinen, daß die Gemeinden und Priester ihrem Oberhirten die nötigen Mittel zu seinen so nötigen Unternehmungen bieten werden.

Die vielseitigen Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete mußten auch der Wiederbelebung des deutschen Kirchenliedes zu gute kommen. Bischof Keßler ließ durch sachkundige Priester und Laien den gesamten Liederstoff sichten und zurechtlegen. Diese umsichtige Auswahl ist in dem neuen Gesangbuche „Alleluja" niedergelegt, wobei auch wieder die alten deutschen Tonweisen zur Geltung gekommen sind.

Die Presse der deutschen Katholiken des Südens ist noch jung, aber sie entwickelt sich kräftig. Dem Verlangen nach einer Zeitung, die in der Wahl ihres Lesestoffes lediglich den Bedürfnissen der Kolonistenkreise nachgeht, wurde durch die Herausgabe der „Deutschen Rundschau" Rechnung getragen.

Das Diözesanblatt „Klemens" erscheint als Sonntagsbeilage der Zeitung. Die Redaktion, früher in Saratow, ist seit 4 Jahren in Odessa.

Zu diesen erfreulichen Erscheinungen kommt eine umfassende charitative Tätigkeit, die sich im letzten Jahrzehnt segensreich entwickelt. Unter Aufsicht der Pfarrgeistlichkeit stehen trefflich eingerichtete Armen- und Waisenhäuser.

So beginnen sich immer mehr und mehr die losen, unfertigen Verhältnisse der Diözese Tiraspol auszubilden. Nach allen Richtungen hin ist ein vorwärtsschreitender Aufbau, überall sind erfreuliche Erfolge und Gedeihen zu sehen.

Ganz anders sind die kirchlichen Verhältnisse bei den aus den Mutterkolonien im Süden nach Sibirien ausgewanderten deutschen Katholiken. Sie besitzen selten eine gottesdienstliche Stätte und nirgends einen deutschen Priester. Die unentbehrlichsten religiösen Handlungen vollziehen sie selbst untereinander: sie taufen und begraben ihre Toten und versammeln sich zu gemeinsamem Gebete. Nur selten bringt ein zufällig durchreisender Priester den vereinsamten Deutschen die Segnungen der Kirche.

Wie die evangelisch-lutherischen Kolonistenkreise des Südens mit einem Gefühle der Ehrerbietung die Namen der Begründer ihres Schulwesens, der Pastoren Böttiger und Fletnitzer, nennen, so gedenken auch die deutschen Katholiken mit Empfindungen des Dankes der ersten deutschen Priester. Im Jahre 1805 zum Generalgouverneur von Neu-Rußland ernannt, bahnte der Herzog Richelieu sofort mit aller Energie die Hebung des Unterrichtswesens an. Durch wiederholtes Bitten veranlaßte er seinen Freund und Studiengenossen, den Oratorianer P. R. Nikolle, zur Übersiedlung nach Odessa. Dieser Ordenspriester war ein hervorragender Pädagoge. Bald nach seiner Ankunft in Odessa gründete er ein pädagogisches Institut, das spätere Richelieu-Lyzeum, dessen erster Direktor P. Nikolle war. Diese Studienanstalt galt als eine der besten in Rußland und bestand bis 1865, in welchem Jahre die Neurussische Universität errichtet wurde. P. Nikolle widmete aber auch dem Schulwesen in den katholischen Kolonien eine liebevolle Pflege, in die sich die deutsche Pfarrgeistlichkeit mit ihm teilte.

Die Berufung deutscher Jesuiten nach Süd-Rußland bezeichnet auch für das Schulwesen in den katholischen Kolonien den Anfang neuen Lebens. Alle diese Patres waren dem Visitator der katholischen Kirchen, P. Nikolle, unterstellt. In der richtigen Erkenntnis, daß der Jugendunterricht neben Predigt und Christenlehre die wirksamste Waffe im Kampfe gegen die Unwissenheit in religiösen Dingen und die lockeren Sitten ist, regten sie für alle Dörfer die Errichtung von Schulen an, in denen die Kinder Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Religion und Kirchengesang erhielten. Unbeirrt durch mannigfache Enttäuschungen, setzten sie ihre ganze Kraft in die Durchführung der von ihnen aufgestellten Schulordnung. Die Schulhäuser entsprachen wohl

wenig den billigen Anforderungen der Patres, aber sie waren da. Soweit es diesen Priestern ihre sonstigen Amtspflichten gestatteten, besuchten sie selbst die Schulen und erteilten den Religions- und Elementarunterricht. Jeder Lehrer mußte vor der Anstellung durch eine Prüfung vor dem Pfarrgeistlichen seine Befähigung zur Erteilung des Unterrichts nachgewiesen haben. Dadurch war in den katholischen Gebietsteilen eine gesunde Entwicklung der Dorfschule und mit ihr zugleich die des Unterrichts in der Muttersprache sichergestellt. Der Visitator erhielt stets ausführliche Schulberichte und besuchte von Zeit zu Zeit wenigstens die in der Nähe von Odessa gelegenen Kolonien. So war der Einfluß der Jesuiten auf die Gestaltung des Volksschulwesens ein vielfältiger und weitreichender. Ihr Streben richteten sie stets auf eine allseitige Förderung der katholischen Einwanderer durch Erziehung und Unterweisung, und dieser Aufgabe blieben sie mit unvergleichlicher Hingebung bis zu ihrem Weggange treu.

Der nun folgende Zeitraum von nahezu 50 Jahren bleibt in der Entwicklungsgeschichte der katholischen Volksschule ein trauriges Kapitel. Die Anstellung polnischer Weltpriester führte eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse herbei: mit der Erschlaffung des kirchlichen Lebens ging die Verkümmerung des Unterrichtswesens Hand in Hand. Diesen Priestern fehlte das Verständnis für deutsches Denken und Fühlen, für die Bedürfnisse deutschen Volkslebens. Bei Anstellung der Lehrer bedurfte es keines Befähigungsnachweises mehr; jeder, der leidlich lesen und schreiben konnte, glaubte genügend vorbereitet zu sein und begnügte sich beim Unterricht mit dem gewöhnlichen Drill. Was die Ungeschicklichkeit dieser „Schulmeister" nicht zu erreichen vermochte, das sollten der Stock und die Entziehung der Freiheit bewirken. Bald waren denn auch im praktischen Volksleben außer gewissen Fertigkeiten im mechanischen Lesen und der Fähigkeit, mühsam den eigenen Namen zu schreiben, erbärmlich wenig Früchte der Schule zu finden. Von wirklicher Geistesentwicklung, von richtiger Schätzung der Dinge, von einer Veredlung der Gefühle und anderen Folgen guter Schulbildung war kaum eine Spur zu entdecken.

Diese Mißstände im Leben der deutschen Katholiken hatten zur naturgemäßen Folge, daß sich ihr kultureller Entwicklungsgang im Verhältnis zu ihren lutherischen Stammesgenossen wesentlich schwieriger gestaltete, daß jene mit Hemmnissen zu kämpfen hatten, von denen diese glücklicherweise verschont blieben. In dieser Zeit des tiefsten Verfalls der katholischen Volksschule war es der evangelische deutsche Kolonistenpastor, der den Keim gelegt, aus dem sich das jetzige Schulwesen der lutherischen Kolonisten entwickelt hat. In den Küsterschulen hatten die Lehramtskandidaten eine gute Vorbereitung erhalten, und schon damals wurde in den lutherischen Volksschulen der russische Sprachunterricht erteilt. Auch regten die evangelischen Pastoren in jener Zeit die Abhaltung von Lehrerkonferenzen und Schul-

prüfungen an. Dies alles in einer Zeit, als die deutschen Katholiken noch ohne Führer dastanden. Nirgends war bei diesen ein ähnliches Streben zu entdecken. Die vom Fürsorge-Komitee angeregte Gründung von Zentralschulen hatte bei allen Kolonisten eine neue geistige Bewegung in Fluß gebracht. Was aber von den Mennoniten und Lutheranern mit verständnisvoller Würdigung aufgenommen wurde, erregte bei den Katholiken wenig oder gar kein Interesse. So hatte das ablehnende Verhalten der Beresaner Katholiken zur Folge, daß die Kolonialbehörde die zweite Zentralschule im Odessaer Kreise nicht in Landau, wie es anfangs beabsichtigt war, sondern in Neufreudental errichtete. Es fehlte eben an jenen Kräften, die das nötige Bildungsbedürfnis geweckt hätten.

So war fast auf allen Gebieten eine starke Rückständigkeit eingetreten. Nur den wohlmeinenden Bemühungen der russischen Regierung allein ist es zu danken, wenn die damaligen Katholiken nicht ganz von dem allgemeinen Aufschwung im kolonialen Leben ausgeschlossen blieben. Mitten in dieser trostlosen Zeit waren die Inspektoratsbezirke die einzigen Lichtpunkte, von denen sich auch auf die Katholiken ein milder Schimmer verbreitete.

Erst mit der Gründung des Diözesanseminars keimte in den Kolonien wieder neues Leben auf, die Zeiten waren andere geworden. Die von den deutschen Bischöfen und der Pfarrgeistlichkeit auf die Erneuerung des religiös-kirchlichen Lebens gerichtete Aufmerksamkeit mußte auch dem arg vernachlässigten Schulwesen zu gute kommen. Aus dem Seminar und den Zentralschulen gingen allmählich junge Leute hervor, die als Lehrer, Küster und Schreiber allerwärts Anstellung fanden. Die Herrschaft des überkommenen Lehrbetriebes konnte zwar auch jetzt noch nicht mit einem Schlage gestürzt werden; doch der Anfang zu einer mehr gedeihlichen Entwicklung war gemacht. Heute gleichen sich die großen Abstände im Unterrichtswesen der südrussischen Kolonisten immer mehr aus. Seitdem die Kolonistenschulen unter dem Ministerium der Volksaufklärung stehen, deckt sich der Unterricht in ihnen allerwärts im Ziel und in der Methode.

Diese Erfolge sind gewiß hoch anzuschlagen; immerhin wird man in den katholischen Kolonien den großen Aufgaben, die sich aus dem fortschreitenden Kulturleben für die Volksschule ergeben, noch wenig gerecht. Allzuhäufige Schulversäumnisse, übergroße Sparsamkeit im Anschaffen von Lehrmitteln, sowie der äußerst kurze Schulbesuch sind die Grundübel, die den Fortschritt hemmen. Dazu kommt ein weiterer Übelstand. Die vorerwähnten Lehranstalten vermitteln keine speziell pädagogische Ausbildung, ihr Lehrplan ist auf eine für die frühere Zeit genügende Vorbildung gegründet, die für die Gegenwart nicht ausreicht. Nur Lehrer mit beruflichen Vorstudien an einem Lehrerseminar oder auf einem pädagogischen Kursus einer Zentralschule können den heutigen Anforderungen genügen. Für die Errichtung spezieller Lehrerbildungsanstalten sowie die Aufbesserung der materiellen Stellung der Lehrer ist aber noch

wenig Verständnis vorhanden. Nur wo die Schulsache an den Geistlichen eifrige Beförderer gefunden hat, sind auch günstige Erfolge zu erkennen. Die Gründung von Mittelschulen in den Kolonien Karlsruhe, Landau, Selz und in der Krim ist von der Pfarrgeistlichkeit ausgegangen. Die größte Schülerzahl weist das Gymnasium zu Karlsruhe auf. Das Progymnasium in Selz zeigte bald seine Nützlichkeit so überzeugend, daß sich die Gemeinde entschlossen hat, erhebliche Zuschüsse zu zahlen. Das Gleiche gilt von dem Mädchengymnasium in Landau, wie denn die Beresaner durch die Errichtung der Zentralschule auch ihre alte Schuld wieder ausgeglichen haben.

Fassen wir das Gesamtergebnis der bisherigen Ausführungen zusammen, so wird man einen allgemeinen Fortschritt nicht leugnen dürfen. Wohl hat das heutige Leben noch manche verwandte Seite mit den früheren schlimmen Verhältnissen. In recht bedenklichen Erscheinungen tritt dies in der Jugenderziehung zutage. Mit der Schulzeit ist gewöhnlich auch die Erziehung abgeschlossen, und die der Volksschule entwachsene Jugend bleibt sich selbst überlassen. Zu einem Trostblicke in die Zukunft berechtigt die Bewegung zugunsten des Bildungswesens, die immer weitere Kreise zieht und selbst in Gebietsteilen wahrzunehmen ist, wo vor wenigen Jahren für ein solches Streben noch kein Verständnis vorhanden war. Es ist zu hoffen, daß die Geistlichkeit sowie die besseren Kräfte aus dem Laienstande ihr ganzes Streben der Forterziehung und Fortbildung der Jugend, der eigentlichen Volkserziehung widmen werden.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Das Erziehungsheim und Jugendsanatorium auf der Sophienhöhe bei Jena.

Von Benvenuto Sartorius (Jena).

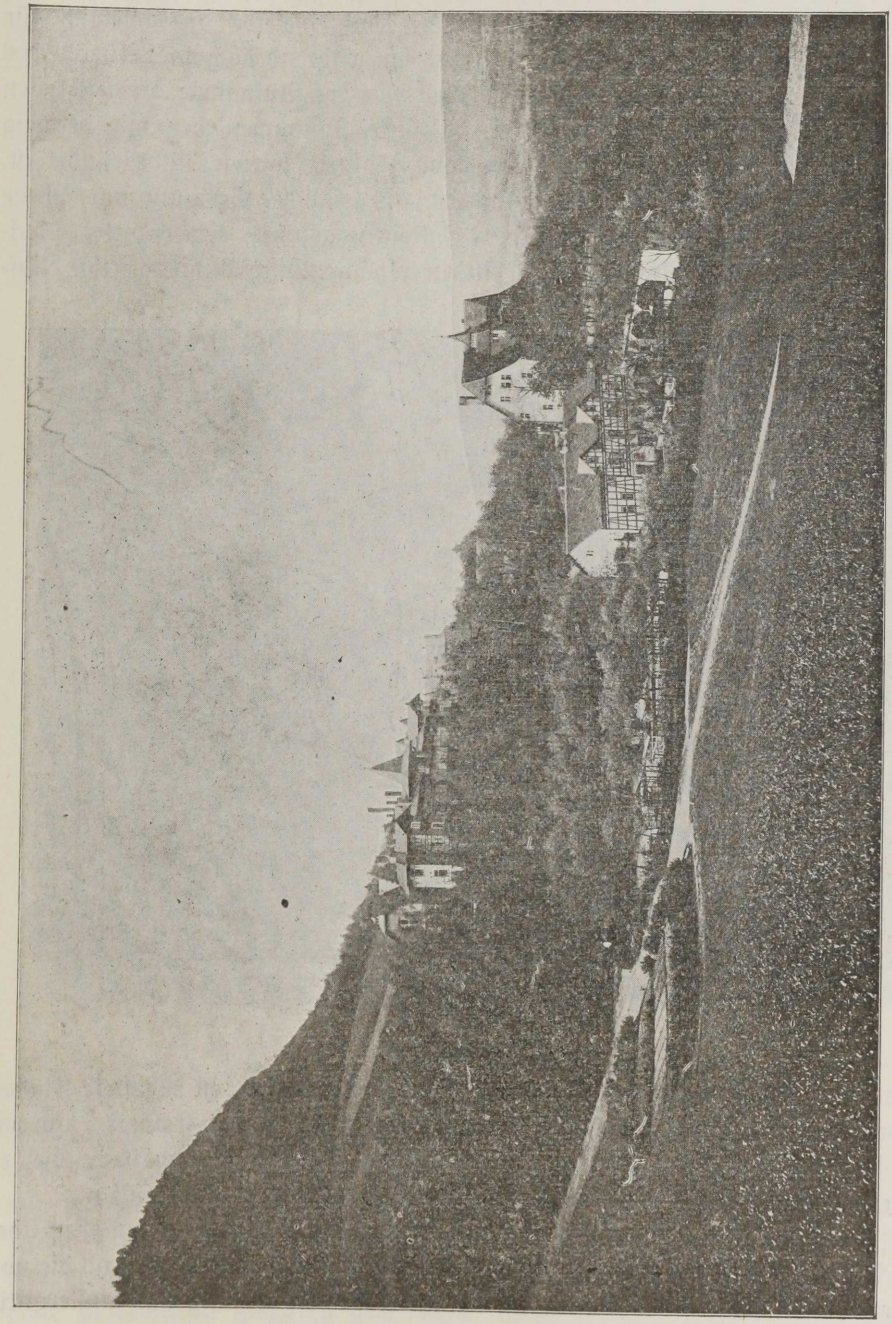
Dem Fremden, der in der alten Musenstadt Jena in den lindenumrauschten Uferanlagen des „Paradieses" lustwandelt und die Blicke hinüberschweifen läßt zu dem reizumflossenen steilansteigenden Gelände des rechten Saaleufers, von wo das scharfkantige Profil des Jenzig herübergrüßt, des von Schiller besungenen „Bergs mit dem rötlich strahlenden Gipfel", fällt ein Gebäudekomplex ins Auge, der sich in gefälligen Umrissen von der Steilwand der Kernberge abhebt, dieser durch landschaftliche Schöne hervorragenden Berggruppe, der Goethe in seiner „Zueignung" ein unvergängliches Erinnerungsblatt geweiht, da er „hinauf, die Sonne zu begrüßen ging". Diese, von einem sich malerisch am Berghang hinaufziehenden Naturpark umschlossenene Besitzung ist die bekannte Trüpersche Anstalt für schwererziehbare Kinder.

„Schwererziehbare Kinder —" welch tiefen Nachhall weckt dies Wort in so manchem sorgenvollen Elternherzen! In wieviel hundert, ja tausenden von Familien gibt es nicht unter einer Schar sich normal entwickelnder und veranlagter Kinder ein solches Sorgenkind, das, sei es durch hochgradige Nervosität, sei es durch allerlei angeborne oder erworbene Entwicklungshemmnisse die Erziehung im Elternhause erschwert und unersprießlich macht, und für welches ein Mitarbeiten und sich Einleben in den öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten ausgeschlossen ist, da Gemüts- und Charakteranlage eine individualistische Erziehung verlangen, oft auch eine schwächliche Körperkonstitution den Anforderungen, welche die heutige Schule an ihre Zöglinge stellt, nicht gewachsen ist. Für solche, an der Grenzlinie der physischen und psychischen Leistungsfähigkeit stehende Kinder die Möglichkeit zu schaffen, die in ihnen schlummernden Anlagen zu wecken und zu entwickeln, soweit dies auf heilserzieherischem Wege geschehen kann, ist die Lebensaufgabe, die sich der durch seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiet der Kinderforschung und Heilserziehung bekannte Pädagoge J. Trüper gestellt hat. Dazu galt es eine Anstalt ins Leben zu rufen, die frei von dem Hochdruck, unter dem die Schule zu arbeiten gezwungen ist, um das durch die Examina gestellte Klassenziel zu erreichen, die ihr anvertrauten Kinder körperlich und geistig widerstandsfähig macht für das Leben, durch auf unausgesetzte Beobachtung und Erfahrung gegründete zielbewußte Anpassung des Unterrichtsstoffs und liebevolles Eingehen auf Eigenart jedes Einzelnen, neben rationeller Körperpflege, Gymnastik und Sport unter der Kontrolle berufener Spezialisten.

Unter den Scharen tüchtiger Pädagogen, welche in den letzten Jahrzehnten das deutsche Schulwesen zu einer von keiner andern Nation erreichten Höhe gebracht, dürfte es nicht viel Persönlichkeiten geben, welche den an den Leiter einer derartigen Anstalt gestellten weitgehenden Anforderungen gewachsen sind: gründliche wissenschaftliche Vorbildung und Erfahrung auf dem Gebiet der Pädagogik, Psychiatrie und Hygiene, gepaart mit Willensstärke und idealer Schwungkraft, die allein imstande ist, die unsäglichen Schwierigkeiten und Enttäuschungen zu überwinden, welche die Arbeit mit einem solchen verschiedenartigen, in keine Norm passenden Schülermaterial in sich schließt.

Zu diesen auserwählten, auf der Höhe moderner Pädagogik stehenden Männern gehört Trüper, dessen 1890 mit ein paar ihm anvertrauten psychopathisch beanlagten Kindern gegründete Heilserziehungs- und Heilspflegeanstalt aus kleinen Anfängen im Zeitraum von zwei Jahrzehnten zu einer einzigartigen Musteranstalt herangewachsen ist.

Hervorgegangen aus der Schule eines der Bahnbrecher auf dem Gebiete experimenteller Pädagogik, Professor Wilhelm Rein-Jena, an dessen pädagogischem Universitätsseminar er als Lehrer tätig war, in steter Verbindung mit Männern wie Bodelschwingh, Strümpell u. a. m. hat Trüper sein ganzes Interesse den problematischen Kindernaturen zugewandt.



Das Erziehungsheim auf der Sophienhöhe bei Jena.

Ich möchte hier zunächst einem Irrtum entgegentreten, der viel verbreitet ist, sogar in Jena, wo doch so leicht Gelegenheit geboten ist, sich aus eigner Anschauung eine Meinung über Ziel und Wesen der Trüper'schen Anstalt zu bilden — ich meine die Annahme, daß dieselbe ausschließlich für geistig Minderwertige, für Idioten bestimmt sei, während doch nach Angabe des Prospekts Idioten nund Epileptiker prinzipiell von der Aufnahme ausgeschlossen sind, sodaß die Furcht mancher Eltern, das stete Zusammenleben mit derartig Verblödeten könne nachteilig auf die anderen Zöglinge wirken, unbegründet ist.

Neben seelisch voll normalen Kindern, die leiblicher Erholung und Pflege bedürfen (z. B. Mädchen während der Entwicklungsjahre, nervenzarte, schulmüde, körperlich schwächliche Kinder) finden psychopathisch Minderwertige Auf-



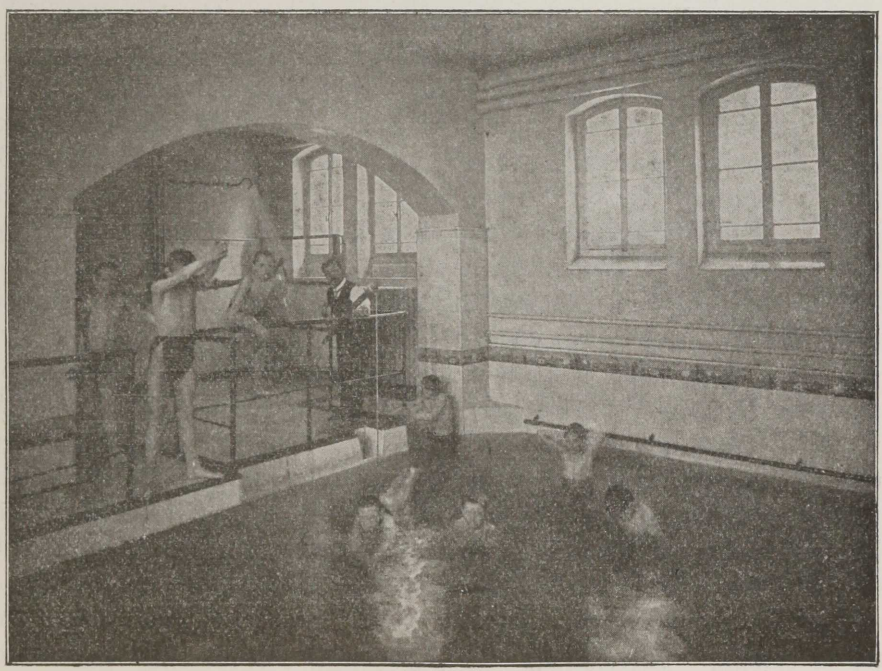
**Unterricht im Freien.**

nahme; hysterische, leicht abnorme, mit angebornen Schwächen behaftete Kinder, bei denen die Absolvierung höherer Schulen nicht in Frage kommt, und die eine ihren Fähigkeiten entsprechende berufliche Ausbildung erhalten, die es ihnen ermöglicht später eine bescheidne Stellung im Leben auszufüllen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mir ein Urteil anzumaßen über eine Anstalt, deren Vorzüge in fachmännischen Kreisen anerkannt, und die von den ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Kinderforschung als mustergiltig hingestellt wird. Ich möchte nur versuchen den Eindruck wiederzugeben, den der Laie beim Durchschreiten der Anstaltsräume mit ihren, den weitgehendsten

Anforderungen der Hygiene und Zweckmäßigkeit entsprechenden Einrichtungen, sowie der Park- und Gartenanlagen, empfängt.

Zunächst wird wohl jeder, der den am Bergabhang aufwärtsführenden Promenadenweg zur Sophienhöhe hinansteigt, die Empfindung haben, daß die Lage der Anstalt eine geradezu ideale ist. Nur zwanzig Minuten entfernt vom Mittelpunkt der Stadt, einer Universitätsstadt wie Jena, die so unendlich viel geistige Anregung bietet, deren medizinische Fakultät Spezialisten von Weltruf aufweist, besonders auf dem Gebiete der Psychiatrie — am Kreuzungspunkt der großen Verkehrslinien: Berlin — München, Wien — Eger — Aachen, Stuttgart — Nürnberg-Berlin (Leipzig), sodaß sie nach allen Seiten her vom Elternhaus leicht erreichbar ist, und doch verschont von dem lärmenden, nerven-



Im Schwimmbassin.

abspannenden städtischen Getriebe, in vollkommner ländlicher Stille, in staub- und mikrobenfreier Luft, deren stärkende Kraft man bei jedem Atemzug spürt, nur wenige Schritte unterhalb der Waldgrenze und der durch ihre wunderbaren Fernblicke und landschaftlichen Reize einzigartigen, in halber Höhe der Kernberge hinführenden „unteren Horinzontale", auf der man stundenlang ohne zu ermüden spazieren geht, ohne irgend welchen Wirtshausbummlern zu begegnen, da Gottlob noch keinerlei Restaurants die paradiesische Stille und weltentrückte Bergeinsamkeit der Kernberge stört, an deren Fuß sich die Wöll-

nitzer Wiesen, der Schauplatz von Goethes Erlkönig, bis zum Flußufer hin ausbreiten.

Von jedem Punkte der Sophienhöhe aus dieselbe umfassende, durch nichts behinderte Aussicht auf die jenseit der Saale im breiten Talkessel hingelagerte alte Stadt mit den an den Bergen hinanklesternden neuen Villenvierteln, in weitem Halbkreis umrahmt von den waldgekrönten Höhenzügen des Forst und Tatzend, von dem in trutziger Wucht der Bismarckturm emporragt, und das Hochplateau der Sonnenberge mit den Schlachtfeldern von 1806.

Dies lachende Landschaftsbild stetig vor Augen zu haben, muß beruhigend und erfrischend auf die im Lärm der Großstadt zwischen Steinmauern aufgewachsene Jugend wirken, die ja das weitaus größte Kontingent der psychopathisch veranlagten Kinder stellt.

Die ganze Bewegung der Landerziehungsheime, die immer mehr um sich greift und von allen, welchen das Wohl und Wehe der Jugend am Herzen liegt, mit Interesse verfolgt wird, beruht ja auf diesem Allheilmittel: „Zurück zur Natur". Licht, Luft und eine Willenskraft und Muskeln stärkende Tätigkeit, das sind die Hauptfaktoren einer rationellen Jugenderziehung. Nach diesen Prinzipien ist die Trüper'sche Anstalt auf der Sophienhöhe angelegt, welche die in einheitlichem Geiste ausgeübte Pflege, Unterricht und Erziehung der ihr anvertrauten Kinder übernimmt und „das richtige Verständnis für die Eigenart eines jeden Kindes mit allen seinen Fehlern und Schwächen gewährleistet".

„Wir betrachten es als unsere vornehmste Aufgabe, diese Kinder durch zweckmäßige Körperpflege und Heilbehandlung, durch einen ihren Fähigkeiten und ihren Kräften angepaßten Unterricht, und eine das Gemüt erfrischende, Mut und Selbstvertrauen einflößende und zur Tat führende Erziehung wieder schulfähig oder doch einmal berufsfähig zu machen", — wie tröstlich klingen diese Trüperschen Worte in einer Zeit, wo die in erschreckender Weise zunehmenden Schülerselbstmorde und die Rubrik der abnormen seelischen Verirrungen Jugendlicher in den Zeitungen mahnend darauf hinweisen, wie richtig es ist, durch unabläßige Beobachtung des jugendlichen Seelen- und Gemütslebens die ersten Symptome krankhaft gesteigerten Ehrgefühls, mangelnden Selbstvertrauens und psychopathischer Minderwertigkeiten rechtzeitig zu erkennen, um heilpädagogisch vorbeugend eingreifen zu können. Bei der großen Schülerzahl der öffentlichen staatlichen Schulen hieße es Unmögliches von dem Lehrer verlangen, wenn er den oben gestellten Anforderungen gerecht werden sollte, selbst wenn er sich auf der Universität einige Semester mit pädagogischer Pathologie beschäftigt hat. Kinder mit hyperempfindlichem Gemüts- oder Sinnesleben, schwachbegabte oder körperlich zarte Kinder sollten von den Eltern nie dem Druck der unter dem Examenzwang arbeitenden öffentlichen Schulen ausgesetzt werden. Hier kommt das Land- oder Heilerziehungsheim in Frage. Beides findet sich in der Trüperschen Anstalt vereint, die, ihre herrliche Natur-

umgebung planmäßig ausnutzend, einen Teil des Unterrichts in Garten und Wald verlegt und daneben durch Sonnen- und Luftbad, Schwimmbassin und Liegehallen für die Erholung und körperliche Kräftigung ihrer Zöglinge sorgt.

Um das Zentralgebäude, welches die Familienwohnung des Direktors enthält, sowie Lese- und Bibliothekszimmer für die Angestellten, Spiel-, Wohn- und Schlafzimmer für jüngere Zöglinge und einen großen Speisesaal mit vorgebauter heizbarer Glasveranda, gruppieren sich, im Park verstreut, eine Anzahl von Gebäuden: ein großes Turnhallen- und Badehaus mit heizbarem Schwimmbad und für Massage und Orthopädie eingerichteten Räumen im Erdgeschoß, ein Heim für ältere Knaben, das unter der Aufsicht des mit



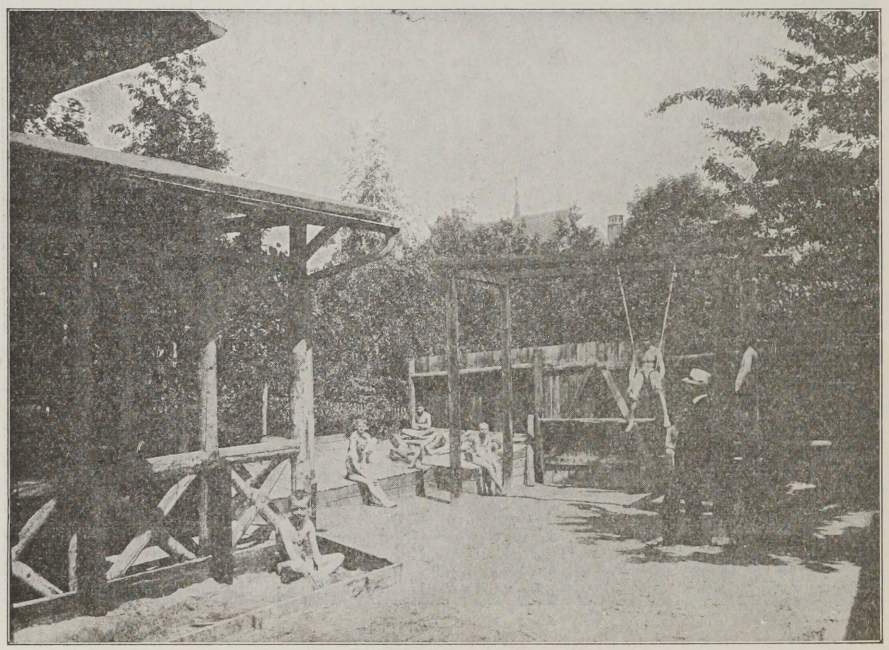
Eine Naturgeschichtsstunde.

seiner Familie in diesem Hause wohnenden Gartenbau- und Landwirtschaftslehrers steht, dicht dabei ein zweites Jünglingsheim, das einen großen Arbeitsraum für Gärtnerarbeiten enthält, ein im vornehmen Villencharakter neuerbautes Mädchenheim mit großen überdachten Balkonen, wo bequeme Liegestühle und Ruhebetten bleichsüchtigen und erholungsbedürftigen jungen Mädchen stundenlanges Ausruhen in freier Luft ermöglichen.

Das Terrain der Anstalt bietet Gelegenheit zu Terrainkuren (zur Kräftigung von Lunge und Herz) und im Winter zur Ausübung des so gesundheitfördernden Rodelsports. Zur Gartenarbeit werden möglichst alle Zöglinge herangezogen, und jedem wird ein Beet zugewiesen, das er nach eigenem Geschmack

bepflanzen kann. Warmhäuser und Frühbeetanlagen dienen dem gärtnerischen Unterricht, dessen wohltuender Einfluß auf die Zöglinge auch dazu ausgenutzt wird, sie zuweilen von der Schularbeit auszuspannen. Bemerkt der Lehrer während des Unterrichts Ermüdungserscheinungen bei einem der Schüler, so schickt er ihn zu einer Beschäftigungsstunde in die Gärtnerei, von wo er erfrischt und zu weiterem Unterricht fähig wieder zur nächsten Stunde zurückkehrt. Als Ausgleich, den die geistige Arbeit fordert, werden zweimal wöchentlich kürzere oder längere Wanderungen unter Leitung eines Erziehers oder einer Erzieherin mit den einzelnen Gruppen unternommen.

Der Schulunterricht wird in sieben stufenmäßig aufsteigenden Klassen und zwei Nebenklassen erteilt; diese letzteren ermöglichen die Vorbereitung bis



Im Sonnenbade.

zur Untersekunda der öffentlichen höheren Schulen. Er findet zum größten Teil in dem 1907 erbauten neuen Schulgebäude statt, dessen innere Einrichtung in jeder Hinsicht vorbildlich genannt werden muß; ich erwähne hier nur den Zeichensaal mit den zweckmäßig hergestellten Tischen und großen Glaszeichenwandtafeln, sowie die Räume im Obergeschoß für Handfertigkeits- und Tischlereiunterricht. Der große Turnsaal kann durch Aufrollen einer Zwischenwand in eine Kapelle verwandelt werden; die künstlerisch schönen Schnitzereien am Altar sind von Zöglingen der Anstalt hergestellt.

Fremde Sprachen — Französisch und Englisch — werden bedingungsweise

nach Wunsch und Befähigung erteilt. Ich hatte Gelegenheit, dem französischen Unterricht beizuwohnen, der nach neusprachlicher Methode, ausschließlich in französischer Sprache erteilt wurde, und nahm mit Interesse wahr, wie alle Zöglinge mit ungeteilter Aufmerksamkeit, ja Spannung, an den Lippen des Lehrers hingen; die Antworten waren präzis und zeugten von vollem Verständnis des besprochenen Lesestücks.

Sehr interessant war mir auch die Durchsicht einiger Dutzend Schriftproben, welche mir vom deutschen Lehrer, Herrn J., vorgelegt wurden, die, jede für sich charakteristisch, mit wenig Ausnahmen eine feste, ausgeschriebene Hand verrieten.



**In der Schülerwerkstätte.**

Ein deutscher Aufsatz, mit dessen Niederschrift einer der älteren Schüler eben beschäftigt war — die Schilderung eines Ferienausflugs während der Pfingstwoche — zeugte von guter Naturbeobachtung und freier Beherrschung der äußern Form in der Ausdrucksweise.

Besonderer Nachdruck wird auf Gymnastik gelegt, die, abgesehen von ihrem allgemeinen Wert, auch zur Bekämpfung der vielfach auftretenden inkoordinierten Bewegungen beiträgt. Im Sommer findet der Unterricht fast ausschließlich im Freien statt. Er wird von Lehrern erteilt; für die Heilgymnastik ist eine staatlich geprüfte schwedische Heilgymnastin angestellt.

Eine besondere „Berufsabteilung für ältere Knaben" dient zur Ausbildung der unreifsten, unselbständigsten und am wenigsten widerstandsfähigen Zöglinge.

Dieser entspricht das „Haushaltungsheim" für junge, schulentlassne Mädchen, das von einer älteren erfahrnen Hausdame geleitet wird, der eine staatlich geprüfte Haushaltungslehrerin zur Seite steht.

Bei der Anlage und innern Organisation der Trüperschen Anstalt zeigt sich deutlich das Prinzip: soviel wie möglich den Familiencharakter zu wahren. Die Zöglinge sind in kleine Gruppen eingeteilt und wohnen nach ihrer Zusammengehörigkeit im Hinblick auf Alter, Charakteranlage, Erziehungs- und Pflegebedürftigkeit in fünf verschiedenen Häusern. Damit das mütterlich fürsorgende Element nicht fehle, hat jede Gruppe neben dem Erzieher eine Hausmutter, Lehrerin, Pflegerin oder Kindergärtnerin. Eine strenge Abschließung der verschiednen familienartigen Gruppen unter einander wird jedoch grundsätzlich nicht durchgeführt, damit der Gemeinschaftsgeist gewahrt bleibe. Zur Stärkung desselben dienen die täglichen gemeinsamen Andachten und gemeinsame Feier der Festtage: Stiftungsfest, Geburtstage, Vaterländische Gedenktage u. a. m., gelegentlich derer festliche Aufführungen, Turnspiele u. dgl., meist von den Zöglingen selbst inszeniert, stattfinden.

Die Erziehung zur Selbständigkeit, zur Selbstregierung, das Grundprinzip der Landerziehungsheime, wird auch in der Trüper'schen Anstalt so weit als tunlich durchgeführt. So schlafen die selbständigeren und zuverlässigen Schüler allein, sie wählen einen Schlafzimmerältesten, der jedes Vorkommnis dem in einem Nebenraum schlafenden Erzieher zu melden hat.

Es ist mir nicht möglich, ausführlicher auf das bis in die feinste Differenzierung durchdachte Trüper'sche Erziehungsprogramm hier einzugehen; ich verweise darum alle, deren Interesse für die so überaus wichtige und große Sache der pädagogischen Heilerziehung rege geworden, auf die einschlägige Literatur*) und schließe meinen skizzenhaften Bericht mit den Trüper'schen Worten: „Kommt, seht und urteilt selbst."

---

*) J. Trüper: Das Erziehungsheim und Jugendsanatorium auf der Sophienhöhe bei Jena und seine Beziehungen zu den Unterrichts- und Erziehungsfragen der Gegenwart. 10. Aufl. Preis 2½ Mark.

Fr. Scholz: Die Charakterfehler der Kinder. Eine Erziehungslehre für Schule und Haus. 3. neu bearb. Aufl., herausgeg. von J. Trüper. Preis 5½ Mark.

Nachdruck verboten.

# Die Stummen.

Erzählung von H. Aeckerle. (Berlin.)

(Schluß.)

## III.

. . . Es wurde Winter. Der Schreiber Moffei kämpfte draußen in Japan und die Spitzenarbeiterin Lolja saß in ihrem Häuschen am Ellernbusch und klöppelte.

Sie saß jetzt jeden Abend bis 10 Uhr an ihrem Klöppelkissen, weil Tag und Nacht sich doch gleich waren in Dunkelheit, und weil sie doch nicht mit Moffei auf dem Steinplatz spazieren gehen konnte.

Sie achtete nicht darauf, ob die Sonne ein paar Stunden am Tage auf die beschneite Erde herabschien und sie wie mit Glassplittern übersäet erscheinen ließ, oder ob unaufhörlich Schnee vom dunkelbehangenen Himmel hinabrieselte und sich wie eine Gefängnismauer vor ihrem Hause auftürmte — sie saß mit zusammengekrümmtem Oberkörper, milchweißem Gesicht und brennenden Augen bei ihrer trüben Lampe und warf die Klöppeln hin und her.

In ihre Arbeit war eine fiebernde Hast gekommen. Daß sie nur die zwanzig Rubel zusammen bekam, ehe Moffei wiederkehrte! Sie dachte viel mehr an diese zwanzig Rubel, als an Moffei selbst, und sie hatte manchmal beinahe Angst, daß er „zu bald" kommen könnte.

Je kürzer die Tage wurden, desto länger saß sie über ihre Arbeit gebückt, desto hastiger wurde ihre Hand, desto dumpfer und leerer ihr Kopf. — — —

Erst als der Frühling kam, und als sie die Spitzen zur Stadt bringen konnte, fing sie wieder an, an Moffei zu denken.

Jetzt, da der Schnee auf dem Steinplatz wegzuschmelzen begann, da der Zaun, die Steine, die Büsche wieder unter der weißen Decke hervortauchten — jetzt tauchten auch in ihrem Gemüt die Erinnerungen auf. Sie schlich sich jetzt bisweilen in der Dämmerung zum Steinplatz hinaus, blickte in einer seltsamen, zärtlich-scheuen Neugier über den Zaun und sehnte sich, daß Moffei käme, um die zweihundert Rubel in Empfang zu nehmen.

Immer, wenn sie an diese zweihundert Rubel dachte, überkam sie ein triumphierender Stolz. Sie reckte dann ihre schmächtige Gestalt empor, drückte die Arme fest an den Körper und bewegte den Kopf ein wenig steif und gezwungen — so wie sie das zu tun pflegte, wenn sie gerade davon gesprochen hatte, daß ihr Großvater einmal Priester gewesen war, und dabei lächelte sie, daß ihre schmalen Wangen zu verschwinden drohten.

Niemand begriff recht, warum die arme, kleine Strachowa so stolz und zufrieden einherging, da ihr Liebster doch mit nach Japan hätte ausrücken müssen, und da man nicht wissen konnte, ob er nicht am Ende schon tot war. Aber an diese Möglichkeit, an die alle anderen dachten, dachte Lolja selbst nie. Sie war so sicher, daß Moffei nun — da die zweihundert Rubel fertig waren — bald kommen müßte, daß kein Zweifel ihre frohe Erwartung trübte. Von den Gefahren, die ihn umgaben, hatte sie keine rechte Vorstellung. Sie hatte nie „Krieg" gesehen, und was sie nicht gesehen hatte, konnte sie sich nicht denken. — — — Erst als der Pope in der Kirche Gott für Frieden dankte und die Leute ein großes Geschrei machten, wer wohl nun zurückkommen würde und wer nicht, da erinnerte sie sich, daß auch Moffei

„damals" gesagt hatte . . . „Manche kommen nicht zurück!" und in ihre Erwartung kam eine gewisse Unruhe.

Sie war jetzt immer da, wo viele Leute beisammen standen, sie horchte begierig auf alles, was gesprochen wurde, sie ging jeden Abend zum Steinplatz und spähte nach Moffei aus.

Eines Sonntags nach der Kirche hörte sie eine Frau sagen, daß man zu einem Bureau in der Stadt gehen müsse, um ganz genau zu erfahren, wer wiederkäme und wer nicht.

„Ja, ja, die wissen das da so genau, wie Gott im Himmel selbst", beteuerte die Frau. „Die sagen es Dir auf den Kopf zu, ob Dein Mann lebendig ist oder tot", schrie eine andere dazwischen.

Lolja blieb stehen und starrte die Frau, die das gesagt hatte, entsetzt an . . . „Tot!"

Ein Schauer rann ihr durch den Leib wie damals, als es vom Turm zehn geschlagen hatte — als Moffei seinen Arm weggezogen und gesagt hatte: „Fertig — aus!"

Von diesem Augenblick an lebte sie in zitternder Angst. Sie dachte nichts anderes mehr als: „Tot oder lebendig, lebendig oder tot? . . ."

Jede Nacht fuhr sie, in Schweiß gebadet, aus dem Schlaf auf, richtete sich empor und horchte, ob da nicht eben jemand gerufen hätte: „Tot . . . lebendig!"

Jede Nacht nahm sie sich vor, zum Bureau zu gehen und zu fragen . . . Sie wartete voller Ungeduld, daß es hell würde; dann stand sie auf, legte ihr bestes Kleid an, nahm ein weißes Tuch in die Hand und ging auf die Straße hinaus. Aber jedes Mal, wenn sie zu der Stelle kam, wo der Weg zur Stadt sich abzweigte, überfiel sie solch eine Angst vor dem Bureau und vor der Frage, daß sie wieder in das Haus zurückkehrte, das gute Kleid hastig abstreifte und mit zitternden Händen zu klöppeln begann.

. . . . „Und manche kommen nicht zurück" . . . Sie hörte diese Worte Moffeis jetzt, wo sie ging und stand. Sie hörte sie im Geräusch der Klöppeln, im Pfeifen des Windes, im Stöhnen der alten Frau und in ihrem eigenen, zitternden Atmen, sie hörte sie draußen auf dem Steinplatz — ja, dort hörte sie sie am allerdeutlichsten, und sie sah fortwährend Moffeis große, trübe Augen starr und hoffnungslos auf sich gerichtet.

Und eines Tages, als wieder mehrere Frauen in ihrem Sonntagsstaat an ihrem Hause vorüberzogen, warf sie die Klöppeln hin, lief hinaus und folgte ihnen, so wie sie ging und stand.

Sie fragte die Frauen nicht, ob sie auch in der Tat zum Bureau gingen, und ob es weit bis dorthin wäre. Sie folgte ihnen blindlings — durch sumpfige Wiesen und Wacholdergestrüpp, durch Wald und Ackerland . . . . Sie folgte ihnen durch schmale, gewundene Gassen und durch schmutzige Höfe — immer in dem gleichen, vorsichtig abgemessenen Abstand. Als sie endlich vor einem düsteren Hause stehen blieben und eine schwere Tür aufstießen, kam sie rasch heran, fing die kreischende Tür mit ihren Händen auf und drückte sich mit hinein.

In dem Bureau waren so viele Leute versammelt, daß es eine ganze Weile dauerte, bis die Zuletztgekommenen sich bis zum Beamten herandrängen konnten. Die Angestellten sahen müde und verdrossen aus — niemand wußte, wo die Liste für den abgelegenen kleinen Flecken, zu dem keine Bahn führte,

hingekommen war. Es mußte ein großes Buch gebracht und darin nachgeschlagen werden.

Inzwischen schwatzten die Frauen miteinander, seufzten, weinten und riefen die Gnade Gottes an, bis der Beamte — unwillig über den Lärm — jedes Sprechen verbot, und dumpfe Stille sich über den menschengefüllten, sich mehr und mehr verdunkelnden Raum lagerte. Jetzt hörte man nichts als das Rascheln und Knistern der Blätter im großen Buch, das eintönig gedämpfte Murmeln der Beamten und die zitternden Atemzüge der wartenden Frauen.

Ganz hinten, in einen dunklen Winkel gedrückt, stand Lolja. Sie war das einzige Mädchen an dieser Stelle. Aus Scham vor den Frauen und aus Angst vor den strengen Beamten wagte sie kein Glied zu rühren; sie stand da und wartete, daß es sich ihr hier, wo man alles so genau wußte wie droben im Himmel, von selbst offenbaren würde, ob Moffei tot oder lebendig war.

Als sie dann die Frauen aus ihrem Flecken fragen und antworten hörte, schlich sie näher heran und horchte, ob man nicht auch Moffeis Namen nennen würde. Aber niemand sprach von Moffei . . . Ein Name nach dem andern kam aus dem Munde des Beamten, einige Frauen fingen an zu weinen und zu schreien, einige warfen sich auf den Fußboden hin und umklammerten die Füße des Beamten, so als ob er die Macht hätte, die Toten wieder lebendig zu machen — sie sah alles, aber es war ihr gleichgültig. In starrer Spannung wartete sie immer auf das eine Wort — ihr Wort — „Moffei".

Allmählich löste sich die Gruppe der Frauen auf, eine nach der anderen verschwand — der Raum wurde immer leerer. Plötzlich hörte Lolja die hinter ihr Stehenden sagen, daß das Bureau nun gleich geschlossen werden würde, und daß man vielleicht morgen wiederkommen mußte. . . . Da überfiel sie die Angst, daß man sie hinaustreiben könnte, ohne ihr gesagt zu haben, ob Moffei . . . ob Moffei . . . ihre Sinne verwirrten sich, sie wußte einen Augenblick überhaupt nicht, was sie fragen wollte, ihr Herz fing an, heftig zu klopfen, in ihren Ohren erhob sich ein Sausen und Klingen . . . „Ob Moffei . . . ob Moffei . . ."

Sie drängte sich mit einem Mal vor, stieß einige Frauen, die ihr im Wege standen, bei Seite und ging auf den Beamten zu. Sie ging ganz dicht zu ihm heran. . . . „Und Moffei?!" stammelte sie.

Sie war so gewöhnt, nur in Anfängen zu reden, daß sie auch jetzt mitten im Satz abbrach und den Beamten erwartungsvoll ansah.

Der erschöpfte Mann wurde ungeduldig.

„Sprechen Sie ordentlich", fuhr er sie an. „Glauben Sie, daß ich hierher gesetzt bin, um Rätsel zu raten. Hier spricht man nicht wie die Kinder! Was wollen Sie?"

Das Mädchen wurde noch verwirrter . . . „Moffei, Moffei", wiederholte es.

„Nu Moffei, Moffei — was ist Moffei"? höhnte der Beamte. „Wer soll daraus klug werden!"

. . . „Ich meine — wird er kommen?" sagte Lolja, sich mit ungeheurer Anstrengung zusammenraffend. „Wird er zurückkommen . . . bald?" — —

Dann brach sie wieder jäh ab, ihr Gesicht wurde dunkelrot, ihre Finger flochten sich ineinander.

Mit vieler Mühe brachte der Beamte heraus, wer Moffei war, und welchem Kreise er angehörte.

Er war sehr ungehalten, daß sie nicht mit den anderen Frauen aus jenem Flecken zugleich gefragt hatte. Nun mußte dieses einen Moffeis wegen noch einmal das große Buch gebracht und durchgeblättert werden. Murrend warf der Beamte das Buch auf den Tisch. Lolja sah starr auf den großen, knochigen Finger, der mit langsamer Stetigkeit die Seiten hinunterglitt. Mit einem Mal blieb der Finger mitten auf der Seite stehen.

„Verwundet auf dem Rücktransport", sagte der Beamte — zufrieden, sich so schnell zurecht gefunden zu haben.

„Zurück!" sagte Lolja, nur das eine Wort erfassend. „Danke!" Ihre stumpfen Augen leuchteten auf, sie erhob die gefalteten Hände zum Beamten.

Der Mann klappte das Buch zu und sah das Mädchen mißbilligend an. „Ja — aber verwundet, hören Sie nicht?"

„Ja", antwortete Lolja demütig und beschämt, aber ihre Lippen öffneten sich zu einem Lächeln.

„Danke, danke, danke", wiederholte sie inbrünstig, so als ob der Beamte Moffei erlaubt hätte, wieder zu kommen. Dann entfernte sie sich eilig. — — —

In den engen Straßen standen überall Gruppen schwatzender und weinender Menschen umher. Lolja wand sich, ohne um sich zu blicken, zwischen ihnen durch . . . Auf der Landstraße holte sie die Frauen aus ihrem Flecken ein, die unter der Last der Tragkörbe und ihres Grames langsam dahinkeuchten.

Der rote Schein der untergegangenen Sonne stand noch am westlichen Himmel. Einzelne zerzupfte kleine Wolken schifften golden glänzend auf lichtem Grunde dahin, blaßten mit seltsamer Geschwindigkeit ab und verloren sich spurlos in dem fahlen Graublau des Abendhimmels.

„Nun", sagte eine der Frauen, sich bei dem raschen jungen Schritt neugierig umsehend. „Deiner kommt wohl zurück?"

„Ja", antwortete Lolja. Sie stieß, vom raschen Gehen erhitzt, den Atem hastig aus, — es klang, als ob sie heimlich lachte.

Die Frauen sahen sie verwundert an.

„Ach und wohl ganz gesund?" sagte eine andere neidisch.

„Verwundet auf dem Rücktransport", antwortete Lolja mit den Worten des Beamten und aufs neue lächelnd.

Die Frau blieb stehen.

„Mein Gott, und da freut sie sich", sagte sie, die Hände zusammenschlagend. „Mein Mann ist auch verwundet auf dem Rücktransport, die Augen könnt' ich mir aus dem Kopf heulen. Besser gar nicht, als so! Wie wird der ankommen! Mit einem Arm oder mit einem Bein — oder Gott weiß wie —"

„Mit einem Arm — mit einem Bein?" . . . wiederholte Lolja. Ihr Gesicht wurde weiß, sie faßte die Frau beim Arm. „Wie — wie?" fragte sie sinnlos.

Der Frau wurde selbst unheimlich zu Mut. Sie drückte die zusammengeballten Fäuste an das Gesicht und sah sich scheu um . . . „Was weiß man", flüsterte sie entsetzt . . . „vielleicht ist es auch am Kopf . . . vielleicht erkennt man ihn überhaupt nicht wieder?!"

Lolja ließ den Arm der Frau fahren und fing an, zu laufen. Warum sie lief, wußte sie nicht, aber sie rannte, die Hände wie in Abwehr fortwährend vor sich hin und her bewegend, bis der Atem ihr versagte.

Dann blieb sie stehen und blickte sich nach den Frauen um. Sie sah die Gestalten in der Dämmerung nur noch undeutlich, Schatten gleich hinter sich herschleichen, sie hörte ihre Stimmen zu einem sonderbaren, geheimnisvollen Murmeln gedämpft, und sie bildete sich ein, jedes Wort dieses Gemurmels deutlich unterscheiden zu können. „. . . Mit einem Bein, . . . mit einem Arm . . ." sagten sie unaufhörlich.

Sie fing wieder an, zu rennen.

Als sie sich so weit von den Frauen entfernt hatte, daß sie nichts mehr von ihrem Gemurmel hören konnte, verfiel sie in einen langsam schleppenden Schritt . . . „Mit einem Bein . . . mit einem Arm . . ." Sie versuchte sich vorzustellen, wie das war! Aber sie hatte es nie gesehen, und konnte es sich nicht denken. Sie hatte nur das dunkle Empfinden, daß das etwas war, wovor man sich entsetzlich fürchten mußte. Und dabei fiel ihr ein, daß sie sich einmal so entsetzlich gefürchtet hatte, als sie einen Schwerkranken gesehen hatte. Der hatte im Bett gelegen, hatte sich hin und her geworfen, mit den Händen in die Luft gegriffen und laut um Hilfe gerufen . . . Diese Erinnerung gab ihr einen gewissen Begriff von dem, was mit Moffei geschehen sein konnte.

Sie sah plötzlich Moffei so in dem roten Bett liegen, sich so hin und her werfen und in die Luft greifen — und dann erschrak sie: im roten Bett?! War das nicht ihr Bett, war das nicht das Bett des Großvaters, der einmal Priester gewesen?! . . . Und das dritte Aufgebot war noch nicht gewesen!

Sie geriet in eine ungeheure Angst und Verwirrung. Was sollte man da machen?! Wo sollte Moffei ein Bett finden? Sie überlegte sich, ob sie nicht noch rasch zu dem Popen laufen und ihm sagen sollte, daß er sie und Moffei am nächsten Sonntag noch einmal aufbieten sollte, aber sie wußte nicht, ob ein Mädchen das tun dürfte?!

Ihre Gedanken gingen fortwährend von Moffei zum rotgestrichenen Bett, vom rotgestrichenen Bett zu Moffei. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß er in diesem Bett liegen müßte und das klarere Gefühl, daß das nicht sein konnte...

Und jetzt fiel ihr auch wieder ein, daß Moffei damals am letzten Abend gebeten hatte: „Laß doch — einmal — wirst Du lassen!" Sie blieb erschreckt stehen. Es war ihr, als ob sie seine Stimme gehört hätte. Ängstlich sah sie sich nach allen Seiten um. Aber es war niemand da. Die Grillen zirpten, und die Bäume am Grabenrand bewegten schläfrig die Äste, standen still und bewegten sich aufs neue.

Sie ging wieder weiter; aber immer schien es ihr, als ob jemand neben ihr herginge und flüsterte . . .

Jedes Wort, das Moffei an jenem letzten Abend gesprochen hatte, kehrte in ihr Gedächtnis zurück . . .

Sie erinnerte sich, wie der Zaun zwischen ihnen gezittert hatte, wie Moffei ihre Schulter festgehalten und wie sie ihn zurückgestoßen hatte, sie erinnerte sich, wie er hinter ihr hergelaufen war und gerufen hatte . . . und mit einem Mal blieb sie mitten auf der Straße stehen, bog den Körper wie von Schmerzen gequält zusammen, und rief laut: „Nun ja, ja, ja, komm schon, komm" . . . Wie in Erwartung einer Antwort neigte sie den Oberkörper vor und starrte in die Dunkelheit . . . Ein Paar Vögel flatterten aus dem Gebüsch am Grabenrand auf, ein schwaches Echo antwortete von der Seite her, wo der Wald einem schwarzen Zaune gleich stand. Dann war alles wieder still wie vorher.

Lolja fing an zu weinen . . . „Nun ja, komm schon — komm . . .", wimmerte sie im Weitergehen vor sich hin.

Es brannte wie eine Wunde in ihrer Brust, wenn sie an das rotgestrichene Bett und an Moffeis Bitten dachte, und sie mußte fortwährend an dieses Bitten und an das Bett denken. Das Verlangen, ihn in das rotgestrichene Bett zu lassen, wurde so groß in ihr, daß sie die Angst um seine Verwundung, die Freude über sein Wiederkommen darüber gänzlich vergaß.

Ach — und nun stand das rote Bett bei der alten Frau in der Stube, weil sie dafür bezahlte und die zweihundert Rubel doch hatten fertig werden sollen. Aber heute noch wollte sie es da herausholen, heute noch! In dem brennenden Eifer, das rotgestrichene Bett für Moffei bereit zu machen, fing sie wieder an zu laufen. Sie vergaß, daß es noch lange dauern konnte, bis Moffei kam. Sie vergaß auch, daß das dritte Aufgebot noch nicht gewesen war, und daß ihr Großvater einmal Priester gewesen war.

Das fiel ihr erst wieder ein, als sie erhitzt und atemlos in der Stube der alten Frau stand und das strenge, mißtrauische Gesicht derselben vor sich sah.

Mit einem Mal wußte sie nicht, wie sie beginnen sollte . . . Sie drückte die Hände ineinander, schwankte unruhig von einem Fuß auf den anderen und drehte den Kopf hin und her. Sie schämte sich so sehr, daß sie sich umdrehte und wieder auf die Tür zuging, aber als sie die Hand au den Riegel legte, fühlte sie wieder dieses Brennen in der Brust — sie kehrte um und ging der Alten noch ein paar Schritte näher.

. . . „Verwundet auf dem Rücktransport" — sagte sie atemlos . . . . „Moffei! — Ich muß das Bett haben — er kommt!" . . .

Die alte Frau erhob sich ein wenig im Stuhl.

„Hierher — in dieses Haus?!" fragte sie mit lauter Stimme.

„In das rote Bett", sagte Lolja und ihr Gesicht brannte.

„In dieses Bett — in Dein Bett?!" wiederholte die alte Frau noch lauter.

„Ja", sagte Lolja sich dem Bett nähernd.

„In das Bett Deines Großvaters — der Priester war".

Lolja blieb stehen und sah die alte Frau mit großen, starren Augen an.

Die alte Frau nahm ihre Brille, setzte sie auf und blickte das Mädchen, mit dem sie vier Jahre lang unter einem Dach gewohnt hatte, aufmerksam und mißtrauisch an.

„Und seid Ihr denn verheiratet?" fragte sie schneidend.

„Nein", sagte Lolja flüsternd: „Zwei Mal aufgeboten!". . .

„Einen Mann über Nacht im Hause", fuhr die Alte heftig auf . . . . „So was hängt einem Mädchen für Lebenszeiten an". Sie stand auf und drehte Lolja den Rücken zu. „Das ist Schande!"

Lolja fing an zu zittern. — Ihr Oberkörper beugte sich immer weiter vor — es sah aus, als ob sie im nächsten Augenblick fallen müßte. Aber sie ging so gebeugt und taumelnd auf das Bett zu, nahm die Kissen, die der alten Frau gehörten, herunter und legte sie auf die Bank am Ofen hin.

Die Alte wandte sich um. „Was, und Du wirst wirklich?!" fragte sie die Hände zum Himmel erhebend. „Du wirst es nehmen?!"

Lolja antwortete nicht, aber sie fuhr fort, die Kissen abzuladen.

„Und Du schämst dich nicht?!" fuhr die Frau fort.

„Ja", murmelte Lolja und ihre Augen schlossen sich.

„Das ist Sünde!" drohte die Alte.

„Ja", sagte Lolja dumpf.

„Das ist Schande!"

Lolja legte das Kissen hin und stand still mit schlaff herabhängenden Armen und gebeugtem Kopf vor der Scheltenden.

„Besinn Dich nur", drängte die Alte, „besinn Dich! Laß den Mann draußen und bleib ein anständiges Mädchen!" Lolja sah die alte Frau weiter stumm und starr an und bewegte sich nicht von der Stelle.

„Komm", sagte jene sicherer, „pack die Kissen wieder ein!" Sie hob ein Kissen auf und warf es hinüber. Aber da beugte das Mädchen sich mit plötzlicher Heftigkeit über die Bettstelle, umfaßte sie mit beiden Händen und begann sie aus der Stube hinaus zu zerren. Die Alte hielt das Bett am anderen Ende fest. „Du wirst nicht", schrie sie böse.

„Ich werde", antwortete Lolja, stärker ziehend.

Mit gekrümmtem Rücken, vor Anstrengung keuchend, zog sie das Bett durch die Stube — die alte Frau ließ los — das Bett polterte dumpf über die Schwelle.

„Ich bleibe nicht in diesem Hause", schrie die alte Frau, mit den Händen in der Luft fuchtelnd. „Nein, nein nein . . . Ich bezahle meine Miete bis heute — aber morgen hinaus! Hörst Du das?!"

„Ich höre", antwortete Lolja und verschwand in ihrer Stube.

Aber die alte Frau konnte es noch nicht glauben. Sie ging dem Mädchen in die andere Stube nach.

„Jeder wird vor Dir ausspucken", drohte sie.

„Einerlei", murmelte Lolja, ihre Kissen klopfend.

„Dein Großvater wird Dir aus der Ewigkeit fluchen . . . Er war einmal Priester — und Du — "

„Einerlei", antwortete Lolja, der Alten mit brennenden Augen ins Gesicht sehend — „Moffei!"

Da ging die alte Frau hinaus.

## IV.

Am nächsten Tage verließ die Frau, die einmal etwas Besonderes gewesen war, das Häuschen des Priesters. Sie entfernte sich mit böser, mißtrauischer Miene und erzählte allen Leuten, daß sie so anständig war, mit einem unanständigen Mädchen nicht Wand an Wand wohnen zu können.

Die Leute gingen voller Neugierde zum Häuschen am Ellernbusch heraus, um sich zu überzeugen, wie das da aussah, wo eine Person plötzlich unanständig geworden war.

Sie gingen ohne zu grüßen, mit hochmütig verächtlichen Mienen und lauten höhnischen Worten an den Fenstern der unanständigen Strachowa vorüber, aber etwas Außergewöhnliches sahen sie nicht.

Die Spitzenarbeiterin saß wie immer da und klöppelte. Ihr Kopf war wie immer tief gebückt, ihr Rücken wie immer gekrümmt, ihre Hände liefen wie immer ruhelos hin und her . . . . Hinter ihr aber stand das rote Bett und wartete auf Moffei. — — — — —

Nach drei Wochen kam der erste Transport an. Lolja ging in die Stadt hinaus. Sie sah den Zug einlaufen und unzählige Gesunde und Kranke aussteigen. Aber Moffei war nicht dabei. Sie mußte wieder allein zu ihrem roten Bett zurückkehren.

Aber sie wußte nun, wie das war: . . . . „mit einem Bein oder mit

einem Arm. . .“ Und von diesem Tage an konnte sie nicht mehr klöppeln. Sie saß auf der Kante des Bettes, bewegte den Oberkörper hin und her, fuhr mit der Hand über die Kissen und murmelte:

„Nun komm schon . . . komm . . . komm . . .“

Als der zweite Transport im Flecken gemeldet wurde, konnte sie nicht den Mut finden, in die Stadt zu gehen. Sie hatte eine entsetzliche Angst vor diesem Augenblick, in dem alle Menschen drängten und schrien, alle Türen klappten — und alle Verwundeten ausstiegen — nur Moffei nicht! Zitternd kauerte sie den ganzen Morgen in der dunkelsten Ecke der Stube und hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt. . . Um die Mittagszeit hörte sie die schweren, eiligen Tritte der vorüberziehenden Frauen, ihr aufgeregtes Gespräch drang durch das Fenster zu ihr hinein. . . „Um 6 hat er gesagt. . . Dieses Mal kommen sie alle — ja alle. . .“

Sie stand auf, band ein Tuch um den Kopf und lief von Angst und Erwartung getrieben hinter den Frauen her.

Und es war genau so, wie beim ersten Male: Die Menschen drängten und schrieen, die Türen klappten, Hunderte stiegen aus — nur Moffei nicht! — — — — — — Nach zwei Wochen kam dann der dritte und letzte Transport, und Lolja ging wieder zur Stadt. Sie ging, als gehorchte sie dem Gebot eines anderen — gleichgültig, stumpf und starr, beinahe bewußtlos.

Dann aber, als der Boden unter dem Stampfen der herannahenden Lokomotive zu erzittern begann, als die Menschen in atemloser Erwartung vorwärts drängten, als die Beamten die Hände aufhoben und die Signale gaben — da erwachte sie mit einem Mal wieder zum Leben.

Ihr Herz fing an wie wahnsinnig zu klopfen, ihre Knie zitterten, ihre Sinne verwirrten sich . . . Sie drängte sich mit den andern zusammen vorwärts, sie bückte den Oberkörper weit vor, legte beide Hände an die Augen und spähte angestrengt in die graue Ferne, in die Hunderte angstvoller Augen starrten.

Der Zug kam näher; eine ungeheuere Dampfwolke wälzte sich — gleichsam immer neu aus sich selbst berauswachsend — schwarz und schwärzer vor ihr her, ein gellender Pfiff durchschnitt die Luft . . .

Lolja bildete sich einen Augenblick ein, daß es die Verwundeten waren, die schrieen — so wie jener Schwerkranke in seinem Bett geschrieen hatte . . . Sie wich entsetzt zurück, dann aber fiel ihr ein, daß der Zug ja immer so schrie, wenn er hineingefahren kam, und sie drängte sich wieder vor.

Rasselnd und keuchend brauste der Zug hinein. Die ungeheure schwarze Wolke verteilte sich nach beiden Seiten hin. Sie stand einige Sekunden lang wie eine dunkle Wand vor Loljas Augen: der Zug, der Bahndamm, die Leute — alles verschwand. — — — Wie im Traum hörte sie das aufgeregte Schwatzen der Leute, das Rufen und Schelten der Beamten, das Fauchen der Lokomotive. . . . Dann löste sich die Wand auf — es wurde mit einem Male wieder hell um sie . . . Die Menschen stürzten auf die Wagen zu, die Türen klappten — und jetzt — und jetzt — — —

Und jetzt war solch ein Gedränge und solch eine Verwirruug, daß das schwache Mädchen fast erdrückt wurde. Hunderte drängten sich an ihr vorüber und versperrten ihr den Weg zu den Wagen. In starrer Verzweiflung sah sie sich weiter und weiter zurückgestoßen.

Plötzlich bemerkte sie den Beamten, der ihr damals das von Moffei gesagt hatte. Sie lief auf ihn zu und umklammerte seinen Arm. Die Angst

vor den strengen Beamten war ganz fort: Moffei und das rote Bett hatten alles andere aufgezehrt.

„Moffei, Moffei", stammelte sie und machte mit dem Kopf eine Bewegung nach dem Zuge hin.

Der Beamte besann sich sofort auf die Geschichte von damals. Welcher andere Christenmensch hieß denn sonst noch Moffei?! — Aber er kannte jetzt die Art des Mädchens und begriff sofort, was es wollte.

„Nun laß mal sehen", sagte er gutgelaunt. Er rief einen Unterbeamten herbei und fragte ihn, ob Timofei Pawlowski mit im Zuge wäre. Dieser rief wieder einen andern herzu, und jener letzte sagte, daß Timofei Pawlowski sich bei diesem Transport befinden müsse.

Und nun begann Lolja zu suchen — verwirrt, — hastig, planlos. . . Sie lief hin und her, her und hin, immer von der Angst gejagt, daß Moffei gerade dort sein könnte, wo sie nicht war. Sie gönnte sich nicht die Zeit, alle Verwundeten genau anzusehen. In einer sonderbar willkürlichen, zähen Vorstellung blickte sie immer nur nach denen hin, die den Arm oder das Bein verbunden trugen, während sie an den übrigen Verwundeten achtlos vorüberlief — bis ihr plötzlich einfiel, daß „es ja auch am Kopf sein könnte" und daß sie Moffei in dieser unheimlichen Verkleidung von weißen Tüchern am Ende gar nicht erkannt hätte.

So begann sie von vorne mit dem Suchen — wirrer, geängsteter noch als vordem. Aber wo sie auch hinblickte, Moffeis großer Kopf mit den runden Augen tauchte nirgends auf.

In ihrer Verzweiflung ging sie wieder zum Beamten zurück.

„Er ist nicht da", sagte sie dumpf.

Sie weinte nicht und jammerte nicht, wie es die anderen Frauen taten, die ihre Männer nicht finden konnten und sich auch hier um den Beamten scharten.

Sie blieb nur hartnäckig neben dem Beamten stehen, hielt seinen Arm fest und sah ihn unentwegt mit großen, leeren Augen an.

Der Beamte fand, daß dieses Mädchen es einem kalt über den Rücken laufen machte, und ging mit suchen.

Nun kamen sie überall durch und erhielten überall Antwort. Aber immer wußte man nicht „genau", ob dieser Timofei Pawlowski mit war oder nicht. Zuletzt fand der Beamte den Zugführer selbst.

„Hören Sie," sagte er ärgerlich, „Timofei Pawlowski! Was ist das mit dem Menschen?! Wer zum Teufel weiß? Ist er da oder ist er nicht da?!"

Der Zugführer legte die Stirn in Falten und dachte nach. Von der anderen Seite rief ihn ein noch höherer Beamter an, er fuhr herum und legte die Hand an die Mütze — dann wandte er sich wichtig wieder um.

„Timofei Pawlowski — ich weiß schon — ich weiß . . . Mit bei diesem Transport war er wohl — aber tot, Herr, tot —" — Er sprach laut und mit einer gewissen Zufriedenheit im Ton, daß er alles so gut wüßte. Dabei verbeugte er sich ein wenig vor dem Beamten — das Mädchen hatte er überhaupt nicht bemerkt.

Der Beamte drehte sich rasch um und sah das Mädchen betroffen an. „Nichts zu machen", murmelte er in einer gewissen Verlegenheit. Dann entfernte er sich schleunigst.

Als er das Bahnhofsgebäude fast erreicht hatte, fühlte er sich aufs neue am Arm gefaßt: es war wieder das Mädchen.

. . . „Da ist das Bett," stammelte es verwirrt und aufgeregt. . . „Er wollte doch . . . einmal nur . . . Ach bitte, bitte . . ."

Loljas Zähne schlugen aufeinander, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie unaufhörlich mit sich selbst redete.

Der Beamte begriff nicht, was das mit dem Bett zu bedeuten hatte, er begriff nur so viel, daß sie den Toten haben wollte. Lieber Gott, das wollten sie alle immer — das kannte man schon! Er kehrte um und begann noch einmal nach Timofei Pawlowski zu suchen.

Das Mädchen lief zitternd neben ihm her. Er fragte hier und dort, aber niemand wußte etwas von einem Toten. Endlich fanden sie den Zugführer wieder.

„Nun, wo ist denn der?" fragte der Beamte mit gedämpfter Stimme und mit einer Kopfbewegung nach dem Mädchen hin.

Der Zugführer sah ihn einen Augenblick dumm erstaunt an — dann besann er sich auf das Vorhergegangene. „Ach so, ach so," sagte er eifrig. Timofei Pawlowski, — ganz richtig!" Er wischte sich mit seinem Tuch über das erhitzte Gesicht und schnaubte sich umständlich.

„Ja — unterwegs gestorben — an Verblutung. . ."

„Aber wo?" fragte Lolja, sich näher herandrängend.

„Wo — wo?!" Ihre Augen liefen suchend hin und her. Der Zugführer verstand sie falsch. „Wo? Lieber Gott, wo war das schon gleich?! Warten Sie mal . . . Ja, ich glaube, das war — "

Der Beamte unterbrach ihn ungeduldig.

„Sie will den Toten haben," erklärte er und machte wieder eine Kopfbewegung nach Lolja hin.

Die Augenbrauen des Zugführers schoben sich wie in ungeheurer Verwunderung bis fast an die Haarwurzeln empor.

„Den Toten?! Mein Gott", — er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, — „den haben wir nicht mit, den haben wir schon unterwegs begraben."

Aber das konnte Lolja nicht glauben!

Sie ging auf den Zugführer zu, umklammerte seinen Arm mit beiden Händen . . . „Nicht mit?" stammelte sie, „nicht mit — nicht?!"

„Nicht, nicht", antwortete der Zugführer bedauernd, und sich vorsichtig von ihr freimachend. „Sieh, was soll man Tote fahren, wo so viele Lebende Platz haben wollen?! Was hat das für einen Sinn! Sieh, was kannst Du mit dem Toten machen?"

Er sprach langsam und herablassend, sowie man zu einem Kinde oder einem Schwachsinnigen spricht.

Lolja sah ihn starr, mit geöffnetem Munde und leerem Blick an. „Nicht mit — nicht mit" . . . wiederholte sie wie betäubt. Ihre Hände, die der Zugführer von sich geschoben hatte, blieben in die Luft gestreckt, ihr Kopf reckte sich so weit vor, daß ihre Stirn fast an die des Mannes stieß.

Der Zugführer wurde abgerufen, und der Beamte wandte sich um und begann mit einigen Frauen zu zanken, die sich auf den Stufen eines Wagens niedergelassen hatten und den Zugang versperrten. Er trieb sie auseinander und ging scheltend hinter ihnen her.

Mit einem Male hörte er einen Schrei hinter sich — einen ganz merkwürdigen, durchdringenden Schrei. Dieser Schrei fing an wie der langgezogene

hohe Pfiff einer Lokomotive — aber dann brach er ganz plötzlich mit einem eigentümlich dumpfen, gurgelnden Laut ab.

Und das, wie er abbrach, lief es dem Beamten kalt über den Rücken. Er blieb unwillkürlich stehen und drehte sich nach dem Mädchen um.

Sollte diese kleine, stumme Person so geschrien haben?

Aber sie stand immer noch unbeweglich auf demselben Fleck und starrte auf die Stelle, an der der Zugführer gestanden hatte.

Merkwürdig eigentlich, warum er sich eingebildet hatte, daß gerade dieses Mädchen den Schrei ausgestoßen haben sollte: da war so viel Geschrei um ihn her in dieser Zeit — eins war wie das andere — man unterschied da schon nicht mehr — aber dies — aber dies! . . .

Er drehte sich noch einmal um und ging kopfschüttelnd und immer noch frierend in das Haus hinein. — — — Als er nach einer Weile wieder herauskam, war das Mädchen verschwunden. — — —

Lolja hatte endlich begriffen, daß sie auf diesem Bahnhofe nichts mehr zu suchen und nichts mehr zu erwarten hatte.

Wie betäubt hatte sie sich zuerst von den Menschen, die hier noch etwas zu suchen und zu erwarten hatten, hin und her stoßen lassen. Dann war sie von einem Menschenstrom dem Ausgang des Bahnhofes zugedrängt und auf die Straße hinausgeschoben worden — da war es ihr mit einem Male klar geworden, daß sie nun ebenso gut nach Hause gehen konnte. — — — Jetzt ging sie auf dem breiten Fahrweg, der um den Wald herum, zwischen Wiesen und Feldern durch, zu dem Flecken führte.

Es war eine unruhvolle Nacht. Unaufhörlich jagten die Wolken am Himmel dahin — bald war es dunkel, bald kam der Mond zum Vorschein. Dann sah man mit einem Male jeden Stein auf dem Wege, jeden Büschel Gras, jede kleine Wasserlache. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und überall auf dem höckrigen Wege hatten sich Tümpel gebildet. Wo man hinsah, blickte ein winziges Wasser im Mondlicht auf. Es sah aus, als ob die Erde mit Tränen überschwemmt war.

Von den Bäumen am Wegrand glitt hin und wieder noch ein vereinzelter Tropfen in das große trübe Gewässer des Grabens, das, durch den Regen aufgewühlt, in eine langsam rinnende Bewegung gekommen war.

Neben diesem rinnenden Wasser her ging das Mädchen, langsam — schwerfällig, bei jedem Schritt stolpernd. Sie ging mit vorgestrecktem Kopf, — die leeren Augen in die Ferne gerichtet, das weiße Tuch, das sie Moffei zu Ehren mitgenommen hatte, krampfhaft in der Hand zusammengeballt . . . Der Wind zerrte an ihren Kleidern, er wehte sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite, er riß sie empor und blähte sie auf . . .

Einem steuerlosen Fahrzeug gleich trieb die einsame Gestalt den endlosen geraden Weg dahin. — — —

Sie ging, ohne auszuruhen, bis zu den buschartigen Bäumen, die ihr Haus umstanden. — Hinter diesen Bäumen blinkte ein mattes Licht. . . . Ja, sie hatte die Lampe brennen lassen — fiel ihr ein — damit Moffei gleich in das Bett finden konnte.

Von diesem Licht mit unwiderstehlicher, geheimnisvoller Macht angezogen, bückte sie sich plötzlich und kroch zwischen den Büschen durch an die Rückwand des Hauses heraus. Und indem sie das tat, überschlich sie ein sonderbares verwirrendes Gefühl. Sie war gar nicht mehr sie selbst! — Die, die jene Lampe angezündet hatte, war eine ganz andere als die, die hier unter den

Büschen kroch. Wie in einem Traum befangen schlich sie an das Fenster heran, reckte sich auf die Fußspitzen und sah neugierig scheu in die matt erhellte Stube hinein.

Da stand das rote Bett in seiner großen stummen Erwartung. Die Kissen waren freudig aufgebläht, die Decke war erwartungsvoll zurückgeschlagen . . . Und nun — nichts! . . . fertig aus — nichts gewesen! . . .

An diesem unberührten Bett erst begriff sie, was es bedeutete, daß Moffei tot war.

Mit lautem Stöhnen sank sie an der Wand des Hauses hin . . . Ja, nun war das alles unnütz: Das rote Bett . . . Die zweihundert Rubel . . . Die alte Frau . . . Der Großvater. . . .

Sie fuhr mit der Hand an der Wand des Hauses entlang, so als suchte sie etwas, das sie anfassen konnte — aber da war nichts. Der rissige Kalk bröckelte ab und stäubte ihr in das Gesicht. Sie krümmte den Körper zusammen und drückte den Kopf an die Knie.

Mit heulendem Pfeifen fuhr der Wind um das Haus. Die Ellernbüsche knarrten und ächzten, die Wände des Hauses erzitterten.

Eine sinnlose Angst überkam Lolja, ihre Gedanken verwirrten sich: sie wußte mit einem Male nicht, ob das Moffeis Arm war, der so zitterte, oder der Bahndamm draußen in der Stadt, sie wußte nicht, ob das der Zaun des Steinplatzes war, der so ächzte und knarrte oder das Bett der alten Frau nebenan, sie wußte nicht, ob das der Zug war, der so heulte oder der Schwerkranke in seinem Bett . . .

Sie wußte nur, daß Furcht sie zu ersticken drohte, und daß Moffei kommen sollte — Moffei, Moffei . . . . In ihrer Angst begann sie, nach ihm zu rufen — erst leise, dann lauter und immer lauter . . . Sie rief unaufhörlich! Sie rief so lange, bis es dumpf und leer wurde in ihrem Kopf, bis alles um sie her sich im Kreise zu drehen schien, bis sie nicht mehr wußte, was geschehen war — bis — wie in einem schönen Traum — Moffeis große, plumpe Gestalt vor ihren Augen auftauchte.

Von ihrer großen, wirren Sehnsucht getrieben, erhob sie sich von den Knien, drängte sich zwischen den Büschen durch und ging auf den Steinplatz hinaus.

Die schwarzen Wolken hatten sich zerteilt. Ruhig und stetig floß das Licht des Mondes auf den Platz herab. Er beschien den schiefen Zaun, die dürren Bäume, den gespenstischen Steinhaufen . . .

Und wie einst zwängte die Spitzenarbeiterin sich durch den schmalen Eingang, wie einst bewegte sie sich langsam und feierlich auf den Steinhaufen zu, das tränenüberströmte Gesicht von einem Lächeln erhellt, die Hand wie in seliger Erwartung ausgestreckt . . .

So ging sie, bis die Sterne blaß wurden und der Mond wie ein kleiner durchsichtiger Ball am rötlichen Himmel hing.

Sie rief nicht mehr nach Moffei, und sie klagte nicht mehr um das rotgestrichene Bett. Sie hielt ihre Hand wie um Moffeis Arm geklammert, sie lächelte und nickte selig. . . Und die Leute kamen wieder zum Ellernbusch heraus, sie standen, reckten die Köpfe über den Zaun des Steinplatzes, gafften und flüsterten, daß die Strachowa irr geworden wär. . .

# Gedichte.

Von Maurice von Stern. (Ottensheim in Österreich).

## Herbst.

Zerzauste Dahlien, windverwehte Blätter,
In Regenstürmen braust der Herbst in's Land.
Des wilden Weines purpurnes Gekletter
Klebt schwer und fröstelnd an der Giebelwand.

Nur hie und da ein goldner Schein im Feuchten,
Ein gelber Apfel gleißt im falben Baum,
Und einer späten Blume letztes Leuchten
Gemahnt noch einmal an den Sommertraum.

Die grauen Wolken und des Sturm's Getose
Zieh'n wie ein wildes Kriegervolk daher.
Die letzte, blasse, kaum erblühte Rose
Senkt ihren Kelch, von Tau und Trauer schwer.

Der Bäume wildes, aufgeregtes Rauschen
Begleitet dumpf den Sterbechor der Welt.
Die Vögel sitzen lautlos da und lauschen,
Wie Blatt um Blatt zur alten Erde fällt.

So sei es denn! Wir wollen ruh'n und sterben.
Wir kränzen singend uns mit rotem Laub
Und grüßen jauchzend unsre wackren Erben
Und alles Leben aus dem Erdenstaub.

* * *

Ein frostiges Gold ruht auf den Höhen rings,
So eine kühle Klarheit in der Runde,
Der Schatten eines späten Schmetterlings
Entschwebt im Licht der tauigen Morgenstunde.

Ein Apfel fällt im Schweigen dann und wann
Von Reife schwer und duftend auf den Rasen.
Von ferne hallt im goldnen Duft der Tann
Von Hundebellen und von Hörnerblasen.

Der Fluß rinnt, scheinbar reglos, blank wie Stahl,
Und spiegelt traumklar Weidenreih'n und Erlen.
Nur wenn ein Fisch emporschnellt, blitzt einmal
Vom Spiegel auf ein Farbenspiel von Perlen.

Die Spatzen haschen sich im Pflaumenbaum,
Der sich bespiegelt in der blanken Feuchte.
Dann fällt wohl eine reife Frucht im Traum
Hin auf des Grases tauiges Geleuchte.

Ein Abschied ist es, stark und segenschwer,
Von Frucht erfüllt und herber Lebenswonne.
Und ist die Tenne bald auch stumm und leer,
Da liegt das Korn und Most schäumt in der Tonne!

* * *

Der Brunnen ist von Wildwein übersponnen,
Hinsickernd, rot wie Blut.
In Tempelkühle gleißt das Licht der Sonnen,
Der Zeiten wankende Wage ruht.

Bepurpurt steh'n die Wälder in der Klarheit
Des Herbstes, der ihr bleiches Sterben schminkt.
Schönfärber Herbst, es dürstet nur nach Wahrheit,
Wer seinen letzten Becher trinkt!

Willkommen denn, du letzte, große Kühle,
Die alles ernst und schweigend übertaut,
Was in des Sommers schattenloser Schwüle
Verdorret und im Tagesstaub ergraut;

Du, letzte Frucht auch, die mit dumpfem Tone
Verspätet aus vergilbten Blättern fällt,
Eh' Sturm und Frost des Baumes stolze Krone
Hinfegen in den Straßenkot der Welt!

## Der goldne Gürtel.

Tief in das Land hat sich das Meer gedrängt.
Die schmale Bucht im Kranz der alten Buchen,
Die alles Gold in ihrem Spiegel fängt,
Ist voll von Vögeln, die sie gern besuchen.

Da nisten sie und brüten friedevoll.
Kein Jäger und kein Raubtier kennt die Pfade.
Des Wellenschlags melodisches Geroll
Schlägt wie mit Gold an's schimmernde Gestade.

Und Liebeslockung, süßer Vogelsang
Schallt von dem einen Ufer zu dem andern.
Im hin- und hergeworf'nen Widerklang
Die Drossel- und die Kuckuck-Rufe wandern.

Und Abends, wenn der goldne Schatten haucht,
Dann grüßen sich die scheuen Nachtigallen.
Die Bucht ist ganz in Wohllaut eingetaucht
Von Tönen, die wie goldne Tränen fallen.

Früh Morgens, wenn das Meer noch schattig-klar,
Und schwarz die Bäume noch, die es umbuschen,
Dann spiegelt sich im Wasser wunderbar
Ein stilles, sel'ges Hin- und Wieder-Huschen.

Die Sonne steigt. In ihrem Purpurglanz
Erglüht der Meeresgürtel wie von Feuer.
Ein Kuckuckrufen grüßt vom Uferkranz
Im goldnen Chor des Tageslichts Erneuer.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

## 3.

## Auf dem Lande bei Kokand.

(Schluß).

Wir verlassen die Seidenzüchtereien und fahren durch einen sehr belebten Kischljak. Uns begegnen einige buntbemalte Arben, in denen verhüllte sartische Frauen und eine große Zahl buntgreller Kinder, Männlein und Weiblein, hocken. Neugierig betrachten uns die hübschen, frischen, bronzebraunen Kindergesichter, mit ihren großen schwarzen Augen. Auch ein kleines, etwa dreizehnjähriges Mädchen sitzt, ebenso wie die erwachsenen Frauen, verschleiert in einer der Arben. Das bedeutet soviel, daß dieses Mädchen schon vergeben, vielleicht gar — schon verheiratet ist. Bei den Sarten werden die Kinder zuweilen schon im frühesten Alter von den Eltern mit einander verlobt; eine solchermaßen vergebene „Braut" trägt dann schon als Kind einen Schleier aus Roßhaaren (Tschimmat). Es wirkt komisch, aber auch wehmütig einem solch verschleierten Kinde auf der Straße zu begegnen. Gewöhnlich halten es diese kleinen Mädchen nicht aus und lüften neugierig bei jeder Gelegenheit ihren Tschimmat. Freilich wird dieser sofort wieder in Ordnung gebracht, wenn eine erwachsene Person, etwa der Papa oder die Mama, sich in der Nähe zeigt. Nun führt die Landstraße durch uralte herrliche Weiden und silberne wilde Olivenbäume (Dschia). Uns umfängt ein betäubend-schwüler Duft, der an Akazienduft erinnert. Bald halten wir endgültig vor einer Allee hundertjähriger Weiden, die wie breite, braune Säulen emporragen. Hinter diesen ernsten Baumsäulen schimmert ein kleiner, intensiv blauer Teich — unser Reiseziel: Aidyn-Bulak.

Nun stehe ich vor diesem kleinen Weiher und traue meinen Augen kaum: was ist hier eigentlich zu sehen? Aidyn-Bulak, unser ersehntes Reiseziel, entpuppt sich als ein winziger Teich, den Schilf und braune alte Weiden umrahmen. Man staunt: ist das alles? Wozu kam man denn her? Solche Teiche hat man auch in Europa, in der Heimat, in Hülle und Fülle. In der Heimat sagte ich? Ja, und da liegt eben des Rätsels Lösung; ich schaue meine Weggenossen an, schaue ihnen in die Augen, die mit Freude und Wehmut diesen kleinen Teich betrachten und, wie es scheint, sich von ihm nicht abwenden können.

Und nun überkommt es mich: mitten in der fremdartigen Natur erinnert dieses kleine Wasser seltsam stark an heimatliche Teiche, an die ferne Heimat, wo goldene Ährenfelder sich ausbreiten und wo so traut der grüne Wald rauscht. Dort, in der fernen Heimat gingen wir achtlos an solchen winzigen Teichen vorbei, und hier in der Fremde werden weite Wagenfahrten

unternommen, um nur ein Stückchen Natur zu erhaschen, das an die Fluren der Heimat erinnern könnte.

Ich lebte erst seit einigen Wochen in Turkestan, und es war daher im Gewirr der neuen, einzigartigen Eindrücke das Heimweh in meinem Herzen noch nicht erwacht. Mich fesselte vor allem die interessante Fahrt selbst, meine Weggenossen aber träumten von der fernen, fernen, geliebten Heimat...

Augenscheinlich merkten meine Begleiter mir an, daß die „landschaftlichen Schönheiten" Aidyn-Bulaks keinen sonderlich hinreißenden Eindruck auf mich gemacht hatten. Als wir zur Rückfahrt schreiten, wird mir mitgeteilt, daß mir zum Abschluß unserer Tour etwas recht Sehenswertes gezeigt werden sollte.

Den Kutschern werden einige sartische Worte zugerufen, und bald tragen uns die flinken Pferde auf anderen Landwegen Kokand zu. Es beginnt Abend zu werden. Wunderbar, Himmel und Erde in purpurne Gluten tauchend, sinkt die Sonne, eine riesige Feuerkugel, im flammenden Westen. Kein Wölkchen am glühenden Himmel. Es ist sehr still.

Märchenhaft leuchten in der purpurnen Abendglut die Blütenwolken der Obstbäume. Sie umfluten wie Flockenschaum manche Wegstellen, und purpurn-durchleuchteter Blütenschnee schwebt in die Wagen nieder.

O Purpur! O Gold! O Blütenschnee! Schöne Dichterworte kommen einem in den Sinn:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
„Von dem goldnen Überfluß der Welt!"

Ich staune in die abendliche Glut, kann mich nicht abwenden vom flammenden Untergang der Sonne, die in Blütenwolken versinkt. Nun ist sie verschwunden; aber seltsam: das goldene Leuchten der Luft erlischt noch lange nicht, die Luft wird immer klarer und rosiger.

Unvergeßlich bleiben mir die Frühlingsabende im Ferghana-Gebiet, jene sanft-klaren rosigen Abende, wie ich sie nur auf dem Lande bei Kokand im Monat April, sonst bisher nirgends in der Welt, gesehen habe.

Die Sonne ist gesunken, und eine fast erdenferne rosige Klarheit umflutet den ganzen Horizont, das helle reine Grün und das Blütenmeer der Gärten und Felder. Kein Blatt an den Bäumen rührt sich, und immer zarter, immer unberührter und erdenferner erblüht über allen Dingen ein rosiges Leuchten. Es überhaucht das dunkle Grün der ernsten Eisenbäume und hoch oben erbebenden Wipfel.

Hierbei liegt eine wunderbare Ruhe über der schweigenden, wie verklärten Natur, als spräche sie in tiefer Versunkenheit ein heiliges Nachtgebet.

Kaum wahrnehmbar erblüht aus dem rosigen Glanz ein silbergrüner, feuchter Mond. Erste, blasse Sterne erzittern am klaren Firmamente. All die unzähligen Blüten erschließen nun ganz ihre Kelche. Hie und da zirpen Grillen auf. Immer schriller wächst ihr Zirpen an und wird allmählich so laut, daß es das Rollen der Wagenräder übertönt.

Der rosige Glanz beginnt in klare Abendbläue überzugehen. Die Nacht steigt auf; eine herrliche, dunkelblaue, seidenweiche, tiefschwüle Nacht. Es flammen und brennen unzählige Sterne auf. Sie glühen seltsam groß und heiß, flackern unruhig wie Fackeln im Winde. Ich habe die Sterne nie so groß, so rein und so glühend gesehen, wie in den düfteschwülen Frühlingsnächten in Turkestan. Phosphorhell glüht die Milchstraße, und fast blendet stellenweise ihr starker Glanz. Und die Natur schläft nicht. Sie führt ein seltsames, eigenartiges Leben: ein tiefes Rauschen, ähnlich dem Rauschen des tiefen Meeres, kommt aus den dunkelblauen, rätselvollen Blütenfernen her. Es ist, als atme die Natur nach hartem Winterschlafe in großer Seligkeit auf, als feiere sie nun im herrlichen Blütengewande eine traumschöne Liebesnacht . . . So fahren wir langsam dahin im blauen Mondlicht, umhaucht von Blüten, umflutet von einer seidenweichen Nacht.

O wie schön seid ihr Frühlingsnächte in Turkestan!

Und oft muß ich an den alten hundertjährigen Park bei Kokand zurückdenken, in dem wir auf unserer Fahrt anlangten und der wirklich schöner war, als Aidyn-Bulak.

Es war ein Park, den einst in den Tagen ihrer Herrlichkeit die Chans von Kokand sich angelegt hatten. Jetzt ist dieser Park verwildert, kaum führen Wege durch das Gewirr herrlicher, edler Weinranken, die wie Lianen von einem Fruchtbaum auf den anderen sich schlingen. Da wachsen Granatäpfel, Tamarinden, Feigen und Birnenbäume in wilder Üppigkeit. Pfirsich-, Aprikosen- und Mandelbäume verschlingen ihre Äste zu kühlen Wölbungen. Über allem erhebt sich hochragend das schwarze Grün des Eisenbaumes. Märchenhaft wirkte dieser Park im grünen Lichte des Vollmondes. Die dunkelblaue Südnacht koste und schmeichelte. Man wanderte hin unter den Wipfeln hochblühender Fruchtbäume, atmete wie betäubenden Wein die würzige Luft ein, irgendwo in der Ferne schluchzten Nachtigallen gar seltsam inbrünstig, als wären sie selig verliebt, — und schaute man zum Himmel auf, so stand man wie gebannt, denn dort flammten unzählige Sterne in blendender, ungeahnter, erlösender Schönheit . . .

* * *

Also schritt ich, die linde, dunkelblaue Nacht genießend, zu den heißen Sternen schauend und den verliebten Nachtigallen lauschend im alten Chan-Park dahin, als einer meiner Weggenossen, ein deutscher Apotheker, mich fragte, ob ich nicht eine Opiumhöhle sehen wolle. Es sei zwar nicht ganz ungefährlich, doch wer wirklich Land und Leute hier kennen lernen wolle, müsse auch in saure Äpfel beißen können. Das Opiumrauchen wird durch die russischen Behörden in Turkestan streng verfolgt; der Sarte aber ist sehr schlau und verschlagen, wenn es gilt „nationale Eigentümlichkeiten und Laster" zu verdecken. Daher ist es für den Europäer nicht leicht, in eine Opiumhöhle zu gelangen. Mein deutscher

Apotheker lebte schon 30 Jahre in Kokand und kannte die Stadt gründlich. Eine Opiumhöhle! Ich ließ mir dies Anerbieten nicht zweimal wiederholen. Meine Phantasie begann schon zu arbeiten: ich sah eine dunkle Höhle tief unter der Erde, wohin der Neuling gelockt wird, Opium zu rauchen bekommt, und sodann „abgemurkst" wird. Ich sah Blut und irre Augen, hörte Aufschreie und wirres Gestöhn — alles gehüllt in blauen Opiumqualm. Zuguterletzt erblickte ich mich selbst, von diesem Qualm berauscht, zuerst ins Nirwana getragen, wo ich mit Schopenhauer mich begrüßte, und sodann sah ich mich auch — abgemurkst. Dennoch trieb mich meine Wißbegierde, das Abenteuer zu bestehen. Wir verließen den Park und passierten die Ruinen der Stadtmauer, die im hellen Mondlicht dunkle, gespensterhafte Schatten warfen. Bald schritten wir durch ein Gewirr enger, fensterloser Gassen. Unterwegs kamen wir an der Brücke vorüber, die an den Ponte Vecchio erinnert, und gelangten sodann auf einen breiten Platz, der von rötlich erhellten Teehäusern umsäumt war. Vor uns erhob sich der schlanke Turm eines Minaretts. Hier zog mich mein Führer in eine enge, tote Gasse, aus der wir wieder in ein Labyrinth kleiner Gäßchen kamen . . . Schließlich konnten wir nicht weiter: wir standen am Ende einer Sackgasse, vor einer sehr niedrigen Tür. Mein Führer sah sich um.

„Wir sind am Ziele," sagte er und fügte hinzu, ich solle leise auftreten.

Vor der Tür hing etwas wie ein Vorhang. Wir schoben ihn beiseite und traten in einen düsteren Raum. Von irgendwo tönte Musik. Es war dunkel, ich konnte fürs erste nichts sehen. Aber nachdem ich mich etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich mich einem Sarten gegenüber, oder eigentlich mehr einem Sartenkopfe, der uns aus einem Vorhange ungläubig angrinste. Dieser Kopf hing wie abgeschnitten in der Luft und schien alles andere, nur keine Europäer erwartet zu haben.

Mein Führer sagte einige Sätze auf sartisch. Der Kopf verschwand, der Vorhang hob sich und wir traten in ein rötlich erhelltes Gemach. Es war mit bunten persischen Teppichen ausgelegt; hier roch es stark nach Tabak und in der Luft lag ein Duft, der mir bisher fremd gewesen war — es roch nach Opium! Als ich näher zusah, bemerkte ich rechts und links ruhende Menschen. Das waren Sarten, auch Perser und ein Afghane (mit rotgefärbtem Bart und gefärbten Fingernägeln). Sie alle regten sich nicht. Sie lagen wie Tote. Hier und da stand eine Wasserpfeife, doch keine rauchte mehr.

„Hier liegen jene, die schon genug haben", hörte ich gedämpft meinen Führer sagen; „gehen wir dorthin, wo geraucht wird — diese hier sind jetzt in Nirwana".

Nirwana! Mich hatte seit jeher das Nirwana-Problem interessiert. Ich neigte mich über die Schlafenden und begann die Gesichtszüge zu analysieren.

Gewiß — dachte ich — nun finde ich tiefe Glückseligkeit. Es war aber zu dunkel. Ich zündete ein Streichhölzchen an und betrachtete die Berauschten. Doch der Ausdruck der Gesichter war seltsam stumpf, leidend und wie ver-

zerrt, leichenähnlich im zuckenden gelben Lichte des Zündhölzchens. Täuschung auch das Nirwana, dachte ich, aber das Leid auf diesen Gesichtern — das ist die Wahrheit.

Ich zog es vor, die Schlafenden nicht weiter zu betrachten.

Wir durchschritten einen engen Korridor und traten in ein großes, sehr rot erhelltes Gemach; im Hintergrunde hörte man den Sai leise rauschen. In größeren und kleineren Kreisen saßen hier Sarten um Wasserpfeifen herum. Sie saßen auf bunten Teppichen, so wie unsere Schneider sitzen, still wie Pagoden. Einige rauchten, einer hustete laut. In ihren bunten Mänteln sahen die also Kauernden wie große Farbenhügel aus. Einige Sarten liefen hin und her, oder tänzelten wie Berauschte. Ein paar bucharische Juden spielten auf morgenländischen Streichinstrumenten. Es klingelten Triangeln, es pfiffen Klarinetten; auf Tamburinen, Zitaren und Geigen wurde ein Tanz gespielt. Es war eine wunderbar zerrissene Melodie, nach der ein Knabe, ein sogenannter Batscha, um den besonders viele Sarten hockten, tanzte und sang, wobei er öfters in die Hände klatschte. Dann klatschten auch die meisten Opiumraucher in die Hände und sangen einige Noten mit, soweit sie dazu imstande waren. Es geschah, daß Hände zu klatschen anfingen, dann aber plötzlich in der Luft abbrachen — der Körper sank in sich zusammen — der Mensch war plötzlich eingeschlafen. Dann wurde er einfach beiseite geschoben oder emporgehoben und fortgetragen. Hierbei geschah es einmal, daß die Tragenden nahe an uns vorüberkamen und uns bemerkten. Sie gerieten in eine heillose Bestürzung, liefen zurück, riefen ein paar Worte und plötzlich war der Raum wie ausgestorben. Nur solche, die weder laufen noch stehen konnten, waren dageblieben. Erst sahen sie aus erschreckten Augen zu uns auf, stammelten etwas und fielen dann auch in Schlaf. Nur der Wirt befand sich noch immer in unserer Nähe. Er hatte ein erschrecktes Gesicht, versuchte aber auch jetzt noch uns möglichst freundlich anzugrinsen, so daß er mir ordentlich leid tat. Plötzlich schien ihm aber etwas in den Sinn gekommen zu sein: er ergriff einen schlanken roten Wasserkrug und begann in den Rauch, der aus den Wasserpfeifen stieg, Wasser zu gießen. Ein starker, betäubender Qualm erfüllte immer mehr den Raum; wie durch schweren Nebel brannten, purpurnen Flecken gleich, die roten Lampen. Der Opium-Qualm grub sich in die Lungen ein und schien das Hirn umklammern zu wollen; er wurde immer schwerer und undurchdringlicher, kaum war der Sarte zu sehen; er grinste zwar noch immer, nun aber — seltsam tückisch und schadenfroh.

Unsere Füße begannen zu wanken; mir war, als bebe die Erde; eilig schritten wir dem Ausgange zu.

Wir traten in die schweigende Nacht hinaus; ich sah zu den Sternen auf und holte tief Atem.

* * *

Kurz vor meiner Abreise aus Kokand sollte ich noch einer sartischen Hochzeit beiwohnen. Wie in einem Brennpunkt konzentrierten sich bei diesem Feste mohammedanische, speziell sartische Sitten und Gebräuche.

Ein reicher Sarte verheiratete seine Tochter; die Festlichkeiten dauerten einige Tage. Sie begannen mit viel Spektakel, wie eine richtige turkestanische Tamascha (Volksbelustigung).

Schon etwa eine halbe Woche vor dem Hochzeitstage ertönte in der Behausung des Sarten jeden Tag „Musik". Es wurden Zitare, Dutare, Nai, Surnai, Kornai, Ridschaks und Kausse*) auf die unbarmherzigste Weise von sartischen Musikanten malträtiert. Ab und zu wurde auch in die großen Jericho-Posaunen geblasen, die gräßliche Töne von sich gaben. Über dem größten Teil des äußerst sauberen, großen, viereckigen Sarten-Hofes waren auf langen Stangen Zeltdecken gespannt worden, darunter standen auf bunten bucharischen Teppichen niedrige Tische, auf denen Berge von Süßigkeiten lagen: Zuckergebäck eigener Zubereitung, in Salz geröstete oder auch ungeröstete Pistazien, Walnüsse in Zucker, Mandeln, Kuchen verschiedenster Arten und Dimensionen, Sirup in mächtigen Schüsseln, getrocknete Früchte und Rosinen von herrlichstem Geschmack, brauner, roter, gelber, weißer Honig in turmhohen Waben, Mohnsamen, Erbsen und Dschugara in gußeisernen Kesseln in Sirup, Melonenschnitte, Quitten, Granaten, buntgefärbte Eier, enorme Berge russischer Karamel-Konfekte und noch riesigere Berge grünen, roten und gelben Zuckers.

Alles wirkte wie ein russischer Ostertisch, aber noch greller, noch bunter, noch überladener.

Jeden Tag kamen Gäste, hockten auf den bunten Teppichen bei den Tischen nieder und vertilgten, meist in feierlichstem Schweigen, ungeheure Mengen von Süßigkeiten.

Man aß recht lange, und zuweilen streckte man sich nach dem Essen auf den Teppichen auch aus.

Dann erschienen Tschilimträger, verneigten sich vor der ganzen Gesellschaft, hielten hierbei ihre Wasserpfeifen vorgestreckt und ließen jeden Gast einige Züge aus den Pfeifen machen. Eine Rauchwolke erhob sich, als sei ein Schornstein in Brand geraten.

Später wurde Tee gereicht. Die ganze Gesellschaft erhielt nur einige sehr breite Tassen ohne Griff. Diese wurden von den Ältesten mit den ausgespreizten fünf Fingern von unten angefaßt und sodann sehr bedächtig an den Mund geführt. Zuerst leckte sich jeder Gast etwas seine Lippen mit der Zunge ab und machte würdevoll einen langen Schluck. Hierauf bewegte er wellenartig mit graziöser Leichtigkeit die Tasse auf und ab, machte wieder

*) Zitare, Dutare, Ridschak und Kauß sind eine Art Tambur; Nai, Kornai und Surnai ähnlich wie Klarinetten.

einige Schlucke und gab sodann die Tasse seinem Nachbar weiter. Nachdem alle Gäste getrunken und geraucht hatten, erhoben sie sich und entfernten sich in ihre Behausungen, wobei ihnen noch Süßigkeiten mitgegeben wurden.

Es waren nur Männer; Frauen sah man garnicht. Bediente liefen hin und her, halfen ihren mittagsmüden, übersatten Herren in die bunten Arben hinein, oder in die Sättel der wiehernden Pferde und trompetenden Maulesel, die im Vorhofe mit grüner Luzerne gefüttert worden waren.

Der Wirt begleitete jeden Einzelnen bis an das Tor hinaus und strich sich lange seinen großen Bart zum Abschied.

Am Tage der Hochzeit war alles besonders bunt, feierlich und würdevoll. Es lagen ganz neue Teppiche um die Tische herum, die Berge der Süßigkeiten waren noch höher geworden, lange Schemel standen aufgestellt längs der grauen Hofmauer, und auf diesen Schemeln lagen Haufen bunter Chalats, die der Wirt für seine Gäste zum Geschenk bestimmt hatte. Der geräumige Hof, den hübsche, bunte, arabische Säulenreihen umsäumten, wurde unablässig aus riesigen Tonkrügen mit Wasser begossen, so daß stellenweise der harte Lößboden so weich und klebrig wie Lehm wurde.

Der Wirt hatte seine kostbarsten Chalats sich angezogen, wohl sechs Stück übereinander, trotz der tropischen Hitze. Der Ärmste schwitzte kläglich, doch trug er eine große patriarchalische Würde zur Schau. Er hockte feierlich, wie ein Schneider sitzend, neben den Süßigkeiten. Ein jedes Glied an ihm schien die alte mohammedanische Weisheit zu verkörpern, die da lautet: „Stehen ist besser als gehen, sitzen besser als stehen, liegen besser als sitzen, der Tod aber ist besser als alles". Der Arme schwitzte, aber nur selten rührte er die Hand, um den perlenden Schweiß von der Stirn zu wischen. Um ihn herum standen im Halbkreise etwa ein Dutzend dienstbarer Geister. Andere Bediente liefen, Geschirre, Schüsseln, Krüge und Kessel tragend, im Hofe hin und her.

Auf bunten Arben, Pferden und Mauleseln begannen Gäste einzutreffen. Als sie gemeldet wurden, erhob sich der Wirt und ging ihnen entgegen. Feierlich, lang und patriarchalisch waren die Prozeduren der Begrüßung: zuweilen wurden die Hände kreuzweise auf der Brust zusammengelegt und der Oberkörper nach vorn geneigt; zuweilen ergriff der eine Sarte die rechte Hand des anderen und legte seine Linke auf die Schulter seines Gegenübers; zuweilen drückte man sich an die Brust, — und immer wurde lange der Bart gestrichen. Nie wurde die Tübiteika abgenommen. Man führte die Gäste wieder zu den Süßigkeiten, und sartische Musikanten begannen zu „musizieren".

Auch in dem sonst stillen Frauengemach (Senone) des Sartenhauses ging es heute bunt und laut, sehr laut zu. Das kleine Höfchen im Senone war auch mit Teppichen ausgelegt worden, auch dort standen Berge bunter, süßer Leckerbissen, und dort versammelte sich heute eine Menge Frauen und Jungfrauen.

Ein enormes Geschnatter schallte aus dem Senone herüber; dieser Lärm stand in sonderbarem Kontrast zur Ruhe der Männer und wurde zuweilen so laut, daß sogar die grelle Sarten-Musik übertönt wurde.

Besonders feierlich verlief die Begrüßung des Bräutigams und seines Vaters. Sie wurden vom Pferde gehoben, sodann umarmte man sich, wobei eigentlich nicht die Brust, als vielmehr die gegenseitigen Bäuche umschlungen wurden. Hierauf wurden lange, lange Zeit die Bärte gestrichen. Der Bräutigam hatte zwar noch keinen Bart, vollführte aber dieselbe Begrüßungsgeberde.

Als alle Gäste beisammen waren, tauchte auch ein Mullah auf, dessen Haupt ein enormer, schneeweißer Turban krönte.

Man erhob sich und schritt dem Senone zu. Die „Trauung" sollte beginnen. Eigentlich kennen die Sarten keine Priestertrauung. Nur die Reichen ziehen zuweilen zur Hochzeit einen Mullah hinzu, die Armen begnügen sich auch ohne Geistlichen. In Begleitung des Mullah trat der Bräutigam vor den Eingang zum Senone, woselbst auch am Eingange die Braut stand, verschleiert und in Festkleidern, umgeben von vielen Frauen in festlichen Parandschas*). Die Sitte will es, daß der Heiratskandidat seine „Braut" bis nach Schluß der „Trauung" nicht erblicken darf. Doch soll in den meisten Fällen diese absurde Sitte durch Heiratsvermittlerinnen, sowie heimliche Rendezvous umgangen werden.

Der Mullah erhob seine Augen gen Himmel, wobei ihm der Turban beinah vom Kopf purzelte, und sprach ein Gebet.

Hierauf sagte er einige sartische Sätze, auf die der Bräutigam und die Braut etwas antworteten. Vermutlich war es das „Ja". Sodann reichte man dem Bräutigam eine Trinkschale mit Wasser; er führte die Schale an den Mund, trank etwas, und übergab sie dann seiner Braut, die gleichfalls aus der Schale trank. Sobald dies geschehen war, erhielt der Bräutigam ein Stück Brot; er brach es zur Hälfte, aß das eine Stück selbst auf, das andere reichte er seiner Braut, die das Brot auch aufaß.

Hiermit endete die „Trauung", und der Bräutigam verschwand im Senone, woselbst einige Minuten lang ein ungeheures Geschnatter herrschte.

Die Männer schritten mit dem Wirt an der Spitze zu den Süßigkeiten zurück; doch diese wurden bald bei Seite gebracht, und nun erschien eine schier endlose Reihe von Bedienten, mit dem Oberkoch an der Spitze; alle trugen Schalen, Kessel, Krüge, Teller, in denen sich die mannigfaltigsten Gerichte befanden. Fast alle Speisen wurden zu gleicher Zeit auf den Tisch gestellt. Der Wirt erhob sich und bediente auf die liebenswürdigste Weise ab und zu selbst seine Gäste. Es begann der sogenannte Dostorchan. Da gab es vor

*) So heißt das Obergewand bei den sartischen Frauen. Näheres in meinen „Reiseeindrücken", Heft 7.

allem die Nationalspeise der Sarten — den Plow, ein Gericht aus Reis und Hammelfleisch; sodann kleine Pasteten, Pelmene genannt, mit viel Pfeffer, Zwiebel, Fleisch; sie schmeckten stark nach Essig; später erfuhr ich, daß sie in Essig gekocht werden. Es folgte Schaschlyk, aber nicht wie im Kaukasus an langen, sondern an unzähligen kleinen Spießen. Auch Fischspeisen wurden vorgesetzt und sogenanntes Kabardack, etwas wie ein Ragout aus verschiedenen Fleischarten, mit Zwiebel, Rüben und Pfeffer, wie denn überhaupt die sartischen Speisen außerordentlich stark gepfeffert werden, so daß einem die Lippen in den ersten Tagen brennen. Auch Mehlspeisen wurden aufgetragen, Gerichte aus Eiern, Obst und vor allem aus Reis.

Man aß ohne Messer, Gabel und Teller. Man hielt Stöckchen und eine Art Löffel in der Hand, oft wurden auch die Finger ins Gefecht geführt.

Alle aßen furchtbar viel, außer dem Wirt, der eigentlich garnichts aß. Das viele Essen gehört bei den Sarten zum guten Ton; wer wenig ißt, der beleidigt sogar seinen Gastgeber.

Zum Schluß des Essens ertönte ein sonderbares Konzert, dessen gute Seite darin bestand, daß es nicht vor dem Essen stattgefunden hatte: alle Gäste begannen nämlich zu rülpsen. Sie rülpsten energisch, rülpsten mit den ernstesten Gesichtern, rülpsten immer lauter, rülpsten mit Behagen. Und mit Wohlbehagen lauschte der Wirt diesem Ständchen. Das Rülpsen nach dem Essen gehört hier nämlich auch zum „guten Ton". Es soll dem Gastgeber beweisen, daß sein Gast durchaus satt geworden ist und daß die genossenen Speisen sich in bester Verdauung befinden. Je mehr und je lauter gerülpst wird, um so geschmeichelter fühlt sich der Wirt. Besonders geschmeichelt kommt er sich dann vor, wenn sein Gast so energisch im „Ständchen-Bringen" ist, daß er beiseite treten muß . . . . . Durch Übung von Kindesbeinen an haben es die Sarten in Rülpskonzerten außerordentlich weit gebracht.

Nachdem die Gäste ihre Pflicht erfüllt hatten, erschienen Bediente mit Wasserkannen, Schalen und Handtüchern. Der Reihe nach wusch sich jeder seine Hände. Sodann begann man die Speisen abzutragen und, als es geschehen, winkte der Wirt seinem Dienertroß.

Nun ging die Beschenkung los. Jedem Gaste wurden einige Chalats überreicht. Mit ihren Gastgeschenken im Schoße saßen die Sarten ganz still und schwiegen. Ihre Blicke schienen alles andere, aber nur nicht die Chalats zu betrachten; die wurden mit keinem Blicke gewürdigt; ja man schien sie sogar zu verachten. Eine solche Gleichgültigkeit den Gastgeschenken gegenüber verlangt nämlich der mohammedanische Anstand.

Also hockten nun die Sarten würdevoll gleichgültig, unbeweglich, mit den Geschenken auf dem Schoße, die sie scheinbar verachteten. Es war eine Szene zum Totlachen! Allmählich begann der Kreis der Gäste sich zu lichten. Der Wirt begleitete jeden einzelnen zum Ausgang hinaus.

Und wieder vernahm man knarrende Arben, wiehernde Pferde, trompetende Maulesel, und wieder gewahrte man die langen Prozeduren würdevollsten Abschiednehmens.

Der Bräutigam aber war der gescheiteste von allen: seitdem er im Senone bei den Frauen verschwunden war — kam er bis zum Schluß der Feier die ganze Zeit über nicht wieder zum Vorschein. —

Gebe Allah dem jungen Pärchen ein glückliches Zusammenleben und Kinder wie Sand am Meer!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die baltische Frau.

Von Helene Hoerschelmann [Irene Kjerulf]. (Otrada, Gouv. Moskau.)

„Nur gemeinsam mit der Frau kann jene rettende, sittliche Weltanschauung geschaffen werden, welche auf dem Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl beruht."
C. v. Vincenti.

Fast muß es wie Selbstlob erscheinen, schickt sich hier eine Baltin an, einen Dithyrambus auf die „baltische Frau" zu singen, — und doch sei es mir gestattet, als einer, die nahezu zwei Dezennien der alten Heimat fern, dem jungen Livland fremd geworden, aus stiller und freundlicher Vogelschau alter Zeiten gedenkt, und sich dabei unbefangen parteilosen Denkens längst gewiß ist.

Zudem bemerke ich auch hier, wie bei allen meinen baltischen Erinnerungen, daß ich stets fernere Zeiten, dahingeschwundene Typen im Auge habe, und daß mir heutige Strömungen, heutige Generationen so gut wie unbekannt geworden sind. —

„Die baltische Frau" — ist das nun nicht vielleicht schon an und für sich ein anmaßender Titel für etwas, daß in seiner Begriffsenge etwa gar kein Recht auf eine Sonderbenennung hat? Sollte die baltische Frau wirklich anders, besser etwa gar, als die deutsche Frau schlechtweg sein? . . . Ja, anders ohne Frage! Darum kommt ihr die Sonderbenennung auch mit vollem Fug zu. Denn die baltische Frau ist vielleicht das Baltischste in diesen abgeschlossenen, individualitätsreichen und konzentrierten Landen. Noch bis vor kurzer Zeit führte sie eine Existenz, die kaum je aus dem Rahmen ihres engsten Wirkungskreises hinausführte, so daß ein hermetisch verschlossenes Eigenaroma die notwendige Folge davon sein mußte. Erst in den letzten 2—3 Dezennien löste sich sehr allmählich der Bann, den Sitte und Tradition um das intim häusliche Leben der Baltin gesponnen. Nun erst regte sie ihre Flügel, wurde zum Berufsmenschen, stählte sich an westlicher Kultur und

weitete ihren Horizont. Damit entstand dann ein neuer Typus, biegsamer, vorurteilsloser, auch wohl weitblickender, — alles ein unerläßliches Erfordernis für die neue Zeit.

Wie weit sie dabei die Persönlichkeit der einstigen baltischen Frauen gewahrt, — wahren konnte —, entzieht sich meiner Beurteilung; darum sind diese Zeilen der Frau älterer Zeiten, bis in die 90-er Jahre hinein gewidmet.

Es war ein feinverzweigtes und tiefgründiges Wurzelwerk, aus dem die Blume erblühte, die wohl dazu geschaffen war, Augen und Gemüt zu erquicken. Denn der unterste Boden war es, der Wurzel wie Blüte so und nicht anders ersprießen lassen konnte. Auch hier vergesse man nicht das — bei kulturhistorischer wie politischer Entwickelung so oft betonte — bunte und wechselvolle Geschick der baltischen Provinzen, die aus Polen-, Schweden- und Russenherrschaft heraus und durch sie hindurch, oft in harter, immer fast in schmerzvoller Selbstbehauptung ihre individuelle Selbständigkeit errangen.

Die Ingredienzien, die, aus diesem Schmelzofen hervorgehend, in den Tiegel kamen, waren gar mannigfaltig, und lassen sich heute, nach so vielen hundert Jahren, kaum mehr nachweisen. Sicher ist immerhin, daß man in Estland noch manche schwedische, in Kurland zweifelsohne polnische Einschläge gerade bei der Frau beobachten kann, wenn auch unterdrückt und verwischt von späterer, eigenster Sonderart.

Die unfreiwillige Abgeschlossenheit, die Meer und Klima sowohl, als das damals noch unerhört zeitraubende Reisen zogen, wie auch die freiwillige gegen beständig drohende östliche Einflüsse, wirkten weiter mit am ursprünglichen Fundament. Nun bildete sich das konservative Denken auch immer vollbegewußter und überzeugungsstärker heraus; dazu gesellte sich die so ausschließlich idealistische Lebensanschauung des Balten aus seiner Blütezeit und der Einfluß der durch stete Bedrängnis sich enger zusammenschließenden und vertiefenden Kirche, — ein grundlegender Faktor für das Werden der baltischen Frauennatur. Nicht zum wenigsten aber gab die Exklusivität der im Grunde ja doch absolut aristokratisch gesinnten Gesellschaft des Baltenvolks ihren Stempel für jede, so auch für diese Entwickelung, wohl eine Verfeinerung in der Seelen- wie Geisteskultur zeitigend, zugleich damit aber auch die unausbleibliche Enge und Starrheit in Urteil und Horizont, wie eine auf demokratische Basis gestellte Gesellschaft, aus normaler Volksentwicklung heraus, sie nicht hervorbringen konnte.

Was aber war denn nun das Resultat aller dieser, hier in kurzem angedeuteten Ursachen? . . . Den mannigfaltigen Vorbedingungen entsprechend jedenfalls ein reiches und vielgestaltiges. Diese Vorbedingungen mußten, eben ihrer Buntheit wegen, ja wohl auch andere als bloß positive Früchte tragen, und das taten sie auch sicherlich.

Die gar zu reiche Verschiedenartigkeit in der historischen Entwicklung des Landes mußte selbstredend auch der Frau, die allezeit ein wichtiger Faktor im

Leben dieses Landes war, ihren Stempel aufprägen, sie mußte ihr, in einer jedenfalls über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Vielseitigkeit, die Gefahr der Zersplitterung und der mehr allgemeinen als tiefen Bildung ebenso nahe führen, wie es bei dem Manne der Fall war. Die grenzliche Abgeschlossenheit mußte notgedrungen ihren Horizont verengen, ja leicht etwas Stabiles in ihre Entwicklung hereinbringen, die starre Abwehr nach Osten, bei der ohnehin streng konservativ gerichteten Frau, dieser leicht eine Hinneigung zur Intoleranz geben, wie sie Gegensätze — seien es nationaler und kirchlicher, seien es rein gesellschaftlicher Natur — bei dem geistig prävalierenden Teil ja nur zu leicht erzeugen.

Das zu jenen Zeiten wirtschaftlich bequeme und leichte Leben, die noch einfach geregelte Dienstbotenfrage machte die baltische Frau bequem, gab auch ihr jenes Behaglich-Nonchalante, das dem Balten von je anhaftete, ihn so „sympathisch" für den Ausländer machte und doch so gefährlich in seinem steten laissez faire war . . . So sei denn auch gleich hier gesagt, daß bei der Baltin die Wirtin und Hausfrau am ehesten zu kurz kam vor ihren großen übrigen Vorzügen.

Das praktische Leben war zu leicht, zu harmlos der Kampf ums Dasein für wirkliche, große Anstrengung, wie die reichsdeutsche Schwester draußen sie längst kannte. Zwar gab es weder rote, zersprungene Hände, weder aufgeregte Schweißperlchen bei Abendgesellschaften, noch kleinliches Sparen und Nachrechnen bei der Baltin, — aber es gab auch kein rechtes, zielbewußtes Berechnen und Überschlagen, keine rationelle Ordnung, keine absolute Sauberkeit — geschweige denn Hygiene — in Haus und Wirtschaft.

Nicht nur bescheiden und anspruchslos war die Toilette, sie war nur zu häufig auch nachlässig oder aber jeden Geschmacks bar.

Die Baltin kannte und konnte nicht halb so viel wie die Deutsche; die Töchtererziehung lag auf praktischem Gebiet bedenklich im Argen, und wenn die Frau ihrem Manne vielleicht in allem sonst Freundin und Gefährtin war, in diesem Einen, dem Wirtschaftlichen, konnte sie ihm nur in seltenen Ausnahmefällen eine Stütze sein.

Daß aber auch in diesem, ihrem schwächsten Punkt ungeahnte Kräfte aus ihr strömen konnten, soll zum Schluß noch ernste Beachtung finden.

Die helle Kehrseite des eben besprochenen Mangels sei aber ohne Verzug hervorgehoben. Das war die zweifellose Großzügigkeit der baltischen Frau im täglichen und praktischen Leben. War diese auch scheinbar bloß liebenswürdig bestechend, mehr sympathischer, als ethischer Natur, so konnte sie sich doch dazwischen zu einer Vornehmheit auswachsen, die über das bloß Gefällige weit und leuchtend hinausging.

Allezeit offen zum Geben war ihre Hand, allezeit bereit für junge hungrige Studierende ihr Tisch, — wer alles wüßte nicht davon zu erzählen! — aufgetan in köstlicher Uneingeschränktheit ihres Hauses Türen für „Böse

und Gute“. . . Das Gebiet von „Andern-Gleichtun“ und Revanche, Nachrechnen und Bissenzählen mußte an der strahlenden Selbstverständlichkeit ihres Gebersinnes scheitern! Es konnte wohl passieren, daß der Beutel im geheimsten Hintergrunde schon leidlich schlaff, der Tisch hingegen noch immer stattlich gefüllt war, — dies Mißverhältnis wurde dann wohl mit einer sorglos ladyliken Handbewegung, sowie einem kleinen Defizitchen zu Ende des Monats, oder aber mit einem zwei mal gewendeten Winterkleide zugedeckt.

Die eben erwähnte Großzügigkeit auf materiellem Gebiet war nur ein Symptom ihrer tiefinnerlichen Gesinnung, wie sie bewußt — häufiger und stärker aber unbewußt — ihr Denken und Fühlen beseelte, und die sich nach außen hin dann eben durch diese etwas „feudalen“ Züge Bahn brach.

Die baltische Frau dachte und fühlte von Natur aus vornehm. Nicht nur die Geburtsaristokratie, nein, mindestens ebenso auch die Gelehrten-, die Patrizier-, die einfache Beamtenfrau. Es war ihr ebenso Instinkt wie vollbewußte Lebensanschauung. In ihr erzog sie ihre Kinder, hielt sie ihr Hauswesen, stellte sie sich zu ihrem Gesinde. In dieser Vornehmheit wurzelte auch ihre ganze geistige Richtung, ihr Geschmack in dem, was sie etwa las oder ablehnte.

Im Sittlichen aber prägte sich diese ihre Denkungsart am schärfsten aus.

Die Ethik der Baltin jener Zeiten war über jeden Zweifel erhaben und ihr Schild so blankgeputzt, daß hier der leiseste Hauch, in skrupelloseren, weil größeren Verhältnissen kaum beachtet, zum Flecken werden mußte.

Gern räume ich ein, daß zu den hier geschilderten Zeiten auch in den höheren und höchsten Regionen von Sittlichkeit und Moral, einerlei auf welchem Gebiet, der Konflikt ungleich leichter, die Entgleisungsmöglichkeiten verschiedenster Art fernliegender waren, als jetzt, wo Zeitgeist nnd gewandelte Verhältnisse mit dem anders gearteten Boden auch neue Gefahren bringen mußten. Besonders traf dies für die Frau zu. Denn es gab ebenso wenig eine „Frauenfrage“ im modernen Sinne wie auch nur ein freieres, gesellschaftliches Sichausleben, wie es heutzutage selbst in den kleinen Ostseeprovinzen längst gang und gäbe geworden. Ein solches konnte in Zeiten, wo die Frau ganz und gar in Haus und Familie ihre Befriedigung fand, kaum zum Bedürfnis werden. Outsiders in dieser Hinsicht fanden nur selten Verständnis oder gar Sympathie, — ebenso natürlich und folgerichtig, wie heute das Gegenteil mit gleichem Rechte der Fall ist.

Nicht zu leugnen ist ja, daß aus dieser Tatsache leicht eine gewisse Enge, sowie die den Balten ohnehin eigene Exklusivität folgern mußte, wie schon zu Anfang angedeutet. Doch ebenso wenig kann abgestritten werden, daß diese ablehnende, hier oder da leicht hochmütige Begrenztheit der Baltin ihr eigenes Gepräge trug und stilvoll war. Sie gehörte zu ihr wie ihr Kleid, und zwar war es ein gediegenes und stolzes Kleid, das nur ganz ausnahmsweise gewöhnliche oder spießbürgerliche Formen annahm. Sie ließ ihr gut, die stolze Haltung, denn sie war wurzelecht.

Und mehr als das. Auch die Frau, gleich den Männern jener Tage, hatte die kindlich-idealistische Selbstverständlichkeit, die, sich ihres Wertes nicht bewußt, weil nichts anders kennend, so stark wirkte.

Stärker noch als bei dem Manne, weil frappierender, ungewöhnlicher, war der Zauber seelischen Adels, der von der baltischen Frau ausgehen konnte. Zu allen Zeiten erscheint ja die im Kleinbetriebe des Alltags so leicht kleinlich werdende Frau trivialer, als der unter günstigeren Bedingungen arbeitende Mann. Die Ausnahme von dieser alten Regel leuchtete um so eindringlicher.

Patriarchalisch als Herrin ihrer Dienstboten, freigebig und verständnisvoll im Gestalten ihrer Feste auch bei bescheidenen Verhältnissen, ohne Nachsinnen zu jedem Opfer bereit, — galt es geistige Güter zu erringen, ein Talent auszubilden, oder aber hieß es, fremde Not oder Krankheit zu lindern, — tat sie alles mit der ihr eigenen zurückhaltenden Schlichtheit, die nicht aus der Nüchternheit, sondern aus innerem Adel stammte.

An dieser Stelle soll dann aber auch ein Wort von ihrer fast herben, ab und zu selbst an das Puritanische streifenden Frauenreinheit gesagt sein. Nur kurz möchte ich dies Gebiet streifen, als sähe ich heute noch den ruhig erstaunten Blick auf mir ruhen, wie dieser Punkt denn etwa je anders hätte beschaffen sein können . . .

Die verheiratete Frau war unerbittlich streng gegen sich und andre, wenn es an die leiseste Überschreitung der ihr durch Sitte und Tradition gesetzten Schranken ging. Zwar gab es anmutig-kokette, lebensfrohe und genußsuchende Frauen die Fülle, auch hier aber waren die Grenzen schnell gezogen, waren eigentlich schon mit dem leisesten „Flirt" der verheirateten Frau überschritten. Wirklich leichtfertige oder gar sittenlose Frauen, selbstredend zu allen Zeiten, sogar in der altbaltischen Atmosphäre, zu haben, waren absolute Ausnahmen, — als solche verurteilt und abgetan, kurzerhand und ohne Kompromiß.

Verschiedene Nüancen hat es natürlich immer gegeben, einst wie heute. Anders war die Livländerin, anders wieder die Estländerin, ganz anders die Kurländerin, — anders die Edeldame als die Literatenfrau.

Im ganzen aber war es zweifellos eben die sittliche Reinheit und Geradlinigkeit der baltischen Frau, die sie zu der bevorzugteren Vertreterin ihres Geschlechts machen durfte.

Zu diesen Qualitäten kam der relativ hohe Stand ihrer Geistesbildung. Hoch mehr in seiner Allgemeinheit, in seiner glücklichen Mischung mit Takt und Gesinnung, als in vertiefter Gründlichkeit, wie allein konzentriertes Studium, außerhalb der Tradition und Möglichkeit der damaligen Baltin liegend, sie geben konnte. Doch war die Durchschnittsbildung eine hochstehende, höher als eine den gleichen Kreisen Deutschlands entsprechende. Denn damals verdiente die Deutsche den jetzt vielfach so veralteten Vorwurf der bloßen Haushenne und Wirtschafterin immerhin noch reichlich. Die Baltin aber blieb stets Dame, wo oder wann es auch sei.

Sie war vielfach imstande, ihre Söhne und Töchter in die mittleren, ja höheren Klassen ihrer Gymnasien allein vorzubereiten; sie stellte stets das stärkste Kontingent für das Publikum der wissenschaftlichen oder dramatischen Darbietungen, der ernsten, musikalischen Veranstaltungen, — mehr als das: sie war ihrem Gatten die wahrhafte Gefährtin und Freundin für seine Gedanken und Sorgen; sie konnte es sein mit ihrer allezeit flugbereiten Seele, ihrem starken, glühenden Patriotismus, der, in Zeiten unerhört schmerzvoller und aussichtsloser Kämpfe, so manchen erlahmenden Mann in seinem zusammensinkenden Pessimismus gestärkt und beeinflußt hat. Sie konnte es mit ihrem weiten Herzen und ihrem, in wahrhaft edlen und tiefgründigen Ehen, geschulten Verstehen.

Die Baltin als Gattin war vielleicht ihre leuchtendste Stärke.

Wie schon erwähnt, gab es verschiedene Typen Frauen in den baltischen Landen. Nicht bloß, wie überall, ständisch unterschieden, sondern nach der Stammesprovinz schattiert, mehr hierher, mehr dorthin inklinierend.

War die Livländerin im großen und ganzen (worin die Nordlivländerin sich auch wieder lebhaft von der südlichen des lettischen Livland unterschied) die gebildetste, den in Wesen und Auftreten vornehmsten Typ zurückhaltender Würde und etwas herber Exklusivität repräsentierend, zuverlässig, aber streng, — so glich die zartere, weiblichere Estländerin, der das liebenswürdige Gemüt leicht etwas Lyrisches gab, das wieder aus, — um die Initiative und Aktion der temperamentvollen, oft durchgängerischen oder derben, aber ursprünglichen, heißherzigen Kurländerin zu überlassen.

Immerhin waren das aber nur Variationen des Grundthemas am baltischen Frauencharakter schlechtweg. —

Und das Eine war allen gleich — der sanften Estländerin, wie der stolzen Livländerin, der stürmenden Kurländerin — und das war ein Zug, der sie über alle Frauen hob, ihnen gern die Ehrenkrone aufs Haupt drückte.

Es hat einmal eine baltische Frau gegeben, die aus den bequemen Verhältnissen ihrer Heimat stammend, wo sie wenig andres zu tun gebraucht, als ein großes, künstlerisches Talent zu pflegen und ihrem Hause geistiger Freudenquell zu sein, – nach Deutschland, in knappe Ärmlichkeit hineinmußte. Und nach kurzen Ruck und Hinunterschlucken in ihrem neuen Heim, kochte und wusch sie, räumte sie Zimmer und scheuerte grobes Geschirr. Wie sie dabei einmal von einer dortigen Hausfrau, der die baltische Erziehung bekannt war, leise herablassend gefragt wurde, wie sie dies alles denn nun auf einmal zwinge? — antwortete sie mit stolzem und ruhigem Lächeln; „Wir Baltinnen können alles."

Und dieses königliche Wort trifft in ganzer Wahrheit zu. Die baltische Frau wird zur Riesin in Zeiten der Not. Steht eins ihrer idealen Güter auf dem Spiel: die Liebe zum Gatten (im eben angeführten Fall war das die treibende Kraft gewesen), das Gedeihen ihrer Kinder, oder gar die Heimat, so kommen Kräfte über sie, aus ihr, gleich lebendigen Wasserströmen.

Wer die „verwöhnte, leistungsunfähige Baltin" erlebt hat, — und meist waren es damals ja die Edelfrauen, daheim an höchste Behaglichkeit und einen großen Dienertroß gewöhnt, die in Frage kamen, — wie sie nach dem Unglücksjahr von 1905 mit ihren Kindern, und hie und da — ach, nur zu selten! — mit einem „reaktionär denkenden", treuen Dienstboten, in die Fremde geflüchtet war, — der teure Boden daheim verwüstet, die alten Familienschlösser verbrannt, momentan hilflos und oft auch mittellos, in Deutschland oder der Schweiz, in Pensionen untergebracht, in wenigen, bescheidenen Zimmern, oder sich eine kleine Häuslichkeit herrichtend, arbeitend, — oft zu arm oder zu unbekannt, um sich Dienstboten schaffen zu können, wer gesehen hat, wie diese „Weißhändchen" mit hochgehobenem Kopf, als sei es eine Ehre, oft die gröbsten Verrichtungen taten, als hätten sie nie anderes gekannt, mit heiterer Klaglosigkeit und so wundervoll selbstverständlich, um den schwergetroffen zurückgebliebenen, sich daheim mühsam durcharbeitenden Männern auch keinen Heller mehr, als für Leibes Nahrung und Blöße nötig, zu kosten, — dem schlägt das Herz schneller, gedenkt er dessen, und die Wange rötet sich in liebender Ehrfurcht.

Und faßt man in Gedanken nun zusammen, was ich von der Baltin zu sagen versucht, fügt man noch etwas von der, dem Menschen mit nicht zu erdenschwerer Sohle ohnehin anhaftenden Anmut, dem freien Adel des äußeren Wesens bei, so erblüht etwas, das schon lebenswert und reich genannt werden darf, auch vor dem seelisch Anspruchsvollen. Denn es war diese Frau ein kräftiger und eigenartiger Typus, gradgewachsen an Geist und Seele, und fruchttragend, — eine liebende Gefährtin des Mannes, eine ehrfurchtheischende Mutter, ein stolzer und aufrechter Mensch. —

Soll ich nun aber noch den ursprünglichen Mutterboden dieses Reichtums nennen, so war es bei der Baltin im letzten Grunde ihr Christentum, ein starkes und innerliches, schlichtes und wahrhaftes Christentum. Altmodischer Art, mit treuherziger, kirchlicher Frömmigkeit gepaart, — aber wenn etwas bodenständig in ihr war, so war das diese Quelle für ihre Kräfte und Tugenden, für ihr Ausharren, ihren Optimismus, ihren großen Lebensmut. Bibelgläubig und einfach, kompromißlos wie ihre Sittlichkeit, war auch ihr Glaube; erzkonservativ wie ihre Sitten und Traditionen war auch ihr Herrgott!

Und das mußte so sein, nicht nur aus ihrer Zeit heraus, — wollte sie anders das sein und werden, was sie Generationen, die sie so und gerade nur so brauchten, war, zu Ehre und Glück. — —

Andre Zeit braucht andre Menschen. Auch andere Frauen und Mütter. Das unterliegt keinem Zweifel. Und damals brauchte Livland die unentwegten Schritte, die unerschütterliche Reinheit und den geradeaus schauenden Blick, der weder nach rechts noch nach links Zugeständnisse zu machen gewillt, noch befähigt war. —

Der Dichter sagt:

Ziel der Frauen — mitzubauen,
Vollbefugt und selbstbefreit;
Zu entfalten — zu gestalten
Großen Zug der Menschlichkeit.

Und dieser „große Zug" hat die Baltin aller Zeiten umweht, einst wie jetzt.

Sei es mir zum Ende nun noch gestattet, das Wort eines Größten hinzusetzen; wenn ich derer gedenke, die nicht mehr sind, — unsrer Mütter —, so sei es jenes alte:

„Denn hinter ihr, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." —

# Baltische Publikationen in Anlaß der Jahrhundertfeier des Vaterländischen Krieges.

Von Georges Baron Wrangell. (Reval.)

Schon in dem Augustheft dieser Zeitschrift hatte ich Gelegenheit, eines in Anlaß des Verhaltens des sogenannten „Livländischen Kosakenregimentes" im Jahre 1812 gegen die livländische Ritterschaft gerichteten gehässigen Ausfalles zu erwähnen und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß die gebührende Zurückweisung dieses Angriffes nicht gar zu lange auf sich warten lassen möge. Gemeint hatte ich — ohne es direkt auszusprechen — die 1911 als 133-ster Band der „Sammlung der Kaiserlich Russischen Historischen Gesellschaft" unter dem Titel „Das baltische Grenzgebiet im Jahre 1812" erschienene Publikation von K. Wojenski; meine Hoffnung hat sich erfüllt, da die Zurückweisung inzwischen, und zwar von kompetentester Seite erfolgt ist, nämlich von Baron H. Brüiningk in einer nur 48 Seiten umfassenden Schrift, welche „Livlands Verhalten im Kriegsjahr 1812 nach der Darstellung von K. Wojenski" (Riga, 1912 bei G. Löffler) betitelt ist und sehr zutreffend von einer unserer deutschen Zeitungen — wenn ich nicht irre vom St. Petersburger „Herold" — als eine Wojenski erteilte „klassische Abfuhr" bezeichnet worden ist. Die Wojenskische Schrift enthält ein sehr umfangreiches, aber, wie wir sehen werden, tendenziös zusammengestelltes Quellenmaterial, auf Grund dessen er die von niemandem angestrittene Tatsache, daß jenes Kosakenregiment damals eine klägliche Rolle gespielt hat, zu dem Beweise für den mangelnden Patriotismus des livländischen Adels auszubeuten sucht; von Baron Brüiningk wird nun in überzeugender Weise und auf Grundlage von unzweifelhaften, dem livländischen Ritterschaftsarchiv entnommenen

Aktenstücken der Nachweis geliefert, daß das Versagen der 1812 in Livland gebildeten Landwehr und des zu ihr gehörigen Kosakenregimentes keineswegs dem livländischen Adel zur Last fällt, sondern daß an dem Fiasko dieser gegen den Willen und dringenden Rat des Adels getroffenen, von vorn herein verfehlten Einrichtung der kopflose Diensteifer ihrer Initiatoren die Schuld trägt", und unter diesen in erster Linie den Chef der Landwehr, den kurländischen Gouverneur Geheimrat Friedrich von Sivers, einen zwar begeisterungsfähigen, aber widerspruchsvollen und eigenmächtigen Charakter. Nun sind es aber die Behauptungen eben jenes Geheimrats v. Sivers, auf welche Wojenski seine Anklage gegen die livländische Ritterschaft aufbaut, Angaben, welche offensichtlich den Zweck verfolgen, die Verantwortung für die eigenen verfehlten Maßnahmen von sich selbst abzuweisen. — Wojenski behandelt noch eine zweite Angelegenheit in seiner Schrift, und zwar einen Konflikt Dörptscher Studenten mit den Offizieren eines Kosakenregiments, der bei Gelegenheit einer in der Dörptschen Musse veranstalteten Tanzgesellschaft stattgefunden hatte; diese an und für sich ganz belanglose Tatsache, welche höchstens als Händelsucht, niemals aber als mangelnder Patriotismus der Beteiligten ausgelegt werden kann, dient Wojenski zur „klaren Charakteristik der Stimmung in diesem Grenzgebiet" unter Verschweigung der Tatsache, daß aus eben jener Zeit öffentliche Danksagungen der Kommandeure durchmarschierender Regimenter für die ausgezeichnete, ihnen in Dorpat zuteil gewordene Aufnahme vorliegen. Als Hauptargument für die Ausführungen Wojenskis dienen ihm einige abfällige Äußerungen des Marquis Paulucci über die Universität Dorpat. Dem gegenüber weist Baron Brüiningk nach, daß der völlig landfremde Italiener Paulucci, der — eben erst aus österreichischen in russische Dienste übergegangen — das Amt eines Kriegsgouverneurs von Riga erst seit dem Oktober des Jahres 1812 bekleidete, zwar ein tüchtiger Diplomat, jedenfalls aber nicht der Mann dazu war, die Verhältnisse hier zu Lande richtig zu beurteilen. Als Anhang gibt Baron Brüiningk eine auf Grund des „Album Academicum" zusammengestellte Statistik der Teilnahme der Dorpater Studenten — sowohl der Kombattanten als auch der Ärzte — an den Napoleonischen Kriegen von 1812—1814, deren unanfechtbare Zahlen den allgemeinen Patriotismus der Dorpater Studenten von damals in augenfälligster Weise klarstellen und kleinliche, vom nationalen Parteistandpunkt beeinflußte Angriffe wie den von K. Wojenski in ein Nichts zerfallen lassen. — Der Erlös aus dem Verkauf der Brüiningkschen Schrift ist für das in Riga zu errichtende Barklaydenkmal bestimmt.

Die Schrift „Am Vorabende des Befreiungskrieges" von C. Mettig (Riga, 1912 bei W. Mellin u. Ko.) mit dem Untertitel „Das Jahr 1812 in und um Riga" gibt uns ein sehr anschauliches Bild dessen, wie sich der Kriegszustand in dem Leben der Bevölkerung des vom Feinde — dem preußischen Hilfskorps der französischen Armee — besetzten Kurland und der von allerhand Unbilden des Belagerungszustandes besonders

schwer betroffenen Stadt Riga im Jahre 1812 widergespiegelt hat. Angenehm berührt die sichere Beherrschung des Quellenmaterials ebenso wie die abgerundete Gruppierung des Stoffes; dieses verdient besonders hervorgehoben zu werden, da leider nicht von allen, zur Erinnerung an die Zeit vor 100 Jahren erschienenen Publikationen aus baltischer Feder, dasselbe behauptet werden kann. Wenn auch das Verhalten der preußischen Truppen gegenüber der Ortsbevölkerung in Kurland ein durchaus loyales, einer zivilisierten Nation würdiges gewesen ist, so hat jene Provinz dennoch unter der — wie überall von Napoleon — mit größter Härte ins Werk gesetzten Kontribution schwer zu leiden gehabt. Namentlich aber sind es die Bewohner Rigas gewesen, welche durch die Niederbrennung des größten Teiles der Vorstädte besonders hart betroffen wurden; interessant ist es, daß C. Mettig hierbei sowohl den Kriegsgouverneur Essen als auch seinen Generalstabschef, den früheren preußischen Offizier Tiedemann, gegen welche sich, wie bekannt, damals das allgemeine Odium wegen jener verhängnisvollen Maßregel gerichtet hatte, in Schutz nimmt. Tiedemann fiel bald darauf im Gefecht, Essen endete 1813 am Jahrestage des Brandes Rigas im kurländischen Bade Baldohn durch Selbstmord.. Wir erfahren aus der Mettigschen Schrift eine Menge interessanter Einzelheiten über das grausig-schöne Schauspiel des Brandes, über das wackere Verhalten der Stadtgarde zu Pferde, von welcher Essen sagte, sie unterscheide sich vom aktiven Militär nur durch die größere Ordnung, die bei ihr herrsche, sowie über die äußere Toilette, welche die städtischen Befestigungen durchzumachen hatten, um in kriegsmäßigen Zustand gebracht zu werden. Die kleine, 77 Seiten umfassende Schrift ist so fesselnd und anschaulich geschrieben, daß sie auch ganz abgesehen von dem Interesse, das sie ihrem Gegenstande nach für jeden baltischen Leser haben muß, jedem Gebildeten aufs wärmste empfohlen werden kann.

Noch einer sehr dankenswerten Arbeit unter dem Titel „Liv-, Kur-, Estländer als Offiziere in den Kriegen 1812—1815" möchte ich an dieser Stelle erwähnen, die im vereinigten Juli-Augustheft der „Baltischen Monatsschrift" unter der Chiffre F. B. erschienen ist, und in welcher der Versuch gemacht wird, ein Verzeichnis der baltischen Mitkämpfer jener Kriege aufzustellen, von dem angenommen werden muß, daß es der Vollständigkeit wenigstens nahe kommt. Als Grundlage haben dem Verfasser neben anderen Quellen die Allerhöchsten Parolebefehle über Beförderungen, Auszeichnungen etc. nach dem Text der „Dörptschen Zeitung", Jahrgänge 1812—1815 gedient. Wie schon aus dem Titel ersichtlich, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser jener Arbeit gestellt hat, eine bedeutend weitere als der Gegenstand meiner, im August- und Septemberheft dieser Zeitschrift erschienenen Studie, die sich nur auf das eine Kriegsjahr von 1812 erstreckte, deren Schwerpunkt in einer Übersicht über die gesamten, damals russischerseits ins Feld geführten Streitkräfte beruhte und die zugleich den Rahmen für den Nachweis baltischer Namen

abgeben sollte, die damals als Offiziere höhere Stellungen eingenommen oder sich sonst irgendwie hervorgetan haben. Das sehr interessante numerische Resultat jenes Artikels der „Baltischen Monatsschrift" ist folgendes: an Balten, welche während der Kriege von 1812—14 gefallen sind, zählt das Verzeichnis (einschließlich den Nachtrag) genau 100 auf, als Generalfeldmarschall einen (Barklay), im Generalsrang 69, als Obersten und Oberstleutnants 92, Majore 46, Rittmeister und Stabsrittmeister 54, Kapitäne und Stabskapitäne 88, Leutenants 179, Fähnriche 71, Kornetts 26, macht im Ganzen 725 baltische Namen, eine Zahl, die hinter der Wahrscheinlichkeitsberechnung in meiner oben erwähnten Studie (800) nicht gar zu weit zurücksteht.

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

5.

## Sage und Geschichte für die Jugend.*)

### I. Für das Alter von 10 u. 11 Jahren.

**Andrae, J. C.,** Heroen. Griechische Heldensagen für die Jugend. Mit Bildern nach antiken Mustern. Berlin, Neufeld & Henius. Mark 4.50. Bildlose Ausg. Mark 3.—

Aus der reichen Fülle des griechischen Sagenschatzes hat der Verfasser eine taktvolle Auswahl getroffen, den Stoff möglichst vereinfacht und ihn jüngeren Schülern anmutig und leicht faßlich erzählt. Die Abbildungen, meist Nachbildungen rotfiguriger Vasenzeichnungen, gewöhnen das jugendliche Auge an die Formensprache griechischer Kunst.

**Becker, K. F.,** Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Mit 3 Stahlstichen und 10 Holzschnitten. Halle, Waisenhaus. 5.—.

Ein trotz seines hohen Alters jung gebliebenes Jugendbuch, das wegen der natürlichen Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung und wegen seiner guten Auswahl noch lange einen Ehrenplatz behaupten wird.

**Burmann, K.,** Deutsches Götterbuch. Erzählungen aus der altdeutschen Götterwelt. Mit 6 Abbildungen von E. Schmitz. Stutigart, Union. 1.20.

Eine ganz leichte und darum für jüngere Schüler wohl geeignete Einführung in die Welt der deutschen Göttersage und -geschichte.

---

*) Ein Auszug aus den entsprechenden Abschnitten des vortrefflichen Werkes von Prof. Dr. F. Johannesson: „Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler". (Berlin, Weidmann. Preis geb. M. 3 50). Wir können diesen „Ratgeber", der über die geeignete Jugendlektüre auf allen Gebieten, nach Altersstufen geordnet, die zuverlässigste Auskunft gibt, unseren Lesern aufs wärmste empfehlen. Die Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare und sind in deutscher Reichswährung angegeben (1 Mark = 60 Kop.) Von uns aus haben wir einige speziell baltische Jugendschriften hinzugefügt; bei diesen ist der Preis in russischer Währung angegeben.

Die Redaktion.

**Ganzberg, F.,** Aus der Urgeschichte des Menschen. Wanderungen durch Heimat und Wildnis. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1.25.

Der Verfasser versteht es, den kindlichen Ton zu treffen, ohne ins Läppische sich zu verirren. Das Buch ist eine dem kindlichen Verständnis durchaus angepaßte Einführung in das wirtschaftliche Leben der Vergangenheit und Gegenwart.

**Grimm, J. u. W.,** Die schönsten Sagen des deutschen Volkes. Auswahl von A. Otto. Neue Folge von Schlegel. Charlottenburg, Schillerbuchhandlung. Je 0.90. Geschenkausgabe in 1 Bande 2.—.

**Klee, G.,** Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Schilderungen und Geschichten. Mit 1 Titelbilde. Gütersloh, Bertelsmann. 3.—.

Leben und Sitten, Religion und Recht, Wohnsitze und Wanderfahrten, germanisches Heldentum in Sieg und Untergang wird hier in geradezu klassischer Weise leicht verständlich dargestellt — ein Buch, das reiche Belehrung bietet und nachhaltigste Begeisterung wecken muß.

**Klee, G.,** Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Eine Auswahl für jung und alt. Mit 8 Bildern. Gütersloh, Bertelsmann. 7.—.

Reichhaltige Sammlung von örtlichen Sagen, die nach Landschaften geordnet sind.

**Niebuhr, B. G.,** Griechische Heroengeschichten. Bilder von Preller. Gotha, Perthes. 1.60.

Der große Meister der Geschichtschreibung hat nur drei Sagen ausgewählt, diese aber in klassischer Weise erzählt. Noch reizvoller wird diese Ausgabe durch die Bilder Prellers, des Malers der Odysseelandschaften.

**Osterwald, K. W.,** Erzählungen aus der alten deutschen Welt für jung und alt. Gesamtausg. in 3 Bden. Mit Holzschnitt-Tafeln. Halle, Waisenhaus. 12.—.

Ausgabe in einzelnen Teilen: 1. Gudrun. 2.—. — 2. Siegfried und Kriemhilde. 2 50. — 3. Walther von Aquitanien. Dietrich und Ecke. 2.—. — 4. König Rother. Engelhart 2.—. — 5. 6. Parzival. 4 — — 7. Erzählungen aus dem Kreise der Langobardischen und Dietrichsage. König Ortnit. Dietrich und seine Gesellen. Alpharts Tod. Die Ravennaschlacht. 2.—. — 8. Beowulf. Iwein. Wieland der Schmied. 2 25.

Der Verfasser erzählt deutschen Kindern die Heldensagen ihres Volkes in schöner Nachbildung ihres epischen Tons und in reicher Auswahl. Burmanns „Deutsches Götterbuch" bietet zu diesen Heldensagen eine treffliche Ergänzung.

**Otto, F.,** Deutsche Geschichten. Mit Bildern. 3 Bde. Leipzig, Spanner. Je 4.50.

1. Ältere deutsche Geschichten. Von Hermann dem Befreier bis zum Ende des Mittelalters.
2. Neue deutsche Geschichten. Von der Reformation bis zum goldenen Zeitalter der Dicht- und Tonkunst.
3. Neueste deutsche Geschichten. Aus dem 19. Jahrhundert bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

In ansprechender, dem Kinde durchaus verständlicher Weise erzählt der Verfasser in übersichtlichen kleineren Abschnitten die Geschichte Deutschlands.

**Schalk, G.,** Römische Heldensagen für die Jugend. Mit Farbendruckbildern nach Aquarellen von A. Zick, 16 Vollbildern und vielen Textbildern nach alten Kupfern. Berlin, Neufeld & Henius. 4.50.

In klarer Gestaltung und lebendiger Wiedergabe erzählt der Verfasser die römischen Heldensagen von den Irrfahrten des Aeneas bis zum Kampfe Roms mit Pyrrhus.

**Schmidt, F.,** Homers Iliade und Odyssee. Bilder von Kaulbach u. Flaxmann. 2 Bde. Leipzig, Oehmigke. Je 1.50.

Der Wert dieser Bearbeitung liegt in der durchsichtigen Gestaltung des reichen Stoffs.

**Theuermeister, R.,** Von Steinbeil und Urne. Geschichten aus der Urzeit. Mit Buchschmuck von L. Becker. Leipzig, Wunderlich. 2.—.

In diesem für 8- bis 12jährige Jungen geschriebenen Buche wird erzählt, wie die ersten Menschen in Deutschland ausgesehen und was sie alles erlebt und gelernt haben, z. B. die Erfindung der Waffen, des Wagens, des Ackerpfluges und anderer Dinge.

**Thoma, A.,** Ein Ritt ins gelobte Land. Land und Leute in Palästina vor 3000 Jahren. Berlin, Haack. 2.—.

Der Verfasser unternimmt mit jugendlichen Lesern eine Phantasiereise in das Heilige Land vor 3000 Jahren. Seine Schilderungen, die auf größeren wissenschaftlichen Werken ruhen, geben ein reizvolles und zuverlässiges Bild vom Leben und Wesen des altisraelitischen Volkes.

## II. Für das Alter von 12 und 13 Jahren.

**Böe, A.,** Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit für Schule und Haus, zur Ergänzung und Belebung des Geschichtsunterrichts. Mit Bildern. Leipzig, Gräbner. 4.—.

Eine zweckentsprechende erste Einführung in die deutsche Kulturgeschichte.

**Bohrdt, H.,** Deutsche Schiffahrt in Wort und Bild. Hannover, Molling & Co. 4.50.

Eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Schiffahrt von der Zeit der Wikingerboote bis zum modernen Ozeandampfer und Panzer. Schöne Bilder mit begleitendem Text.

**Dehio, Sophie,** Reval einst und jetzt. Ein Heimatbuch. 1 Rbl. 80 Kop.

**Ferdinands, K.,** Die Pfahlburg. Erzählung aus der Urzeit rheinischer Pfahlbauten. Mit Bildern von R. Engels. Mainz, Scholz. 3.—.

**Ferdinands, K.,** Normannensturm. Erzählung aus der Zeit der Nachfolger Karls des Großen. Mit Bildern von R. Engels. Mainz, Scholz. 3.—.

**Fuchs, K.,** Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland. Mit 16 Illustrationen. Berlin, H. Paetel. 1.75.

Das Büchlein belehrt in angenehmer und leicht verständlicher Weise über das deutsche Ritterwesen. Es bietet viele Belegstellen aus den mittelalterlichen Dichtungen und beruht auf größeren wissenschaftlichen Werken, ist auch mit einer Anzahl schöner Burgenbilder und anderer gut unterrichtender Zeichnungen versehen.

**Gotthelf, J.,** Der Knabe des Tell. Erzählung aus den Befreiungskämpfen der Schweiz. Stuttgart, Union. 1.20. — Mit Bildern von G. A. Stroebel. Köln, Bachem. 3.—.

**Hauff, W.,** Lichtenstein. Romantische Sage. Mit Bildern von R. A. Jaumann. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3.—. — Mit Bildern von P. Thumann. Berlin, Grote. 4.—.

**Henningsen, R.,** Parzival. Getreu nach Wolfram von Eschenbach erzählt. Köln, Schaffstein. 2.—.

**Junge, F.,** Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit Bildnissen und Faksimile. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1.25.

Das Büchlein will nichts Neues bringen, sondern Luthers Andenken dem deutschen Volke, der evangelischen Jugend insbesondere, lebendig machen. Das tut es durch seine schlichte, wahrheitsgetreue Erzählung voll verhältnismäßig reicher Einzelheiten in trefflicher Weise.

**Klee, G.,** Die deutschen Heldensagen für jung und alt erzählt. Mit Bildern von A. C. Baworowski. Gütersloh, Bertelsmann. Prachtausg. 6.—. Einfache Ausg. 4.50.

Die Erzählung hält sich treu an die besten alten Quellen und hat nur aus solchen geschöpft. Über Vorlagen und Abweichungen davon geben weiter Fragenden die Anmerkungen Auskunft. Ein in seiner Art geradezu klassisches Buch.

— — Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. 3 Bde. Ebd.

1. Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. 3.—.
2. Die Völkerwanderung. 4.—.
3. Die Langobarden und das merowingische Frankenreich. 4.—.

In einer Reihe anziehender Einzelbilder führt der Verfasser die interessantesten Abschnitte der älteren deutschen Geschichte vor mit besonderer Rücksicht auf die Jugend der höheren Schulen in den mittleren und oberen Klassen, einfach, jedem verständlich, ausführlich und lebendig, ein Liebe und Begeisterung für das Deutschtum weckendes Werk voll reicher Belehrung.

— — Rittergeschichten für das deutsche Volk und die reifere Jugend. Mit 4 Bildern. Ebd. 5.—.

In diesem Buche, das eine Art Ergänzung zu seinen Heldensagen und Volksbüchern bildet, bietet der sagen- und literaturkundige Verfasser mit dichterischem Feingefühl eine Auswahl der schönsten Rittergeschichten.

**Kleinschmidt, A.,** Die Befreiung Germaniens vom Römerjoch. Drei Erzählungen. Mit einer Heliogravüre von P. Thumann. Leipzig, Brandstetter. 3.50.

In drei fesselnden Erzählungen zeichnet der Verfasser höchst anschauliche Kriegs- und Kulturbilder aus der Zeit des Zusammenstoßes der Römer und Germanen im Zeitalter Christi, aus denen auch Wertvolles für die Geschichte zu lernen ist.

**König, E.,** Ums heilige Grab. Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und der Gründung des Deutschritterordens. Mit Bildern von E. Liebermann. Mainz, Scholz. 3. –.

**Kotzde, W.,** Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Mit Bildern von A. Lehmann-Ajax. Mainz, Scholz. 3.—.

**Müller, D.,** Geschichte des deutschen Volkes. Berlin, Vahlen. 6.—. Geschenkausgabe 8.—. Prachtausgabe 12.—.

Das Werk stellt ein treffliches Lesebuch neben dem Geschichtsunterricht dar. Außer der Fürsten-, Staaten- und Ländergeschichte kommt auch die Kulturgeschichte reichlich zu ihrem Recht.

**Münchgesang, R.,** Die Pyramide von Gizeh. Erzählung aus der ältesten Zeit Ägyptens. — Der Altar des unbekannten Gottes. Erzählung aus dem alten Griechenland. — Spartacus, der Sklavenfeldherr. Erzählung aus dem alten Rom. — Karl der Hammer (Karl Martell). Erzählung aus der Merovingerzeit. — Nach schwerer Zeit. Erzählung aus der Zeit nach Beendigung des 30jährigen Krieges. Köln, Bachem. Je 3.—.

**Pistorius, F.,** Mit Gott für König und Vaterland. Kriegserlebnisse eines preußischen Jungen. 3 Bde. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Je 4.—.

1. Aus den Unglückstagen von 1806. — 2. Preußens Erwachen. 1807—1809. 3. Das Volk steht auf! 1813.

Das Buch ist keine erdachte Kriegsgeschichte, sondern enthält in höchst lebendiger Darstellung die Erinnerungen des Großvaters des Verfassers. Die mündliche Überlieferung ist durch die Benutzung fachwissenschaftlicher Werke berichtigt und ergänzt.

**Platter, Th.,** Hirtenbüblein und Professor. Aus Thomas Platters Leben (1499—1582), von ihm selbst erzählt. Stuttgart, Steinkopf. 0.75.

Die Selbstbiographie des berühmten Schweizers ist anmutig zu lesen und besitzt hohen geschichtlichen Wert als literarisches Kulturdenkmal aus dem 16. Jahrhundert. Hier liegt eine gute Jugendbearbeitung vor.

**Raabe, W.** Deutsche Not und deutsches Ringen. Braunschweig, Hafferburg. 0.90.

Drei geschichtliche Erzählungen, aus Raabes Werken ausgewählt vom Braunschweiger Jugendschriftenausschuß.

**Schalk, G.,** Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen. Für die deutsche Jugend und das deutsche Volk. Mit 6 Original-Illustrationen im Text. Oldenburg, Stalling, 2.80.

Voll Liebe zu seinem Stoff schildert der Verfasser schlicht und schön in einem ersten Kapitel die Götterwelt und ihre einzelnen Gestalten, erzählt in einem zweiten die Taten und Schicksale der Götter, berichtet weiter über die Heldensagen der Edda und fügt noch die Beowulf- und die Frithjofsage hinzu. Auch nach Druck und Ausstattung spricht das Buch an.

— — Deutsche Heldensagen für Jugend und Volk. Mit zahlreichen Textillustrationen und 24 Vollbildern von H. Vogel. Berlin, Neufeld & Henius. 5.—.

Das von dem vorhergehenden Buche Gesagte gilt auch von diesem, das die Nibelungen-, Gudrun-, Dietrichsage usw. enthält und durch Vogels Bilder noch einen besonderen künstlerischen Wert erhält.

— — Die bunte Kuh von Flandern. Mit Bildern von Bohrt, Lindner, Gehrts u. a. Berlin, Neufeld und Henius. 3.—.

Der Kampf der Hansa gegen den Seeräuber Störtebecker um die Wende des 14. u. 15. Jahrhunderts bildet den Gegenstand der fesselnden Erzählung, die ein reiches und zutreffendes Kulturbild zugleich mit mannhaften Charakteren vor Augen stellt.

**Schwab, G.,** Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Durchgesehen von G. Klee. Gütersloh, Bertelsmann. 3.60.

Ein Buch, klassisch nach Inhalt und Form, ausgezeichnet auch durch Reichtum des Inhalts, für reifere Schüler gedacht, dessen Lektüre nicht nur dem Gymnasiasten, sondern mehr noch dem Realschüler zur Pflicht gemacht werden muß.

**Stacke, L.,** Erzählungen aus der alten Geschichte. 2 Bde. Oldenburg, Stalling. Je 1.90.

1. Erzählungen aus der griechischen Geschichte in biographischer Form. 2. Erzählungen aus der römischen Geschichte in biographischer Form.

Immer wieder durchgesehen und verbessert, jetzt auch neu in äußerer Gestalt, werden die trefflichen Darstellungen noch auf lange hinaus ihren Reiz behalten und die jugendlichen Leser in geeigneter Weise mit den Helden des Altertums bekannt machen.

— — Erzählungen aus der Geschichte des Mittelalters in biographischer Form. Oldenburg, Stalling. 1.90.

Was über die Erzählungen aus der alten Geschichte von demselben Verfasser gesagt ist, gilt auch von diesen aus dem Mittelalter.

**Stoll, H. W.,** Erzählungen aus der Geschichte für Schule und Haus. 2 Bde. Leipzig, Teubner. Je 2.—.

1. Vorderasien und Griechenland. 2. Römische Geschichte.

In ansprechender Form erzählt der Verfasser in möglichster Anlehnung an die alten Schriftsteller die Taten und Schicksale der klassischen Völker, etwas mehr als Stacke die Ereignisse selbst betonend.

**Stuckert, C.,** Die Propheten Israels. Für die Jugend dargestellt. Basel, Reinhardt. 1.20.

Wohl zum ersten Male werden hier die geistesmächtigen Gestalten der alttestamentlichen Propheten in einer der Jugend verständlichen, ihre Teilnahme erweckenden, wirklich geschichtlichen Weise geschildert. Für evangelische Schüler.

**Thoma, A.,** Dr. Luthers Leben fürs deutsche Haus. Mit Stich nach Kranach und Lichtdruck nach Lessing. Berlin, G. Reimer. Brosch. 2.40.

Eine lebendige, in volkstümlichem Tone gehaltene Schilderung von Luthers Leben und Wirken, die als erste etwas eingehendere Darstellung dieses Gegenstandes sich wohl eignet.

**Walter, R.,** Götterdämmerung. Eine Geschichte vom Untergang Wuotans. Mit Bildern von F. Stassen. Mainz, Scholz. 3.—.

**Weinland, D. F.,** Rulaman. Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Mit 46 Textabbildungen und einem Titelbild. Leipzig, Spamer. 5.50.

Ein farbenreiches Phantasiebild vom Leben der Menschen längst vor dem Eindringen der Germanen in Deutschland, aber auf Grund sorgfältiger Verwertung der Ergebnisse prähistorischer Forschung. Aus der Erzählung selbst und ebenso aus der Einleitung über die Entwickelung der Erde kann der reifere Knabe viel lernen.

— — Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Mit 38 Textabbildungen. Leipzig, Spamer. 5.50.

Kuning Hartfest ist der aus Cäsars gallischem Kriege wohlbekannte Heerkönig Ariovist. Der stolze Held und sein Haus, sein Leben in Krieg und Frieden, seine ganze Zeit treten uns lebendig und Begeisterung weckend in dieser, reiche Belehrung über Leben und Anschauungen der alten Germanen bietenden Erzählung entgegen.

**Witzleben, M., Gräfin,** Erzählungen zu den Wundern der alten Welt. Bilder von F. Müller-Münster. Berlin, Fischer u. Franke. 6.—.

Die sieben alten Weltwunder haben die Phantasie der Griechen aufs lebhafteste beschäftigt und bei ihnen tiefsinnige Sagen über ihre Entstehung hervorgerufen. Fünf davon — über die hängenden Gärten der Semiramis, das Labyrinth, die Pyramiden, das Mausoleum, den Koloß von Rhodos — werden hier in reizvoller Form mitgeteilt. Die Zeichnungen von Müller-Münster verleihen dem Buche auch künstlerischen Wert.

## III. Für das Alter von 14 und 15 Jahren.

### a) Geschichte.

**Archenholz, J. W. v.,** Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Geschenkausg. Halle, Hendel. 2.25.

Eine zwar ältere, aber wegen ihrer Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Begeisterung für den königlichen Helden noch heute lesenswerte Darstellung. Eine andere gute Ausgabe nach den neuesten Forschungsergebnissen umgearbeitet von Oberstleutnant Duvernoy bei Amelang in Leipzig. 5.—.

**Arndt, E. M.,** Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Hamburg. Janssen. 1.—.

Das Buch bringt in fesselnder Erzählung Charakteristiken bedeutender Männer und Frauen jener Tage und taucht den Leser trefflich in die heroische Stimmung der großen Erhebungszeit. — Auch bei Reclam, Leipzig, mit guter Einleitung. —.80.

**Baum, F., u. Chr. Geyer,** Kirchengeschichte für das evangelische Haus. Reich illustriert. München, Beck. 15.—.

Gründliche und anschauliche Belehrung über die Kirchengeschichte in geschlossenen Einzelbildern mit reichlicher Berücksichtigung der christlichen Kunst.

**Becker, K. F.,** Weltgeschichte. Neu bearbeitet von Miller und Grotz, bis auf die Gegenwart fortgeführt von Hesselmeyer. Reich illustriert. 6 Doppelbände. Stuttgart. Union. Je 6.—.

Durch anschaulich-lebendige Darstellung, Stoffauswahl und Gliederung, Bilder und Karten ein gutes geschichtliches Bildungsmittel volkstümlicher Art.

**Blencke, F.,** Alfred Krupp. Leipzig, Voigtländer. 1.50.

Hübsche Schilderung des Charakters und Entwickelungsganges des großen Industriellen und seiner Erfolge, seiner Fabriken und sozialen Einrichtungen.

**Blum, H.,** Bismarck. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk. Heidelberg, Winter. 2.50.

Ein von dem bekannten Bismarckforscher mit liebevoller Sorgfalt und Begeisterung gezeichnetes, auf Quellen und jahrzehntelanger persönlicher Bekanntschaft beruhendes, ausführlicheres, leicht verständliches Lebensbild.

**Capelle, W.,** Die Befreiungskriege 1813—1815. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. 2 Bde. Berlin, Paetel. Je 1.75.

Nachhaltige Begeisterung weckende Urkunden einer großen Zeit in reicher und guter Auswahl.

**Freytag, G.** Lesebuch aus Freytags Werken. Herausgeg. von W. Scheel. Berlin, Weidmann. 3.—.

Gute, chronologisch geordnete Auswahl aus den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit".

**Grube, A. W.,** Charakterbilder aus der Geschichte und Sage. 3 Teile. Leipzig, Brandstetter. In einem Bande 10.50.

1. Die vorchristliche Zeit. 3.40. — 2. Das Mittelalter. 3.70. — 3. Die neue Zeit bis zur Gegenwart. 4.—.

Das altbewährte Buch wird durch die Lebendigkeit und anschauliche Ausführlichkeit, durch die Sicherheit und den Reichtum seiner Auswahl noch lange einen Ehrenplatz in der pädagogisch-historischen Literatur behaupten.

— — Biographische Miniaturbilder. In neuer Bearbeitung von O. E. Schmidt. 2 Teile. Leipzig, Brandstetter. Je 5.50.

1. Religion, Kunst, Wissenschaft. 2. Staat, Krieg, Gesellschaft.

Diese Lebensbilder von Männern aus allen Berufsarten dienen zur Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntnisse und zugleich der Bildung des Charakters.

**Holzgraefe, W.,** Der deutsche Ritterorden. Unter Benutzung der Quellenschriften dargestellt. Berlin, H. Paetel. 1.75.

Das Buch erzählt die Geschichte des Ordens und hebt als sein weltgeschichtliches Verdienst seine friedliche Kulturtätigkeit hervor.

**Klein, K.,** Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. München, Beck. Volksausg. 2.80. Prachtausg. mit Bildern von E. Zimmer 10.—

Das berühmt gewordene Werk ist ein Volksbuch ersten Ranges. Es schildert Weißenburg und Wörth mit dem, was voraufging und folgte.

— **Kath.**, Fröschweiler Erinnerungen. Ergänzungsblätter zu Pfarrer Kleins Fröschweiler Chronik. München, Beck. 1.25.

In dem Büchlein schildert die Schwester des Fröschweiler Pfarrers frisch und anschaulich ihre Erlebnisse und Eindrücke im Kriegsjahr 1870.

**Lindner, Th.**, Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Hirt & Sohn. 3.—.

Die Darstellung beabsichtigt, ein allgemein verständliches Gesamtbild zu geben, und tut dies in maßvoller Ausführlichkeit, indem sie die Entstehung und Ausbreitung der Hanse, ihre Blüte und ihre Kämpfe, ihre großen Handelsstädte und ihre Verfassung und schließlich ihren Verfall und seine Ursachen schildert.

**Pahl, F.**, Werner von Siemens. Leipzig, Voigtländer. 1.—.

Ein anregendes Buch über das vorbildliche Leben und Wirken des großen Technikers.

**Petershof, H. v.**, Luise, Königin von Preußen. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3.—.

Ein geschichtlich zuverlässiges, angenehm lesbares Bild von dem Leben und Leiden der hohen Frau in reizender Ausstattung.

**Richter, A.**, Bilder zur deutschen Kulturgeschichte. Mit Abbildungen. 2 Teile in 1 Bande. Leipzig, Brandstetter. 11.50.

Das Werk schildert in anschaulichen Bildern das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Leben des deutschen Volkes in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

**Sach, A.**, Deutsches Leben in der Vergangenheit. 2 Bde. Halle, Waisenhaus. 15.50

Ein Buch von bleibendem Werte, in dem man immer wieder liest. Eine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende vollständige Kulturgeschichte des deutschen Volkes in angenehmer Darstellung, trotz reichen Inhalts von mäßigem Umfang.

**Schirmer, K.**, Bilder aus dem altrömischen Leben. Ein Lesebuch für Oberklassen höherer Lehranstalten Illustr. Berlin, Weidmann. 2.50.

Ein an Belehrung und Anregung reiches Büchlein. Inhalt: 1. Das alte Rom und seine Bewohner. 2. Leben eines Römers. 3. Tag eines Römers. 4. Römische Spiele. 5. Militärisches. 6. Reisen.

**Schneller, L.**, In alle Welt! Auf den Spuren des Apostels Paulus von Antiochien bis Rom. Leipzig, Wallmann. 6.60.

Lebensvolle Darstellung der Natur und Kultur von Hellas und Rom und der weltüberwindenden Kraft des Evangeliums und seines größten Apostels an der Hand der Apostelgeschichte.

**Seyfert, B.**, Bilder zur Geschichte mit besonderer Betonung der Kunstgeschichte. 497 Abbildungen mit erläuterndem Text und einem ausführlichen Schlagwortregister. Halle, Waisenhaus. 4.80.

Eine stets frisch sprudelnde Quelle geschichtlicher Belehrung und künstlerischer Bildung durch Anschauung und helfen des Wortin vorzüglich ausgeführten Bildertafeln.

**Stein, A.**, Gutenberg. Ein Zeit- und Lebensbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Halle, Waisenhaus. 2.80.

In behaglich unterhaltsamer Weise schildert der treffliche Volkserzähler, dessen Art an Hebel und Claudius erinnert, auf dem getreu gezeichneten Zeithintergrunde die mannigfachen Schicksale des großen Erfinders. Das Buch eignet sich auch gut zur gemeinsamen Lektüre im Familienkreise.

**Tanera, K.,** Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71. 2 Teile. München, Beck. Je 2.40.

Der Reiz dieser Darstellung beruht auf der Unmittelbarkeit der Erinnerungen. Zudem erweckt das Schicksal des Einzelnen in großen Kriegsereignissen lebhaftere Teilnahme als aktenmäßige Darstellung des Ganzen.

**Vollmer, H.,** Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen. Berlin, H. Paetel.

1. Der Krieg mit dem Kaisertum. 1.50.
2. Der Krieg mit der Republik. 2.—.

Voll Liebe zum Vaterland und möglichster Unparteilichkeit; der Stoff ist mit bewundernswertem Fleiße zusammengestellt.

**Wägner, W.,** Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Neu bearb. von F. Baumgarten. Mit Bildern und Karten. Leipzig, Spamer. 12.—.

— — Rom. Geschichte des römischen Volkes und seiner Kultur. Neu bearb. von O. E. Schmidt. Mit Bildern und Karten. Ebd. 12.—.

Beide Werke haben von tüchtigen Fachmännern eine vollständige Neubearbeitung nach den Fortschritten der Altertumskunde erfahren. Sie bieten eine gute gemeinverständliche Einführung in die antike Welt. Auch die Illustrationen sind wertvoll.

— — Unsere Vorzeit in Schilderungen für Jugend und Volk. Illustriert. 3 Bde. Ebd. Je 8.50.

1. Nordisch-germanische Götter und Helden. — 2. Germanische Heldensagen. — 3. Germanische Volkssagen. Von J. Nover und J. Wägner.

Das Werk zeichnet sich durch sorgfältige Benutzung der Quellen, ansprechende Darstellung und großen Reichtum des Inhalts aus. Die Bilder sind zumeist von namhaften Künstlern.

**Werner, A.,** Helden der christlichen Kirche. Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule. Leipzig, Spamer. 6.50.

Eine lebendig geschriebene und leicht verständliche Kirchengeschichte, die Persönlichkeiten und Zeitströmungen in genügender Ausführlichkeit behandelt und gut charakterisiert.

### b) Historische Dichtung.

**Alexis, W.,** Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman aus der Reformationszeit. Bearbeitet von F. Düsel. Mit Bildern von S. v. Sschodolski. Braunschweig, Westermann. 2.50.

— — Der Wärwolf, Vaterländischer Roman. Berlin, Janke. 4.—. Halle, Hendel. 2.50.

**Amyntor, G. v.,** Gerke Suteminne. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. 2 Bde. Breslau, Selle. 12.—.

**Caspari, K. H.,** Der Schulmeister und sein Sohn. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Köln, Schaffstein. 1.50.

**Conscience, H.,** Der Löwe von Flandern Kulturgeschichtlicher Roman. Aus dem Holländischen übersetzt von W. Spohr. Köln, Schaffstein. 3.—.

**Dahn, F.,** Ein Kampf um Rom. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 18.—.

**Freytag, G.,** Die Ahnen. Roman. Leipzig, Hirzel.

1. Ingo und Ingraban (4. u. 8. Jahrhundert). 8.—.
2. Das Nest der Zaunkönige (11. Jahrhundert). 7.—.

**Geißler, M.,** Der Douglas. Geschichte aus Schottlands Vergangenheit. Mit Bildern von F. Müller-Münster. Mainz, Scholz. 3.—.

**Girgensohn, Lotta,** Ylo, Kaupos Sohn, und Hans von Tiesenhausen. Erzählung aus der Zeit von Rigas Gründung. 2 Rbl. 40 Kop.

— — Lord Durkop. Baltische Erzählung aus der Reformationszeit. 2 Rbl. 40 Kop.

**Gotthelf, J.,** Kurt von Koppigen. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Köln, Schaffstein. 1.50. — Mit Bildern von H. Wildermann. 2.—.

**Grimmelshausen, H. J. Ch. v.,** Simplizius Simplizissimus, der Jäger von Soest. Ein Soldatenleben aus dem dreißigjährigen Kriege. Bearbeitet von R. Weitbrecht. Berlin, Neufeld & Henius. 3.—.

**Hansjakob, H.,** Der Leutnant von Hasle. Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Ohlau, Leichter. 3.80.

**Hoffmann, E. T. A.,** Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Erzählung aus der Blütezeit des deutschen Zunftwesens. Köln, Schaffstein. 1.50.

**Kerner, H.** (Cardauns), Walter, der Erzpoet. Erzählung aus der Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa. Köln, Bachem. 3.—.

**König, E.,** Der Dombaumeister von Prag. Erzählung aus der Zeit des deutschen und böhmischen Königs Karls IV. Mit Bildern von E. Liebermann. Mainz, Scholz. 3.—.

**Kotzde, W.,** Der Tag von Rathenow. Erzählung aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Mit Bildern von G. Barlösius. Mainz, Scholz. 3.—.

— — Im Schillschen Zug. Geschichtliche Erzählung. Mit Bildern von W. Weingärtner. Mainz, Scholz. 3.—.

**Lauff, J.,** Der Tucher von Köln. Erzählung aus der Zeit um 1500. Mit Bildern von O. R. Bossert. Mainz, Scholz. 3.—.

**Riese, Ch.,** Was Michel Schneidewind als Junge erlebte. Erzählnng aus der Zeit der großen französischen Revolution. Mit Bildern von H. Schrödter. Mainz, Scholz. 3.—.

**Scott, W.,** Quentin Durward. Geschichtlicher Roman. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Abel & Müller. 3.60. — Berlin, Grote. 4.—. — Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4.—

— — Der Talisman. Eine Kreuzfahrergeschichte. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Grote. 4.—.

— — Waverley. Geschichtlicher Roman. Aus dem Englischen übersetzt. Ebd. 4.

**Söhle, K.,** Sebastian Bach in Arnstadt. Ein musikalisches Kulturbild. Berlin, Behr. 3.—.

**Sperl, A.,** Die Söhne des Herrn Budiwoj. Geschichtlicher Roman. München, Beck. 6.—.

**Spillmann, J.,** Lucius Flavus. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems durch Titus. 2 Bde. Freiburg, Herder. 8.—.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

# Bücherbesprechungen.

1.

**Ferdinand von Wahlberg**: „Christian Bode", eine Erzählung aus den deutschen Kolonien der Wolgasteppe, und

„Mennoniten". (Beide Werke im Verl. Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig).

Liest man diese beiden Bücher nacheinander, so freut man sich, feststellen zu können, daß das zweite (Mennoniten, ersch. 1912) dem ersterschienenen (1910) gegenüber für den Verfasser einen Schritt vorwärts bedeutet.

„Christian Bode" ist eine Erzählung noch genau nach dem Muster veralteter Familienblattromane zugeschnitten. Dem durch moderne Literatur verwöhnten und verfeinerten Geschmack behagt die naive Art der Psychologie, die mit allzugroben Werkzeugen arbeitet, um das leise Weben der Seele belauschen zu können, ebensowenig wie das oberflächliche Verhältnis des Verfassers zur Natur, die er gern nach Art der alten Fabeldichter vermenschlicht. Ein eigenes, in sich verborgenes Leben führt die Natur, und nur wenigen Auserwählten unter den Dichtern gelingt es ihr mit behutsamen Händen nahe zu kommen, ohne den Staub von ihren Flügeln zu streifen. Wer Schöpfungen wie Maeterlincks Bienenbuch, Widmanns „Der Heilige und die Tiere" oder auch nur einen Roman des Steiermärkers Bartsch gelesen hat, wird sich abgestoßen fühlen von Sätzen wie dieser: „aber die müde Sonne war zu solchem Spiel nicht aufgelegt, sie zog es vor, sich hinter einem dichten Wolkenschleier auszuruhen und das Grau der Steppe nicht zu unterbrechen." In ähnlicher Weise berührt es, wenn F. v. W. Empfindungen oder abstrakte Begriffe allegorisiert, z. B. „den Schlaf", „die Ruhe" und „die Gedanken" sich miteinander unterhalten läßt. — Was das Buch trotz seiner Mängel erwähnenswert macht, ist der unverkennbare Klang von Liebe zu Land und Leuten der Steppe, der aus seinen Worten spricht. Das Werk ist augenscheinlich in der Absicht geschrieben worden, ein Bild des Kolonistenlebens an der Wolga zu entwerfen, so gut sich das im Rahmen einer Erzählung machen ließ. Ein Pastor, in dessen Heim wir einen Blick tun, sehnt sich aus der Einsamkeit hinaus ins Welttreiben, von dem er sich jedoch — fast allzubald — abgestoßen fühlt, um als treuer Sohn zur Heimat zurückzukehren; ein alter Bauer erzählt von seiner Lebensarbeit, die in der Urbarmachung des Landes bestanden hat; eine Fahrt durch die Kolonien, Einkehr in einer Herberge, Schneesturm, bei dem der Held der Geschichte beinah verunglückt; dazwischen eine Gesellschaft beim Gouverneur mit ein paar etwas konventionell gezeichneten Typen der „großen Welt"; zum Schluß die Schilderung einer Weihnachtsfeier im Pastorat, welche die recht willkürlich verschlungenen Geschicke der handelnden Personen sich in Frieden und Wohlgefallen lösen läßt. — Uebrigens wird alle Kritik entwaffnet durch das bescheidene Wort, mit dem die Vorrede des Verfassers schließt: „in

der großen, hellen Stube der deutschen Literatur" wolle seine Erzählung, „wie es Steppenleuten und Kolonistenkindern gebührt, nur ein bescheidenes Plätzchen an der Tür beanspruchen".

In den „Mennoniten" berührt zunächst wohltuend die knappere Form des Stils. Naturbeschreibungen und Gefühlsergüsse fallen hier weniger auf, ebenso verliert sich der Verfasser nicht mehr in Einzelheiten der Milieuschilderung wie in „Chr. Bode", wo uns z. B. keines der Gerichte, die Pastor Bode aufgetischt bekam, erspart wurde. Zwar ist auch hier die Führung der Handlung und die Charakterzeichnung romanhaft im alten Sinne; aber es spielen stofflich interessantere Momente hinein. Die Schilderung des Steppenlebens wird unterbrochen durch ein augenscheinlich nach persönlichen Aufzeichnungen zusammengestelltes Tagebuch aus dem russisch-türkischen Krieg. Man bekommt einen Überblick über Geschichte und Eigenart der Mennonitensekte, die an der Wolga ihre Ansiedelungen hat; besonders sympathisch berührt der Schluß des Buches, das den Grundsatz der Mennoniten, der „Wehrlosen", dem Übel nicht zu widerstreben, in eine Verherrlichung der großen Friedensidee ausklingen läßt. Das alles knüpft sich an den Lebenslauf eines jungen Kolonistensohnes, der erst voll Begeisterung in den Krieg hinauszieht, um dann inmitten seiner Schrecken die Sinnlosigkeit und Roheit eines solchen Massenmordens zu erkennen — (übrigens brauche ich hier krassere Ausdrücke, als sie im Buch zu finden sind, das – fast möcht' ich sagen leider — seine Überzeugung mit einer gewissen Vorsicht ausspricht) — und, in die Steppe zurückgekehrt, an der Seite einer Mennonitin ein friedliches Bauernleben zu beginnen. Er ist es auch, dessen Fürsprache den Mennoniten das Recht erwirkt, ihr Dienstjahr, statt in der Armee, als Forstbeamte abzudienen.

Im ganzen entspricht das Buch der Geschmacksrichtung des großen Publikums und wird gewiß seinen Leserkreis finden.

Hapsal. D. v. Lösch.

2.

**J. Zenian**: Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. Erzählungen. Christliches Verlagshaus Wiegand & Ko. Homburg v. d. Höhe.

Die Heimatkunst, die in Deutschland durch alle Gaue gegangen ist, findet mit diesem Buch in der deutschen Kolonistensphäre in Taurien einen späten Vertreter. Das ist zugleich der beste Vorzug, den die Erzählungen bieten. Ohne die fernen Gegenden selbst mit eigenen Augen gesehn zu haben, gewinnt der Leser eine so zwingende Vorstellung von ihnen, daß er dem Verfasser gern die Befugnis zuerkennt, seine Heimat zu schildern. Es ist Perspektive in den Räumen, und es ist wohl bei aller Stilisierung auch Wahrheit in den menschlichen Gestalten. Wahr ist da auch der religiöse Zug, der durch das ganze Buch hindurchgeht, das Ringen nach dem „alten Glauben", der aber nur Glauben ist. Man hat die Empfindung, daß gerade das Erfülltsein von diesem

Glauben den Verfasser zum Schriftstellern angeregt hat; weniger der künstlerische Drang. Freilich hat er künstlerische Instinkte — das zeigt schon die Stoffwahl, der Blick für das Darstellenswerte. Aber was er noch nicht erworben hat, das ist der künstlerische Geschmack. Der offenbare Einfluß Gorkij's hat ihm in der Wahl von Einzelzügen eher geschadet als genützt. — Aber trotz aller Unreifheit des Buches in künstlerischer Beziehung, ist es sehr am Platze, den Verfasser zu weiterem Schaffen zu ermutigen. Wenn es ihm nur gelingt, in seiner Seele das Gleichgewicht zu gewinnen!

Helsingfors. Dr. G. Schmidt.

# Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Unter dieser Überschrift werden wir von jetzt an kleine Aufsätze veröffentlichen, deren Zweck es ist, im Sinne des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu wirken, d. h. Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache zu befestigen, sowie den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit und Schönheit zu fördern. Wir wenden uns damit an alle Gebildeten, an alle, die fähig sind, in der deutschen Sprache die Grundfeste deutschen Lebens und Wesens zu erkennen. Wer seine deutsche Muttersprache liebt, sieht aber mit Unwillen, daß sie sich in Heimat und Fremde noch nicht der Achtung und Pflege erfreut, die ihr gebühren. Immer noch wurzelt im deutschen Volke das alte Erblaster der Ausländerei, die sich sprachlich im üppigen Wuchern des Fremdwörterunwesens äußert. Aus unserer Sprache alles Fremde tilgen, hieße sie geschichtlos machen. Unser Kampf gilt daher nicht dem Fremdworte schlechthin, wohl aber dem unnützen, durch einen **guten** deutschen Ausdruck zwanglos zu ersetzenden Fremdworte. Daneben wollen wir die zahlreichen Sünden wider den guten Sprachgebrauch, sowie Schwerfälligkeiten und Undeutlichkeiten bekämpfen, denen man überall, in Büchern und Zeitungen, im Amtsstil und in der Geschäftssprache begegnet. Und schließlich hoffen wir durch die Erörterung sprachgeschichtlicher Fragen die Teilnahme an sprachlichen Dingen überhaupt anzuregen.

## „Mein geliebtes Deutsch!"

Mag auch Goethe, mit den Schwierigkeiten der einst so spröden deutschen Sprache ringend, dies und jenes mißmutige Wort über sie gesagt haben, so ist es doch gewiß, daß er Faust sein eigenes Empfinden aussprechen läßt, wenn dieser, im Begriff die Bibel zu übersetzen, die Muttersprache „mein geliebtes Deutsch" nennt, denn solche Worte schreibt kein Dichter ohne inneren Anteil. Aber wie viele Deutsche sprechen, wie viele denken heute noch so? Wem ist

die Muttersprache ein hohes, heiliges Gut, das er mit gleicher Liebe umfaßte wie Vater und Mutter, wie Weib und Kind, wie Amt und Beruf, wie — Geld und Gut? Wer denkt heute noch daran, daß unzählige Geisteshelden mit aller Liebe an ihr gearbeitet, sie auf immer höhere Stufen der Vollendung gehoben haben? Daß sie in Tagen, die glücklicherweise längst vergangen sind, unseres zerfallenden Volks letztes Band war? Daß sie so manchem wackeren Deutschen in der Fremde das einzige Bollwerk gegen das Andringen fremden Geistes und fremder Art und Sitte ist? O daß uns doch die Gewohnheit, der sichere Besitz nicht gleichgültig machten gegen dies Heiligtum unseres Volkes, daß wir die geistigen Werte nicht ungenutzt ließen, die in der Muttersprache für jeden bereitliegen! Daß wir alle mit dem Altmeister die Muttersprache unser „geliebtes Deutsch" nennen könnten!

R. Palleske (Landeshut in Schl.).

**Regatta.**

Seit der Wassersport, besonders der Rudersport bei uns in Blüte gekommen ist, haben wir auch immer mehr Regattas. Regattas — ein sonderbares Wort, das wohl die wenigsten, selbst unter den Teilnehmern, verstehen oder zu erklären vermögen. Ein italienisches Wort, zu riga gehörend. Es bedeutet Reihe, entspricht genau unserem gleichbedeutenden althochdeutschen riga, das wir noch in Riege und Reihe haben, ja ist wahrscheinlich sogar diesem entlehnt. Um so törichter, daß wir da wieder ein entstelltes urdeutsches Wort aus der Fremde beziehen, statt uns unseres deutschen Schatzes zu freuen. Können wir denn nicht Wettfahrt oder Festfahrt oder Auffahrt sagen, Ruderwettfahrt, Segelauffahrt, Wettrudern, Wettsegeln usw. usw.? Und könnten wir nicht auch Ruderreihen oder Ruderreigen sagen, indem wir ein der „Reihe" lautlich, vielleicht aber auch stammverwandtes Wort verwenden, das uns doch in Ringelreihen und Reigentanz noch ganz geläufig ist?

**Ein neues Werk von großer nationaler Bedeutung!**

So lautet das Urteil der im Auslande bekanntesten Hamburger Tageszeitung über unsere Auslandszeitschrift. In jedem Jahre berichtet unser Blatt aus weit über 100 Ländern der Erde alles das, was für den deutschen Kaufmann von Interesse ist. Der Bezugspreis ist 1 Mark für das Vierteljahr.

**Der Deutsche Kaufmann im Auslande,** Hamburg 36, Holstenwall 4.

**Gute, saubere Familienpension in Dresden.**
Zivile Preise und aufmerksame Bedienung.
Anfragen werden gewissenhaft beantwortet.
**Dresden-Oberlössnitz,** Sophien-Str. 9, Pension Tauscher.

**„Hospiz" des Evangelischen Vereins**
**St. Petersburg,** W. O. 10. Linie 15², Telephon 507—28. Telegramme „Hospiz".
Geöffnet das ganze Jahr.
Ruhige Lage, elektrisches Licht, Bäder, Lift.
Preise pro Tag: 1.25—5 Rbl.; mit Pension: 2—8 Rbl.
Leitung: **Pastorin E. Hesse.**

**Emsy Aeckerle-Klau,**
**Stimmbildnerin für Gesang und Sprache in Berlin,**
**Lützow-Straße 85-a.** Sprechstunde Montags u. Donnerstags von 4—5.
Tonbildung auf wissenschaftlich-hygienischer Grundlage in Verbindung mit Sprachtechnik u. Phonetik. — Anleitung im Rutzschen Typensystemsingen u. Sprechen.
Gesang auf dieser Grundlage ein Quell der Gesundheit.
Jeder normale Mensch kann sich durch richtige Unterweisung, wenn er noch nicht im Besitz einer Gesangstimme ist, eine solche herausbilden, daher Annahme auch in diesem Fall.
Beseitigung von Sprachstörungen, soweit diese auf falschem Sprachmuskelgebrauch, mangelhafter Phonetik und falscher Atmung beruhen.

**J. C. Steinfels,**
Gegründet 1885. **Reval,** Gegründet 1885.
**Kunsthandlung, Rahmenfabrikation u. Vergolderei.**
**jetzt Schuhstrasse № 1.**
Große Auswahl in Gravüren, Kunst-Steindruckbildern, Ölgemälden, Aquarellen, Photographie-Rahmen u. s. w.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel,**
**Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.

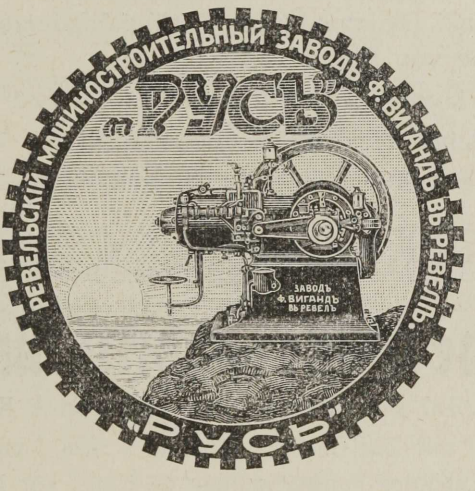
Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**
Buchdr. der „Revalschen Zeitung". Reval.

# FR. WIEGAND'S

## NAFTAMASCHINEN „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND




REVAL

| | | |
|---|---|---|
| **1910** | St. Petersburg | **goldene Staats-Medaille** |
| **1910** | Jekaterinoslaw | **große goldene Medaille** |
| **1911** | Reval | **goldene Medaille** |
| **1912** | Baku | **große goldene Staats-Medaille** |
| **1912** | Reval | **goldene Medaille** |
| **1912** | Rostow am Don | **große goldene Medaille** |

Ausser diesen **15 erste Preise.**

# Zentrale für elektrische Beleuchtung u. Kraft.

## Rich. Scheibe, Reval.

**Reval, Rüststr. 29.** **Telephon 77.**

Abteilung: **Installationsbureau**

empfehlen als vorteilhafteste Kraft-, Licht- und Wasseranlage für Landhäuser und Gutshöfe

# Fafnir-Motore

Fafnirmotor inkl. Dynamo für 50 – 60 Metallfadenlampen von 16 Kerzen inkl. Wasserpumpe von Rbl. 1.100.— an.

Uebernahme kompletter elektrischer Licht- und Kraftanlagen.

Lager sämtlicher elektrischer Bedarfsartikel. Grosse Auswahl in Kronleuchtern, Tisch- und Wandlampen, Bügeleisen, Kochapparaten usw.



## Die „Deutsche Monatsschrift für Rußland"

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

**Bezugspreis** mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark (resp. 1 Mark 50 Pf.).

**Preis für Anzeigen:** 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20% Zuschlag.

**Bestellungen** auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

**Nr. 12.** Reval, 15. (28.) Dezember. **1912.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die dritte Duma und die Interessen der Städte.

Von Otto Benecke (Reval).

Der dritten Reichsduma wird in der Presse vielfach der Vorwurf gemacht, daß sie nichts Wesentliches im Verlaufe ihrer Tagung zuwege gebracht habe, daß sie durch unnützes Reden eine Unmenge Zeit vergeudet habe, kurz den Erwartungen, die man auf sie gesetzt, nicht entsprochen habe. Diese Vorwürfe sind in einem gewissen Sinne durchaus berechtigt. Wenn man die Tätigkeit der Duma auf nationalistischem Gebiet ins Auge faßt, so muß jeder nichtvoreingenommene Staatsbürger diese nur aufs tiefste bedauern. Die Nichtberücksichtigung der historisch bedingten Eigenart der zum Bestande des Reichs gehörenden Völkerschaften kann nicht zur erstrebten Assimilierung der einzelnen Reichsteile beitragen, sie ist vielmehr geeignet Haß und Unwillen zu erzeugen. Druck erzeugt Gegendruck, und das Ganze muß unbedingt darunter leiden, wenn in den einzelnen Reichsteilen Unzufriedenheit herrscht. Ebenso unbefriedigend ist die Tätigkeit oder vielmehr Untätigkeit der Reichsduma auf dem Gebiete der bürgerlichen Freiheiten. Für die Befreiung der Presse von dem schweren administrativen Druck, für die im Manifest vom 17. Oktober in Aussicht gestellten Freiheiten rücksichtlich des

Versammlungsrechts, der Religionsübung, der Unverletzlichkeit der Person etc. ist nichts Erfolgreiches zustande gebracht worden. Das Gesetz, betr. den Uebergang aus einer Konfession in eine andere, ist im Reichsrat gescheitert, während die Arbeiten der Dumakommission, betr. die Unverletzlichkeit der Person, vom Plenum zurückgewiesen wurde. Es wurde eine neue Kommission niedergesetzt, deren Arbeiten jedoch noch nicht zum Abschluß gediehen sind. Nach beiden angedeuteten Richtungen hin werden wir somit unbedingt zugeben müssen, daß die Tätigkeit der Duma teils geradezu besorgniserregend, teils absolut fruchtlos gewesen ist.

Ein durchaus anderes Bild erhalten wir jedoch, wenn wir die Tätigkeit der Reichsduma auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens ins Auge fassen. Hier sind greifbare Erfolge zu verzeichnen. Ich verweise nur auf die großen und umfangreichen gesetzgeberischen Arbeiten betr. den Uebergang vom bäuerlichen Gemeindebesitz zum Individualeigentum, die Streulegung des Bauerlandes, die Versicherung der Arbeiter gegen Unglücksfälle und gegen Krankheit, Maßnahmen gegen die Trunksucht, die Reform des Friedens- und Wolostgerichts, die Verantwortung der Beamten in zivilrechtlicher und kriminalrechtlicher Beziehung, die bedingte Verurteilung, die Ableistung der Wehrpflicht etc. Und endlich die außerordentlich sorgfältigen, eingehenden und grundlegenden Arbeiten, welche sich auf die Durchsicht und Prüfung des Reichsbudgets beziehen. Die dritte Duma wurde zu einer Zeit des Verfalls der staatlichen Hilfskräfte ins Leben gerufen, zu einer Zeit, in der das Reichsbudget ohne Defizit unbekannt war und in der unausgesetzte Anleihen zur Gewohnheit geworden waren, — und jetzt, im Jahre 1912, hat es sich dank der Mittätigkeit der Reichsduma möglich erwiesen, zum dritten Mal bereits, nicht nur ein defizitloses Budget zusammenzustellen, sondern noch die Staatsschulden um den Betrag von 205 Millionen zu verringern. Die Summe der Reichseinnahmen nach dem letzten Budget übersteigt bereits 3 Milliarden, — kein Staat verfügt über ein ähnlich hohes Budget, — wobei die Budgets fast aller Ressorts erheblich vergrößert worden sind, um den gestiegenen Bedürfnissen gerecht werden zu können. Selbstredend ist der finanzielle und ökonomische Aufschwung des Reichs nicht allein der Tätigkeit der Reichsduma zuzuschreiben. Zwei vortreffliche Erntejahre und eine Reihe von andern Faktoren haben hierbei mitgewirkt, aber es muß konstatiert werden, daß die Mitwirkung und Mitarbeit der Reichsduma auf diesem Gebiet von grundlegender Bedeutung gewesen sind.

Außer der hier gekennzeichneten Tätigkeit hat die Reichsduma eine Reihe von Gesetzen emaniert, die für das Wirtschaftsleben der Städte nicht ohne Bedeutung gewesen sind. Die schwere wirtschaftliche Lage der Städte ist zu bekannt, als daß ich nötig hätte hier näher auf sie einzugehen. Die Budgets sämtlicher 826 Städte des Reichs, mit Ausnahme von Polen, belaufen sich auf 180 Millionen Rubel, von welcher Summe jedoch auf die

Städte Petersburg und Moskau allein 64 Millionen entfallen, so daß für die übrigen 824 Städte nur 116 Millionen Rubel verbleiben. Das Budget von New-York beträgt beispielsweise 270 Mill. Rubel jährlich. Es ist daher nur zu erklärlich, daß die Städte bei der Beschränktheit ihrer Mittel und bei der Menge von Verpflichtungen, welche sie für verschiedene staatliche Zwecke zu leisten haben, die mit der städtischen Verwaltung in keinem Konnex stehen, ihren kommunalen Verpflichtungen nicht nachkommen können. In der großen Mehrzahl der Städte gibt es keine Wasserleitung, keine Kanalisation, ja eine erhebliche Zahl von Städten entbehrt noch jeglicher Straßenpflasterung; das Medizinal- und Schulwesen, das ganze allgemeine Wohlfahrtswesen ist noch ungenügend entwickelt. Es lag daher auf der Hand, daß die Vertreter der Städte in der Reichsduma jede Gelegenheit wahrnahmen, um durch Einbringung von Initiativanträgen und Formulierung von Wünschen bei Gelegenheit der Budgetberatungen und bei der Durchsicht von hierauf bezüglichen Gesetzesprojekten die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese Mißstände lenkten. Solche Hinweise blieben auch in der Regel nicht ohne Erfolg.

Eine schwere Last, die auf den Städten ruht, ist die Bequartierung des Militärs. Nach dem § 570 des Gesetzes über die Landesprästanden waren die kommunalen Körperschaften in Stadt und Land verpflichtet, sobald die Offiziere eines Truppenteils erklärten, daß sie für die ihnen angewiesenen Summen nicht imstande seien sich Quartiere zu beschaffen, solche ihnen innerhalb 7 Tagen in natura anzuweisen, und zwar möbliert, beheizt und beleuchtet. Die betr. Quartiergelder wurden dann den kommunalen Institutionen retourniert. In der Praxis stellte es sich nun heraus, daß keine Kommune in der Lage war diese Bestimmungen zu erfüllen und daher gezwungen war mit dem betr. Offizierskorps in Unterhandlung zu treten und dann durch Zuzahlungen zu den Quartiergeldern die Offiziere zu befriedigen. Gleichzeitig hatten dann die Truppenkommandeure das Recht zu beantragen, daß die Stadt in die höhere Kategorie übergeführt werde, welche der Mehrforderung des Offizierkorps entsprach. Diese Vorstellung war an eine Anzahl von Bedingungen geknüpft, für welche umfangreiche Vorarbeiten erforderlich waren. Wenn nun das Gesuch der Stadt in der angegebenen Richtung endlich erfüllt wurde, — was jedoch häufig nicht geschah, — so war deshalb die Lage der Stadt keineswegs gebessert, weil die Offiziere dasselbe Experiment wiederholten und erklärten, daß sie für die angewiesenen Summen keine Quartiere fänden, worauf die Stadt wieder Zuschüsse bewilligen mußte, die das städtische Budget unerträglich belasteten. So waren die Städte, ohne eigene Schuld, der Willkür des Militärs preisgegeben. Wie schwer diese Last auf den städtischen Budgets ruhte, zeigt das Beispiel der kleinen Stadt Grodno, die jährlich dem Militär eine Zuzahlung von 52.000 Rbl. zu den Quartiergeldern leistete.

Ein auf die Aufhebung des § 570 gerichteter Initiativantrag, hauptsächlich von der oktobristischen Fraktion eingebracht, fand die gehörige Beachtung.

Die Regierung übernahm die Ausarbeitung des betr. Gesetzprojekts, welches von der Reichsduma angenommen und hierauf zum Gesetz erhoben wurde. Die Städte sind nunmehr von jeder Zuzahlung befreit und haben nur im Falle von Truppentranslokationen oder bei Neubildung von Truppenkörpern, und dann auch nur für ein Jahr, den Offizieren Quartiere anzuweisen. Gleichzeitig wurde auch die Verpflichtung, die Quartiere zu möblieren, aufgehoben. — Ferner wurde von der Duma der Wunsch verlautbart, die Regierung möge in die Erörterung der Frage eintreten wegen Erhöhung der Mietzahlungen an die Städte für die von ihnen dem Militärressort zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten.

Ein weiterer Initiativantrag wurde von den Vertretern der Städte eingebracht, welcher auf die Abänderung des § 128 der Budgetordnung hinzielt. Nach diesem Paragraphen sind alle der Krone gehörigen Gebäude von der städtischen Immobiliensteuer befreit. Wie sehr darunter die städtische Finanzwirtschaft leidet, die doch alle Lasten für städtische Zwecke zu tragen hat, liegt auf der Hand. Dieser Umstand gibt den Städten das zweifellose Recht zu verlangen, daß auch der Fiskus zur Teilnahme an der Tragung der den Städten obliegenden Leistungen herangezogen werde. Die in Petersburg befindlichen Immobilien der Krone repräsentieren einen annähernden Schätzungswert von 800 Millionen Rbl., d. h. mehr als die Hälfte aller andern Immobilien Petersburgs, und zahlen der städtischen Verwaltung keinerlei Abgaben! Die Antragsteller sprachen den Wunsch aus, das betr. Gesetz möge dahin geändert werden, daß alle der Krone gehörigen Immobilien mit alleiniger Ausnahme der Sr. Majestät dem Kaiser, der Kaiserin und dem Großfürsten Thronfolger, sowie den Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten gehörigen Liegenschaften — der städtischen Immobiliensteuer unterliegen sollen. Die Ausarbeitung eines solchen Gesetzprojekts übernahm die Regierung, welche ausdrücklich die schwierige Finanzlage der Städte, sowie die Notwendigkeit anerkannte, Maßnahmen zur Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Städte in Angriff zu nehmen. Diese Anerkennung ist von großer Bedeutung und wird wesentlich zur Durchbringung anderer, die Aufbesserung der städtischen Finanzen bezweckenden Gesetze beitragen. Bis zum Schluß der letzten Session hatte die Regierung jedoch das betr. Gesetzprojekt noch nicht eingebracht.

Die Tätigkeit der städtischen Vertreter in der Reichsduma beschränkte sich jedoch keineswegs allein auf das Einbringen von Initiativanträgen, die auf eine Vergrößerung der städtischen Einnahmen gerichtet waren, sie hat auch unausgesetzt darauf hingearbeitet, Mehrbelastungen, welche den Städten von der Regierung zugedacht waren, abzulehnen. So hatte die Regierung, einem alten Gewohnheitsbrauche folgend, neue Ausgaben auf die städtischen Finanzen abzuwälzen, Gesetzesprojekte eingebracht, welche die Erhöhung der Ausgaben für die Polizei in den Städten Moskau, Tomsk und Kustanai auf Rech-

nung der betr. Städte im Auge hatten. Die Reichsduma lehnte das Gesetz für Moskau vollständig ab und bestimmte, daß die Erhöhung der Polizeiausgaben für die beiden anderen Städte von der Reichsrentei zu übernehmen sei. Ebenso verweigerte die Reichsduma ihre Zustimmung zu dem Gesetzprojekt wegen der Verkürzung von Subsidien, welche eine Reihe von Städten für den Unterhalt der Polizei aus der Reichsrentei beziehen. Zugleich sprach die Reichsduma in einer Uebergangsformel den Wunsch aus: 1. daß bei der bevorstehenden Revision der Städteordnung das Besteuerungsrecht der Städte erweitert werde; 2. daß die Frage der Militärquartierlast einer allseitigen Beprüfung unterzogen und in nächster Zukunft eine diesbezügliche Gesetzesvorlage den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werde und 3. daß die Ausgaben der Städte für den Unterhalt der Polizei mit der Zahlungsfähigkeit der Städte in Einklang gebracht würden, damit durch die hohen Leistungen für die Polizei die normale Entwicklung der städtischen Wohlfahrtspflege nicht gehemmt werde. Das Regierungsprojekt, das die obige Uebergangsformel hervorrief, wollte die den Städten von der Krone zu zahlenden Polizeisubsidien wohl fortbestehen lassen, aber allmählich verringern, und zwar von der z. Z. bestehenden Summe von 2.212.744 Rbl. für das Jahr 1912 auf 1.829.928 reduzieren, und für das Jahr 1913 gar auf 1.629.238 herabsetzen. Außerdem sollten 55 Städten die bisher für Polizeizwecke gezahlten Subsidien entzogen werden. Bei den Verhandlungen in der Duma wurde das Prinzip der allmählichen Herabsetzung der Subsidien als nicht wünschenswert anerkannt und ausdrücklich konstatiert, daß eine solche Verminderung der Subsidien eine weitere Verschuldung der Städte zur Folge haben würde. Die Reichsduma lehnte daher dieses Regierungsprojekt ab und erklärte, daß die Subsidien der Krone an die Städte in der bisherigen Höhe von 2.212.744 Rbl. nach wie vor bis zu einer allgemeinen Reform des Polizeiwesens zu zahlen seien. Dieser Beschluß der Reichsduma erlangte Gesetzeskraft. Infolgedessen brauchen jene 582 Städte, welche bisher die Subsidie genossen, sich wegen einer Verkürzung der Summen nicht mehr zu sorgen.

Des weiteren erklärte die Reichsduma sich nicht einverstanden mit dem Regierungsprojekt betr. den Modus des Ersatzes der von den Landschaften und Städten geleisteten Zahlungen für die Verpflegung der Familien der in den Krieg einberufenen Reservisten. Die Regierung stellte den Antrag, den Landschaften und Städten die verausgabten Verpflegungsgelder nur in dem Falle zu ersetzen, wenn diese Ausgaben aus Anleihen bei der Krone oder besonderen Kapitalien der Kommunen gedeckt worden seien. Diejenigen Städte und Landschaften jedoch, welche diese Ausgaben aus ihren laufenden Mitteln bestritten hätten, sollten nicht entschädigt werden. Die Reichsduma war dagegen der Ansicht, daß, sobald überhaupt der Fiskus die Möglichkeit hätte, die betr. Körperschaften zu entschädigen, es gleichgültig sei, aus welchen Mitteln die Verpflegungsgelder gedeckt seien, ob auf dem Wege einer Anleihe, oder

aus den freien Barbeständen. In diesem Sinne wurde das betr. Gesetz auch Allerhöchst bestätigt. In Gemäßheit dieses Gesetzes wurden den Landschaften und Städten 46 Millionen gestrichen, die sie für obigen Zweck beim Fiskus entliehen hatten, und außerdem 3,6 Millionen Rbl. zurückerstattet, die sie für Verpflegungszwecke aus ihren Barmitteln verausgabt hatten.

Ein für die Städte außerordentlich wichtiges, in diesem Jahre Allerhöchst bestätigtes Gesetz, welches seine Entstehung der Initiative der städtischen Vertreter in der Reichsduma verdankt, verleiht den Stadtverwaltungen das Recht, Steuern von den Hausbesitzern zu erheben für besondere Leistungen und den obligatorischen Anschluß an das städtische Kanalnetz zu verlangen. Nach der gegenwärtig geltenden Städteordnung hat die städtische Verwaltung das Recht, an Stelle von Naturalleistungen, von den Hausbesitzern bestimmte Steuern zu erheben und zwar für die Ableitung von Fäkalien, für Pflasterung der Straßen, für Trottoirlegung, für die Anstellung von Nachtwächtern etc. Aber die Erhebung dieser Steuern ist an die Einwilligung der betr. Hausbesitzer geknüpft. Infolge dieser beschwerenden Bestimmung ist der betr. Gesetzespunkt in der Städteordnung ein toter Buchstabe geblieben, da es, mit alleiniger Ausnahme von Moskau, nirgend gelungen ist, den Konsens sämtlicher Hausbesitzer zu den angegebenen Zwecken zu erlangen. Zur Beseitigung dieses Hemmnisses brachten die Städtevertreter in der Reichsduma den Initiativantrag ein, es möge der § 63 der Städteordnung dahin abgeändert werden, daß unabhängig von der Einwilligung der Immobilienbesitzer die Stadtverwaltung befugt sein soll, statt der bezeichneten Naturalleistungen spezielle Zwecksteuern von den Hausbesitzern zu erheben, und ferner den Hausbesitzer zum obligatorischen Anschluß an das städtische Kanalnetz zu veranlassen. Die Regierung übernahm die Ausarbeitung dieses Gesetzes, welches, nachdem es in der Einigungskommission des Reichsrats und der Reichsduma durchberaten und von beiden gesetzgebenden Körperschaften angenommen war, die Allerhöchste Bestätigung erhielt. Die Stadtverwaltungen besitzen nunmehr das Recht, eine in sanitärer Beziehung wesentliche Verbesserung, die Kanalisation, einzuführen, wobei ihnen auch die Befugnis eingeräumt ist, von den der Krone gehörigen Immobilien die Kanalisationsabgaben zu erheben.

Alle bisher angeführten gesetzgeberischen Arbeiten der Reichsduma bezogen sich nur auf gewisse Teile der städtischen Finanzlage. Dadurch, daß nach der einen oder andern Richtung hin eine Verbesserung eintrat und daß diese oder jene Gefahr wegen Vergrößerung der städtischen Ausgaben beseitigt wurde, konnte selbstredend keine Gesundung der Finanzen der Städte herbeigeführt werden. Dieser Erkenntnis konnten sich die städtischen Vertreter nicht entziehen. Infolgedessen gelangten zwei Initiativanträge an die Reichsduma, von denen der eine von oktobristischer, der andere von kadettischer Seite ausging. Beide Anträge bezweckten den Erlaß eines Gesetzes, welches in allseitiger Weise zur Aufbesserung und Gesundung der Finanzlage der Landschaf-

ten und Städte beitragen sollte. Bei der Beratung dieser Anträge in der Reichsduma erklärte der Vertreter des Ministeriums des Innern, daß die Regierung bereit sei, die Ausarbeitung eines bezüglichen Gesetzprojekts zu übernehmen. Nichtsdestoweniger aber und in Berücksichtigung der großen Tragweite dieser Angelegenheit beauftragte die Reichsduma die Finanzkommission mit möglichster Beschleunigung ein eigenes Gesetzprojekt über Maßnahmen zur Verbesserung der Finanzlage der Landschaften und Städte auszuarbeiten. Von dem betr. Referenten der Finanzkommission wurde letzterer sodann ein umfangreiches Projekt vorgestellt, welches, abgesehen von der Uebernahme einiger städtischer Ausgaben durch den Fiskus, dahin zielte, den Städten einen Teil der staatlichen Steuern zu überweisen, und außerdem noch den Städten staatliche Subventionen zu gewähren, welche im Verlaufe von 3 Jahren die Summe von annähernd 20 Millionen Rbl. jährlich erreichen sollten. Dieser Bericht wurde von der Finanzkommission nur in d e m Teil angenommen, der seiner Einfachheit wegen keinen Anlaß zur Diskussion geben konnte, der zweite wesentlichere Teil wurde dagegen zurückgestellt. Da stellte sich aber ein anderes Hindernis ein, welches die Vorlegung des Berichts an die Reichsduma unmöglich machte. Die Regierung protestierte energisch gegen die Beratung des Projekts in der Reichsduma — diesem Proteste schlossen sich auch viele Abgeordnete an — da sie es für unzulässig hielt, daß ein Gesetzprojekt, dessen Ausarbeitung sie übernommen, früher zur Beratung gestellt werde, ehe das Projekt der Regierung der Reichsduma mitgeteilt sei. In einer so wichtigen Sache in einen Konflikt mit der Regierung zu geraten, erschien mißlich; deshalb blieb kein anderer Ausweg, als die Einreichung des Regierungsprojekts abzuwarten. Endlich, kurze Zeit vor Beginn der Osterferien dieses Jahres, gelangte das außerordentlich umfangreiche Projekt des Ministeriums des Innern an die gesetzgebenden Institutionen. Durch diese überaus späte Einbringung benahm die Regierung der Duma die Möglichkeit, das ganze Projekt durchzuberaten. Gemäß dem Vorschlage der Finanzkommission wurden nur unwesentliche Ausgaben der Städte gestrichen. Außerdem sollte die Kronsimmobiliensteuer von 6% auf 5% ermäßigt werden. Infolge Protestes der Regierung und mit Rücksicht darauf, daß für das Jahr 1914 sowieso die Höhe der Kronsimmobiliensteuer der Entscheidung der gesetzgebenden Körperschaften unterliegt, nahm man von der sofortigen Ermäßigung dieser Steuer Abstand. In der Plenarsitzung der Duma wurden die Anträge der Kommission zum Beschluß erhoben und außerdem noch das Amendement angenommen, daß die Regierung mit dem Jahre 1913 die Hälfte aller Ausgaben der Städte für die Polizei zu übernehmen habe. Mit diesem Amendement wurde das Gesetz dem Reichsrat übergeben, dessen Finanzkommission sich bereits gegen dieses Gesetz ausgesprochen haben soll. Sehr zu bedauern wäre es, wenn der Reichsrat sich dem Votum seiner Finanzkommission anschließen sollte. In diesem Falle wären die Vor-

teile für die Städte so unbedeutend, daß sie kaum der Erwähnung wert wären.

Aus allem diesem ist ersichtlich, daß die Reichsduma kaum eine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, die Regierung auf die mißliche Finanzlage der Städte aufmerksam zu machen. Dieses Bestreben, die städtische Finanzlage zu bessern, machte sich auch nach einer anderen Richtung hin geltend. Bei der Durchsicht des Reichsbudgets für 1909 und dann wieder bei den Beratungen des Budgets für 1911 wurde von der Reichsduma der Wunsch verlautbart, es möge ihr ein Gesetzprojekt über die Begründung einer besondern Bank zur Kreditgewährung an die Landschaften und Städte, sowie zur Realisierung der städtischen Obligationsanleihen vorgelegt werden. Die Notwendigkeit, den Städten einen ausreichenden, billigen und langfristigen Kredit zu gewähren, war allmählich ein dringendes Bedürfnis geworden, dessen Befriedigung nicht länger aufgeschoben werden durfte. Bei der Reform der Reichsbank im Jahre 1894 war in das Statut die Bestimmung aufgenommen worden, daß die Bank berechtigt sei, den Landschaften und Städten Darlehen zu gewähren. Diese Bestimmung war jedoch ein toter Buchstabe geblieben. Die Ausarbeitung des Statuts einer besondern Staatsbank für Kreditgewährung an die landischen und städtischen Kommunen zog sich jedoch derart in die Länge, daß die Befürchtung vorlag, die Legislaturperiode der dritten Duma werde zur Neige gehen, ohne daß sie Gelegenheit gehabt habe, sich mit dieser wichtigen Angelegenheit befassen zu können. Eine wegen Beschleunigung dieser Sache an den Ministerpräsidenten gesandte Delegation der Oktobristen scheint dann nicht ohne Erfolg gewesen zu sein, da endlich im Februar dieses Jahres den gesetzgebenden Häusern ein Gesetzprojekt über den, den landschaftlichen und städtischen Selbstverwaltungen zu gewährenden Kredit zuging.

Wenn die russischen Städte in betreff der Anlage von Wasserleitungen, Kanalisation, Beleuchtung, Pflasterung, kurz in allem, was mit der städtischen Wohlfahrtspflege in Zusammenhang steht, so außerordentlich rückständig sind, so ist abgesehen von anderen Ursachen ein Hauptgrund die Schwierigkeit der Kreditbeschaffung. Die großen Städte konnten noch leichter, wenn auch ebenfalls unter schweren Bedingungen, ihre Millionenanleihen realisieren, für die mittleren und kleinen Städte aber war diese Möglichkeit so gut wie ausgeschlossen oder doch unendlich erschwert. Der munizipale Kredit ist in den verschiedenen Staaten verschieden organisiert. In der Hauptsache kann man drei Gruppen unterscheiden. Spezielle staatliche Banken oder Kassen, dann Gegenseitige Kreditanstalten mit voller Garantie der Beteiligten und drittens private Aktienunternehmungen. Unsere Regierung entschloß sich dazu, den ersten Typus zu akzeptieren und stellte den gesetzgebenden Körperschaften das Statut einer ins Leben zu rufenden Staatskasse zur Verabfolgung von Darlehen an Landschaften und Städte vor. Das Grundkapital dieser Kasse wurde durch Anweisung von 10 Millionen Rbl. Rente nominal beschafft. Außerdem

erhält die Kasse von der Reichsrentei ein Betriebskapital von ebenfalls 10 Mill. 4% Rente nominal. Die Kasse gewährt lang- und kurzfristige Darlehen im Gesamtbetrage von nicht mehr als 150 Mill. Rbl. durch Herausgabe von Obligationen, jedoch mit der Einschränkung, daß jedes Darlehen nicht mehr als eine Million betragen darf. Die Duma hatte diesen Betrag auf 2 Millionen normiert, doch wurde er später durch Betreiben des Reichsrats auf eine Million herabgesetzt. Ferner übernimmt die Staatskasse auch die Realisierung von städtischen Obligationsanleihen und schließlich erhalten auch die Agraraktienbanken das Recht, Landschaften und Städten Darlehen zu gewähren durch Herausgabe von besonderen Obligationen. Dieses Gesetzprojekt wurde von der Duma mit einigen Amendements angenommen und erhielt später, nachdem es noch die Einigungskommission des Reichsrats und der Duma passiert hatte, die Allerhöchste Sanktion.

Für die Kreditverhältnisse der Städte ist noch von Wichtigkeit das von beiden Häusern akzeptierte neue Statut für städtische Kommunalbanken. Das frühere, im Jahre 1883 emanierte Statut war bereits vollständig veraltet und entsprach durchaus nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart. Das neue Statut verfolgt den Zweck, der städtischen Bevölkerung einen billigen Kredit zu eröffnen. Von Wichtigkeit würde es noch sein, darauf hinzuweisen, daß für die Eröffnung einer städtischen Kommunalbank keine Konzession von der Regierung einzuholen ist. Die Bank wird eröffnet nach stattgehabter Anmeldung beim Finanzminister, welcher die Eröffnung publiziert.

Behufs Entlastung der städtischen Finanzen von dem Unterhalt der zu den Eisenbahnstationen führenden Zufuhrwege wurde von den gesetzgebenden Körperschaften ein Gesetz erlassen, welches den städtischen Dumen das Recht gewährt, von gewissen, mit der Eisenbahn eingeführten und ausgeführten Waren eine Pudsteuer zu erheben. Eine Reihe von Städten besitzt dieses Recht bereits seit Jahren. Infolge Beratung dieses Gesetzes wurde von den Vertretern der Städte ein Initiativantrag eingebracht, dahin gehend, daß die Pudsteuer auch von solchen Waren erhoben werden möchte, welche auf dem Wasserwege ein- und ausgeführt werden. Die Regierung übernahm die Ausarbeitung eines solchen Gesetzprojekts.

Als eine Erweiterung der Machtsphäre der Städte ist das Gesetz über die Eröffnung von Kommunal-Apotheken anzusehen. Durch dieses erhalten die Stadtverordneten-Versammlungen das Recht, auf dem Meldewege, ohne jede Petition, soviel kommunale Apotheken zu eröffnen, als sie für wünschenswert erachten. Ob dieses rigorose, einen scharfen Eingriff in die Privatrechte der gegenwärtigen Apothekenbesitzer darstellende Gesetz notwendig war, dürfte fraglich erscheinen.

In bezug auf die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts hat die Reichsduma nach vielfachen Verhandlungen ein umfangreiches Projekt angenommen, welches jedoch im Reichsrat der rechtgläubigen Kirchenschulen

wegen hängen geblieben ist. Die Finanzierung dieses Gesetzes ist jedoch ordnungsmäßig erfolgt. Die Regierung hat 6.900.000 Rbl. für Zwecke der Elementarschule assigniert. Für jede Elementarschule, die für 50 Kinder berechnet ist und in das allgemeine Schulnetz hineingehört, zahlt die Regierung den Kommunen eine jährliche Subvention von 390 Rbl., knüpft jedoch hieran die Bedingung, daß der Schulunterricht in diesem Falle kostenlos zu erteilen ist. Außerdem ist für den Bau von Schulhäusern ein Regierungskredit eröffnet worden, aus welchem die Landschaften und Städte zu 3% Darlehen auf 20 Jahre genießen. Ferner wurde den Landschaften und Städten eine Subvention von 2½ Millionen Rbl. für den Kampf gegen Pest und Cholera eröffnet. Nach diesem Gesetz soll ihnen die Hälfte der Ausgaben für den Kampf gegen diese Krankheiten wieder ersetzt werden.

Während die hier gekennzeichnete Tätigkeit der Reichsduma darauf gerichtet war die Finanzen der Städte zu bessern, legt das Gesetz über die Reorganisation der Kronsimmobiliensteuer den Hausbesitzern neue Lasten auf. Diese Steuer war bisher eine Repartitionssteuer, die Regierung fixierte für die betr. Stadt in Grundlage der Einschätzung der Immobilien eine bestimmte Summe und überließ dann den Kommunen die Repartition. Durch das neue Gesetz wird eine prozentuale Besteuerung der Immobilien zum Besten der Krone eingeführt. Obgleich der Vertreter der Regierung von der Tribüne der Duma die Erklärung abgab, daß es sich in dem gegebenen Fall nicht in erster Linie um eine Steuererhöhung, sondern um eine gerechte Steuerausgleichung handle, hat sich in Wirklichkeit die Haltlosigkeit dieser Versicherung vollständig erwiesen, da in Grundlage der neuen Einschätzung der Immobilien eine sehr erhebliche Steuererhöhung für den Steuerzahler eintritt. Meine Bemühungen in der Kommission für Städteangelegenheiten und sodann in der Plenarversammlung der Reichsduma, die Steuer von 6% auf 5% herabzusetzen, waren leider vergeblich. Ein großer Teil der städtischen Vertreter stimmte für die 6%-Steuer.

Alle die bisher angeführten, von der Reichsduma erlassenen Gesetze bezogen sich auf sämtliche Städte des Reichs. Außerdem aber hat die Duma noch eine sehr bedeutende Anzahl von Gesetzen durchberaten und angenommen, welche sich auf einzelne Städte des Reichs bezogen, so das Gesetz über die Kanalisation und Wasserversorgung St. Petersburgs, welches insofern eine allgemeine Bedeutung hat, als bei der Beratung desselben die Reichsduma das Bestreben der Regierung, für den Fall der Nichterfüllung des Gesetzes durch die städtischen Verwaltungsorgane, in die kommunale Verwaltungssphäre selbsttätig einzugreifen, mit großer Majorität ablehnte. Das Gesetz über die Reorganisation der Verwaltung der Städte Polens ist insofern von Wichtigkeit, als es auch bei der allgemeinen Reform der Städteordnung, welche von der kommenden (vierten) Duma bewerkstelligt werden soll, zum Vorbilde genommen werden wird. Insbesondere gilt das von dem Wahlrecht der Stadtverordneten, von den kommunalen Verwaltungsorganen, von den städtischen Finanzen und dem Aufsichtsrecht der Regierung.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Die russisch-französische Urheberkonvention.

Von Prof. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven (Dorpat).

Am 30. Oktober (12. November) 1912 ist die russisch-französische Urheberkonvention in Kraft getreten. Sie wird voraussichtlich nur die erste von vielen sein, denn Verträge gleichen Inhalts mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind bereits ins Auge gefaßt, England und Italien haben Verhandlungen mit Rußland angeknüpft und es ist anzunehmen, daß auch die skandinavischen Länder ihrem Beispiel folgen werden. Insofern bedeutet die russisch-französische Konvention einen wichtigen Wendepunkt, bedeutet sie den Anfang vom Ende einer jahrzehntelang durchgeführten Politik, auf die stolz zu sein Rußland wahrlich keinen Grund hat.

Diese Politik läßt sich mit wenigen Worten erschöpfend charakterisieren: sie anerkannte und schützte ein Freibeutertum, dessen Endzweck die Bereicherung skrupelloser Geschäftsleute auf Kosten der Vertreter geistiger Arbeit war. Freilich ist von interessierter Seite immer wieder die Behauptung aufgestellt worden, daß Nachdruck und Uebersetzung ausländischer Werke in erster Linie kulturellen Interessen dienten. Rußland sei nicht reich genug, um eine Bildungssteuer in Form von Autorhonoraren an das Ausland abzuführen, es könne die Schätze westeuropäischer Literatur nur kennen lernen, wenn sie ihm um billigen Preis geboten würden. Und die kulturelle Förderung eines ganzen Volkes müsse den materiellen Interessen von Privatpersonen vorgehen.

Das sind Argumente, die nur dem flüchtigen Blick überzeugend scheinen können. Gewiß ist es richtig, daß die Bücherpreise in Rußland niedriger gestellt werden müssen, als im Auslande. Doch das läßt sich, wie das Beispiel etwa der deutschen sog. Volksausgaben beweist, erreichen, auch ohne daß Freiheit des Nachdrucks und der Uebersetzung zum Schaden der Autoren anerkannt werden. Und die enormen Gewinne der auf diesem Gebiet tätigen Verlagshandlungen, der Bühnen, die die tantièmenlose französische Posse kultivieren, reden eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Doch selbst wenn diese Beweisführung einen richtigen Kern enthielte, dürfte man daraus wirklich das Recht folgern, sich Kulturwerte auf fremde Kosten anzueignen? Man übertrage sich den Tatbestand in die Sprache des Alltags und jeder rechtlich denkende Mensch wird erkennen, daß es entwürdigend für das ganze Volk ist, wenn ihm um seiner Armut willen das Recht auf geistigen Diebstahl zugesprochen wird. Lägen die Dinge wirklich so, wie sie geschildert werden, so hätte der Staat die Pflicht einzugreifen, jene Werte zu erwerben und sie der Nation zur Verfügung zu stellen. Doch man darf davon überzeugt sein, daß schon die nächste Zukunft diese Auffassung Lügen strafen wird: die Urheberkonventionen werden keinesfalls zu einer irgend erheblichen

Steigerung der Bücherpreise führen und deshalb auch keine Verringerung des Konsums hervorrufen. Die Konkurrenz der Verlagsfirmen wird das verhindern. Allenfalls wird das wahllose Uebersetzen der Werke jeder ausländischen Eintagsberühmtheit aufhören. Und das könnte nur begrüßt werden.

Ebenso wenig können Einwände gegen den Schutz ausländischer Autoren aus der Tatsache hergeleitet werden, daß Rußland durch Urheberkonventionen sehr wenig, seine Kontrahenten sehr viel gewinnen. Gewiß wird niemand leugnen wollen, daß das Interesse für russische Literatur und Kunst im Auslande verhältnismäßig gering ist, während umgekehrt ausländische Literatur und Kunst im kulturellen Leben Rußlands eine ausnehmend große Rolle spielen. Doch liegt es auf der Hand, daß es sich hier nicht um einen Vertrag handelt, durch den gleiche Werte ausgetauscht werden sollen. Nein, es handelt sich um die Erfüllung einer Ehrenpflicht, um die spät genug erfolgende formelle Anerkennung von Rechten, an deren Begründetheit nicht gezweifelt werden kann.

Es geschieht gegenwärtig nicht zum ersten Mal, daß Rußland diese Ehrenpflicht erfüllt. Im Jahre 1861 schloß es mit Frankreich, 1862 mit Belgien Literaturkonventionen ab. Für beide war eine Gültigkeitsdauer von 25 Jahren festgelegt, beide wurden nach Ablauf dieser Frist nicht wieder erneuert. Es trat somit auch diesen Ländern gegenüber der Zustand der Rechtlosigkeit ein, der im Verhältnis zum übrigen Europa stets geherrscht und nie unterbrochen worden ist. Und als in den achtziger Jahren die Berner Union zum Schutz literarischer und künstlerischer Erzeugnisse abgeschlossen wurde, als ihr die meisten europäischen und viele außereuropäische Länder beitraten, blieb Rußland beiseite stehen. Montenegro und Monako, Liberia und Haiti, nicht zu reden von Japan, glaubten sich den Luxus gestatten zu können, die Früchte fremder Geistesarbeit nur gegen angemessenes Entgelt zu genießen. Rußland hielt sich für zu arm dazu.

Diese Stellungnahme rief naturgemäß Protest hervor. Aber so lange der Widerspruch sich nur auf moralische Erwägungen stützen konnte, blieb er resultatlos. Ein offener Brief Zolas, der an das Ehrgefühl der russischen Presse appellierte, verhallte, formelle Verhandlungen französischer Schriftstellerverbände mit entsprechenden russischen Organisationen führten zu nichts. Erst als die Regierungen sich der Interessen ihrer einheimischen Autoren annahmen, wurden greifbare Erfolge erzielt: in den Jahren 1904—1906 bestanden gelegentlich des Abschlusses von Handelsverträgen Deutschland, Frankreich und Oesterreich-Ungarn auf der Einfügung einer Klausel, durch die Rußland sich zum Abschluß von Urheberkonventionen verpflichtete. Als Voraussetzung wurde hierbei der Erlaß eines russischen Urheberrechts-Gesetzes anerkannt.

Die politischen Ereignisse jener Jahre machten eine sofortige Einlösung der übernommenen Verpflichtung unmöglich. Erst im Jahre 1911 gelang es, die Regierungsvorlage über das Urheberrecht zur endgültigen Annahme durch

die Kammern zu bringen, worauf der Entwurf am 20. März desselben Jahres die Allerhöchste Bestätigung erhielt und damit Gesetzeskraft erlangte. Dadurch war die Basis für Verhandlungen mit dem Auslande geschaffen. Bereits nach einem Jahre wurde als erste die Konvention mit Frankreich abgeschlossen, um sechs Monate nach erfolgter Ratifikation in Kraft zu treten.

In der Tagespresse ist aus diesem Anlaß durchgehend von einer Literaturkonvention die Rede gewesen. Der Ausdruck deckt nicht den Tatbestand. Es handelt sich um den Schutz nicht nur literarischer, sondern auch musikalischer Erzeugnisse, gleichwie solcher, die in das Gebiet der bildenden Kunst gehören, mit andern Worten, um den Schutz des Urheberrechts im weiteren Sinne. Ausgenommen sind nur technische und gewerbliche Werte — Erfindungen, Gebrauchsmuster und dgl. fallen nicht unter die Konvention. Dagegen bietet der Umstand ein gewisses Interesse, daß „choreographische Werke und Pantomimen, deren Inszenierung schriftlich oder auf andere Weise fixiert ist," in dem Verzeichnis der zu schützenden Erzeugnisse besonders erwähnt werden — wohl dank den Erfolgen, die das Petersburger Ballett im Auslande und speziell in Paris geerntet hat.

Das Wesen des durch die Konvention festgestellten Schutzes besteht nun darin, daß die Untertanen eines jeden der kontrahierenden Staaten im andern Staat die gleichen Rechte genießen, wie dessen eigene Untertanen. Es ist dabei gleichgültig, in welchem Staat das schutzbedürftige Werk zuerst veröffentlicht wird. Demnach werden die französischen Autoren in Zukunft aller der Vorzüge teilhaftig werden, die das neue Urheberrechts-Gesetz vom 20. März 1911 den russischen gewährleistet und umgekehrt. Allerdings läßt sich dabei die Tatsache nicht bestreiten, daß die Franzosen dank diesem Ausgangspunkt des Vertrages um einiges besser fahren, als die Russen. Denn das russische Recht steht in dieser Hinsicht zweifellos höher, als das französische: es schließt sich eng an das Vorbild des musterhaften deutschen Urheberrechts-Gesetzes vom 19. Juni 1901 an und darf als würdiges Erzeugnis moderner Gesetzgebungskunst angesprochen werden. Dem französischen Recht dagegen liegt ein Gesetz vom Jahre 1793 zugrunde, das freilich in der Folge ergänzt worden ist, aber immerhin den Stempel einer Zeit trägt, die sich über den Begriff des Urheberrechts noch keineswegs klar war. Dem gegenüber hat sich auch die sehr hoch stehende Praxis der französischen Gerichtshöfe teilweise als machtlos erwiesen.

Diese grundlegenden Bestimmungen sind in den ersten zwei Artikeln der Konvention enthalten. Die folgenden dreizehn Artikel regeln eine Reihe von Einzelfragen, unter denen die des Uebersetzungsrechts hervorzuheben ist. Danach hat jeder Autor im Lande eines der kontrahierenden Staaten das ausschließliche Uebersetzungsrecht im Laufe von zehn Jahren, mit der Einschränkung jedoch, daß dieses Recht ausdrücklich auf dem Titelblatt oder in

der Vorrede vorbehalten und daß es binnen fünf Jahren, bei wissenschaftlichen Werken binnen drei Jahren, ausgeübt werde.

Die letzten Artikel des Vertrages endlich enthalten Ausführungsbestimmungen. Wichtig ist hier vor allem die Festsetzung, daß die Konvention zunächst auf drei Jahre abgeschlossen ist und von da ab in Kraft bleibt, bis sie von einer der Parteien mit einjähriger Frist gekündigt wird.

Man darf wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß eine solche Kündigung nicht erfolgen oder wenn sie erfolgt, nur den Zweck haben wird, die Verbesserungen und Ergänzungen vorzunehmen, die sich im Laufe der Zeit als notwendig erweisen sollten. Angesichts dessen aber darf man wohl der Hoffnung Ausdruck geben, daß nunmehr die Periode der Freibeuterei geistigem Eigentum gegenüber in Rußland ihrem Ende entgegengeht, daß dem Vertrage mit Frankreich solche mit andern Staaten folgen werden und daß Rußland sich im Endergebnis der Berner Konvention anschließen wird. Und mit der Zeit wird zweifellos das Ziel erreicht werden, das in der Zugehörigkeit aller zivilisierten Staaten zu diesem Bunde besteht.

Damit wird dann ein Prozeß seinen Abschluß finden, der von eminenter kulturhistorischer Bedeutung ist. Ihm liegen zwei Rechtsgedanken zugrunde, deren Entwicklung so recht geeignet scheint, die leider immer noch weitverbreitete Fabel zu widerlegen, als sei die Jurisprudenz eine Wissenschaft, die sich in unfruchtbaren Tüfteleien erschöpft und deren Fortbildung für das Wohl der Menschheit, für den Fortschritt der Kultur herzlich gleichgültig ist.

Der erste dieser Gedanken besteht in der Anerkennung eines ausschließlichen Rechts eines jeden Subjekts auf die von ihm geschaffenen geistigen Werte. Nicht leicht hat dieser Gedanke sich Bahn gebrochen. Den Römern, auf deren Geistesarbeit sich unser bürgerliches Recht vorzugsweise aufbaut, war er fremd, mußte er angesichts der im Altertum herrschenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse fremd bleiben. Erst als sich im späteren Mittelalter ein Berufsstand der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler zu bilden begann entstand das Bedürfnis nach dem Schutz des Urheberrechts, der allein diesen, für den Fortschritt der Menschheit unentbehrlichen Elementen eine materielle Existenzbasis gewährleisten konnte — ohne ihn konnten Wissenschaften und Künste nur im Nebenamt oder in unwürdiger Abhängigkeit von einem freigebigen Mäzenatentum gepflegt werden. Und harter Arbeit der Juristen hat es bedurft, um den heute jedem Laien geläufigen Begriff des Urheberrechts zu finden, zu formulieren und seine Anerkennung durch das Gesetz zu erlangen, einer Arbeit, die bereits zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einsetzte, zuerst zum Schutz einzelner Erzeugnisse durch besondere staatliche Privilegien führte, im achtzehnten Jahrhundert den Erlaß allgemeiner Gesetze in den fortgeschrittensten Staaten zuwege brachte und erst zu unserer Zeit für abgeschlossen gelten darf.

Der zweite Rechtsgedanke, der hier mitgewirkt hat, ist älter. Wohl alle Völker haben sich bei ihrem Eintritt in die Geschichte von dem Prinzip der Nationalität des Rechts leiten lassen, demzufolge rechtlichen Schutz nur der Angehörige des im Gebiet herrschenden Stammes genoß, der Fremdling aber schutzlos war. Einer langen Entwicklung über mancherlei Zwischenstufen hinweg hat es bedurft, bis dieser Gesichtspunkt zu schwinden begann und das Prinzip der Territorialität des Rechts sich Bahn brach, dank welchem auch der im fremden Lande lebende sich vollen Rechtsschutzes erfreuen durfte. Handelsbeziehungen, politische Verhältnisse, humanitäre Erwägungen haben diese Entwicklung in Fluß gebracht und die Rechtswissenschaft hat redlich mitgearbeitet. Und heute darf das Ziel als erreicht gelten, wenngleich im Einzelnen auch in zivilisierten Staaten noch gewisse Beschränkungen des Ausländers bestehen.

Nun aber fließen diese zwei Rechtsgedanken zusammen. Die Idee des Rechts an der geistigen Schöpfung und die des Rechts auf Schutz auch im fremden Lande vereinigen sich zu gemeinsamer Wirkung. Sie aber findet ihre Krönung in der Weltherrschaft der Berner Union — vielleicht in fernerer Zukunft in einem nicht auf vertraglichem Wege, sondern durch internationale Gesetzgebung anerkannten Schutz des geistigen Schaffens.

Unter diesem weiteren Gesichtspunkt ist auch die russisch-französische Urheberkonvention, so groß ihre praktische Bedeutung im gegenwärtigen Augenblick ist, nur ein Meilenzeiger auf der Bahn menschlichen Fortschrittes.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Berliner Theaterbrief.

Von Else von Boetticher (Berlin).

Es kriselt in den Berliner Theatern. Bald kracht es im Reich der Oper, bald in dem des Schauspiels. Bald hier, bald dort werden die Pforten eines Musentempels geschlossen, alle paar Monate wird eine Schauspielertruppe brotlos. Und die vielen stellenlosen Mimen, die den prickelnden Reiz des Großstadtlebens doch nicht entbehren wollen, bleiben in Berlin und spielen Gastrollen. Bald tauchen sie auf einer Schauspielbühne auf, bald in einem Lustspieltheater, — wo sich gerade eine Rolle findet, die ihrer Individualität entspricht. Der englische Brauch, die Schauspieler nicht für eine Saison, sondern für eine Rolle zu engagieren, bürgert sich auch bei uns ein. Dadurch entsteht eine große Unruhe im Berliner Bühnenleben. Die fest eingespielten Ensembles gleiten allmählich auseinander.

Auch die Stars sind von dem allgemeinen Wandertriebe ergriffen. Tilla Durieux ging vor einem Jahr von Max Reinhardt zur Direktion Meinhard-Bernauer über und spielte im Theater an der Königgrätzer-Straße russische

Zarinnen. Jetzt wirkt sie am Lessingtheater, wo sie eine dämonisch-schlangenhafte Hedda Gabler gibt, während ihre Vorgängerin Irene Triesch in der Königgrätzer-Straße als Mariamne auftritt. Kayßler und Helene Fehdmer vom Deutschen Theater spielen jetzt im Deutschen Schauspielhause, Staegemann vom Königlichen Schauspiel aber im Komödienhause.

Zwei Schauspielbühnen, die im vorigen Jahr Pleite machten, sind in Operettenhäuser umgewandelt, Halms „Neues Schauspielhaus" in das „Theater Nollendorfplatz", wo das Münchener Künstlertheater allabendlich „Orpheus in der Unterwelt" aufführt, Schmiedens „Neues Theater" aber in „Montis Operettentheater". Auch der umgekehrte Fall hat stattgefunden, Palfys „Neues Operettentheater" wurde zum „Komödienhause" und in der „Komischen Oper" errichtete Adolf Lanz ein „Deutsches Schauspielhaus". In Charlottenburg aber ist kürzlich das „Deutsche Opernhaus" eröffnet worden, ein Monumentalbau von schlichter Großzügigkeit, fürs Volk errichtet, mit kleinen Eintrittspreisen. Durch herrliche Fidelioaufführungen wird das Publikum dort zu heller Begeisterung hingerissen. Die Zukunft der Oper ist durch städtische Subventionen gesichert.

All die Schiebungen und Verschiebungen im Theaterleben sind im Grunde nur Verzweiflungskämpfe, in denen die kleineren Bühnen um ihre Existenz ringen. Die einzigen Theater, die ihren Aktionären 5% zahlen können, sind die Schillerbühnen, die bei volkstümlichen Eintrittspreisen immer volle Häuser haben. Alle anderen Theater wirtschaften mit einem Defizit und gar oft wird vor leeren Häusern gespielt.

Das Publikum will nicht mehr mit. Es besucht die Kinotheater, — und was man auch aufbieten mag an Walzermusik oder Schlüpfrigkeit oder literarischer Sensation, — nichts will mehr verfangen. Dabei werden die Ansprüche an Dekorationen und Kostüme immer höher und der elektrische Betrieb bringt für ein modernes Theater immer neue Anforderungen mit sich. So verschlimmert sich die pekuniäre Lage der Bühnen von Jahr zu Jahr. Mancher Direktor engagiert nur noch Schauspieler, die sich mit Geldanteilen an seinem Unternehmen beteiligen. Das künstlerische Niveau der Theater aber sinkt dabei immer tiefer herab.

Eine neue Macht im Theaterleben ist der Verleger-Direktor, der sich kapitalistisch an einem Bühnenunternehmen beteiligt, um die von ihm verlegten Stücke zur Aufführung zu bringen und sich und den Autoren möglichst große Tantièmen zu sichern. Hinter Montis Operettentheater und dem Trianontheater steht der Verlag von Felix Blochs Erben, hinter dem Nollendorfplatztheater der Münchener Dreimaskenverlag.

So finden wir nur noch vereinzelt ein unbefangenes künstlerisches Streben. Allenthalben herrscht die Jagd nach dem gleißenden Mammon. Ernste Kunstleistungen werden garnicht mehr erwartet bei der allgemeinen Sucht nach Pikanterie, nach Augenblicksblendwerk.

Von all den Possen, Schwänken und Grotesken, die im Laufe des Herbstes auf den Lustspielbühnen die Premièrentaufe empfangen haben, will ich hier garnicht reden. Es ist Fabrikware schlechtester Qualität, die nach einer Saison verklungen und vergessen sein wird. Zeitgemäß und drollig ist zwar der „Filmzauber" im Berliner Theater, der das Kino auf die Bühne bringt. Im Grunde verhelfen ihm aber doch nur Oskar Sabos Berliner Couplets und Lisa Weises anmutige Tanzkunst zum Erfolge, seinem Gehalt nach steht er nicht über der üblichen Tagesware.

Enttäuscht hat auch Rudolf Lothars Komödienhaus, das mit lautem Reklamegeschrei eröffnet wurde. Es bot ein elegant renoviertes Theater, Walzermusik im Foyer, prächtig und stilgemäß kostümierte Schauspieler und Stücke von höchster Banalität, — alles nur äußerer Schein. Die Bühne ward mit einer Geburtstagsfeier für die fünfzigjährigen Dichter Ludwig Fulda und Max Dreyer eröffnet und brachte die Lustspiele „Feuerversicherung" und „Der lächelnde Knabe," die beide ziemlich fade sind. Dann folgte Ludwig Biros und Melchior Lengyels, des durch den „Taifun" berühmten ungarischen Dichters Schauspiel „Die Zarin." Als phantastisch unhistorische Katharina II. rauschte Adele Hartwig in schweren Prachtgewändern über die Bühne und liebte und wütete abwechselnd in Effektszenen, — drei Akte lang. Der Eindruck blieb aus, denn nichts Individuelles haftet dieser Katharina an. Sie ist ganz und gar Theatermache.

Bald ist denn auch Herr Lothar an Richard Skowronneks „Generalsecke" gescheitert. Ueber diese lacht das Publikum nun jeden Abend. Er aber hat eine Reise um die Welt angetreten und ist Journalist geworden, denn schon nach kaum zweimonatlichem Bestehen ist über das Theater der Konkurs verhängt, Hunderttausende sind dabei verloren gegangen und eine Konkursverwaltung führt vorläufig das Unternehmen fort.

„Gebt uns Kunst!" ruft man unwillkürlich, wenn man diese Verhältnisse anschaut, „Gebt uns Dichter!" aber, wenn man ein schlechtes Stück nach dem anderen sehen muß. Auch unsere ersten Bühnen, das Deutsche und das Lessingtheater, haben im September, der überhaupt ein schlechter Theatermonat ist, mehrere Dichterdurchfälle zu verzeichnen gehabt. Daß wir im Laufe der letzten Wochen aber doch noch zu einem verhältnismäßig guten Gesamtspielplan gelangt sind, — befriedigender als vor einem Jahr um diese Zeit, — das verdanken wir lediglich der Gewohnheit des Deutschen, die Feste zu feiern, so oft sie sich bieten.

Die Toten ehrt man im Theater und die Geburtstagskinder. Aus Pietät kommt das Publikum an Gedenktagen manchem Werk entgegen, das früher von ihm abgelehnt wurde. Das ist ein gut bürgerlicher Zug, der sich in das großstädtische Kunstleben eingeschlichen hat. Dem Tode Strindbergs und dem fünfzigsten Geburtstage Gerhart Hauptmanns verdanken wir

es in erster Reihe, daß auch für den Literaturfreund in dieser Spielzeit einiges abfiel.

Im Deutschen Theater spielen sie den ersten Teil von Strindbergs „Totentanz" mit nervenaufpeitschendem Realismus und aller seelischen Feinheit, die höchste Kunst zu erreichen vermag. Die Ehegatten, die einen alten Turm bewohnen, mit aller Welt in Feindschaft leben und sich aufreiben in gegenseitigem Haß, dem „Liebeshaß," der der tiefste Abgrund des Lebens ist, werden von Wegner und der Eysoldt dargestellt. Es ist ein inneres Glühen und Zucken in ihnen, ein stetes Aufbäumen gegen ihr Schicksal, ein rastloses Zerren an den Ketten ihrer Ehe. Sie stehen kurz vor ihrer Silberhochzeit. Zwei Tage verlebt der Zuschauer mit ihnen, — ein qualvolles, graues Einerlei, das nur durch das Heulen des Sturmes oder durch die Ausbrüche ihres Hasses unterbrochen wird. Sie halten Rückschau über das Elend ihres Lebens. Der mürrische, boshafte Kapitän, durch eine schwere Jugend verbittert, hat vielleicht einen Funken von Genie in sich. Er ist witzig, ironisch und objektiviert sich selbst bis zu einem gewissen Grade. Vielleicht hätte er Hervorragendes leisten können, wenn er nicht in nutzloser Selbstzerstörung seine Kräfte vergeudet hätte. Nun steht er vor uns, — ein galliger, kränklicher Greis, mit dem Tode ringend. Und neben ihm die Gattin, die ihn so haßt, daß sie ihm nicht einmal ein Glas Wasser reichen mag als er im Sterben liegt und die sogar versucht, ihn in das Gefängnis zu bringen. Als sie glaubt sich seiner entledigt zu haben, stürzt sie sich mit lodernder Sinnlichkeit auf ihren Jugendfreund Kurt, den aus Amerika heimgekehrten Lebensschiffbrüchigen. In Gluten will sie nun das Leben genießen. Aber der Gatte kehrt heim; er hat sie durchschaut und ihr Zerstörungswerk verhindert. Der Freund flieht und sie bleiben wieder aufeinander angewiesen. „Durchstreichen und weitergehen" muß nun ihre Losung sein. Dabei wird der Kapitän plötzlich milde, denn während seines Herzanfalls war er „auf der anderen Seite des Grabes" und hat von dort „die Hoffnung auf etwas Besseres" mitgenommen. „Daß dies das Leben selbst sein sollte, das habe ich eigentlich nie geglaubt. . . Dies ist der Tod! Oder etwas noch Schlimmeres" . .

So schließt das Stück mit einem versöhnenden Akkord. Der Dichter selbst aber sagt: „Der Totentanz enthält psychologische Entdeckungen ohne sogenannten Frauenhaß. Er ist fest in der Form, überlegen in der Resignation und groß im Verzeihen."

Wie Symbole stehen die Gestalten da, wie Symbole der ewig miteinander ringenden Geschlechter, Symbole des Lebens mit seinem unaufhörlichen Kampfe zwischen Instinkt und Intellekt, zwischen Natur und Vernunft. Und in dem grauen Einerlei des Dramas, das wie eine Symphonie voll stets wiederkehrender Disharmonien dasselbe Thema unaufhörlich variiert, finden wir das Symbol der endlosen Dauer dieses Kampfes, der niemals zum Frieden führen kann.

Der Kampf der Geschlechter ist die in allen Tonarten erklingende Melodie sämtlicher Strindbergdramen. Das Weib in seiner Falschheit und Schwäche und in seiner betörenden Sinnlichkeit ist das Problem, dem er immer wieder naht, in sehnendem Liebeshaß, von ihren Reizen angezogen und von ihren Schwächen abgestoßen.

Das Weib, seiner Naturbestimmung entzogen und an einen Platz gestellt, der einem Manne gebührte, wird zum Unheil für sich und andere. Das schildert er in dem Drama „Königin Christine," das im Theater an der Königgrätzer-Straße gespielt wird. Irene Triesch gibt die unglückliche Tochter Gustav Adolfs mit der fein durchdachten Innerlichkeit ihres reifen Talents. Sie betont das Kindliche in ihr, das Spielerische, Geniale. Dieses Weib, das an Kunstverständnis und Bildung ihrer Umgebung weit überlegen ist und im Augenblick ihres Sturzes einen geradezu hellseherischen politischen Weitblick offenbart, — es vermag doch nicht die Staatsgeschäfte zu leiten. Es verkennt den Ernst seiner Aufgabe, spielt mit der Macht, die ihm verliehen wurde und bringt durch seine Verschwendung den Staat bis an den Ruin. Sie ist froh und sorglos und glaubt von aller Welt geliebt zu sein. Mit Entsetzen erkennt sie, daß sie nur Haß gesät hat und daß sogar diejenigen, denen sie höchste Gunst geschenkt hat, sie im Augenblick der Gefahr verlassen. Dadurch erregt sie unser Mitleid. Ueber ihr schwebt die Tragik derjenigen, die vom Leben an einen falschen Platz gestellt wurden. Wer aber Mitleid empfindet, der haßt nicht mehr. Auch Strindbergs Frauenhaß hatte sich im Alter gemildert.

Schärfer als in den Altersdramen aber ist er in den Werken der 40-iger Jahre. Dort erklärt er dem Weibe unbarmherzig den Krieg, sowohl in den Komödien „Mit dem Feuer spielen" und „Gläubiger" als auch in den „Kameraden," die das Deutsche Schauspielhaus brachte. Vier Personen, ein Ehepaar, ein Freund des Mannes und eine Verwandte der Frau, stehen in dem ersten Stück beisammen. Sie reizen sich zur Liebe, verzanken sich aber vor dem Ehebruch, so daß Mann und Frau doch wieder zusammenkommen. In den „Gläubigern" steht die Frau zwischen ihrem ersten und zweiten Ehemann, zwischen dem Kraftmenschen, der sich von ihr befreite und dem feinen Grübler, der an ihr stirbt. In den „Kameraden" beansprucht sie gleichberechtigt neben dem Manne zu stehen, erweist sich aber als geistig untergeordnet und unzuverlässig, also vollkommen unfähig zur Kameradschaft. Der Mann tritt in den Wettkampf mit ihr, geht auf der ganzen Linie als Sieger hervor und verstößt sie voll Haß und Hohn, dennoch will er von dem Mannweibe, das ihm tröstend als Kameradin naht, nichts wissen. Liebe kann er nur dem Urweibe, der gleißenden, schillernden, treulosen Eva spenden, an die sein Instinkt ihn ewig fesselt. . . So mischt sich auch hier in den Haß die Liebe und zugleich die heiße Sehnsucht des Verstehenwollens, die Strindberg zu so unerbittlichem Eindringen in geheimste Seelentiefen veranlaßt hat.

Kayßler und Helene Fehdmer treten in diesen Komödien als Partner auf. Er mit ernster Geschlossenheit und kraftvoll männlicher Würde. Sie ein wenig derb zwar, aber doch voll spielerischer Weiblichkeit. Er ist die Säule des Deutschen Schauspielhauses, das literarischen Ehrgeiz hat und im Laufe des Winters einen Strindbergzyklus herausbringen will. Mit „Egmont" ward es eröffnet und seine Kasse füllt es durch das Satirspiel „Der gutsitzende Frack" von Drépalg, das das Emporsteigen eines Schneiderleins zum Minister schildert und wirklich recht witzig ist . . .

Max Reinhardt, der große Shakespearefreund, hat natürlich auch seinen Shakespeare herausgebracht, Heinrich IV., I. und II. Teil, dem die weiteren Königsdramen folgen sollen. Die phantastische Buntheit der Reinhardtinszenierungen ist bekannt; auch hier gab es wieder Bilder von leuchtender Farbenpracht und voll heiteren Lebens. Reinhardt liebt es, die Shakespearedramen ins Komödienhafte zu steigern und verfährt dabei oft recht gewaltsam. Hier jedoch mußte er sich, dem Inhalte des Stückes entsprechend, mehr dem Hergebrachten anschließen als sonst und so wurden es wirkliche Shakespeares, keine modernen Clownerien, wie sonst wohl zuweilen. Dennoch fehlte den Aufführungen die hinreißende Kraft, weil die Hauptdarsteller ihre Rollen nicht richtig erfaßt hatten. Moissy, der verwöhnte Liebling der Berliner Damen, war als Prinz Heinz zu selbstgefällig und zu wenig heldenhaft. Diegelsmanns Falstaff ist zu schwerfällig, Bassermanns Percy aber wird von diesem eigenwilligen Schauspieler, der stets nach Absonderlichem strebt, zum Stotterer gemacht. . .

Glänzend hingegen ist die Darstellung von Hebbels „Maria Magdalena" in den Kammerspielen des Deutschen Theaters. Alle Rollen sind mit ersten Kräften besetzt und das Zusammenspiel aufs feinste abgetönt. Den alten Meister Anton, der „die Welt nicht mehr versteht" und durch seinen allzu rechtlichen Starrsinn beiden Kindern Verderben bringt, spielte Bassermann mit erschütternder Lebenswahrheit. Lucie Höflich, die nach mehrjährigem Fernsein zur Bühne zurückgekehrt ist und deren Kunst jetzt noch gereifter und nuancenreicher ist als früher, spürte den Seelenregungen der Todgeweihten bis in die Tiefe nach und gab ihnen in bald weicher und sinniger, bald wilder und leidenschaftlicher Weise Ausdruck.

Auch das Kleine Theater Unter den Linden führt allabendlich seine „Magdalena" auf, ein Volksstück des Satirikers Ludwig Thoma, der sich hier zum ersten Mal auf den Boden des ernsten Dramas begibt. Eine erlesene Künstlerschar, zum Teil in Gastspielrollen, findet sich trefflich in das Dachauer Bauernmilieu und spricht den bayrischen Dialekt in unverfälschtem Volkston. Magdalena, die Tochter des Paulimannbauern, ist in der Stadt schlecht geworden und will nun daheim auch die Bauersöhne verführen, — aber von ihnen bezahlt sein. Dadurch zieht sie den Haß des ganzen Dorfes auf sich und der Vater erwürgt sie in einem Wutanfall. Nicht ihr Verstoß gegen die

Gesetze ewiger Moral, sondern ihr Verstoß gegen die Gesetze der Bauernmoral bringt sie zu Fall, — im Dorf gilt die Liebe als Freigut und man verzeiht wohl das uneheliche Kind, nicht aber den Liebesschacher. Thoma hat das Problem nicht ausgeschöpft, er deutet nur an und geht nicht in die Tiefe. Dennoch sind seine Gestalten mit festen und sicheren Umrissen gezeichnet und das Stück brachte ihm einen hübschen Erfolg.

Nun aber zu Gerhart Hauptmann, dem Geburtstagskinde! Von der ganzen Presse wurde er am 15. November aufs wärmste begrüßt und in allen Tonarten gefeiert. Im Königl. Schauspielhause beging man seinen Geburtstag mit einer Aufführung der „Versunkenen Glocke," im Kleinen Theater mit „Michael Kramer," im Lessingtheater aber, der Stätte seiner ersten Triumphe und Niederlagen, gab es gar eine ganze Hauptmannwoche. An seinem Geburtstage war der Dichter selbst anwesend und wurde stürmisch begrüßt. Man spielte den „Biberpelz," in der alten Besetzung, in der er hier vor Jahren den Kampfplatz erstritt. Die prächtige Else Lehmann mit den kurzen, energischen Bewegungen und dem unerschöpflichen Humor, gab die Mutter Wolffen, die alte Waschfrau, die abgefeimte Diebin und Hehlerin, die der gesamten Obrigkeit ein Schnippchen schlägt und dadurch die Lacher auf ihre Seite bringt. Der wegen schwerer Krankheit nur noch selten auftretende Oskar Sauer erfreute als Amtsvorsteher Wehrhan durch seine beißende, aufs feinste durchfeilte Satire.

Im Mittelpunkt des Interesses aber stand natürlich Hauptmanns neuestes Drama „Gabriel Schillings Flucht," das Ende Oktober auf dem Spielplan erschien. Wie ein Epos hebt das Schauspiel an. Wir hören die gewaltige Melodie der Meereswogen und hören ein Hohes Lied zu ihrem Preise. Nicht nur der gesunde starkherzige Bildhauer Mäurer ist mit seiner Geliebten, der Violinistin Hilde, auf die einsame Ostseeinsel gekommen, um an der See von der Arbeit des Winters zu gesunden. Auch Gabriel Schilling, der kranke, zwischen zwei Frauen sich verzehrende Maler flieht dorthin, um Genesung zu suchen. Scheinbar findet er sie. Aber sein Verhängnis folgt ihm in Gestalt der Russin Hanna Elias. Sie ist der Vampyr, der an seinem Herzblut gezehrt hat, in der Kunst ist er klein geworden, im Leben hat er sein Ansehen verloren um ihretwillen. Seine Freunde wenden sich von ihm als sie kommt; er wird unglücklich durch ihre Nähe, ohne sich von ihr losreißen zu können. Die Aufregungen und inneren Konflikte aber lassen ihn in ein hitziges Fieber verfallen.

Da erscheint seine Gattin, eine abgehärmte, klein und eng denkende Frau. Sie will den Platz an seinem Lager erkämpfen. Es kommt zu einem Streit zwischen den beiden Frauen, bei dem die elementaren Leidenschaften wild herausbrechen. Schilling hört den Streit. Er bricht darunter zusammen. Er geht hinaus in das Meer, um nie wiederzukehren. Vorher aber haben wir

durch den Arzt erfahren, daß er seit Jahren unheilbar krank ist und daß seine geistige und körperliche Schlaffheit darauf zurückzuführen sei.

Nicht die Tragödie eines Starken, der durch ein Zuviel an Kraft, durch überschäumende Leidenschaft zugrunde geht, haben wir also vor uns, sondern den Zusammenbruch eines Schwachen, eines Neurasthenikers. Das tiefste tragische Motiv fehlt. Auch die äußere Handlung fehlt dem Drama.

Dennoch ist es Hauptmann gelungen, den Gestalten so viel innere Bewegtheit zu geben und ihre Seelenkämpfe mit solch hinreißender Beredsamkeit zu schildern, daß der Hörer die ganze Zeit in ihrem Bann steht.

Auch das Problem der Künstlernatur hat er in neuer Beleuchtung dargestellt. Mäurer ist der Naturmensch, der die Gesetze der Welt verschmäht, aber seinen inneren Gesetzen um so sicherer folgt. Der Künstler steht bei ihm stets über dem Menschen. Darum mag er sich auch nicht die Fesseln einer Ehe anlegen. Aber obgleich er manchmal abschweift und eine Zeitlang mit der kleinen koketten Russin Majakin spielt, so kehrt er doch stets zu der ihm wesensverwandten Frau zurück und seine Liebe zu ihr ist unwandelbar.

Gabriel Schilling hingegen läßt sich von der raffinierten, krankhaft blutlosen Hanna einfangen. Er wird durch sie entnervt, zerrissen und der eigenen Familie entfremdet, vermag aber doch nicht ihren Bann zu brechen. Wir empfinden es als Erlösung, daß er ein Ende macht, weil wir seine Kampfunfähigkeit sehen.

Hauptmann, der aus dem Leben schöpft wie kein anderer heute, hat auch hier wieder so abgerundete, lebenswahre Gestalten geschaffen, daß die Freude an ihnen uns alle dramatischen Mängel des Stückes vergessen läßt. Eine prächtige Erscheinung ist der lebensstarke Mäurer, der von Hans Marr mit dem Brustton urechter Menschlichkeit gespielt wird. Tilla Durieux stellte als Hanna Elias ein glänzendes Exemplar der Raubtiernatur, die sie so gern verkörpert, auf die Bühne. Loos als Gabriel Schilling aber schilderte die Qualen des Nervenkranken aufs Eindringlichste. Das Lessingtheater brachte eine schöne Inszenierung, — einen weiten Meereshorizont mit gelbem Dünenufer, verfallenen Fischerhütten und das Innere eines Bauernhofes, — sowie ein treffliches Zusammenspiel, wie man das ja an dieser Bühne gewöhnt ist. So fand man hier endlich beides: die K u n s t und den D i c h t e r.

# Wer trägt die Schuld?

Ein Beitrag zur Jugenderforschung in den Großstädten.

Herr Nordheim war mißgestimmt, und daran waren seine Kinder, vor allem sein Aeltester, sein Hermann schuld. Nach längerer Zeit hatte er sich endlich einmal einen Sonnabend abend ganz freimachen können, um mit seiner Familie gemütlich beisammen zu sein, und da benahmen sich die Käthe und der Max so albern, daß mit ihnen gar nichts anzustellen war, und der Hermann war auf eine „Tanzgesellschaft" gegangen. — — Was wollte denn ein 16-jähriger Bengel auf einer Tanzgesellschaft?

Frau Nordheim versuchte ihren Mann aufzuheitern, aber es gelang ihr schlecht.

„Petersburg ist doch etwas anderes wie unser kleines Landstädtchen W." versuchte sie einzuwerfen.

„Ach was!" brummte der Vater, „Petersburg hin, Petersburg her! Als ob hier die Kinder anders wachsen als bei uns! — — Als ich 16 Jahre alt war, da baute ich mit meinen Kameraden Schneemänner, oder wir spielten Indianer, die Mädchen aber erzählten sich Geschichten und strickten Strümpfe, halfen auch schon der Mutter in der Wirtschaft, und um neun Uhr abends war alles im Bett. — Tanzgesellschaften gab es nur für Erwachsene!"

Herr Nordheim zog sich übelgelaunt zurück. Er war sehr müde von der anstrengenden Wochenarbeit und begab sich bald zur Ruhe.

Frau Nordheim blieb noch längere Zeit auf und wartete auf ihren Hermann. Von früher Jugend an war er ihr besonderer Liebling gewesen und jetzt, seit einiger Zeit, machte er ihr Sorgen über Sorgen. Ihr Mann wußte es ja gar nicht, daß ihr Junge fast täglich am Abend nicht zu Hause war. Sie erfuhr auch nur, daß er mit seinen Kameraden zusammen lernte, — — aber, ob das auch wirklich der Fall war? — —

Ihr Hermann war ihrer mütterlichen Zucht entwachsen, das fühlte sie schon längst, aber sie scheute sich doch davor, ihren Mann zum Eingreifen zu bewegen. Der war auch in Petersburg so anders geworden, so nervös und jähzornig. Seine Härte könnte den Jungen auch noch verbittern und dann würde es ganz schlecht werden. Sie empfand es da oft fast wie ein Glück, daß ihr Mann so viel in seinen geschäftlichen Unternehmungen zu tun hatte, daß er meist nur zu Mittag für kurze Zeit mit der Familie zusammen war. — — — Es lag Frau Nordheim wie ein Druck auf dem Herzen. Allerlei trübe Gedanken gaben ihr keine Ruhe.

— — — Was war nur aus ihrem Hermann geworden in den drei Jahren, die sie nun in Petersburg lebten? — — Ein großer, langer Junge, aber so entsetzlich elend und bleich, mit tiefen Schatten unter den Augen. — Und in der Schule wollte es auch gar nicht mehr gehen, trotz des Repetitors, der täglich ins Haus kam. Hermanns Ordinarius hatte ihr noch neulich gesagt, er würde kaum versetzt werden können. — — Wo war nur seine frühere Frische und Begabung geblieben? — Ob das Petersburger Klima daran schuld war? — — Was war er doch früher dort im kleinen W. für ein strammer Junge gewesen! Immer der Erste in der Klasse, der Liebling der Lehrer und Kameraden, und so aufrichtig und lauter wie Gold. — — Da hatte es nichts gegeben, was er nicht seinen Eltern erzählt. — — Ja, was war das

doch damals überhaupt für ein schönes Familienleben gewesen, wenn sie alle zusammen, Vater und Mutter und Kinder am Sonntag nachmittag in den Wald gegangen, oder an den Abenden zusammen Quartett gespielt und den Robinson gelesen, oder im Garten die Blumen begossen. — — Ach Gott! wie war doch alles so anders geworden hier in der Großstadt! — Ihr Mann war fast nie zu Hause, ihr Hermann war ihr ganz entfremdet, — sie wußte nicht, was er tat und dachte und fühlte — und auch die Käthe und der Max hatten sich schon ganz verändert. Nur die beiden Kleinen, die waren noch die lieben, süßen Kinderchen! — Frau Nordheim seufzte tief auf. — — —

Bis 2 Uhr wartete sie, dann ging sie bekümmert zur Ruhe. Erst viel später hörte sie Hermann nach Hause zurückkehren. Er schien wenig bekümmert darum, ob man seine späte Rückkehr hörte, denn er stieß mehrfach ziemlich laut an Stühle und Tische.

* * *

„Hermann, mein Junge, ich muß mit dir ein ernstes Wort reden," sagte Frau Nordheim am nächsten Abend zu ihrem Sohne, als sie allein im Salon saßen.

„Ich möchte wissen, wo du in der Nacht gewesen bist?" Ein jähes Rot stieg in Hermanns Wangen auf, doch erwiderte er ganz ruhig:

„Du weißt ja doch Mutter. Ich war auf einer Tanzgesellschaft bei einem Kameraden."

„So," sagte Frau Nordheim, und sah ihn fest an. „Und wo bist du nach der Tanzgesellschaft gewesen? In einem anständigen Hause betrinkt man sich nicht, und du bist heute morgen stark angetrunken nach Hause gekommen — und das war nicht das erste Mal — — ich weiß es ja schon längst, daß du auf Abwege geraten bist und mache mir große, große Sorgen deinetwegen. Deshalb siehst du so blaß aus, deshalb will es mit dir auch in der Schule nicht mehr gehen, und deshalb hast du dich auch so in deinem Benehmen gegen uns verändert. — Hermann, mein Junge, sage mir aufrichtig, in was für eine Gesellschaft bist du geraten? Was treibst du an den Abenden, wenn du nicht zu Hause bist?"

Frau Nordheim wurde immer wärmer und inniger beim Sprechen. Ihre ganze, große Mutterliebe lag in ihren Worten, als sie fortfuhr:

„Ich will dir ja alles verzeihen, Hermann, nur mache die Sache nicht noch schlimmer, indem du deine Verirrungen vor uns verheimlichst. — Sieh', ich habe dich ja so lieb und möchte dir doch nur helfen, daß du das Schlechte von dir abwirfst und wieder unser lieber, braver, aufrichtiger Junge von früher wirst."

Sie blickte ihren Sohn erwartungsvoll an.

Hermann hatte mehrfach die Farbe gewechselt und schien einen schweren Kampf zu kämpfen. Dann aber sagte er auffallend ruhig:

„Mutter, ich habe dir nichts Böses zu gestehen. — Ich weiß nicht, warum du so schlecht von mir denkst, jedenfalls aber irrst du dich, ich bin auf keine Abwege geraten!"

Frau Nordheims Blick wurde starr. Die Worte ihres Sohnes trafen sie wie ein Schlag. Zwei heiße Tränen traten in ihre Augen.

„Hermann, du belügst mich! — Ich habe dich genauer beobachtet, als du denkst, und wie ich heute früh dein Zimmer vorgefunden — sind mir die

letzten Zweifel geschwunden. — Also, so tief bist du schon gesunken, daß du deine Mutter mit so dreister Stirn belügst! — Du, unser Stolz, auf dessen Wahrheitsliebe wir gebaut! — Hermann, Hermann, was ist mit dir geschehen?"

Die tiefbetrübte Frau verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. —

Als sie wieder aufblickte war Hermann von seinem Platz verschwunden, und als sie ihm nachging zu seinem Zimmer, fand sie die Tür von innen verschlossen. Auf ihr Klopfen und Rufen hörte sie nur die undeutliche Antwort: „Später Mutter, später!"

* * *

Drinnen aber, in seinem Zimmer, lag Hermann hingeworfen auf sein Bett. Die Fäuste hatte er sich vor den Mund gepreßt, um nicht laut aufzuschreien vor Schluchzen. Der blonde Kopf war tief in die Kissen gedrückt. Sein ganzer Körper bebte.

Ja so tief war er schon gesunken, daß er, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Mutter belügen konnte. Und nicht nur heute, unzählige Male bereits hatte er sie, seinen Vater, seine Lehrer getäuscht und belogen. — — Ach Gott, und wenn es nur das wäre, er war ja noch viel, viel tiefer gesunken, als seine Mutter es sich überhaupt vorstellen konnte. Er war ein Lump, ein gemeiner Schurke geworden. —

Ja, ja früher, da war er ein braver Junge gewesen — und jetzt? — Wenn es seine Eltern wüßten, wie er die Abende mit seinen Kameraden verbrachte — er konnte sich das gar nicht ausdenken.

Wirr flogen ihm die Gedanken durch den Kopf. Wie war das nur alles so gekommen? — Sein Leben in Petersburg zog an ihm vorüber — von jenem Abende an, als er mit einem Kameraden zusammen spazieren gegangen war, und sie einen Kinematographen besucht und dort eine Vorstellung gesehen, die er anfangs gar nicht recht verstanden hatte, bis ihm sein Kamerad dann später Dinge erzählt, von denen er vorher keine Ahnung gehabt, und ihm alles erklärt. — Er war ganz erregt nach Hause gekommen, und seine Mutter hatte ihn gefragt, ob er krank sei. Aber er hatte nichts erzählt, wie früher, denn sein Kamerad hatte gesagt, seine Eltern würden sonst böse werden. —

Ja, ja so hatte es angefangen. — — Und dann waren sie immer häufiger zusammen spazieren gegangen und überall hatten sie Dinge gefunden, die sein Blut in Wallung gebracht und ihn bis in die Träume verfolgt hatten: — an den großen Schaufenstern mit den vielen Bildern, auf den Plakaten an den Litfaßsäulen, in Witzblättern und Romanen, die sich sein Kamerad immer zu verschaffen gewußt, auf den Ansichtskarten, die man in einer besonderen Abteilung mancher Handlungen zu kaufen bekam, und vor allem in jenem Kinematographen, den sie so oft besucht hatten, wie es ihnen nur möglich gewesen. — Sie waren dann immer zur letzten Vorstellung gegangen, und, wenn dann das Programm zu Ende gewesen, dann waren nur junge Leute und Knaben zurückgeblieben. Dann waren die Türen geschlossen worden und sie hatten noch eine Extravorstellung gehabt — die hatte ihm immer siedend heiß gemacht. — — —

Ja, so hatte er angefangen zu sinken. — Er hatte es ganz genau gefühlt, daß es schlecht war, was sie getan; er hatte es auch so oft bitter bereut, es

seiner Mutter erzählen wollen, aber sich doch zu sehr davor gescheut; er hatte auch zu beten versucht wie früher, aber nicht mehr gekonnt — und er war doch immer wieder hingegangen.

In seiner Klasse hatte er angefangen mitzulachen über die schlechten Witze und Anekdoten und auch selbst mitgetan und erzählt was er gesehen und gelesen, und dann hatte es geheißen:

„Seht' mal, der Nordheim ist gar kein so unschuldiges Kindchen mehr, wie anfangs als er herkam!"

Mit den Mädchen seiner Bekanntschaft aber hatte er gar nicht mehr recht spielen können, — er war immer rot geworden, wenn er sie berührt hatte.

Und dann war es immer weiter gegangen. Er war häufiger und häufiger zu seinen Kameraden aufgefordert worden, und zwei von ihnen besaßen abgelegene Zimmer, wo sie ganz ungestört geraucht und Bier und Wein getrunken hatten. Auch Karten gespielt — auf Geld — hatten sie. — Zu Hause sagte er, daß er mit seinen Kameraden zusammen lernte. — In Wirklichkeit hatte er immer weniger Zeit gefunden für seine Schulaufgaben, — und dann hatte er, wie so viele andere, angefangen seine Exerzitien am Morgen abzuschreiben, — und als ein Lehrer ihn einmal darum befragt, da hatte er es glatt geleugnet und war dabei sogar frech geworden gegen den Lehrer — und seine Kameraden hatten ihn deswegen bewundert. — —

Und dann war ein Abend gekommen vor einem halben Jahr. — Sie waren in einem Varieté-Theater gewesen, und später waren sie in ein Restaurant gegangen, — — ein fremder Herr, der sich ihnen im Theater angeschlossen, hatte sie hingeführt — und dann hatten sie sehr starken Wein getrunken, — und dann hatte jener Herr sie in ein Haus geführt — — — O Gott, wenn er doch nur damals nicht mitgegangen wäre, das war der ganz tiefe Fall gewesen. — Er hatte es am nächsten Morgen so furchtbar bereut und sich vorgenommen, es nie, nie wieder zu tun, und er hatte es doch getan — — und gestern war er wieder da gewesen und sie hatten Champagner getrunken, er und seine Kameraden und die vielen geschminkten Mädchen, die ihn alle geduzt hatten, und . . . — o Gott, wenn das seine Mutter, sein Vater wüßten! — —

Und wieder erbebte sein Körper in konvulsivischem Schluchzen.

Ja, so tief war er gesunken. — Er fühlte es so stark, wie schlecht, wie gemein das alles war, wie sie sich heimlich amüsierten und wie sie alle vor ihren Eltern heuchelten, wie sie sich durch Lüge das Geld zu ihren Vergnügungen verschafften, wie sie ihre Lehrer betrogen und sie hinter dem Rücken verspotteten. — — — Was sollte er nun machen? — Seiner Mutter alles erzählen? — Er wußte ja, wie sie darauf wartete. — — — Aber, nein! nein! nur das nicht — das konnte er nicht, — er schämte sich bis ins tiefste Innerste hinein, — — — das würde ihr auch das Herz brechen.

Ein großer Haß überkam ihn gegen sich, gegen seine Kameraden. — — Er schlug sich selbst mit seinen Fäusten. — Wenn er doch sterben könnte! — — oder fortlaufen, daß ihn niemand mehr sähe. — — —

* * *

Am nächsten Tage beichtete Hermann seiner Mutter einen kleinen Teil seines schlechten Lebens und bat sie um Verzeihung, daß er sie belogen. Beide weinten dabei. — Und dann versprach Hermann seiner Mutter, den Verkehr

mit jenen Kameraden, die ihn verführt, ganz abzubrechen, die Mutter aber versprach ihrerseits, dem Vater nichts zu erzählen.

* *
*

Wiederum waren drei Jahre vergangen.

Bei Nordheims hatte sich mancherlei verändert. Die neue Firma hatte einen gewaltigen Aufschwung genommen. Nordheims waren reich geworden und lebten jetzt, luxuriös eingerichtet, in einem eignen Hause auf der Petersburger Seite.

Herr Nordheim hatte jetzt noch weniger Zeit für seine Familie als früher; er empfand das aber nicht mehr so drückend wie in der ersten Zeit. Vielleicht kam das daher, weil Hermann jetzt fast täglich mehrere Stunden im Kontor seines Vaters zubrachte und ein lebhaftes Interesse für alle geschäftlichen Unternehmungen bewies. Er hatte sich in überraschend kurzer Zeit mit dem weit verzweigten Gang des großen Kaufhauses vertraut gemacht und war in allen Dingen und allen Büchern völlig orientiert. Mehrfach hatte er schon seinen Vater durch praktische Ratschläge oder sachkundige Bemerkungen geradezu in Erstaunen versetzt. Sein Sohn war ja ein geborener Geschäftsmann! Er wollte ihn gleich nach Beendigung seines Studiums zu seinem Kompagnon machen.

Ueberhaupt war Hermann ein andrer Mensch geworden. Man fand ihn allgemein zu seinem Vorteil verändert. Nach jener Aussprache mit seiner Mutter vor drei Jahren, hatte er wirklich den Verkehr mit seinen schlechten Kameraden aufgegeben und sich durchweg gebessert. Frau Nordheim war jedenfalls davon überzeugt gewesen, besonders, nachdem auch die nächste Schulzensur günstigere Urteile gebracht hatte. Hermann hatte sich dann auch durch die beiden Klassen hindurchgearbeitet und sein Abiturium bestanden.

Manchmal ertappte sich die Mutter dabei, wie sie wieder mit geheimem Stolz auf ihren schlankgewachsenen, hübschen Sohn mit der hohen Stirn und den feinen, scharfen Gesichtszügen blickte. Er war eine elegante Erscheinung, dabei immer höflich und zuvorkommend, stets schlagfertig mit leicht sarkastischem Witz. Kein Wunder, daß er in der Gesellschaft, besonders bei den Damen, in sehr hoher Gunst stand, und das ihm gespendete Lob schmeichelte natürlich der Mutter.

Dennoch hatte das liebende Mutterauge ihre Wachsamkeit nie verloren und mehrfach war es ihr erschienen, als ob Hermann sie über sein wahres Leben völlig zu täuschen verstand. Sie hatte nie mehr einen sicheren Anhaltspunkt gefunden, und doch — — und doch — — eine düstere Ahnung, eine drückende Bangigkeit schnürten ihr oft das Herz zusammen.

Wenn sie dann vorsichtig mit ihm über das Thema zu sprechen begann, dann verstand er es stets sie mit einem Scherz für den Augenblick zu beruhigen. Vielleicht sah das einmal aufgeregte Mutterherz wirklich nur Gespenster, die es gar nicht gab. — — Vielleicht verbarg sich aber dennoch hinter seiner Gewandtheit falsche, böse Lüge.

Einmal war ihm zufällig das Porträt einer Ballett-Tänzerin aus der Brieftasche gefallen und als sie ihn erstaunt angesehn, hatte er lächelnd gesagt:

„Die Damen vom Ballett haben sich eine neue Reklame-Methode erdacht. Sie lassen jetzt ihre Bilder vor ihrem Benefiz auf der Straße verteilen, natürlich vorzugsweise an junge Herrn. Wie wäre es, Papa, wenn

wir von ihnen lernten, und die Porträts unsrer hübschesten Verkäuferinnen auch verteilen ließen?"

Ein andres Mal hatte sie beim Vorübergehen an der etwas offen gebliebenen Tür ihres Sohnes einige Worte aufgefangen, die Hermann mit einem fremden Herrn, — wie es ihr erschien, ziemlich erregt gesprochen. Es war von einer hohen Ehrenschuld die Rede, die in 24 Stunden bezahlt werden mußte. Als sie ihn später darüber befragt, hatte Hermann wiederum lächelnd geantwortet:

„Ich erzählte einem Bekannten eine kleine hübsche Geschichte, die ich neulich gehört, von einem resoluten Herrn, der seine leichtsinnige Frau, die auf seine Rechnung zu hasardieren liebte, dadurch kurierte, daß er ihre Schmuckgegenstände dem glücklichen Gewinner zusandte."

Frau Nordheim kam aus ihren Zweifeln nicht heraus.

* * *

Eines Tages stürzte Herr Nordheim mit überrotem Gesicht in seine Familienwohnung herauf.

„Was ist geschehen, Papa?" fragte Hermann hastig.

„Komm sofort mit Mama in mein Kabinett, wo uns niemand hört," war die erregte Antwort.

„Ich bin außer mir!" begann Herr Nordheim, als die Türen geschlossen waren: „Ich bin auf eine ganz niederträchtige Weise um Riesensummen bestohlen worden, nicht einmal, — nein wiederholt, — vielleicht schon ein ganzes Jahr lang."

„Wie und auf welche Weise und von wem?" rief erschreckt Frau Nordheim, während Hermann, die Hände in den Hosentaschen, auf die Diele starrte.

„In meinen Büchern sind auf ganz raffinierte Weise Fälschungen vorgenommen worden, so heimtückisch schlau, daß ich sicher nichts davon gemerkt hätte, wenn nicht ein Zufall die Sache heute morgen ans Licht gebracht. — Und zu meinem Geldschrank muß ein Nachschlüssel existieren. — Und was das Aergerlichste ist, es ist ganz unerklärlich, wer der Schurke gewesen sein kann. Außer mir und euch beiden kennt nur mein Kassierer das Geheimnis des Schrankes, — — — und wer hat sich Zugang verschafft zu meinen Privatbüchern? Der Gedanke macht mich ganz wahnsinnig, daß ich unter meinen Angestellten einen so abgefeimten Gauner habe, und nicht weiß, wer es sein könnte. Wenn nicht die Polizei Licht in die Sache bringen kann — ich weiß nicht ein noch aus!"

Herr Nordheim rieb sich nervös die Stirn.

Hermann war bei den Mitteilungen sehr bleich geworden. Jetzt trat er nahe an den Vater heran.

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Papa?" Seine Stimme klang im Vergleich zu der seines Vaters sehr ruhig.

„So weit ich verstanden, willst du die Hilfe der Polizei zur Ermittelung des oder der Verbrecher in Anspruch nehmen?"

„Aber gewiß, was soll ich denn sonst tun?"

„Wäre es nicht ratsam, das vorläufig noch zu unterlassen" fuhr Hermann fort: „Du weißt, ich bin in deinen Büchern sehr bewandert, vielleicht gelingt es mir, Klarheit in die unangenehme Sache zu bringen. Ich meine, es

liegt in unserm Interesse, die Angelegenheit heimlich zu untersuchen, ohne Aufsehen zu erregen!"

„Ich traue dir alles Mögliche zu, Hermann, du bist ein findiger Kopf, aber — — die Polizei ist bereits benachrichtigt und auch schon an der Arbeit. — So klug bin ich übrigens auch gewesen, mir nicht uniformierte Leute ins Haus zu bestellen, ich habe natürlich Detektive kommen lassen. Kein Angestellter ahnt etwas davon."

Hermann war noch bleicher geworden und ein unruhig flackerndes Licht blitzte in seinen Augen auf.

„Du erlaubst, Papa, daß ich mich etwas ins Kontor begebe," sagte er und ging hastig aus dem Zimmer.

Als er nach einiger Zeit wieder erschien, hatte er seine Studentenuniform abgelegt und war im Straßenkostüm. In der Hand hielt er einen kleinen Reisekoffer.

„Ich habe mit den Detektiven gesprochen," sagte er, „und ich glaube, sie sind auf der rechten Spur. Dennoch möchte ich dir raten, Papa, unter irgend einem Vorwand die Untersuchung niederzuschlagen." Er betonte jedes Wort: „Ich rate es dir in deinem und in unser aller Interesse. Jedenfalls würde die Nachforschung insofern erfolglos sein, als sie den Verbrecher nicht werden ergreifen können!"

Mit diesen Worten war er aus dem Zimmer entschwunden.

Herr und Frau Nordheim blickten sich eine Zeitlang sprachlos an, dann sprang die Mutter plötzlich auf, um ihrem Sohne nachzueilen, aber mit einem entsetzlichen Schrei stürzte sie in ihren Sessel zurück.

* *
*

Herr Nordheim war wenige Stunden nach der Katastrophe verstört ins Kontor geeilt, hatte den Detektiven verwirrt davon berichtet, daß seine Frau einen Schlaganfall gehabt und mit dem Tode ringe und sie nach Einhändigung eines übergroßen Honorars ersucht, sich nicht weiter zu bemühen. Er bedürfe jetzt völliger Ruhe.

* *
*

Nach 2 Wochen traf ein Brief von Hermann aus Paris ein, mit der kurzen Bitte an den Vater, ihm eine größere Geldsumme zu schicken, da er sich in pekuniären Schwierigkeiten befände. E. M.

* *
*

## Nachschrift.

Vorstehende düstere Erzählung stammt aus der Feder eines Pädagogen, der sich seit einer Reihe von Jahren eingehend mit dem Studium der heranwachsenden Jugend der Großstädte beschäftigt hat. Der Artikel soll vielen Eltern die Augen öffnen über die Gefahren, besonders auf sittlichem Gebiet, denen ihre Kinder in den großen Städten täglich ausgesetzt sind. Wenn auch natürlich bei günstigen Familien- und Schulverhältnissen viele Kinder von diesen Gefahren wenig berührt werden, so fallen ihnen doch jährlich eine gewaltige Zahl zum Opfer. Das beweist auch die Statistik, die in erschreckender Weise eine Zunahme der jugendlichen Verbrecher und Selbstmörder für die

Großstädte konstatiert. Die Frage, wie wir unsre Kinder vor diesen Gefahren schützen, ist eine Lebensfrage ersten Ranges geworden. An der Lösung derselben müssen nicht nur Schule und Haus, sondern die ganze Gesellschaft mitarbeiten. Denn an alle tritt die Frage heran: Wer trägt die Schuld, daß jährlich tausende von jugendlichen Seelen zugrunde gehen? —

Wir wollen heute nur auf ein Mittel hinweisen, auf das radikalste und rationellste, das allerdings nur von wenigen angewandt werden kann. Es ist die völlige Entfernung der Kinder aus der Großstadt in eine Kleinstadt mit guter Pension und Schule oder noch viel besser aufs Land in die Natur.

Aus diesen pädagogischen Erwägungen heraus sind im Ausland, in den letzten 14 Jahren, die vielen Waldschulen und Landeserziehungsheime entstanden, die in gesunder, schöner Gegend, ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln der modernen Pädagogik und Schulhygiene, die ihnen anvertrauten Kinder zu nach Leib und Seele gesunden und starken Menschen heranbilden und ihnen zugleich die fürs Leben nötigen Kenntnisse vermitteln.

Wie wir von gutunterrichteter Seite erfahren, soll auch bei uns eine solche Waldschule bereits fürs nächste Schuljahr ins Leben treten und zwar soll es eine deutsche Anstalt werden. Näheres über solche Waldschulen und die Eigenart ihrer Einrichtungen wird in der nächsten Zeit ein Artikel unsres Blattes bringen unter der Aufschrift: „Briefe aus einer Waldschule." — Wir sind in der Lage, diejenigen, welche sich für das Zustandekommen der geplanten Waldschule bei uns interessieren, an die Herren Pastoren Petersburgs verweisen zu können, die zu näheren Auskünften bereit sind.

---

Nachdruck verboten.

# Etwas über Blasiertheit.

Von Maurice von Stern (Ottensheim).

„Blasiertheit" ist kein deutsches Wort und auch keine deutsche Sache. Hinsterbende, verfallende Völker sind blasiert. Die Römer waren es zur Zeit ihres Verfalles, die Franzosen werden es in immer wachsendem Maße. Aufstrebenden Völkern ist der Begriff fremd.

Was besagt eigentlich der Begriff „Blasiertheit?" Zunächst einmal drückt er unbedingt einen Zustand herabgeminderter Reizempfindlichkeit und Reizempfänglichkeit aus, einen Zustand der Abnützung. Der Blasierte gibt sich allerdings vornehm; nichts ist imstande, einen erheblichen Eindruck auf ihn zu machen. Diese vornehme Undurchdringlichkeit ist wiederum geeignet, arglosen und unbefangenen Gemütern zu imponieren. Der Blasierte erscheint stolz und unzufrieden, und wer stolz und unzufrieden aussieht, der muß ja wohl, um mit Goethe zu sprechen, aus gutem Hause sein. Dieser Schein zerfließt aber ins Wesenlose, wenn man ihn unbarmherzig in seine Bestandteile zerlegt. Wer alles gesehen und genossen hat, ist nicht nur seinem Willen nach reizunempfänglich, sondern er ist es vor allem seinem Können nach. Indem er eine vornehm abwehrende Haltung einnimmt, macht er nur aus der Not eine Tugend.

Uebertragen wir diese Ergebnisse aus dem Gebiete des alltäglichen Genußlebens auf das Geistesleben, so gelangen wir zu bedeutsamen Schlußfolgerungen. Die verfeinerten Kulturen absterbender Zeitalter sind bei all ihrem schillernden Zersetzungsglanz in Wahrheit nichts anderes als Ermüdungs-, als Abnützungserscheinungen. Als solche verdienen sie selbstverständlich nicht unsere Hochachtung, sondern höchstens unser Mitleid. Emporblühenden Völkern braucht also die Blasiertheit absterbender, verfeinerter Kulturen in keiner Weise ehrwürdig oder gar nachahmenswert zu erscheinen. Mit dem selben Recht könnte sich etwa ein gesundes Landmädchen seiner frischen roten Backen schämen!

Wir Deutsche haben gottlob noch die gesunde Wangenröte aufblühenden Lebens. Schämen wir uns daher nicht unserer Genußfähigkeit, nicht unserer unverbrauchten Nervenkraft, und peitschen wir die Jammergestalt der Blasiertheit überall da hinaus, wo sie sich, sei es noch so verschämt, bemerkbar macht! Wir sind stolz darauf, daß wir auch mit grauen Haaren noch so lebhaft hoffen, so kräftig glauben, so freudig genießen, so ingrimmig alles Hassenswerte und Gemeine hassen und alles Schöne und Gute lieben können. Wir stoßen von uns die Gleichmacherei aus Müdigkeit, besonders auf sittlichem Gebiete. Wenn jemand uns glauben machen will, mit dieser Gleichmacherei und Grenzfälschung aus Schwäche auf höherer Warte zu stehen, so schlagen wir ihm unsere harte Lache ins Gesicht. Die Welt ist uns nichts Zerfließendes, nichts im wesenlosen Scheine Verschwimmendes, sie erscheint uns in bestimmten, lebhaften Farben, in scharfen, klaren Linien, und wo wir auf sie zu wirken haben durch Gestaltung und Arbeit, da lassen wir sie uns nicht verekeln durch die Zweifel der Erschlaffung, durch den Unglauben der Brüchigkeit und Gebrochenheit, durch den blöden Hochmut der Uebersättigung. Unsere Tatfreudigkeit hat keinen Raum für Blasiertheit. Mit der kindlichen Selbstgewißheit meinetwegen der Barbaren, mit der frohen Zuversicht der ersten Christen wollen wir an unser Werk gehen. Haben wir nicht gerade von diesen zu lernen, mit wie einfachen, schlichten Mitteln sich das Leben von innen heraus gestalten und umgestalten läßt, wenn man es nur unbefangen anschaut und anfaßt. Im Urchristentum hatte keine Blasiertheit Raum, obwohl das Beispiel einer solchen in der römischen Ueberkultur weithin, das heißt auch bis Judäa, sichtbar war. Hier lebte der kindliche Glaube, der Berge versetzt. Ein Bäckerdutzend schlichter, zum Teil gering geschätzter Menschen sehen wir hier die Sache der ganzen Menschheit unerschrocken in die Hand nehmen und siegreich durch Not und Tod hindurchkämpfen. Sollen wir uns mit unserem protzigen Kulturapparat, mit unseren elektrischen Lichtern, Spiegelfenstern und parlamentarischen Gepflogenheiten, von diesen Fischern und Zöllnern im freudigen Glauben an den Sieg des Guten von innen heraus, will heißen durch seine eingeborene, natürliche Kraft, beschämen lassen? Müssen wir uns denn nicht tatsächlich bis ins Herz hinein schämen, wenn wir im Besitz unserer Kulturerrungenschaften an dem Siege des Guten verzweifeln wollten, bloß weil er nicht mit der Blitzgeschwindigkeit unseres gerühmten Verkehrsapparats in Erscheinung tritt? Bloß weil er nicht von Anfang an durch das Schwergewicht der Majorität gewährleistet erscheint? Wo war denn eine solche Gewährleistung auf Golgatha? Und doch verzweifelten die Jünger selbst im Schatten des Kreuzes nicht, der so gewaltig und drohend in die morsche römische Welt hineinfiel!

Wappnen wir uns denn im Gefühl unserer deutschen Jugend und Frische gegen die Jammergestalt der Blasiertheit, der wir unseren tapferen Mut, unsere Arbeits- und Genußfreudigkeit, unseren starken Glauben und unsere unerschütterliche Zuversicht gegenüberstellen. Wer müde und hochmütig in die Welt schauen will, der bleibe uns fern. Wir sind die Bauenden und nicht die Zerstörenden; die Hoffenden und nicht die Verzweifelten; die Gläubigen und nicht die von Zweifeln Zerfressenen; die Ganzen und nicht die Brüchigen. Und wenn wir auch selbst in dem Hause nicht wohnen werden, an dem wir bauen, was verschlägt das? Wir leben nicht nur in uns selbst und für uns selbst, sondern über uns selbst hinaus. Und wir haben Kinder, denen die Sonne heller lachen soll, als uns selbst; deren Brust sich in freieren Hallen freier dehnen soll.

Darum nieder mit dem Fremdgewächs der Blasiertheit! Blasiertheit ist Hochmut des Verfalls. Und Hochmut ist undeutsch.

---

# Selbst ist der Mann!

Von Nessi von Mickwitz (St. Petersburg).

Anleitung zur Anfertigung lehrreicher Apparate, praktischer Haushaltungsgegenstände und allerhand Spielsachen. Herausgegeben von Rudolf Schütze. (Bisher etwa 100 Hefte, die Sammlung wird fortgesetzt.) Preis jedes Heftes 25 Pf. Verlag Arwed Strauch, Leipzig.

In der vorliegenden Sammlung „Selbst ist der Mann" ist ein jedes Heft ein für sich abgeschlossenes Ganzes und will die Jugend zu selbstständigem Basteln anregen und anleiten.

Die Verfasser, lauter gewiegte Pädagogen, haben in dieser Sammlung ihre oft mit Kindern ausgeführten und selbsterprobten Arbeiten und Basteleien zum Besten der Jugend herausgegeben. Es ist ein helles Vergnügen all die Liebe und das Verständnis für ihre Schüler aus den Zeilen eines jeden einzelnen Büchleins herauszulesen. „So baue ich mir eine Reibungselektrisiermaschine, so Drachen, Zauberlaterne, Kaleidoskop, Fernrohr, Puppenmöbel, Windmühlen, so lege ich mir Aquarien, Herbarien, Schmetterlings- und Käfer-Sammlungen an." Alle Titel aufzuzählen ist unmöglich! Aber wie verlockend klingen nicht schon diese wenigen! Basteleien, die von Knaben oft versucht und schließlich hoffnungslos aufgegeben wurden, Aufgaben, an die sie sich kaum heranwagten, werden hier leicht und verständlich gelöst, Wünsche, die sie sich kaum auszusprechen getrauten, werden in erreichbare Nähe gerückt, Anregungen und gute Ratschläge in bezug auf Geschenke für Eltern und Geschwister sind hier zu finden. Manche Eltern und Lehrer werden mit skeptischem Kopfschütteln die Titel „so baue ich mir ein Mikroskop, ein Fernrohr, einen photographischen Apparat" lesen. Mit Karl Zeiß, Himmler und wie die großen bekannten Firmen heißen werden wir nicht rivalisieren, können und wollen es auch nicht, aber Apparate die uns bei unseren Herbarien, Käfer- und Schmetterlings-Sammlungen und auf unseren Ausflügen gute Dienste leisten sollen, wollen wir uns selbst herstellen. Ich möchte darauf hinweisen, welch großen erzieherischen und bildenden Wert es hat, wenn sich die Knaben ihre Apparate selbst bauen. Die verschiedensten Konstruktionen lernen sie dabei

kennen und üben sich die Geometrie und die in Betracht kommenden Gesetze der Physik praktisch anzuwenden.

Jedes Heft enthält in kurzen Zügen: 1. die genaue Beschreibung des anzufertigenden Gegenstandes, veranschaulicht durch viele Illustrationen; 2. Materialangabe, zum Teil auch Kostenangabe; 3. den Gang der Arbeit.

In frischer, direkter Anrede wenden sich die Verfasser an die Jugend und entwerfen mit knappen Worten ein klares deutliches Bild von dem, was gearbeitet und wie es ausgeführt werden soll. Genau weiß nun der Bastler, wie er seine Bastelei beginnen und wie beendigen soll und trotzdem bleibt eine Menge selbstständiger Arbeit für ihn übrig. Maschinales, handwerkmäßiges Arbeiten ist hier ausgeschlossen.

Die Maße sind den Knaben meist ganz überlassen, nur die Verhältnisse zwischen Breite, Länge, Dicke sind angegeben. Es gilt, sich die Maße nach den Angaben selbst auszurechnen, je nachdem in welcher Größe der Knabe sich die Gegenstände anfertigen will. Durch kurze Zwischensätze, oft nur ein zwischen Klammern gesetztes Wort, wird die Jugend drauf hingewiesen bald ihre geometrischen, bald ihre physikalischen Kenntnisse zugunsten der Arbeiten zu benutzen.

Der Phantasie wird in der Ausschmückung der Basteleien der weiteste Spielraum geboten. Färben, Malen, Brennen, Schnitzen, Aufklebe- und Spritzarbeiten, alles kann angewandt werden, je nach dem Geschmacke des Bastlers. Nur von Zeit zu Zeit ein Ratschlag, der eine Ueberladung der Ausschmückung verhindern und ein zweckmäßiges Anbringen von Verzierungen erzielen will.

Auch an die meist schlaffen Beutel der Jugend haben die Herren Lehrer gedacht. Die Ausgaben für das Material beschränken sich auf wenige Pfennige. Bei uns in Rußland wird sich allerdings manches teurer stellen, manches sogar schwer (z. B. Linsen) zu beschaffen sein. Doch selbst, wenn die nötigen Utensilien teurer sind, so würde die Summe doch nicht erheblich sein, denn das Hauptmaterial muß das Haus liefern. Oeffne die Augen! Suche dein Material selbst zusammen, wo du es gerade findest! Prüfe alles, ob und wozu du es verwenden könntest! Blechkasten, Konservenbüchsen, Glasscherben, Zündholzschachteln, Pakethalter, altes Hausgerät aus der Rumpelkammer, längst vergessen und mißachtet, werden wieder zu Ehren kommen und Nutzen bringen ohne in den Stil: „Schmücke Dein Heim" zu verfallen.

Die Instrumente zu den Arbeiten beschränken sich meistens auf die, in jedem Haushalte nötigen Werkzeuge. Wünschenswert und bequem ist es natürlich, wenn die Bastler ihre eigene Hobelbank und einen eigenen Werkzeugkasten, den sie sich allmählich selbst vervollständigen können, haben.

Manche Basteleien erfordern viel Geduld und schon geübte Hände, doch werden auch weniger geschickte und kleinere Kinder ihrem Können entsprechende Arbeiten finden. „Z. B. So baue ich mir Spielsachen aus Streichholzschachteln, so lustige Sachen aus Pappe und Buntpapier, so verschiedene Mühlen, so allerlei kleine Spielsachen."

Manchen der Leser wird es vielleicht wundern, daß ich nur von Knaben spreche, obgleich im Titel der Sammlung ausdrücklich gesagt ist: für „Schüler und Schülerinnen." Wir sind bisher gewohnt gewesen ausschließlich Knaben mit dieser Art von Arbeiten beschäftigt zu sehen, doch sind selbstredend die Mädchen ebensogut imstande die Basteleien auszuführen, die leichteren Papier- und Papparbeiten ohne Ausnahme! Die schwereren Arbeiten können natür-

lich nur von denen ausgeführt werden, die genügende Kenntnisse, Interesse, Ausdauer und Geschicklichkeit haben, ebenso wie bei den Knaben. Die Arbeiten dieser Sammlung sind so reichhaltig und mannigfach, daß wohl jeder Knabe im Alter von 9—15 Jahren eine, ihm besonders zusagende, finden wird.

In jedem der letzten Heftchen (von Nr. 76 an) ist ein Register und eine kurze Inhaltsangabe der schon erschienenen Büchlein enthalten.

Freuen würde es mich für unsere Jugend, wenn es mir gelungen wäre, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Sammlung „Selbst ist der Mann" gelenkt zu haben und einige sich entschließen würden, sich ein Heftchen kommen zu lassen. Das Heft wird für sich und seine Kameraden sprechen und sicher nicht das einzige bleiben.

---

# Die Bücherei des deutschen Hauses.

5.

### Sage und Geschichte für die Jugend.*)

(Schluß.)

### IV. Für die reifere Jugend (vom 16. Jahre an).

#### a) Geschichte, Lebensbeschreibungen usw.

**Arbusow, L.,** Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Rbl. 3.—

**Baumgarten, F., F. Poland,** u. **R. Wagner,** Die hellenische Kultur. Illustr. Leipzig, Teubner. Mk. 12.—

Eine zusammenfassende Darstellung der hellenischen Kultur, faßlich und lesbar, mit besonderer Berücksichtigung des Stoffes für Oberklassen. Fülle und Schönheit der Illustrationen ist erstaunlich.

**Bienemann, Fr.,** Livländisches Sagenbuch. Rbl. 3.—

**Buchwald, G.,** Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Illustr. Leipzig, Teubner. Mk. 6.—

Ein anschauliches, übersichtliches, reiches Lebensbild des Reformators. Durch Einfügung charakteristischer Stellen seiner Schriften kommt Luther möglichst oft selbst zu Worte.

**Carlyle, Th.,** Friedrich der Große. Ausgabe in einem Band, besorgt von C. Linnebach. Berlin, Warneck. Mk. 6.—

Zur Charakteristik dieses Buches diene Bismarcks Wort an Carlyle: „Sie haben den Deutschen unseren großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt wie eine lebendige Bildsäule hingestellt."

**Egelhaaf, G.,** Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Stuttgart, Krabbe. Mk. 9.—

Eine nicht zu knappe, aber auch nicht zu ausführliche Darstellung von bleibendem Wert, die die wesentlichen Ergebnisse der bisherigen Bismarckforschung in übersichtlicher, genießbarer Fassung zusammenstellt.

**Freytag, G.,** Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4 Bde. in 5 Teilen. Leipzig, Hirzel. Mk. 33.75

Jeder deutsche junge Mann sollte dies literarisch mustergültige, unentbehrliche, noch längst nicht ausgeschöpfte Hilfsmittel tieferer kulturhistorischer Bildung möglichst besitzen. Leider noch zu teuer!

---

*) Vgl. das vorige Heft, Seite 1042.

**Jäger, O.,** Geschichte der Griechen. Reich illustr. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. 7.—

— — Geschichte der Römer. Reich illustr. Ebd. Mk. 7.—

Gute, nicht zu knappe, aber auch in ihrer Ausführlichkeit maßhaltende Handbücher in angenehmer Darstellung auf wissenschaftlichem Grunde, neben der Politik auch die Kultur reichlich berücksichtigend.

— — Deutsche Geschichte. 2 Bde. Illustr. München, Beck. Mk. 15.—

Ein gediegenes Lesebuch der deutschen Geschichte für das gebildete deutsche Haus. Gebührende Berücksichtigung der Kulturgeschichte, Charakteristik der führenden Männer, lebendige Erzählung, wohlbegründete Urteile.

**Jentsch, C.,** Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Eine populäre Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Grunow. Mk. 3.50

Angenehme und leicht verständliche Einführung in den nicht ganz leichten Stoff, für den Verständnis und von dem einige Kenntnis heute jeder Staatsbürger haben muß.

**Lenz, M.,** Napoleon I. Illustr. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Mk. 4.—

Ausführlichere Darstellung des Lebens und Wirkens Napoleons, Charakterisierung und Analysierung seines Handelns in Rankescher Art.

**Maurenbrecher, W.,** Gründung des Deutschen Reiches. 1859—71. Leipzig, Pfeffer. Mk. 4.25

Eine gute kürzere Darstellung dieses Zeitraumes, der nach des Verfassers berechtigtem Urteil so viel Belehrung historisch-politischer Art bietet wie kein anderer.

**Mettig, C.,** Baltische Städte. Rbl. 1.80

**Rottbeck, E. v.** u. **W. Neumann,** Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Reval, Kluge. Rbl. 10.—

**Rindfleisch, H.,** Feldbriefe 1870/71. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Mk. 4.—

Der bekannte Historiker Delbrück rechnet diese Briefsammlung zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Literatur überhaupt.

**Schäfer, D.,** Weltgeschichte der Neuzeit. 2 Bde. Berlin, Mittler und Sohn. Mk. 15.—

1. Von der Reformations- und Entdeckungszeit bis zum Siebenjährigen Kriege.
2. Vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur Gegenwart.

Der Verfasser sieht das Abweichende seines Werkes in der Darstellung des Wettbewerbes der leitenden Völker um Weltgeltung und der dadurch bedingten Stoffauswahl. Sehr wertvoll!

**Seraphim, E.,** Baltische Geschichte im Grundriß. Reval, Kluge. Rbl. 2.—

**Stoll, H. W.,** Die Götter des klassischen Altertums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Umgearbeitet von H. Lamer. Illustr. Leipzig, Teubner. Mk. 4.50

— — Die Sagen des klassischen Altertums. Neu bearbeitet von H. Lamer. Illustr. Ebd. 2 Bde. je Mk. 3.60, in 1 Bd. Mk. 6.—

Zeitgemäße Bearbeitung der bewährten Bücher. Charakteristische Angabe, welchen Dichtern die einzelnen Stücke entnommen sind; anmutige Erzählung, reicher Inhalt, ausgezeichnete Abbildungen nach antiken Kunstwerken.

**Treitschke, H. v.,** Bilder aus der deutschen Geschichte. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. Mk. 6.—
Das Werk enthält sorgfältig gewählte Abschnitte aus Treitschkes „Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert" und zwar im ersten Bande solche politischer, im zweiten kulturgeschichtlicher Art.

**Weber, G.,** Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Unter Mitwirkung von Prof. Friedrich, Lehmann, Moldenhauer, Schwabe vollständig neu bearbeitet von A. Baldamus. 4 Bde. Leipzig, Engelmann. Mk. 28.—
Das bewährte Werk hat durch Fachmänner eine Neubearbeitung erfahren, die die Fortschritte der Geschichtswissenschaft in Kenntnis und Auffassung gebucht hat. Gegenwärtig die beste wissenschaftliche Uebersicht.

### b) Historische Dichtung.

**Andreas, Alex.,** Munkenbek. Rigasche Erzählung a. d. 16. Jahrhundert. Rbl. 1.60

**Badendiek, A.,** Bauernhandel. Rigasche Erzählung aus den Tagen unserer Großväter. Rbl. 2.—

— — St. Jürgen. Rbl. 2.—

**Bulwer, E. L.,** Die letzten Tage von Pompeji. Roman. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart, Franckh. Mk. 3.—

**Ebers, G.,** Homo sum. Geschichtlicher Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 3.50

**Freytag, G.,** Die Ahnen. Roman in 6 Bänden. Leipzig, Hirzel. Mk. 43.—
1. Ingo und Ingraban. 8.—. 2. Das Nest der Zaunkönige. 7.—. 3. Die Brüder vom deutschen Hause. 7.—. 4. Marcus König. 7.—. 5. Die Geschwister. 7.—. 6. Aus einer kleinen Stadt. 7.—.

**Jensen, W.,** Karin von Schweden. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. Mk. 5.—

**Keller, G.,** Züricher Novellen. Stuttgart, Cotta. Mk. 5.—

**Kraus, Eberhard,** Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. Rbl. 2.60

**Kurz, H.,** Schillers Heimatjahre. Historischer Roman. Mit Illustrationen. Stuttgart, Franckh. Mk. 4.—

**Laube, H.,** Die Karlsschüler. Schauspiel. Leipzig, Hesse. Mk. 1.—

— — Die Bandomire. Kurische Erzählung. Riga, Kymmel. Rbl. 1.20

**Meyer, C. F.,** Jürg Jenatsch. Leipzig, Haessel. Mk. 5.—

— — Huttens letzte Tage. Ebd. Mk. 4.—

— — Die Versuchung des Pescara. Ebd. Mk. 5.—

— — Novellen. 2 Bde. Ebd. je Mk. 5.—

**Pantenius, Th. H.,** Die von Kelles. Roman aus Livlands Vergangenheit. 2 Bde. Rbl. 4.80

**Riehl, W. H.,** Kulturgeschichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta. Mk. 5.—

**Scheffel, J. V.,** Ekkehard. Stuttgart, Bonz u. Ko. Mk. 6.—

**Scott, W.,** Kenilworth. Historischer Roman. Aus dem Englischen von B. Tschischwitz. Illustriert. Berlin, Grote. Mk. 4.—

— — Ivanhoe. Historischer Roman. Aus dem Englischen von B. Tschischwitz. Illustriert. Ebd. Mk. 4.—

**Sienkiewicz, H.,** Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Aus dem Polnischen übersetzt. Berlin, Janke. Mk. 3.— und andere Ausgaben.

# Deutsche Monatsschrift

## für Rußland

herausgegeben von

**Alexander Eggers.**

I. Jahrgang.

**Reval 1912.**

Verlag der Deutschen Monatsschrift für Rußland.

# Inhalts-Verzeichnis.


Aeckerle, H.: Die Stummen (Novelle). (S. 922, 1009.)
Aeckerle-Klau, Emsy: Die Bedeutung der Rutzschen Typenlehre für Gesang und Sprache. (S. 458.)
Andreas-Salomé, Lou: Vom Kunsteffekt. (S. 595.)
Benecke, Otto: Die 3. Duma und die Interessen der Städte. (Heft 12.)
B., H.: Eine Blindenanstalt in St. Petersburg (mit Illustr.). (S. 855.)
Böttticher, E. von: Berliner Theaterbrief. (Heft 12.)
Bodisco, A. von: Eine Reise Kaiser Alexanders I. in Estland im J. 1804. (S. 621.)
Bücherei des deutschen Hauses: 1. Zur Mädchenlektüre. (S. 66.) 2. Naturwissenschaftliche Werke für die Jugend. (S. 172.) 3. Klassikerausgaben. (S. 366.) 4. Führer durch die deutsche Schöne Literatur von 1800—1912. (S. 941.) 5. Sage und Geschichte für die Jugend. (S. 1042.)
Bücherbesprechungen: Isebies, Roman von Helene Böhlau. (S. 468.) Auf dem Wege zum neuen Drama, von Dr. Paul Schiemann. (S. 469.) „Nor net lopper g'gewa", eine Erzählung aus d. Wolgakolonien von A. L. (S. 558.) Führer durch Wenden und seine Umgebungen, von Dr. Kiwull. (S. 760.) За Вѣру, Царя и Отечество, von General Th. A. Makschejeff. (S. 859.) „Christian Bode". Erzählung aus den deutschen Kolonien der Wolgasteppe, und „Mennoniten" von Ferd. von Wahlberg. (S. 1052.) „Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen". Erzählungen von J. Zenian. (S. 1053.) Der Dom zu St. Marien in Riga, von W. Neumann. (Heft 12.)
Büttner, Pastor H.: Die deutschen Kolonien d. Wolgabergseite. (S. 58, 153.)
Dehio, Erhard: Das Problem der Uebervölkerung. (S. 104.)
Deutsches Gymnasium zu Lodz. (S. 64.)
Diers, Marie: Neue Frauenliteratur. (S. 148, 601.)
Dirk, Rudolf: Träumereien in der Steppe (Gedicht). (S. 548.)
Franck, Joseph: Die deutschen katholischen Kolonien Süd-Rußlands. (S. 989.)
Freytagh v. Loringhoven, Prof. Freiherr A.: Die franko-russische Literaturkonvention. (Heft 12.)
Gernet, Axel von: Die Deutschen in Rußland. (S. 1, 47.)
Grevé, K.: Der Bär in den Ostseeprovinzen einst und jetzt (illustr.). (S. 899.)
Grosberg, Oskar: Kostbarkeiten, Silber und Porzellan der Kaiserlichen Eremitage (mit Illustr.). (S. 134.)
— — Die Entwicklung des russischen Balletts (mit Illustr.). (S. 211.)
— — King Cotton (Zur Baumwollfrage in Rußland). (S. 322.)
— — Michael Barclay de Tolly, eine Lebens- und Charakterskizze. (S. 769.)
Hahn, C. von: Aus den Jugenderinnerungen eines deutschen Kaukasiers. (S. 253, 412.)
Haller, Dr. A.: Das Wesen und die Bekämpfung der Tuberkulose. (S. 431.)

Hoerschelmann, Helene (Irene Kjerulf): In den alten Domruinen von Dorpat. (S. 632.)
— — Aus alten Dorpater Tagen. (S. 865.)
— — Die baltische Frau. (S. 1032.)
H., E.: Bilder aus Revals Vergangenheit. (S. 963.)
Jannsen, Harry: Estnische Volksmärchen. (S. 177, 271.)
Janzen, J.: Rußlands Mennoniten. (S. 892.)
Klingenberg, Helene: Lou Andreas-Salomé (mit Bild). (S. 237.)
Kordes, Johannes: Reiseeindrücke aus Turkestan (mit Illustrationen): Auf dem Wege nach Turkestan. (S. 537.) In Kokand. (S. 640.) Auf dem Lande bei Kokand. (S. 931, 1023.)
— — Erinnerungen aus Jassnaja Poljana. (S. 157.)
— — Moskauer Briefe. (S. 227, 350.)
— — Gedichte. (S. 852.)
Krüger, Herm. Anders: Zwölf Gebote für den jungen Bruder Studio. (S. 65.)
— — Ueber das Hineinlesen. (S. 143.)
— — Nieskyer Erziehung. (S. 549.)
Kügelgen, Karl von: Der Reichsdumaabgeordnete Alexander Baron Meyendorff (mit Porträt). (S. 36.)
Külpe, Frances: Die Maschine (Novelle). (S. 607.)
Lehbert, Hugo: Die soziale Bedeutung der Armenpflege. (S. 887.)
Lezius, Professor J.: Nachwirkungen des Römischen Kaiserreichs. (S. 7.)
— — Ueber die Urheimat der Indogermanen. (S. 714.)
Lodz und sein Deutschtum. (S. 794.)
Luther, Arthur: Der Dichter G. O. Knoop. (S. 45.)
— — Der Moskauer Lyriker Georg Bachmann. (S. 341.)
Malmgren, Artur: Der „Fall Jatho". (S. 18.)
Martenson, A.: Der Vogelflug. (S. 519.)
Masing, Marie: Gedichte. (S. 651.)
Mickwitz, N. von: Selbst ist der Mann! (Heft 12.)
Nötzel, Dr. Karl: Russische Eindrücke. (S. 207.)
Rachfahl, Professor Felix: Karl Schirren. Eine Gedächtnisrede (mit Porträt). (S. 193.)
Rohrbach, Dr. Paul: Rußland und die Bagdadbahn (mit Kartenskizze). (S. 481.)
Sachs, Hildegard: Frauenberufe: 1. Die sozialen Berufe. (S. 441.) 2. Die Krankenpflegerin. (S. 446.) 3. Die kaufmännischen Berufe. (S. 513.) 4. Der hauswirtschaftliche Beruf. (S. 515.) 5. Der Lehrberuf. (S. 626.) 6. Das Handwerk. (S. 911.)
Salomon, Dr. Alice: Eine soziale Frauenschule. (S. 161.)
Samson, W. von: Gedichte. (S. 267.)
Sartorius, Benvenuto: Das Erziehungsheim und Jugendsanatorium auf der Sophienhöhe bei Jena (mit Illustr.). (S. 999.)
Schilling, Otto v.: Gedichte. (S. 70.)
Schmid, Hedda v.: Frühlingstage an der Wolga. (S. 263.)
Schöch, Imanuel: Die deutschen Kolonien im Gouvernement Cherson. (S. 357, 449.)
Schrenck, B. von: Die Alkoholfrage. (S. 728.)

Seraphim, Dr. E.: Gutsherr und Bauer in den baltischen Provinzen. (S. 289.)
— — Die baltischen Provinzen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (S. 577.)
Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. (S. 1054.)
Sprechsaal: Dr. Eduard v. Mayer: Der Klarismus — das Geisteswerk eines Balten. (S. 554.) Reinhardts „Oedipus" in Moskau, von einer Deutschen in Moskau. (S. 754.)
Sprengel, Auguste: Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" und der deutsche Frauenkongreß. (S. 307, 385, 502.)
Stahl-Schroeder, Anna: Selma Lagerlöfs neuster Roman. (S. 363.)
— — Adam Müller-Guttenbrunn. (S. 462.)
— — Er und Sie. Dialoge und Briefe. (S. 741, 822.)
— — Francis Bret Harte und Maxim Gorki. (S. 981.)
Stern, Prof. Ernst v.: Kulturleben und Geschichte des Schwarzmeergebiets. (S. 398, 491.)
Stern, Maurice v.: Gedichte. (S. 1021.)
— — Ueber Blasiertheit. (Heft 12.)
Stromberg, Pastor A. Baron: Unsere Aufgabe in der Erziehung unsrer deutsch-baltischen gebildeten Jugend zum Idealismus. (S. 803.)
Thomson, Emil: Der Erwerb als Schriftsteller. (S. 220.)
Tornius, Dr. Volerian: Der Dichter Eduard Stucken. (S. 165.)
— — Die Dichterin Frances Külpe (mit Porträt). (S. 531.)
— — Das moderne deutsche Drama. (S. 652.)
Walter, Dr. Roland: Sibirische Landschaftsbilder. (S. 700, 839.)
Wer trägt die Schuld? (Heft 12.)
Wilker, Dr. Karl: Zur Geschichte der Entwicklung der Jugendgerichte. (S. 915.)
Willkomm-Schneider, Martha: Leben! Roman. (S. 75, 179, 273, 372, 470, 559, 664.)
Witlich, Prof. M.: Ueber die Reform unserer Ernährung nach Dr. Hindhede. (S. 31.)
Worms, Karl: Um nichts (Novelle.) (S. 327.)
Wrangell, Baron Georges: Baltische Offiziere im Feldzug von 1812. (S. 673, 776.)
— — Baltische Publikationen in Anlaß der Jahrhundertfeier des vaterländischen Krieges. (S. 1039.)
Zielinski, Prof. Th.: Direktor Josef König (mit Porträt). (S. 122.)

**Wallace, L.,** Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Aus dem Englischen übersetzt. Geschenkausg. Halle, Hendel. Mk. 3.50 und andere Ausgaben.

**Wichert, E.,** Heinrich von Plauen. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. Dresden, Reißner. Mk. 12.—

**Wildenbruch, E. v.,** Die Danaide. Erzählung. Mit Illustr. Berlin, Grote. Mk. 2.20

— — Heinrich und Heinrichs Geschlecht. Tragödie. Ebd. Mk. 2.20

— — Die Quitzows. Schauspiel. Ebd. Mk. 1.60

— — Väter und Söhne. Schauspiel. Ebd. Mk. 1.60

---

# Bücherbesprechungen.

## Wilhelm Neumann „Der Dom zu St. Marien in Riga".

Baugeschichte und Baubeschreibung. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Riga, Löffler, 1912.

Das hervorragendste Baudenkmal aus Alt-Livlands großer Zeit — die erzbischöfliche Kathedrale in Riga — hat in diesem soeben erschienenen Werk zum ersten Mal eine umfassende monographische Darstellung erfahren. Gestützt auf reiche historische Quellenmaterialien und neuere baugeschichtliche Untersuchungsresultate schildert der gegenwärtige Dombaumeister Dr. Wilhelm Neumann hier in anschaulicher Weise ein interessantes Kapitel aus der Vergangenheit unseres heimischen Kunstlebens.

Die Baugeschichte des Domes zu Riga beginnt mit den Gründungsjahren der geistlich-ritterlichen Oligarchie in den östlichen Kolonisationsgebieten des mittelalterlichen Deutschlands. Unter dem Zeichen des Kreuzes zogen die wehrhaften Ritter ins Land der Ungläubigen, um mit dem Schwerte in der Hand den Boden zu gewinnen, auf dem sich die stolze Macht des Deutschtums der Städtegründerzeit voll entfalten konnte. „Rätselhafte Menschen, die zugleich raufluftige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und wagehalsige Kaufleute und mehr als all dies kühne, weitschauende Staatsmänner" — so charakterisiert Treitschke jene Ordensritter. Ihre großzügige Politik bewiesen sie in zahlreichen Gründungen von Städten, Burgen und Klöstern im ganzen Osten. Im Jahre 1201 wird Riga gegründet, zehn Jahre später der Dom. „Im Jahre 1211, am Tage des Apostels Jakobus (25. Juli) war Bischof Albert mit großem Gefolge von Klerikern und Volk in feierlicher Prozession vor die Stadt gezogen und hatte einen in der Nähe der Düna gelegenen, zum Teil von Lieven bewohnten Platz zum Bau seiner Domkirche und des Domklosters geweiht."

Der Bau wird von Cisterciensermönchen geleitet. Während die Grundrißform in ihrer Anlage als lateinisches Kreuz, an die Vorbilder der Dome in Braunschweig, Lübeck und Ratzeburg erinnernd, dem üblichen Schema folgt, wird der Dom in seinem Aufbau als gewölbte Pfeilerbasilika nach dem sogenannten Hallentypus ausgeführt. Als solcher gehört er zu den frühesten Bei-

spielen dieser Art. Ein halbes Jahrhundert nach seiner Gründung steht der Bau vollendet da. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird eine radikale Umänderung vorgenommen, indem durch Höherführung der Mittelschiffswände aus der Hallenkirche eine reguläre Basilika wird.

Sehr interessant sind die Schilderungen, die der Verfasser von dem Zustande der Kirche gibt, den sie bis zum 16. Jahrhundert als älteste Kathedrale der Erzbischöfe von Preußen und Livland gewahrt hatte. Der „virgo gloriosa" geweiht, war sie ein Stolz des ganzen katholischen Landes, der „terra mariana."

Von den herrlichen Schätzen jener Tage ist leider viel vernichtet worden. Die fanatischen Bilderstürmer der Reformationszeit haben hier ihren blinden Eifer walten lassen. Auch fiel manches der großen Feuersbrunst vom Jahre 1547 zum Opfer.

Der Dom wurde jedoch wieder restauriert und ausgeschmückt, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaß er als protestantische Kirche seine glänzendste Ausstattung. Ein hochentwickeltes Kunsthandwerk im Lande hatte hier Gelegenheit zu reicher Betätigung gefunden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt dann der Verfall. Die kräftige Polychromie des gotischen Baues verschwindet — denn die „dreymalige Ausweißung der Kirche" wird vom Aeltesten Ehlers „mit allem Ruhm besorget." (1786.)

Belagerungen und schwierige Geldverhältnisse traten hinzu, um den baulichen Zustand des Domes im höchsten Grade zu gefährden. Aus den Kapellen werden Salz- und Getreidespeicher. Erst im Jahre 1820 wurde der Dom nach vorhergegangener teilweiser Instandsetzung feierlich dem Gottesdienste übergeben.

Ein hervorragender Anteil an dem weiteren Ausbau des verunstalteten Gotteshauses gebührt dem General-Gouverneur Fürst Suworow. Er zwang geradezu die Administration zu energischen Maßnahmen, unter dem Hinweise darauf, daß „die Domkirche durch ihre vorzügliche Bauart eine Zierde der Stadt bilden könnte." (1851.) Der damalige Stadtarchitekt Felsko erhielt den Auftrag entsprechende Entwürfe vorzustellen. Seine Vorschläge, die im wesentlichen eine Entfernung aller nicht in den eigentlichen Stil passender Zufügungen verlangten, blieben zum Glück unausgeführt. Es begann nun ein allgemeines Interesse für die völlige Restaurierung des Domes wachzuwerden. Der Dörptsche Universitätsarchitekt R. Gulecke veröffentlichte 1884 eine Arbeit über die Wiederherstellung der Kirche. Auch er schlug eine Regotisierung vor. Selbst die alten romanischen Teile sollten gotisch überarbeitet werden; der Dom sollte zwei Türme erhalten — mit anderen Worten: dieses schöne Bauwerk sollte im Geiste des damals herrschenden Purifizierungseifers schulgerecht „restauriert" werden. Zu rechter Zeit wurde gegen diese unglückseligen Versuche Front gemacht. Dr. W. Neumann veröffentlichte 1885 eine Entgegnung. Im selben Jahr wird die „Dombauabteilung" begründet, die nach Durchführung einer umfassenden Wiederherstellung im Inneren und Aeußeren der Kirche sich nach Erledigung der Hauptaufgaben im Jahre 1909 auflöste. Eine große und mühevolle Arbeit war hiermit zum Abschluß gebracht, dank der tatkräftigen Anteilnahme der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen, sowie weiterer Kreise der Bevölkerung in Stadt und Land. Männer wie der Bürgermeister E. v. Boetticher, Ritterschaftssekretär H. Baron

Bruiningk, Anton Buchholtz, insbesondere Prof. K. Mohrmann und späterhin Dr. W. Neumann stellten mit Begeisterung ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache.

Heute steht das herrliche Denkmal deutsch-mittelalterlicher Baukunst in verjüngter Schönheit wieder da. Mag auch vieles in der bestehenden Ausführung nicht ganz befriedigen, mag im Restaurierungsbestreben so mancher nuancenreiche Stimmungszauber übersehen worden sein — im großen und ganzen können wir Balten wieder mit Stolz auf „unseren" Dom blicken.

Die verdienstvolle Publikation Dr. W. Neumanns über den „Dom zu St. Marien in Riga" sei hiermit allen wärmstens empfohlen. Der eingehenden textlichen Behandlung stellt sich das reiche und wohlgelungene bildliche Material würdig an die Seite. Eines besonderen anerkennenden Hinweises bedarf die schöne Ausstattung des Werkes — die durchweg Rigascher Provenienz ist. Sie entspricht allen modernen Anforderungen an die graphische Kunsttechnik unserer Zeit.

Riga. Heinz Pirang.

# An unsere Leser

richten wir bei der Jahreswende die ergebenste Bitte, unserem jungen Unternehmen ihre Freundschaft zu bewahren und ihm durch weitere Empfehlung neue Freunde zu gewinnen. — Die erste Nummer des 2. Jahrgangs wird in den ersten Tagen des Januar 1913 erscheinen; Programm, Umfang und Preis des Blattes bleiben unverändert.

Im ersten Halbjahr 1913 werden u. a. folgende Aufsätze erscheinen:

**H. Aeckerle-Klau** (Berlin): Karl Eitz und seine Schöpfung, das „Tonwort."
**L. Andreas-Salomé** (Göttingen): Lebende Dichtung.
**R. Bahr** (Berlin): J. v. Eckardts „Lebenserinnerungen." — Paul Rohrbachs Werk „Der deutsche Gedanke in der Welt."
**A. Behrsing** (Reval): Aus Turgenjews Jagdrevier.
**C. Blum** (Goldingen): Der Dichter Lenz.
**A. v. Bodisco** (Reval): Ueber den ehemaligen Silberschatz der Nikolai-Kirche Revals.
**Prof. G. Bunge** (Basel): Die Quellen der Degeneration.
**M. v. Buxhoewden** (Reval): Das Märchen vom Sonntagskind.
**Die Bücherei des deutschen Hauses:** Christliche Literatur (Pastor O. Pohrt-Riga). Deutsche Literaturgeschichte (V. Tornius-Leipzig). Memoiren und Briefsammlungen (V. Tornius-Leipzig).
**E. Dehio** (Reval): Das Problem der Verteuerung der Lebensführung und der Entwertung des Geldes.
**Past. E. Gelderblom** (St. Petersburg): Direktor Arthur Brock.
**G. v. Glasenapp** (Dorpat): Die Urheimat der Indogermanen und der Ursprung des russischen Nationalnamens.
**B. Götz** (Berlin): Moderne baltische Lyrik. — Der Maler Erich v. Kügelgen
**C. v. Hahn** (Tiflis): Aus Dr. G. Raddes Leben.
**H. v. Hoerner** (Mitau): Das Auge in der Bouillon (Satire).
**H. Hörschelmann** (Otrada): Altbaltische Erziehung.

**Dr. A. Keilmann** (Riga): Die Frauenpflegerin.
**H. A. Krüger** (Hannover): Diakonus Kaufung (Erzählung aus dem Milieu von „Gottfried Kämpfer"). — Wilhelm v. Polenz (Liter. Skizze).
**J. Kordes** (Moskau): Reiseeindrücke aus Samarkand.
**Prof. J. Lezius** (Reval): Der Zug zur Stadt.
**Alexander Baron Meyendorff** (St. Petersburg): Die neue Kolonistenvorlage der Regierung.
**Piet v. Reyher** (Berlin-Steglitz): Neue Menschen.
**Dr. Pfizenmayer** (Tiflis): Das Mammut in der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt und den Sagen der Menschheit.
**B. Sartorius** (Jena): Mikas Hochzeit (Bild aus dem finnländischen Volksleben).
**H. Sachs** (Berlin): Das Frauenstudium in Deutschland.
**Past. J. Schleuning** (Tiflis): Aus dem Leben der Deutschen im Kaukasus.
**Burchard v. Schrenck:** George Armitstead, Stadthaupt von Riga.
**Prof. L. v. Schroeder** (Wien): Erich v. Schrencks „Richard Wagner als Dichter."
**Dr. G. Schulz** (Posen): Deutsche und Polen in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer."
**Prof. R. Seeberg** (Berlin): Moderne Geselligkeit.
**Elfriede Skalberg** (Riga): Rigaer Brief.
**Dr. Th. Skribanowitz** (Petersburg): Der Philosoph Rehmke.
**Anna Stahl-Schroeder** (Peterskapelle): Die Psychologie im Atelier.
**Maurice v. Stern** (Ottensheim): Aus meinen Lebenserinnerungen.
**Past. Sunzel** (Kraßnojar): Von den Deutschen in Ssamara.
**E. Thomson** (Petersburg): Balten.
**Dr. V. Tornius** (Leipzig): Die moderne Bühne. — Dichter, Kritik u. Publikum.
**C. Worms** (Mitau): Alt-Riga (Aus meinem Lebensbuche).

Die Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für Rußland."



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917 Kl. Königstr. 17
**Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.**
Kataloge kostenlos.

Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**
Buchdruckerei A. v. Grothuß, Riga, Altstadt 8.

**Lesefrüchte, Literarisches Notizbuch,** v. Ernst Gurland. 3. Aufl., eleg. geb. 40 K. in Halbleder . . . . . .75 „

Dieses Buch ist statt der Kladde dazu bestimmt beim Lesen unserer Dichter auf uns besonders einwirkende Stellen, Aussprüche, Zitate, Quellen usw. einzutragen.

Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.

**Zum Gedächtnis an Carl Theophil Schilling,** Pastor zu Nitau. — Seine Predigten, herausgegeben mit Zeitschilderungen und Beschreibungen seines tragischen Todes im Revolutionsjahre 1905 von Pastor M. Stephany. Gebunden in Ganzleinen Rbl. 2.70

Dieses Buch ist ein Dokument der Leiden unserer evangelischen Glaubensbrüder in den Ostseeprovinzen, das niemand ohne Bewegung aus der Hand legen wird. . .

„Geisteskampf der Gegenwart."

**In zwei Welten.** Rudolf Hermann Gurland. Ein Lebensbild. Neue billige Volksausgabe (4. Auflage) mit 12 Bildern. Steif broschiert Rbl. 1.10 Gebunden in Ganzleinen Rbl. 1.90

Das Buch Gurlands, des früheren Rabbiners, Judenmissionars und späteren evangelischen Pastors, ist erbauend und spannend von der ersten Seite an.

Es gibt in der Tat wenige Biographien, die so ergreifend wie diese das Ringen einer Seele um Wahrheit und Gewißheit schildern. „Vierteljahrsbericht."

**Verlag Georg Nenner, Riga, Postfach 996.**

---

# E. LUKIEWICZ, Riga,

Wendensche Straße 14.
Telephon Nr. 41-25.

## Mineralwasser- und Sinalco-Fabriken.

**Spezialitäten:** Bilz-Sinalco, Mors, Solosekt, Honigkwaß u. a.

**Yoghurt-Anstalt.** Einzige auf wissenschaftlicher Grundlage arbeitende Spezial-Anstalt Rußlands.

**Konz. Yoghurt à 15 Kop.,**
**Yoghurtmilch à 10 Kop.,**
**Yoghurt-Delikateßkäse à 10 Kop.**

Yoghurt ist nach Erfahrungen und Urteilen hervorragender Autoritäten das beste Mittel gegen alle Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten. Einziges Vorbeugungsmittel gegen Typhus, Magenkrebs, Cholera, Blinddarmentzündung usw.

Ausführliche Broschüren gratis und franko.

Leiter der Anstalt Provisor **J. Lukiewicz,**
Nahrungsmittelchemiker.

---

# Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

**Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Rußlands.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.